



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





600035582T



III.

ewichtes

26

22

23

24

25

26

27

28

29

30

Heinrich IV. und Philipp III.

Die
Begründung des französischen Uebergewichtes
in Europa.

1598 — 1610.

Von
Dr. M. Philippson.

Erster Theil



Berlin.
Verlag von Franz Dunder.
1870.

237. e 227



V o r w o r t.

Für die gesammten europäischen Verhältnisse ist der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit bedeutendster Umgestaltung. Die gewaltige spanische Monarchie, die länger als ein Säculum Europa beherrscht und mit dem Schreckbilde der Universalmonarchie bedroht hatte, begann sich ihrem Untergange zuzuneigen. Während sie äußerlich ihre alte Stellung durch eine starke Militärmacht, durch ihre stolze Sprache und die Weite ihrer Ansprüche aufrecht zu erhalten suchte: war sie doch innerlich schon in Verfall begriffen. Ihre Hilfsquellen begannen zu versiegen; der niederländische Krieg hatte nicht wenig zu deren Erschöpfung beigetragen; gerade die Ausdehnung der spanischen Herrschaft und Politik trocknete sie vollends aus. Nicht im Gegensatz dazu erhob sich aus der blutigen Zerrüttung der religiösen Bürgerkriege Frankreich unter der Leitung eines scharfblickenden und umsichtigen Königs. Noch gelingt es ihm freilich nicht, eine Ueberlegenheit Frankreich's über Spanien herzustellen. Aber durch eine kluge und bei aller Zurückhaltung energische Politik weiß er Frankreich aus seiner untergeordneten Stellung heraus dem ungeheuren spanischen Reiche gleich zu ordnen. Noch mehr. Er legt durch mannichfache Allianzen, durch Begünstigung der

jungen und aufstrebenden Staaten sowie der neuen Geistesrichtungen, durch die Schonung und Organisirung der französischen Wehrkraft den festen Grund zu dem Uebergewicht, das Frankreich unter Richelieu's Leitung in Europa erlangte.

Aber nicht nur in politischer Beziehung trat dieser Gegensatz zwischen dem absterbenden Spanien und dem sich frisch entfaltenden Frankreich gerade in dieser Zeit mit voller Klarheit in die Erscheinung, sondern auch in den Momenten der inneren Entwicklung. Spanien vergrößert die Armuth seiner durch die beständigen Kriege bereits ausgefogenen Bevölkerung durch ein thörichtes Zoll- und Steuersystem und giebt durch Vertreibung der Hunderttausende von intelligenten, fleißigen und sparsamen Moriskanen seinem Ackerbau und seiner Industrie einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholt haben; alles Gold Amerika's vermag diese Fehler einer verkehrten Staatskunst und Gesetzgebung nicht wieder gut zu machen. Welch' entgegengesetztes Bild zeigt sich uns in Frankreich! Hier werden die zerrütteten Finanzen geordnet, die Schulden abbezahlt, ein beträchtlicher Staatschatz — diese Vorbedingung für eine jede aggressive Politik — angesammelt. Die Verwaltung wird in feste Normen gebracht und in ihren verschiedenen Zweigen zweckmäßig eingerichtet. Die Industrie wird auf alle Weise, freilich bisweilen auf eine irrthümliche, begünstigt. Straßen und Kanäle werden hergestellt und Ruhe und Sicherheit auf ihnen erhalten.

Diese folgenreiche Entwicklung liegt innerhalb der Jahre 1598 bis 1610. Während Verma's Regierung in Spanien den Wendepunkt dieses Reiches zum Verfall bezeichnet, ist Heinrich IV. zwar nicht der Hersteller, wohl aber der Be-

Grundlagen stellte und auch nach außen zu Ansehen und Einfluß brachte. Es kommen also unserem Zwecke gemäß hauptsächlich Frankreich und Spanien für uns in Betracht, die anderen Staaten nur insofern, als sie in die Geschichte jener beiden großen Reiche eingriffen. Im siebzehnten Jahrhundert war die internationale Verbindung der europäischen Länder schon so weit fortgeschritten, daß die isolirte Darstellung der Geschichte eines Volkes nirgends mehr möglich ist. Aber je mehr dadurch für den Historiker die Gefahr, sich in das Schrankenlose zu verlieren, erhöht wird, um so schärfer muß er sein Ziel im Auge behalten, um so genauer den Schwinkel feststellen und bewahren, unter welchem er die verwickelten Verhältnisse Europa's zu betrachten hat. Absichtlich wurde Deutschland, so weit es anging, unberücksichtigt gelassen, weil die Geschichte dieses Landes in dem betreffenden Zeitraume zahlreiche und zum Theil sehr kompetente Bearbeiter gefunden hat, und noch viele andere kundige Federn in diesem Augenblicke sich mit dem eben genannten Theile der Historik beschäftigen.

Bieten diese zwölf Jahre inhaltlich vieles Interesse, so auch in Bezug auf das historische Material, das zu ihrer eingehenden Darstellung vorliegt. Hier war die Arbeit zum großen Theile eine ganz neue. Was zuerst Spanien angeht, so sind für die innere Geschichte dieses Landes unter den Habsburgern — außer den umfassenden Werken von Lafuente u. A. — an neueren Bearbeitungen nur die trefflichen Bücher von Weiß und E. v. Ranke zu nennen.¹⁾ In-

¹⁾ Ungenügend sind die Abhandlungen von Sempere, Havemann u. A.

dieselben, die Briefe der betheiligten Persönlichkeiten, die diplomatischen Relazionen und Denkschriften wurden mit Vorliebe ausgebeutet. Man erhält hier den lebendigsten Einblick in das politische Leben und Treiben der Zeit, die hervorragenden und maßgebenden Menschen treten uns am deutlichsten und klarsten in ihren eigenen Aeußerungen entgegen. Und man würde irren, wenn man glaubte, in diesen Papieren nur die Oberfläche des geschichtlichen Wesens zu finden; im Gegentheile erhalten wir von diesen Diplomaten höchst gesunde Urtheile und auf ausgedehnter Kenntniß der Sache beruhende Schilderungen über Leben, Eigenschaften und Zustände der einzelnen Völker, gut motivirte Betrachtungen über die großen Verhältnisse und Aussichten der Zeit. Zu diesem Behufe habe ich die Dokumente aus dem spanischen Staatsarchiv von Simancas — sie befinden sich aus dieser Zeit zum größten Theile in dem kaiserl. Archive von Paris — die Manuskripte der Bibliotheken zu Paris und Berlin und des Staatsarchivs zu Brüssel genau durchgesehen, was mir von den betreffenden Verwaltungen mit dankenswerthester Liberalität gestattet wurde. Ich glaube, hier vielfach Neues gefunden zu haben, besonders in den Abschnitten über den französisch-savoyischen Krieg, die Biron'sche Verschwörung, die Verbindung Heinrich's mit den spanischen Morisken, die inneren Verhältnisse Spaniens und Frankreich's — die im zweiten Bande eine eingehendere Schilderung finden werden — und besonders auch über den beabsichtigten Feldzug Heinrich's IV. nach Füllich im Jahre 1610. Die so überaus wichtigen venezianischen Relazionen sind jetzt durch die sehr verdienstlichen Sammlungen Alberi's und Barozzi's

und Berchet's leichter zugänglich gemacht worden; die Despeschen haben in dem Buche Mutinelli's eine, allerdings sehr mangelhafte, Kompilazion gefunden. Andere Sammlungen französischer, englischer, spanischer, holländischer und deutscher Aktenstücke wird man unter dem Texte selbst angeführt finden.

Selbstverständlich waren auch die zeitgenössischen Historiker und Memoirenschreiber nicht zu übersehen, die gerade für diese Epoche in großer Anzahl vorhanden sind. Sie wurden überall herangezogen, wo sie Neues und Zuverlässiges beibrachten. Ich hoffe in dieser Beziehung eine ziemliche Vollständigkeit erreicht zu haben. Einen Punkt, auf den schon L. v. Ranke aufmerksam gemacht hat, muß ich hier noch besonders hervorheben, da er die folgende Darstellung vielfach von den sonstigen Schilderungen desselben Gegenstandes unterscheidet. Den Memoiren Sully's durfte nur sehr bedingt Glauben geschenkt werden, da sie einmal in vielen Einzelheiten ungenau, dann aber vorzüglich mit grenzenloser Parteilichkeit, Selbstüberhebung und Feindseligkeit gegen alle anderen bedeutenden Männer der Zeit abgefaßt sind. Die nähere Begründung dieses Urtheiles muß ich den einzelnen Anmerkungen sowie dem Exkurs überlassen, der über diesen besonderen Gegenstand dem zweiten Bande angehängt werden wird.

Möge es mir gelungen sein, zur Beleuchtung und richtigen Beurtheilung einer für die moderne europäische Staatenbildung so bedeutungsvollen Zeit einen Beitrag geliefert zu haben.

bei dessen Durchführung. — Gründe zu neuer Unzufriedenheit für die Reformirten. — Stellung Frankreich's zu den deutschen Prote-
stanten. — Neue Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Spanien. —
Verrätherische Anschläge des letzteren und Savoyen's gegen einige
französische Städte — Vergebliche Unternehmungen der Spanier
gegen Algier und Irland. — Fuentes und Karl Emanuel ver-
schwören sich mit Biron gegen Heinrich IV. — La Rin. — Hein-
rich's Veruche, Biron wieder zu sich hinüberzuziehen. — Biron ver-
folgt die Verschwörung im Innern und draußen. — Verhandlungen
desselben mit Spanien. — Politische Lage im Anfange des Jahres
1602. — Uebergriffe und drohende Rüstungen der Spanier. — Hein-
rich's Befürchtungen und Gegenrüstungen. — Völlige Enthüllung der
Verschwörung. — Biron nach Paris gelockt, gefangen gesetzt und
hingerichtet. — Entwaffnung seiner Anhänger; Bouillon's Flucht. —
Großer Erfolg des französischen Königthums.

141

Viertes Kapitel. Scheinfriede. 1602—1605.

Heinrich's IV. Charakter; seine vorzüglichsten Minister. — England
bietet Heinrich IV. ein Offensivbündniß gegen Spanien an, welches
dieser ablehnt. — Heinrich's Friedensliebe. — Sein Verhältniß zum
deutsch-türkischen Kriege. — Frankreich's und Spanien's Beziehungen
während und unmittelbar nach der Entdeckung von Biron's Ver-
schwörung. — England's Allianz noch einmal von Frankreich zurück-
gewiesen. — Letzter Versuch des Herzogs von Savoyen gegen den
lyoner Frieden; die genfer Escalade. — Savoyen tritt auf Seiten
Frankreich's; großer Erfolg Heinrich's. — Spanien und Frankreich
im Oriente. — Heinrich IV. und die Morisken. — Vergeblicher
Versuch Philipp's III., zu einem Einverständniß mit Heinrich IV.
zu gelangen. — Graubündner Handel. — Neue Mißhelligkeiten
zwischen Spanien und Frankreich. — Entdeckung zahlreicher spani-
scher Untriebe in Frankreich; Nicolas l'Hôte. — Die Dinge in
Graubünden gestalten sich günstig für Spanien. — Reunionsversuche
Fuentes' in Italien. — Die italienischen Staaten nähern sich Frank-
reich. — Zwei Papstwahlen im französischen Interesse. — Große
Erfolge der französischen Politik in den letzten Jahren — England
dagegen schließt sich mehr Spanien an. — Gegenseitige Verdächtigungs-
versuche Spanien's und Frankreich's bei Jakob I. — Uebergang zu
den inneren Ereignissen Frankreich's in diesen Jahren

232

Erfurs über die Quellen zur Geschichte der Biron'schen Ver- schwörung

375

Auszüge aus den Depeschen Philippe d'Alcala's

394

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Herstellung des religiösen Friedens in Frankreich. — Abschluß und Ergebnisse von Philipp's II. Regierung in Spanien. — Sittlicher Zustand Westeuropa's am Ende des 16. Jahrhunderts. — Lebhaftigkeit der religiösen Leidenschaften und deren Konflikt mit der politischen Lage. — Spaniens Verhältnisse, Machtstellung und politische Bestrebungen. — Zustände und Ziele Frankreichs. — Holland. — England und Schottland. — Eigenthümliche Stellung Deutschlands. — Skandinavien und Polen ohne europäische Bedeutung. — Die italienischen Staaten.

Der Friede von Nervins, am 2. Mai 1598 zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, setzte endlich dem furchtbaren religiösen Bürgerkriege ein Ziel, der ein Menschenalter hindurch die blühenden Gauen Frankreichs verwüstet, seine Städte und Dörfer in Trümmer gelegt, unzählige seiner Söhne in den Tod oder in Elend, schlimmer als der Tod, gebracht und sein Ansehen, seinen Einfluß nach außen vernichtet hatte. Jede der beiden Parteien, die so lange um die Herrschaft gestritten, konnte sich den Gewinn im Kampfe zuschreiben; und doch wieder keine derselben. Freilich hatten die Hugenotten ihren großen Führer, Heinrich den Bearnier, gegen den einst das

ganze katholische Frankreich in Waffen gestanden, zum Siege geführt, und unbestritten herrschte derselbe jetzt in Paris: aber der Selbherr der Reformirten hatte erst aus dem Munde des Erzbischofs von Bourges die Messe hören müssen, bevor ihm die stolze Hauptstadt und mit derselben die Krone Frankreichs zugefallen war. So triumphirten die Hugenotten in der Person ihres Leiters, während die Katholiken ihr höchstes politisches Prinzip, daß nur ein Katholik König sein könne in Frankreich, aufrecht erhalten hatten. Selbstverständlich war durch diesen Ausgang keine der beiden Parteien befriedigt. Die Reformirten freilich, als die Schwächeren, sahen sich, wenn auch grollend, gezwungen, sich in ihr Schicksal zu finden, um den König nicht gegen sich aufzubringen. Dagegen setzten die Heftigeren unter den Katholiken den Kampf noch fort, bis Heinrich's Uebergewicht an Talent und Ansehen, des Landes und ihre eigene Erschöpfung und endlich das Versagen der spanischen Hülfe sie zum Frieden zwangen, welcher dann von der einen Seite durch die Anerkennung Heinrich's IV. seitens des Papstes, von der andern durch das Toleranzedikt von Nantes seine endgültige Befestigung fand.¹⁾

Vierzig Jahre lang hatte Philipp II. von Spanien mit unerschreiblicher Ausdauer und mit rastloser Anstrengung gegen den neuen freieren Geist angekämpft, der sich mit so ungeahnter Schnelligkeit über Europa verbreitet hatte. Eingeschlossen in sein Cabinet im Herzen des entlegenen Spanien's hatte dieser Mann, schwächlich an Körper, von schwächlicher Gesundheit, den Kampf gegen den Riesenfeind aufgenommen, der an allen Orten zu triumphiren schien, vom Nordkap herab bis nach Toskana und Aragon. Von dem Cabinette des Königs aus wurden zahllose Armeen, wurden schlaue Diplomaten, wurden glühend fanatische Prediger gegen die Reformation, gegen jede politische und religiöse Freiheit in das Feld ge-

¹⁾ Das Edikt von Nantes wurde gegeben am 15. April 1598, während die Exekution Heinrich's vom Banne durch den Papst bereits im September 1595 stattgefunden hatte. H. Martin, *Histoire de France* (4. éd. Paris 1857) X. 382. 432. Sismondi, *Hist. des Français* (Paris 1836) XXI. 345. 486.

dessen Haupterfordernisse ruhig vorschauender Blick und Festhalten an der Realität der Thatfachen sind, ganz unfähig. Indem er stets eine größere Zahl umfassendster Entwürfe zugleich betrieb, zerplitterte er beständig seine Kräfte und konnte nirgends mit der nöthigen Bucht und dem nöthigen Nachdrucke auftreten. Ein allseitiges Unterliegen war die nothwendige Folge. So war Philipp am Abende seines Lebens ein innerlich gebrochener Mann. Jede Schwungkraft war in ihm erlahmt, die Hoffnung auf Erreichung seiner Ziele erstarben. Um seinem schwachen Nachfolger die Herrschaft über das entkräftete Reich in Frieden und Ruhe zu hinterlassen, und wegen gänzlicher Leere seiner Kassen mußte er den Frieden von Bervins unterzeichnen,¹⁾ in dem er auch die wenigen Vortheile aufgab, welche der ungeheure, zehnjährige Aufwand spanischen Blutes und Goldes ihm in Frankreich eingebracht hatte. Wenige Monate darauf, am 13. September 1598, starb er — er, der Urheber so schrecklichen Sammers, so unfähigen Unheils in ganz Europa, unter dem Ausspruche der festen Ueberzeugung, nie wissentlich etwas Böses gethan zu haben!²⁾

Sicherlich waren diese Worte keine wissentliche Unwahrheit. Mag der sterbende König mit ihnen vielleicht auch eine Beruhigung des eigenen Gewissens bezweckt haben, so daß sie mehr besagten, als eigentlich seiner innern Ueberzeugung entsprach: Andere gedachte er mit denselben nicht zu täuschen. Ein Mann, der so fest den Lehren seiner Religion anhing, wie Philipp II., der also der sichern Ueberzeugung war, in wenigen Augenblicken vor dem Richterstuhle Gottes zu stehen, konnte nicht in dieser seiner Todesstunde eine so grenzenlose Heuchelei an den Tag legen. Vielmehr verstehen wir, wie seine Worte vollkommen aufrichtig gemeint sein konnten, wenn wir nur

¹⁾ Ueber die Gründe Philipp's für den Frieden von Bervins s. Bentioglio, Della guerra di Fiandra, parte III. l. IV. p. 463 s. (éd. Paris 1645).

²⁾ Translation de la relation de la mort de Philippe II. par le P. Confesseur. Anvers 1599 (8°). — Vergl. Motley, History of the United Netherlands, III. 505 (éd. London 1867). — Khevenhiller, Annales Ferdinandei (Leipzig 1722) V. 2024 ff.

flüchtig die gänzliche moralische Auflösung in Betracht ziehen, die in jener „guten alten Zeit“ alle Schichten des politischen Lebens durchdrungen hatte.

Die erbitterten und ununterbrochenen Kämpfe, die um der Religion willen ein Volk des christlichen Europa auf das andere, ja die eine Hälfte jeder Nation auf die andere gehegt, hatten allmählich alle Bande der Sitte und des Rechtsbewußtseins zerstört. Die Verschmelzung der religiösen mit dynastischen und sonstigen politischen Motiven, die ja immer inniger geworden war, hatte selbstverständlich die moralische Verwilderung nur noch steigern können. Vortbruch, Verrath, Meineid, gemeine List, Mordelmord galten auf dem politischen Kampfplatze für vollkommen erlaubte Waffen. Männer, die im Privatleben höchst sorgfältig auf die fleckenlose Bewahrung ihrer Ehre hielten, machten sich kein Gewissen daraus, in ihrem öffentlichen Handeln zu den schändlichsten Mitteln zu greifen. „Heutzutage“, bemerkt der venetianische Gesandte in Paris im Jahre 1598¹⁾, „wird es nicht für schimpflich gehalten, seinen Nächsten zu täuschen und zu betrügen, wenn es nur zum Vortheile ausfällt: vielmehr wird die Sache bei dem Betrogenen für Einfalt und bei dem Betrüger für geistige Fähigkeit angesehen; und wenn der Betrug geschehen, so rühmen die Thäter sich desselben und verspotten den Betrogenen.“ Unter Denen, welche dem Könige Heinrich III. zu der hinterlistigen Ermordung des Herzogs von Guise in Blois rathen, befanden sich vier der rechtschaffensten Edelleute der Zeit.²⁾ Der König selbst, freilich auch sonst kein Spiegel der Sitte, hatte dem Herzoge noch nicht vierzehn Tage vorher auf das Sacrament des Altars Versöhnung und Freundschaft geschworen.³⁾

¹⁾ Relazione di Pietro Duodo bei Alberi, Relazioni d. ambasc. veneti nel sec. XVI., vol. XV. 102 f.

²⁾ H. Martin, Hist. de France, X. 109 ff.

³⁾ Pierre de l'Etoile, Journal de Henri III., éd. Michaud II., I., 1, p. 266.

So kann man sich andererseits nicht wundern, wenn man findet, daß die Führer der Egiften unzweifelhaft um die Ermordung Heinrich's III. wußten, ja, daß eine vornehme Dame, die Herzogin von Montpensier, sich dieser Mitwissenschaft laut rühmte.¹⁾ Das Schwanken der Egiften für oder gegen Spanien, je nachdem dieses gut oder schlecht bezahlte;²⁾ die Auslieferung der Hauptstadt durch Brissac an Heinrich IV. für eine große Geldsumme; die schmachvollen Friedensbedingungen der vornehmen Häupter der Liga ihrem rechtmäßigen Könige gegenüber, die diesem sechs Millionen Goldthaler kosteten: dieses Alles übergehe ich als zu bekannt. Daß ein Kommandant dem Landesfeinde eine Festung gegen gute Bezahlung überließ oder doch anbot, war nichts Seltenes.³⁾ Ebenso wenig machten französische Edelleute sich ein Gewissen daraus, etwa dem spanischen Hofe als Spione zu dienen.⁴⁾ Spanien hatte die Frau eines Mitgliedes des französischen Geheimen Rathes gewonnen, welche über die Staatsangelegenheiten nach Madrid berichtete. Da aber in den Rechnungen, welche die Gesandten für die von ihnen verausgabten Geldern ihrem Könige abzulegen hatten, der Name dieser Dame erwähnt wurde, so fand sich wieder unter den spanischen Ministern ein Verräther, welcher die Sache nach Paris meldete. Die Dame starb vor Kummer über diese Entdeckung, den spanischen Gesandten jedoch wurde gestattet, fürder den Namen ihrer

¹⁾ P. d. l'Estoile, Journ. de Henri IV., bei Michaud II., I., 2 pag. 3.

²⁾ Man sehe hierüber u. A. Poirson, Hist. du règne de Henri IV. (2. éd.) I. 304 ff.; ferner Campanella, De Monarchia Hispanica (Amstel. 1640) 167 f.: Et vide quae so, quomodo Philippus noster duces Humenam, Joieusam, Mercurium et Guisium contra regem Navarrae pecuniâ suâ sustinuerit, et quo pacto Navarreus eosdem recuperaverit et ad se pertraxerit, postquam ille tenacior factus manus clausit.

³⁾ MS. Consulta des span. Staatsrathes vom 9. Dez. 1600, Archiv von Simancas (Arch. Impér. in Paris), K. 1426. MS. Depeſche Yrraraga's vom 12. April 1608 ibid. — Vgl. Motley II. 169, 546.

⁴⁾ MS. Consulta des sp. Staatsrathes vom 12. Juli 1601 l. c.

nahm überhaupt keinen Anstand, laut einzugestehen, daß Doppeltüchtigkeit die Seele seiner Politik sei.¹⁾

Und wie in Frankreich, so herrschte dieses unbedingte Utilitätsprinzip nicht minder unter den regierenden Klassen des Nachbarreiches Spanien. Der spanische Adel, welcher die Ehre beständig im Munde führte, machte sich keine Skrupeln daraus, im politischen Leben der schlimmsten Ehrlosigkeit zu huldigen. König Philipp, der Unschuldige, der in seinem Leben nie wissentlich Böses gethan, sandte einen Meuchelmörder nach dem anderen gegen die ihm mißliebigen Persönlichkeiten aus; Wilhelm von Dranien, Elisabeth Tudor, Antonio Perez und Alexander von Parma waren abwechselnd das Ziel seiner hinterlistigen und grausamen Anschläge. Alexander Farnese von Parma, sonst die Blume edler Ritterschaft, gab sich in politischem Interesse zu einem Betrüge gemeinsten Art her. Während Philipp II. bereits auf das genaueste den Plan zur Invasion England's mit ihm durchgesprochen hatte, knüpfte Alexander höchst freundschaftliche Unterhandlungen mit der Königin Elisabeth über ein abzuschließendes Friedens- und Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Staaten Spanien und England an.²⁾ Er versicherte die Abgesandten der Königin beständig seiner vollkommenen Aufrichtigkeit und Friedensliebe — auf seine Ehre als Christ, Edelmann und Fürst. Niemandem möchte er lieber dienen, als der Königin von England. Und während Parma so sprach, lagen in seinem Kabinette die Briefe, in denen Philipp die Hoffnung aussprach, daß England sich schon in der Gewalt seines Generals befinde! Unter solchem Truge nun zog Alexander die Verhandlungen zwei Jahre lang hin, bis sie durch den Geschützdonner der Armada unterbrochen wurden.³⁾ Der spanische Governor von Mailand, der Graf Fuentes, betheiligte sich unzweifelhaft zugleich mit dem Herzoge von Savoyen an der Ver-

¹⁾ V. v. Ranke, Französ. Gesch. im 16. und 17. Jahrhundert, II. (Stuttgart 1854) 102.

²⁾ Motley, Kap. 17 und 18.

schwörung des Herzogs von Biron gegen das Leben Heinrich's IV.: und der spanische Hof dachte nicht daran, seinen Statthalter für ein so schändliches Unternehmen zu bestrafen.¹⁾ — Unter den spanischen Finanzbeamten herrschte mindestens eben so große, wenn nicht noch größere, Verderbtheit wie in Frankreich.²⁾ Die ungeheuren Reichthümer, welche die Minister Villalonga und Lerma sich aus Staatsmitteln aufhäufeten, standen in schneidendem Kontraste zu dem Mangel, der sich von Jahr zu Jahr mehr auf allen Gebieten des Staatslebens geltend machte. Der Herzog von Lerma besaß ein jährliches Einkommen von 600,000 Dukaten (nach jetzigem Geldwerth vier Mill. Thaler); sein Günstling Calderon, aus niedrigem Stande und tiefster Armuth von ihm emporgehoben, nicht viel weniger. Als im Jahre 1607 Villalonga endlich wegen seiner Mißverwaltung zur Rechenschaft gezogen wurde, nahm die Ausräumung seiner Möbel und Kostbarkeiten drei Tage in Anspruch, obwohl eine ungemein große Anzahl geräumiger Lastwagen hierzu benutzt wurde. In allen Theilen des Hauses, bis auf das Privé und die Gräber der Vorfahren, wurden beträchtliche Geldsummen und Juwelen vergraben gefunden; 300,000 Dukaten in Baarem, die seine Frau nach Valencia gesandt, wurden mit Beschlagnahme belegt. Zur selben Zeit verhaftete man den Staatsrath Alonso de Prado. In dem Hause seiner Gemahlin allein befanden sich mehr als 40,000 Goldthaler Werth in bearbeiteten Metallen, andere 40,000 in Juwelen, mehr als 90,000 Dukaten Werth in Tapissereien, 650,000 Dukaten in verschiedenen Werthpapieren; er besaß 540,000 Dukaten in Häusern und Ländereien, abgesehen von vielen, gar nicht abgeschätzten Gütern! — Auf diese Weise verwalteten damals die spanischen Großen und Minister das Staatsvermögen!

Auch der englische Adel zeigte sich in keiner Hinsicht moralischer

¹⁾ Berger de Xivrey, Lettr. miss. d. H. IV., vol. V. 635 ff. 649, 659, 669, 693. — MS. Consulta des span. Staatsraths vom 6. Juli 1602. K. 1426. Arch. v. Sim.

²⁾ Sir Ralph Winwood's Memorials, II. 275, 286.

und ehrenhafter, als seine französischen oder spanischen Standesgenossen. Sir William Stanley verrieth für eine Geldsumme die ihm anvertraute Stadt Deventer an den spanischen Obersten Tassis. Ein gewisser John Annias wurde bei einem Mordversuche auf die Königin Elisabeth gefangen; aber der Staatssekretär Sir Robert Cecil rettete ihm das Leben und gab ihm die Freiheit zurück unter der Bedingung, daß er den irischen Rebellen Florence Mac Carthy meuchelmorde. Auch später gebrauchte der Minister diesen Glenden als Spion und wahrscheinlich zu noch schlimmeren Dingen. Als derselbe einst unbesonnen genug war, sich seiner geheimen Aufträge zu rühmen, sorgte Cecil mit großem Eifer dafür, daß er gehängt wurde.¹⁾ Verschwörungen unter dem Adel England's und Schottland's gegen das Leben des Fürsten waren so zahlreich und sind so bekannt, daß es der Mühe nicht lohnen würde, sie hier noch einmal anzuführen. In der Geschichte Jakobs VI. von Schottland werden wir Gelegenheit haben, die bodenlose Verrätherei zu besprechen, welche dieser Fürst in seinen mannichfachen Verhandlungen zur Erlangung der englischen Krone an den Tag legte, sowie die heimlichen Verständnisse aufzudecken, in welche die vertrautesten Minister der alternen Elisabeth sich schon viele Jahre vor dem Tode derselben mit dem Sohne Maria Stuart's eingelassen hatten. Bestechlichkeit herrschte am englischen Hofe und im englischen Staatsrathe unbedingt. Als Jakob im Jahre 1603 den englischen Thron bestiegen hatte, wetteiferten der französische und der spanische Gesandte in Bestechungen: der letztere gab am meisten und trug so den Sieg über seinen Nebenbuhler davon; und doch hatte der Franzose 200,000 Goldthaler zu Geschenken mit nach England genommen!²⁾ Im Jahre

¹⁾ Letters of S. Rob. Cecil to S. G. Carew; edited by John Maclean (Camden Society 1864), p. 49 nebst Note.

²⁾ Bericht (spanisch) über den span.-engl. Frieden, aus dem British Museum abgedruckt bei H. Ellis, Original-Letters, ser. II. vol. III. p. 207—215. — Bgl. Lettr. miss. VI. 192, 212; MS. v. Sim. Depeſche Tassis' an den König vom 3. Juni 1603 (K. 1606); Sally, Oec. roy. etc.

- 1605 wurde der Earl von Nottingham, einer der Geheimen Rätthe des Königs, als außerordentlicher Gesandter nach Spanien geschickt, und er entblödete sich nicht, sich für bedeutende Geldsummen den Spaniern gefällig zu erweisen, indem er seine Berichte nach deren Gutbefinden zustutzte.¹⁾

Solche Beispiele ließen sich aus jenen Ländern selbst und ebenso aus Deutschland und Italien noch vielfach anführen; aber das Gesagte wird genügen, um dem Leser den moralischen Standpunkt der damaligen politischen Welt klar zu machen. Für das Verständniß und die richtige Beurtheilung der in dem Folgenden zu schildernden Thatfachen ist es eben nothwendig, sich in die sittliche Atmosphäre zu versetzen, in welcher die Fürsten und zum größten Theile auch die Völker vor zweihundertundfünfzig Jahren sich bewegten und handelten. Den eigenen Vortheil zu suchen, wo er auch zu finden sei, war das Ziel, dem damals Vornehm und Gering huldigten. Wäre dies nur in einem Staate so gewesen, derselbe hätte unfehlbar vor den anderen zu Grunde gehen müssen; aber gerade die Allgemeinheit des Uebels ließ dessen Folgen für das Leben und den Bestand der Staaten nicht so schlimm hervortreten, wie man im ersten Augenblicke glauben sollte.

In religiöser Beziehung hatten sich die Leidenschaften, die schon bei dem Albigenser- und dem Hussitenkriege zum Ausbruche gekommen, später durch die Reformation auf das heftigste angereizt waren und seit fünfzig Jahren Europa mit Blut und Trümmern bedeckten, noch nicht im mindesten abgekühlt. Wenn später die Scheidung der Religionen nach den Völkerstämmen auf das segensreichste für den Frieden wirkte, so hatte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts diese Trennung erst noch zum kleinsten Theile vollzogen. Nur in Spanien und Italien war jeder religiöse Zwiespalt erstickt, man weiß, durch welche Mittel; aber in jedem der übrigen Länder Europa's klappte ein weiter Riß zwischen den katholischen und den

¹⁾ Winwood's Memorials II. 92.

neugläubigen Bürgern. In Deutschland machte die Gegenreformation langsame aber unverkennbare Fortschritte. In Polen war ihr zwar die Unterdrückung, doch nicht die Ausrottung der neuen Lehre gelungen. In Skandinavien triumphierte das Luthertum nach vielen Kämpfen. In England war noch unter Elisabeth ein Drittel der Bevölkerung katholisch; in den sieben vereinigten Provinzen der Niederlande noch zur Zeit der Armada sogar der größere Theil.¹⁾ In Frankreich hatte soeben der Katholizismus gesiegt, indessen besaßen die Hugenotten noch 750 Kirchen und sollen an 270,000 Familien ausgemacht haben,²⁾ also etwa 1,300,000 Individuen. In der Schweiz standen die katholischen und die reformirten Kantone sich schroff gegenüber. So war in jedem Lande der Stoff zum schnellen Wiederauflockern des religiösen Habers gegeben, der kleinste Funke genügte, um von neuem einen Weltbrand hervorzurufen.

Diese Vermischung der Religionssekten verhinderte nun freilich nicht, daß schon jedes der Länder Europa's, meist nach der Mehrheit seiner Bewohner, Partei genommen hatte für die eine oder die andere Religion. Der gesammte Süden: Spanien, die italienischen Fürsten, das Kaisertum, die meisten Fürsten Süddeutschland's, Frankreich, standen auf Seiten des Katholizismus; von den nordischen Staaten nur Polen, dessen Einfluß nach außen freilich schon ein sehr geringer war. Ganz Norddeutschland, die skandinavischen Staaten, England, die freien Niederlande hatten sich dagegen als Staaten der römischen Kirche entzogen. Ein Blick auf die Ausdehnung, die Bevölkerung und den damaligen Kulturzustand der beiden Ländergebiete genügt, um die Uebermacht der alten Lehre über die neue in politischer Be-

¹⁾ Motley, II. 439.

²⁾ Ranke, Franz. Gesch. II. 57. — Als Ergänzung zu dieser Angabe mag dienen, daß im November 1619 (nach manchen Verlusten des franz. Kalvinismus) der Kardinal Bentivoglio in seiner amtlichen Relazione degli Ugonoti di Francia (Opere tutte, Paris 1645, I. 95) die Anzahl der Hugenotten in Frankreich rund auf eine Million anschlägt.

ziehung zu erkennen. Wie weit stand England, der leitende Staat des Protestantismus, an Macht zurück hinter Spanien und Frankreich, den hauptsächlichsten katholischen Ländern! Wären diese beiden letzteren einig gewesen, so wäre unzweifelhaft die Reformation im Blute des letzten Protestanten und unter den rauchenden Trümmern der letzten evangelischen Kirche erstickt worden: aber zum Glücke verhielt sich dies anders.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Deutschland und Italien in unheilbare Zerrüttung verfallen waren, während England sich mühsam aus den Wirrnissen des Bürgerkrieges herausarbeitete, gab es nur zwei Völker, die äußerlich stark und innerlich geschlossen genug waren, um die Vormacht und das Uebergewicht in Europa anstreben zu können: Spanien und Frankreich. Beide ehrgeizig und kriegerisch und geleitet von begabten, weitaussehenden Fürsten, mußten sie dasselbe Ziel verfolgen und so unvermeidlich auf einander stoßen. Die nahe Nachbarschaft, ja selbst die enge Rassenverwandtschaft stärkten noch die gegenseitige Feindseligkeit. Das unverkennbare Streben der spanischen Habsburger nach der Weltherrschaft steigerte die Gegnerschaft der Valois und ihrer Nachfolger, der Bourbonen, auf den höchsten Gipfel. Als nun die große Kirchenspaltung entstand, blieben beide Nationen wesentlich katholisch, aber gerade deshalb mußte es sich entscheiden, welche von ihnen die Führerschaft der katholischen Völker übernehmen sollte. Die Stellung Karl's V. als römischen Kaisers, der düster fanatische Sinn der Spanier selbst entschieden für diese. Damit aber kam Frankreich in eine sehr eigenthümliche Lage, denn durch seine religiösen Interessen auf Spanien hingewiesen, wurde es durch seine politischen jetzt mehr als je demselben gegenüber gestellt. Der Ausgang dieses Dilemmas blieb keinen Augenblick zweifelhaft: das französische Nationalgefühl war bereits so sehr erstarrt, daß es auf politischem Gebiete sofort den Sieg über die religiösen Beweggründe davon trug. Während also Franz I. und Heinrich II. in ihrem eigenen Lande die Reformirten schaarenweise verbrannten, schlossen sie sich auf das engste an

die deutschen Protestanten, an England an. In den schlimmsten Tagen der Liga war das französische Volk nicht durch Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Verheißungen dahin zu bringen gewesen, um der Religion willen das Land an Spanien zu überliefern. Der Sieg, den dann durch Heinrich IV. die gemäßigte Partei gewonnen hatte, konnte selbstverständlich nur zur Befestigung dieser Lage beitragen. Nach seinem Uebertritte zum Katholizismus änderte Heinrich nicht im mindesten seine Politik, und während er sich bei jeder Gelegenheit als den ergebensten Sohn der Kirche bekannte, setzte er sein Bündniß mit den Reformirten, mit England, Holland und den deutschen Protestanten unverkümmert fort. Hierdurch hatte sich nun die Sachlage so gestaltet, daß einstweilen, besonders in Frankreich selbst, dann aber auch im übrigen Europa, der Gegensatz zwischen den beiden Religionen etwas zurücktrat und dafür die Gegnerschaft zwischen dem französisch-englisch-holländischen und dem spanisch-kaiserlichen Interesse sich mehr in den Vordergrund stellte.¹⁾ Betrachten wir nun etwas eingehender die politischen Zustände und Stimmungen in jenen Ländern, besonders in den wichtigsten derselben, Spanien und Frankreich.

Spaniens Macht dehnte sich damals gewaltig über die beiden Hemisphären aus. Das ganze Reich zerfiel in vier Theile,²⁾ die spanischen Königreiche, die italienischen Staaten, die indischen Besitzungen und Ländern. Spanien selbst wurde in zwölf Königreiche getheilt, obgleich es im Grunde nur aus den drei Kronen Kastilien, Aragon und Portugal bestand. Die nord- und westafrikanischen Besitzungen hingen gleichfalls von Spanien ab. Die italienischen Staaten unter Spaniens Botmäßigkeit waren die Königreiche Neapel, Sizilien und Sardinien, das Herzogthum Mailand und die drei

¹⁾ Vgl. Discours du duc de Rohan durant ses persécutions de St. Jean, p. 27 ff. (Mém. du duc de Rohan, Elzev. éd. 2, 1646).

²⁾ Relazione di Franc. Vendramino (1595) und Relaz. di Ag. Nani (1598) bei Alberi ser. I. vol. V. 443 ff. 475 ff.; Relaz. di Franc. Soranzo bei Barozzi e Berchet, I., I. 27 ff.

toskanischen Festungen Orbitello, Port'Ercole und Telamone; auch Piombino's und Finale's bemächtigte sich Spanien und hielt dort Garnisonen von zusammen 1100 Mann. Die indischen Besitzungen wurden in die östlichen (asiatischen) und die westlichen (amerikanischen) unterschieden. Die östlichen Indien waren zum größten Theile durch die Besitznahme Portugal's an Spanien gekommen; der Vizekönig residirte in Goa. Die westindischen Besitzungen standen unter den beiden Vizekönigen von Peru und Neuspanien (Mexiko) und dem Governorator der Inseln, der in San Domingo seinen Sitz hatte, und erstreckten sich von Texas bis nach Patagonien hinab, ohne freilich in Südamerika sich tief in das Innere des Continents auszudehnen. Flandern endlich bestand aus dem eigentlichen Flandern (den Niederlanden) und der Freigrafschaft Burgund. Sieben der siebzehn flandrischen Provinzen waren jedoch im offenen Aufstande gegen die spanische Monarchie begriffen.

Niemals hatte die Sonne ein ähnliches Reich beschienen. Wie klein war der römische Orbis terrarum gegen diese Besitzungen, welche die Hälfte der gesammten Erde bedeckten! Der stille Ozean, das indische Meer, der atlantische Ozean waren, wenigstens der Theorie nach, spanische Binnenmeere. Die Spanier herrschten unbestritten im westlichen Becken des Mittelmeeres. Alle wichtigen Marine-Stationen in Flandern, Spanien, Süditalien, in Süd-asien, ganz Afrika und Amerika waren in ihren Händen. Staatsmännische Schlaueit, Tapferkeit, Glück und Heiraths-Verbindungen hatten Länder zu einem Staate zusammengeschmiedet, deren Lage, Sitten, Rassen, Interessen die möglichst verschiedenen waren. Spanien war durch seine flandrischen Besitzungen unmittelbarer Nachbar Deutschland's und England's. Sein furchtbarster Nebenbuhler, Frankreich, war von spanischen Gebieten rings umschlossen. In Italien gehörten den Spaniern die schönsten Provinzen — die Hälfte der Halbinsel — und der Tag schien nicht mehr fern, wo auch der Rest in die erdrückende Umarmung des spanischen Kolosses verfallen würde. Die Spanier waren mit Recht stolz auf das mächtige Reich, das ihr

Muth und ihre Klugheit ihnen gewonnen hatte. In dem Volke lebte das Gefühl, daß Spanien zur Weltherrschaft berufen sei. Auf einem Triumphbogen, der im März 1526 zur Feier von Karl's V. Vermählung in Sevilla errichtet worden, las man die stolze Inschrift:

Maximus in toto regnat nunc Carolus orbe

Atque illi merito tota machina subest.¹⁾

Allerdings entsprach die Bevölkerungszahl der überschwänglichen Ausdehnung dieses Reiches nicht ganz. Die spanische Herrschaft war eine drückende, dem Aufblühen ihrer Gebiete wenig günstige; besonders in dem Mutterlande selbst hatten die später zu erwähnenden Ursachen eine schnelle Abnahme der Bevölkerung herbeigeführt. Bei der Thronbesteigung Philipp's II. betrug sie dort noch ungefähr zehn Millionen Seelen, und im Jahre 1594 ergab der Censüs nur 8,206,791 Einwohner. Wir werden sehen, wie reißend diese Ziffer noch in der spätern Zeit abnahm. Portugal hatte ungefähr 1½ Millionen Bewohner, aber auch in diesem Lande räumten die Pest, die spanischen Mißhandlungen, die durch die Holländer zugefügten Verluste furchtbar auf. Sizilien war dicht bevölkert, weniger auf dem Lande, als in den Städten, und wird ungefähr 1¼ Million Einwohner gezählt haben, Neapel aber etwa 2¾ Millionen;²⁾ auch dieses Land wird als ein sehr blühendes und dicht bevölkertes geschildert. Sardinien enthielt ungefähr 300,000 Bewohner; Mailand

¹⁾ Mignet, Rivalité de Charles-Quint et de François I. (Revue des deux mondes, 1866 t. 62 p. 13).

²⁾ Ch. Weiss, L'Espagne depuis Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons, II. 72 f. — Auch Fr. Soranzo schätzt die Zahl der Spanier auf 8 Millionen; Barozzi e Berchet, I., I. 69. — Vgl. ferner Salazar, Monarquía de España, 3 Bde. (Madrid 1770) passim. — Meistens können die Zahlen der Provinz-Bevölkerungen wegen des Mangels genauer Schätzungen nur annähernd gegeben werden.

³⁾ Nach der Relation des Girol. Ramusio (Alberi XV. 348) hatte Neapel im Jahre 1597 480,726 Feuerstellen. Auf jede Feuerstelle kann man nun mit der Bedienung, den Soldaten, den Ordensgeistlichen u. ungefähr 6 Seelen rechnen. — Ueber Sizilien vgl. Relaz. di Plac. Ragazzoni 1574 (Alberi II., V. 480).

etwas mehr als eine Million¹⁾ (seine Grenzen waren Sefia und Abda, Graubünden und der ligurische Apennin). Die zehn gesonderten Provinzen der Niederlande hatten noch eine Bevölkerung von mindestens $2\frac{1}{4}$ Millionen, die freilich gleichfalls in der Folge stark abnahm. Die Franche-Comté endlich mochte wohl eine Drittel-Million Seelen enthalten. So zählte das ganze spanische Europa ungefähr 18 Millionen Bewohner. — Von den beiden Indien kennen wir die genauen Ziffern nicht. Während indeß die Zahl der Europäer in Amerika durch die Einwanderung schnell wuchs, verminderte sich die eingeborene Bevölkerung in vierfach größerem Maße.²⁾

Wenn wir nun jene Ziffern unverhältnißmäßig klein finden, so dürfen wir doch hierbei nicht vergessen, daß damals überhaupt die Länder Europa's weit von der jetzigen Dichtigkeit der Bevölkerung entfernt waren. England, Irland und Schottland z. B., die jetzt zusammen über 30 Millionen Einwohner zählen, enthielten damals höchstens fünf Millionen,³⁾ und Frankreich kaum mehr als zehn Millionen.⁴⁾ Es war also eine für die Zeit, von der wir reden, ungeheure Macht, die so in die Hände des spanischen Königs gelegt war. Und er war, wenigstens nominell, der unumschränkte Gebieter über dieselbe. Philipp's II. rücksichtslose Herrschbegier und eiserne Hand hatten die letzten Reste von Volksfreiheit vernichtet, welche

¹⁾ Die Stadt Mailand allein hatte im Jahre 1587 293,000 Einw.; Relaz. d'Antelmi bei Alberi, II., V. 363. Danach muß man sicher die Zahl 350,000 für das Jahr 1589 bei Leoni auf 300,000 und nicht auf 250,000 corrigiren; vgl. Ranke, Fürsten und Völker (2. Aufl.) 432 Anmerk.

²⁾ Ulloa, Restablecimiento de las fabricas y comercio (Madrid 1740), II. 217.

³⁾ Im Jahre 1618 berechnet Antonio Foscarini die Bevölkerung England's zu $3\frac{1}{2}$ Mill., Schottland's zu etwas über 1 Mill., Irland's zu $\frac{1}{2}$ Mill. (Barozzi e Berchet IV).

⁴⁾ In der Relaz. di Andrea Gussoni e di Ag. Nani bei Barozzi e Berchet II., I. 454 wird die Zahl der Einwohner auf 13 Mill. angegeben; indeß dieser Bericht stammt bereits aus dem Jahre 1611, wo seit 1598 wieder dreizehn Friedensjahre verfloßen waren. — Jedenfalls zu hoch ist die Schätzung von Ang. Badoer (B. e B. II., I. 85).

nach der Unterdrückung des Aufstandes der Comuneros unter Karl V. noch übrig geblieben waren. Die aragonischen Fueros waren aufgehoben, die kastilischen Cortes wurden von der Regierung bezahlt und dienten nur noch zur Verherrlichung des Thrones; einzig die baskischen Provinzen hatten sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrt. Die Macht der Aristokratie war thatsächlich gebrochen worden, als Ferdinand der Katholische die Großmeisterwürde der drei Ritterorden für immer an die Krone geknüpft hatte. Trotz seiner unbeschränkten Verehrung für die römische Kirche hatte Philipp es doch dahin gebracht, daß die Geistlichkeit erst von ihm und nur in zweiter Linie von dem heiligen Stuhl abhing.¹⁾ Sowie der Papst in die königlichen Rechte eingreifen wollte, wurde er auf das schärfste zurückgewiesen. Der König hatte die Besetzung fast aller geistlichen Stellen, ohne sein Placet durfte keine päpstliche Bulle in seine Reiche eingeführt werden; die königlichen Beamten wurden zum größtmöglichen Widerstande gegen die geistliche Gerichtsbarkeit angewiesen. Besonders hatte Philipp sich zum Haupte der Inquisition gemacht, da er deren sämtliche Beamte selbst ernannte. Wo die gewöhnlichen Gerichte nicht ausreichten, mußte die Inquisition, von deren geheimnißvollem Verfahren es keine Appellation gab, eingreifen: so z. B. in dem berühmten Falle des Antonio Perez. Ein selbständiges Auftreten der Inquisition dagegen duldete Philipp II. nie.

Auch in der Verwaltung war dieser persönliche Absolutismus wenigstens dem Namen nach auf das schärfste durchgeführt. Alle Militär- und Civilstellen wurden von dem Könige besetzt.²⁾ Unter

¹⁾ Relaz. di Ag. Nani, 484 f. — Lafuente, *Historia general de España*, XV. 111 ff. — Schöne Schilderung der Unterdrückung aller Selbständigkeit in Spanien durch die königliche Gewalt, bei Mignet, *Négociations sur la succession d'Espagne*, I. Introd. p. XVI.

²⁾ Relaz. di Franc. Soranzo bei Barozzi e Berchet, *Rel. d. amb. Ven. nel sec. XVII.*, ser. I. vol. I. 44. — Der genaue Etat aller dieser Räte findet sich in dem MS. *Relazione delle cose di maggior considerazione di tutta la Corte di Spagna*. (Königl. Bibliothek zu Berlin, Ms. italica fol. 10 p. 342 A ff.)

diesem arbeiteten mehrere Rathskollegien. Das höchste derselben war der Staatsrath, welchem die Vorberathung der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut war. Die Depeschen der Gesandten wurden, wenn sie nicht für den König oder einen seiner Minister privatim bestimmt waren, diesem Rathe übermittelt, welcher über dieselben sowie über die ihm vom Könige vorgelegten Fragen weitläufig protokolirte Beschlüsse faßte. Diese Consulten wurden dem Könige unterbreitet, der dann seinen eigenen Willen kurz am Rande bemerkte. Diese Consulten und Apostillen liegen uns noch in großer Anzahl vor und tragen nicht am wenigsten zur Charakterisirung der Könige und Staatsmänner des damaligen Spanien bei. Während Philipp II. häufig die Selbständigkeit seines Denkens und Willens erweist, sehen wir seine Nachfolger immer unsreier, zögernder, unbedeutender ihren Willen äußern, bis endlich die meisten Entschlüsse fast allein von den Günstlingen ausgehen. Philipp's III. in fast unlesbarer und recht unorthographischer Schrift abgefaßten Resolutionen werden wir im Laufe unserer Erzählung noch häufig begegnen. — Ferner gab es einen Rath der Inquisition, einen für die militärischen, mehrere andere für die finanziellen Angelegenheiten; dann die Rätthe von Castilien, Aragon, Portugal, Italien, Flandern, den beiden Indien u. s. w. Alle diese Kollegien korrespondirten unter einander und mit den königlichen Sekretären und Günstlingen, sowie mit dem Könige selbst. Denn dieser trat nie in einen dieser Rätthe ein, der ganze Verkehr geschah vielmehr schriftlich, und doch wurde auch nicht die kleinste Angelegenheit geordnet, kein Beamter angestellt, ohne daß der König seine Unterschrift unter das betreffende Aktenstück gegeben. So beruhte die spanische Verwaltung auf einem Schreiberregimente der schlimmsten Art mit einem endlos schleppenden Geschäftsgange. Es ist fast unmöglich, den Ideenmangel und die Geistesarmuth zu bezeichnen, die sich dabei in dieser ganzen Papierfluth kundgeben. Jede Neuerung, und betraf sie die nothwendigste Reform, war diesen Bürokraten schon von vornherein verwerflich, und zwar mehr aus geistiger Trägheit als

aus Fanatismus hielten sie so ängstlich am Alten fest. Der einzige Vorzug bei dieser Verwaltungsart war, daß thatsächlich den Launen der Könige und ihrer Günstlinge einigermassen Einhalt geschah, und daß eine gewisse Konsequenz in den Regierungsgrundsätzen beibehalten wurde. Aber leider war diese Konsequenz meistens auf verderbliche Ziele gerichtet.

Die Provinzen wurden theils durch Governatoren, theils durch Vizekönige regiert, die — besonders in den größeren, vom Mutterlande entfernten Provinzen — sich einer bedeutenden Unabhängigkeit erfreuten, im übrigen aber an den Rath berichteten, der mit der Obhut über ihre Provinz betraut war. Flandern und Burgund waren soeben von Philipp II. seiner Tochter Clara Eugenie Isabella und deren Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, bis vor kurzem Cardinal, als nominell unabhängige Provinzen übergeben worden. Doch in der That fuhr der spanische König fort, die Oberherrschaft über diese Länder auszuüben, in denen auch die spanischen Truppen verblieben. Die Organisation der niederen Verwaltung war in den einzelnen Provinzen allzu mannichfaltig, um hier besprochen werden zu können. — Die große Verschiedenheit der Provinzen und ihre weite Entfernung ließen, wie leicht ersichtlich, es hier nicht zu einer Konzentration der Kräfte kommen, wie dieselbe sich bereits in den einheitlichen und kompakten Reichen England und Frankreich vollzogen hatte. Die Interessen der Spanier, Niederländer, Italiener, Malayen, Mauren, Indianer und Burgunder gingen so weit auseinander; es war schon so schwer, nur den Zusammenhang zwischen ihnen aufrecht zu erhalten: daß eine unverhältnißmäßige Summe von Kräften bereits hierauf sich verzehrte, ohne sonst dem Ganzen zu Gute zu kommen. Während das spanische Imperium, der Ausdehnung seiner Besitzungen und der Zahl seiner Bewohner nach, einen erdrückenden Einfluß auf die anderen Staaten Europa's hätte ausüben müssen, stand es thatsächlich aus den oben angeführten Gründen und aus noch manchen anderen, sogleich zu besprechenden Ursachen seinem um so viel kleineren Nachbarstaate Frankreich an innerer Kraft nach. Betrachten wir zu-

vörderst die militärische und finanzielle Organisation des Reiches. Dieselbe wird uns im Zusammenhange mit der Charakterisirung der spanischen Nation, ihren wirtschaftlichen Zuständen und den äußeren Verhältnissen die sicherste Grundlage zur Beantwortung der Frage geben: wie es geschehen, daß Spanien so schnell in Verfall gekommen?

Von dem spanischen Klerus zog der König unter verschiedenen Titeln¹⁾ sechs Millionen Dukaten; die regelmäßigen Einnahmen der spanischen Civil-Verwaltung bestanden gleichfalls in sechs Millionen Dukaten, gewöhnlich aber stiegen sie viel höher, so daß bisweilen in einem Jahre aus Kastilien allein acht Millionen an Steuern entrichtet wurden. Dazu kamen dann noch die Summen, die aus dem Verkaufe von Aemtern sowie aus den Geldstrafen erflossen. Die Einkünfte der fünf Ritterorden waren für eine jährliche Abgabe von 275,000 Scudi an die Fugger in Augsburg verpachtet. Auf 4 bis 4½ Millionen Dukaten jährlich beliefen sich die Einkünfte aus den italienischen Besitzungen. Die ordentlichen Abgaben Spaniens und Italiens waren übrigens zum größten Theile schon verpfändet, so daß in die königliche Kasse selbst nur vier Millionen von allen jenen Summen gelangten. Ostindien kostete mehr, als es einbrachte; dagegen zog der König ungeheure Summen aus den westlichen Indien. Der fünfte Theil aller Erträgnisse der Bergwerke gehörte ihm, und außerdem hatte der Fiskus das Handels-Monopol verschiedener Einfuhr-Artikel für Amerika. Während Karl V. jährlich nur 500,000 Scudi aus Amerika gezogen hatte, gewann Philipp II. gegen Ende seiner Regierung für sich allein direkt von dort 3½ Millionen Scudi jährlich, ganz abgesehen davon, daß indirekt aus der Bereicherung der Nation die königliche Kasse noch große Vortheile erzielte.²⁾ Dagegen veränderte sich in

¹⁾ Relaz. di Franc. Vendramino bei Alberi, I., V., 449 f.

²⁾ Nach der bekannten mustergültigen Berechnung Alexander von Humboldt's (Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne, 2. Aufl.,

Flandern nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges die Sachlage selbstverständlich sehr zu Ungunsten des königlichen Schatzes. Karl V. hatte jährlich bis zu 14 Millionen Dukaten aus diesen fruchtbaren und gewerbfleißigen Gegenden gezogen: Philipp II. mußte jährlich noch 4 Millionen hinsenden. — Die sämmtlichen Einnahmen Spaniens beliefen sich im Jahre 1604 auf die hohe Summe von 24¼ Mill. Dukaten.¹⁾ Aber freilich, wie groß waren nicht die Ausgaben!

Die unaufhörlichen und meist unglücklichen Kriege und die prachtvollen Bauten Philipp's II. erschöpften den Schatz furchtbar und hatten trotz der für jene Zeit höchst bedeutenden Einkünfte die spanische Finanzlage zu einer sehr traurigen gestaltet. Ueber 110 Millionen Dukaten hatte bis 1598 der Krieg in Flandern dem Schatze — über die Einkünfte der Provinz selbst hinaus — gekostet; an 60 Millionen Dukaten wurden für den französischen Krieg verausgabt! Im Jahre 1595 berechnete man, daß Philipp II. während seiner Regierung schon 600 Mill. Dukaten oder 1320 Mill. Thaler (nach jetzigem Geldwerthe ungefähr 4000 Mill. Thaler) verausgabt habe,²⁾ mehr als alle seine Vorgänger zusammengenommen. Die Pensionen fremder Großen, die geheimen Agenten, die man an

III., 428 f.) kamen aus Amerika jährlich durchschnittlich an Gold und Silber nach Europa:

1492—1500:	250,000 Piafter,
1500—1545:	3,000,000 "
1545—1600:	11,000,000 "
1600—1700:	16,000,000 "

Dies ergibt bis zum Jahre 1598 incl. eine Gesamt-Ausfuhr an Gold und Silber von Amerika nach Europa im Betrage von 720,200,000 Piaftern oder ungefähr 1,100,000,000 Thalern.

¹⁾ Relaz. di Sim. Contarini bei Bar. e Berch., I., I. 332.

²⁾ Uebereinstimmende Angaben bei Vendramin und Nani. — Drei Jahre später, 1598, berechnet Dupleix, Hist. de Henry le Grand (Paris 1639) 258, die Gesamtausgabe Philipp's auf 5514 Millionen Ecus = 11,947 Millionen Thaler; jedenfalls falsch, obwohl er es aus Philipp's eigenem Nachlaß haben will.

allen Höfen, in der Umgebung jeder politischen Persönlichkeit besoldete, kosteten unglaubliche Summen.¹⁾ Hierzu möge man dann noch die Millionen zählen, die jedes Jahr von Spanien nach Rom flossen.²⁾ Durch alle diese Ausgaben gerieth Philipp's Schatz zuletzt in so üble Lage, daß der König im Jahre 1594 einen Jesuiten durch das gesammte Reich sandte, welcher — angeblich „um des Himmels willen“, in der That aber unter leicht verständlichen Drohungen — Geld für den König zusammenbettelte.³⁾ Auch Philipp III. versuchte einige Jahre nach seiner Thronbesteigung diesen Weg, aber ihm brachte er nicht gar viel ein.⁴⁾ Der Geldmangel war schon im Beginne seiner Regierung so stark, daß der Staatsrath den König öfters ersuchte, lieber alle Beleidigungen von Seiten Heinrich's IV. zu erdulden, als Krieg zu beginnen, denn dazu fehle es absolut an Geld.⁵⁾ Hatte doch Philipp II. 140 Mill. Dukaten Schulden hinterlassen!

Die Stärke der Heeresmacht, die Spanien unterhielt, wechselte selbstverständlich bedeutend je nach den Umständen. In den letzten Lebensjahren Philipp's II. war die Armee angeblich 200,000 Mann stark — auf dem Papiere, in Wirklichkeit vielleicht 120,000 Mann Infanterie und 18—20,000 Reiter. In Flandern wurde das Heer auf der Höhe von 40,000 Mann erhalten. In Italien standen regelmäßig 10,000 spanische Fußgänger, 1200 Hommes d'armes, 300 leichte Reiter. Da jedoch beständig Streitigkeiten mit Frankreich, Venedig oder Savoyen im Gange waren, so belief sich

¹⁾ So lasteten auf den 2½ Millionen Dukaten, die jährlich aus Neapel eingenommen wurden, Pensionen in der Höhe von 1,300,000 Goldthalern, d. i. beinahe der Hälfte des gesammten Betrages.

²⁾ Ustariz, I., 11 ff.

³⁾ Vendramin, 450.

⁴⁾ Franc. Soranzo, 68.

⁵⁾ MS. Consulten vom 27. Mai und 23. August 1602 und 27. April 1610. Meinung des Marques von Posa in der Consulta vom 12. Sept. 1602. Arch. v. Sim. K. 1426, 1427.

die Truppenmacht im Mailändischen gewöhnlich schon allein auf 10—15,000 Mann.¹⁾ 8—10,000 Infanteristen standen in den asiatischen Besizungen, 12,000 Mann in den amerikanischen, besonders in der Habanna. In Afrika lagen 1300 Fußsoldaten und 100 Reiter in Garnison.²⁾ Hierzu kamen die Truppen, die in Spanien selbst — an Kavallerie allein 1500 Hommes d'armes und 1000 leichte Reiter — und der Franche-Comté stationirten, ferner die mit dem Kaiser gegen die Türken kämpften oder in sonstigen Feldzügen beschäftigt waren. Man berechnete, daß in den Jahren 1589 bis 1598 aus dem eigentlichen Spanien allein an 150,000 Soldaten ausgezogen waren, und zwar zumeist Fußsoldaten, da die Reiterei aus den anderen Nationen genommen zu werden pflegte.

Die Seemacht belief sich auf 80 Galeeren und 24 Galeonen.³⁾ 36 Galeeren standen in Italien, wo sie zum Schutze gegen die Türken meistens mit den acht Galeeren des Papstes sowie denen von Lissabon und Malta vereinigt waren. Auch in den beiden Indien befand sich eine große Anzahl von Kriegsschiffen. Die Galeonen, von denen 12 in Lissabon, 12 in Sevilla ihren Hafen hatten, dienten zum Schutze der Kauffahrteiflotten und wurden von den Kaufleuten bezahlt. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war es schwierig, diese Flotte zu vergrößern und selbst nur zu erhalten, da es an Arsenalen, Holz und Leuten fehlte. Das Matrosenpressen war in Spanien nicht üblich, und mit dem Verfall des Seehandels verringerte sich auch die Zahl der freiwilligen Matrosen bedeutend. Die Galeerensklaven waren zum großen Theile in den unglücklichen

¹⁾ Im Jahre 1610, als der Krieg mit Frankreich drohte, standen in Spanien 21,119, in Neapel 13,500, in Sizilien 7,900 Mann. MS. der königlichen Bibliothek zu Berlin, Ms. Italica fol. 10: Relazione delle cose di maggior considerazione di tutta la Corte di Spagna, p. 339 B. ff.

²⁾ Relaz. di Girol. Soranzo (B. e. B., I., I.) 447.

³⁾ Die Galeonen waren bei weitem größer, stärker und schwerfälliger, als die Galeeren.

Expeditionen von 1588 und 1597 untergegangen, und sie zu ersetzen, dauerte viel Zeit und kostete noch mehr Geld.

Zu Lande waren die obersten Befehlshaber der Graf Fuentes und Don Fernando de Belasco, Condestable von Kastilien; zur See der Adelantado und der Genuese Doria. —

So waren die Kräfte des Reiches auf das äußerste angespannt, und schon begann der allzu straffe Bogen zu brechen. Anstatt aus seinen großen Besitzungen Nutzen zu ziehen, verlor Spanien ungeheuer durch dieselben. Es hatte alle Uebelstände einer Universalmacht zu ertragen, ohne die Vortheile einer solchen zu genießen: es mußte seine eigenen Hülfquellen über weite Länder vertheilen, ohne sich deshalb des Besizes der letzteren ruhig zu erfreuen und sie ungestört für sich ausbeuten zu können. Spanische Soldaten standen in den Festungen Flandern's, Burgund's, Mailand's, Neapel's, Ungarn's, Peru's, Mexiko's, Ostindien's, der Philippinen und des Kap's; die Leichname spanischer Soldaten bedeckten die Schlachtfelder der ganzen Welt. Ein abenteuernder, arbeitsscheuer Geist bemächtigte sich der spanischen Nation. Ferner flossen auch jährlich unermessliche Summen in die unterworfenen Länder, und Spanien verarmte für die Ehre, über die halbe Erde zu gebieten. Wie aber kam es, daß reiche Länder wie die Franche-Comté, Mailand, Neapel und Sizilien mehr kosteten, als sie einbrachten? Selbst das reiche Neapel, das (ohne Sizilien) jährlich $2\frac{1}{2}$ bis 3 Mill. Dukaten einbrachte — also nach jetzigem Geldwerthe mindestens 17 Millionen Thaler — vermochte seine eigenen Ausgaben nicht zu bestreiten. Man muß dabei bedenken, daß dies Netto-Einnahmen sind, und daß viele Zweige der Verwaltung, die jetzt vom Staate unterhalten werden, entweder noch nicht existirten oder von Korporationen und Privatpersonen bezahlt wurden. Von dem Herzogthum Mailand, dem reichsten Theile der Lombardei, hatte der König jährlich nur 25,000 Scudi Vortheil!¹⁾ Der erste Grund für diese auffallende

¹⁾ Fr. Soranzo, 97; Gir. Ramusio, 348; Relaz. di Antelmi bei Alberi, II., V. 362.

Erscheinung liegt wohl in dem gewissenlosen und dabei unglaublich trägen Wesen der spanischen Beamten, die für eine nützliche Reform gewiß nie zu gewinnen waren und dazu vor allem an Selbstbereicherung dachten. Ferner waren sie dem Lande, in dem sie angestellt waren, seinen Sitten, Fertigkeiten und Dialekten fremd und konnten sich gegen Schlaueit und Betrug Seitens der Eingeborenen wenig helfen. Diesen aber war die drückende Herrschaft der stolzen und faulen Ausländer gründlich verhaßt, und wo sie denselben etwas entziehen konnten, da thaten sie es gewiß; und schon um die Unterthanen nur überhaupt im Zaume zu halten, bedurfte es großer Streitkräfte: besonders waren Portugal und Neapel sehr unruhig und mit der spanischen Herrschaft durchaus unzufrieden.¹⁾ Zu allem diesen kommt noch, daß die auswärtigen Mächte die weite Ausdehnung Spaniens mit überaus neidischen Blicken ansahen, und es keine der unterworfenen Provinzen gab, die nicht beständig gegen die offenen oder versteckten Angriffe aller Nachbarn geschützt werden mußte. Wenn man schließlich noch bedenkt, wie weit die Centralgewalt von den Provinzialbehörden entfernt, daß also an eine wirksame Kontrolle nicht zu denken war, so wird man die hinreichende Erklärung dieser auf den ersten Blick auffallenden Erscheinung haben.

Aber alle diese Uebelstände, die sich ja später auch z. B. bei dem englischen Reiche wiederholten, hätte Spanien überwinden können, wenn dieselben nicht eine mächtige Bundesgenossin gefunden hätten in der überaus unglücklichen Entwicklung, welche der spanische Volkscharakter selbst nahm. Freilich nicht gerade in literarischer

¹⁾ Fr. Soranzo, 78 ff., 97. — In Portugal drohte im Jahre 1603 ein ernstster Aufstand, der nur durch Anwendung der äußersten Strenge unterdrückt wurde. MS. Don J. B. de Tassis an Philipp III., 3. Dez. 1603, Arch. von Sim. K 1460. — Die Portugiesen tödteten i. J. 1601 häufig spanische Soldaten, oft zwölf auf ein Mal; Navarrete, Documentos ineditos, XLIII. 561. — Eine Verschwörung in Kalabrien i. J. 1599; Dep. Scarammelli's an den venez. Senat, bei Mutinelli, Storia arcana ed aneddotica d'Italia, II., 195 ff. — Ausgezeichnete Schilderung der habgierigen und treulosen Verwaltung der Spanier in Neapel, bei Ranke, Fürsten und Völker (2. Aufl.), 435 ff.

Beziehung, denn hier stehen wir am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gerade in der Blüthe-Epoche. Die frischen Anregungen, welche die Geister in Spanien in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfahren hatten, befruchteten das Genie dieses Volkes. Nicht der eiserne Despotismus Philipp's II., sondern die besseren Zeiten Ferdinand's und Karl's V. erzeugten die Fülle bedeutender Geister, welche die Zierden der spanischen Literatur wurden. Die bescheidene und natürliche Größe der Oden Luis Ponce de Leon's, die kräftige Satyre Diego de Mendoza's, die glänzenden und harmonischen Hymnen Fernando de Herrera's, die süßen Idyllen Francisco de Figueroa's, das unregelmäßige aber beredte und effektvolle Epos Alonso de Ercilla's, der unvergleichliche Roman Cervantes', die originellen Dramen Juan de la Gueva's, endlich die unbeschreiblichen epischen, didaktischen, dramatischen und komischen Werke des „Phönix der Geister, des Monstrums an Begabung“, Lope de Vega's; dazu eine ganze Reihe ausgezeichnete Geschichtswerke: alle diese mannichfachen, zum Theil vorzüglichen, sämmtlich aber nicht unbedeutenden und originellen Produktionen erhoben in kurzer Zeit die spanische Literatur zum Range einer wahren Weltliteratur. Es ist bekannt, wie diese ihre höchste Entwicklung unter Philipp III. fand. Und doch liegt auch auf diesem Gebiete in der Blüthe schon der Keim des Todes. Zwei der wichtigsten Literaturzweige, sehen wir, sind nicht vertreten, weil der religiöse und politische Absolutismus nicht litt, daß sie angebaut wurden: weder Philosophie noch Politik durften von spanischen Schriftstellern behandelt werden. Die Inquisition¹⁾ duldet nicht allein nicht philosophische, sondern auch nicht einmal religiöse Bücher, die nicht ganz genau in ihr System paßten. Die Werke des Thomas a Kempis durften in Spanien nur verstümmelt herauskommen; eine große Anzahl anderer katholischer Erbauungsbücher theilte dieses Schicksal. Alle Werke, in welchen nur Andeutungen über das Wesen der jüdischen oder mohammedanischen

¹⁾ Llorente, Hist. de l'Inquisition, I., 466 ff.

Religion sich vorfanden, wurden konfisziert. Verboten war die Bibel in der Volkssprache. Verboten war jedes Buch, das von einem Keger verfaßt, übersezt, mit Anmerkungen versehen oder auch nur herausgegeben war, sein Inhalt mochte ein noch so unverfänglicher sein; so ging es z. B. den rein juristischen Werken des Hugenotten Du Moulin. Erzbischöfe, Doktoren der Theologie, königliche Beichtväter: alle wurden wegen eines freien Wortes oder eines möglicher Weise mißzuverstehenden Satzes vor das furchtbare Tribunal gefordert.¹⁾ Ja, Männer und Frauen, welche die katholische Kirche später zu Heiligen erhob, haben zu Lebzeiten in den Kerkern der Inquisition geschmacht.²⁾ Nicht anders erging es den Politikern. Das Schicksal, welches der berühmte jesuitische Politiker und Historiker Mariana erfahren hat, mag gewissermaßen noch gerecht erscheinen; was soll man aber sagen, wenn Karl V. seinem Historiographen Sepulveda den Druck eines Buches untersagte, in welchem dieser die Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der Indianer durch die Spanier verteidigte? Denn, so beschied der Kaiser, man wolle diese Gegenstände überhaupt nicht diskutiert haben. Das Werk von Las Casas „Kurzer Bericht über die Vernichtung der Indier“, wurde denn auch folgerichtig konfisziert. Campanella, welcher das Verwaltungssystem Philipp's II. höchst schonend kritisierte und Verbesserungs-Vorschläge machte, die zum Theil später auch ausgeführt wurden, lag dafür viele Jahre im Gefängnisse. So wurde ein allseitiger freier Aufschwung der Literatur gewaltsam verhindert, und die unvermeidliche Folge war, daß sie bald ganz und gar in Unnatur verfiel und in's Absterben gerieth.

¹⁾ Lafuente, XV. 189 ff. — Vgl. den höchst interessanten Proceso de la Inquisicion de Valladolid contra el maestro Francisco Sanchez de las Brozas, m. de retórica, bei Navarrete, Documentos ineditos, II. 5. ff. Franc. de las Brozas, genannt el Brocense, war bekanntlich der berühmteste Humorist Spaniens.

²⁾ So Ignazius v. Loyola, Francisco de Borja, Juan de Ribera, Teresa de Jesus, Juan de la Cruz (der doctor ecstaticus), Jose de Calasanz u. A. m.

Und doch war die Literatur noch die einzige erfreuliche Seite des spanischen Volkslebens, das sonst einen durch und durch betrübenden Anblick darbietet.

Die gesammte Bevölkerung Spaniens zerfiel in vier scharf gesonderte Klassen. Die erste derselben machte die Geistlichkeit aus, die ungeheure Besitzungen in ihrer Hand vereinigte. Von den elf Erzbischöfen Spaniens und Portugal's hatte der von Toledo 300,000, der von Sevilla 150,000 Scudi Einkünfte,¹⁾ die anderen 80, 40, 30, 20 Tausend Scudi. Die 62 Bischöfe bezogen jeder von 6000 bis 50,000 Scudi jährlich. Im Ganzen besaß die Geistlichkeit an liegenden Gütern ungefähr 12 Millionen Morgen, welche ihr schon allein 160 Millionen Realen oder 11 Millionen Thaler (nach jetzigem Geldwerth mindestens 33 Millionen) jährlich einbrachten. Immer und immer wieder machten die sonst so schüchternen Cortes die flehentlichsten Vorstellungen gegen diese abnorme Vereinigung von Besitzthümern unter der todten Hand, wo sie — von den verhältnißmäßig geringen Almosen abgesehen — nur zur Ernährung von Müßiggängern dienten; stets lautete der Bescheid des Königs: *No conviene, que se haga novedad en esto.*²⁾ Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß diese Hartnäckigkeit des zweiten und dritten Philipp weniger auf einer gewissenhaften Sorgfalt für die Güter des Klerus beruhte, als vielmehr auf der Erwägung, in denselben stets für alle Fälle einen Reservefonds zu besitzen, aus welchem der Papst ihnen immer zu schöpfen erlaubte. Welche ungeheuer schädliche Wirkungen inzwischen der Anfall eines vollen Fünftheils des spanischen Bodens an den Klerus auf die ganze wirthschaftliche Gestaltung Spaniens ausübte: um solche Kleinigkeiten konnte sich natürlich ein „großer König“ nicht kümmern.

Der zweite Stand waren die Nobles, der höhere Adel. Er

¹⁾ 840 und 420 Tausend Thaler, nach dem jetzigen Geldwerthe mindestens das Dreifache.

²⁾ Lafuente XV. 143.

wurde gebildet¹⁾ durch 22 Herzöge, 25 Marqueseß, 13 Grafen, die alle von 15 bis 150,000 Scudi Einkommen hatten. Die sämtlichen Einkünfte der Noblesza beliefen sich jährlich auf 2½ Millionen Scudi oder mehr als 20 Millionen Thaler nach jetzigem Geldwerth. Unter Philipp's III. Günstlingsregiment nahmen dann die Besitzthümer des hohen Adels noch bedeutend zu.²⁾ Die Großen waren übrigens in Granden und sonstige Nobles geschieden, welche freilich nur durch unbedeutende Privilegien getrennt waren. Zu den Granden gehörten die sämtlichen Herzöge, dann noch 27 spanische und fremde Vornehme, wie z. B. der Marchese Spinola.³⁾ Alle diese Nobles hatten in ihren Familien das Majorat eingeführt, so daß die jüngeren Söhne stets dem Staate und der Kirche zur Last fielen. Ihre Landgüter waren überaus schlecht bewirthschaftet, da die Herren am Hofe lebten und sich um ihre eigenen Angelegenheiten gar nicht kümmerten; ihre reichen Einkünfte wurden auf Schwelgereien, Feste, kostbare Kleider, pomphafte Aufzüge, Maitressen, höchstens noch auf Stiftung von Kirchen verschwendet, zum großen Schaden der ökonomischen Lage des Landes.

Nach den Nobles kam der niedere Adel, die Ritter, Doktoren und Hidalgos. Die Ritter waren die subalternen Offiziere des Königs, die Sekretäre der Gesandtschaften; die Doktoren die unteren Verwaltungs- und Gerichtsbeamten. Die Hidalgos waren meistens Kaufleute und Handwerker, mehr als 300,000 an der Zahl, die von ihren Vorfahren her oder durch eigene Verdienste oder durch Kauf diesen Titel erhalten hatten. An und für sich war dieses massenhafte Spielen mit dem Adel gewiß unschuldig, das Schlimme dabei aber war, daß alle diese Leute die Arbeit eigentlich für weit unter

¹⁾ Fr. Soranzo 49.

²⁾ Wer sich hierüber belehren will, sehe das Manuscript der Kgl. Bibliothek zu Berlin (*Manuscripta Italia* fol. 10 p. 310 A. ff.): *Relatione delle cose di maggior considerazione di tutta la Corte di Spagna fatta nel anno 1611.*

³⁾ Genauerer findet man in dem eben erwähnten Berliner Manuscript pag. 313 B.

ihrer Würde hielten und sich entweder ganz oder doch so viel wie möglich von derselben emanzipirten. Dafür wurde aber auch die Ehre, von einem Hidalgo bedient zu werden, in den Rechnungen gebührend hoch angeschlagen.

Den untersten Stand endlich machten die *Pecheros* aus, das gemeine Volk, welches, — die ganzen Familien miteingerechnet — weit über vier Millionen Seelen zählte und bei seiner Arbeitscheu in bitterster Armuth lebte, während doch alle persönlichen und Real-lasten auf ihm ruhten.¹⁾ Wie aber stets der Kastengeist dafür gesorgt hat, daß unterhalb der niedrigsten Volksklasse sich noch eine Gattung von rechts- und geltungslosen *Varias* befinde, über die sich auch der Pöbel noch erhaben fühlen und an die er die von den oberen Ständen empfangenen Beleidigungen weiter geben könne: so verhielt es sich auch in Spanien. Hier waren es die *Morisken* und die *Marrannen*, die Nachkommen der anscheinend zum Christenthum bekehrten Mauren und Juden, welche noch unter die *Pecheros* hinabgedrückt waren. Diese früheren Herren des Landes waren zu jeder Anstellung im Heere, in Verwaltung und Kirche unfähig, keine Würde konnte ihnen übertragen werden. Noch tiefer aber standen die *Sambeniti*, die Nachkommen der durch die Inquisition Bestraften. Diese konnten nicht nur kein Amt erhalten, sie wurden auch für ehrlos angesehen.

Diese Gliederung des spanischen Volkes in verschiedene Klassen war allerdings scharf und mannichfaltig, aber wir finden sie auch bei den anderen Nationen wieder. Wie kam es nun doch, daß sie in Spanien bei weitem schädlicher wirkte, als bei den andern Völkern? Der Grund liegt in dem übertriebenen Bewußtsein der eigenen Würde, in der Ehrsucht, welche den Grundzug des spanischen Charakters bildeten. Während ein auf tüchtige Zwecke gerichteter Ehrgeiz den Trieb zu allem Guten und Nützlichen im Menschen stärkt, hatte der schnelle Aufschwung der spanischen Macht diese

¹⁾ *Pechero* bedeutet denjenigen, welcher den *Pecho* d. h. die Grundsteuer bezahlen muß.

Eigenschaft bei den Spaniern in ganz verkehrte Bahnen gelenkt. Auch der niedrigste von ihnen fühlte sich als Oberherr über viele andere Völker, als Ablicher schon durch seine Eigenschaft als Spanier. Nicht etwas Höheres zu werden, sondern ein Höherer zu scheinen, war das Bestreben jedes Spanier's, so gering auch sein Stand sein mochte. Anmaßung und falscher Stolz fielen den fremden Nationen am Spanier zuerst auf und machten ihn Allen verhaßt.¹⁾ Unter den Pecheros hatte sich eine Gesellschaft von 25,000 Wohlhabenden gebildet, welche dem Könige 2000 Scudi per Kopf, also zusammen eine Summe von 50 Millionen Scudi oder — nach jetzigem Geldwerthe — von 420 Millionen Thalern anbot, wenn er sie alle in den Stand der Hídalgos erheben wollte. Noch bezeichnender aber ist es, daß Philipp III. mitten in seiner Finanznoth dies Anerbieten abwies, obwohl er mit diesem Gelde fast die Hälfte seiner Schulden sofort hätte tilgen können!²⁾ Die Hídalgos ihrerseits suchten sich von jeder Arbeit frei zu machen, schmückten ihre Häuser mit Kunstwerken und Kostbarkeiten und traten in prächtigen Gewändern auf, das Schwert an der Seite und einen Diener im Gefolge, um ganz und gar den Rittersn zu gleichen; viele Gewerbe waren ihnen geradezu untersagt, wenn sie nicht ihre Hídalgowürde verlieren wollten.³⁾ Die Anmaßung der Vornehmen endlich kannte keine Grenze. Sie hielten sich, obwohl sie faktisch gar keine politische Macht besaßen, den italienischen Herzögen — thatsächlichen Souveränen — an Rang und Ansehn vollkommen gleich.⁴⁾ Trotz ihrer groben Unbildung wollten sie Alles verstehen, mischten sich in Alles, verachteten die Niedrigen und die Fremden überhaupt und lebten dabei, da sie es für unter ihrer Würde hielten, eine ordentliche Wirtschaft zu führen, in beständigem Geldmangel. Im Felde waren sie gar nicht

¹⁾ Campanella, De Mon. Hisp. 244; Fr. Soranzo 55; Fr. Priuli 370.

²⁾ Fr. Soranzo.

³⁾ Ch. Weiss I. 142.

⁴⁾ Priuli 371.

zu gebrauchen, denn sie wollten unter dem Range eines Generals von vornherein nicht dienen.¹⁾ Wegen dieser ihrer thörichtten Eitelkeiten wurden die Granden und Nobles von Philipp II. zurückgesetzt;²⁾ aber Philipp III. bediente sich ihrer wieder mit Vorliebe, und eines seiner ersten Worte nach seiner Thronbesteigung war: die Herrschaft der Schildknappen sei nun vorüber.³⁾ Dadurch hob der Stolz der Großen sich abermals um ein Beträchtliches.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Eigenschaft der Spanier, dem Eigendünkel und dem Vornehmthum, stand die Trägheit derselben, besonders ihre Abneigung gegen jeden mechanischen und mühseligen Beruf. Dieses wurde noch durch verschiedene Umstände gefördert. Eine der Hauptursachen war unzweifelhaft die Entdeckung und Kolonisation der neuen Welt.⁴⁾ Wer mochte wohl noch in eifriger Arbeit zu Hause verweilen, wenn es nur einer kurzen Reise nach den unbekannten Ländern des Westens bedurfte, um mit einem Schlage ohne alle Mühe reich zu werden? Die Geld- und Spekulationsgier zerstörte schnell allen Fleiß und alle Ehrlichkeit. Die ganze Nation als solche lernte ferner auf den Zufluß der angeblich unerschöpflichen Reichthümer der amerikanischen Minen und der asiatischen Gewürzinseln als das einzige Erwerbsmittel vertrauen und darüber den Landbau und das Gewerbe gänzlich vernachlässigen. Die Uebelstände, die hierdurch herbeigeführt wurden, waren doppelter Natur. Erstens sank durch das ununterbrochene Hinzuströmen der amerikanischen Schätze der Werth des Geldes sehr schnell,⁵⁾ und zweitens stieg der absolute Werth des Getreides, Weines, Fleisches,

¹⁾ Fr. Soranzo, 127.

²⁾ Derselbe begünstigte geradezu die Nachkommen der Comuneros; Ranke, Fürsten und Völker Südwesteuropas. (2. Aufl.) 184.

³⁾ Fr. Soranzo, 136: che era passato il tempo de'scudieri.

⁴⁾ Campanella, 170 f.

⁵⁾ Nach einer Berechnung von Ch. Weiß, L'Espagne, I. 18 galt das Geld von 1500 bis 1525 noch sechsmal so viel wie jetzt, von 1525 bis 1550 viermal, von 1550 an nur dreimal.

Geld und der Kleidungsstücke eben so rasch, da sie nicht mehr im Lande in genügender Menge erzeugt, sondern von außen eingeführt werden mußten. Die Theuerung der unumgänglichsten Lebensbedürfnisse wurde bald eine unerträgliche. — Eine zweite Ursache der Abneigung gegen jede Arbeit waren die vielen Kriege und Besatzungen in der Fremde, welche dem leichtgläubigen Spanier ein faules Leben auf Kosten Anderer zu versprechen schienen. fand sich nun der Soldat sowohl durch die Strapazen des Dienstes als auch durch die schlechte Löhnung in seinen Hoffnungen getäuscht, so begann er, sich an den Gütern und Frauen der Feinde, ja selbst der eigenen Unterthanen, zu deren Beschützung er da war, möglichst zu Gute zu halten. Die Niederlande, Mailand, Neapel wußten davon zu erzählen. — So kam es, daß die geringe Gewerbtätigkeit, die noch in Spanien geblieben war, immer mehr in die Hände von Fremden überging, die, wenn sie genug Geld gesammelt, wieder in ihr Vaterland zurückkehrten.¹⁾ Von den Spaniern aber wurden sie herzlich verachtet, als Leute, die sich mit Dingen abgaben, welche für einen Spanier zu niedrig seien.²⁾

Zu allen diesen Ursachen des Verfalls: den erschöpfenden Kriegen, der Kolonisation fremder Länder, der schlechten Finanzverwaltung, dem geistlichen und staatlichen Despotismus, der Aufhäufung unermesslicher Güter durch den Klerus und die Majorate der Vornehmen, dem Bettelstolz, der körperlichen und der — in deren Folge sich bald einstellenden — geistigen Trägheit, zu allen diesen Ursachen des Verfalls kam nun noch ein ökonomisches und Steuersystem, so verkehrt, wie es nur immer gedacht werden kann. Hier ist die Schuld nicht sowohl der Regierung als der Verblendung des Volkes selbst zuzuschreiben, da die Finanzgesetzgebung meistens aus den Forderungen der Cortes entstanden ist. Zuerst hatte man den fremden Völkern

¹⁾ Fr. Priuli, 347. — Moncada, Restauracion politica de España (Mdr. 1726) p. 12.

²⁾ Campanella, 244.

den Handel nach beiden Indien und den Bewohnern der letzteren die Industrie verboten, um die heimische Fabrikation zu heben; aber die unsinnigen Verordnungen, die bald darauf erfolgten, führten gerade zu deren Schädigung. Um die Nation zu bereichern, verbot man die Ausfuhr von kostbaren Metallen aus Spanien¹⁾: die Folge war natürlich, daß der Werth des Geldes mit furchtbarer Schnelligkeit sank, und die Reichthümer Amerika's dem Volke nur schaden, indem sie die Preise der Handarbeit und der Rohstoffe so steigerten, daß den spanischen Fabrikanten jede Konkurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde. Da auf diese Weise sich den Spaniern die europäischen Märkte verschlossen, hätten sie wenigstens in Amerika einen Absatz für ihre Fabrikate finden können. Aber die Cortes, die fälschlich in der Ausfuhr nach Amerika die Ursache der Theuerung sahen, drängten so lange, bis diese Ausfuhr wenigstens für die hauptsächlichsten Erzeugnisse der spanischen Industrie untersagt wurde! Dagegen wurde, damit die heimische Fabrikation nicht leide, sowohl die Ausfuhr spanischer Rohstoffe als auch die Einfuhr einer Menge fremder Fabrikate verboten.²⁾ Hierdurch wurden die spanische Viehzucht, der Bergbau u. s. w. ebenso geschädigt, wie die künstliche Theuerung der Fabrikate geschützt. — Diese wahnsinnige Gesetzgebung würde noch viel unheilvoller gewirkt haben, wenn nicht zum Glück der Schmuggel ihre Wirkungen wenigstens zum Theil wieder aufgehoben hätte. Die weite Ausdehnung der Grenzen und Küsten Spanien's — fast 500 Meilen — begünstigten den Schmuggel ungemein; und als die Regierung sah, daß sie ihn nicht verhindern könne, duldete sie ihn stillschweigend und machte ihn selbst für sich nutzbar, ohne sich freilich deshalb von Zeit zu Zeit die gute Gelegenheit umfangreicher Konfiskationen entgehen zu lassen.³⁾ Für Amerika und Ostindien war es inzwischen ein Glück, daß Holländer

¹⁾ Moncada, 57 f.

²⁾ Moncada, 12 ff.

³⁾ Weiss, II. 217 ff.

und Engländer in Krieg mit Spanien geriethen und für diese Gegenden auch nach den Friedensschlüssen blieben,¹⁾ da hierdurch die holländischen und englischen Schiffe sowohl sie viel wohlfeiler und umfangreicher mit Waaren versahen, wie auch ihre Produkte in weit größerem Maße und zu höheren Preisen ausführten, als die Spanier es gethan haben würden.

Zwischen den verschiedenen Provinzen des spanischen Reiches und selbst zwischen den Häfen und dem Hinterlande bestanden Zollgrenzen; besonders war Kastilien vollständig mit denselben umgürtet.²⁾ Ja, noch mehr: während in den kastilischen Provinzen die Ein- und Ausfuhr für das Ausland gänzlich frei waren, bezahlten die Waaren, die von Kastilien kamen, einen hohen Zoll!³⁾ Daß sonst im Reiche gegen das Ausland mannichfache Import- und Exportzölle existirten, kommt gegen solche Ungeheuerlichkeiten gar nicht mehr in Betracht. Von der verderblichsten Wirkung für Ackerbau, Gewerbe und Handel war ferner die berüchtigte Steuer der Alcabala, die Abgabe von zehn Prozent des Werthes von allen verkauften oder umgetauschten Waaren. Durch dieselbe wäre sicherlich der innere Verkehr des Landes gänzlich vernichtet worden, wenn nicht auch hier die Defraudationen einen ungeheuren Umfang erlangt hätten. Auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen: Fleisch, Wein, Del u. s. w. lastete die Abgabe der Millones,⁴⁾ die jährlich 1¼ Mill. Dukaten Reingewinn abwarf. Auf den wichtigsten Fabrikzweigen lagen außerdem noch besondere Abgaben.

Welch' anderen Erfolg konnten alle diese Maßregeln haben, als

¹⁾ MS. Depesche Tassie' vom 26. Juni 1601, K. 1426; vom 14. Februar 1604, K. 1604; Consulta vom 2. Nov. 1603 und 6. Mai 1612, K. 1426, 1427: Arch. v. Sim.

²⁾ Bern. de Ulloa, Restablecimiento de las fabricas y comercio esp. (Madrid 1740), I. 50 ff. — Ustariz, Theorica y Practica de comercio y marina, cap. 1.

³⁾ Ulloa, I. 133.

⁴⁾ Moncada, 103.

den gänzlichen Verfall jeder nützlichen Thätigkeit? Die Felder lagen wüst, die Fabrikation hörte auf, die Genuesen und Lombarden besorgten den Geldverkehr, der Handel befand sich in den Händen der Franzosen; in den spanischen Häfen verschwand die heimische Flagge immer mehr vor der englischen und holländischen.¹⁾ Spanien, früher eines der fruchtbarsten Länder Europa's,²⁾ mußte nunmehr jährlich 650,000 Fanegas Weizen aus dem Auslande beziehen. Im Handel aber kam es schließlich so weit, daß die Fremden von den Geschäften in Spanien selbst fünf Sechstheile und von denen in Indien neun Zehntel besorgten.³⁾

So waren Gewerbe und Handel künstlich geschwächt, der Ackerbau hierdurch sowie durch die Anhäufung von Gütern in der todten Hand stark vermindert, die arbeitenden Klassen durch Abgaben erdrückt, die ganze Bevölkerung mit Steuern und Schulden überladen, das Staatseinkommen theils verpfändet, theils für unnütze Unternehmungen, fremde Provinzen und auswärtige Kriege bestimmt, der Charakter der Nation durch geistige und politische Knechtschaft entnervt, verwildert und verdummt, der Ehrgeiz auf falsche Bahnen gelenkt: ist es bei solchen Zuständen zu verwundern, wenn Spanien von dem ersten Range in der Christenheit mit reißender Schnelligkeit unter alle zivilisirten Völker hinabsank? Wenn es ein Jahrhundert nach Karl V. nur noch der Schatten einer Macht war? Wenn es schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts zum Gespött der Fremden geworden, die es besuchten?⁴⁾ Wenn auf den Trümmern eines ehemals großen Volkes nichts aufrecht blieb, als die finstere Gewalt einer fanatischen Geistlichkeit?

Die Bevölkerung nahm in Folge dessen stark ab; sie war, wie schon erwähnt,⁵⁾ unter Philipp II. im eigentlichen Spanien von

¹⁾ Moncada, 108; Ulloa, II. 56 ff.

²⁾ Fr. Soranzo, 40.

³⁾ Moncada, 21.

⁴⁾ Winwood, Mem. II., passim.

⁵⁾ S. 16; vgl. noch Campanella 252 f. und Moncada 8. 45 ff.

zehn auf acht Millionen gesunken, und auch in Portugal machte sich die gleiche Erscheinung geltend¹⁾: die Auswanderung in andere europäische Länder und nach Amerika, Krankheiten, Müssiggang lichteten die Bevölkerung. Der Reichthum verminderte sich sichtlich, das Schulden- und Hypothekenwesen nahm, wie im Staate, so auch bei den Privaten überhand.²⁾

Eine so traurige Lage hätte schon früh zu einer gewaltsamen innern oder äußern Katastrophe führen müssen, wenn nicht mehrere günstige Umstände den oben erwähnten üblen Einflüssen entgegengearbeitet hätten.

In dem politischen Leben gilt ebenso gut, wie in der Natur, die Gewalt der Trägheit. Einmal vorhandene Zustände, einmal eingeschlagene Richtungen erhalten sich, bis ein äußerer Anstoß feindlich auf sie trifft, der in gebührendem Verhältniß zu ihrer eigenen Wucht steht. Die Ländermasse der spanischen Monarchie erhielt sich ähnlich, wie so lange Zeit das römische Reich, im Zusammenhange schon durch ihre eigene Größe und die Menge der Hilfsquellen, die sie in sich barg, sowie auch vor allem durch die gewaltige Achtung, die alle Welt vor der Monarchie Ferdinand's des Katholischen, Karl's V. und Philipp's II. hegte. Noch Richelieu, obwohl thatsächlich schon Spanien überlegen, wie die Beendigung des veltliner und mantuaner Streites erweist, ging dennoch gegen diese Macht nur zögernd, fast vertheidigungsweise vor. Die Erinnerung an die einstige Größe des Staates verblendete über dessen gegenwärtige Schwäche. Der Geist stärkster Anmaßung und zähen Konservatismus, in welchem die spanische Verwaltung in Folge ihrer oben geschilderten Einrichtung beständig beharrte, war wohl innerlich verderblich, unterstützte aber für den Moment jenes Trägheits-Prinzip nach innen und nach außen. Ferner bildete die Armee noch immer einen gewaltigen Pfeiler für das spanische Staats-

¹⁾ Fr. Soranzo, 81.

²⁾ Moncada, 53.

gebäude. Im sechszehnten Jahrhundert, seit Gaspar de Cordova, war die spanische Armee die erste der Welt. Die Spanier selbst waren vorzügliche Soldaten, indem sie leicht die militärischen Manöver erlernten und an schmale Kost sowie an Erddulung von Mühseligkeiten gewöhnt waren.¹⁾ Aber sie bildeten nur den Kern des Heeres; zu ihnen kamen noch die Italiener und Wallonen, sowie deutsche und schweizer Miethstruppen. „Mit diesem Gemisch“, sagt ein gleichzeitiger kompetenter Beurtheiler, „stellen die Kapitäne des Königs die vollkommensten Heere auf. Denn mit dem Muth der Italiener, mit der Ausdauer der Spanier, mit der Ordnung der Schweizer, mit der Kühnheit der Wallonen und mit der Standhaftigkeit der Deutschen bilden sie einen in sich vollkommenen Körper. Die Deutschen eignen sich durch ihre Ordnung und Standhaftigkeit hauptsächlich zu Feldschlachten, die Italiener durch ihren Muth zum Angriff auf eine Festung, die Spanier durch ihre Ausdauer zum Ertragen einer Belagerung.“²⁾ Es gilt dies freilich nur für die Infanterie. Sie war nach den Werbebezirken in Terzos von 2—3000 Mann Stärke abgetheilt, und diese Einrichtung wurde insofern in ganz Europa nachgeahmt, als man den Terzos die Regimenter nachbildete. Auch die Kavallerie war gut. Spanien lieferte eine vorzügliche leichte Reiterei, Flandern schwerbewaffnete Gené'darmen, Neapel beides. Die spanische Armee war die erste, bei der eine geordnete Verwaltung eingeführt worden war. Sie zuerst hatte viele Beamten, die nicht so sehr den Degen, wie die Feder führten. Der höchste von ihnen war der Kriegsjekretär, dann kam der Generalinspektor, der die Musterungen abhielt, der Generalzahlmeister und der Rechnungsführer; jeder hatte wieder Untergebene von verschiedenen Rangestufen. Auch die Militärgerichtsbarkeit war von der bürgerlichen Justiz gesondert; sie wurde bei jedem Heere durch einen Generalauditor und ihm untergeordnete Auditoren ver-

¹⁾ Relaz. di Pietro Gritti (Bar. e Berch. I., I.), 525.

²⁾ Relaz. di Fr. Soranzo, p. 127, 131.

waltet. Ein Generalvikar und eine verhältnismäßige Zahl Feldgeistlicher waren den Truppen beigegeben, ein anderer Geistlicher stand an der Spitze des sorgfältig organisirten Lazarethwesens. Viele noch jezt bestehende militärische Einrichtungen, Aemter und Titel schreiben sich so von der spanischen Armee her. Unter den aktiven Offizieren war der höchste der Generalobrist, Maestre de campo general, direkt unter ihm standen die Befehlshaber der Spezial-Waffen, der General der Kavallerie und derjenige der Artillerie. Die Infanterie war dann von Obristen, Hauptleuten, Zugartenientes und Fähnrichen befehligt, während die Kavallerie und Artillerie etwas abweichende Arten der Eintheilung besaßen. So war alles auf das genaueste geordnet, die Fremden staunten über die vorzügliche Einrichtung dieser gewaltigen Maschine.¹⁾ — Aber freilich machten sich auch in der Armee um diese Zeit die üblen Folgen des allgemeinen Verfalls des Staates bemerkbar. Die knappe und unregelmäßige Bezahlung und die übermüthige Behandlung der Soldaten durch die vornehmen Offiziere bewirkten, daß die Soldaten sich daran gewöhnten, ungehorsam und frech gegen ihre eigenen Hauptleute zu sein, sich dem Stehlen zu ergeben und immer zur Empörung geneigt zu sein, wie diese in den flandrischen Regimentern nur allzu oft ausbrach. So hatten die spanischen Soldaten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schon einiges von ihrem Ruhm und Ansehen eingebüßt.²⁾ Trotzdem galt die spanische Infanterie für die erste Europa's, bis Condé sie auf den Feldern von Rocroy und Lens auf Jahrhunderte vernichtete.

Neben diesen Hauptgründen für die Erhaltung Spanien's trotz seines reißend schnellen inneren Sinkens kommen noch zwei nebensächliche Umstände in Betracht, welche nach derselben Richtung hinwirkten.

Erstens nämlich war an der spanischen Herrschaft die strenge

¹⁾ Bentivoglio, Relazione di Fiandra (Opere tutte, Venedig, 1644), pag. 69 f.

²⁾ Fr. Soranzo, 130.

und unparteiische Gerechtigkeitspflege zu rühmen, die, ohne auf das Ansehen der Person zu achten, jeden in seinem Besigthume und an seiner Ehre ungekränkt erhielt gegen die Eingriffe von Mächtigeren und Größeren.¹⁾ Diese rücksichtslose Ausübung der Justiz wirkte um so vortheilhafter, wenn man sie mit den schlimmen Ungerechtigkeiten verglich, die in anderen Ländern: in den kleinen italienischen Staaten, in Deutschland, Frankreich und selbst England die Vornehmen sich gegen die Geringeren erlaubten. Zweitens aber wurde dem Spanier das Ertragen seines Glends erleichtert durch die ihm angeborene Genügsamkeit und Geduld, die ihn die schwersten Anstrengungen ertragen läßt und ihn bei der kargsten Kost wohl und in heiterer Stimmung erhält. Wenn der Spanier nur nicht viel zu arbeiten brauchte, nahm er mit Wasser und schmalen Bissen gern fürlieb. Seine Speise konnte noch so geringfügig sein, nur den äußern Schein mußte er aufrecht erhalten können, und zu diesem gehörte vor allem das Vermeiden jeder mechanischen Beschäftigung.²⁾

Während Spanien's Kräfte bereits bedeutend geschwächt waren, hielt es doch seine Annäherung um nichts weniger aufrecht. Da gab es keine Angelegenheit, keine Frage, von dem österreichisch-türkischen Kriege an bis zur Thronfolge in England, von den Verhältnissen der Ostseeländer bis zu den Streitigkeiten der maurischen Könige in Nordafrika, in die Spanien sich nicht gemischt hätte. Ueberallhin erstreckte sich sein Einfluß, überallhin strömte auch sein Gold und richteten sich seine geheimen Umtriebe. Der erste und hauptsächlichste Zweck, den Spanien im Auge hatte, war die Erwerbung neuer Besitzungen. Anstatt von den fremden Gebieten, die ihm schon so sehr zur Last lagen, die drückendsten aufzugeben, schaute es vielmehr mit wahrhafter Gier umher, wo ein neuer Länderfetzen, und sei es auch

¹⁾ Arcani politici dei Principi d'Italia (Villafranca 1672) 38. — Fr. Soranzo, 55. 133.

²⁾ Fr. Priuli, 347.

nur eine kleine Grafschaft oder eine einzige Festung, zu erbeuten sei. In zweiter Reihe stand die Aufrechterhaltung des kirchlichen, in dritter diejenige des politischen Absolutismus. Doch machte es den Spaniern wenig Bedenken, auch zur Empörung und Revolution aufzumuntern, wenn einer der ersten beiden Zwecke dadurch gefördert werden konnte. Erst nach allem diejen kamen die Interessen des „durchlauchtigsten Hauses Oesterreich“, die aber nur dann in Betracht gezogen wurden, wenn sie den Absichten Spanien's nicht unbequem waren. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, die Spanier seien z. B. für die Macht und das Ansehen des deutschen Kaiserthums von besonderer Zärtlichkeit erfüllt gewesen. Sie unterstützten freilich den Kaiser gegen die Türken, aber nur um diese vom Angriff auf Italien zurückzuhalten. Dagegen ließen sie ihre Truppen ungeschert deutsches Gebiet verlegen und plündern; sie besetzten in Italien die Reichslehen Mailand, Siena u. s. w., ohne die rechtmäßige Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen, ohne demselben auch nur den geringsten Einfluß auf seine sonstigen Vasallen in Italien zu gestatten. Vielmehr mußten sämmtliche österreichische Erzherzöge sogar gleich nach der Thronbesteigung Philipp's III. abermals feierlich auf das Herzogthum Mailand Verzicht leisten.¹⁾ Der Kaiser Rudolf, zu schwach, um diese Unbillen zu bestrafen, mußte dazu noch gute Miene machen, um seinen mächtigen Vetter nicht gegen sich aufzubringen.

Dagegen war es ein Hauptbestreben der Spanier, sich mit dem Papste gut zu stellen. Es lag dies schon in der ganzen Richtung ihrer innern und äußern Politik, die ja auf die Verherrlichung des Katholizismus zielte. Ferner ist bereits erwähnt, wie günstig die Freundschaft der Päpste auf das spanische Budget wirkte. Es kam nun noch hinzu, daß der Papst einer der mächtigsten weltlichen Fürsten Italien's war, und schon deshalb dem Interesse Spanien's

¹⁾ Abreu y Bertodanos, Tratados del Sr. Felipe III., vol. I., Madrid 1740 (am 16. Dec. 1598).

günstig erhalten werden mußte. Auch war damals der päpstliche Einfluß auf die Weltlage im allgemeinen noch so groß, daß für die einzelnen Mächte von seiner Gesinnung vieles abhing. So flossen denn jährlich bedeutende Geldsummen in die Taschen der Kardinäle, um diese Spanien geneigt zu erhalten. — Auch das Haus Farnese, die Herzöge von Mantua und Urbino, die Republiken Lucca und Genua waren eng mit Spanien verknüpft; Genua besonders, welches die sämtlichen Geldgeschäfte des Königs besorgte, war nur noch dem Namen nach ein unabhängiger Staat. Savoyen, dessen Herzog ein Schwiegersohn Philipp's II. war, stand deshalb mit Spanien in engster Verbindung und hatte mit ihm gegen Frankreich gekämpft. Mit diesem war der Herzog schon aus dem Grunde verfeindet, weil er die eigentlich zu der Provence gehörige Markgrafschaft Saluzzo besetzt hielt. Der Großherzog von Toskana dagegen, dessen Haus von Spanien die größten Wohlthaten empfangen hatte und der eigentlich ein Vasall der spanischen Krone war, wirkte eben deshalb auf das eifrigste gegen das spanische Interesse, während er freilich bemüht war, äußerlich ein gutes Einvernehmen mit dem katholischen Könige aufrecht zu erhalten. Auch der Herzog von Modena war den Spaniern feind. Aber der bedeutendste Gegner, den sie in Italien hatten, war die Republik Venedig. Obwohl dieselbe durch die neuen Bahnen, in welche der Handel durch die großen Entdeckungen gelenkt worden, bereits viel an Reichthum und Macht verloren hatte, war sie doch noch immer blühend. Ihre Herrschaft dehnte sich in der Lombardei bis an die Adde aus; Friaul, Dalmatien, die ionischen Inseln, Krete gehorchten der durchlauchtigsten Signorie. Seit dem Türkenfrieden im Jahre 1573 hatte diese 14 Millionen Scudi Schulden abbezahlt und dazu 20 Millionen Zechinen in ihrem Schatze aufgehäuft.¹⁾ Selbstverständlich hatte die Republik keine Lust, sich der spanischen Oberherrschaft zu unterwerfen, und ebenso selbstverständlich suchte nun

¹⁾ Siri, *Memorie recondite*, I. 407.

Spanien jener auf alle Weise zu schaden. So ging der heimliche Krieg zwischen beiden Staaten ununterbrochen fort, so freundlich auch ihr offizieller Verkehr war. Sehr zu fürchten war freilich auch Venedig nicht. Vor allem suchte es Ruhe und setzte, wie ein französischer Gesandter bei dem Senate ärgerlich ausruft, den Gipfel seiner Glückseligkeit in die Bewahrung des *status quo*.¹⁾

Gegen die Macht der Türken, die von den Spaniern am meisten gefürchtet wurden, hatten diese mit Persien ein Bündniß geschlossen, das sich freilich mehr in schönen Worten als in Thatfachen äußerte.²⁾

Mit England dauerte der Krieg noch fort. Der Schade, welchen die Engländer, schon damals mit den Holländern zusammen die Herren der See, den spanischen Besizungen, Handel und Flotten zufügten, war unermesslich; besonders war die Plünderung von Cadix durch die Engländer im Jahre 1596 noch in frischem Andenken. Deshalb drückte sich im spanischen Sprüchwort der Volkswunsch so aus:

Con todos guerra

Y paz con Inglaterra.

Die Spanier dagegen begünstigten die zahlreichen Unzufriedenen in England, besonders die Katholiken, unterhielten die politischen Verbannten und rüsteten sich zu einem Einfalle in Irland, das sie, wie sie hofften, mit leichter Mühe von England würden losreißen können.

Aber alle diese Verhältnisse traten an Wichtigkeit zurück hinter das zu dem großen Nebenbuhler Spanien's, zu Frankreich.

Es kann wohl keinen lebhaftern Gegensatz geben, als der,

¹⁾ Fresnes-Canaye an Heinrich IV., 13. März 1602: *Les Venitiens . . . mettent la cime de leur felicité à se conserver en l'estat present; Lettres et Ambassades de Philippe Canaye de Fresnes (Paris 1635), I. 177.*

²⁾ Philipp III. hatte einen persönlichen Widerwillen gegen jedes Bündniß mit Persien. Man sehe z. B. seine Apostille zur Consulta des span. Staatsraths vom 10. Oktober 1605; Arch. v. Sim. K. 1426. MS.

elcher damals zwischen Spanien und Frankreich bestand. Das
stere unermesslich weit ausgedehnt, aber im Innern zusammen-
ingelos und schwach; dieses von verhältnißmäßig geringem Umfang,
er geschlossen und konzentriert. Die pyrenäische Halbinsel, schon
rch ihre natürliche Beschaffenheit gegen allen belebenden Einfluß
n außen abgesperrt, am äußersten Ende Europa's befindlich;
rankreich, im Herzen des Abendlandes, über seine offenen Grenzen
erwegen der Kultur der übrigen Völker Zutritt gestattend. Spa-
en's Lebensquellen allmählich versiegend, während Frankreich von
ischem, sich entfaltendem Leben erfüllt war. Spanien ängstlich
n Alten klebend, Frankreich auf allgemeinen Umsturz der bestehen-
n Verhältnisse hinarbeitend; Spanien der Repräsentant fanatischen
laubenszwanges, Frankreich der verhältnißmäßiger Duldung. In
panien ein kraftloser, beschränkter Fürst, in Frankreich der rastlos
rwärts strebende, geniale Heinrich IV. So erscheint es uns nicht
fremdlich, daß von beiden Nebenbuhlern Frankreich den endlichen
ieg davontrug, wenn auch die Waagschale der physischen Macht
h zu der Zeit, die wir zu behandeln haben, noch stark auf die
eite Spanien's neigte, sowohl in Bezug auf die Zahl der Bevöl-
rung, als auch besonders auf den Zustand von Heer und Flotte.

Frankreich war damals ziemlich weit von dem jetzigen Umfange
ines Gebietes entfernt. Im Norden gehörten Artois und das
zige Französisch-Flandern, ferner das Cambrésis und viele ander-
eitige Grenzfestungen zu Spanien; im Osten bildeten die jetzigen
epartements Vosges, Meurthe und Moselle das unabhängige Herzog-
um Lothringen; der Elsaß gehörte zum deutschen Reiche, die Franche-
omté, wie gesagt, zu Spanien. Die Landschaft Bresse in Burgund,
avoyen und Nizza waren Theile des Herzogthums Savoyen. Im
üden gehörten Roussillon und Cerdagne, also das jetzige Departement der Ostpyrenäen, zu Spanien. Demnach hatte Frankreich nur
gefahr fünf Sechstheile seines jetzigen Ländergebietes. Die Be-
völkerung betrug um jene Zeit etwas über zehn Millionen. Die
innahmen waren im Jahre 1597 8,803,734 Ecu's, die Ausgaben

8,818,946 Ecuß 15 Solß; 1598 waren die Einnahmen 9,031,804 Ecuß 15 Solß 1 Denier, die Ausgaben 9,506,320 Ecuß 1 Sol 2 Deniers; außerdem lag im Schätze die kleine Summe von 25,154 Ecuß 34 Solß 6 Deniers.¹⁾ Man sieht, es war während dieser beiden Jahre in dem französischen Budget nur ein geringes Defizit, obwohl doch beide noch exceptionelle, noch Kriegsjahre waren. Welch' ein schneidender Gegensatz zu dem Zustande der spanischen Finanzen, wie wir ihn oben kennen gelernt haben!

Die französische Streitmacht war bei weitem geringer, als die spanische. Die Zahl der Soldaten wechselte selbstverständlich bedeutend, je nach den Umständen. Nach dem Friedensschluß hielt Heinrich IV. in dem eigentlichen Frankreich nur vier schwache Regimenter Infanterie — das der Garden, der Champagne, der Picardie und von Piemont — ferner ungefähr 4000 Mann Schweizer, einige Hunderte leichter Reiter, sowie an schwerer Reiterei die Ordonnanz-Kompagnien der Hommesd'armes des Königs, der Königin, der verschiedenen Prinzen und Großen: alles zusammen keine 10,000 Mann.²⁾ Außerdem standen in Holland unter de la Noue 3000 Franzosen in zwei Infanterie-Regimentern und zwei Kavallerie-Schwadronen.³⁾ Für einen Krieg dagegen war es dem Könige wegen seiner günstigen Finanzlage und seines Bündnisses mit den Schweizerkantonen leicht, sein Heer innerhalb weniger Monate auf 40—50,000 Mann zu bringen. Im Nothfalle war noch der ganze

¹⁾ MS. Depesche D. J. B. de Laffie von Mitte Mai 1601; Arch. von Sim. K. 1604. — Diese Summen betragen in jetzigem Gelde 19,074,757 Thlr., 19,107,716 Thlr. 26 1/4 Sgr.; 19,568,908 Thlr. 16 1/2 Sgr., 20,596,831 Thlr. 21 1/2 Sgr. und 54,501 Thlr. 7 Sgr. Man muß aber bedenken, daß der Werth des Geldes ein mindestens dreimal so großer war, wie jetzt. — Diese Angaben dürfen wohl auf selbständigen Werth Anspruch machen gegenüber den vielfach ungenauen Zahlen Sully's.

²⁾ MS. Depeschen Laffie vom 6., 8. August und Bericht des Girard de Rassis 1600, Arch. v. Sim. (Paris) K. 1603. — Relaz. di Ang. Badoer bei Bar. e Berch. II., I. 89.

³⁾ MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 27. Mai 1602. Arch. von Sim. K. 1426.

französischen Adel zum Dienste im Felde verpflichtet.¹⁾ Freilich brachte diese Einrichtung des Militärwesens, die dem Könige durch die Rücksicht auf seine Finanzen aufgenöthigt wurde, viele Uebelstände mit sich. Auf schnell ausgehobene Truppen war natürlich den geübten und erfahrenen Veteranen der spanischen Terços gegenüber kein Verlaß; und so setzten unbefangene Beobachter hauptsächlich ihr Vertrauen auf den Van und Arrière-Van des Adels. Aber so tapfer, ja heldenmüthig dieser auch war, fehlte es ihm doch an Disziplin und Kriegserfahrung; und zumal nach einer Niederlage zerstreute er sich desto schneller, je mehr man dann gerade seiner bedurfte. Zu loben war an dieser Organisation nur die Schonung der finanziellen Kräfte des Volkes und des Staates, die freilich in vollem Maße erst den Nachfolgern Heinrich's IV. zu gute gekommen ist.

Eine Flotte besaß Frankreich damals so gut wie gar nicht, obwohl seine Handelsmarine nicht unbedeutend war. Es war deshalb zur See den Beleidigungen der Holländer, Engländer und Spanier schutzlos preisgegeben. So konnte man die Lage Frankreich's in maritimer Beziehung völlig mit derjenigen Deutschland's vor zwei Jahrzehnten vergleichen. Diese mangelhafte Beschaffenheit von Heer und Marine machte für Heinrich IV. eine nicht geringe Schwierigkeit aus, die er nur langsam durch bedächtige, umsichtige und consequente Führung sowohl der inneren Verwaltung als auch der äußeren Politik zu beseitigen hoffen durfte.

Zur Sparsamkeit in militärischen und maritimen Angelegenheiten wurde der König, wie angedeutet, durch die Geringfügigkeit der Summe gezwungen, die er auf dieselben verwenden konnte. Beinahe sechs Millionen Ecus²⁾ der jährlichen Einkünfte mußten für die Zinsen und die Abtragung der Staatsschuld — 2½ Millionen — sowie für die Kosten der Civilverwaltung — 1½ Millionen —

¹⁾ Fr. Soranzo, 181.

²⁾ Badoer, 98. — Relaz. di Pietro Priuli bei Bar. e Berch., II., I. 232 ff.

und der regelmäßig übernommenen Pensionen an Große — zusammen fast 2 Millionen — aufgewendet werden;¹⁾ von den übrigen vier Millionen nahm der königliche Hof fast die Hälfte in Anspruch, so daß nur etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen für Heer, Flotte, Befestigungen, Artillerie, Wege, Hafen- und Kanalbau, Flußregulirungen, Steuernachlässe u. s. w. übrig blieben. — Die hauptsächlichste Einnahmequelle war die Taille, die persönliche Steuer jedes nichtadligen und nichtgeistlichen Unterthans; hierzu kam der Tailleur, ein Kriegszuschlag zur Taille, der jedoch auch im Frieden nicht mehr fortfiel. Außerdem gab es noch die Einkünfte aus der Verpachtung der Zölle, aus den Ein- und Ausfuhr-Abgaben, die aber nicht sehr bedeutend waren, und endlich aus dem Verkauf der Ämter und Würden. Es war indeß vorauszu sehen, daß, wenn der Friede erhalten bleiben würde, die Einnahmen, die schon in den letzten Jahren sich bedeutend gesteigert hatten, auch noch ferner wachsen würden.

Ueber die geringe Gewissenhaftigkeit der französischen Verwaltung ist schon oben gesprochen; aber auch die Ausübung der Justiz war eine sehr mangelhafte.²⁾ An Härte und Grausamkeit der Strafen ließ sie allerdings wenig zu wünschen übrig, und täglich konnte man Diebe und Mörder hängen, viertheilen, räubern, unter tausend Martern tödten sehen: aber gegen die Vornehmen wurde sie — besonders bei Verstößen gegen die Duellgesetze und sonstigen Mordthaten — mit Billigung des Königs allzu milde ausgeübt, und griff der letztere überhaupt häufig durch General- und Spezial-Vardons in den Lauf des Rechtes ein.³⁾ Dadurch wurde das Rechtsgefühl des Volkes nicht

¹⁾ Die nicht fundirte Schuld betrug 157,602,250 Livres, die fundirte 191 Millionen Livres, also zusammen 348,602,250 Livres = 116,200,750 Ecus = 252,268,291 Thlr. 20 Sgr., oder vielmehr nach relativem Geldwerthe = 756,804,875 Thlr. Bailly, Hist. financière de la France, I. 295. Doch ist hierbei auch das Kapital sämmtlicher kontraktmäßig zugesicherter Pensionen mitgerechnet. Zieht man dieses mit 150 Millionen Livres ab, so bleiben für die eigentliche Staatsschuld noch 198,602,250 Livres = 66,200,750 Ecus.

²⁾ Badoer, 87.

³⁾ Man sehe z. B. vol. 5809 der Ms. français in Paris, p. 118 B. f., 142 ff., 175 ff., 191 ff.

wenig geschädigt. Und doch hatte Heinrich sich durch sein Edikt vom Januar 1597 große Verdienste um diesen Zweig des öffentlichen Lebens erworben.¹⁾ Sämmtliche Richter wurden strengen Prüfungen unterworfen, sie durften kein Nebenamt verwalten, die Disziplin innerhalb der Gerichte wurde geordnet und der Verwaltungszustiz ein Ende gemacht. Ganz Frankreich war in Amtshauptmannschaften (Bailliages) eingetheilt, und in jeder derselben wurde ein subalterner Richter eingesetzt. Die wichtigern Angelegenheiten überhaupt sowie die Berufungen von den unteren Richtern kamen dann vor die souveränen Höfe, meistens Parlamente genannt, von denen jede größere Provinz einen besaß; diese zerfielen wieder in mehrere Kammern unter Präsidenten und ersten Präsidenten. Die Vertretung des Staates bei Kriminalfällen, die Anklage und schließlich auch die Disziplin hatten die königlichen Procuratoren und Generalprocuratoren inne.

Der königliche Absolutismus war noch bei weitem nicht so stark durchgeführt, wie dreißig Jahre später, wenn auch die gesetzlichen Schranken fast nur nominelle waren. Das Parlament von Paris hatte das Recht, den königlichen Ordonnanzen, die seinen speziellen Amtsbezirk und das ganze Reich betrafen, die Eintragung in seine Register, wodurch sie allein Gesetzeskraft erhielten, einstweilen zu versagen und dem Könige darüber Vorstellungen zu machen; dasselbe Recht hatte jeder andere souveräne Hof für die besonderen Angelegenheiten seines Sprengels. Auf erneuerte Befehle des Königs hin waren sie jedoch zur Eintragung und Veröffentlichung genöthigt. Auch Stände existirten in den einzelnen Provinzen; indeß nur in einem Vierteltheile derselben hatten sie das Recht der Stenerbewilligung und der Provinzialverwaltung; in den andern drei Vierteltheilen waren sie reine administrative Hülfsbehörden ohne jegliche selbständige politische Bedeutung.²⁾

¹⁾ Anciennes lois françaises, XV. 120 ff.

²⁾ Poirson, Hist. du règne de Henri IV., t. III. 6 ff.

Heinrich IV. war den Generalständen des Reiches nicht günstig wegen des Fanatismus und der Lust nach Herrschaft, die sie gezeigt hatten; wohl aber den Provinzialständen, die seiner Macht nicht gefährlich werden konnten. Er erneuerte 1596 die drei Stände der Guyenne; er berief freiwillig die Stände der Provence 1598 und der Bretagne 1598; letztere traten von da an jährlich zusammen. Mehrmals wurden die Stände Burgund's, des Perigord, Quercy, der Normandie, Auvergne, Rouergue und Languedoc zusammenberufen. Die Rechte der Stände der meher Provinz wurden bestätigt und aufgefrischt. Wo es anging, hörte Heinrich auf die Wünsche der Provinzialstände. Aber einen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staates hat er ihnen nie eingeräumt.¹⁾

Wirksamer waren die thatsäclichen Hindernisse gegen die Ausbreitung der königlichen Allmacht. Das wichtigste war die Scheidung der Bevölkerung in einen katholischen und einen reformirten Bestandtheil. Der letztere war durch das Edikt von Nantes²⁾ erst recht zum Staat im Staate ausgebildet worden, denn durch dasselbe waren die Calvinisten den Katholiken staatlich völlig gleichgestellt und zur Ausübung ihrer Religion beinahe im ganzen Königreiche ermächtigt, hatten aber daneben noch ihre besonderen Privilegien erlangt. Er behielten sie 200 Plätze, zum Theil wichtige Festungen, ganz ausschließlich; die Gouverneure derselben ernannte zwar der König, aber nur aus Reformirten und mit Bewilligung der letzteren. Dies sollte zuerst nur auf acht Jahre gelten, wurde aber später immer länger ausgedehnt. Noch mehr, der König selbst unterhielt diese Plätze und ihre Garnisonen! Ferner wurde die Parlamentsorganisation zu Gunsten der Reformirten abgeändert, und endlich konnten sie religiöse und politische Provinzial- und Nationalversammlungen abhalten, freilich unter Erlaubniß des Königs.

¹⁾ F. Laferrière. Etude sur les Etats provinciaux (Séances de l'Ac. des sciences mor. et pol. 1860 vol. LIII. p. 340 ff.).

²⁾ Anc. lois franç. XV. 170 ff.

Unter dem Schutze des Edikts nun organisirten die Reformirten sich vollständig. Sie theilten das Reich in zehn Provinzen, von denen drei das nördliche Frankreich umfaßten, sieben das südliche, wo sie viel stärker waren, als in jenem.¹⁾ Diese Eintheilung hatte vor allem den Zweck, sich im Falle eines Bürgerkrieges leichter rüsten und vereinigen zu können. An 3500 Edelleute, die fast 25,000 Dienstmannen bewaffnen konnten, waren stets zur Vertheidigung der Religion bereit.²⁾ An der Spitze der Reformirten standen seit dem Tode des Herzogs von la Tremoille und der Bekehrung des Grafen Laval zum Katholizismus (1605) die Herzöge von Bouillon und Rohan und der Marschall Lesdiguières; Rosny (der spätere Herzog von Sully) hatte, als dem Könige allzu ergeben, auf seine Glaubensgenossen wenig Einfluß.

Und hiermit wären wir bereits auf das zweite Element gekommen, welches der königlichen Macht entgegenarbeitete: nämlich das aristokratische. Zwar die alten Geschlechter der großen Lehnsträger in ihren erblich überkommenen fast unabhängigen Provinzen waren ausgerottet, um nicht wieder zu erstehen, aber dafür hatte sich eine andere, kaum minder gefährliche Art der hohen Aristokratie gebildet. Aus der königlichen Familie selbst und ihren Nebenzweigen sowie einigen anderen begünstigten Geschlechtern war eine Grandezza hervorgegangen, die mit Titeln, Einkünften und großen Gouvernements ausgestattet sein wollte. Wurden ihre Forderungen nicht befriedigt, so gebrauchten sie ihre Reichthümer und ihren Einfluß auf Adel und Volk gegen den König und stellten sich an die Spitze irgend einer Sekte von Mißvergnügten, an denen es ja damals nie mangelte. Hatten diese Großen aber im Gegentheil die Verwaltung einer Provinz erlangt, so machten sie dort so ziemlich, was sie wollten, legten sich Festungen an, hoben eigene Truppen

¹⁾ d'Aubigné, Histoire universelle, l. IV. cap. 11 (éd. 1620 III. p. 367 ff.).

²⁾ Badoer, 94.

aus u. j. w. Die einzelnen Persönlichkeiten, die damals diese ungelehrte Klasse französischer Unterthanen ausmachten, werden wir im Verlaufe der Begebenheiten genügend kennen lernen.

Der Ackerbau,¹⁾ welcher durch die Kriege der Liga selbstverständlich ungemein gelitten hatte, hob sich langsam wieder unter dem Schutze des Friedens und in Folge der Maßregeln, die Heinrich IV. zu seinen Gunsten traf. Auch die Industrie lag sehr darnieder; drei Vierteltheile z. B. der Kleidungsstücke, Hüte und Schuhleder wurden aus dem Auslande eingeführt, und 6 Mill. Crus²⁾ gingen allein für diese Gegenstände jährlich aus Frankreich. Aber der Keim zum erneuten Aufblühen der Industrie war doch vorhanden in französischem Unternehmungsgeiste und Geschmac. In Rouen hatte man nicht aufgehört, tadellose feine Tücher zu verfertigen; Amiens und St. Quentin fabrizirten schöne Leinen, ebenso Nîmes und Commieres. Ferner wurden die Rohstoffe sämmtlich in Frankreich selbst gewonnen. Heinrich sah ein, daß die Hauptbedingungen für eine blühende Industrie: Kunstfertigkeit und Geschmac von der einen und Billigkeit der Rohprodukte von der andern Seite, reichlich in seinem Lande vorhanden seien, und bereitete sofort eine umfassende Unterstützung der Industrie vor. Eine allgemeine Untersuchung ihres Zustandes und der Mittel, sie zu fördern, wurde veranstaltet; die Ausführung mußte indeß der König bis nach der Ordnung der politischen Verhältnisse verschieben, nur erleichterte ein Edikt vom April 1597 den Eintritt in die Zünfte und befreite ihn von vielen Kosten und mißbräuchlichen Schwierigkeiten.³⁾ Der Handel wurde im Innern durch Straßen- und Flußzölle, nach Außen, wie schon erwähnt, durch die Schutlosigkeit der französischen Flagge beeinträchtigt. Doch nahm er trotzdem bald wieder einen kräftigen Aufschwung.

¹⁾ Poirson III. 172 ff.

²⁾ 39 Mill. Thlr. nach jetzigem Geldwerthe.

³⁾ Anc. lois fr. XV. 136 ff.

So bot Frankreich überall das Bild eines regen, vorwärtsstrebenden, die üblen Folgen des Bürgerkrieges schnell verweisenden Lebens. Und wie der allgemeine Charakter des Volkes zur damaligen Zeit, so war auch die Politik des voll- und heißblütigen, romantischen und doch wieder so praktisch-schlauen Fürsten, der an seiner Spitze stand. Heinrich IV. hatte vor allem einen Zweck vor Augen: Die Zurückweisung des Hauses Habsburg, insbesondere des spanischen Zweiges desselben in die gebührenden Schranken. Mit richtigem Blicke erkannte er, daß es zunächst Frankreich weniger auf eigene territoriale Vergrößerung ankommen könne, als auf die Bekämpfung und Verdrängung des spanischen Einflusses, der bisher wie ein alles erdrückender Alp auf ganz Europa gelastet hatte. So betrachtete er in der That den Frieden von Vervins nur als einen Waffenstillstand, der ihm die nöthige Zeit zur erneuten Sammlung für die erschöpften Kräfte Frankreichs gewähren sollte. Sa, mit der unfrugulösen Wortbrüchigkeit, die eine seiner Haupteigenschaften bildete, verletzte er den soeben abgeschlossenen Friedensvertrag auf das schreiendste, indem er die Holländer mit 3000 Soldaten und 4—800,000 Livres jährlich unterstützte.¹⁾ Ließ sich in Betreff des Geldes sagen, daß es die Rückzahlung der von den Holländern früher erhaltenen Summen sei,²⁾ so war die Entsendung von Soldaten in die Niederlande jedenfalls ein offener Vertragsbruch, welchen die mannichfachen Ausflüchte Heinrich's nicht zu beschönigen vermochten. Es gab diese den „Rebellen“ gewährte Hülfe einen beständigen Grund zu Klagen von Seiten Spanien's; und dieses begann denn auch von neuem, die Unzufriedenen in Frankreich zu unterstützen und aufzustacheln. In der That ließ sich kein Scharfsichtender durch den angeblichen Frieden zwischen beiden Staaten täuschen³⁾; es war allzu

¹⁾ E. S. 46 Anmerk. 1 sowie MS. Consulta des sp. Staatsraths v. 9. Sept. 1604; Arch. v. Sim. K 1426.

²⁾ MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni bis 19. Juli 1601; *ibid.*

³⁾ Badoer, 151 ff.

natürlich, daß Frankreich daran gelegen sein mußte, die Kette habsburgischer Besitzungen, die es von drei Seiten einschlossen, zu sprengen; und wieder Spanien, seinen einzigen namhaften Gegner in der Christenheit unschädlich zu machen. Diese Verhältnisse und dann überhaupt das niedrige moralische Niveau der Zeit müssen wenigstens zum Theil das harte Urtheil mildern, das wir sonst über das recht- und treulose Verfahren beider Staaten gegen einander fällen müßten.

Eines wichtigen Bundesgenossen hatte Heinrich IV. sich bereits verschert, der ihm als Außenposten gegen Deutschland dienen konnte: nämlich Lothringen's, das schon im Jahre 1594 Frieden mit dem Könige geschlossen hatte. Allerdings war Lothringen ein Stand des deutschen Reiches, aber es war faktisch unabhängig und kümmerte sich um das Reich so gut wie gar nicht. Dagegen an Frankreich wurde es durch verschiedene Beweggründe gekettet. Erstens waren die Sprache, Sitten und Anschauungen des Landes wesentlich französisch; Lothringen und Frankreich standen in lebhaftestem Verkehr mit einander. Zweitens war die Verbindung zwischen der herzoglichen und der königlich französischen Familie schon alt, ein ganzer Zweig der ersteren, die Guise, hatte sich in Frankreich eingebürgert. Der Herzog selbst besaß bedeutende Güter in Frankreich, und sein Sohn, der Herzog von Bar, erhielt die Schwester Heinrich's IV. zur Gemahlin. Drittens endlich war Lothringen zwischen der Franche-Comté und Flandern, also zwei spanischen Besitzungen, eingeklemmt und hatte im Rücken die dem spanischen Interesse unbedingt ergebenen geistlichen Kurfürsten: schon das war ein wichtiger Grund, um sich Frankreich anzuschließen.¹⁾ Wir werden später sehen, welche Mühe Spanien sich gab, um Lothringen von dem französischen Bündnisse abzuziehen.

Eine andere Frage noch drängte sich drohend zwischen Spanien

¹⁾ Nach Siri, *Memorio recondito*, I. 25 wäre es freilich nur die Furcht gewesen, die Lothringen an Frankreich kettete.

und Frankreich: nämlich die savoyische. Diese Frage war schon alten Datums. Zu der unruhigen Zeit Heinrich's III. war das Geschlecht der Markgrafen von Saluzzo ausgestorben, und dieses Gebiet wäre nun, als ein Lehen der Provence, an den König von Frankreich gefallen: aber der Herzog Karl Emanuel von Savoyen hielt es bei der bequemen Lage der Markgrafschaft zu seinen Staaten für geeigneter, dieselbe mit Beschlag zu legen und unter verschiedenen Vorwänden zurück zu behalten.¹⁾ In dem Frieden von Bervins war zwar der Herzog mit einbegriffen worden, jedoch ließ man die Frage wegen Saluzzo's offen und setzte nur fest, dieselbe solle binnen Jahresfrist durch den Richterspruch des Papstes Clemens VIII. gelöst werden. Dieser indeß wurde von Karl Emanuel für den Franzosen allzu günstig angesehen; und so war seitdem die Angelegenheit durch den Herzog immer länger hingezogen worden, ohne daß man der Entscheidung einen Schritt näher gekommen wäre. Heinrich IV. war nicht im mindesten geneigt, sein Recht aufzugeben, der Herzog, auf spanische Hülfe vertrauend, eben so wenig, seine Beute fahren zu lassen. So nahm diese Frage einen täglich bedenklicheren Charakter an, indem sie den erneuten Ausbruch eines allgemeinen europäischen Kampfes als fast unvermeidlich in Aussicht stellte.

Außer mit Lothringen hatte Frankreich auch mit einem andern kleinen Nachbarstaate freundschaftliche Beziehungen, nämlich mit der Schweiz. Doch war dieses Bündniß kein sehr zuverlässiges. Denn erstens standen die katholischen Kantone mit Vorliebe auf der Seite Spaniens, während die protestantischen sich mehr zu Frankreich hineigten, und zweitens waren die alte Treue und Ehrlichkeit so sehr von den Schweizern gewichen, daß es ihnen nicht darauf ankam, ein eben erst für Geld von ihnen erkauftes Bündniß zu brechen, wenn sie die Aussicht hatten, von einem andern Staat für ein entgegen-

¹⁾ Fantino Corraro (Alberi XV.) 365. — P. V. Palma-Cayet, *Chronologie septénaire*, bei Michaud und Poujoulat, I., XII., II. 66 f.

geſephtes Bündniß neue Bezahlung zu erhalten. Trop dieſer Mißſtände mußte Heinrich ſein gutes Einvernehmen mit den Schweizern, ſo theuer ihm dieſes auch kam, bewahren, um nicht das ſtreitbare Völklein den Spaniern ganz zu überlaſſen.¹⁾

Zu England war ſeit dem Frieden von Bervins, der gegen alles Recht ohne die vertragsmäßig nothwendige Zuſtimmung England's geſchloſſen worden war,²⁾ das Verhältniß ein ziemlich geſpanntes. Eliſabeth erklärte den Franzoſen offen, daß ihr Benehmen der Liga und dem erſt vor kurzem zwiſchen England, Frankreich und den Generalſtaaten geſchloſſenen Verträge geradezu zuwider laufe. Unter den äußeren Formen der Höflichkeit, in denen die beiden Mächte verkehrten, verbarg ſich entſchiedenes Mißwollen.³⁾ Heinrich IV. hatte keine Luſt, die von der Königin früher empfangene Unterſtützung zurückzuerſtatten, obwohl ſie jezt derſelben gegen ihre iriſchen Rebellen und gegen Spanien wohl bedurft hätte; und Eliſabeth war, nicht mit Unrecht, empört über Heinrich's Uebertritt zum Katholizismus, über den Friedensſchluß mit Spanien, über ſeine Undankbarkeit, welche durch die Bethenerungen ſchwärmeriſcher Liebe und gänzlicher Ergebenheit, wie ſie in allen ſeinen Briefen an Eliſabeth ſich reichlich vorfinden, ihr nur widerlicher wurde.⁴⁾ Heinrich pflegte das Porträt der Königin mit Inbrunſt zu küſſen und von der Greiſin zu reden wie von einer Geliebten: aber ſie wußte nur zu gut, was ſie davon zu halten hatte.

Mit den Türken ſtand Heinrich IV. in dem freundschaftlichen

¹⁾ Badoer, 194 f. — Matthieu, Hist. de Henri IV. (Paris 1605) I. 154 A.

²⁾ Vgl. die ſehr ungewungenen Erklärungen De Maille's, des franz. Geandten bei Eliſabeth, De Thou I. 120.

³⁾ Ueber den Unmuth Eliſabeth's wegen Heinrich's Friedensverhandlungen ſehe man die Depeſchen Caron's an die Generalſtaaten v. 19. Nov. 10. Dec. 1597; bei M. L. van Deventer, Gedenkſtukken van Johan van Oldenbarnevelt, tweede Deel (Haag 1862) 161 ff.

⁴⁾ Winwood's Memorials Bd. I. Buch II. paſſim. — Lettres missives de H. IV., t. IV. 1000, V. 35. 608. 751. 752.

Verhältnisse, welches die allerchristlichsten Könige schon seit Franz I. beobachtet und bewahrt hatten. Freilich äußerte dieses Bündniß sich weniger in direkten Unterstützungen, als in gut gemeinten Aufforderungen Heinrich's an den Großherrn, aus seiner Apathie aufzuwachen, recht thätig in seinen Angriffen auf das christkatholische Oesterreich zu sein und ja keinen Frieden mit demselben zu schließen.¹⁾

Gegen Deutschland war die französische Grenze am offensten, und alle Politiker der Zeit stimmen darin überein, wenn Deutschland einig wäre, würde es über Frankreich so gut wie über jede andere Macht leicht das Uebergewicht gewonnen haben. Indes die Zerfahrenheit des Reiches und die bornirte Schwäche Rudolph's II. machten Deutschland nach außen so verächtlich, daß Heinrich es nicht für nöthig hielt, sich sonderlich um dasselbe zu kümmern. Nur mit den protestantischen Fürsten, welche ihm früher im Kampfe gegen die Ligue beigestanden hatten, und die er jetzt von jeder Unterstützung der französischen Hugonotten abhalten wollte, war er in Verbindung. — Die Republik Venedig war durch ihre Abneigung gegen Spanien auf den König von Frankreich angewiesen, mit dem sie schon deshalb in freundlichstem Vernehmen stand, weil sie zuerst unter allen europäischen Mächten ihn anerkannt hatte. Später wurde Heinrich IV. sogar mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den venetianischen Adelsstand erhoben.²⁾

Dies ist ungefähr das Bild der inneren und äußeren Verhältnisse Frankreich's zur Zeit des Todes Philipp's II. Dasselbe brauchte nur in den weitesten Umrissen angegeben zu werden, da vieles Einzelne daraus schon bekannt ist.

Zur dritten Großmacht in Europa, allerdings hinter Spanien und Frankreich weit zurückstehend, schwang sich soeben ein Ländchen auf, das noch vor wenigen Jahrzehnten einen Theil der spanischen

¹⁾ Lettr. miss. V., 4. 38. 220. 653. 744.

²⁾ Barozzi e Berchet II., I. Einleit. — 1437 Stimmen waren im Größeren Rath für diesen Beschluß, nur 2 — wahrscheinlich aus Versehen — dagegen; Morosini, Historia Veneta (Venedig 1623) pars IV. lib. XVI. p. 622.

Monarchie gebildet hatte. Der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien, welcher dieses letztere auf das äußerste erschöpft, die katholischen Niederlande selbst in Verfall und Glend gestürzt, hatte der nördlichen freien Provinzen Flandern's, besonders Holland's und Seeland's, Reichthum und Wohlbefinden nur gesteigert.¹⁾ Die arbeitsame Bevölkerung Antwerpen's, Gent's und Löwen's strömte aus diesen, durch die Plünderungen der Soldaten, die schweren Abgaben, den Glaubenszwang, die Flotten der Holländer verödeten Städten in die blühenden betriebssamen Gaue der freien Provinzen. Niemals wohl ist der Gegensatz der Wirkungen eines despotischen und eines freien Staatslebens deutlicher und handgreiflicher hervorgetreten, als in den Zuständen der spanischen und der aufständischen Niederlande während dieses Krieges. Die unerschrockenen Seeleute Holland's und Seeland's fuhrten jetzt ungeachtet zu den ihnen so lange verschlossenen amerikanischen und indischen Ländern, plünderten die spanischen Besitzungen und trieben mit den Eingeborenen einen höchst einträglichen Tauschhandel. Sa selbst in den spanischen Häfen ankernten sie unter fremder Flagge und führten diesem Lande diejenigen Gegenstände zu, an denen es demselben in immer größerem Maße zu gebrechen begann. Auch brachten nach dem Frieden von Brüssel die Holländer ihre Waaren nach einem Hafen Südfrankreich's, wo diese dann auf französische, englische oder hanseatische Schiffe verladen wurden.²⁾ Ohne Skrupeln führten die Holländer den Spaniern selbst den Kriegsbedarf an Waffen, Munition, Tauen u. s. w. zu, mit denen dann ihr eigenes Vaterland und seine Verbündeten angegriffen wurden. — Kein Wagniß schien den niederländischen Seeleuten zu schwer. Während Einschooten, Varenß, Heemskerk durch alle Schrecknisse des unbekannten eisigen Nordens einen Weg

¹⁾ Vgl. hierüber den zweiten und dritten Band Motley's und den dritten Band von Prescott, History of Philipp II.

²⁾ MS Konsulten des sp. Staatsraths v. 25. Jan. 1607, 13. Jan. 1609 u. K 1426 Arch. v. Sim.

nach Ostasien durch das Polarmeer suchten, legten die Houtmann und de Gordeß den Grund zu der später so berühmten holländisch-ostindischen Kompagnie. So herrschten Fülle und Wohlstand in jenem halb überschwemmten Winkel des Kontinents. Amsterdam, Middelburg, Enkhuyzen, Horn wuchsen reißend an Einwohnerzahl. Eisen-, Papier-, Seiden-, Sammet-, Leinen-, Tuch- und Spitzen-Fabriken blühten auf. Die holländische Marine übertraf die englische in unverhältnismäßiger Weise. Nach den Niederlanden kam der Hanseat, der Pole, der Däne, der Engländer, Italiener, Franzose, um sich hier ihre Waaren gegenseitig anzubieten und abzukaufen; und wie einst nach Venedig, so strömten jetzt hierher die Gewürze, Früchte und feinen Gewebe Asien's, während daneben die Erzeugnisse des neuen Erdtheils berghoch aufgestapelt lagen. — Ueberall schützten Deiche das Land gegen die See und ihre zahlreichen Buchten — in der kleinen Provinz Seeland allein kosteten die Deiche, ohne die Unterhaltungsausgaben, 3,360,000 Gulden, — überall durchzogen es Kanäle und Landstraßen. Die Schönheit und Reinlichkeit der Städte, der vollendete Landbau, die wimmelnde Betriebsamkeit erweckten die Bewunderung jedes Fremden. Die Steuern wurden mit Leichtigkeit ertragen, obwohl ihr Ergebnis z. B. das des benachbarten, so ungleich größeren England's weit übertraf. Die Provinz Holland, allerdings die bedeutendste, aber doch nur wenig über 100 Quadratmeilen umfassend, lieferte regelmäßig jedes Jahr für den Krieg allein zwei Millionen Gulden oder — nach jetzigem Geldwerthe — über fünf Millionen Thaler! Dabei hatte nicht ein Theil der Bevölkerung den andern zu Boden zu halten, denn wenn auch die reformirte Religion Staatsreligion war, so genossen doch die Katholiken weitgehender Duldung. Unter diesen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Niederländer es offen aussprachen, der Krieg gegen Spanien sei für sie eine Quelle des Wohlstandes. Und deshalb führten sie ihn auch mit immer steigender Energie weiter, je mehr Spanien ermattete; sie wollten die gänzliche Unabhängigkeit, womöglich auch der südlichen, jedenfalls aber

der nördlichen Provinzen von Spanien erfehchten. Während nun dieses nach dem frühzeitigen Tode Farnese's ihnen keinen General von namhaftem Talente entgegensetzen konnte, entfaltete sich das so lange scheinbar schlummernde militärische Genie Moriz von Dranien's in ungeahnter Kraft. Der Prinz — wie er uneigentlich genannt wurde, denn noch lebte sein älterer Bruder Philipp Wilhelm, der treue Anhänger Spaniens — ist eine echt oranische Erscheinung. Außerlich noch schweigsamer als sein Vater Wilhelm „der Schweiger“, aber innerlich voll glühender Leidenschaftlichkeit, die nur durch eine kalte, schlaue und rücksichtslose Klugheit gemildert wird; von persönlichem Ehrgeize erfüllt, der aber auf das innigste mit den Interessen des Vaterlandes verknüpft ist; ohne Enthusiasmus, aber zähe und ausdauernd, so lange diese Eigenschaften noch praktisch sind: so tritt uns Moriz konsequent in seiner ganzen Laufbahn entgegen. Fast noch ein Knabe, als sein Vater starb, hatte er sich von allen militärischen und politischen Thaten und Verhandlungen beinahe ganz fern gehalten, im blühenden Alter von zwanzig Jahren, in einer Stellung, die ihm auf der einen Seite verlockenden Kriegsrufm, auf der anderen Genüsse jeder Art darbot, schloß er sich in sein Zimmer ein und studirte eifrig mit dem gelehrten Sterinius aus Brügge Mathematik und Kriegswissenschaft, die er später auf eine bisher unerhörte Weise mit einander verband. Endlich im Jahre 1590 glaubte er seine Zeit gekommen. Im schnellen Siegeslaufe eroberte er Breda, Zütphen, Deventer, Hulst, Nymwegen, Steenwof, Coerverden, Gertrundenberg, Groningen, Grol, Eingen und viele andere Festungen, schlug die spanischen Generale mehrmals, unter ihnen auch den großen Farnese, und gab den Niederlanden die Ausdehnung und Gestalt, die sie noch jetzt besitzen. Nur Maastricht, Eluns und Herzogenbusch gehörten noch Spanien, während die Holländer über ihr jetziges Gebiet hinaus Dörnde inne hatten. In diesem Lande von sechsteinhundert Quadratmeilen lebte nun eine Bevölkerung von mehr als drei Millionen Seelen: ein ganz außerordentliches Verhältniß für die damalige Zeit.

Der politische Charakter der Holländer war ein Gemisch von anziehenden und abstoßenden Eigenschaften. Gewiß, Niemand kann den Heldenmuth verkennen, mit dem dieses Völklein sich für politische und religiöse Freiheit in den anscheinend so ungleichen Kampf warf, Niemand die Aufopferung und Beharrlichkeit unterschätzen, mit der es Jahr für Jahr den Krieg gegen die übermächtigen Unterdrücker fortführte, ohne selbst in den schlimmsten Zeiten zu verzagen. Wer wird die Unternehmungslust und Kühnheit leugnen, mit denen sie ihren Handel trieben, oder den praktischen Fleiß, den sie hierin und in der Bewahrung ihres Landes vor der Meeresfluth und in dem Anbau desselben sowie in der Industrie bewährten? Aber die Holländer besaßen auch reichlich die Schattenseiten eines solchen scharfen, schneidigen Charakters. Ihre Kriegsführung war roher und hartherziger, als es selbst in jenen Zeiten sonst gebräuchlich war. Kriegsgefangene schaarenweise zu tödten, eine ganze Flottenbemannung an den Maaen aufzuhängen oder in das Meer zu werfen, war für sie etwas ganz Gewöhnliches.¹⁾ Ihre Selbstsucht war nicht minder groß; wenn ein Verbündeter ihnen noch so viel geleistet hatte: im Augenblicke, wo er seine Hülfe einstellte, oder wo sie dieselbe nicht mehr gebrauchten, hatten sie alles Frühere vergessen. Wie viele Mühe hatten z. B. später England und Frankreich, auch nur einen Theil der Summen, die sie der Republik vorgeschossen, von derselben zurückzuerhalten! Wie bitter hatte sich England selbst im Verlaufe des Krieges zu beschweren, daß, während es seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien bei Todesstrafe verbot, die Holländer um des Geldgewinnes willen den Feinden erst die ihnen nöthigen Waffen und Vorräthe zuführten! — Augenblicklich war nun die Bundesgenossenschaft der Republik für Frankreich eine sehr schätzbare Sache. Ihre Flotten bedeckten die Meere, verlegten den Nerv der spanischen Macht, die asiatischen und amerikanischen Einkünfte, und bedrängten die spanischen Küsten selbst; wie denn

¹⁾ Grotii Historia, I. XIV.

erst vor zwei Jahren die Drangeflagge mit dem englischen Banner zugleich auf den Wällen von Cadix geflattert hatte. Unterdessen bekämpfte ihre Armee, 30—40,000 der ausgesuchtesten, unerschrockensten und bestorganisirten Truppen Europa's, den gemeinschaftlichen Gegner, und weder die Geschicklichkeit der Italiener, noch das Feuer der Wallonen, noch die Festigkeit der Spanier vermochte ihnen Stand zu halten. Wenn Heinrich IV. durch den Frieden von Bervins die Möglichkeit erhalten hatte, die erschöpften Kräfte seines Reiches neu zu sammeln und sich zu dem entscheidenden Aufstiege gegen die habsburgische Macht vorzubereiten, so dankte er dies ausschließlich den Holländern. Hätten die Spanier nicht ihre ganze Kraft auf deren Bekämpfung vereinigen müssen, dann würden sie sicherlich nicht nach Erringung so vieler Vortheile über die Franzosen jenen ungünstigen Frieden abgeschlossen haben. So war es, wenn auch moralisch durchaus verwerflich, doch politisch klug von Heinrich IV., die Treulosigkeit, die er durch den Frieden gegen seine Bundesgenossen begangen hatte, durch die neue Treulosigkeit wieder gut zu machen, daß er trotz desselben fortfuhr, die Niederländer zu unterstützen. Freilich war es eines der Motive Heinrich's zu dem Frieden von Bervins gewesen, daß er die Holländer nicht allmächtig werden lassen wollte. Es konnte ihm nicht lieb sein, wenn die junge kräftige Republik die unmittelbare Nachbarin Frankreich's würde. Vielmehr mußte ihm daran gelegen sein, daß sowohl Holland als auch Spanien ihre Kräfte im gegenseitigen Ringen erschöpften, doch so, daß Holland immer das Uebergewicht bewahrte.¹⁾ Und deshalb unterstützte er nach dem Frieden Holland wieder, genau in den Grenzen, die zu dem eben angedeuteten Zwecke die dienlichen waren.

Noch ein Staat beharrte damals im Kampfe mit Spanien, nämlich England. Zwar thaten die Spanier immer, als ob sie die

¹⁾ Prévost-Paradol, Elisabeth et Henry IV. in dem *Compte-rendu de l'Ac. des sciences morales et politiques*, XXXIII. 426.

den Feind gänzlich verachteten, und doch hatte er ihnen den meisten Schaden zugefügt.¹⁾ Es ist merkwürdig, wie die englische Königin ihre geringen Mittel ausnützte, um überall ihre Bundesgenossen zu unterstützen und ihren Gegnern Abbruch zu thun; die Kühnheit und Unternehmungslust, die militärische und seemannische Tüchtigkeit des englischen Volkes hat freilich ungemein hierzu beigetragen, aber die Richtung und Anordnung dieser Kräfte war immer die Sache Elisabeth's und ihrer Rätthe. Ganz England zählte damals um vier Millionen Einwohner, die Einnahmen waren über alle Maßen gering: noch im Jahre 1605 betrugen sie nicht über 200,000 Scudi.²⁾ Man hat oft³⁾ über den Geiz Elisabeth's geschottet und ein herbes Urtheil gefällt: indeß wie hätte sie ohne denselben mit ihren so beschränkten Einnahmen alles das leisten können, was sie wirklich geleistet hat.⁴⁾ Dabei zehrte Irland beständig an den Kräften Englands, denn die Rebellion war dort eine chronische Krankheit. So kostete in den ersten zwölf Jahren von Elisabeth's Regierung Irland 90,000 Pfund⁵⁾ oder — nach jetzigem Geldwerthe — 1,800,000 Thaler mehr, als es einbrachte: eine große Ausgabe für der Königin nie gefüllten Schatz. Ebenso war eine englische Armee stets in Irland unentbehrlich. Im Innern des Reiches selbst wühlte die erst soeben von der Herrschaft herabgestürzte katholische Partei, welcher viele Große und fast der ganze Norden angehörten,⁶⁾ und die — besonders nach der Excommunication der Königin

¹⁾ Fr. Soranzo, 184.

²⁾ Relaz. d'Inghilterra di Nicoló Molin (Bar. e Berch. IV. 36.)

³⁾ So besonders Motley, aber selbst Froude.

⁴⁾ Im Jahre 1591 kostete die Armee der Königin nicht weniger als 200 Pf. täglich; Calendar of State papers, Domestic series, Elizabeth, I. 104.

⁵⁾ Froude, History of England, X. 544.

⁶⁾ Vgl. Calendar of State papers, Domestic series, Elizabeth, III. 263. 58 f. 169. 174. Ibid. 491 rühmen die englischen Katholiken sich i. J. 1594: within the court there were as many masses said daily as in any country broad.

durch den Papst — jedes Mittel gegen sie anwandte.¹⁾ Verfolgt, weniger wegen der Religion als wegen der Nichtleistung des Suprematides und überhaupt aus politischem Gesichtspunkte,²⁾ standen die englischen Katholiken in beständigem Verkehre mit den Landesfeinden, und zumal die englischen katholischen Priesterseminare in den Niederlanden und Frankreich waren eine Pflanzschule für Hochverräther.

Und doch, bei allen diesen Hindernissen, was hatte nicht Elisabeth in den vierzig Jahren ihrer bisherigen Regierung für die Sache der Reformation gethan! In Schottland hatte sie denselben zum Sieg verholfen. Ihre Unterstützung ermöglichte es einige Jahre hindurch den Holländern allein, den Kampf gegen Spanien fortzusetzen. 6000 englische Soldaten kämpften für Heinrich IV. gegen die Liga, während englisches Geld, wenn auch in knappem Maße gespendet, den König aus seinen ärgsten Verlegenheiten riß. Dom Antonio von Portugal, der von Philipp II. vertriebene nationale König dieses Landes, hatte in England Aufnahme und Schutz, ja selbst Schiffe und Soldaten zum Versuche einer Wiedereroberung seines Reiches gefunden. Elisabeth hatte die Türken zur Fortsetzung ihres Krieges gegen die Spanier angereizt. Ihre Flotten bedeckten die Ozeane, angeblich Spanien's Binnenmeere, störten die Schifffahrt, belästigten den Handel, plünderten die feindlichen Besitzungen in Amerika, ja verzriffen sich an den Küsten Spanien's selbst. Das Bombardement Coruña's, die Verbrennung der spanischen Schiffe in der Bai von Cadix, endlich die Mürdung dieser Stadt waren deutliche Beweise, daß die Macht England's nicht so verächtlich sei. Wiederholt schon hatte Philipp II. seine Kräfte in fruchtlosen Expeditionen gegen England erschöpft.

¹⁾ Calendar of State papers. Domestic series. Elizabeth, III. 489 f., 518 f.: Auslagen des Jesuiten Henry Walpole über die Verbindungen der katholischen Engländer in Spanien.

²⁾ Das Entscheidende bei den Verurtheilungen ist immer, whether he (der Angeklagte) would defend the Queen, if the Pope or King of Spain shall invade the land to plant the Romish religion.

Langsam und zögernd, auf die möglichst unheroische Weise hatte Elisabeth alles dies vollführt, aber sie hatte es doch gethan. Es ist dies um so bewunderungswürdiger, wenn man bedenkt, daß England ein stehendes Heer — mit Ausnahme der nicht zahlreichen königlichen Leibwache — gar nicht besaß; daß die königliche Marine zu der Zeit der größten Gefahr aus nur 34 Schiffen von zusammen 11,820 Tonnen (weniger als jetzt ein großes Kauffahrteischiff enthält) Tragkraft, mit 837 Kanonen und 6279 Mann Besatzung bestand. Während Spanien unter seinen äußeren, Frankreich unter seinen inneren Kämpfen erschöpft zusammenbrach, ließen England's Erfolge die finanzielle Kraft seines Volkes unberührt. Mit Stolz konnte die Königin von sich rühmen,¹⁾ „daß sie mehr Sorge trüge für ihrer Unterthanen Kasse, als das Parlament selbst, daß sie ihre Unterthanen nicht, wie dies in Frankreich und den Niederlanden geschehe, durch Steuern, Abgaben, Gabeln und andere Abgaben in Armuth stürze.“ So nahm denn auch der Wohlstand des Volkes schnell zu. Die furchtbare Armuth der fünfziger und sechsziger Jahre des Jahrhunderts hatte längst aufgehört, und mit ihr die argenden Petitionen an Königin und Parlament und die beständigen agrarischen Verbrechen. Die Verwüstung Frankreich's und der Niederlande durch die inneren Kriege trug nicht wenig zum Aufblühen des englischen Ackerbaues bei. Zu Tausenden waren seit dem Ausbruche der niederländischen Unruhen die Vlaemingen nach England gekommen und hatten in diese sichere Zuflucht ihre Kunstfertigkeit und ihren Fleiß mitgebracht. Die Schifffahrt hob sich schnell, freilich mehr in Raubzügen beschäftigt, als in regelmäßigem Handelsverkehr. Im Jahre 1572 hatten alle Fahrzeuge, die zu diesem letzteren gebraucht wurden, nur 51,000 Tonnen Gehalt.²⁾ Um

¹⁾ Froude X. 6.

²⁾ Froude X. 107. — Der gesammte Import aus den Ländern der östlichen Hälfte des Mittelmeeres, Venedig einbegriffen, betrug c. 1592 nur 2300 Tonnen! Cal. of St. p., Dom. ser. Eliz. III. 227. Der englische Export bestand damals hauptsächlich aus Schlachtvieh, Pferden, Leder, Wolle, Tuchen, eisch, Bier, Zinn; *ibid.* 491. 556.

so ausgedehnter und fruchtbringender für England waren Hawkins', Drake's, Frobisher's Piratenzüge gegen die spanische, überhaupt jede nicht englische Schifffahrt.²⁾

In politischer Beziehung hatte Elisabeth ihre Herrschaft so fest und unumschränkt gemacht, wie noch kein englischer König vor ihr. Das Parlament berief sie selten zusammen, weil sie desselben nicht bedurfte. Hatte sie wirklich einmal augenblicklich eine außerordentliche Geldsumme nöthig, so erhielt sie dieselbe leicht in der City geliehen. Der Adel war durch das Mißlingen und die strenge Bestrafung der früheren Aufstände unter Elisabeth's Regierung so eingeschüchtert, daß er sich keinen Widerspruch mehr erlaubte und seine politische Selbständigkeit Null war.

Aber dieses helle Gemälde hatte auch einen dunkeln Fleck, dieses starke Reich eine verwundbare Stelle: Irland. Was die Niederlande für Spanien, war Irland für England: eine an Race, Sprache, Sitten und Glauben verschiedene Provinz; der Unterschied war nur der, daß die beiden Inseln nicht so weit von einander entfernt lagen, wie Flandern und Spanien, und daß die Iren bei weitem nicht die trefflichen Eigenschaften der Friesen und Vlaemingen besaßen. Irland war in dem traurigsten Zustande. Wenn man einige große Bevölkerungscentren und Seehäfen, wie Dublin und Waterford, ausnimmt, war von Wohlstand, von irgend einer Kapitalanhäufung auf der Insel nicht zu reden. Die Bevölkerung war träge und arbeitscheu. Der Diebstahl war eine nationale Institution; wo viere säeten, kamen hundert zu ernten, und wer am besten zu rauben verstand, galt für den Wackersten. Alle paar Meilen erhob sich inmitten der Felber ein steinerner Thurm, in dem irgend ein adliger O oder Mac wohnte, und wo dieser seine Untergebenen wirklich einmal die Hefer bestellen sah, kam er zur rechten

²⁾ Schöne Schilderung des englischen Handels und besonders der englischen Seeräuberet bei Prévost-Paradol, Elisabeth et Henri IV., in dem Comptes-rendu de l'Ac. des sc. mor. et pol., XXXIV. 122—129.

Zeit heraus und forderte seinen Theil oder auch das Ganze der Ernte.¹⁾ Gewiß waren die Engländer schuldig, nicht besser Gerechtigkeit auf der Insel aufrecht erhalten und sie nicht umfangreicher kolonisirt zu haben, wenn auch das Grundübel in dem Charakter der eingeborenen Bevölkerung selbst lag. Noch größeres Unheil hatten die Engländer dadurch gestiftet, daß sie den Iren die Reformation aufzwingen wollten, die für dieselben nicht im mindesten paßte. Geglückt war es ihnen damit nicht: nur ein Erzbischof und drei Bischöfe waren Protestanten, während vier Erzbischöfe und sämtliche andere Bischöfe dem römischen Stuhle ergeben blieben. Dagegen war durch diese Versuche die Feindseligkeit der Iren gegen England erst recht gesteigert worden, so daß Irland sich im Zustande ununterbrochener Empörung befand. Es war dies um so gefährlicher, als es nur wenige englische Soldaten auf der Insel gab, und Geld für Irland von Elisabeth herauszupressen fast zur Unmöglichkeit geworden war.

Der kleine Staat im Norden England's, Schottland, erfreute sich zwar noch seiner nominellen Unabhängigkeit, aber — mit kaum einer Million Einwohner — konnte er eine selbständige europäische Bedeutung nicht besitzen. Die Reformation hatte hier eine völlige Umwälzung hervorgebracht. Die früher unbeschränkte Herrschaft der Nobility und Gentry war gestürzt, ein mächtiger demokratischer Geist durchzog das ganze Staatsleben. Arm und bornirt, aber stahlfest und glühenden Eifers voll, war die schottische Nation bestimmt, das Werkzeug zur festen Begründung der Freiheit auf der britischen Insel zu werden. Damals aber galt der schottische König, Jakob VI., nur etwas als der zukünftige Besitzer der englischen Krone. Da wir jedoch später seine Bestrebungen, sich diese zu sichern, im Zusammenhange zu betrachten haben werden, so wollen wir hier von diesem Gegenstande absehen.

¹⁾ MS. Diego Ortiz an Philipp II. Arch. v. Sim. (Paris).

Eine eigenthümliche Stellung nahm damals Deutschland in der europäischen Welt ein.¹⁾ Die Kaiserkrone des „heiligen römischen Reiches“ war jetzt fester als je mit Deutschland verbunden, seitdem die Krönung in Rom dem Kaiser nicht mehr unentbehrlich war. Es fand sich auch Niemand, welcher Deutschland diese Würde und selbst das Recht bestritten hätte, über die ganze Christenheit zu herrschen. Aber von der faktischen Ausübung dieses Rechtes wollte Niemand etwas hören,²⁾ denn dazu sei, so behauptete man, die deutsche Nation wegen ihrer Uneinigkeit, politischen Unfähigkeit und Rohheit unwürdig. Polen hatte längst jedes Band zerrissen, das es mit Deutschland verknüpfte; die Vasallen des Reiches in Italien folgten dem von den spanischen Habsburgern gegebenen Beispiele und nahmen faktische Unabhängigkeit in Anspruch; ja selbst die österreichischen Habsburger hatten ihre Besitzungen: Ungarn, Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, die slavonische Mark, Tirol, Mähren, Böhmen, Schlesien, die Lausitz, Elsaß, Sund- und Breisgau, so ziemlich ganz aus dem Reichsverbande gelöst. Die große Anzahl, die Stärke und der Muth der Deutschen machten sie noch immer ihren Nachbarn furchtbar, so daß Niemand sich bisher getraut hatte, sie anzugreifen: aber die Vernichtung der kaiserlichen Gewalt und die Religionstrennung ließen es zu keinem offensiven Vorgehen Gesamtdeutschland's mehr kommen. Unfähig hat damals Deutschland die elende Persönlichkeit Rudolph's II. geschadet. Indolent, träge für alle Staatsgeschäfte, heftig aufbrausend und dann wieder schlaff zusammenbrechend, unzugänglich, wortkarg, ungnädig, so steht dieser „Beherrscher der Christenheit“ neben den bedeutenden Fürsten seiner Zeit, einem Philipp, einem Heinrich IV., einer Elisabeth. Unfähige und selbst-

¹⁾ Vgl. über Deutschland die Relation des Tom. Contarini (Alberi I., VI. 193 f.).

²⁾ Vgl. Discours du duc de Rohan durant ses persécutions de St. Jean. p. 32 (Mém. de Rohan, Elzev. éd II., 1646): L'Empereur est le premier en honneur, et le dernier en pouvoir.

früchtige Minister besorgten alle öffentlichen Angelegenheiten; eine maßlose Bestechlichkeit herrschte an dem kaiserlichen Hofe zu Prag. Kann man sich wundern, daß bei solchen Verhältnissen Deutschland als Einheit gar nichts mehr bedeutete,¹⁾ daß die Türken, obwohl ihre Macht bereits im Untergange begriffen war, sich dem Kaiser gegenüber im Vortheile befanden? Dalmatien, Kroatien, Siebenbürgen waren bereits an sie verloren, ebenso der größte Theil des eigentlichen Ungarn mit dessen alter Hauptstadt Buda. Der Landtag mußte nunmehr in Preßburg abgehalten werden. Aus seinen Erbstaaten zog der Kaiser nur 2,200,000 Gulden jährlich;²⁾ die Beiträge des deutschen Reiches waren unsicher und wechselnd, immer aber sehr gering.

Die skandinavischen Reiche, Polen und Rußland griffen damals so gut wie gar nicht in die westeuropäische Politik ein. So bleibt nur noch übrig, einen Blick auf die Machtstellung der italienischen Fürsten zu werfen, deren politische Zwecke und Bestrebungen übrigens schon erwähnt worden sind. Vom Papste können wir hierbei absehen, da derselbe um diese Zeit seinen Einfluß als weltlicher Fürst fast gar nicht geltend machte.

Durch Ansprüche und Macht ragte hier besonders Savoyen hervor, damals unter dem ewig unruhigen, brennend ehrgeizigen, durch und durch treulosen Herzoge Karl Emanuel eines der wichtigsten Länder Europa's. Das Herzogthum³⁾ bestand aus zwei Thei-

¹⁾ Vgl. Droyen, Geschichte der preussischen Politik, II., II. 539, 553.

²⁾ Rel. di Vincenzo Tron bei Alberi I., VI. 187. Er rechnet allerdings 2,600,000 Gulden, schlägt aber dabei die Einkünfte Ungarn's auf 800,000 Gulden an, während dieselben, nach den erneuten Verlusten an die Türken, i. J. 1596 nur noch 400,000 Gulden betrugen. Tom. Contarini, 217.

³⁾ Relaz. di Fant. Corrado 1598 (Alberi XV. 353. ff.) und di Sim. Contarini 1601 (Alb. II., V., 231 ff.). — Sam. Guichenon, Hist. généalogique de la Maison Royale de Savoie (Turin 1778), I. 3 ff. — Man zählte im Herzogthum ein Fürstenthum, drei Marchesate, vier Herzogthümer, dreizehn Grafschaften und eine Herrschaft; Relaz. di Franc. Priuli (Bar. e Berch. III., I. 17).

len, dem östlich der Alpen und dem westlich dieses Gebirges, jener Piemont, dieser Savoyen im engeren Sinne genannt. Zu Savoyen gehörten damals noch die Landstriche Bresse, Beaugé und Gex. Diese sowohl als Savoyen im engsten Sinne, das wieder in die Kreise Maurienne und Tarentaise, Genevois, Chablais und Faucigny zerfiel, hatten je 200,000 Einwohner, so daß die ganze Provinz Savoyen 400,000 Bewohner enthielt. Aber dieselben waren schon damals französisch wie in Sprache so auch in Gesinnung, außerdem träge und dem Waffenhandwerke abgeneigt; so hatte denn der Herzog seine Hauptstärke in dem italienischen Theile seiner Besitzungen, in Piemont, zu welchem auch Nizza gehörte. Dieses Gebiet war zwar nicht gewerblustig, aber doch sehr fruchtbar an Getreide und Wein und reich durch blühende Viehzucht.¹⁾ Es war von 600,000 Menschen bewohnt, die freilich — ganz unähnlich den jetzigen Piemontesen — wegen ihrer Dummheit, Trägheit und Vergnügungssucht in ganz Italien berüchtigt waren. Die Markgrafschaft Saluzzo, welche der Herzog widerrechtlich inne hatte, besaß nur 60 Ortschaften mit 25,000 Einwohnern und trug jährlich 20,000 Scudi ein.

Die regelmäßigen Einnahmen aus seinem Lande hatte Karl Emanuel auf 700,000 Scudi erhöht; aber er erhob fast ununterbrochen noch außerordentliche Steuern im Betrage von 300,000 Scudi, so daß die Gesamteinnahmen Savoyen's eine Million Scudi — nach jetzigem Geldwerthe 8½ Mill. Thaler — ausmachten, gewiß eine sehr beträchtliche Summe für ein zum Theil armes Ländchen. Außerdem bezog der Herzog 230,000 Scudi — 1,851,000 Thaler — aus irani'schen Besitzungen und Renten. Da er aber beständig Krieg führte, so verzehrte er nicht allein diese großen Einnahmen sowie den Schatz von 1½ Mill. Scudi — 12¾ Mill. Thaler — den sein Vater hinterlassen, sondern stürzte sich noch in Schulden. Karl Emanuel war vom glühendsten Ehrgeize verzehrt. Schon längst war es das Streben seiner Dynastie gewesen, das

¹⁾ Vgl. u. A. Relaz. di Torino di Fr. Priali. 30.

alte burgundische Reich zu beiden Seiten der Westalpen zu erneuern oder auch, wie man es noch phantastischer ausdrückte, ein Königreich der Allobrogen zu stiften. Karl Emanuel, hitzig und leidenschaftlich, suchte diesem hohen Ziele auf jedem Wege näher zu kommen und war so fortwährend mit Entwürfen zu großen Umwälzungen beschäftigt, ohne bisher irgend einen wesentlichen Erfolg damit erzielt zu haben.¹⁾

Das Großherzogthum Toskana²⁾ dagegen verfolgte, recht im Gegensatz zu dem savoyischen Militärstaate, eine durchaus friedliche Politik. Es umfaßte die drei früheren Republiken Florenz, Siena und Pisa; ein theils sehr fruchtbares, theils von Alters her durch Gewerbefleiß bereichertes Land. Zur Zeit der Republik hatten hier 1,300,000 Menschen, meist in blühendem Wohlstande, gewohnt: jetzt war die Bevölkerung auf eine Million gesunken. So war auch die Hauptstadt Florenz selbst von 120,000 auf 80 bis 90,000 Bewohner herabgekommen. Aber das Land war noch immer in gutem Stande, der Ackerbau entwickelt, der Handel umfangreich. Ohne übergroße Mühe zog der Großherzog Ferdinand von seinen begüterten Unterthanen ein jährliches Einkommen von 1,100,000 Scudi — nach jetzigem Geldwerthe etwa $9\frac{1}{3}$ Mill. Thaler. Da die jährlichen Ausgaben höchstens 800,000 Scudi betrugen, so hatten die Großherzöge bereits einen beträchtlichen Schatz aufgehäuft³⁾: gewiß eine seltene Erscheinung in der damaligen Zeit, wo alle Staaten so tief verschuldet waren. An besoldeten Truppen unterhielt der Großherzog in Friedenszeiten nur 700 Fußsoldaten, 400 leichte Reiter — und 1200 Pionniere. Aber die Miliz des Großherzogthums umfaßte 30—35,000 wohl eingeübte Leute. Zwei Galeonen, zwei Galeassen,

¹⁾ Kampfschulte, Johann Calvin, I. (Leipzig 1869) 22, 24. — Hudry-Me-nos, La maison de Savoie, ses origines et sa politique (Revue des Deux-Mondes, 15. Nov. 1866).

²⁾ Rel. di Tom. Contarini 1588 (Alb. XV. 251 ff.) und di Franc. Contarini 1598 (Alb. II., V., 433 ff.).

³⁾ Im J. 1598 enthielt dieser Schatz bereits 3 Mill. Scudi = $25\frac{1}{2}$ Mill. Thaler nach jetzigem Werthe. Tom. Contarini, 259

vier Galeeren in und sechs außer Dienst machten die Kriegsmarine Ferdinand's aus. Verwaltung und Justiz waren trefflich geordnet.

Mit Venedig, dessen wir schon wiederholt erwähnt, zusammen waren diese Staaten die mächtigern und einflußreichern auf der Halbinsel; Genua, Lucca und Parma als thatsächliche Vasallen Spanien's können hier übergangen werden, und so wollen wir zum Schluß nur noch einige kurze Notizen über die drei kleinen Staaten Ferrara, Mantua und Urbino geben.

Das Herzogthum Ferrara¹⁾ war in seinen Bestandtheilen Modena und Reggio kaiserliches, in Ferrara und Comacchio päpstliches Lehen und enthielt ungefähr eine Viertelmillion Einwohner, die jährlich 200,000 Dukaten steuerten. Da der Herzog nur ungefähr 200 Soldaten unterhielt und sich sonst auf seine 8000 Mann Miliz verließ, so konnte auch er jährlich 50,000 Dukaten bei Seite legen. Indes im Jahre 1597 hatte sich Klemens VIII. des eigentlichen Ferrara als erledigten Kirchenlehens bemächtigt.

Größer, aber durch seine unglückliche Lage doch schwächer war das Land Vincenzo's von Mantua.²⁾ Es zerfiel nämlich in zwei gänzlich von einander getrennte Theile. Das eigentliche Herzogthum Mantua, ein kaiserliches Lehen, enthielt nur 120,000 Einwohner, von denen ein Drittel sich in der Hauptstadt befand; die Einkünfte betrugen, da die Domänen bedeutend waren, 200,000 Dukaten. Außerdem jedoch hatte der Herzog noch ein anderes kaiserliches Lehen inne, Montferrat, am Po und Tanaro, das 200,000 höchst kriegerische und tüchtige Bewohner zählte und jährlich über 120,000 Scudi einbrachte. Aber dieses Besiþthum, das so weit von Mantua entfernt lag, war um so mehr gefährdet, als der unruhige Karl Emanuel von Savoyen dasselbe gleichfalls beanspruchte.³⁾ Vincenzo hielt deshalb dort beständig ungefähr 1000 Mann Besatzung.

¹⁾ Relaz. di Alvise Contarini (Alb. XV.), 239 ff.

²⁾ Rel. di Fr. Contarini bei Alberi II., V. 365 ff.

³⁾ Ueber die savoyischen Rechte an Montferrat s. Guichenon, Hist. géneal. de la Maison Roy. de Savoie, I. 106 f.

Das kleine Herzogthum Urbino war päpstliches Lehen. Es bestand aus den Städten Urbino, Pesaro und Sinigaglia, hatte 100,000 Einwohner und brachte 40,000 Dukaten ein. Die Miliz, 6000 Mann stark, galt für die beste Italiens.¹⁾ Der Herzog hatte sich übrigens selbst als Vasallen Spaniens erklärt.²⁾

Ueberhaupt streckte Spanien immer zudringlicher, immer unwiderstehlicher seine Arme über die gesammte italische Halbinsel aus.

Dies ist in kurzen Zügen ein Bild von dem Zustande, der Lage und den Bestrebungen der europäischen Staaten im Jahre 1598, als der Tod Philipp's II. und die Befestigung Heinrich's IV. auf seinem Throne eine merkliche Veränderung in der politischen Strömung verhiessen. In der That ist dieser Augenblick der Ausgangspunkt für die Ereignisse, welche in fortlaufender Verkettung zu den beiden großen Thatfachen des siebzehnten Jahrhunderts führten: dem dreißigjährigen Kriege und der Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa.

¹⁾ Rel. di Fed. Badoer (Alb. II., V. 377 ff.).

²⁾ Lettres et ambassades de Philippe Canaye de Fresnes (Paris 1635), I. 23).

Zweites Kapitel.

Französisch-savoyischer Krieg.

Philipp's III. Persönlichkeit. — Seine Abhängigkeit von seinem Günstlinge, dem Herzog von Lerma. — Sonstige spanische Minister. — Gänzliche Unfähigkeit der spanischen Regierung. — Neue Zermürbungen mit Frankreich. — Der savoyisch-französische Streit um Saluzzo. — Plane des Herzogs Karl Emanuel. — Seine Ausflüchte und seine Reize nach Frankreich. — Endlicher Entschluß Heinrich's IV.; Ausbruch des Krieges. — Stellung und Absichten der spanischen Regierung in Bezug auf denselben. — Ueberraschend schneller Sieg Frankreich's. — Neue Friedensverhandlungen; gefährliche Lage Karl Emanuel's; seine dringenden Beweggründe zum Friedensschlusse. — Vermittelung des Kardinalnepoten Aldobrandini. — Endlicher Abschluß des Friedens zu Lyon. — Karl Emanuel verzögert die Ratifikation. — Wichtigkeit des Lyoner Friedens für die Geschichte Italien's. — Besseres Verhältniß zwischen Spanien und Frankreich. — Heinrich's IV. Privatleben. — Seine Scheidung und Neuvermählung. — Belohnung Kosny's; dessen Verdienste um die Kriegeskunst. — Geburt Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich. — Eheprojekte für Beide.

1598—1601.

Unter bangen Ahnungen für die Zukunft seines Sohnes und seines Reiches war Philipp II. gestorben,¹⁾ und es sollte sich nur

¹⁾ MS. Relazione della vita del Re d'Espagna (F. III.) e delli Privati suoi. Ms. Italica der Kgl. Bibliothek zu Berlin fol. 10 p. 379 B. f. Bei der Verabschiedung des Erzherzogs Albrecht sagt Philipp II. zu diesem: che Dio per li suoi peccati, ancorche gli avesse fatto gratia di tanti regni e do-

allzu bald herausstellen, daß seine Befürchtungen wohl begründet gewesen, daß der neue Herrscher nicht fähig war, dem schnell alternenden Reiche einen belebenden und erfrischenden Hauch einzufloßen. Philipp III. stand in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre — er war geboren am 14. April 1578 — als er die Zügel der Regierung ergriff.¹⁾ In seiner Kindheit hatte man wenig Hoffnung gehabt, ihn bis zu den männlichen Jahren kommen zu sehen, da er an Ausfaß und anderen Folgen schlechter Blutmischung viel gelitten. Als er nun doch heranwuchs, hatte er von seinem Vater und dessen Ministern viel Ungemach zu erdulden. Sowohl von den Staatsgeschäften wurde er gänzlich fern gehalten, als ihm auch Erholungen nicht gestattet waren; nur von Zeit zu Zeit wurde ihm erlaubt, auf die Jagd zu gehen. Der Prinz, welchem das schreckliche Schicksal seines Bruders Karl beständig vor Augen schwebte, ertrug alle diese Kränkungen und Zurücksetzungen mit größter Geduld und unverwüßlichem Gleichmuth und erlaubte sich nicht, ein Zeichen von irgend einer Lieblingsneigung zu geben. Natürlich aber wurde durch eine solche Behandlung die angeborene Schüchternheit und Zaghaftigkeit seines Charakters noch vermehrt, und so hielt er bei seinem Regierungsantritte sich selbst für ganz außer Stande, die ihm zukommenden Geschäfte zu führen.

minij, non gli haveva per reggergli e governarli dato figlio, perchè il Principe (Philipp III.) non era che un'ombra di Principe non havendo talento a comandare. u. s. w. in sehr starken Ausdrücken.

¹⁾ Zur Charakterisirung Philipp's III. dienen mir 1. die eben citirte Relation (Agl. Bibl. zu Berlin Ms. Italica fol. 10 p. 376 A — 394 A); 2. das Archiv von Simancas in Paris; 3. Relaz. di Franc. Soranzo (Bar. e Berch. L. L.) 153 ff., Relaz. di Ott. Bon, ibid. 246 f., Rel. di Sim. Contarini, ibid. 287 ff., Rel. di Girol. Soranzo, ibid. 457; 4. Moncada, Restauracion politica, p. 5; 5. Winwood, Memorials, II. — Selten stimmen wohl bei einem Gegenstande alle Berichterstatter so sehr unter einander und mit den Thatfachen überein, wie die Beurtheiler des damaligen spanischen Hofes und seiner leitenden Persönlichkeiten. Das Bild, das wir durch sie alle erhalten, ist das gleich ungünstige. — Nicht ganz richtig ist die Schilderung bei Vittorio Siri, Memorie recondite, I. 22.

Philipp III. war von mittlerem, eher kleinem Wuchse, aber gut proportionirt gebaut und geschickt in seinen Bewegungen. Die Farbe seiner Haut war frisch, weiß und roth, seine Haare blond, in's Röthliche spielend, der Schnurrbart spitz nach oben gedreht, die Unterlippe stand ihm nach habsburgischer Weise weit vor. Sein kleines rundes Gesicht hatte meist einen melancholischen, aber nicht unfreundlichen Ausdruck: nur wenn er grüßte oder länger sprach, lächelte er ein wenig; seine Manieren waren einnehmend, wenn auch etwas verlegen.

Schüchternheit und Mißtrauen gegen sich selbst waren überhaupt die bestimmenden Züge seines Charakters. Er sah es nicht gern, daß man mit ihm persönlich verkehrte,¹⁾ sondern es sollte Alles schriftlich abgemacht werden, einmal, damit er sich erst über die Dinge unterrichten, und dann, daß er erst den Willen seiner Minister über dieselben erfahren könne. Auch von dem höfischen Verkehr zog er sich möglichst zurück, und liebte es, in seinen Landhäusern abgeschieden zu verweilen, während sein Günstling Lerma die Geschäfte verwaltete und selbst äußerlich das Königthum repräsentirte. Diese Neigung zu geistiger Trägheit wuchs nur noch mit den zunehmenden Jahren, und trotzdem daß er sich allmählich einige Kenntniß seiner Angelegenheiten aneignete, wollte er dieselbe doch nie anwenden. Es ging dies so weit, daß er, obwohl von Natur zur Freundlichkeit und Milde geneigt, doch nie die Begnadigung eines Verbrechers oder die Vertheilung eines Geschenks bewilligte, ohne zuvor die Zustimmung des Herzogs von Lerma eingeholt zu haben. Bei allen diesen Mängeln aber besaß er einen großen Stolz und ein übertriebenes Bewußtsein seiner Würde, wie dies bei schwachen Menschen in Stellungen, die für sie zu hoch sind, so oft zu sein pflegt. Vielleicht hing sein Mißtrauen gegen sich selbst gerade mit diesem Hochmuth ob seiner Würde zusammen. Auch darin glaubte

¹⁾ Man sehe z. B. die Apostille des Königs zu der Consulta des sp. Staatsraths vom 13. Juli 1600. MS. Sim.

er den königlichen Anstand wahren zu müssen, daß er stets seinen Gleichmuth behauptete bei schlimmen und guten Dingen und sich nie dem Borne hingab. Uebrigens zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten persönlichen Muth, obwohl er nie im Felde erschien.

Die Frömmigkeit des Königs war musterhaft, und sobald es sich um Gewissenssachen handelte, genügte ihm der Wille seines Günstlings Lerma nicht mehr, sondern er fragte auch seinen Beichtiger, den Dominikanerpater Gaspar de Cordova, um Rath. Da, er ernannte diesen sogar zum Staatsrathe, damit er bei allen wichtigen Angelegenheiten das Interesse der Religion vertrete. Alle religiösen Ceremonien führte der König gewissenhaft aus, besonders aber hegte er eine grenzenlose Hingebung für die Madonna. Die Festsetzung des Dogmas ihrer unbefleckten Empfängniß zu bewirken, hielt er für die Hauptaufgabe seines Lebens und suchte dies auf alle Weise zu erreichen. Er wandte sich deshalb mehrmals an den Papst.¹⁾

Wein trank Philipp III. fast gar nicht, und überhaupt kannte er nur zwei Leidenschaften: stark essen und körperliche Bewegung. Sein Frühstück war eben so reichlich, wie sein Mittagbrod, und stets pflegte er drei oder gar vier Stunden zu Tische zu sitzen. Der Bewegung halber reiste er viel, und zwar mit seinem ganzen Hofe, so daß jeder Tag der Reise 3000 Scudi kostete; für eine Reise nach Italien schwärmte er stets, aber Lerma litt, damit der König ihm nicht aus den Händen gehe, niemals, daß dieser heiße Wunsch sich verwirkliche.²⁾ Die Jagd liebte Philipp leidenschaftlich und zeigte sich auf derselben muthig und unermüdblich, wie er denn auch ein trefflicher Schütze war.

Seine Keuschheit war sprüchwörtlich.³⁾ Zu seiner Gemahlin

¹⁾ MS. Dep. Giron's v. 26. Jan. 1619; Arch. v. Sim. K. 1476. — Vgl. Porreño, Vida y hechos de Fel. III. (Yanez, Memorias), cap. XII. p. 330.

²⁾ Vgl. Lettres et ambassades de Fresnes-Canaye, I. 176. 185.

³⁾ Doch behauptete man — wahrscheinlich ohne Grund — daß er mit der Tochter des Herzogs von Lerma intimen Umgang gehabt. MS. Relazione della vita del Re cat. etc. p. 376 B und Lettres et amb. de Fresnes-Canaye, I. 308.

Margarethe, einer österreichischen Erzherzogin von Graz, hegte er eine überschwängliche Liebe, die übrigens von derselben in vollem Maße erwidert wurde, und fast nie trennten sich die beiden Gatten, die sich Alles, was nur möglich, zu Gefallen thaten. Zuerst hatte die Königin auch versucht, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, aber Lerma hatte ihr bald diese Lust verleidet. Er hatte hierzu ein einfaches Mittel gebraucht: er hatte nämlich den König mehrere Male auf das Land geführt, ohne sie mitzunehmen. Dies hatte die arme Fürstin so geschmerzt, daß sie jeden Gedanken an eine politische Thätigkeit aufgab und den Herzog um Verzeihung bat. Nur ihren Beichtvater, einen deutschen Jesuiten, den man gern mit einem spanischen Mönche vertauscht hätte, ließ sie sich nicht nehmen. Sie war auch nicht minder bigott, als ihr Gemahl Don Philipp.

Wie aber war es gekommen, daß dieser Herzog von Lerma sich so unbedingt das Vertrauen des Königs und damit die unbeschränkte Herrschaft über das ganze Reich zu erringen gewußt hatte? Er war unter der Regierung Philipp's II. noch als Marques von Denia der einzige Minister gewesen, welcher dem Thronfolger Gefälligkeit und Ehrerbietung gezeigt und ihm auch bisweilen in seinen finanziellen Nöthen beigestanden¹⁾ hatte, während — wie erwähnt — die anderen, dem Befehl des Königs gehorsam, ihn stark vernachlässigt hatten. Schon dieses Verfahren des Marques machte auf das empfängliche Gemüth des Prinzen einen tiefen Eindruck, welcher natürlich noch verstärkt wurde, als Denia seinethalben zu leiden hatte; denn er wurde wegen der, dem Prinzen erwiesenen Ehrerbietung vom Könige ungnädig behandelt, von den übrigen Ministern offen verfolgt und in eine Art Verbannung geschickt, nämlich zur Verwaltung der Provinz Valencia. Kaum war nun der Vater gestorben, als Philipp den Marques für das immerhin leichte Ungemach, das derselbe seinetwegen erfahren hatte, überreichlich zu

¹⁾ MS. Relat. d. vita del Re cat. etc. p. 391 A.

entschädigen begann. Er erklärte ihn sofort zum Mitglied des Staatsrathes, schenkte ihm ein Einkommen von 40,000 Dukaten¹⁾ und erhob ihn bald zum Herzoge von Lerma, ja es dauerte nicht lange, so dankte der König thatsächlich zu Gunsten seines Ministers ab. Alles ging fortan durch dessen Hände, und der König handelte nur nach Lerma's Vorschlägen. Wer eine Gunst oder ein Amt haben wollte, mußte sich an Lerma wenden, nicht an den König. Der Herzog war auch so eifersüchtig auf seine Gewalt, daß er nicht die geringste Sache aus seinen Händen gab, und hierdurch kam es, daß am spanischen Hofe sich Alles endlos verschleppte; oft mußte man auf eine Audienz bei ihm wochen- und selbst monatelang warten, während man auf Briefe nur ausnahmsweise Antwort erhielt. So war Lerma unumschränkter, als je der Großwesir eines elenden orientalischen Sultans. Und dabei war er doch wenig befähigt, eine solche große, wichtige und verantwortungsschwere Stellung einzunehmen! Lerma war ein gänzlich ungebildeter Mensch, ohne jede Kenntniß von den Angelegenheiten, die er in höchster Instanz und so zu sagen allein verwaltete. Er war von unruhiger, begehrllicher Natur, von Stättigkeit und Ordnung war keine Spur bei ihm vorhanden; der geringste Widerspruch brachte ihn in Wuth, dagegen war ihm grobe Lobhudelei angenehm. Die fremden Gesandten meinten, es sei gut mit ihm auskommen, denn Komplimente und Geschenke vermochten Alles bei ihm. In der That fröhnte er gemeiner Habsucht. Obwohl aus der vornehmen Familie der Sandoval stammend, war er doch von Hause aus ganz unbegütert gewesen: schon vier Jahre nach dem Regierungsantritte seines Vönners fand er sich im Besitze von zwei Millionen Scudi — etwa 17 Mill. Thaler nach jetzigem Geldwerthe. Seine Ausgaben beschränkte er dadurch erfolgreich, daß er mit seiner ganzen Familie auf Kosten des Königs d. h. des Staates lebte. Geschenke, Würden, Ordensämter riß er an sich, Hof und Verwaltung wurden mit

¹⁾ Khevenhiller, Annales Ferdinandei V. 2035.

seinen Verwandten und Kreaturen angefüllt. Den unwürdigsten Menschen, Rodrigo Calderon und Pedro Franqueza, wahren Blutsaugern, gab er die höchste Macht. Jeden, der ihm nicht ganz zu Willen war, oder dessen Einfluß er fürchtete, stürzte er entweder oder sandte ihn, wenn dies nicht möglich, in eine ferne Provinz. Keinen Augenblick ließ Lerma vom Könige, Niemandem gestattete er privaten Zutritt zu diesem. Im Jahre 1600 mißbrauchte er seinen unbeschränkten Einfluß auf den König dahin, daß dieser seinen Hof auf beinahe sechs Jahre nach Valladolid verlegte.¹⁾ Eine widersinnigere Maßregel ließ sich nicht denken. Madrid besaß sehr gute Luft, Valladolid, inmitten der dürrn Ebenen Altkastilien's gelegen, war höchst ungesund; in und um Madrid waren große königliche Paläste und Lustschlösser, während Philipp in Valladolid kein Haus besaß und keinen Ort, wo er sich erfrischen und vergnügen konnte; ganz Madrid hatte nur vom Hofe gelebt und verfiel durch dessen Entfernung dem Untergange und Ruin, während in Valladolid nichts für die Bequemlichkeit eines so großen Hofstaates vorbereitet war. Und doch wurde, trotz aller Vorstellungen und Bitten der Madrider²⁾, die Maßregel vollzogen. Denn einmal hatte Lerma seine meisten Besitzungen in der Nähe von Valladolid, und dann entzog er durch die Veränderung den König dem Einflusse von dessen Tante, der Kaiserin Maria (Gemahlin Maximilian's II.), die versucht hatte, sich dem verderblichen Regimente des Günstlings zu widersetzen.

So war es natürlich, daß Lerma trotz der Freundlichkeit und Leutseligkeit, mit der er sich zu benehmen liebte, von Groß und Gering, Hoch und Niedrig bitter gehaßt wurde. Die Vornehmen warfen ihm sein Glück vor und die Anmaßung, mit der er es ausnuzte, und das Volk seine Unfähigkeit und die gemeine Hab-

¹⁾ Vgl. Gil Gonzalez Davila, Vida y hechos de Felipe III. (Madr. 1771), 82.

²⁾ Matthieu, Hist. de Henrj IV., I. 156 B.

sucht, welche ihn alle Hülfsmittel des Staates nur zu seinem und der Seinen Besten mißbrauchen ließ. Sein König aber, dessen Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit den Haß unmöglich machte, gerieth in tiefe Verachtung bei dem Volke, das diesen „Schatten eines Fürsten“, wie sein eigener Vater ihn genannt, so ganz unfähig eines Entschlusses, ja überhaupt so völlig willen- und verstandlos in der Hand Lerma's sah. Der Grimm des Volkes über dieses Verhältniß äußerte sich in einer Menge von Spottliedern und Pasquillen auf Philipp und seinen unwürdigen Günstling.¹⁾

Die übrigen Räthe Philipp's spielten nur eine ganz untergeordnete Rolle. Von den Ministern des verstorbenen Königs wurde besonders der wirklich tüchtige und dabei sehr bescheidene Don Juan Idiaquez noch verwendet. Don Christobal de Moura, der eigentliche Hauptberather Philipp's II., war auf einen ehrenvollen Ruheposten versetzt, indem man ihm zum Granden von Kastilien und zum Vicekönig von Portugal ernannt hatte. Dagegen war der persönliche Liebling des früheren Monarchen, Graf Chinchon, ganz von den Geschäften getrennt und in eine Untersuchung wegen Unterschleifs verwickelt worden. Der wichtigste Mann im Staate nach Lerma, der Reichsvater Gaspar de Cordova, war ein gutmüthiger und rechtschaffener Mann, aber ohne das geringste Verständniß für öffentliche Angelegenheiten. Graf Miranda, der Präsident von Kastilien, war ein unbedeutendes Geschöpf Lerma's.

Dies war die Regierung, welche beständig den Anspruch auf Universalherrschaft erhob und verfolgt, ohne daß ihre Mitglieder im Stande gewesen wären, auch nur den kleinsten Staat segensreich zu verwalten. Aber je größer ihre Unfähigkeit, um so stärker war auch ihre Anmaßung, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sie trotz des erst soeben geschlossenen Friedens bald wieder mit dem vorwärtstrebenden Frankreich in Zwiespalt gerieth.

Allerdings war zunächst Heinrich IV. selbst an diesem Schuld.

¹⁾ Eine Sammlung derselben findet sich bei Matthieu I. 157 A ff.

Es ist bereits erwähnt, daß der französische König trotz des Friedens von Bervins 3000 Soldaten unter dem Hugenotten de la Noue in Holland zurückgelassen hatte. Selbstverständlich beklagte der spanische Gesandte, Don Juan Bautista de Tassis, sich auf das bitterste über diesen Vertragsbruch, und Heinrich erkannte die Gerechtigkeit dieser Beschwerde dadurch an, daß er die Zurückziehung der Truppen aus den Niederlanden versprach. Sa, im Juni 1599 veröffentlichte er sogar ein Dekret, welches bei Todesstrafe und Konfiskation aller Güter jeden militärischen Dienst bei fremden Staaten verbot.¹⁾ Aber Zusagen und Halten waren bei Heinrich IV. sehr verschiedene Dinge, und so gab er im Geheimen de la Noue und seinen Leuten Befehl, in Holland zu verbleiben, und versicherte die Holländer seiner fortwährenden Unterstützung.²⁾ Auf der anderen Seite verlangte er, daß Philipp III., wie dessen Vater bereits gethan, auch seinerseits den Frieden von Bervins beschwöre, damit der spanische König keinen Vorwand behalte, um bei passender Gelegenheit zu behaupten, dieser Friede binde ihn gar nicht. Selbstverständlich aber gab die spanische Regierung nun wiederum hier nicht nach und antwortete, Philipp III. werde den Frieden nur beschwören, wenn auch Heinrich IV. es noch einmal thue; was dieser als eine Beleidigung zurückwies, da es dann so scheinen würde, als ob man seinem ersten Schwure nicht traue. Auch war Heinrich IV. darüber aufgebracht, daß Philipp, mit Hintansetzung aller Forderungen internationaler Höflichkeit, den Tod seines Vaters ihm nicht offiziell angezeigt hatte. Zu allen diesen Ursachen gegenseitiger Unzufriedenheit kamen noch die gewöhnlichen Streitigkeiten wegen Seeräubereien, Beschlagnahme von Schiffen, die Contrebande führten, u. dgl. m. So kam es zu

¹⁾ MS. Consulta d. sp. Staatsr. v. 26. Mär; 1600; Arch. v. Sim. K 1426. — Matthieu I. 171 B. — P. V. Palma-Cayet, *Chronologie septénnaire* bei Michaud et Poujoulat, I., XII., II. 64.

²⁾ II. A. MS. Philipp III. an Tassis, von Aranjuez 8. Apr. 1600; Arch. v. Sim. K 1451. — Vgl. Depesche Neville's an Cecil v. 30. Mat 1599; Winwood, *Memorials*, I. 42. — Dep. Werffen's an die Generalstaaten v. 16. Juni 1599; Vreede, *Lettres et Negociations de Buzanval* (Leyden 1846), 186 ff.

keinem ruhigen Genuße des Friedens, von beiden Seiten hatte man Grund zur Unzufriedenheit, und von beiden Seiten rüstete man von neuem.¹⁾ In Amsterdam wettete man bereits, daß vor Ende des Jahres der Krieg zwischen Frankreich und Spanien wieder ausbrechen werde.²⁾

Aber alle diese Streitigkeiten traten zurück vor der großen Frage, die im Augenblicke den Vordergrund des politischen Interesses einnahm: der Frage wegen der Markgrafschaft Saluzzo, einer Angelegenheit, die für die gesammte Entwicklung der staatlichen Verhältnisse Italiens von epochemachender Wichtigkeit werden sollte. Zunächst handelte es sich hier schon um den überaus bedeutsamen Punkt, ob die Franzosen noch festen Fuß in Italien behalten sollten oder diesen zurückziehen müßten; ob sie die Politik Karl's VIII. und Franz' I., die ihre Blicke so scharf auf Italien gerichtet hatte, weiter zu verfolgen oder aufzugeben hätten; ob sie ein Gegengewicht bilden wollten gegen den spanischen Einfluß auf der Halbinsel, oder ob sie diese gänzlich den Habsburgern in die Hände liefern würden. Saluzzo war das letzte Gebiet in Italien, welches die Franzosen beanspruchen konnten. Auf die Wichtigkeit der Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, für die Geschichte des südlichen Europa überhaupt braucht nicht weiter hingewiesen zu werden, sie springt von selbst in die Augen. Ganz Europa und besonders die italienischen Staaten erwarteten mit Aengstlichkeit den Ausgang einer Angelegenheit, welche bestimmen mußte, ob Italien der spanischen Knechtschaft unrettbar übergeben sein oder von Frankreich vor dieser drohenden Eventualität geschützt werden sollte. Mit dem Aufgeben Saluzzo's hätte Frankreich auf jeden Einfluß auf die Geschichte Italiens verzichtet. Der Stand

¹⁾ In einem Briefe an den Herzog von Arschot v. 26. März 1599 beklagt Heinrich IV. sich bitter über Philipp III.; *Lettres miss.* V. 101. — Im Anfange des Jahres 1600 übergab dagegen Tassis dem Könige 54 Klagepunkte, zumeist wegen der Holländer; *Winwood Mem.* I. 150.

²⁾ Buzanval an Villeroy, 4. Jan. 1599; Vreede, *Lettres et Negociations de Buzanval*, 52.

dieser Angelegenheit nach dem Frieden von Verbins ist bereits erwähnt, und es bleibt jetzt nur übrig, deren weitere Entwicklung zu verfolgen.

Der Friede war für den Herzog von Savoyen ebenso ungünstig, wie für seine Beschützer, die Spanier. Er mußte das von ihm mit vieler Mühe und großen Geldopfern eroberte Fort Barraux in der Provence wieder aufgeben, den Fuß zurückziehen, den er schon in Burgund gesetzt, und einstweilen die Pläne vertagen, die er zum Ueberfalle der Stadt Genf geschmiedet. Trotz aller dieser Nachtheile, wegen derer der Herzog sich recht lebhaft über die geringe Fürsorge der Spanier für seine Interessen beklagte, ließ er doch am 21. Juni 1598 den Frieden auch in Turin verkünden.¹⁾ Die Freude über denselben war groß in dem an Menschen und Geld erschöpften Herzogthum; sie würde geringer gewesen sein, wenn man gewußt hätte, daß der Herzog den Vertrag nur in der Absicht veröffentlichte, um ihn sofort wieder zu brechen.

Karl Emanuel wurde von seiner Eroberungsgier verblendet. Er sah nicht ein, daß sein Interesse eben so gut, wie das der übrigen italienischen Staaten, es erheischte, den Franzosen einen Fleck Erde in Italien einzuräumen, damit sie von dort aus dem spanischen Uebergewicht entgegen treten könnten. Er dachte an nichts, als an die Gewinnung jenes unbedeutenden Ländchens. Direkten Kampf um dasselbe scheute er freilich, und so setzte er, nach Art der damaligen Diplomaten, seine ganze Hoffnung auf die Zeit. Wenn es ihm nur gelänge, meinte er, den König von Frankreich recht lange hinzuhalten, so könne ihm selber die Markgrafschaft nicht entgehen; denn inzwischen würde Heinrich IV. innerhalb oder außerhalb Frankreich's so viele Beschäftigung erhalten, daß er sich mit Savoyen gern für eine Kleinigkeit abfinden werde. Im schlimmsten Falle glaubte der Herzog der Unterstützung Spaniens sicher zu sein. Und so begann

¹⁾ Relazione della Savoia di Sim. Contarini 1598—1601 (Alberi II., V.) p. 235. — de Thou I. 120.

er denn den diplomatischen Kampf mit Frankreich, nachdem er trügerisch zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnungen seine Truppen größtentheils entlassen.

Der Herzog war also gewillt, Saluzzo mit allen Mitteln, nöthigenfalls auch mit Gewalt, zu behaupten. Welcher war nun der Standpunkt Heinrich's IV. in dieser Angelegenheit? Wenn man bedenkt, daß Frankreich soeben erst einen furchtbaren dreißigjährigen Bürgerkrieg beendet, daß noch in dem jüngst abgeschlossenen Kampfe mit Spanien sich das letztere als überlegener Gegner erwiesen hatte, daß die Finanzen des Staates zerrüttet waren und das Königthum von dem guten Willen der Parteien abhing: so wird man es begreiflich finden, daß Heinrich die Sache friedlich beizulegen und einen Streit zu vermeiden suchte, an dem Spanien höchst wahrscheinlich theilnehmen würde. Indes diese Friedensliebe hatte doch ihre sehr bestimmte Grenze. Zwar an dem kleinen Gebiete von Saluzzo selbst lag ihm nicht sehr viel, da er einmal für die nächste Zeit sich von der großen Politik möglichst zurückzuziehen gedachte, andererseits er auch die Wichtigkeit eines französischen Besizes in Italien nicht hinreichend gewürdigt hat, wie der spätere Friedensschluß erweist. Aber jenes Land ohne hinreichende Entschädigung aufzugeben, das verwarf er entschieden. Nicht nur sein Ehrgefühl, sein feuriges Selbstbewußtsein hielten ihn davon ab, sondern auch die Klugheit. Seine ganze Stellung beruhte viel zu sehr auf der Achtung und Popularität, die er in Frankreich genoß, als daß er sich der Schande aussetzen durfte, von dem Herzoge des kleinen Savoyen gedemüthigt zu werden. Saluzzo selbst oder hinreichende Entschädigung, von dieser Forderung konnte Heinrich nicht lassen; zwischen beiden mochte der Herzog wählen. Dieser hielt sich damals in Savoyen auf, versprach aber ohne Unterlaß, in kürzester Zeit sich nach Ferrara begeben zu wollen, um sich mit dem Papst über dessen Schiedsspruch in der Angelegenheit von Saluzzo in Verbindung zu setzen. Mit großem Geräusche wurden beständig die Vorkehrungen zur Reise getroffen, aber diese selbst erfolgte nicht. Dagegen machte des Herzogs

Anwesenheit in Savoyen sich bald auf eine andere Weise bemerkbar: er suchte nämlich die Genfer davon zu überzeugen, daß ihre Stadt eigentlich ihm gehöre und sie ihm dieselbe deshalb übergeben müßten. Die Genfer, die, wohl mit Recht, fürchteten, auf die Schmeicheleien würden bald Drohungen und Versuche zu deren Ausführung folgen, wandten sich um Hülfe bittend an Heinrich IV., der ihnen auch wiederholt seinen Beistand zusicherte.¹⁾ Er erließ sogar eine öffentliche Erklärung, daß Genf in den Frieden von Bervins mit eingeschlossen sei und alle Vortheile desselben genieße.²⁾

Ergrimmt über diese derbe Einmischung des französischen Königs in seine Machinationen, fand Karl Emanuel Zeit, zwar nicht nach Ferrara, aber doch nach Mailand zu gehen und mit dem dortigen spanischen Governator, dem Condestable von Kastilien Don Fernando de Belasco, den Fall eines Krieges mit Frankreich zu besprechen. Hier aber empfing er keine günstige Antwort, denn der Governator konnte sich nur zur Stellung von 4000 Mann Hülfs- truppen verstehen. Die Lage des Herzogs wurde immer unangenehmer, besonders da Heinrich IV. nicht der Mann war, einem auf seine Kosten geübten Zaudersystem lange unthätig zuzusehen. Das Ende des ersten Jahres, innerhalb dessen der Papst sein schiedsrichterliches Urtheil abgeben sollte, nahte bereits mit starken Schritten, ohne daß ein Ergebniß erzielt worden. Der französische Gesandte, Brulart de Sillery, und der savoyische, der Graf von Berrue, hatten sich inzwischen am päpstlichen Hofe mit höchst schätzbaren juristischen Gründen und Gegengründen bekämpft, die aber die Angelegenheit keinen Schritt weiter brachten.³⁾ Zu allem Unglück brach gerade jetzt die Pest in Piemont aus und richtete daselbst furchtbare Ver-

¹⁾ Lettr. miss. V. 10. 126: Briefe Heinrich's an die Genfer v. 14. Juli 1598 und 31. Mai 1599.

²⁾ Ant. Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III., I. nr. 1.

³⁾ Palma-Cayet. Chr. septén. 67. — Das Genauere in den Lettres du Cardinal d'Ossat (Paris 1627) I. 596 ff. 645 ff.

beerungen an.¹⁾ So entschloß sich der Herzog, wieder gelindere Saiten aufzuziehen.

Er sandte deshalb (März 1599) den Grafen Roncas nach Paris, und diesem gelang es besonders durch die Unterstützung der schönen Gabrielle von Beaufort, die er durch große Geschenke gewonnen hatte, noch einmal, eine Verlängerung des Termines um zwei Monate — bis Ende Juni — herbeizuführen. Noch mehr. Da sich damals das Gerücht verbreitete, der König werde nach Lyon reisen, erbat der Herzog sich die Erlaubniß, Heinrich IV. dort aufzusuchen. Dieser erwiderte, er werde sich zwar nicht nach Lyon begeben, aber doch dem Herzoge nach Orleans entgegen gehen, um ihn dort zu umarmen und ihre Streitigkeiten auf freundschaftliche Weise auszugleichen.²⁾

In der That traf Karl Emanuel abermals alle Vorbereitungen zu dieser Reise — indeß er führte dieselbe wiederum nicht aus: vielleicht hatte er sie nie ernstlich beabsichtigt, sondern den König nur einstweilen begütigen und vertrösten wollen; vielleicht auch änderte er seinen Sinn in Folge von Briefen, die er jetzt aus Spanien erhielt, und welche ihn ermahnten, nicht nach Frankreich zu gehen, sondern tapfer auszuharren, man werde ihn rechtzeitig hinlänglich unterstützen. Heinrich IV. wartete also vergebens in Orleans und ging mit dem ärgerlichen Ausrufe hinweg, der Herzog scheine sich über ihn lustig machen zu wollen.

Dieser indeß befolgte seine bisherige Weise unverändert weiter und brachte es durch seine Vorpiegelungen dahin, daß der Papst durch seinen Nuntius in Paris, den Patriarchen von Konstantinopel, die Verlängerung des Termines um ein halbes Jahr erwirkte.³⁾

¹⁾ Sie währte von dem Ende des Jahres 1598 bis zum Juli 1600; Depeschen Simeone Contarini's an den Venez. Senat, bei Mutinelli, *Storia arcana d'Italia*, II. 287 ff.

²⁾ Sim. Contarini 239 (Relaz.).

³⁾ Vgl. MS. Dep. Tassis' vom 15. Febr. 1600 (K 1603 Arch. v. Sim.). — Das Nähere über diese Verhandlungen in den Berichten d'Herffen's an die

Heinrich wollte eben nicht wieder einen Krieg beginnen, der ihn vielleicht in einen erneuten Kampf mit Spanien verwickelt haben würde, und deshalb ging er auf den päpstlichen Vorschlag ein. Zugleich sandte Karl Emanuel den Ritter Berton nach Paris, um den König günstig für Savoyen zu stimmen. Er hoffte um so mehr auf das Gelingen dieses Auftrages, als Berton ein Verwandter der schönen Gabrielle war, mit der sich zu vermählen der König eben im Begriffe war.¹⁾ Auch dieses Ehebündniß zog der Herzog in den Kreis seiner Berechnungen, weil ein großer Theil des französischen Adels und Volkes sehr mißgestimmt über dasselbe war. Aber unglücklicher Weise starb Gabrielle d'Estrees gerade, als Berton in Frankreich anlangte, und der doppelte Plan des Herzogs war so abermals vereitelt! Vielmehr traf ein scharfer Brief von Heinrich IV. ein, in welchem derselbe unbedingt die Herausgabe der Markgrafschaft forderte, da sein Recht und seine Ehre dies gebieterisch erheischten.²⁾

So waren seit dem Abschlusse des Friedens von Bervins vierzehn Monate verflossen, und noch hatten die Verhandlungen keinen Fortschritt gemacht, vielmehr war es wahrscheinlicher als je, daß es trotz der bisher von Heinrich bewiesenen Geduld zu einer gewaltamen Lösung kommen müsse. Auch begann der Herzog bereits zu rüsten, und man sah den kleinen beweglichen Mann Tag und Nacht auf den Beinen, um — mitten in dem von der Pest schwer betroffenen Turin — seine Truppen einzuüben und die Wachtposten zu revidiren. Zugleich ersann er eine neue List. Mit der größten Unverschämtheit sprengte er aus, die Franzosen hätten die Citadellen von Turin, Pinerolo, Montmelian und Bourg en Bresse überfallen wollen.³⁾ So beabsichtigte er die Meinung der Welt und besonders des Papstes

Generalstaaten vom 22. Juli und 15. Aug. 1599; Vreede, Lettres et Neg. de Buzanval, 239 f. 260.

¹⁾ Hierüber wird weiter unten weitläufiger gesprochen werden.

²⁾ Lettr. miss. V. 137: Lettre à M. des Alymes, v. 16. Juni 1599.

³⁾ Es ist charakteristisch für die Zeit, mit welchem Behagen Simon Con-
tarini p. 241 diese sottigliezza mirabile des Herzogs erzählt.

ür sich zu gewinnen und einen Vorwand für neue Feindseligkeiten zu erhalten. Er trieb die Verstellung so weit, einige Glende einzuziehen, unter dem Vorgeben, sie hätten den Franzosen bei jenem Plane beistehen wollen. Mit großem Geräusch wurde der Prozeß gegen sie aufgenommen, aber selbstverständlich ließ man dann denselben wieder allmählich einschlummern.

Inzwischen hatte der Papst sich abgemüht, zwischen zwei Gegnern zu vermitteln, die beide entschlossen waren, in der Hauptsache nicht nachzugeben. Da sich noch keine Aussicht zur Schlichtung des Streites zeigte, so wollte er den Termin zum dritten Male verlängern; aber dies wies der König als mit seiner Ehre unvereinbar entschieden zurück und that vielmehr den einzig passenden Vorschlag, der Papst möge sofort die Markgrafschaft einstweilen in Sequester oder — wie man damals sagte — in Depositum nehmen.¹⁾ Der Patriarch von Konstantinopel begab sich selbst nach Savoyen, um den Herzog zur Zustimmung zu bewegen, und dieser willigte auch theilbar freudig ein. Nachher machte er aber so viele Schwierigkeiten und Bedingungen, daß man deutlich erkannte, wie er nur wieder Zeit zu gewinnen strebte.

Jetzt riß doch dem Könige die Geduld, und er drohte sein Anerbieten zurückzuziehen. Zugleich kamen aus Spanien, das wegen der üblen Lage seiner Angelegenheiten in Flandern nicht in einen Krieg in Italien verwickelt zu werden wünschte, Briefe, welche dem Herzoge riefen, in das Depositum zu willigen;²⁾ und Karl Emanuel

¹⁾ D'Effat war sehr gegen diesen Vorschlag, der ihm zu viel von den Rechten des Königs zu vergeben schien; Brief v. 11. Aug. 1599 (Lettres d'Osat I. 668.).

²⁾ Der Erzherzog Albrecht bat wiederholt den spanischen Hof wegen der klümmen Lage der Dinge in den Niederlanden, den Streit um Saluzzo friedlich beizulegen; Navarrete, *Collección de documentos ineditos para la historia de España*, XLII. 320 (Brief des Erz. an Verma vom 15. Nov. 1599). — Es ist aber nicht richtig, wenn Pr. Erdmannsdörffer (in seiner sonst so trefflichen Schrift „Karl Emanuel v. Sav. u. die deutsche Kaiserwahl von 1619“ S. 47.) nachzuweisen sucht, daß „der Friedensstand in Italien ein Axiom für die

konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, daß der mailänder Governator nicht im Stande sei, ihm augenblicklich große Hülfe zu leisten. Es war also abermals Zeit, sich nachgiebig zu zeigen, und nun beschloß der Herzog wirklich eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, zumal da sein dortiger Gesandter, Berton, ihm schrieb, daß der König nur auf ein solches äußerliches Zeichen der Unterwürfigkeit warte, um alle Ansprüche auf Saluzzo aufzugeben. Der stets sanguinische Herzog war zu einer solchen Annahme um so mehr geneigt, als er sich für einen feinen und scharfen Diplomaten hielt, dem es leicht glücken müsse, den Béarner ganz für sich einzunehmen. Um den König schon von vorn herein für sich günstig zu stimmen, stellte er sich sehr unzufrieden mit den Spaniern und weigerte sich wirklich, seine ältesten Kinder zur Erziehung an den spanischen Hof zu schicken. Als er sich dann durch zwei außerordentliche Gesandte, die Grafen Saint-Trivier und de Roncas, sowie durch mehrere eigenhändige Briefe von dem Wunsche Heinrich's, ihn zu sehen, überzeugt hatte,¹⁾ begab er sich — trotz der Abmahnungen des spanischen Gesandten — im Dezember 1599 auf den Weg nach der französischen Hauptstadt. Natürlich war er fest entschlossen, die Markgrafschaft unter keiner Bedingung oder doch nur für überreichliche Entschädigung aufzugeben.²⁾ Er äußerte, ehe er Saluzzo ließe, wolle er es zu seinem und seiner Familie Grabe machen.³⁾ So sicher hoffte er auf seinen Sieg, daß er vor seiner Abreise sich noch der päpstlichen Einmischung entlebigt hatte. Er hatte nämlich durch seinen Gesandten in Rom dem Papste melden lassen, er wisse wohl, daß Se. Heiligkeit dem Könige Recht geben werde, da dieser

Politik Philipp's II. sowohl als seines Nachfolgers Philipp's III. war.“ In Bezug auf den Letztern werden die folgenden Darlegungen diese Ansicht nur allzu sehr widerlegen.

¹⁾ Lettr. miss. V. 163. 165. 179.

²⁾ In Paris hoffte man auf Nachgiebigkeit Seitens des Herzogs; Neville an Cecil, 1. Nov. 1599 (Winwood, Mem. I. 126).

³⁾ Neville an Cecil, 3. Jan. 1600; ibid 142.

sich bereits verpflichtet habe, nachdem er die Markgrafschaft erhalten, sie dem Papste zu überliefern. Klemens VIII., über diese verstellten Vorwürfe empört, gab sein Mittleramt nun auf, wie der Herzog es längst gewünscht hatte;¹⁾ auch war es dem Papste lieb, der Fällung eines Urtheils entoben zu sein, das — wie es auch ausfallen würde — ihm den Unwillen entweder Frankreich's oder Spanien's zuziehen mußte.²⁾

Sein Empfang in Frankreich entsprach in der That allen seinen Erwartungen. Zuerst wurde ihm der Graf de la Barenne, dann der Herzog von Nemours, der zugleich auch savoyischer Vasall war, entgegen gesandt. Ueberall auf seinem Wege wurden ihm königliche Ehren erwiesen.³⁾ Aber als er nach Paris kam, fand er den König ganz anders, als er gehofft hatte. Derselbe kam ihm vielmehr mit der bestimmten Erklärung entgegen, er wolle Saluzzo auf jeden Fall haben. Nur mit großer Mühe und unter Beihülfe des Patriarchen von Konstantinopel ließ Heinrich sich von diesem absoluten Standpunkte abbringen und zu der Erlaubniß bewegen, daß man in Unterhandlungen eintrete.⁴⁾ Zuerst bot nun der Herzog an, für Saluzzo die Stadt Barcelonetta in Piemont und damit den freien Eintritt in die oberitalienische Ebene an Frankreich abtreten zu wollen: aber hiervon wollte der König nichts hören. Saluzzo, am Ostabhange der Alpen gelegen, bot ihm schon selbst einen freien Paß nach Stalien und war dabei umfänglicher und volkreicher, als

¹⁾ Sully, Oeconomies royales (éd. 1778 London) III. 388. — Matthieu, Hist. d. Henri IV., I. 147 A. B.

²⁾ Brief Ossat's an Billeroy, 27. Juli 1599; Lettres d'Ossat, I. 664.

³⁾ Lettres miss. V. 185, 191. — Sully, Oecon. roy., III. 417 f. — de Thou, Historia, lib. 123 (éd. Genev. 1620, V. 886 f.). — Supplément au Journal de Pierre de l'Estoile (Michaud et Poujoulat II., I., 2) 305. — P. Cayet Chr. sept. 68. — Einige Minister riethen dem Könige, den Herzog gefangen zu nehmen und ihn so zum Nachgeben zu zwingen; indeß der König wies dies als unehrenhaft zurück. Aubigné, Histoire Universelle, V., 4 (III. 467 éd. 1620).

⁴⁾ MS. Dep. Tassio v. 14. Jan. 1600; Arch. v. Sim. K 1603.

das Gebiet von Barcelonetta. Auch in der Hoffnung auf seine persönliche diplomatische Geschicklichkeit sah Karl Emanuel sich getäuscht, denn der König verweigerte alle direkten Verhandlungen über die schwebende Angelegenheit mit ihm, vielmehr mußten von beiden Seiten je fünf Deputirte ernannt werden, die mit einander eine Art Konferenz abhielten. Alle Versuche des Herzogs, seine Berechtigung persönlich auf Heinrich IV. einwirken zu lassen, wies dieser höflich aber ganz entschieden zurück. Endlich bot ihm der eben so gewissenlose wie sanguinische Karl Emanuel vertraulich für die Markgrafschaft Saluzzo sein Bündniß — zur Eroberung Mailand's, Neapel's und des Kaisertitels für Heinrich an, aber natürlich erhielt er hierauf nur spöttische Antwort.

So waren alle die kleinen Künste, auf welche der Herzog gerechnet, vergebens gewesen; indeß er ließ sich durch dieses Mißgeschick nicht entmuthigen, und versuchte es auf andere Weise: seine Vorschläge zum Gebietsaustausch wurden immer freigebiger, wenn er nur das Streitobjekt, Saluzzo, behalten dürfe. Er wollte dem Könige dafür einige Plätze in der Bresse, ja selbst die ganze Bresse geben, unter der Bedingung, daß ein savoyischer Prinz dort Gouverneur werde; ferner Barcelonetta und einige andere Orte in Italien. Am 17. Januar 1600 wiederholte er diese Anerbietungen und wollte noch das ganze Thal der Stura dazu geben: umsonst, alles dies genügte Heinrich IV. nicht. In dieser Noth nahm Karl Emanuel seine Zuflucht wieder zum Papst, dessen Einmischung er soeben erst selbst beseitigt hatte; dieser solle vermitteln und die Markgrafschaft in Depositum nehmen. Dazu, erwiderte der König, sei es jetzt zu spät.¹⁾

Am 11. Februar übergab dann der Herzog ein umfangreiches Aktenstück, in welchem vierfache Vorschläge gemacht wurden.²⁾ Der erste derselben ging dahin: der Herzog liefert dem Könige die Markgrafschaft unter den Bedingungen aus, daß 1. dieselbe einen dem

¹⁾ MS. Dep. Tassie' v. 4. Febr.; Arch. v. Sim. K 1603.

²⁾ MS. Dep. Tassie' v. 12. Febr.; ibid.

Herzoge genehmen Gouverneur erhalte; 2. die Garnisonen aus Schweizern der sechs katholischen Kantone beständen, die mit beiden Staaten gleicherweise verbündet waren; 3. in zwei bis drei Jahren der Papst ein endgültiges Urtheil über den Besitz der Markgrafschaft fälle; 4. der Gouverneur schwöre, dieselbe dem vom Papste bezeichneten Besitzer zu übergeben; 5. keine Neuerungen getroffen; 6. die savoyischen und französischen Orte, die noch wechselseitig im Besitze des Andern seien, ausgetauscht würden; 7. der König sich den Plänen des Herzogs auf Genf nicht widerseze. Der zweite Vorschlag lautete: der Herzog wird dem Könige die Markgrafschaft einfach zurückgeben, wenn der Letztere ihm gestattet, sich sofort mit Gewalt Genfs zu bemächtigen. Der dritte Vorschlag lief auf ein dem oben erwähnten ähnliches Tauschgeschäft hinaus, während der vierte abermals das Depositum der Markgrafschaft zu Händen des Papstes beantragte. Karl Emanuel fand in dieser seiner Versatilität sicher den höchsten Triumph seiner diplomatischen Kunst. Aber sie scheiterte an dem festen Willen Heinrich's, auf keine Lösung einzugehen, welche nicht die Ueberlegenheit Frankreich's über seinen kleinen festen Gegner darthäte.

Wenige Tage darauf lief die Antwort des Königs ein.¹⁾ Sie betheuerte die Friedensliebe desselben, die er ja seit Beginn der Verhandlungen vielfach bewiesen, verwarf aber entschieden die Bedingungen, die in dem ersten Vorschlage des Herzogs für die Rückgabe Saluzzo's gestellt waren. Vielmehr wolle Heinrich unumschränkt alle seine Rechte in der Markgrafschaft ausüben, nur willige er aus besonderer Freundschaft für den Herzog ein, dort einen dem Herzoge genehmen Gouverneur anzustellen und in den ersten zwei Jahren die Garnisonen aus den Schweizern zu nehmen, mit Ausnahme der Citadellen, die von Franzosen besetzt werden sollten. Unter diesen Bedingungen wollte Heinrich IV. sich auch einem unparteiischen Urtheile des Papstes innerhalb eines gewissen Zeitraumes

¹⁾ MS. Dep. Laffis vom 15. Febr.; ibid.

unterwerfen. Wollte indeß der Herzog sofort Saluzzo behalten, so mußte er die ganze Bresse nebst der wichtigen Festung Pinerole, Barcelonetta und einigen anderen italienischen Gebieten uneingeschränkt abtreten. Indeß diese letztere Bedingung war so ungeheuerlich, daß der Herzog sie zurückweisen mußte, und ihm eigentlich nur die erste Eventualität übrig blieb. Von irgend einer Unternehmung gegen Genf wollte Heinrich, obwohl der Papst und sein Nuntius hierin den Herzog mit allem Eifer unterstützten, gar nichts hören und ermahnte im Gegentheil den Herzog sogar mündlich, diese Stadt in Frieden zu lassen.¹⁾

Schon fast drei Monate war Karl Emanuel in Frankreich, und noch immer machte er weder Miene, die Anträge Heinrich's IV. anzunehmen, noch schien er an seine Abreise zu denken, obwohl er von seiner Umgebung schon fast ganz allein gelassen war. In der That sah der Herzog sehr wohl ein, daß er auf diesem Wege nichts erreichen werde; aber ein gewandter Politiker von seinem Schlage besaß noch andere Hülfsmittel. Es lag ihm das Hauptinteresse seines Aufenthaltes bereits seit einiger Zeit nicht mehr in den offenen Verhandlungen mit den französischen Diplomaten, sondern in den geheimen Verbindungen, die er mit mehreren sehr wichtigen Persönlichkeiten in Frankreich angeknüpft hatte;²⁾ 400,000 Ecus hatte er auf Geschenke verwendet.³⁾ Es ging ihm dieß auch leicht von Statuten, da von den Bürgerkriegen her der Same der Unzufriedenheit noch reichlich in Frankreich zurückgeblieben war. So hatte er mehrere Adlige und Beamte gewonnen, aber bedeutungsvoller, als alles dieses, war sein Einverständnis mit dem Marschall Herzoge von Biron.

Dieser, von Heinrich IV. mit Wohlthaten überhäuft, vom Pa-

¹⁾ Lettr. miss. V. 207. 210. — Matthieu I. 237 A. B.

²⁾ Sully, Oec. roy. III. 421. — P. Cayet, Chr. sept. 75. — de Thou I. 123, t. V. 888. — Sully's Angaben müssen übrigens mit größter Vorsicht aufgenommen werden, da sie — aus persönlichen Gründen — ungemein parteiisch gegen die Führer der katholischen Mittelpartei (Villeroy, Bellievre u. s. w.) sind und auch außerdem viele Ungenauigkeiten enthalten.

³⁾ Aubigné, Histoire Universelle V., 4 (III. 467 éd. 1620.)

ron und einfachen Mestre de Camp zum Herzog und Marschall erhoben, mit dem wichtigen Gouvernement Burgund betraut, war durch seinen schrankenlosen Ehrgeiz zum undankbarsten aller Menschen gemacht worden. Er war einer jener unbändigen Emporkömmlinge, deren durch den Erfolg angestachelter Ehrgeiz alle Schranken der Verhältnisse und der Sittlichkeit fest zu überspringen sucht; es schmerzte ihn, seinen König allzu mächtig und sich deshalb nicht mehr unentbehrlich und als obersten Schiedsrichter der Geschichte Frankreich's zu sehen. Auf die höchste Stufe gelangt, zu der ein Unterthan steigen konnte, schaute er nach einer Möglichkeit umher, selbst souveräner Fürst zu werden, und sollten sein Vaterland und sein königlicher Wohlthäter darüber zu Grunde gehen. So stand er schon seit dem Jahre 1595 in Verbindung mit den Spaniern. Heinrich war deshalb gewarnt worden, aber er hielt eine solche Undankbarkeit und Treulosigkeit für unmöglich bei einem Menschen, den er selbst über Alle liebte.¹⁾ Einen Aufenthalt in Brüssel, um als außerordentlicher Gesandter den Frieden mit dem Erzherzoge Albrecht²⁾ zu beschwören, hatte Biron nur zu verrätherischen Unterhandlungen benutzt. Jetzt ließ der Marschall sich von dem Herzoge von Savoyen durch das Anerbieten verführen, er solle die dritte Tochter desselben zur Gemahlin erhalten. Dafür verpflichtete er sich, dem Herzoge beizustehen und zu helfen gegen Alle ohne Unterschied, und zumal dem Könige von Frankreich so viele Schwierigkeiten und Verlegenheiten im Innern seines Landes zu bereiten, daß derselbe nicht im Stande sei, die Markgrafschaft Saluzzo zu erobern. Außerdem entwarf der Herzog einen Vertrag zwischen dem Marschall und Spanien.³⁾ Durch solche Mittel hoffte Karl Emanuel sich für alle Fälle sicher zu stellen.

¹⁾ Matthieu II. 130 A. (Der König spricht über Biron:) *Jamais je n'ay tant aimé personne comme je l'ay aimé; je luy eusse fié mon fils et mon royaume.*

²⁾ S. S. 19.

³⁾ P. Cayet, Chronol. septén. 183 ff. — Vgl. Matthieu I. 216 B. ff. —

sonders dem katholiſchen Könige eine wirkſame Unterſtützung an Geld und Leuten zu fordern; denn ſchon hatte er ſich zur Ergreifung der Waffen feſt entſchloſſen. Der offene Krieg, ſo hoffte er, werde von einem Aufſtande ſeiner Freunde in Frankreich begleitet werden; käme hierzu noch die ſpaniſche Unterſtützung, dann könne es ihm gar nicht fehlen. Sobald er wieder in ſein Land zurückgekehrt, ſchickte er an Heinrich IV. die Zurückweiſung der Einkünfte und Benefizien, die ihm von dieſem geſchenkt worden, und die an 150,000 Scudi jährlicher Renten werth waren. Bei dem Papſte und den übrigen italieniſchen Regierungen beſchwerte er ſich über den Zwang, den man auf ihn ausgeübt, indem man ihn zu dem parifer Vertrag genöthigt.¹⁾ Zugleich begann der Herzog, mit großem Eifer ſeine Feſtungen zu verſtärken und Truppen auszuheben. Auch ſetzte er ſich ſofort wieder mit ſeinen Anhängern in Frankreich in Verbindung, und in der That kamen die Wirkungen des ſavoyiſchen Goldes bald zu Tage. Am Hofe Heinrich's wurden aufrühreriſche Reden laut, und man konnte die Großen und Miniſter des Königs mit vielem Nachdruck gegen jeden Krieg mit Savoyen reden hören. Sie eiferten gegen den Gedanken an einen neuen Krieg, nachdem Frankreich erſt ſoeben anſange, ſich der Wohlthaten des Friedens zu erfreuen, zumal wegen Saluzzo's, deſſen Vertheidigung ſechſmal ſo viel koſten würde, als es einbringe. Sei nicht die Freundschaft Savoyens dem Beſitze Saluzzo's weit vorzuziehen? Niemand könne den Ausgang eines Krieges vorher beſtimmen, an dem jedenfalls der König von Spanien theilnehmen werde. Auf dieſe ſeine Freunde hatte der Herzog gerechnet, wenn er bei ſeinem Abſchiede von Frankreich ſagte: „nur mit dem Schwerte werde man die tiefen Spuren verwifchen können, die ſeine Anweſenheit daſelbſt gelaffen.“²⁾

Uebrigens ſetzte er ſeine Bemühungen, den König über ſeine

¹⁾ P. Cayet, Chr. ſept. 106.

²⁾ de Thou, l. 123, V. 891: *vestigium, quod tam alto in regno infixisset, non nisi ferro deleri posse.*

wahren Absichten zu lauschen, eifrig fort. Er schrieb an den Gouverneur von Lyon, die Ergebnisse seiner Reise nach Frankreich erfüllten ihn mit immer größerer Freude, und er werde demnächst den rariier Vertrag ausführen: Ähnliches schrieb er an Heinrich selbst. Mit Herrn v. Berni, dem französischen Gesandten in Turin, hatte der Herzog häufige vertraute Unterredungen, und täglich fanden Rathssitzungen statt, um angeblich schlüssig über jenen Vertrag zu werden. Dann bot er wieder Heinrich IV. ein Bündniß gegen Spanien an und ließ ihm melden, daß, wenn er — der Herzog — noch mit der Vertragsausführung zögere, dies nur darum geschehe, um die Summen, die ihm von den Spaniern versprochen seien, erst wirklich zu erhalten.¹⁾

Wenn Karl (Manuel) so durch alle Künste einer unstrupulösen Diplomatie sich bemühte, Zeit zu gewinnen, so geschah dies, um für sich und auch für die Spanier die Möglichkeit zum Hüften zu erlangen. Des Herzogs Abgesandter in Spanien nämlich, Belli, machte ihm die besten Hoffnungen auf eine thätige Unterstützung von Seiten dieses Staates; der Herzog möge nur zusehen, die Sache möglichst hinauszuschieben, denn vor dem August könne der Graf Fuentes, der mit Geld und Truppen nach Mailand gesandt werde, dort nicht ankommen. Schon die Wahl dieses Mannes schien dem Herzoge das Beste zu versprechen, denn Fuentes war der tüchtigste General Spaniens und zugleich ein fanatischer Katholik und Patriot, der nichts sehnlicher wünschte, als die Befreiung Spaniens und besonders den Untergang des Regers Heinrich. Doch verließ der Herzog sich nicht ausschließlich auf die Spanier, sondern setzte auch seine eigenen Vorbereitungen eifrig fort. Besonders suchte er dem französischen Könige im Innern seines Reiches zu schaden zu machen und blieb deshalb durch einen gewissen La Sire, einen Verwandten des Marschalls Viron, in beständiger Verbindung mit

¹⁾ Sim. Contarini. 240. -- Matthieu. I. 247 B. 265 A. — de Thou. I. 123. V. 891

dem Letzteren. Diesen hatte er in den höchsten Zorn gegen den König gesetzt, indem er ihm berichten ließ, wie Heinrich einst, als der Herzog den Marschall Biron und dessen Vater gewaltig gelobt, ärgerlich ausgerufen habe: „Ich habe mehr Mühe gehabt, den Hochmuth und die Rohheit der beiden Biron, Vater und Sohn, zu zügeln, als ich Nutzen von denselben gezogen.“¹⁾ Biron gewann dann noch mehrere andere vornehme Herren, um im entscheidenden Augenblicke einen Aufstand in Frankreich hervorzurufen, welcher dem Herzoge den Sieg im Kriege sichern mußte. Die Spanier, so rechnete man, würden von der Franche-Comté aus Biron, der ja Gouverneur von Burgund war, unterstützen. Inzwischen gingen die Rüstungen in Savoyen selbst unausgesetzt vor sich.

König Heinrich ertrug alle diese Dinge mit großer Geduld, denn einmal glaubte er wirklich, der Herzog werde schließlich, wenn der festgesetzte Termin gekommen, nachgeben, und zweitens war er weit davon entfernt, den Krieg zu wünschen,²⁾ dessen Ausgang immerhin ein zweifelhafter war. Zwar konnte der bekannte Charakter Philipp's III. sowie der nicht minder bekannte Wunsch Verma's, den Frieden zu bewahren, damit nicht Andere zur Bedeutung gelangten, und damit das Geld Spanien's nicht durch den Krieg ihm und seinen Freunden entzogen werde, ferner die soeben bei Nieuwport erfolgte Niederlage des Erzherzogs Albrecht eine gewisse Bürgschaft dafür geben, daß Spanien sich nicht sogleich am Kampfe betheiligen werde; aber noch sicherer war es, daß Spanien schließlich die Bedrohung seines beständig vorwärtsschreitenden Supremats in Italien nicht ruhig mit ansehen konnte. Und selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß Spanien sich gänzlich vom Kriege fern halten würde, mußte es, wenn der Krieg sich in die Länge zog, durch die gegenseitige Schwächung Frankreich's und Savoyen's jedenfalls Vortheil aus demselben erlangen. Diese Erwägungen ließen Heinrich den

¹⁾ Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 273.

²⁾ MS. Dep. Tassil's v. 10. Juni 1600; Arch. v. Sim. K 1603.

Frieden erwünscht erscheinen. So äußerte er zu dem sardynischen Gesandten Roncas, wenn der Herzog ihm nur Saluzzo im Juni ausliefern würde, so werde derselbe schon den Beweis von Frankreich's Freundschaft erhalten.¹⁾

Der Juni kam heran, und es war immer noch nichts von Anstalten des Herzogs zur Auslieferung Saluzzo's zu merken. Im Gegentheile machte Roncas immer neue Schwierigkeiten, that immer neue Vorschläge zur Abänderung des pariser Vertrages, und zwar, um dem König Philipp Zeit zu geben, die Antwort auf die letzten Vorstellungen des Herzogs zu ertheilen.²⁾ Jetzt aber wurde es doch Heinrich IV. klar, daß Karl Emanuel sein Spiel mit ihm treibe. Allerdings wünschte er den Frieden, aber einen ehrenvollen Frieden. Er war von vornherein entschlossen gewesen, wenn er denselben nicht erlangen könne, für seine und Frankreich's Ehre schließlich Alles zu wagen, und den Herzog entweder zur Herausgabe Saluzzo's oder zu einer reichlichen Entschädigung zu zwingen; und, um es zu wiederholen, nicht allein sein Ehrgefühl veranlaßte ihn hierzu, sondern auch die Erwägung, daß die Macht, die er über Frankreich ausübte, zum größten Theile auf seiner Popularität beruhte, und daß diese unwiderbringlich verloren sein würde, wenn er vor einem so kleinen Fürsten, wie Karl Emanuel, zurückwiche.³⁾ Roncas mußte also nach einer langen erfolglosen Audienz bei dem Könige Paris verlassen, und der Letztere sandte am 9. Juni durch einen Brief dem Herzoge die vielsagende Meldung, er werde nach Lyon, also in die Nähe der sardynischen Grenze, abgehen.

So schnell fand indeß die Reise nach Lyon nicht statt. Die Vorstellungen seiner Hofleute und die Schwangerschaft seiner Geliebten, der Marquise von Verneuil, hielten den König noch drei

¹⁾ Ibid., vgl. Brief Heinrich's an den Connétable Montmorency, *Lettres miss.*, V. 250 f.

²⁾ MS. Dep. Laffis' v. 10. und 14. Juni mit der Apostille Philipps

³⁾ Man sehe hierüber Heinrich's eigene Aeußerungen an de Souvré, *Lettres miss.*, V. 251; und an Montmorency *ibid.* 253.

Wochen auf dem Wege von Paris nach Moulins zurück, bis endlich die Entbindung der Marquise von einem todtten Kinde und die Bitten Rosny's, des eifrigsten Anhängers des savoyischen Krieges, den König zur Abreise nach Lyon bewegten, wo er in der That noch am 9. Juli anlangte.¹⁾

Und nun traf Heinrich auch alle Vorbereitungen für den Krieg, der große Schwierigkeiten zu bieten drohte. Einige Festungen des Herzogs, wie Bourg, Montmélian und Pinerolo, galten für unüberwindlich. That der Herzog nur wenige Monate Widerstand, so trat die schlimme Jahreszeit ein, die inmitten der höchsten Alpenketten jede militärische Operation unmöglich machte. Einstweilen würden dann auch die Spanier Lust und Kräfte gewonnen haben, sich in den Krieg zu mischen. Es galt also, mit Energie und Schnelligkeit zu handeln. Der König, der sich den Oberbefehl vorbehalten hatte, zog eine Armee von 15,000 Mann, Franzosen und Schweizern, zusammen. Aus Hugonotten wurde das neue Regiment Navarra gebildet. Die Schweizer wurden eingeladen, an dem Kriege gegen Savoyen theilzunehmen.²⁾ Der alte unfähige d'Estrées wurde vom Oberbefehl der Artillerie entfernt, und dieser Rosny übertragen. Der Letztere blieb noch in Paris, sammelte Gelder, hob Milizen aus, ließ vierzig Geschütze nach Lyon und Grenoble bringen und kam dann selbst zum König, um diesen zum Kriege zu ermuntern.³⁾

Wirklich war dieses nothwendig, denn Karl Emanuel ließ noch einmal alle seine Minen springen, um den König zur Nachgiebigkeit oder doch zum Aufschube zu bewegen. Zeichendeuter, Wahrsager und Astrologen erfüllten den Palast in Lyon mit düsteren Prophezeiungen über die Zukunft Frankreich's, über das nahe furcht-

¹⁾ Lettr. miss., V. 245. — Sully, Oec. roy. III. 437 f. — Matthieu, I. 267 A. — de Thou, I. 125. V. 924. — MS. Voyage du Roy (Manusc. français, Paris, vol. 4020 p. 36 A ff.).

²⁾ Lettr. miss., V. 288.

³⁾ Genaue Schilderung der Rüstungen bei Aubigné, V. 5 p. 472 f.

Operationen beehlt der König sich selbst vor. Die Truppen begannen bereits, gegen die savoyische Grenze anzurücken. Zugleich wurde Herr von Passage, eine dem Herzoge genehme Persönlichkeit, mit einer kleinen Truppenabtheilung nach Saluzzo gesandt, um die Markgrafschaft in Besitz zu nehmen.

Roncas kam nicht wieder zurück, und statt seiner langten vom Herzoge Briefe an, die nur neue Schwierigkeiten erhoben.¹⁾ Nun aber machte Heinrich der ganzen Sache ein Ende. Wenn Karl Emanuel geglaubt hatte, der König werde sich aus Abneigung gegen den Krieg noch länger hinhalten lassen, so sah er sich getäuscht. Heinrich eröffnete ihm, bis zum 8. August Antwort haben zu wollen, ob der Herzog am 16. August die Markgrafschaft räumen werde; wo nicht, werde er sich an die früheren Verabredungen nicht mehr gebunden erachten. Als eine verneinende Antwort erfolgte, erklärte er dann am 11. August noch von Lyon aus an Savoyen den Krieg.²⁾ Passage mit seiner kleinen Mannschaft wurde zurückbeordert.

In dem Kriegsmanifeste führte der König aus, daß er nur zur Wahrung seiner Rechte auf die Markgrafschaft Saluzzo die Waffen ergreife; er werde sich streng innerhalb der Grenzen des Friedens von Bervins halten und Niemanden belästigen, welcher denselben bewahre. Alle französischen Unterthanen in savoyischen Diensten wurden zurückberufen.

Es war nun offenbar für die Spanier jetzt zweierlei sehr wichtig: erstens und besonders, daß die Franzosen sich nicht in Saluzzo, also in einem Theile Italien's, festsetzten, von wo aus sie sich immer in die Angelegenheiten dieser Halbinsel hätten einmischen können; zweitens aber auch, daß Heinrich IV. überhaupt keinen Vortheil und keine Erhöhung seines Ansehens aus diesem Zwiste ziehe.

¹⁾ MS. Dep. Tassiss' v. 8. Aug. — Lettr. miss., V. 263 ff. 269 f.

²⁾ Arch. v. Sim. K 1603 Nr. 83. (Gedruckt.) — Der Ausbruch des Krieges wurde sofort nebst dem Manifeste dem Papste und den Venezianern mitgetheilt; Andrea Morosini, *Historia Veneta* (Ven. 1623), p. IV. l. XVI. p. 621.

Und doch ließen sie einstweilen den Herzog von Savoyen allein. Man hat hierfür die schon kurz angedeuteten Gründe angeführt. Philipp III. sei überhaupt friedfertigen, jedem Kriege abgeneigten Charakters gewesen. Verma habe gefürchtet, durch den Krieg könne ein General so angeehen und mächtig werden, daß er seinen eigenen Einfluß werde verdrängen können; auch habe er die Staatseinkünfte lieber für sich und die Seinigen verwendet, als für Soldaten, Kanonen und Pulver. An allen diesen Ursachen mag etwas Wahres sein, aber die eigentlichen Gründe für das Verfahren Spaniens liegen doch tiefer. Von Anfang an entscheidet der König, Frankreich sei in dem Streit mit Savoyen im Unrecht, da es die Vermittelung des Mitgaranten des Friedens von Bervins, also Spaniens hätte anrufen müssen; man solle sich daher für alle Eventualitäten rüsten.¹⁾ Ebenso erhielt bereits am 29. August der spanische Gesandte in Frankreich sehr scharfe Instruktionen. Er sollte dem französischen Könige das höchste Mißfallen seines Monarchen über den Krieg ausdrücken. So groß auch dessen Friedensliebe sei und so sehr er sich bemühen werde, den Herzog von Savoyen zur Abtretung Saluzzo's zu bewegen, so werde er doch nicht dulden, daß sein Schwestermann seiner übrigen Staaten beraubt würde, sondern demselben in diesem Falle mit allen Kräften Spaniens beistehen.²⁾ Man sieht, daß die spanische Regierung sofort zur Intervention entschlossen war, aber, wie gewöhnlich, rechnete sie doppelt und dabei falsch. Sie setzte voraus, die Verhandlungen würden sich wohl noch etwas hinziehen, der Krieg noch länger, besonders da die schlechte Jahreszeit bevorstand, und dann, wenn die beiden Kriegführenden ihre Kräfte gegenseitig erschöpft hätten, werde es an Spanien sein, die Bedingungen des Friedens Beiden zu dictiren. Schade, daß diese überfeine Berechnung hier, wie bei

¹⁾ MS. Apoptille Philipp's III. zu der Dep. Tassie' v. 6. Aug.

²⁾ MS. Phil. III. an Tassie, 29. Aug., 6. Okt. 1600; Arch. v. Sim.
K 1451.

manchen anderen Gelegenheiten, in Folge des Ganges der Ereignisse fehlschlug! Der Hintergedanke Spanien's war nämlich ein ganz anderer, als dem Herzoge Karl Emanuel Hülfe zu gewähren. Vielmehr hatte man schon lange nach den unbeschreiblich blühenden¹⁾ Auen Piemont's Begehr getragen, und man glaubte, wenn der Herzog und König Heinrich sich erst ordentlich zur Aber gelassen, werde der Augenblick zur Realisirung dieser Wünsche gekommen sein und wenigstens ein Theil Piemont's mit dem Mailändischen vereinigt werden können. Wir werden später sehen, wie ganz und gar die Handlungsweise Fuentes' nach diesen Absichten eingerichtet war. Uebrigens fanden die Spanier einige Rechtfertigung für ihr Benehmen in den verrätherischen Anerbietungen, die, wie oben erzählt, Karl Emanuel dem französischen Könige gethan, und von denen dieser, da er sie nicht annahm, natürlich dem spanischen Gesandten Kunde gab.²⁾

Es wäre überflüssig, die kleinen Ereignisse des Krieges, die schon so oft erzählt worden, noch einmal zu detailliren. Er wurde von Seiten der französischen Befehlshaber mit großer Energie und Geschicklichkeit geführt, und selbst Biron mußte trotz aller kleinen Verräthereien, die er versuchte,³⁾ seine Armee vorwärts führen. In der Nacht des 13. August nahm er die Stadt Bourg, den Hauptort der Brejse, während die Citadelle sich noch hielt; in derselben Nacht eroberten Lessdiguières' Truppen die Stadt Montmélian, die Hauptfestung Savoyen's, obwohl auch hier die Citadelle noch ausharrte. Am 20. August fiel Chambéry, am 21. dessen Citadelle in die Hände Heinrich's. Conflans und Mielans in der Tarentaise ergaben sich

¹⁾ Sim. Contarini, 264.

²⁾ MS. Dep. Taffis' v. 29. Sept. 1600; K 1603.

³⁾ Siehe MS. français n^o. 4020 der Kaiserl. Bibl. zu Paris: Interrogatoire fait contre Biron sur le baron de Lux par Bellièvre, Sillery et Jeannin, p. 69 A; und MS. gall. fol. n^o. 40 der Kgl. Bibl. zu Berlin: Procès criminel fait contre le maréchal de Biron, Deposition La Fin's am 8. Juli 1602 (nicht paginirt).

ohne Schwertstreich, während Mosny den Schlüssel der Maurienne, das für uneinnehmbar gehaltene Fort Charbonnière nach vierzehntägiger Beschießung nahm (2. September). Lesdiguières eroberte St. Jean de Maurienne und dann alle anderen Plätze des Arthales bis zum Mont Genis. Von da ging er in die Tarentaise über, besetzte Moustiers, die Hauptstadt dieses Distriktes, und dann dessen übrige Festungen. So blieb dem Herzog in dem eigentlichen Savoyen nichts mehr außer der Citadelle von Montmelian.

Karl Emanuel that indessen, als ob diese Ereignisse nicht in seinem eigenen Lande, sondern im Monde vorgingen; die Nachricht von dem Einzuge des Königs in Chambéry traf ihn gerade beim Tanze: er unterbrach denselben deshalb nicht. Seine Vertrauten äußerten, wenn der König Städte in Savoyen genommen hätte, so würde der Herzog schon andere in Frankreich nehmen, und zwar bessere.¹⁾ Das Augenmerk des Herzogs war nämlich hierbei auf seine Freunde in Frankreich gerichtet, von denen er binnen kurzem thätige Hülfe erwartete.

In der That waren die Unzufriedenheit, das Mißwollen, der heimliche Grimm Biron's jetzt zur wahren Verzweiflung gediehen. Zuerst war er empört, daß der König ihm nicht den Oberbefehl über die Operationsarmee in Savoyen, dem Herzen des feindlichen Landes, übertragen, sondern ihn nach der entlegeneren Bresse geschickt hatte, von wo aus der Verkehr zwischen ihm und dem Herzoge viel schwieriger war. Noch mehr aber erzürnte er, als der König, der von seinen Umtrieben etwas ahnte, seine Bitte, ihm die Citadelle von Bourg nach deren Eroberung zu überlassen, entschieden zurückwies. Jetzt kannte der Marschall keine Grenzen mehr für seinen Groll. Zuerst machte er einen Anschlag auf das Leben oder wenigstens die Freiheit Mosny's, den er für seinen Hauptgegner hielt; er gab dem Herzoge von Savoyen Nachricht, wie und wo man den Großmeister der Artillerie überraschen könne, und nur

¹⁾ P. Cayet, 111.

durch die größte Vorsicht entging dieser dem ihm bereiteten Schicksale.¹⁾ Aber Biron trug seine Nachgedanken noch höher; der König selbst sollte die Kränkungen, die er angeblich dem stolzen und ehrsüchtigen Marschall zugesügt, mit dem Leben bezahlen. Als Heinrich einen Rekognoszierungsausflug in das savoyische Genevois machte, gab Biron dem Kommandanten des Forts St. Catherine das genaue Signalement des Königs, damit Jener bei der Annäherung des Letzteren seine Stücke auf ihn richte und ihn so mit leichter Mühe tödte. Doch im entscheidenden Augenblicke versagte Biron der Muth. Mochte er nun vor der Größe des Verbrechens — der heimtückischen Ermordung seines Freundes und Wohltäters — zurückbeben, oder fürchtete er für sein eigenes Leben, da er den König auf der Rekognoszierung begleiten sollte: genug, er verhinderte Heinrich, sich dem Fort auf Schußweite zu nähern. Obwohl nun der König keine genaue Kenntniß von allen diesen Komplotten hatte, so ahnte er doch Verrätherei von Seiten des Marschalls, und besonders die häufigen Reisen von dessen Vertrauten, La Fin, waren ihm um so verdächtiger, da dieser als ein gewerbmäßiger Verschwörer berüchtigt war. Er ermahnte deshalb Biron, diesen Menschen aus seiner Umgebung zu entfernen: aber vergebens, Biron hörte nach wie vor auf die Einflüsterungen dieses Intriganten.²⁾

Da nun der Herzog von Savoyen keine Miene machte, um Frieden zu bitten, so nahm einstweilen der Krieg seinen Fortgang, und zwar gestaltete er sich immer ungünstiger für Karl Emanuel. Am 16. November ging die Citadelle von Montmélian, das letzte Bollwerk von Savoyen, an die Franzosen über, nachdem der Herzog, obwohl an der Spitze von 15,000 Mann,³⁾ keinen Entsatzversuch

¹⁾ Sully, III. 454 ff.

²⁾ Matthieu, I. 289 A ff. — de Thou, I. 125, V. 928 f.

³⁾ Im Nov. 1600 bestand die gesammte Armee des Herzogs aus 6000 Piemontesen und Savoyern, 6000 Mailändern und Neapolitanern, 4000 Spaniern, 600 Schweizern, 50 Komp. Kavallerie zu 5300 Mann. (Saluces, Hist. militaire de Piémont, III. 29.) Dazu kamen noch die piemont. Milizen.

wagt. Heinrich selbst nahm im Dezember St. Catherine im Jenevois, obwohl dessen Kommandant durch Biron gewarnt worden;¹⁾ Biron, durch seine Offiziere und Mannschaften wider seinen Willen mit fortgerissen, eroberte zur selben Zeit sämtliche feste Läger der Bresse, mit Ausnahme der Citadelle von Bourg, die sich unter ihrem wackern Kommandanten Bouvens noch immer hielt. Diese schlechte Vertheidigung der transalpinischen Länder Karl Emanuel's ist zum größten Theile der französischen Gefinnung der Einwohner zuzuschreiben, die mit dem drückenden Steuersysteme des Herzogs sehr unzufrieden waren. Um so mehr that Heinrich Alles, die Savoyarden zu gewinnen. Nicht nur mußte die französische Armee alle ihre Bedürfnisse baar bezahlen, so daß eine Menge Geldes in das sonst so arme Land kam; sondern es wurden auch den Bewohnern der besetzten Gebiete die meisten Steuern erlassen, und auch die erbeuteten Staatskassen unter sie vertheilt. Dieses Verfahren Heinrich's kränkte den Herzog nicht am wenigsten.²⁾

Während so Karl Emanuel der Hälfte seiner Staaten beraubt wurde, was thaten inzwischen seine treuen Verbündeten, die Spanier? Ihr Benehmen war ein höchst eigenthümliches gewesen. Auf die dringendsten Bitten des Herzogs hatte der Condestable Velasco ihm einiges Geld und auch 1500 Mann spanischer Infanterie bewilligt, aber unter der Bedingung, daß diese Letzteren nicht zum aktiven Kriege, sondern zur Besetzung von Carmagnola — der Citadelle von Saluzzo — und einiger anderen festen Plätze in Piemont beauftragt würden. Gegen Ausgang des Augusts langte dann auch der endlich erwartete Fuentes mit ausgebreiteten Vollmachten³⁾ in Mailand an: aber auch er ließ ruhig die Zeit verstreichen, während die Franzosen einen savoyischen Platz nach dem anderen nahmen. End-

¹⁾ Manusc. Gall. fol. der Kgl. Bibliothek zu Berlin Nr. 40: Procès criminel fait contre le maréchal de Biron (Verhör v. 11. Juli).

²⁾ Sim. Contarini, 248. f.

³⁾ Neville an Cecil, 24. April; Winw., I. 175.

lich als Montmélian in der äußersten Gefahr schwebte, begann Fuentes auf die flehentlichen Bitten des Herzogs, seine spanischen und italienischen Regimenter in Piemont einrücken zu lassen, bis zuletzt 14,000 Spanier die Grenzen passirt hatten. Doch merkwürdiges Schauspiel! statt gegen Viron oder Heinrich IV. vorzumarschiren, breiteten sich die Spanier vielmehr in den besten Festungen Piemont's aus und sahen trotz allen Flehens des Herzogs müßig zu, wie Montmélian und St. Catherine in die Hände der Franzosen fielen.¹⁾

Die Lage des Herzogs am Ende des Jahres 1600 war eine verzweifelte. Alle seine Pläne in Bezug auf Unruhen im Inneren Frankreich's waren gescheitert; vielmehr konnte Heinrich mit einigen Stolze sagen: „Monsieur von Savoyen hat seine Hoffnungen auf einen falschen Punkt gerichtet, denn ich bin sicher, in meinem Reiche keinen Herrn oder Ritter von so schändlichen Gedanken zu haben, erstens, weil ich mir bewußt bin, ihnen niemals hierzu Veranlassung gegeben zu haben, und zweitens, weil bei dem geringsten Zeichen solcher Gesinnung bei einem von ihnen, ich ihm den Kopf vor die Füße tanzen lassen würde.“ So hatte denn der französische König ohne jede ernste Schwierigkeit den Ursitz des savoyischen Hauses mit allen seinen unüberwindlichen Alpenfestungen erobert. Und während derselben Zeit hatten die Spanier, die Freunde und Verbündeten des Herzogs, die andere Hälfte von dessen Ländern — Piemont — besetzt, und schienen nicht übel Lust zu haben, sich dort für längere Zeit niederzulassen und damit einen alten Wunsch der spanischen Regierung zu erfüllen.

In Gefahr also, Alles an seine beiden übermächtigen Nachbarn zu verlieren, hielt Karl Emanuel es für gerathen, nun wirklich im Ernste an den Frieden zu denken, um sich sowohl seiner Beschützer als seiner Feinde zu entledigen. Freilich gab er dabei

¹⁾ Sim. Contarini. 248 ff.

e Hoffnung nicht auf, doch noch einst auf krummen Wegen das Sieder zu erlangen, was er jetzt abtreten mußte, und noch mehr.

In der That hatten die Verhandlungen eigentlich gar nicht isgehört, aber sie waren bisher in der alten Weise fortgeführt worden, ohne das geringste Resultat zu erzielen. Nach einigen verbliebenen Vermittelungsversuchen waren im August die vier Geanten des Herzogs bei dem Könige von diesem auf seinem Marsche nach Charnbéry zu ihrem Herrn zurückgesandt worden.¹⁾ Darauf itte der päpstliche Nuzius, der Patriarch von Konstantinopel, noch ige Versuche bei Heinrich IV. und seinem Kanzler Bellièvre geacht, um den Erstern auf seinem Marsche gegen Savoyen aufhalten, indem er ihm besonders mit der spanischen Macht drohte. les vergebens. Heinrich sah, daß die Dinge über alle Erwartung it gingen, und daß es später immer noch Zeit sein werde, etwas rückzuweichen. So wies er den Nuzius ab. Ende September m der Papst auf seine Lieblingsidee zurück, daß der Herzog Sazzo ausliefere und dafür von Heinrich die Erlaubniß zur Bezung des keiserischen Genfs erhalte; der Patriarch bot dem Königen Wassenstillstand unter diesen Bedingungen an: aber Heinrich ies sie selbstverständlich nach Ausbruch des Krieges zurück, da bereits vor demselben nichts von ihnen hatte wissen wollen.²⁾

Inzwischen aber mischten die Spanier sich in die Sache, da mit ihren Rüstungen noch nicht fertig waren und doch für das te alle weiteren Fortschritte des französischen Monarchen aufhalten illten. Der Herzog von Sessa also, der spanische Botschafter in om, stellte dem Papste vor, daß ein fruchtbarer Krieg zwischen a beiden größten christlichen Mächten in Aussicht sei, während h die Türken Deutschland und Italien bedrängten. Hier könnten r außerordentliche Mittel helfen. Der Papst möge also seinen enen Neffen, den Kardinal Pietro Aldobrandini, zur Friedens-

¹⁾ MS. Dep. Tassiss' vom 13. Aug. — Sim. Contarini, 248.

²⁾ MS. Dep. Tassiss' vom 24. Aug. und 29. Sept.

vermittlung an Heinrich IV. jenden. Der Kardinal, obwohl noch sehr jung, war doch schon ein höchst überlegter und feiner Diplomat, dem sein Oheim bereits alle politischen Geschäfte anvertraut hatte¹⁾: und um sich nicht bloßzustellen, ließ er sich, ehe er die Sendung übernahm, erst von dem Herzoge von Sessa und dem Grafen Fuentes das Versprechen geben, der spanische König würde Alles, was er — der Kardinal — abschlüsse, gut heißen und dem Herzog von Savoyen, wenn dieser es nicht annehmen sollte, die spanische Unterstützung entziehen. Sessa stimmte gern zu, aber der hartnäckigere Fuentes erteilte sein Wort nur unter zweierlei Bedingungen: erstens daß die Franzosen kein Land in Italien behielten, und zweitens daß den Spaniern ein Weg und eine Rhonebrücke von Italien nach der Franche-Comté und den Niederlanden offen bleibe.²⁾ Mit diesen Zusagen ausgerüstet, kam der Kardinal, wie durch Zufall, indem er eine Pilgerreise vor schätzte, mit dem Herzoge Karl Emanuel zusammen. Dieser ging, ein- weilen noch um Zeit zu gewinnen, sehr gern auf sein Vermittlungs- anerbieten ein und gab ihm auch unbeschränkte Vollmacht, wahr- scheinlich unter stillschweigendem Vorbehalt. Sobald der Kardinal so weit gelangt war, schickte er seinen Sekretär Erminio Bisconti an den König nach Annecy mit der Anfrage, ob es ihm genehm sei, wenn der Kardinal sich um die Vermittelung des Friedens be- mühe? Der König erwiderte, er könne zwar deshalb nicht seine Operationen unterbrechen, werde aber aus Hochachtung für den Papst und dessen Neffen, den Kardinal, diesen mit Freuden em- pfangen, wenn er wirklich als unparteiischer Schiedsrichter komme. So trafen der König und der Legat sich in den ersten Tagen des Oktober in Chambéry, wo der Letztere mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde.³⁾ Auch zeigte sich Heinrich dem Frieden nicht

¹⁾ Hanke, Geschichte der Päpste (4. Aufl.), II. 308 ff.

²⁾ S. über dieses Alles Matthieu, I. 292 A ff. und mit ihm übereinstim- mend P. Cayet, Chr. sept. 112 ff; de Thou, I. 125, V. 929 ff; Bentivoglio, Memorie, II. 2—6; Lettres d'Ossat, II. (Paris 1627) p. 816 ff.

³⁾ MS. Dep. Tassis' v. 3. Dft. — Die Zeitrechnung bei Matthieu, I.

abgeneigt, und es wurde Visconti mit dieser Nachricht an den Herzog von Savoyen geschickt. Es wurde verabredet, daß in Chambery¹⁾ Verhandlungen zwischen dem Legaten von der einen, dem Cardinal du Perron, dem Connétable Montmorency, dem Kanzler Bellièvre, Villeroi und Jeannin von der andern Seite stattfinden sollten. Der Herzog sandte hierzu den Grafen Arconas und den Baron des Almes.

Lange indeß wollten die Unterhandlungen keinen Fortgang nehmen. Die Spanier, die bis zum Ende Oktober ihre Truppen in Italien sehr verstärkt und sich der besten Plätze in Piemont versichert, hatten plötzlich alle Friedensliebe verloren, und sie verblendeten auch den Herzog über seine verzweifelte Lage, indem sie ihn mit Trugbildern täuschten.²⁾ Der König Philipp, so stellten sie ihm vor, sei schwächerer Natur und, obwohl bereits zwei Jahre verheirathet, zeige doch seine Gemahlin kein Zeichen von Schwangerschaft. Ebenso sei von Albrecht und seiner Frau keine Nachkommenschaft zu erwarten. Es müsse also die Krone unzweifelhaft an des Herzogs ältesten Sohn als den Enkel Philipp's II. fallen, und es müsse Karl Emanuel sich deshalb in Allem den Spaniern gefällig beweisen.

Auf französischer Seite zeigte man sich dem Frieden sehr geneigt. Als Ende Oktober der Graf von Ahremberg, der Gesandte des Erzherzogs Albrecht in Paris, sich von dem Kanzler Bellièvre verabschiedete, sagte ihm dieser: der Erzherzog möge sich doch zum Vermittler in der Angelegenheit von Saluzzo machen, verlange ja der französische König nicht mehr, als ihm von Rechts wegen gebühre. Aber Albrecht wollte von einer solchen Rolle nichts wissen.³⁾

202 B ist hier in größter Verwirrung. — Den Unterhalt des Legaten übernahm Heinrich IV. mit 200 Dukaten täglich; Winwood an Sec. 21. Dez. 1600, p. 286.

¹⁾ Nicht in Lyon, wie Sully, III. 497, behauptet; vgl. die Dep. Tassis' v. 15. Dez.

²⁾ Sim. Contarini, 253 ff. (Rel.)

³⁾ Navarrete, Colección XLII. 376 (Brief des Erz. an Lerma vom 7. Nov. 1600).

Ende November kam der König mit Noëny nach Chamberg, und nun wurden die Verhandlungen etwas lebhafter. Um sie zu beschleunigen, wurden jetzt nur Jeannin und Brulart zu französischen Bevollmächtigten ernannt.¹⁾ Zuerst nun boten die savoyischen Gesandten dem Könige die Markgrafschaft Saluzzo und die vier französischen Plätze, welche der Herzog noch inne hatte;²⁾ aber Heinrich verlangte dazu die Kriegskosten, die er auf 800,000 Ecuß — nach jetzigem Geldwerthe etwa 5¼ Mill. Thaler — berechnete, „denn“, sagte er, „ich will nicht, daß mir ein Leichnam ausgeliefert werde.“ Mit Recht wiesen die Savoyer diese Forderung zurück, denn 800,000 Ecuß aufzubringen, war jetzt für ihren Herzog eine reine Unmöglichkeit. Der Legat brachte also wieder den Tausch mit der Bresse vor, und so kam man überein, daß Saluzzo und die vier französischen Plätze dem Herzoge, dafür aber die Bresse, Bugen, Valromey und Gex dem Könige zufallen sollten. Karl Emanuel sollte noch 100,000 Ecuß bezahlen, Heinrich dann Savoyen mit allen seinen Festungen an den Herzog zurückgeben. — So weit war man endlich gekommen, als ein unerwartetes Ereigniß plötzlich Alles wieder über den Haufen zu werfen drohte.

Die französischen Bevollmächtigten³⁾ hatten nämlich im Verlaufe der Verhandlungen dem Legaten das Versprechen gegeben, daß das Fort St. Catherine, welches der Herzog gegen die Genfer erbaut hatte, nicht geschleift werden sollte. Aber Heinrich, der, im Gegensatze zum Papst und Spanien, die Genfer gegen Savoyen schützte, wollte die Bedingung nicht anerkennen und ließ in einer Nacht heimlich durch Sully und die Genfer das Fort völlig zerstören.

¹⁾ MS. Journal du voyage du Roy en les villes de Lyon et de Marseille (Manusc. français in der Kaiserl. Bibl. zu Paris, vol. 4020 p. 47 Bl.

²⁾ Vgl. über das Folgende MS. Dep. Tassis' v. 18. Dec. 1600, K 1008; MS. Consulta des span. Staatsrathes v. 28. Jan. 1601, K 1426; Matthieu. II. 4. B. ff.; Sim. Contarini, 255; de Thou, I. 125, V. 942 ff.

³⁾ Vgl. das S. 94 Anm. 2 über Sully's Memoiren Gesagte.

Der Legat war über diese Treulosigkeit auf das Aeußerste aufgebracht, um so mehr, als er die Ergebnisse seiner mühsamen Unterhandlung bereits nach Rom berichtet hatte.¹⁾ So eiferte er gegen die französische Bosheit und wollte von weiterer Vermittelung nichts wissen; der Krieg schien von neuem unvermeidlich, und wirklich überlegte der König bereits mit Rosny die Mittel zu neuem Kampfe. Indes die Lage hatte sich doch nunmehr sehr zu Ungunsten Frankreich's verändert. Der Winter war herangekommen, der Schnee lag hoch in den Alpen und verhinderte jede militärische Operation, und die Citadelle von Bourg hielt sich noch immer. Die Zahl der Spanier wuchs täglich in Piemont, und ihre Festsetzung dort war den Franzosen sehr unbequem. Zudem entdeckte man verschiedene spanische Untriebe im Innern Frankreich's, die Gefinnung einiger Großen und Generale erschien immer verdächtiger. Von Tassis drohte ganz unverholen mit einer spanischen Invasion. In der That schien Spanien sich auf einen Krieg vorzubereiten. Die spanischen Besatzungen in Piombino und Siena wurden durch Mannschaft und Artillerie verstärkt. Der Vizekönig von Neapel, Graf Lemos, rüstete eifrig und hob zahlreiche Truppen aus. Wäre es von Seiten des Königs schon kaum zu verantworten gewesen, um einer so kleinen Angelegenheit willen unter ungünstigen Bedingungen einen furchtbaren Krieg zu beginnen, so mußte das Auftreten des Papstes Heinrich noch mehr Grund zu reiflicher Ueberlegung geben. Klemens VIII. schien geneigt, den König für das wahrscheinliche Mißlingen der Unterhandlungen verantwortlich zu machen; die Schädigung der katholischen Interessen durch die Schleifung St. Cathérine's, die Beschüzung, die Heinrich dadurch den verhassten Genfern hatte angeidehen lassen, erweckten den lebhaften Zorn des Papstes, der sich bisher Frankreich so günstig gezeigt hatte. Er sowie sein Minister, der Cardinal von S. Georg, nahmen den Vertretern

¹⁾ Sally, III. 500; Mémoires de Bassompierre (Michaud et Ponjoulat II., VI. 25). — Auch in Rom war der Zorn sehr groß; Brief d'Ossat's v. 18. Jan. 1601 (II. 876 ff.).

Frankreich's gegenüber ein kaltes und zurückhaltendes Benehmen an und forderten in gereiztem Tone übertriebene Genußthuung wegen des zerstörten Forts. Heinrich mußte also fürchten, bei Wiederausbruch des Krieges den ganzen Einfluß des Kirchenoberhauptes gegen sich in die Wagschale geworfen zu sehen. Bei so ganz veränderten Umständen hielt es der König doch für besser, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen. Unter dem Vorwand, von dem Legaten sich zu beurlauben, besuchte Rosny denselben (Anf. Jan. 1601) und stellte ihm für die Schleifung des Forts Catherine mehrere Milderungen im Vertrage zu Gunsten Savoyen's in Aussicht. Der Legat, der auch nicht gern seine Mühe verloren haben wollte, ging endlich hierauf ein.¹⁾ So schien es wirklich zum Abschlusse zu kommen. Es wurden abermals die Artikel aufgestellt, alle Gesandten hatten bereits ihr Versprechen gegeben, den Vertrag unterzeichnen zu wollen — da langte plötzlich von dem unverbeßlichen Herzoge ein Brief an, welcher es einstweilen seinem Bevollmächtigten auf das Strengste verbot, zu unterzeichnen; der Graf Fuentes habe eine Unterredung mit ihm verlangt, und erst wenn diese stattgefunden, wolle er den Gesandten seinen Willen von neuem kund thun.²⁾ Der schwache Hoffnungsstrahl, welchen die angekündigte Unterredung mit Fuentes dem Herzoge zeigte, veranlaßte denselben, abermals das mühsame Werk zu zerstören, die Ruhe Europa's und den ganzen Bestand seines Staates auf's Spiel zu setzen! Da sie seine leidenschaftliche Rachsucht kannten, weigerten sich nunmehr die Savoyer hartnäckig, den Frieden zu unterzeichnen, bis der Legat erklärte, er habe Generalvollmacht vom Herzoge, werde deshalb auch für Savoyen unterzeichnen und befehle dasselbe auch Arconas und des Alhmes, die er vor ihrem Herrn vertreten werde. Und auf diese Weise wurde dann endlich am 17. Januar 1601 zu

¹⁾ Sully's Erzählung hier bestätigt durch Winwood's Depesche v. 2. Jan. 1601; Mem., I. 288. — Vgl. Galuzzi, Istoria di Toscana, III. (Florenz; 1781) 127 (lib. V. cap. 9.); Ossat, Lettre 256.

²⁾ MS. Dep. Tassio's vom 16. Jan. 1601; Arch. v. Sim. K 1604.

yon, wo die Verhandlungen zuletzt stattgefunden hatten, der Friede zwischen Frankreich und Savoyen unter folgenden Bedingungen unterzeichnet.¹⁾ Bresse, Bugey, Valromey, Gex und Chateau-Dauphin wurden vom Herzoge an den König übertragen; nur die Rhonebrücke von Gressin mit den anliegenden Dörfern blieb dem Herzog zur Verbindung zwischen Italien und der Franche-Comté und den Niederlanden, doch durfte der Herzog auf jenem Territorium ein Fort bauen und keinen Zoll erheben. Ferner schleifte der Herzog Beche-Dauphin und zahlte 100,000 Ecus. Dafür trat der König an den Herzog ab die Markgrafschaft Saluzzo und die provenzalischen Festungen Gentil, Mons und Espervieres und gab ihm alle eroberten Plätze zurück. Die Kriegsgefangenen wurden beiderseitig freigelassen. Die Ratifikation sollte binnen einem Monat erfolgen.

Indeß, noch waren die Schwierigkeiten nicht beseitigt: so schnell war Karl Emanuel nicht zur Ratifizierung eines Vertrages zu bewegen, dessen ungünstige Bedingungen ihn in Wuth versetzten. Durch neue Verhandlungen mit Biron und Fuentes war die Hoffnung, in Frankreich Unheil zu stiften, wieder in ihm erwacht. Außerdem hatte er mit Hilfe der Spanier allmählich sein Heer auf mehr als 10,000 Mann verstärkt.²⁾ Der König wartete seinen Entschluß nicht ab, sondern kehrte am 21. Januar³⁾ nach Paris zurück, während der Connétable Montmorency und Lesdiguières mit den Truppen noch um Lyon stehen blieben, um in jedem Augenblicke zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereit zu sein. In der That waren diese Vorsichtsmaßregeln sehr nothwendig. Biron for-

¹⁾ Er besteht aus 24 Artikeln; Matthieu, II. 10 B ff.

²⁾ Saluces, Hist. milit. du Piémont, III. 43. Note 1: 6000 Piem., 6000 Sav., 15,000 Milizen, 4500 Schwelzer, 3000 Reiter; dazu an span. Hülfstruppen 2000 Reiter, 4000 Spanier, 6000 Neap., 5000 Lombarden; zusammen 51,500 Mann.

³⁾ MS. Journal du voyage du Roy (Man. franç. Paris vol. 4020), 48 A.

derte durch einen gewissen Comblat seinen Freund, den Herzog von Bouillon, zu einer Diversion zu Gunsten des Herzogs auf. Indes Bouillon getraute sich nicht, einen offenen Aufstand zu beginnen, und rieth nur verschiedene indirekte Mittel, dem Könige Ungelegenheiten zu erregen, an, die im Augenblicke nicht anzuwenden waren.¹⁾ Der Legat, der inzwischen nach Avignon gegangen war, erschrak über die neuen Schwierigkeiten so, daß er den Grafen Ottavio Tassoni nach Paris schickte, um eine Verlängerung der Ratifikationsfrist zu erbitten, sich selbst aber (Anf. Februar) mitten im Winter über die Alpen nach dem Mailändischen begab, wo der Herzog sich damals aufhielt. In der That bewilligte Heinrich einen neuen Aufschub von zwei Wochen, und auch der Herzog gab nach einigem Zögern nach. Aus Spanien war ihm nämlich der Rath dazu gegeben worden.²⁾ Noch wichtiger für Karl Emanuel war es, daß gerade in diesen Tagen die sichere Nachricht von der Schwangerschaft der spanischen Königin sich verbreitete; hierdurch wurde allen Träumen des Herzogs in Bezug auf die spanische Erbschaft, mit welchen die Spanier ihm so lange geismehelt, ein jähes Ende bereitet, und mit einem Zauberschlage zerriß der Schleier, der bis jetzt seine Augen bedeckt hatte, und seine verzweifelte Lage zwischen den beiden selbstsüchtigen Großmächten erschien ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit.³⁾ So ertheilte er in den ersten Tagen des März die Ratifikation und befahl Brevenß, die Citadelle von Bourz an die Franzosen zu übergeben. Der Krieg war beendet.

Welche waren die Beweggründe der Parteien gewesen, ihn gerade in dieser Art abzuschließen? Heinrich IV. gab durch den Frie-

¹⁾ MS. Interrogatoire de Charles Hébert, *ibid.* p. 72 B. 73 A.

²⁾ MS. Dep. Tassio v. 10. u. 22. Febr. 1601, Arch. v. Sim. K 1604; MS. Consulta des span. Staatsr. vom 10. März, *ibid.* K 1426; MS. Philipp III. an Tassio v. 15. März 1601, *ibid.* K 1451. — Matthieu, II. 16 B ff. — Sully, III. 507 ff. — De Thou, I. 125, V. 946. — Lettr. miss., V. 376—388. — D'Ussat an Villeroi, 12. März 1601 (Lettres d'Ossat, II. 920 ff.).

³⁾ Sim. Contarini, 261.

an das ursprüngliche Objekt des Streites, Saluzzo, auf, und außer-
m ließ er sich abermals aus Italien ausschließen, dessen Beherr-
ung also auch fernerhin den Spaniern unangefochten verbleiben
lte. Man war deshalb in Frankreich über den Frieden sehr un-
halten, und Viele sagten, der König habe denselben geschlossen,
e ein Herzog, und der Herzog, wie ein König.¹⁾ Der einfluß-
chste unter den französischen Hugenotten, Du Plessis-Mornay,
ach nur die allgemeine Ansicht aus, wenn er dem König vor-
lte: „Unsere Ehre, Sire, verlangte, daß der Herzog uns das Ge-
ubte zurückgebe, und unser Vorthail auch, da wir künftig, weil
r keinen Fuß breit Landes mehr in Italien besitzen, um dort
zutreten, auf der Halbinsel nicht mehr angesehen sein werden.“
er ebenso elegante wie gelehrte Schriftsteller Arnaud gab anonym
ehrere „Savoyennes“ heraus, in denen er alle möglichen Gründe
gen den Frieden mit Savoyen in's Feld führte. Besonders aber
gten die noch freien italienischen Staaten, die sich nun ganz der
nischen Willkür überliefert glaubten. Der König, so sprachen sie
h aus, habe sie schmählich in Etich gelassen; besonders ungehalten
r der Großherzog von Toskana, der sich in letzter Zeit ganz ent-
ieden französisch gezeigt hatte und nun die Rache der Spanier
chtete.²⁾ Sie hatten nicht ganz Unrecht; Heinrich hatte durch die-
e Frieden scheinbar die Politik Karl's VIII., Ludwig's XII. und
anz' I. nun definitiv aufgegeben, einstweilen auf wirkamen Ein-
ß in Italien verzichtet. Aber auf der anderen Seite waren die
rtheile des lyoner Vertrages für Heinrich so groß, daß er den-
ben dennoch als einen gewinnreichen ansehen konnte. Der Ein-
rich der Bresse für Saluzzo war gewiß ein sehr günstiger; denn
hrend dieses nur ungefähr 25,000 Einwohner enthielt, hatte jene

¹⁾ Dep. Marino Cavalli's an den venezianischen Senat, vom 25. Jan.
11 (Barozzi e Berchet, II., I. 2 f.). — Matthien, II. 19 A.

²⁾ Dep. Fresnes-Sanape's. — Matthieu, II. 2 A. ff. — Vie de Du Plessis-
ornay (Leyden, Elsevir, 1647), p. 258.

deren 200,000, so daß man sagte, es seien in ihr so viele Marquis und Grafen, wie in Saluzzo einfache Edelleute. Ferner erreichte Heinrich durch den Frieden noch zwei andere wichtige Zwecke. Erstens rundete er durch die Besignahme der Bresse und des Or seine Grenzen an einer sehr wichtigen Stelle ab, indem er die Herrschaft über das mittlere Rhonethal erhielt und Lyon deckte; und zweitens konnte er nun nach Belieben den Marsch der Spanier von Italien nach den Niederlanden unterbrechen, denn selbst die Rhonbrücke von Gressin, die allein ihnen geblieben, stand unter den Mäandern der französischen Kanonen. Endlich war Heinrich noch ein Nachbar der Schweizer und Genfs geworden, mit denen er nun ungestört verkehren konnte. So überwogen für ihn die Vortheile des Friedens seine Nachtheile in dem Maße, daß er allen Grund hatte, mit dessen Ergebnis zufrieden zu sein. Stellte sich nun Heinrich mit den Schweizern und Graubündnern gut, so war ihm selbst der freie Einmarsch in Italien jederzeit geöffnet. Und es zeigte sich in der That bald, daß Frankreich keineswegs auf die Einmischung in die italienischen Angelegenheiten verzichtet hatte. Heinrich schlug nur einen andern Weg ein, als die bisherigen französischen Könige, freilich nicht ohne später den Verlust des letzten französischen Territoriums in Italien lebhaft zu bedauern zu haben, dessen Werth er immerhin unterschätzt zu haben scheint.

Wie aber kam es, daß auch die Spanier den lyoner Vertrag billigten und dem Herzoge zu seiner Annahme riefen? Man muß hierbei im Auge behalten, daß es ihnen vor Allem darauf ankam, die Franzosen nicht wieder in Italien festen Fuß fassen zu sehen, denn es würde dies für Spanien einen doppelten Nachtheil mit sich geführt haben. Einmal, wie schon erwähnt, würden die Franzosen ihnen die Oberherrschaft in Italien streitig gemacht haben; zweitens aber würden jene dann immer im Stande gewesen sein, die spanische Monarchie an ihrer verwundbarsten Stelle — eben in ihren italienischen Provinzen — anzugreifen. Beides war nun dadurch verhindert, daß Frankreich sich durch die Aufgabe Saluzzo's wieder hinter die Alpen

zurückgezogen hatte. Außerdem sahen es die Spanier nicht ungern, daß der Herzog von Savoyen schwächer geworden war; um so mehr, meinten sie, sei er auf sie angewiesen und ihnen unterthan.¹⁾ Allerdings war es den Spaniern schmerzlich, daß der französische König so ehrenvoll aus dem Kriege hervorgegangen; allerdings war es ihnen unangenehm, daß ihnen der Weg nach der Franche-Comté so verengt worden: aber beides trat doch zurück vor dem Vortheile, Saluzzo den Händen der Franzosen entrißen zu haben.

Am meisten hatte ohne Zweifel der Herzog von Savoyen bei dem Frieden verloren, indem er kaum den achten Theil dessen erhielt, was er aufgeben mußte; und doch zeigte es sich bei genauerer Betrachtung, daß der Vertrag für ihn nicht so unvortheilhaft war, wie es auf den ersten Blick scheinen sollte. Die Ehre, den Gegenstand des Streites behalten zu haben, kam dem Herzoge unzweifelhaft zu. Er hatte ein durch und durch französisch gesinntes und dabei jedem französischen Angriffe offen liegendes Gebiet abgetreten und dafür ein in Italien hinter dem Schutze der Alpen befindliches und von Italienern bewohntes Ländchen erlangt. Er hatte seine Grenzen abgerundet; man hörte nicht mehr in der Citadelle von Turin die französischen Trommeln und brauchte nicht mehr das französische Banner auf den Wällen von Carmagnola zu erblicken. Savoyen hörte so auf, ein bloßes Annex zu Frankreich zu sein, es wurde immer mehr dahin gewiesen, wo allein die Bedingungen zu seiner Vergrößerung und zur Entfaltung seiner Macht sich vorfanden, nach Italien. Während Frankreich, das fest geeinte und geschlossene Reich, wenig Aussicht gewährte, binnen Kurzem ein Object der Ländersucht seiner Nachbarn zu werden, waren die Zustände in Italien der Art, daß ein aufstrebendes Land unter einem kräftigen, ehrgeizigen und selbstbewußten Herrscherhause wohl hoffen durfte, große Vortheile aus denselben zu ziehen. Freilich bedurfte es in den nächsten Jahren noch einiger weiteren Erfahrungen, um Karl Emanuel völlig über

¹⁾ Relaz. di Savoia di Franc. Priuli, 1604 (Bar. e Berch. III., I. 51).

die Richtung zu belehren, welche die Politik seines Hauses nunmehr einzuschlagen habe. Aber dann erkannte auch die savoyische Dynastie mit dem ihr eigenen praktischen Blicke die Verhältnisse ganz richtig und lenkte ihr Augenmerk für immer von der westlichen Grenze ab, um in Italien das Feld für ihren Ehrgeiz und ihren Vergrößerungstrieb zu suchen. Und ihr Bestreben hatte dann wirklich merkwürdige Erfolge, da es zugleich dem großen weltgeschichtlichen Zuge entsprach, der durch die neuere Zeit geht: dem Zuge nach Bildung umfassender nationaler Reiche. So lange Savoyen ein vorzugsweise französischer Staat gewesen war, konnte es jenem hohen Ziele nicht dienen, im Gegentheile war es der Zerstörung unvermeidlich verfallen, weil es sich eben diesem Zuge zur Einheit innerhalb der französischen Volksstämme widersetzte. Aber von dem Augenblicke an, wo es entschlossen auf das Franzosenthum verzichtete und vor Allem ein italienischer Staat sein wollte, sehen wir es unaufhaltsam, bald mit kleineren, bald mit größeren Schritten, dem Ziele sich nähern, das ihm vom Gesichte bestimmt war. Kein anderes Volk Italien's, als die kräftigen, tapfern und schlauen Piemontesen, kein anderes Herrscherhaus, als die verschlagenen, bedächtigen und ausdauernden Savoyer, entsprach so den Bedingungen für die Grundlegung der späteren Einheit Italien's.

Karl Emanuel war selbstverständlich weit davon entfernt, die Bedeutung dieses Augenblicks zu ahnen. Obwohl er für seine Verluste einigermaßen entschädigt worden war, kannte doch sein Grimm über die Lage, in die er gerathen, und über die Bedingungen, die er hatte unterschreiben müssen, keine Grenzen. Anstatt, wie er gehofft, mit reinem Gewinn aus dem Streite hervorzugehen, hatte er nur Verlust aus demselben geerntet, und sah sich jetzt gedemüthigt vor seinem alten Gegner Heinrich IV. Vor allen die Spanier klagte er an, daß es so gekommen. Schon längst hatte er sich über ihre Kargheit ihm gegenüber bitter beklagt: während die Infantin Eugenie Isabella die ganzen Niederlande als Heirathsgut erhalten, so pflegte er zu sagen, habe seine Gemahlin nichts mitgebracht, als

ein Bild der Jungfrau.¹⁾ Weder den Königstitel noch die Anrede „allerdurchlauchtigster“ (eccellentissimo) noch die Stellung seines Gesandten unter die Botschafter gekrönter Häupter hatte er von den Spaniern erlangen können.²⁾ Jetzt vollends hatten sie ihn durch ihre Ermahnungen und Versprechungen zum Kriege gegen Frankreich verleitet und hatten ihn dann, als sie sahen, daß der Friede günstig für sie ausfallen würde, schändlicherweise im Stich gelassen, zu seinem großen Schaden. Von dieser Zeit an beschloß der Herzog, seine Politik gänzlich von der spanischen zu trennen. Und wenn auch die Klagen, welche er wenige Wochen später vor Heinrich IV. gegen die Spanier äußerte,³⁾ übertrieben und bestimmt berechnet waren, so zeigte es sich doch bald durch die Thatfachen, daß von dem lyoner Frieden an Karl Emanuel seine Politik gänzlich aus dem spanischen Fahrwasser herausgesteuert hatte.

Konnte und wollte er sich nun nicht an Spanien anschließen, so mußte er sich an Frankreich halten. Dann war aber eine Vergrößerung in Frankreich nicht mehr möglich, Italien blieb das einzige Ziel der Vergrößerungspläne des Hauses Savoyen, und besonders die Besitzungen Spaniens und seiner italienischen Bundesgenossen erschienen da zuerst als wünschenswerthe Erwerbungen. Es mußte der bisherige französische Charakter des Herzogthums aufgegeben werden, der italienische mußte als der hauptsächlichliche hervortreten. Erleichtert wurde das durch den Umstand, daß auch an Zahl jetzt die italienische Bevölkerung die französische bei weitem überwog. Mit dem Abfall von Spanien war eine solche Wendung der savoyischen Politik naturnothwendig, unvermeidlich. Freilich verläßt

¹⁾ Relaz. di Gregorio Barbarigo (Bar. e Berchet., Rel. It. I.), 153. — Und, doch hatte sie 500,000 Scudi Witajst gehabt; Dep. Constantino Molino's an den venez. Senat v. 14. Sept. 1584 bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, II. 266.

²⁾ Fr. Soranzo, 193.

³⁾ MS. Consulta des span. Staaters. vom 4. August 1601. Arch. v. Sim. K 1426.

man nicht eine jahrhundertlang befolgte Politik mit einem Schlage. Noch zweimal benutzte Karl Emanuel anscheinend günstige Gelegenheiten zu Anschlägen in der früheren Richtung. Beide Unternehmungen mißlangen. Offen aber wagte Karl Emanuel seit Lyon nicht mehr gegen Frankreich aufzutreten, und nach dem Scheitern jener beiden Versuche behielt der Anstoß, den er durch den lyoner Frieden empfangen, ganz die Uebermacht: der Herzog ließ von da an (1603) auch alle heimlichen Umtriebe gegen Frankreich fallen. So ist der Friede von Lyon der Ausgangspunkt für eine große welthistorische Entwicklung, und mit Recht können wir denselben als den wichtigsten Wendepunkt in der savoyischen Geschichte bezeichnen: den Wendepunkt vom französischen Theilstaate zum italienischen Einheitsstaate.

Inzwischen hatten auch die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich eine friedliche Wendung genommen. Der König Heinrich IV. hatte im April 1600 den Grafen Rochepot als Gesandten nach Spanien geschickt, um Philipp III. „seines Wunsches zu versichern, mit ihm in guter Freundschaft und Nachbarschaft zu leben,“¹⁾ und zugleich um die Verhandlungen wegen der Leistung des Friedens- eides seitens des spanischen Königs zu Ende zu führen. So lange der savoyische Krieg dauerte, hatte freilich Philipp III. unter verschiedenen Vorwänden die Ablegung des Eides verzögert;²⁾ aber nachdem der Friede zu Lyon abgeschlossen, vollzog endlich der König diese bedeutungsreiche Ceremonie (27. Mai 1601).³⁾ Wir werden sehen, wie in demselben Augenblicke die spanische Regierung bereits beschäftigt war, Pläne gegen die innere Ruhe Frankreich's zu spannen, so daß jedenfalls die spanischen Minister ihren frommen König

¹⁾ MS. Heinr. IV. an Philipp III., 20. Apr. 1600, Arch. v. Sim. K 1460; gedruckt Lettr. miss., V. 223.

²⁾ MS. Consulten des sp. Staatsr. v. 13. Juni, 22. Juni, 19. Juli 1600, Arch. v. Sim. K 1426; Bericht v. 31. Juli, ibid. K 1460.

³⁾ MS. Der König an Tassie, 3. Juni 1601, Arch. v. Sim. K 1451. — Vgl. Baltasar Porreño, Vida y hechos de Felipe III., cap. I. bei Juan Yañez, Memorias para la historia de F. III. (Madrid 1723) p. 228.

einen Meineid schwören ließen. Indeß der Staatskunst der damaligen Zeit erschien ein solches Vorgehen höchst gerechtfertigt, besonders da es einem so heiligen Zwecke galt, wie der Ausbreitung der spanischen Macht und mit ihr zugleich der Kräftigung der heiligen Kirche!

Nest müssen wir den Blick für einige Zeit von den öffentlichen Vorgängen abkehren und ihn auf das Privatleben Heinrich's IV. richten, da dasselbe so viel Bezeichnendes für den Charakter des Regenten, ja für die Anschauungen und Sitten der ganzen Zeit bietet.

Heinrich IV. lebte seit langer Zeit von seiner Gemahlin Margarethe von Valois thatsächlich getrennt. Die kleinen und großen Treulosigkeiten, die sie sich gegenseitig vorzuwerfen hatten, ließen ihre Liebe bald erkalten, und jeder von ihnen lebte für sich. Mehrere Jahre zerstreute sich der König, dessen Herz bekanntlich für weibliche Reize sehr empfänglich war, in kleinen Liebesleien, bis endlich im Jahre 1591 eine Leidenschaft ihn ergriff, die durch ihre Stärke und Dauer ein gewisses Recht auch vor dem Richterstuhle einer strengeren Moral gewinnt, und die jedenfalls dazu angethan ist, unser Mitgefühl im stärksten Maße zu fesseln: es war die Liebe zur schönen Gabrielle.¹⁾ Gabrielle d'Estrées war dieser begeisterten Hingebung des Königs kaum würdig. Durch körperliche Schönheit wie durch Anmuth des Benehmens ausgezeichnet und ihrer Herrschaft über den König sich wohl bewußt, betrachtete sie ihn von vorn herein nur als Mittel zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Herrschsucht. Ihre Treulosigkeit dem Könige gegenüber war ein öffentliches Gespräch des Hofes.²⁾ Wir haben bereits gesehen, wie sie sich vom Herzoge Karl Emanuel bestechen ließ, den König zur Aufgabe Saluzzo's zu bereuen, und ähnliche Vorgänge gewissenloser Habsucht giebt es noch viele in ihrem Leben.³⁾ Zur Marquise von Monceaux, dann zur

¹⁾ Sally, II. 26. f.

²⁾ Sally, II. 437 ff. III. 372 f. — Andere urtheilen günstiger: so selbst der strenge d'Aubigné; aber dieser stand ihr persönlich nahe.

³⁾ Vgl. de Thou, I. 113, V. 564.

Herzogin von Beaufort erhoben, durch die Freigebigkeit ihres königlichen Freundes mit Reichthümern überhäuft, richtete sie doch ihre ehrgeizigen Absichten auf viel Höheres: nichts anderes mochte ihr genügen, als die Königskrone. Sich selbst auf dem Throne Frankreich's, ihre Söhne als Beherrscher dieses Landes zu erblicken: das war ihr Zweck und ihr Bestreben, aus dem sie übrigens durchaus kein Hehl machte.

Heinrich, in der Verblendung seiner Liebe, war nicht abgeneigt, die Wünsche Gabriellen's auszuführen.¹⁾ Wie später das Verhältniß zu Fräulein von Entragues, so wäre dann schon jetzt dasjenige zu Gabrielle d'Estrees das Unglück seines Lebens und seines Reiches geworden. Während es sicher war, daß, wenn Heinrich eine Fürstin zur Gemahlin nehmen wollte, der Papst ihn ohne Schwierigkeit von der kinderlosen Margarethe trennen würde, so war dies bei einer beabsichtigten Vermählung mit Gabrielle kaum anzunehmen. Ferner würde bei einer ehelichen Verbindung mit der Letzteren der Hauptzweck des Königs bei seiner neuen Heirath vereitelt worden sein. Das Haus Bourbon hatte zwar zahlreiche sonstige Sprößlinge, indess unter diesen herrschte die größte Uneinigkeit. Wenn Heinrich nicht legitime männliche Erben besaß, so waren nach seinem Tode Kämpfe um die Krone zwischen dem Prinzen von Condé und dem Grafen von Soissons sicher. Es handelte sich also darum, daß Heinrich einen unzweifelhaft rechtmäßigen Sohn hinterlasse, auf welchen nach des Vaters Tode der Besitz des französischen Thrones unanfechtbar überging. Wäre aber dieser Zweck bei einer Vermählung des Königs mit der Herzogin von Beaufort erreicht worden? Gewiß nicht. Der älteste Sohn Heinrich's mit ihr war aus doppeltem Uebel-

¹⁾ Sally, III. 205 ff. — Nach dem Zeugnisse des Kanzlers Chiverny (Mémoires d'Etat de Hurault de Chiverny, chancelier de France, Paris 1686, p. 322 f.) hatte Heinrich doch auch einen vernünftigen Grund für seine beabsichtigte Vermählung mit Gabriellen und Legitimierung ihrer beiderseitigen Kinder. Sein Leibarzt hatte ihm nämlich vorgeredet, er werde nicht mehr im Stande sein, Kinder zu erzielen.

geboren — denn damals war Gabrielle mit dem Herrn von Biancourt verheirathet gewesen — der zweite nur aus einfachem: schon dies würde einen Streit zwischen den beiden Brüdern hervorgerufen haben. Zweitens aber war es sehr fraglich, ob nach dem Tode Heinrich's die Prinzen von Geblüt überhaupt die Rechtmäßigkeit der Legitimierung so entstandener Söhne zugegeben hätten; und endlich gab es noch an dem französischen Hofe sehr verschiedene Ansichten über den Punkt, ob die Söhne der Herzogin von Beaufort wirklich den König zum Vater hätten. Die Frage der Thronfolge wäre also durch eine solche Legitimierung nur eine verwickeltere, der Kampf um jene voraussichtlich nur ein um so erbitterter geworden. — Es war auch ersichtlich, daß die immerhin skandalöse Heirath mit Gabrielle die Zahl und die Macht der Feinde Heinrich's im Innern Frankreich's selbst und im Auslande bedeutend steigern mußte. Rechnete doch schon Karl Emanuel auf erneute Aufstände der französischen Großen aus diesem Grunde!

So lebte Heinrich zwischen den Forderungen der Klugheit und den Trieben seiner Leidenschaft im bittersten Seelenkampfe, bis ein unerwartetes Ereigniß ihn aus diesem schmerzlichen Zustande befreite. Gabrielle starb plötzlich an einer vorzeitigen Geburt unter den furchtbarsten Qualen (10. April 1599¹⁾), fern vom König, der zuerst über diesen Tod in den tiefsten Kummer versank, so daß er mit Niemandem sprechen wollte; er selbst, der ganze Hof legte Trauer an. Indes unter der geschickten Einwirkung seiner Umgebung legte sein Trübsinn sich bald, indem er begann, den Fall mehr von seiner günstigen Seite zu betrachten. Nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber gegangen, athmete Heinrich

¹⁾ De Thou, I. 122 s. fin. — Sully, III. 377 ff. — Matthieu, I. 148 A. ff. — Bassompierre, 21. — Supplément à l'Estoile, 302. — P. Cayet, Chr. sept. 53 f. — Mem. de Chiverny, 324 ff. — Einige Schriftsteller nehmen eine Vergiftung durch den Großherzog Ferdinand von Toskana an, und Sismondi (Hist. des Français, XXII. 32) scheint ihnen zuzustimmen; indes es giebt für eine solche Annahme, die damals bekanntlich sehr leicht Eingang fand, nicht den mindesten Beweis.

unwillkürlich auf, da jetzt nicht mehr die Forderungen einer allzu ungestümen Liebe sich zwischen ihn und sein sowie seines Staates Interesse drängten. „Es ist eine That des Himmels“, rief er aus, und tröstete sich damit.¹⁾ Die Scheidung von Margarethe wurde eifrig betrieben, und da diese, die bisher ihre Stelle nur nicht an die Maitresse des Königs hatte abtreten wollen, nunmehr selbst zu Gunsten der Scheidung an den Papst schrieb, so wurde die Heirath aus einer Menge höchst wichtiger Gründe ohne jede Schwierigkeit nach kurzen Verhandlungen für gelöst erklärt (Nov. und Dez. 1599²⁾).

Die Rätke Heinrich's wünschten nun sehr, ihn sofort wieder zu verheirathen, aber noch einmal kam des Königs Leidenschaft dazwischen. Sein Herz konnte die Freiheit nicht lange ertragen und wenige Wochen nach dem Tode der schönen Gabrielle, während der Scheidungsverhandlungen selbst, fiel er in die Schlingen des Fräuleins von Entragues. Katharine Henriette de Balzac, Fräulein von Entragues, war mehr anmuthig, als regelmäßig schön, aber heiteren und witzigen Sinnes und in blühendem jugendlichen Alter, in allen Künsten der Toilette wohl erfahren. Kühn und verschlagen, mißbrauchte auch sie die hohe Stellung ihres Geliebten, um zu Reichthum und Macht zu gelangen. Zuerst erpreßte sie von ihm 100,000 Ecu; dann ließ sie sich — noch im Monat August — mit dem zum Marquisat erhobenen Gute Verneuil beschenken;³⁾ endlich verlangte sie sogar, angeblich ihrer Eltern wegen und nur

¹⁾ Werffen an die Generalstaaten: Sa Ma^{te}. m'a dict qu'il cognoissoit la mort de feue la Duchesse un coup du ciel, et qu'il en vouloit faire son profit. (Vreede, Lettres et Négociations de Buzanval [Reyden 1846] p. 148.)

²⁾ Die Einzelheiten hierüber findet man im fünften Bande der Lettr. miss., in den Memoiren der Zeit, bei Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 263 ff.; sowie vor allem in den Lettres d'Ossat (Paris 1627), I. 645 ff. Die Gründe zur Auflösung der Heirath sind angegeben in der Consultation sur la dissolution du mariage de Titius et de Seia (Lettres d'Ossat, II. 1380 ff.).

³⁾ Lettr. miss., V. 155.

zum Scheine, vom Könige ein Eheversprechen, bevor sie sich seinen Wünschen unterwerfe. Heinrich war schwach genug, ihr zu willfahren, und als Rosny, dem er das Dokument hierüber mittheilte, dasselbe in redlichem Eifer zerriß, stellte er ein zweites gleiches aus.¹⁾ Die Klausel lautete: „Im Falle daß das Fräulein Henriette Katharine von Balzac in sechs Monaten von dem gegenwärtigen Tage an schwanger wird und einen Sohn gebiert, wollen wir sie öffentlich zur Gemahlin und rechtmäßigen Gattin wählen.“

Die Minister Heinrich's hielten ihn selbstverständlich durch eine solche listig abgezwungene Zusage nicht im mindesten für gebunden, sondern sahen sich nach einer vollbürtigen Gemahlin für ihn um. Die Wahl war leicht getroffen. Von den französischen Prinzessinnen konnte ernstlich die Rede nicht sein; es würde dies nur zu einer, dem Königthume und der innern Ruhe des Reiches gefährlichen Bevorzugung einer der vornehmen Familien geführt haben. Unter den auswärtigen Fürstentöchtern aber war die Auswahl nicht eben groß. Die Infantin von Spanien hatte sich bereits verheirathet; die Prinzessin Arabella Stuart war der Hoffnung auf die Nachfolge in England beraubt; überhaupt wollte Heinrich wegen seiner Beziehungen zu Rom eine Nichtkatholikin nicht gern heirathen; der deutsche Charakter war seinem Temperament zuwider:²⁾ so richteten die Blicke sich unwillkürlich auf Maria von Medici, die schöne Nichte des Großherzogs von Toskana. Zwei Umstände ließen diese Verbindung den französischen Staatsmännern sehr wünschenswerth erscheinen: erstens die hohe Mitgift, die von den reichen Medicäern ohne Zweifel zu erwarten war; und zweitens die Freundschaft des

¹⁾ S. diese berühmte Scene bei Sully, III. 401 ff.

²⁾ Sully, III. 208 f. Der König sagt: J'ai encore entendu parler de certaines princesses d'Allemagne dont je n'ai pas retenu les noms; mais les femmes de ce pays ne me reviennent nullement. Je croirais toujours un lot de vin auprès de moi; outre que j'ai oui dire, qu'il y a eu une Reine de cette nation en France, qui la pensa ruiner: tout cela m'en dégoûte. — Depeche Reville's an Cecil, 26. Mai 1599; Winwood, Memorials, I. 29.

bei Clemens VIII. so einflußreichen Kardinals von Medici, welche dem Gemahl seiner Nichte um so sicherer war, als gerade dieses Geschlecht sich durch Familiensinn sehr auszeichnete. Brulart de Sillery, der französische Gesandte in Rom, machte also noch im Herbst dem Großherzog die ersten Eröffnungen, die auch von dem Papste unterstützt wurden und bald zu einem günstigen Ergebnisse führten. Noch in den ersten Monaten des Jahres 1600 wurde der Heirathskontrakt abgeschlossen. Die Prinzessin erhielt, außer ihren Edelsteinen und sonstigem Schmuck, 600,000 Ecu's Mitgift und vom Papste noch dazu ein Geschenk von 100,000 Ecu's; ihr Wittthum dagegen wurde nur auf 10,000 Ecu's jährlicher Einkünfte festgesetzt.¹⁾ Im Mai richtete der König die ersten Briefe über die bevorstehende Heirath an den Großherzog und seine Nichte, und bald nahmen die Schreiben an diese Letztere einen vertraulicheren und liebevolleren Ton an.²⁾ Die Heirath selbst verzögerte sich durch die savoyischen Streitigkeiten noch um einige Monate.

Und nun ist es merkwürdig, zu sehen, wie sich die Liebesbriefe des großen Königs an seine Gemahlin und an seine Maitresse in bunter Reihenfolge vermischen. Der einzige Unterschied ist vielleicht der, daß er seine Frau „mein Herz“, seine Geliebte aber „mein theures Herz“ anredet, daß er die Erstere zum Briefschlusse „hunderttausendmal küßt“, die Letztere aber „millionenmal“. Seiner Gemahlin gegenüber schwieg er zwar über die Entzuges: doch um so zwangloser sprach er sich mit dieser über Maria, ihr Wesen und ihre Kinder aus. Diese Briefe schildern den Charakter Heinrich's lebhafter, als alle Memoiren seiner Zeitgenossen es vermöchten. Als die Marquise schwanger wurde (Juni 1600), wollte der König sich

¹⁾ MS. Instruction du sr. d'Alincourt (Man. franç., Paris, vol. 343 p. 11 A ff.). — Lettr. miss., V. 198, 213. — Matthieu, I. 249 A. B. — de Thou, I. 125, V. 938 f. — Supplém. à l'Estoile 315. — Zuerst machte die Fixirung der Mitgift Schwierigkeiten; Depejchen Marchesini's an den venez. Senat bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, II. 73 ff.

²⁾ Lettr. miss., V. 233, 249, 256, 270.

er nicht von ihr trennen, obwohl ihn seine eigenen Angelegenheiten auf das dringendste an die savoyische Grenze riefen; trotzdem daß sie sich bisweilen auf das heftigste stritten, so daß der König die schweren — übrigens sehr begründeten — Zweifel an ihrer Liebe zu ihm aussprach,¹⁾ besaß die Marquise doch in unumschränkter Weise die Herrschaft über das Herz des Monarchen. Zum Glück machte damals ein Blich, der in das Kabinett der Marquise fuhr und eine Fehlgeburt herbeiführte, dem Zögern des Königs bei seiner Geliebten und zugleich der heftlichen Frage wegen des königlichen Ehegelöbnisses ein schnelles Ende. Von der Erneuerung dieses Versprechens war abtverständlich nie mehr die Rede: aber das ganze Verhältniß zu der Marquise war für den König ein nie versiegender Quell von Bitterkeit und Trübsal.

Im September 1600 langte der Großstallmeister Bellegarde²⁾ als außerordentlicher französischer Gesandter in Florenz an, und am 1. Oktober fand die überaus prächtige Hochzeitsfeier statt. Der kardinal Aldobrandini, der Nepot des Papstes, celebrierte selbst, der Großherzog vertrat die Stelle des Königs. Am Ende der Messe aufste man ein Kind des Großherzogs. Am Abend war Ball und in besonderes Festmahl für die Damen. Nach Beendigung desselben kam Juno auf einem Pfauenwagen herein, Minerva auf einem Rossenwagen, und sangen Hymnen des Preises und voll Glückwünsche für die junge Königin. Eine solche allegorische Darstellung durfte damals ebenso wenig, wie etwa jetzt, bei dergleichen Festlichkeiten fehlen. Am Sonntag darauf war Komödie, und am Montag gab man ein Schäferspiel von solcher Pracht der Ausstattung, daß es allein 60,000 Scudi kostete!³⁾

Die neue Königin von Frankreich war von stattlichem Wuchse,

¹⁾ Lettr. miss., V. 224, 507. — Bassomp., 24 f.

²⁾ MS. Instruction du sr. de Bellegarde (Man. franç., Paris, v. 3434 1 A ff.).

³⁾ MS. Lettre sur les magnificences qui se firent au mariage du Roi (Manuscr. franç., Paris, vol. 4020 p. 34 B ff.).

vielleicht von etwas zu voller Figur; ihr Gesicht war regelmäßig und anmuthig, wenn es auch gerade nicht den Stempel eines hervorragenden Geistes trug. Ihr Benehmen war würdig und majestätisch, aber zu kalt für die beweglichen und ungezwungenen Tragojen und besonders für ihren lebhaften Gemahl, der gerade diese Eigenschaft bei Frauen über Alles schätzte. Maria war nicht mehr ganz jung, da sie am 26. April 1573 geboren war. Ihr Vater, der Großherzog Francesco, war gestorben, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, und ihr Oheim Ferdinand hatte das Großherzogthum geerbt. Hätte derselbe Töchter gehabt, so wäre Maria sicher vor diesen in den Schatten getreten; aber da dies — ein für sie günstiger Umstand — nicht eingetreten, so war sie die einzige heirathsfähige Prinzessin des Hauses Medici. Nach einander hatten sich Ranuccio, der Sohn des großen Alexander Farnese, dann der Herzog von Braganza, endlich Kaiser Rudolph II. um die Hand der reichen Braut beworben: aber den ersten entfernte die Eifersucht Spaniens, den zweiten seine verhältnißmäßig unbedeutende Stellung, den dritten die Abneigung der Prinzessin vor dem finstern, gelehrten Sonderling. So hatte Heinrich von Frankreich ihre Hand erhalten, der glänzendste Bewerber, den sie und ihre Verwandten wünschen konnten. — Spanien aber war wegen dieser Vermählung, die noch in die Zeit des savoyischen Krieges fiel, außerordentlich gegen den Großherzog Ferdinand erbittert. Vergebens ließ dieser dem spanischen Hofe versichern, daß Maria, dem Hause Oesterreich, welchem ihre Mutter angehört hatte, ganz ergeben, gleichsam ein Unterpfand des Friedens zwischen Spanien und Frankreich sein würde, und zugleich ein Mittel, durch welches das Haus Medici der Krone Spanien seine volle Ergebenheit erweisen könne. Philipp III. glaubte um so weniger an die Wahrheit dieser Zusagen, als in demselben Augenblicke Venedig Truppen aus hob, an deren Spitze es den Prinzen von Vandemont, den Bruder der regierenden Großherzogin, stellte. Er glaubte man fest, Toskana und Venedig hätten sich mit Frankreich gegen Savoyen und Spanien verbündet. Der König nahm also

jenes Kompliment ſehr kalt auf, und ohne dem Großherzog ſeinen Glückwunſch auszusprechen, erwiderte er nur, er wünſche, daß die Thatſachen den Verſicherungen des Großherzogs entſprächen.¹⁾

Dieſe beleidigende Antwort machte den Leßteren um ſo beſorgter, je mehr er ſich bald durch den Igoner Frieden von Frankreich verlaſſen glaubte. Maria indeſſen kümmerte ſich um die politiſchen Folgen ihrer Heirath wenig; am 15. Oktober reiſte ſie von Florenz ab, voll goldener Träume in Betreff ihrer Zukunft, und ſchiffte ſich in Livorno nach Marſeille ein. Da ſie aber ſehr mit widrigen Winden zu kämpfen hatte, langte ſie erſt am 3. November, geleitet von 17 toſcaniſchen, päpſtlichen und malteſiſchen Galeeren, in Marſeille an, wo ſie von den Vornehmſten des Reiches auf das glänzendſte empfangen wurde. Der König ſelbſt fehlte indeß noch; er lag vor Montmélian und bat Maria, ſich nach Lyon zu begeben, wo er ſie treffen werde.²⁾ Der Weg, den ſie zu nehmen hatte, war ſchon vorher zu ihrem Empfange vorbereitet,³⁾ auf beſonderen Befehl des Königs, ſo daß ihre Reiſe einem Triumphzuge glich. In der That war die Freude des Volkes groß, in ſeiner Mitte eine neue Königin zu ſehen, durch die man den Stamm des großen Heinrich in rechtmäßiger Weiſe fortgepflanzt zu ſehen hoffen durfte.⁴⁾ Am 18. November kam die Königin, von 2000 Edelleuten und berittenen Gardes geleitet, nach Aix, am 20. nach dem damals päpſtlichen Avignon, wo der Biſcelegat ſie mit großer Pracht aufnahm. Die Chroniſten der Zeit erwähnen ausdrücklic, daß das Wahl, welches dieſer ihr gab, 4000 Ecuſ — nach jezigem Geldwerthe etwa 26,000

¹⁾ Salluzzi, Ist. di Toscana, libr. V., cap. 9, (III. 122).

²⁾ MS. Voyage du Roy, 42 A ff.*

³⁾ Lettr. miss., V. 324.

⁴⁾ Am 23 April 1599 ſchreibt d'Aerſſen an die Generalſtaaten: Tous les esprits de ceste cour sont bendez pour le mariage du Roy. . . Il semble que la France s'allège en ses maux par les desseins du Roy à mariage. Grandz et petitz en discourent avecq merueilleuse joye. (Vreede, Lettres et Negociations de Buzanval, p. 148.).

Thaler — gekostet habe; aber noch mehr verschönt wurde dasselbe durch die plötzlich anlangende Kunde von der Einnahme Montmelian's. Am 3. Dezember endlich zog die Königin in Lyon ein. Die ganze Stadt prangte im Festschmuck, sie war überall mit Teppichen und Gemälden geziert, Inschriften und Verse drückten in lateinischer und französischer Sprache die Liebe, die Bewunderung und die Glückwünsche der getreuen Einwohner für die junge Königin aus. Als dieselbe am Thore erschien, kamen ihr die Stände und fremden Nationen der Stadt entgegen und hielten in knieender Stellung Reden an sie. Sie zog über die Brücke, über welche stets die Dauphins die Stadt betraten, und man las an dem Triumphbogen, der an deren Eingang angebracht war, folgende Verse:

Pour une Princesse si bello
Je pouvois paroistre autrement,
Mais j'ay gardé mon ornement
Pour un Dauphin qui naistra d'elle.¹⁾

Am 9. Dezember kam dann plötzlich der König, und acht Tage später der Legat Aldobrandini, welcher die Trauung noch einmal vollzog. Am 21. Januar 1601 reiste der König, am 22. seine Gemahlin mit der Post nach Paris ab. Der Einzug in diese Stadt geschah am 9. Februar.

Der praktische Heinrich hatte übrigens die frohe Gelegenheit seiner Vermählung benutzt, um seinem durch den Krieg geschwächten Schatz etwas aufzuhelfen. Denn er hatte von den bedeutendsten Städten seines Reiches eine angeblich freiwillige Heirathssteuer erhoben: aber der Zorn, mit welchem er jedes Remonstriren gegen diese „freiwillige Steuer“ aufnahm, zeigte deutlich, daß die guten Städte in dem königlichen Wunsche einen Befehl sehen sollten.²⁾ Da nun die Kosten der Reise Maria's auch fast ausschließlich auf die Städte und Privatpersonen gewälzt wurden, so hat offenbar der

¹⁾ MS. Voy. du Roy, 45 B.

²⁾ Lettr. miss., V. 239. ff. 307.

schlaue König — auch abgesehen von der reichen Mitgift — zugleich ein gutes Geldgeschäft mit seiner Vermählung gemacht.

Raum nach Paris zurückgekehrt, übte Heinrich einen Akt der Gerechtigkeit aus. Niemandem war der glückliche und schnelle Erfolg des letzten Krieges mehr zuzuschreiben, als dem Marquis von Rosny. Durch seinen Eifer, seine Pflichttreue und Geschicklichkeit war eine solche Menge von Geschützen auf dem Kriegsschauplatz vereinigt worden, wie man früher noch nie gesehen. Die große Armee, die Parma im Jahre 1590 gegen Heinrich geführt, hatte zwanzig Kanonen gezählt, und man hatte dies damals als ein Wunder betrachtet. Jetzt aber hatte Rosny bei der Belagerung von Montmélian allein fünfzig Kanonen vereinigt!') Sein schneller Blick und seine Gewandtheit hatten zum ersten Male der Artillerie den ihr gebührenden Platz in der Kriegsführung gesichert. Man möchte sagen, daß damals die Geschütze, richtig angewandt, eine noch größere Rolle zu spielen hatten, als jetzt, obwohl ihre Tragweite und ihre Anzahl seit jener Zeit so sehr vergrößert worden sind. Denn während jetzt die Kriege durch einige große Schlachten entschieden werden, in denen zuletzt immer — abgesehen von den strategischen Gaben der Feldherrn — der Muth und die taktische Tüchtigkeit der Infanterie sowie die Güte ihrer Bewaffnung den Ausschlag geben: war damals der Krieg stets mehr oder minder ein Festungskrieg, bei dem es, richtig verstanden, hauptsächlich auf die Zahl, gute Placirung und tüchtige Bedienung der Geschütze ankam. Daß Rosny dies letztere eingesehen und an Stelle der Ueberfälle und tollkühnen Angriffe, mit denen man bisher meist die Belagerungen geführt, die regelmäßige und methodische Anwendung der schweren Artillerie gesetzt hat, ist sicherlich ein großes Verdienst, das dann auch wieder auf die Fortifikationskunst zurückgewirkt hat. Es war also nur gerecht, daß nach seiner Rückkehr nach Paris Heinrich das Amt des Großmeisters der Artillerie, das Rosny bekleidete, in ein

') Sally, III. 484.

Kronamt verwandelte, wodurch es dem Marschallat gleich gestellt wurde.¹⁾

Doch es schien, als ob Rosny für die nächste Zeit kaum Gelegenheit haben würde, seine Kanonen von neuem in's Feld zu führen. Wie mit Spanien, so trat auch mit Savoyen jetzt ein Zustand wenigstens äußerlichen guten Einvernehmens ein. Im Juli 1601 kam Forny als Gesandter des Herzogs nach Paris und gab die lebhaftesten Versicherungen von der Freundschaft seines Herrn für den französischen König.²⁾ Er nahm Alles ein friedliches Ansehen an; endlich schien Europa aufathmen zu dürfen.

Groß war die Erwartung in Spanien und Frankreich, als die jungen Königinnen beider Länder zu gleicher Zeit Hoffnung auf Nachkommenschaft gaben. Zuerst gebar die Königin Margarethe von Spanien, und zwar eine Tochter, welche den Namen Anna Maria Mauritia erhielt (22. September 1601).³⁾ Die Spanier waren sehr zufrieden, daß das älteste Kind eine Tochter war. Das Gedächtniß des schrecklichen Verhältnisses, das zwischen Philipp II. und seinem ältesten Sohne obgewaltet hatte, war zu lebendig, als daß man dem kaum dreiundzwanzigjährigen Philipp III. schon einen männlichen Erben gewünscht hätte, der bereits in den besten Jahren seines Vaters gleichfalls ein kräftiger Jüngling gewesen wäre. So war es den Spaniern recht, daß jetzt eine Prinzessin zur Welt gekommen war, die in keinen leidenschaftlichen Konflikt um Einfluß und Herrschaft mit ihrem Vater gerathen konnte; zumal da ja in Spanien die Töchter auch erbfähig waren.⁴⁾

¹⁾ De Thou, I. 125, V. 947.

²⁾ MS. Consulta des sp. Staatsrathes v. 4. Aug. 1601, Arch. von Sim. K 1426. — Lettr. miss., V. 440.

³⁾ MS. Philipp III. an Heinr. IV., 22. Sept., Arch. v. Sim. K 1451. — Eine Beschreibung der überaus kostbaren Taufceremonien hat uns ein Augenzeuger, der kaiserliche Gesandte Hans v. Khevenhiller, hinterlassen (Fr. v. Khevenhiller, *Annales Ferdinandeae* [Leipzig 1722], V. 2465).

⁴⁾ Matthieu, II. 52 A. — Die Siete partidas Alfons' X. (1260) hatten Th. II. Tit. 15 (Weiß 2 den alten Brauch, der in Ermangelung von Söhnen

Der Brief, welcher dem französischen Könige dieses Ereigniß
zte, kreuzte sich bereits mit dem Schreiben, welches die Geburt
Dauphin nach Madrid meldete. Am 27. September war end-
Heinrich IV. ein ehelicher Sohn geboren! Die Freude hierüber
unendlich in ganz Frankreich, ¹⁾ mit Ausnahme weniger Un-
denker und Ehrgeiziger. In der That war für Frankreich das
niß bei weitem wichtiger, als ein ähnliches für das längst
nete und befriedete Staatswesen Spanien's sein konnte. Durch
Geburt des jungen Ludwig war eine Quelle von Streitigkeiten,
ittungen und Bürgerkriegen, auf die jeder nur mit Schrecken
n konnte, verstopft. Das Bedürfniß nach Ruhe war nach den
baren Kämpfen der letzten vierzig Jahre ein allgemeines in dem
ösischen Volke, und deshalb war auch mit dem Frieden von
ins und der Geburt des Dauphin die Ära der Revolutionen
Frankreich einstweilen geschlossen und die Zeit der königlichen
acht angebrochen. Es fanden zwar in den nächsten Jahren
brungen und Verschwörungen noch genug statt, aber sie ver-
en nicht, das Volk mit sich fortzureißen, blieben deshalb stets
in der Oberfläche und waren leicht niederzuwerfen. Nur noch
al, zur Zeit der Fronde, erwachte der unruhige Geist des fran-
en Volkes für kurze Wochen: sonst sah dasselbe ruhig und
g zu, wie einige vornehme Herren oder wenige Reformirte, die
wagt, der königlichen Autorität entgegen zu treten, von der-
t mit geringer Mühe niedergeworfen, gedemüthigt oder selbst ver-
t wurden.

Heinrich IV. knüpfte an das eigenthümliche Zusammentreffen,
in einer Woche ihm ein Sohn und seinem mächtigen Mi-
eine Tochter geboren worden, sofort eine weit aussehende

teste Tochter erben ließ, schriftlich festgesetzt; diese Bestimmung wurde be-
durch Alfons XI. 1338 und die berühmten Cortes von Toro 1505.
t, *Negociations relatives à la Succession d'Espagne* (Coll. de docum.
Paris 1835), I. 15 ff.

De Thou, I. 126 s. fin.

politische Kombination, die für beide Reiche von größter Wichtigkeit werden konnte. Bereits in der Mitte des Oktobers schrieb er an seinen vertrauten Freund, den Connétable Montmorency: „Ich habe seit einigen Tagen hier Nachricht über die Niederkunft der Königin von Spanien, welche eine Tochter geboren, deren Verheirathung mit meinem Sohne man sofort vorhergesagt hat; und hierzu würde ich gern meine Zustimmung geben, vorausgesetzt daß sie eine gute Mitgift erhält.“¹⁾ Heinrich dachte hierbei unzweifelhaft an die Niederlande, die er einst selbst als Aussteuer der Infantin Eugenie Isabella für sich gewünscht hatte.²⁾

Aber das Projekt des Königs blieb nicht in dem Zustande eines bloßen frommen, nur vor Vertrauten ausgesprochenen Wunsches.

Am 13. Oktober hatte Don Juan Bautista de Tassis, der spanische Botschafter, Audienz bei Heinrich IV., um ihm zur Geburt des Thronerben feierlich seinen Glückwunsch auszusprechen. Diese Audienz nun verlief in einer ganz andern Weise, als es bisher bei den Zusammenkünften zwischen dem König und dem Spanier zuzugehen pflegte. Während man sonst sich in gegenseitigen höchst gerechten Vorwürfen ausließ, die dann stets in ziemlich unverhüllte Kriegsdrohungen endeten, war dieses Mal Heinrich höchst freundlich und zuthunlich und so liebenswürdig, wie nur er es zu sein vermochte. Er sprach seine hohe Freude aus, daß nun beide Kronen Erben besäßen; und fügte dann mit Nachdruck hinzu, er wünsche sehr, daß sie beide auch ferner Söhne und Töchter erhielten, damit sie sich nicht nur durch eine einfache, sondern sogar durch eine doppelte Verheirathung verbinden könnten.³⁾

¹⁾ Henri IV. au Connét., 16. oct. 1601 (Lettr. miss., V. 486): J'ay des nouvelles icy, depuis quelques jours, de l'accouchement de la royne d'Espagne, qui a faict une fille dont on a aussy tost prédit le mariage pour mon fils; à quoy je consentiray volontiers, pourveu qu'elle fust bien apanagée.

²⁾ Sully, III. 208.

³⁾ MS. Dep. Tassis' v. 16. Oct. 1601, Arch. v. Sim. K 1604. — Zu

Tassio war so sehr durch diese unerwartete Mittheilung überrascht, daß er drei Tage brauchte, um sich zu sammeln und seinem Hofe Mittheilung von derselben zu machen. Die spanische Regierung, die höchst ungerechter Weise Tassio mißachtete, weil er kein geborener Spanier und nicht von dem rücksichtslosen religiösen Fanatismus dieses Volkes beseelt war, und die übrigens damals wieder einmal verschiedene Differenzen mit Frankreich hatte, hielt es zuerst gar nicht für der Mühe werth, auf die Nachricht des Botschafters irgend einzugehen.

Aber bald kamen weitere Spuren von dem ernstesten Willen des französischen Königs, diese Verbindung zu Stande zu bringen. Einen Monat darauf hatte Tassio zu berichten, daß Heinrich seinen bezüglichen Wunsch bereits veröffentlichte. Er hatte zu der verwittweten Herzogin von Braunschweig, die sich gerade damals am französischen Hofe befand, geäußert: er wünsche sehr die Vermählung des Dauphins mit der Infantin, im Interesse des Friedens würde er es sogar gern sehen, wenn die Verlobung sofort vor sich gehe, und selbst ohne daß man spanischerseits eine namhafte Mitgift verspreche. — Noch immer litt der spanische Stolz nicht, daß man dem französischen Könige auf halbem Wege entgegenkomme, aber im Grunde wünschte man in Valladolid eine solche Verbindung der beiden mächtigsten katholischen Staaten Europa's doch auch sehr: dieselbe konnte schließlich nur zum Vortheile Spanien's ausfallen. Tassio wurde also angewiesen, auf erneute offizielle Andeutungen Heinrich's auch seinerseits durch günstige Zusagen einzugehen.¹⁾

dem sonst ausgezeichneten Werke von Perrens: *Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV. et la régence de Marie de Médici*, findet sich merkwürdiger Weise keine Spur von diesen Verhandlungen im Herbst 1601. Freilich hat Herr Perrens die in Paris befindlichen Theile des Archivs von Simancas gar nicht gekannt; aber die Stellen aus den *Lettres missives* und *Sully* sollte er doch nicht übersehen haben!

¹⁾ MS. Dep. Tassio' v. 19. Nov. 1601 mit Apostille; *ibid.*

Damals freilich machten die bald zu schildernden Ereignisse allen diesen Plänen einstweilen ein Ende; aber wir werden sehen, wie sie in ruhigeren Zeiten von beiden Höfen immer wieder aufgenommen wurden, bis sie endlich in einer französisch-spanischen Doppelheirath ihren Abschluß fanden.

Drittes Kapitel.

Oppositionsregungen in Frankreich.

1600—1602.

Organisation der Hugenotten in Frankreich. — Ihre Verhandlungen mit Heinrich IV. — Das Edikt von Nantes. — Schwierigkeiten bei dessen Ausführung. — Gründe zu neuer Unzufriedenheit für die Reformirten. — Beziehung Frankreich's zu den deutschen Protestanten. — Neue Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Spanien. — Verrätherische Anschläge des Königs von Spanien gegen einige französische Städte. — Vergebliche Verhandlungen der Spanier gegen Algier und Irland. — Fuentes und Emmanuel verschwören sich mit Biron gegen Heinrich IV. — La Hénaut's Versuche, Biron wieder zu sich hinüberzuziehen. — Biron verurtheilt die Verschwörung im Innern und draußen. — Verhandlungen des Königs mit Spanien. — Politische Lage im Anfange des Jahres 1602. — Aufrühe und drohende Küstungen der Spanier. — Heinrich's Bewegungen und Gegenrüstungen. — Völlige Enthüllung der Verschwörung. — Biron nach Paris gelockt, gefangen gesetzt und hingerichtet. — Öffnung seiner Anhänger; Bouillon's Flucht. — Großer Erfolg des königlichen Königthums.

Die äußeren Feinde hatte Heinrich IV. zur Ruhe gebracht, einen gefährlichen Krieg ruhmvoll beendet; aber wie viele Schwierigkeiten hatte er noch im Innern seines Reiches zu erwinden! Zwei Oppositionen sind es, die hier dem Könige immer und immer wieder hindernd in den Weg treten: die der Aristokratie und die der extremen Religionsparteien. Jene

hat schon die Zuversicht verloren und sucht ihre Zwecke mehr in dunkeln Verschwörungen zu verwirklichen; die andere aber, die religiöse, erhebt noch kühn ihr Haupt und stellt an das Königthum gebieterische Forderungen. Die Reformirten einerseits stützen sich auf das Schwert, das ihnen bisher ihre Unabhängigkeit gewahrt, das ja den König selbst auf seinen Thron geführt hatte. Die Katholiken dagegen zeigen auf ihre Uebersahl, auf den Umstand, daß sie den keiserlichen König genöthigt hatten, zu ihnen hinüberzutreten, sie erinnern beständig an diesen Zwang, sie stellen Heinrich die Möglichkeit vor Augen, daß sie sich wieder in Feindschaft gegen ihn versetzen und ihn dann der Vortheile berauben würden, die ihm nur seine Unterwerfung unter den Katholizismus verschafft hatte. Es war ein überaus mühseliges Unternehmen für den König, zwischen diesen beiden feindlichen Parteien die Mittelstraße zu halten, rechts und links nicht allzu schlimm anzustoßen, da ja auf Befriedigung beider Extreme von vorn herein verzichtet werden mußte.

Am unternehmendsten — waren sie doch die Minderzahl — zeigten sich die Hugenotten. Nach der Apostasie Heinrich's IV. hatten sie gefürchtet, eine neue Zeit der Verfolgung über sich hereinbrechen zu sehen. Nach der kräftigen demokratischen Weise des Calvinismus hatten sie darauf ebenso wenig, wie etwa vor zwanzig und dreißig Jahren, gezögert, selbst für ihre Sicherheit Sorge zu tragen. Sobald sie zu befürchten anfangen, daß die Tage Karl's IX. wieder erscheinen würden, griffen sie zu den energischen Mitteln, welche schon gleich nach der pariser Bluthochzeit die berühmte Flugchrift *Reveille-matin* verkündet hatte.¹⁾ Sie hatten deshalb ihre alte Vereinigung erneut und sich im Jahre 1594 auf ihrer allgemeinen Versammlung zu *Sainte-Joy* eine straffe politische Organisation gegeben.²⁾ Hierzu wurde ganz Frankreich in zehn protestantische Kreise

¹⁾ Vgl. Gottlob v. Pelenz, Gesch. des franz. Calvinismus, II. 647 ff. III. 229 ff.

²⁾ D'Aubigné, *Histoire universelle*, I. IV. ch. 11. (éd. 1620 III. p. 367 f.)

geheißt, von denen ein jeder durch einen besonderen Rath, aus Deputirten zusammengesetzt, beaufsichtigt und verwaltet wurde. Jeder Kreis sandte wieder einen Abgeordneten zu dem Generalrathe, welcher also aus zehn Männern bestand und die Oberleitung dieser kleinen hugenottischen Republik in Händen hatte.¹⁾ Eine Steuer von 45,000 Ecus wurde allen Hugenotten auferlegt, um die Kosten dieser Organisation und etwaiger Kriegsfälle zu decken. Sowie der König Feindseligkeiten begehren oder selbst nur aufhören würde, die den Reformirten versprochenen Subsidien zu zahlen, sollten alle königlichen Steuern, so weit wie möglich, zu Gunsten der protestantischen Sache mit Beschlagnahme belegt und Rüstungen zur allgemeinen Abwehr jeder Unbill getroffen werden. So hatten die Hugenotten einen vollkommen ausgebildeten Staat im Staate hergestellt. Was fehlte ihnen noch, um ein regelmäßiges Gemeinwesen auszumachen? Sie hatten eine höchste Gewalt, Provinzialgouverneure, regelmäßige Einkünfte, eigene Festungen, ein besonderes Heer, eine Konstitution. Bouillon und la Tremoille, erfahrene Krieger, waren ihre Generale, der schlaue Gelehrte Du Plessis-Mornay ihr Staatsmann. Die ganze Einrichtung erinnert lebhaft an das holländische Vorbild; und wie einst die Holländer Heinrich III. von Frankreich und Elisabeth von England um Schutz gegen ihren angestammten König angegangen waren, so suchten auch jetzt die Hugenotten nach einem auswärtigen Fürsten, den sie als Protektor an ihre Spitze stellen könnten, um mit seiner Hülfe, wenn es nöthig, den eigenen König und das eigene Vaterland zu bekämpfen.

Hierin lag aber gerade für Heinrich IV. eine ernste Gefahr,

— Mémoires de Charlotte Arbaleste Mad. Du Plessis (Paris 1824), 268 f. — Histoire de l'Edit de Nantes, I. III. (Delft 1693) A. I. 126 ff. — Von den zehn Generaldeputirten mußten vier Adlige, zwei Geistliche, vier Mitglieder des dritten Standes sein.

¹⁾ Später wurde der Conseil général der Hugenotten auf 30 Mitglieder gebracht: 12 Adlige, 12 Bürger, 6 Pastoren. Der Präsident mußte Laie sein, der Vizepräsident Geistlicher. G. de Félice, Histoire des Protestants en France (Paris 1850), 267.

die zu beseitigen er vor allem bestrebt sein mußte. Er konnte es nicht zugeben, daß der achte Theil seiner Unterthanen, und zwar ein durch Geist, Reichthum, Ansehen und Macht so wichtiger Theil, sich von dem regelmäßigen Staatsleben ausschloß, sich — wenn auch nicht ausdrücklich, so doch faktisch — seiner Herrschaft entzog und gar einen fremden Monarchen zum Schiedsrichter der inneren Angelegenheiten Frankreich's machte. Aber noch mehr; es stand zu befürchten, daß die Katholiken einer so festen und massiven Organisation der Reformirten gegenüber auch ihrerseits über kurz oder lang zu der Liga zurückkehren, der protestantischen Union eine katholische entgegenstellen würden: dann aber war der Bürgerkrieg von neuem sicher, die Krone abermals zur Machtlosigkeit im Streite der beiden allumfassenden Parteien verdammt. Heinrich's scharfem Blick konnte das Drohende dieser Perspektive nicht entgehen, und er entschloß sich, um sie zu vermeiden, lieber alle Opfer zu bringen, die mit der Ehre der Krone und mit der Einheit des französischen Staates nicht geradezu unvereinbar seien.

Er entschloß sich hierzu um so eher, als ihm persönlich das religiöse Bekenntniß ziemlich gleichgültig war. Man weiß, mit welcher Leichtigkeit er die Konfession wechselte, mit welcher Ungenirtheit er dem Papste und dessen Nunzien seine katholische Orthodorie, Protestanten wie Aubigné und dem Landgrafen von Hessen, seine Anhänglichkeit an die reformirte Lehre betheuerte. Es ist merkwürdig, wie in jener noch so fanatischen Zeit es doch einzelne Männer gab, welche über die äußeren Unterschiede der Konfessionen gänzlich hinwegsehen und, nur das Gemeinsame in ihnen allen betonend, Duldung und Gewissensfreiheit anempfahlen. Wer kennt nicht den berühmten Juristen aus Angers, den Gegner des Machiavelli, Jean Bodin, der in seinem Colloquium Heptaplomeres ganz offen den reinen Theismus sowie die Gleichberechtigung aller Religionsparteien anpreist? Freilich ist er dafür bis auf die heutige Zeit genugsam verkümmert worden, und erst jetzt beginnt man, seinen Werth richtiger zu schätzen. Er war aber nur der Vorläufer eines

ähnlich denkenden Kreises von Männern, die sich nun um den sinnesverwandten Heinrich IV. scharten. Wie Bodin aus den Reihen der Katholiken, so waren sie meistens aus denjenigen der Protestanten hervorgegangen. Der Herzog von Sully war der hervorragendste von ihnen. Er rieth dem Könige im Jahre 1593 zum Uebertritte zur katholischen Religion, denn er „hielt für unzweifelhaft, daß in jeder Art Religion, welche die Menschen äußerlich bekennen, wenn sie sterben in der Beobachtung des Dekalogs, im Glauben an das Symbol, Gott von ganzem Herzen lieben, gegen ihre Nächsten barmherzig sind, auf die Gnade Gottes hoffen sowie darauf, durch den Tod, das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu-Christi das Heil zu erlangen, sie sicher gerettet werden, weil sie dann nicht mehr von irgend einer irrigen Religion, sondern von der sind, die Gott die angenehmste ist“. Sully scheute sich nicht, viel mit ausgezeichneten katholischen Geistlichen umzugehen und, zum großen Aerger seiner Glaubensgenossen, dem Papste den Titel „heiliger Vater“ beizulegen. Ein nach anderer Seite hervorragender Vertreter dieser Richtung war der Philologe Isaac Casaubon, den — trotz seines reformirten Bekenntnisses — Heinrich IV. im Jahre 1599 als Professor an die Sorbonne berief. Casaubon faßte den Gedanken, den später unser großer Leibnitz verfolgt hat, mit allem Eifer auf: die Wiedervereinigung der alten und der neuen Lehre herbeizuführen. In der vorzüglich geschriebenen Zueignung an Heinrich IV., die er seiner Ausgabe und Uebersetzung des Polybius voranschickte, legte er es dem Könige dringend an's Herz, auf jenes erhabene Ziel hinzustreben, dessen Verwirklichung die schönste Krönung seiner gesamten Thätigkeit sein würde. Als einer seiner Söhne, Augustin, zum Katholizismus übergetreten war und sogar das Kleid des Kapuziners angenommen hatte, und nun zu ihm kam und ihn um seinen Segen bat, sagte er: „Ich gebe ihn Dir von Herzen, ich verdamme Dich nicht; verdamme mich auch nicht.“ Auch diese Männer wurden wegen solcher Ansichten von Hugenotten und Katholiken gleich eifrig angegriffen, aber Heinrich entzog ihnen deshalb sein Vertrauen nicht, sondern

setzte sie nur desto fester an sich. Ferner stand dem Könige, gehört aber doch diesem Anschauungskreise an der Katholik Pierre l'Estoile, dessen Tagebücher unter die schätzbarsten Quellen zur Kenntniß dieser Zeit zu rechnen sind. Von Herzen Huguenott, trat er nie offen zur reformirten Lehre über: eben weil er das äußerliche Bekenntniß für etwas ganz Gleichgültiges ansah.

Einem solchen Kreise angehörend, vielleicht indifferenter als alle seine Freunde, ja ganz religionslos, mußte Heinrich natürlich geneigt sein, den Forderungen der Reformirten nach Gleichberechtigung im Staate nachzugeben. Trotzdem machten die politischen Ansprüche, die sie daneben erhoben, ihn stutzig, und er hätte gern vermieden, denselben nachzukommen. Die Gleichberechtigung wollte er den Huguenotten gewähren, die politische Macht ihnen dagegen entziehen. Indes er sah sich durch die Ereignisse immer mehr auch zu der Ertheilung der letzteren gezwungen. Die Reformirten machten Miene, ihn durch Veragung ferneren Beistandes, ja selbst durch Aufruhr, zur Billigung ihrer Beschlüsse zu nöthigen. Als im Jahre 1596 der König sich mühsam der Spanier erwehrte, die beständig weitere Fortschritte in der Picardie machten, verließen plötzlich Bouillon und la Tremoille mit allen ihren Truppen das Meer, und die Huguenotten in den Provinzen rüsteten sich zum offenen Aufstande.¹⁾

Die königlichen Einkünfte wurden mit Beschlag belegt, Soldaten ausgehoben, Führer ernannt. Der verwegenste und treueste unter den kalvinistischen Kriegern, d'Aubigné, welcher dem Könige am Hofe und in der Schlacht wiederholt Freiheit und Leben gerettet hatte, der seit zwanzig Jahren für ihn nicht aus dem Sattel gekommen war, ergriff die Waffen gegen den Abtrünnigen. Selbst

¹⁾ Charl. Arbaleste, *Mém. de son mari*, 314. — Duplex, *Histoire de Henry le Grand* (Paris 1639), 218. — *Mémoires de Beauvais-Nangis* (Paris 1665), 47 f. — *Mém. d'Aubigné* éd. Lalanne (Paris 1854), p. 105 f.

der königstreue Du Pleissis trat in einer Schrift ziemlich scharf gegen den König auf.¹⁾

Wie hätte Heinrich da nicht nachgeben sollen! Er willigte ein, daß die Reformirten bis auf weiteres die 200 Sicherheitsplätze — Städte und Schlösser — die sie inne hatten, behielten, und verpflichtete sich, die Garnisonen von 75 Städten und Forts, die in der Gewalt der Reformirten blieben, selbst zu besolden. Die königliche Kasse hatte für diese hugenottischen Garnisonen jährlich über 205,000 Ecu's zu bezahlen. Auf acht Jahre, von 1599 an gerechnet, sollte dieses königliche Versprechen Gültigkeit haben. Dann sollten zwar die Reformirten verpflichtet sein, die Sicherheitsplätze an den König zurückzugeben, aber der letztere wird doch in jenen die protestantischen Gouverneure bis zu ihrem Tode noch belassen.²⁾

Gewiß große Errungenschaften! indeß dieses königliche Brevet sicherte nur die militärische Lage der Reformirten, ließ aber ihre politische Stellung in dem Staatskörper selbst noch unberührt. Zwei Jahre lang — seit dem Ende des Jahres 1596 — wurde über diesen Gegenstand zwischen den Häuptern der Hugenotten und den königlichen Kommissionen unterhandelt. Die letzteren suchten hauptsächlich das zu erreichen, daß die politische Organisation der Reformirten auf irgend eine Weise dem Staatskörper eingeordnet und dem Könige unterstellt werde: und endlich mußten die hugenottischen Führer sich hierzu verstehen. So unterzeichnete denn Heinrich IV. am 15. April 1598 in der Stadt Nantes — von welcher 39 Jahre früher die

¹⁾ Die Schrift, allerdings einige Monate später edirt, hieß: *Brief discours, par lequel chacun peut estre esclairci des justes procédures de ceux de la Religion réformée*. Abgedr. in den *Lettres de Du Plessis*, II. Supplém. 243 ff. — Da zur selben Zeit die Verfolgungen gegen die Hugenotten wieder zunahmen, so erschien auch hierüber eine Schrift unter dem Titel: *Plaintes des Eglises réformées de France*; s. G. de Félice, *Hist. des Protest. en France*, 270.

²⁾ Capesigue, *Hist. de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV.*, I. VIII. 77 ff. — Man findet die Artikel der Uebereinkunft zu Chatellerault genau, wenn auch auszüglich, aufgeführt bei Aubigné, *Hist. univ.*, V. 17. p. 533.

hugenottische Bewegung ausgegangen war¹⁾ — das berühmte Religionsedikt, welches Katholiken und Reformirten den lange entbehrten Frieden wiedergeben sollte.

Dieses Edikt bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte der Religionen, die bisher fast ausschließlich von Unduldsamkeit und Verfolgung zu erzählen weiß. Hier wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, die verschiedenen Konfessionen angehörigen Bürger eines Staates gleichberechtigt neben einander zu stellen. Heinrich IV. wollte, daß Katholiken und Hugenotten im öffentlichen Leben ihre Glaubensdifferenzen vergessen, sich nur ihrer Gemeinsamkeit als Franzosen bewußt werden sollten. Freilich hat das Edikt von Nantes weder einen langen noch einen ungestörten Bestand gehabt, die Menschen waren noch nicht reif für dasselbe; aber es ist gleichsam die Morgenröthe einer besseren Zeit und ein ruhmvolles Denkmal für die hohe Einsicht seines Urhebers. Auf das geschickteste sucht das Edikt, wenn auch die Reformirten aus demselben faktisch den Hauptvortheil zogen, in seinen Bestimmungen die Interessen beider Religionsparteien in gleicher Weise zu wahren.

Einen Theil seiner hauptsächlichsten Festsetzungen haben wir schon früher erwähnt;²⁾ die übrigen waren: Die katholische Religion sollte überall wieder eingeführt und die Kirchengüter sollten zurückerstattet werden. Dagegen sollten die Reformirten in dem ganzen Königreiche wohnen, ihren Kultus jedoch nur an den Orten, wo er bisher geübt, und in den Häusern der Edelleute weiter ausüben können, und auch dies mit Ausnahme des Hofes, der Stadt Paris und fünfmeiliger Umgebung. Die Reformirten sollten die katholischen Feste halten, den Zehnten bezahlen und die kanonischen Gesetze bewahren, aber sie brauchten nicht bei den Heiligen, sondern nur bei Gott zu schwören. Alle Strafurtheile und Rechtsungleich-

¹⁾ De Thou, l. 120, t. III. ed. Francof p. 1628 p. 823. — Hist. de l'Edit de Nantes, l. 5. t. I. 224 f.

²⁾ S. 50.

heiten auf Grund der Religion sollten für immer aufgehoben sein. — Außer den 92 öffentlichen gab es noch 56 geheime Artikel, welche die hugenottischen Großen mit Geschenken bedachten sowie den Reformirten überhaupt einige Erleichterungen bei den Kirchenabgaben und das Recht zugestanden, mit Bewilligung des Königs besondere Steuern unter sich zu erheben.¹⁾

Leider konnte das Edikt nicht sofort veröffentlicht werden. Die Rücksicht auf die Anwesenheit des päpstlichen Legaten verhinderte die Publizirung desselben noch auf lange. Dadurch gewannen sowohl die eifrigen Katholiken als auch die eifrigen Protestanten Zeit, die lebhafteste Opposition gegen das Edikt zu erheben.

Die kalvinischen Edelleute, die unter Heinrich's Fahnen bei Coutras und Ivry geblutet hatten; der katholische Klerus, der in den Bürgerkriegen eine erschreckende Gewalt über das Volk gezeigt hatte; das Parlament, die höchste Justizbehörde in Frankreich; die eigenen Minister des Königs: sie alle widerstrebten, aber sie alle wurden von Heinrich's festem Willen und ausdauernder Konsequenz besiegt. Freilich nicht leicht.

Den protestantischen Zeloten ging das Edikt lange nicht weit genug, und besonders war man in Béarn ergrimmt, daß die Ausübung der katholischen Religion, die in dieser Provinz verboten gewesen war, wieder eingeführt werden sollte. Die klerikale Partei war um so unzufriedener mit dem Edikte, als eine Bitte der Jesuiten um Wiedergulassung ihres Ordens in das Königreich gerade am diese Zeit trotz der Unterstützung, welche sie von dem päpstlichen Nuntius erfahren, vom Könige abgeschlagen und vom pariser Parlamente mit neuen Strafmandaten gegen die Patres beantwortet wurde.²⁾ Die Aufregung unter der katholischen Geistlichkeit wuchs derart, daß einige Prediger versuchten, die Zeiten der Liga zurück-

¹⁾ Anc. lois franç., XV. 170 ff. — Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 230 ff.

²⁾ De Thou, I. 120. t. III. 827.

zuführen, indem sie öffentlich von der Kanzel herab den König und sein Werk verunglimpften.

Der noch von den Tagen der Liga her berühmte Pfarrer Boucher predigte ungescheut die Ermordung aller Protestanten. Ungeheuerliche Prozessionen wurden veranstaltet, um von Gott die Abwendung so großen Unheils zu erflehen. Ein Kapitän von der Stadt wachte am aller Ernstesten zu dem Herzog von Mayenne und fragte ihn, ob er nicht seine Rolle als Führer der heiligen Union wieder aufnehmen wollte, da ein großer Theil der Bewohner der Hauptstadt bereit war, sich für ihn zu erheben. Der Herzog ließ kühnlich den Uebereifrigen festnehmen, und der König sandte ihn in das Gefängniß des Châtelet. Ueberhaupt griff Heinrich gegen diese Zeloten scharf ein und ließ die ärgsten Schreier unter den Geistlichen in das Gefängniß setzen.¹⁾ Trotzdem ließen die Klerikalen sich in ihrem Eifer nicht abschrecken. Sie sprengten die abenteuerlichsten Gerüchte aus: bald wollte das Volk sich erheben, um die Hugenotten sämmtlich zu erschlagen; bald hatten die Reformirten die Absicht, zu Rache für die Bartholemäusnacht alle hervorragenden Katholiken zu ermorden. Dann hieß es wieder, der König hebe Soldaten an, um die Reformirten an die Spitze des Staates zu bringen. Der Unfug wurde schließlich so arg, daß der König die Verbreitung solcher Gerüchte bei harter Strafe verbot. Da die populären Mittel also nichts nuzten, wurde von den Klerikalen der offizielle Weg eingeschlagen. Der päpstliche Nunzius, der sich übrigens ziemlich gemäßigt zeigte, der Agent des Klerus, Berthier, und der Rektor der pariser Universität thaten dem Könige direkte Vorstellungen gegen das Edikt, wurden aber von Heinrich ziemlich scharf abgewiesen. Da jedoch auch die Minister auf einige Abänderungen drangen — besonders zeigte der Kanzler Chiverny, der bei dem Könige sehr viel

¹⁾ Mémoires de La Force, éd. La Grange (Paris 1848), I. 115; Lettres de La F. à sa femme, 12. déc. 1598 etc.; ibid. 299. ff. — MS. Bibl. Imp. Suppl. fr. 1644.

galt, große Feindschaft gegen das ganze Edikt¹⁾ — mußten die Reformirten auf neue Unterhandlungen eingehen, in Folge deren sie bei mehreren Artikeln Einschränkungen, meistens zu Gunsten der königlichen Macht, zugestanden.²⁾ Zwar suchten sie später durch acht Deputirte diese neuen Klauseln wieder zu beseitigen;³⁾ doch vergebens, dieselben blieben.

Schwerer zu überwinden war der Widerstand des pariser Parlamentes, welches aus übermäßig katholischer Gesinnung dem eifrigen Wunsche des Königs, das Edikt schnell registrirt zu sehen, die Macht der Trägheit entgegensetzte. Nachdem durch die Abreise des päpstlichen Legaten Alexander de' Medici der Vorwand, aus Rücksicht auf dessen Würde dürfe man sich nicht mit dem Edikte beschäftigen, hinfällig geworden war, verschleppte das Parlament die Angelegenheit durch beständige Vertagungen. Auf erneutes Andringen des Königs (Auf. 1599), welcher entschlossen war, den Frieden zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften so bald wie möglich zu besiegeln, beschäftigten die Parlementsräthe sich eifriger mit dem Edikt, aber nur, um am fünften Februar 1599 dem Könige ihre Vorstellungen gegen dasselbe zu unterbreiten.

Heinrich ließ sich nicht beirren; er war überzeugt, Recht, Menschlichkeit, Staatsklugheit auf seiner Seite zu haben, und so war er gewillt, jeden Widerstand in dieser Sache zu brechen. Einstweilen schickte er die Räthe mit einer erzürnten Antwort heim,⁴⁾ dann lud er zwei Tage später die Präsidenten und hervorragendsten Mitglieder des Parlamentes zu sich in sein Zimmer im Louvre und hielt hier eine merkwürdige Rede an sie. An ihre Dankbarkeit, an ihre Bildungskraft, an ihren Patriotismus und auch an ihre Furcht apell-

¹⁾ Mém. de Chiverny, 317.

²⁾ P. Cayet, Chr. sep., 46 f. — Sully, Oec. roy. chap. 90 (éd. Michaud et Poujoulat II, II. 309). — Hist. de l'Edit de Nantes, I. VI., t. I. 273. — Suppl. à l'Estoile, 296. — Mad. Du Plessis, 335.

³⁾ Dep. Kerſſen's an die Generalst. vom 19. 25. Juni 1599; Vreede, L. et Neg. de Buzanv., 210, 216.

⁴⁾ Mém. de La Force, I. 115 f. 118 f.; Corresp. ibid., 301. 303 ff.

lirte er, um sie der Erfüllung seines Willens geneigt zu machen. Er begann mit der Erzählung, wie er einst vor Ausbruch der letzten Religionskriege mit dem Herzog von Guise Würfel gespielt und dabei auf dem Tische Blutflecken gesehen habe, die trotz aller Mühe nicht auszulöschen gewesen. Das sei ihm sofort als Vorbote großen Unheils erschienen. Ob nun in den letzten Jahren nicht wirklich genug des Blutes geflossen sei? jetzt sei es endlich Zeit, dem Staate einen festen Frieden zurückzugeben. „Ich spreche mit Euch nicht in königlichem Gewand oder mit Schwert und Kappe, wie meine Vorfahren, noch wie ein Fürst, der mit fremden Gesandten verhandeln will, sondern wie ein Familienvater, um vertraulich mit meinen Kindern zu reden. Das Edikt ist zum Besten des Friedens; ich habe ihn nach außen geschaffen, ich will ihn auch im Innern meines Reiches herstellen. Ihr müßt mir schon in Hinblick auf meine Würde gehorchen, um so mehr aber aus der Dankbarkeit heraus, die meine Unterthanen und besonders meine Parlamentsräthe mir schulden. Ich habe den einen die Häuser zurück gegeben, aus denen sie verbannt waren, den andern den Glauben, den sie verloren hatten. Wenn man meinen Vorgängern Gehorsam zollte, so desto mehr mir, welcher den Staat gerettet hat. Es giebt niemanden unter Euch, der mich nicht gut findet, wenn er mit mir zu thun hat, und nicht einen, der es nicht jedes Jahr erfährt; und trotzdem seit Ihr, gegen die ich so gut bin, gegen mich so schlecht! Führt mir doch die katholische Religion nicht an; ich liebe sie mehr, als Ihr, ich bin katholischer, als Ihr: ich bin der älteste Sohn der Kirche, keiner von Euch ist dieses noch kann es sein. Ich stehe besser mit dem Papste, als Ihr. Sprechen wir nicht so viel von der katholischen Religion noch von allen den großen katholischen und kirchlichen Schreibern! Wenn ich dem einen eine Pfründe von 2000 Livres, dem anderen eine Pension gebe, so werden sie nicht mehr mucken. Ich werde dasselbe von allen glauben, die reden würden. Ihr mögt thun, was Ihr wollt, ich werde wissen, was jeder von Euch sprechen wird. Ich kenne alles, was in Euren Häusern vergeht, was Ihr thut und was

Ihr redet. Man hat aufrührerische Prediger gegen mich aufgestachelt; das ist der Weg, der zur Ermordung des verstorbenen Königs führte: aber ich werde allen Parteiungen die Wurzel abschneiden, indem ich alle, welche sie erregen, um den Kopf kürzer machen werde. Ich bin über Städtewauern gesprungen, ich werde auch leicht über Barrikaden springen. Es giebt Böse, die sich den Anschein geben, die Sünde zu hassen, aber nur aus Furcht vor Strafe; während die Guten die Sünde hassen aus Liebe zur Tugend. Bei Gott! ich will die unter Euch kennen, welche die Sünde aus Liebe zur Tugend hassen, um die zu züchtigen, welche sie aus Furcht vor Strafe hassen, und die mir nachher für die Züchtigung danken werden, wie ein Sohn dem Vater. Thut, was ich Euch befehle, und so schnell, wie möglich, ich bitte Euch. Ihr werdet es nicht nur für mich thun, sondern auch für Euch und zum Besten des Friedens.“¹⁾

Wie sicher mußte sich Heinrich fühlen, um eine solche Sprache zu führen! Er hatte eben den ungeheuren Umschwung erkannt, der sich unter den Leiden des letzten Jahrzehnts in dem französischen Volke vollzogen hatte. Das Unglück hatte die alten Leidenschaften abgeschwächt und gedämpft, das Bedürfnis nach Ruhe, Ordnung, Frieden hatte sich fast aller bemächtigt. Er wußte, daß er allen Parteien gegenüber bei der Mehrzahl der Franzosen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den einzigen Leuchthurm in dem wilden Meereschaos, an das Königthum finden würde. Heinrich, der Freidenker, welchem die reformirte Religionsform so gleichgültig war, wie die

¹⁾ Aus den geheimen Protokollen des Parlaments, Lettr. miss., V. 89. ff. — Vgl. de Thou, I. 122 t. III. 874 f.; P. Matthien, I. 102 A. ff. — Das Suppl. à l'Est. hat nur den Anfang der Rede (p. 300 f.). — Weniger gut und weniger beglaubigt ist die Version bei Vreede, Lettres et Négociations de Buzenval, p. 93 Note, nach den Mittheilungen Verjien's an die Generalstaaten. Diese Version, welche derjenigen aus den Parlamentsprotokollen völlig widerspricht und absolut unvereinbar mit ihr ist, darf um so weniger angenommen werden, als die Parlamentsprotokolle durch die Version des so zuverlässigen Khevenhüller (Ann. Ferd., V. 2182 ff.) völlig bestätigt werden. Nur die Anordnung ist etwas verschieden, der Inhalt wörtlich derselbe.

katholische, betrachtete beide nur als wichtige Factoren im Staat mit denen er zu rechnen habe. Sie suchte er nie dem Staate unangehörlich, ja dienlich zu machen: dies ist der hauptsächlichste Grund, den dem er in religiös-religiöser Hinsicht aussetzt. Menschlichkeit gegen seine näheren Genossen im Bekenntniß-Kampf mögen wohl auch seine Ermäßigungen beeinflusst haben, sicher erst in zweiter Reihe; war doch besonders die Dankbarkeit nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen — fehlend, die Heinrich am meisten fehlte. Aber, wie überall, das richtig erkannte Interesse mit dem Guten und Wahren und so suchte Heinrich dieses zu verwirklichen, gleichgültig aus Motiven heraus. —

Bestürzt über die Feindschaft der königlichen Kurde, aber bewegt von dem Gewicht der in ihr angedeuteten Gründe, blieben Räte lange sprachlos stehen, als der König das Zimmer verließ. Sie gaben nunmehr jeden fernern Widerstand auf, und am 15. Februar 1599 wurde endlich das Edikt in die Registra des Parlaments eingetragen und dadurch rechtskräftig gemacht; die Veröffentlichung folgte dann mehrere Wochen später.

Es ist schon in der Einleitung angedeutet worden, eine unabhängige Stellung die Reformirten durch das Edikt und die demselben zusammenhängenden Verabredungen erhielten; aber nicht auch die Katholiken mit ihm wohl zufrieden sein? In Religion wurde ausdrücklich zur Religion des Staates und des Reichs erklärt. Die Gesetze derselben wurden auf allen den Gebieten Grund gelegt, auf denen die staatlichen und die religiösen Institutionen sich begegnen. Die den Reformirten erteilten Rechte scheinen durchgehends nur als Ausnahmen.¹⁾ Noch wichtiger dieses alles, war die Wiedereinführung der katholischen Religion in Gegenden, wo sie seit einem Menschenalter nicht mehr hätte geübt werden dürfen, wie in Béarn und einigen anderen Gegenden.

¹⁾ J. v. Haumer, Briefe aus Paris, I. 163.

südlichen Frankreich. Was allen gewaltsamen Maßregeln nicht ngen war, wurde nunmehr auf friedlichem Wege erreicht: die nährliche Rückführung jener Lande zum Katholizismus. Wir werden sofort Gelegenheit haben, die Fortschritte des ren in den bisher rein hugenottischen Gegenden zu beobachten. scheint in der That, als ob das prunklose und einfache Wesen Protestantismus dem Charakter der romanischen Nationen nicht ge: sowie in Frankreich der Reiz, einer verfolgten Sache an gehören, geschwunden war, fachte dort der Protestantismus all glich aber sicher dem völligen Tode zu. Gerade die Provinzen, che die Stätte des glühendsten und reinsten Calvinismus ge sen waren, wurden der Sitz des eifrigsten und fanatistischsten Ka lizismus.

Alle Hebel setzte Heinrich an zur Verwirklichung des Edikts. sofort nach dessen Veröffentlichung wurde es an alle Amtshaupt mannschaften des pariser Gerichtsprengels gesandt. Um es auch in n übrigen Provinzen durchzuführen, wurden bereits am 26. Fe- uar zwei Kommissare an jedes der betreffenden Parlamente abge ickt: ein Protestant und ein Katholik, welcher Letztere indeß gleich- ls stets eine den Reformirten genehme Persönlichkeit war.¹⁾ Aber ht wurde dem Könige die Erreichung seines Zieles auch jetzt nicht macht. Noch immer fanden sich Prediger, welche ihn wegen des dikttes auf das heftigste angriffen, so daß er sich über ihre Unver- ämtheit bei dem Papste beschweren mußte, den er durch das Ver- echen der endlichen Veröffentlichung der Beschlüsse des tridentiner nzigiles und der Wiedereinführung der Jesuiten zu gewinnen hte.²⁾ Klemens VIII. hatte sich zwar zuerst, um den Schein zu ten, — besonders den Spaniern gegenüber — sehr erzürnt über s Edikt gestellt, war dann aber durch die französischen Kardinäle

¹⁾ P. Cayet, Chr. sept. 48. — Mém. de La Force, I. 121; Corresp. bl., 309.

²⁾ Lettr. miss., V. 149 (24. Juli 1599), 183 (6. Nov.). — Bgl. de Thou, 123 t. III. 896.

katholische, betrachtete beide nur als wichtige Faktoren im Staatsleben, mit denen er zu rechnen habe. So suchte er sie dem Staate möglichst ungefährlich, ja dienlich zu machen: dies ist der hauptsächlichste Gesichtspunkt, von dem er in religiös-politischer Hinsicht ausgeht. Menschlichkeit, Dankbarkeit gegen seine früheren Genossen im Bekenntniß und im Kampf mögen wohl auch seine Erwägungen beeinflusst haben, indes sicher erst in zweiter Reihe; war doch besonders die Dankbarkeit — nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen — die Tugend, die Heinrich am meisten fehlte. Aber, wie überall, stimmte das richtig erkannte Interesse mit dem Guten und Wahren überein, und so suchte Heinrich dieses zu verwirklichen, gleichgültig aus welchen Motiven heraus. —

Bestürzt über die Heftigkeit der königlichen Anrede, aber auch bewegt von dem Gewicht der in ihr angedeuteten Gründe, blieben die Räte lange sprachlos stehen, als der König das Zimmer verlassen hatte. Sie gaben nunmehr jeden fernern Widerstand auf, und am 15. Februar 1599 wurde endlich das Edikt in die Register des Parlaments eingetragen und dadurch rechtskräftig gemacht; die Veröffentlichung folgte dann mehrere Wochen später.

Es ist schon in der Einleitung angedeutet worden, eine wie unabhängige Stellung die Reformirten durch das Edikt und die mit demselben zusammenhängenden Verabredungen erhielten; aber konnten nicht auch die Katholiken mit ihm wohl zufrieden sein? Ihre Religion wurde ausdrücklich zur Religion des Staates und des Königs erklärt. Die Gesetze derselben wurden auf allen den Gebieten zu Grunde gelegt, auf denen die staatlichen und die religiösen Institutionen sich begegnen. Die den Reformirten erteilten Rechte erscheinen durchgehends nur als Ausnahmen.¹⁾ Noch wichtiger, als dieses alles, war die Wiedereinführung der katholischen Religion in Gegenden, wo sie seit einem Menschenalter nicht mehr hatte geübt werden dürfen, wie in Béarn und einigen anderen Gegenden

¹⁾ A. v. Haumer, Briefe aus Paris, I. 163.

in südlichen Frankreich. Was allen gewaltfamen Maßregeln nicht gelungen war, wurde nunmehr auf friedlichem Wege erreicht: die allmähliche Rückführung jener Lande zum Katholizismus. Wir werden sofort Gelegenheit haben, die Fortschritte des letzteren in den bisher rein hugenottischen Gegenden zu beobachten. Es scheint in der That, als ob das prunklose und einfache Wesen des Protestantismus dem Charakter der romanischen Nationen nicht so sehr anheimfalle: sowie in Frankreich der Reiz, einer verfolgten Sache anzugehören, geschwunden war, fochte dort der Protestantismus allmählich aber sicher dem völligen Tode zu. Gerade die Provinzen, welche die Stätte des glühendsten und reinsten Calvinismus gewesen waren, wurden der Sitz des eifrigsten und fanatischsten Katholizismus.

Alle Hebel setzte Heinrich an zur Verwirklichung des Edikts. Sofort nach dessen Veröffentlichung wurde es an alle Amtshauptmannschaften des pariser Gerichtsprengels gesandt. Um es auch in den übrigen Provinzen durchzuführen, wurden bereits am 26. Februar zwei Kommissare an jedes der betreffenden Parlamente abgeschickt: ein Protestant und ein Katholik, welcher letztere indeß gleichfalls stets eine den Reformirten genehme Persönlichkeit war.¹⁾ Aber nicht wurde dem Könige die Erreichung seines Zieles auch jetzt nicht gemacht. Noch immer fanden sich Prediger, welche ihn wegen des Edikts auf das heftigste angriffen, so daß er sich über ihre Unvernünftigkeit bei dem Papste beschweren mußte, den er durch das Verwehren der endlichen Veröffentlichung der Beschlüsse des tridentiner Konzils und der Wiedereinführung der Jesuiten zu gewinnen suchte.²⁾ Klemens VIII. hatte sich zwar zuerst, um den Schein zu wahren, — besonders den Spaniern gegenüber — sehr erzürnt über das Edikt gestellt, war dann aber durch die französischen Kardinäle

¹⁾ P. Cayet, Chr. sept. 48. — Mém. de La Force, I. 121; Corresp. ibid., 309.

²⁾ Lettr. miss., V. 149 (24. Juli 1599), 183 (6. Nov.). — Bgl. de Thou, 123 t. III. 896.

von Joyeuse und Ossat leicht und schnell beruhigt worden; ¹⁾ war er doch überhaupt von Fanatismus weit entfernt. Dagegen trafen von den Parlamenten zu Rouen, Bordeaux und Toulouse Deputationen ein, um dem Könige Vorstellungen wegen des Edikts zu machen. Sie wurden zwar sehr scharf abgefertigt unter den heftigsten Vorwürfen und Drohungen: aber nichts desto weniger wurde durch dieses Uebelwollen der drei Parlamente die Veröffentlichung des Edikts in deren Sprengeln bis in den Juli des Jahres 1600 verzögert. ²⁾ — Auf der anderen Seite ergaben auch die Reformirten sich nicht so leicht in ihr Schicksal: in den Gegenden, in welchen so lange das „reine Evangelium“ ausschließlich geherrscht hatte, die „Lehre des Antichrist“ von neuem das Haupt erheben zu sehen.

Es zeigte sich recht deutlich, wie weit eigentlich das Edikt von Nantes seiner Zeit voraus war. Ueberall hatten die Kommissare des Königs mit dem Uebelwollen zu kämpfen. Die Reformirten widerlegten sich der Einführung der Messe und der Rückgabe der Kirchengüter an die Katholiken, sogar oft mit gewaffneter Hand; ³⁾ die katholischen Priester und Magistrate der Wiedereröffnung der hugenottischen Bethäuser. Aber hier erwies sich andererseits wieder die Gewalt, welche das Königthum in den letzten Jahren erlangt hatte. Von dem Ansehen desselben gedeckt, verfuhrten die Kommissare mit durchgreifender Energie. Die Anwendung der Worte Hugenott und Papist zu Schimpfnamen wurde streng untersagt; den Predigern beider Parteien wurde jede polemische oder politische Aeußerung unter Androhung harter Strafen verboten. Den Verwaltungs- und

¹⁾ Hist. de l'Ed. de Nantes, l. VI., t. I. 279 ff. — Depesche d'Ossat's v. 28. März 1599; Lettres d'Ossat, l. 621 ff.

²⁾ Lettr. miss., V. 162. 180. — Wie groß der Widerstand war, den Heinrich fand, tann man schon an den Worten seines eigenen Ranzlers erkennen, welcher offen ausspricht, das Edikt sei ausgeführt worden à la honte et confusion de cest Estat (Mém. de Chiverny, 318.).

³⁾ Lettr. miss., V. 450.

Berichtsbeamten wurde aufgetragen, gegen jede Verletzung dieser Befehle sofort rücksichtslos einzuschreiten.¹⁾ Und so wurde denn im Verlaufe des Jahres 1600 das Friedensedikt im ganzen Reiche durchgeführt, ohne freilich demselben die innere Ruhe auf lange Zeit hin sichern zu können. Die Reformirten im Süden, wo sie am stärksten waren, beharrten in ihrer Unzufriedenheit mit dem revidirten Edikte; sie setzten sich deshalb sogar mit dem englischen Gesandten in Paris, Neville, in Verbindung. Auf der anderen Seite fanden in Limoges, in Lyon und Bordeaux Ausbrüche des Volkshasses gegen die Reformirten statt, von den Priestern geschürt: nur mit Mühe und großer Strenge konnten die Emeuten von den königlichen Gouverneuren unterdrückt werden.²⁾ Dennoch setzte Heinrich seinen Willen überall durch.

Am längsten hatte das Geburtsland des Königs, Béarn, der Verwirklichung des Ediktes widerstrebt.

In diesem Lande hatte Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., nach einem Aufstande der Katholiken (1568) alle Güter des katholischen Klerus eingezogen und dieselben theils zum Unterhalt der reformirten Kirchen theils für Staatszwecke bestimmt. Der katholische Gottesdienst hörte damit gänzlich in Béarn auf, die Bisthümer Lescar und Oléron wurden nicht mehr besetzt. Ferner wurden die Katholiken von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Mit einem Schlage sollte jetzt eine vollständige Aenderung in diesen Verhältnissen eintreten. In Gemäßheit des Ediktes von Nantes erfaßte der König ein besonderes Edikt für Béarn, durch welches die beiden Bisthümer und eine Menge katholischer Pfarren wieder errichtete und den Katholiken das Recht zur Bekleidung von Aemtern zurückgab. Wie konnte man sich wundern, daß die Reformirten in Béarn ihre Herrschaft nicht so leichten Kaufes aus-

P. Matthieu, I. 177 A. ff.

Depeschen Neville's v. 15., 29. Juni 1599, 27. Apr. 1600, 23. Mai 1600. — Winwood, Memorials, I. 48, 55 f. 178, 329. — Verjeux an die Gen. 23. Mai, 22 Juli 1599; Vroede, Buzanval, 176, 242.

den Händen ließen! Der Souveräne Rath, welcher dort die Stelle des Parlamentes vertrat, erhob die lebhaftesten Beschwerden, und trotz aller Mühe des königlichen Kommissars, des Hugonotten de la Force, wurde die Einregistrierung des Ediktes lange verschoben. Ein besonderer Deputirter ging an den König ab, um ihm Vorstellungen gegen das Edikt zu machen. Erst als derselbe unverrichteter Sache zurückkam, wurde es gegen Ende des Jahres 1600 publizirt, unter lautem Murren und großer Unzufriedenheit der Reformirten in jenem Lande.¹⁾ Und wirklich hatten sie von ihrem beschränkten Standpunkte aus nicht Unrecht, wenn sie das Verfahren Heinrich's als eine Undankbarkeit bezeichneten: nur ihrer Treue und Aufopferung hatte er zunächst die Krone zu verdanken, und dafür belohnte er sie, indem er den verhassten Feind in ihre von dem Glaubensstreite so lange verschonten Thäler zurückführte! Ihre Besorgnisse gingen schneller in Erfüllung, als sie vielleicht selbst gedacht hatten. Die Fortschritte, die nunmehr der Katholizismus in Bearn machte, waren außerordentlich schnelle. Einer der Beamten, welcher die Ausführung des Ediktes in jenem Lande überwachte, berichtete darüber, daß ganze Pfarreien, mit Ausnahme einer verschwindend kleinen Anzahl von Familien, sofort zu der alten Religion zurückkehrten; besonders hat auch Oléron, der Sitz eines der wieder errichteten Bisthümer, mit seiner ganzen Umgebung zum Katholizismus über: nicht sehr wenige Personen blieben in dieser ganzen Gegend der reformirten Sache treu.²⁾

Es traten bald weitere Ereignisse ein, welche die Mißstimmung der Protestanten auf das lebhafteste erregten.

Im Jahre 1599 hatte der berühmte litterarische Vorkämpfer der französischen Calvinisten, Du Plessis-Mornay, ein Buch unter dem Titel „Die Einrichtung des heiligen Abendmals“ erscheinen lassen, in welchem er zu beweisen suchte, daß die Messe nicht nur da

¹⁾ La Force, Mém., I. 121 ff.; Corresp. ibid, 313.

²⁾ P. Cayet, Chr. sept., 48.

frühesten Christen unbekannt gewesen, sondern deren Anschauungen geradezu entgegengesetzt sei. Diese Schrift hatte ungeheures Aufsehen erregt, und es bemühten sich deshalb die katholischen Theologen, Irrthümer und gar absichtliche Fälschungen in derselben zu entdecken und darzuthun. Du Plessis forderte nun Alle zum litterarischen Wettkampfe auf, die ihm dergleichen nachweisen könnten: und Du Perron, der gelehrte Bischof von Evreux, nahm diesen Fehdehandschuh auf; 500 enorme Fehler wollte er in dem Buche des Hugenotten aufdecken. Mit Zustimmung des Königs wurde die Disputation auf den 4. Mai 1600 festgesetzt, und zwar fand sie im Schlosse zu Fontainebleau statt. Sie wurde vom Könige zu einer bedeutungsvollen Feierlichkeit gestempelt. Die Großen des Hofes, die hohen Beamten der Krone, Heinrich IV. selbst wohnten derselben bei. Die Präsidenten de Thou und de Fresnes, der berühmte Casaubonus und mehrere andere Gelehrte sollten unter Vorsitz des Kanzlers jeden einzelnen der streitigen Punkte entscheiden. Die beiden Gegner disputirten unter einander mit der äußersten Hartnäckigkeit, aber das Ergebnis war ein für Du Plessis und die Reformirten überhaupt sehr unangenehmes. Von den neun Fragen, die an jenem Tage zur Verhandlung kamen, wurde nur eine zu Gunsten Du Plessis', die anderen sämmtlich zu Gunsten des Bischofs entschieden. In Folge der hierbei gehabtten Aufregung wurde Du Plessis krank und konnte durchaus nicht zu einer Fortsetzung der Debatte bewogen werden.¹⁾ Zwar wollte er seine Niederlage nicht eingestehen und vertheidigte sich in einer Broschüre und in den Briefen an seine Freunde, indem er das ungünstige Resultat der Parteilichkeit des Königs und der Richter zuschrieb²⁾: indeß der

¹⁾ P. Cayet, 84 ff. — Suppl. à l'Est., 312 ff. — De Thou, I. 123 t. III. 894 ff. — Sully, Oec. roy., ch. 96 p. 330 éd. Mich. — Dupleix, Hist. de Henry I. Gr., 276 ff.

²⁾ Briefe Du Plessis' und seiner Freunde in Mémoires de Mornay du Plessis depuis 1600, Amsterd. 1652. I. 1 ff. — Marbault, Rémarques sur l'oc. Roy. bei Mich. et Pouj. II., III. Anb. 51, f. — Mad. Du Plessis 361 ff. — Vie de Du Plessis (Amst. Elzevier 1647), III. 261 ff.

Sieg war doch ohne Zweifel dem Vertreter des Katholizismus blieben. Casaubon, selbst ein Hugenott, schrieb darüber an Freund Heinsius: „Glaube mir, daß Du Plessis in diesem nehmen nichts seiner Würdiges gethan, daß er die Sache unübernommen, unbedacht weitergeführt und mit schmäblichem beschlossen hat. Möchte es doch anders ausgefallen sein!“¹⁾ Zübel der Altgläubigen war deshalb auch nicht gering: zahl Flugschriften erschienen voll Hohn und Spott über Du Plessis die Reformirten; im ganzen Königreiche wurde Le Deum gefeiert der König selbst äußerte sich über das Ergebniß des Streits einer nicht ganz passenden Freude.²⁾ Um so größer war aber der Aerger der Reformirten, der sich auf Heinrich IV. erstreckte.

Eine fernere Ursache des Kammers wurde für die Reform die Amtshauptmannschaft Genève, die nach dem lyoner Frieden Frankreich gefallen war. Hier hatte seit Menschengedenken katholischer Gottesdienst mehr stattgefunden; Heinrich IV. aber nicht allein den Genèvern, die ihn für die Sicherheit ihres Landes um die Abtretung des Ländchens gebeten hatten, dieses ab, sondern auch die Berner dieses Verlangen durch eine eigene Gesandtschaft befürworteten,³⁾ sondern führte selbst das Edikt von Nîmes und damit den katholischen Kultus wieder in dem Genève. Ein königlicher Kommissar übergab dem Bischof von Genève — jetzt in Savoyen residirte — sämtliche Kirchen des Ländchens und in der Kirche des Hauptortes wurde wiederum die Messe gesagt. Die Genèver aber, zu schwach, um anderweitigen Wider-

¹⁾ Epist., 807 p. 469 (éd. Almeloveen, Rotterd. 1709).

²⁾ Lettr. miss., V. 230. — Mém. de Mad. Du Plessis, 367 f. — Es darauf hatte auch d'Aubigné eine Konferenz mit du Perren über die Widerstände bei den Kirchenvätern, die unentschieden blieb; Mémoires d'Aubigné, éd. Lalanne (Paris 1854), p. 100 f.

³⁾ Lettr. miss., V. 531 f.

eisten, veranstalteten öffentliche Fasten und Bettstage, um, wie sie es, die Götzen von ihren Mauern fern zu halten.¹⁾

Neuer Verdruss entstand dann den Reformirten in Béarn, wo der König den beiden katholischen Bischöfen Sitz und beratthende Stimme in dem Souveränen Rathe und im Rathe des Statthalters räumte. Die beständigen Uebergriffe, welche die Bischöfe sich von dort aus erlaubten, veranlaßten die béarner Reformirten zu immer neuen Beschwerden bei dem Könige, ohne daß sie meistentheils von ihrem Recht erlangen konnten.²⁾

Bei so gereizter Stimmung mußte es bald zu neuen Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Reformirten kommen. Diese trugen außer ihrer regelmäßigen Nationalsynode zu Gergeay,³⁾ die allein mit der Behandlung der liturgischen und Disziplinarangelegenheiten beschäftigte, noch eine besondere Versammlung zusammen, die einen speziell politischen Zweck hatte und besonders die getreue und vollständige Ausführung des Edikts von Nantes sehen sollte. Indes der König gebot, wie er nach dem Edikte selbst unzweifelhaft das Recht besaß, die Auflösung dieser Versammlung. Die Reformirten auf der anderen Seite fürchteten, durch das Verbot politischer Versammlungen des engen Zusammenhanges verweigert zu gehen, dem sie ja ihre Erhaltung während der Stürme der letzten fünfzig Jahre hauptsächlich verdankten. Deshalb verzögerten sie die befohlene Auflösung fast drei Monate lang.⁴⁾ Aber Heinrich wollte und konnte ein ferneres Aufrechterhalten der politischen Republik der Hugenotten nicht dulden und bestand auf

¹⁾ Matthieu, II. 72 B. — P. Cayot, 137 f.

²⁾ La Force, Mém. I. 133 ff.; Corresp. ibid., 322 ff.

³⁾ Vgl. Mém. de Mornay du Plessis dep. 1600, I. 22. — Es ist überhaupt bei den Versammlungen der Hugenotten genau zu unterscheiden zwischen der rein kirchlichen Synode national und der rein politischen Assemblée générale.

⁴⁾ Hist. de l'Edit de Nantes, I. VIII., t. I. 366 f. — Die Schuld des Ungehorsams wurde zum größten Theile Du Plessis zugeschrieben; vgl. den Befehl des Staatssekretärs de Fresnes-Forget an ihn, Mém. de Du Plessis, 19.

seinem Willen. Der Streit wurde heftig; schon hofften die Agenten Spaniens in Frankreich auf einen bewaffneten Aufstand der Calvinisten, so daß diese sich gezwungen sehen würden, Spanien um Hülfe anzufragen.¹⁾ Aber so weit ließ man von beiden Seiten die Sache nicht gehen. Es kam endlich zu einem Ausgleiche (Mai 1601). Die Versammlungen zu Bergerac und Saumur lösten sich auf, dagegen gestattete der König den Hugenotten, am 15. October eine Synode zu Sainte-Foy zu veranstalten,²⁾ die ihm die Beschwerden der Reformirten übermitteln und zugleich General-Deputirte zur beständigen Vertretung der reformirten Sache bei dem Könige erwählen sollte. Diese General-Deputation sollte eine bleibende Einrichtung sein und an die Stelle der bisherigen politischen Versammlungen der Hugenotten treten; von allen Seiten sollten an sie die Beschwerden und Petitionen der Reformirten gerichtet werden. So würde sie die Einheit der Hugenotten repräsentiren, aber zugleich auch vom Könige abhängig sein, für den sie eben der Ausdruck der Ansichten der Reformirten wäre, und auf dessen Bescheide sie wieder in allen Fällen angewiesen war. Um diese doppelartige Stellung auszudrücken, wurde den Generaldeputirten sowohl vom Könige als auch von den Reformirten Gehalt ausgesetzt.

Aber freilich, konnte man von den französischen Calvinisten verlangen, daß sie sich dem großen und heilsamen Gedanken des Königs: Gleichstellung der Bekenntnisse innerhalb des Staates und unter der Staatsgewalt, fügen sollten? Bis vor wenigen Jahren hatten sie ihre Existenz nur den weisen Berathungen ihrer Häupter und der Schärfe ihrer guten Schwerter zu verdanken: was war

¹⁾ MS. Dep. Gerauld de Rasis' in der Conf. des sp. Staatsr. v. 12 Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1426.

²⁾ Der Wortlaut des am 7. Juli ausgestellten königlichen Breve's zur Veranstaltung der Synode von Sainte-Foy findet sich in dem MS. *Assemblees politiques tenues par Mrs. de la Religion depuis le 13. oct. 1601 jusqu'au 19. sept. 1611* (Manusc. gall., fol. 21 der königl. Biblioth. zu Berlin), p. 1 A. B.

natürlicher, als daß sie auch in der Zukunft ihre Rettung hauptsächlich von diesen Mitteln erwarteten? Das ist der Krebseschaden, der dem Edikt von Nantes den Untergang gebracht hat: Heinrich IV. und Richelieu wollten die Reformirten den übrigen Unterthanen gleich stellen, aber die politische Selbständigkeit wollten sie ihnen nehmen; die Reformirten wiederum wollten dieselbe mit aller Macht aufrecht erhalten; deshalb konnte man schon zu Zeiten Heinrich's IV. trotz aller persönlichen Zuneigung von beiden Seiten nicht zum Frieden kommen. Das Verhältniß zwischen ihnen blieb fernerhin ein eigenthümliches. Einerseits konnten die Reformirten sich nicht enthalten, ihren ehemaligen Freund und Führer, der in gewissen Grenzen auch jetzt sich ihnen noch günstig erwies, zu lieben. Andretheils fürchteten sie in ihm den beharrlichen Gegner ihrer Sonderstellung. In dieser gemischten Stimmung verharrten sie gegen den König, so lange dieser lebte. Wie tief das Mißtrauen bei den Hugenotten saß, das zeigte sich in den Beschlüssen, die sie zu Sainte-Foy über die wachsame Bewahrung ihrer Sicherheitsplätze faßten.¹⁾ Heinrich IV. wollte jetzt politische Versammlungen nur noch zum Zweck der Erwählung der General-Deputirten gestatten, die Reformirten aber verhandelten auf denselben auch über andere Angelegenheiten. Dann stritt man wieder über die Art der Ernennung der General-Deputirten und über die Zeit ihrer Amtsführung. Die Hugenotten wollten zwei Personen ernennen, welche der König jedes Mal einberufen müsse; Heinrich dagegen bestand darauf, es sollten sechs Personen erwählt werden, von denen er sich zwei aussuchen dürfe: und endlich setzte er dieses auch durch. Die Reformirten wollten

¹⁾ MS. Assemblées polit. tenues par Mrs. de la Relig. (Berlin), p. 7 A. — Ueber das Mißtrauen, welches die Reformirten doch im Grunde gegen Heinrich IV. hegten, vgl. man selbst den Panegyricus Rohan's auf denselben p. 7 (in den Mémoires du duc de Rohan, Elz. 2. édit. 1646): Ce ne sont point les espérances de mon advancement ny la crainte de la ruine du parti de ceux de la Religion, qui me le font plaindre: J'avois assez et trop de connoissance de la jalousie qu'il portoit à ceux de ma condition et religion etc.

ferner die General-Deputirten alle Jahr neu ernennen, damit dieselben nicht der Unabhängigkeit ihrer Gesinnung von der Hofluft beraubt würden, und damit überhaupt die Hugenotten Gelegenheit hätten, recht oft politische Versammlungen abzuhalten. Um eben dieses zu verhüten, bestand der König auf einer langen Amtsführung der einzelnen General-Deputirten. Auch über diesen Punkt einigte man sich zuletzt dahin, daß die Deputirten immer drei Jahre im Amte blieben und dann durch neue ersetzt wurden. Der eine derselben war stets vom Adel, der Andere aus dem Bürgerstande.)

So suchte man beiderseits fort und fort den Ausbruch eines offenen Kampfes zu verhindern, waren ja König und Hugenotten durch so enge Bande mit einander verknüpft! Die Beschwerden der Reformirten über Verletzungen des Edikts von Nantes hat Heinrich stets sehr ernst aufgenommen und ihnen so viel wie möglich abgeholfen. Deshalb ließen sich auch die Reformirten nicht zum Aufstande verlocken, als im Auftrage des Herzogs von Savoyen, des Marschalls Biron und anderer Verschwörer dicht vor dem savoyischen Kriege (1600) ein gewisser Baron ihnen vorpiegelte, daß der König einem Bündniß der katholischen Fürsten zur Vernichtung der Repetir beigetreten sei. Karl Emanuel errichtete zwar selbst in seinem Lande eine solche Gesellschaft unter dem hochtönenden Namen „Kongregation Unserer Lieben Frauen zur Betrauerung der sieben Schmerzen“ und ließ dieselbe alle katholischen Souveräne zum Beitritt auffordern: allein die Reformirten Frankreich's sahen wohl ein, daß dieses alles nur geschehe, um sie aufzuregen und ihnen die Geschichte jenes Baron glaubhaft zu machen.

Andererseits ließen freilich die Reformirten von keinem ihrer Ansprüche, so oft auch der König sich weigerte, denselben nachzukommen. Auf der Versammlung zu Sainte-Foy stellten sie mehrere weit gehende Forderungen: erstens daß ihnen die Ausübung ihrer Religion an allen Orten des Reiches gestattet sein solle; zweitens

1) Hist. de l'Ed. de Nantes, I. 368 f.

aß die Abänderungen des Edikts von Nantes, die auf Ansuchen des Klerus getroffen waren, aufgehoben wurden; drittens daß die einschränkenden Bedingungen, unter welchen die Parlamente das Edikt registrirt hatten, für ungültig erklärt wurden; und dann noch mehrere minder bedeutende Dinge. Erst im März 1602 erhielt die Versammlung Antwort. Das erste und zweite Verlangen wurden abgelehnt, alle anderen genehmigt, und zugleich wurde die schleunige Auflösung der Versammlung gefordert. Diese dagegen arbeitete erst noch weitläufige Klagen und Petitionen aus, welche dem Könige übergeben und von diesem nicht vor dem Monat August 1602, und war in dem schon öfters angedeuteten Sinne beantwortet wurden.¹⁾ So kam man trotz allen guten Willens nie zur rechten Eintracht und gegenseitigen Zufriedenheit.

Rühmend ist bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, wie eifrig die Reformirten für das Schulwesen Sorge trugen, das auf allen ihren Versammlungen einen besonders hervortretenden Gegenstand der Berathung bildete. Vorzüglich aber schätzten sie ihre Universität in Montauban, für welche sie vierteljährlich die nöthigen Gelder vor allen sonstigen Ausgaben auszahlten.²⁾

Während so Heinrich IV. in mannichfache Verdrüßlichkeiten mit seinen hugenottischen Unterthanen gerieth, suchte er seine Freundschaft mit den auswärtigen Protestanten und zumal mit den evangelischen Fürsten Deutschland's aufrecht zu erhalten, so weit dies ohne allzu große Opfer seinerseits möglich war. Um den üblen Eindruck, welchen der Friede von Vervins auf die lutherischen und

¹⁾ MS. Assemblées pol. tenues par Mrs. de la Rel., p. 25 B ff. (Kgl. Bibl. zu Berlin, Man. gall., fol. 21). — Hist. de l'Ed. de Nantes, I. 376 ff.

²⁾ MS. Assemblées pol. tenues par Mrs. de la Rel., p. 9 A. B. 11 A. B. — Die reformirten Akademien waren in Montauban, Saumur, Nîmes, Montpellier und Sedan. Die beiden ersten waren die blühendsten. Ein Professor der Theologie erhielt 700 Livres jährlich, ein Professor des Hebräischen, des Griechischen oder der Philosophie 400 Livres. Die régents des collèges hatten 150—300 Livres Gehalt. Hierüber vgl. Félice, Hist. d. Prot. en Fr., 278.

reformirten Fürsten Deutschland's hätte üben können, auszulöschen, sandte er an sie im Anfange des Jahres 1598 den Herrn Jakob von Bongars von neuem ab, der durch seinen langjährigen Aufenthalt an den Höfen dieser Fürsten mit ihren Verhältnissen sehr genau vertraut war. Heinrich IV. trieb mit den deutschen Evangelischen dasselbe Spiel, wie mit der Königin Elisabeth. Er dankte den Fürsten in feurigen Ausdrücken für die ihm geleistete Hülfe, er versicherte sie seiner Dankbarkeit, seiner grenzenlosen Ergebenheit, und Blut wolle er für sie wagen: nur möchten sie ihn nicht mit der Rückzahlung der ihm gemachten Vorschüsse drängen, denn das sehe er sich augenblicklich außer Stande. Er wäre auch entschlossen, der Aufforderung des Papstes zu folgen und mit allen Fürsten der Christenheit vereint gegen die Türken zu ziehen; doch dazu müsse erst der allgemeine Friede hergestellt sein, und deshalb möchten die evangelischen Fürsten jede Verletzung des deutschen Bodens durch die Spanier mit der Gewalt der Waffen ahnden.¹⁾ — Streifen mit die schönen Nebensarten, mit denen Heinrich stets so freigebig war, ab, was bleibt der Kern jener Eröffnungen? Statt den evangelischen Fürsten Deutschland's, die ihn zur Zeit seiner Noth mit Aufbietung aller ihrer Kräfte unterstützt hatten, nunmehr gegen die Uebergriffe der Habsburger, deren katholisch=reaktionäre Plane auch in Deutschland wieder täglich deutlicher hervortraten, beizustehen: verweigerte Heinrich einstweilen sogar die Zurückerstattung der von ihnen erhaltenen Vorschüsse und forderte sie, wie zum Hohne, zur Bekämpfung der Spanier auf, nachdem er mit den Kräften seines großen Reiches die „gemeine Sache“ ziemlich schmähsch im Stich gelassen. Selbst der ergebenste Freund Heinrich's in Deutschland, Landgraf Moriz von Hessen, konnte sich einer ärgerlichen Erwiderung auf diese Erklärungen Bongars's nicht erwehren. Der König mochte zunächst sein Augenmerk weniger auf die Türkei als auf Spanien richten, das eben jetzt das Gebiet des Reiches auf das schönste verlegt habe;

¹⁾ v. Rommel, Correspondance de Henri IV. et de Maurice de Nassau (Paris et Hamb. 1840), 19 ff.

er Unterstützung zu senden. In Mittel ließen die deutschen Protestanten unversucht, um entschiedener für sich zu gewinnen; fürchteten sie doch, wenn er ihnen ungetreu werde, der Gegenreformation, die — vom Nord und Spanien gefördert — auf allen Punkten Deutschland's auftrat, ganz zum Opfer zu fallen. Moriz von Hessen, bei der religiöse Eifer leider jede nationale und patriotische Rücksicht tödtet hatte, bot sogar dem Könige seine Verwendung bei protestantischen Fürsten an, um für jenen die Krone des römischen Reiches zu erhalten, und unternahm eigens deshalb eine Reise nach Paris. Damit die Erhebung Heinrich's zum Kaiser ermöglicht sollte ein großes Bündniß zwischen Frankreich, den deutschen Fürsten, Schottland, Holland, Dänemark und dem Herzog Karl von Schweden errichtet werden. Heinrich belehnte den Landgrafen von Hessen mit der Ernennung zum General-Obersten der protestantischen Kriegersleute in Frankreich und mit einem jährlichen Gehalt von 36,000 Livres: aber er war damals vernünftig genug, daß doch recht abenteuerliche Anerbieten des Landgrafen sehr kalt aufgenommen. 2) Dennoch ging ihm die Sache nicht mehr aus dem

Rommel, 33 ff.

Rommel, 53 ff. — MS. Conf. des sp. Staateraths v. 21. Nov. 1602;

Gedächtnisse, und wir werden ihn später auf dieselbe zurückkommen sehen. — So trug ein deutscher Reichsfürst kein Bedenken, sich als Feldhauptmann eines auswärtigen Monarchen ernennen zu lassen und eine Stellung zu übernehmen, die ihn vorkommendenfalls zum Kampfe gegen das eigene Vaterland zwingen konnte. Der Landgraf gegenüber that Heinrich die schon erwähnte Anekdote, die seine religiöse Gleichgültigkeit und die Strupellosigkeit seiner Politik so treffend bezeichnet: er sei noch der reformirten Kirche ergeben, und habe selbst die Absicht, sie vor seinem Tode öffentlich zu bekennen!¹⁾ Man vergleiche hiermit seine mündlichen und schriftlichen Aeußerungen über den Religionsdisput zu Fontenay-bleau! Wir sehen Heinrich stets mit gleich überzeugender Klarheit die entgegengesetzten Ansichten aussprechen, je nachdem es das Interesse erheischte und Derjenige beschaffen war, den er zu überzeugen suchte.

Man wird durch das anscheinende Chaos von Heinrich's Politik in den Jahren vom Frieden zu Bervins bis zu 1609 keinen festen Faden finden, wenn man einen Umstand im Auge faßt: der französische König wollte die Macht der Habsburger so viel schwächen, er wollte ihnen so viele Feinde erregen, wie möglich, dabei aber selbst noch einen großen Krieg mit Spanien und dem Kaiser vermeiden. Erst im Jahre 1609, als er die Kräfte seines Reiches genugsam wieder erstarkt glaubte, erst da nahm seine Politik eine entschieden kriegerische Wendung.²⁾ In dem Augenblicke, da er eine Frage so weit zugehörft, daß sie den Spaniern oder dem Kaiser Verlegenheiten bereiten muß, überläßt er dieselbe ihren Schicksale und zieht seine Hand aus dem Spiele. So verfuhr

¹⁾ v. Rommel, 79: qu'il était encore dévoué à la religion (sc. réformée) et que même il avait le dessein d'en faire de nouveau, avant sa fin, une confession publique.

²⁾ Villeroi an Beaumont, 7. Dec. 1603: der König wünscht wohl den Krieg gegen Spanien, aber er kann ihn noch nicht führen, *conoscondo che il regno e le suoi affari tenevano bisogno ancora di quiete per qualche anno*, *Siri, Memorie recond.*, I. 262.

er Angelegenheit der spanischen Uebergriffe in das deutsche Gebiet; so handelte er zum Theil in den Niederlanden, so — in bald sehen werden — in dem türkisch-deutschen Kriege: da aber zeigte diese Politik sich deutlicher, als in dem Straß-Bisthumsstreite.

Zeit dem Jahre 1592 bekämpften sich in Straßburg der von evangelischen Mehrheit des Kapitels zum Administrator des Bisthums erwählte Johann Georg von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten von Brandenburg Friedrich, und der von den katholischen Kanonikern ernannte, der Kardinal Karl von Lothringen.¹⁾ Während einige evangelische Fürsten eifrig die Partei ihres Glaubensgenossen genommen, unterstützten die Katholiken und besonders das Haus Lothringen nicht minder den katholischen Prätendenten. Unter Vermittelung des Kaisers hatte man im März 1593 einen vorläufigen Vergleich geschlossen, welcher das Bisthum unter den Protestanten und Katholiken theilte. Inzwischen dauerten die Verhandlungen über eine endgültige Regelung der Angelegenheit fort, ohne doch zu einem Resultate zu führen. Im Jahre 1599 ertheilte der Kaiser dem Kardinal förmlich die Investitur und Belehnung mit dem Bisthum von Straßburg. Als das Haus Brandenburg sich dagegen beschwerte, erklärte der Kaiser freilich, daß diese Investitur nicht die Rechte und Befugnisse des Administrators in keiner Weise verletzen sollte: indeß der Kardinal handelte sich nicht an dieses Verbot des Kaisers. Vielmehr verlangte er von dem Reichskammergericht die Ermächtigung, das Bisthum mit Gewalt sich anzueignen. Die evangelischen Fürsten richteten sich deshalb an Heinrich IV., dem auch seine Verwendung bei dem Kardinal zusagte,²⁾ da dieser von seinem Prozesse Abstand nähme. Er sandte sogar im Jahre 1600 den Marschall von Boisdauphin in offizieller Mission an das Kapitel von Straßburg, den Kardinal und den Ad-

Vgl. u. A. Droysen, Geschichte der preussischen Politik, II., II., 519 ff. Lettr. miss., V. 201. (14. Jan. 1600.)

ministrator und selbst an den Kaiser, um sie zur Mäßigung und zur friedlichen Beilegung des Streites aufzufordern.¹⁾ Es ist offenbar, alles dies geschah nur, um Staub aufzuwirbeln, um die Angelegenheit immer von neuem zu beleben und anzuregen: denn wenn der König wirklich einen schnellen Abschluß, und zwar zu Gunsten der Protestanten, gewünscht hätte, so brauchte er nur eine starke Pression auf das Haus Lothringen, von dem so viele Zweige in Frankreich ansässig waren, zu üben, und sein Zweck war ohne viel Schwierigkeit erreicht. Da aber die Lothringer keinen Ernst bei dem Könige sahen, so wollten sie auf keinen Vermittelungsvorschlag eingehen und bedrohten den Administrator immer heftiger mit der Entscheidung des Kammergerichts, das damals bekanntlich stets zu Ungunsten der Protestanten seine Urtheile fällte. In seiner Noth entschloß Johann Georg sich zu einer Reise nach Paris, um sich persönlich die Hilfe Heinrich's IV. zu erbitten. Dieser nahm ihn auch sehr freundlich auf, und da er die Sache der Protestanten in Deutschland ja auch nicht ganz fallen lassen wollte, so gab er ihm sogleich 42,000 Gulden und versprach ihm eine jährliche Beihilfe von 100,000 Gulden, wenn es zum Kampfe kommen sollte.²⁾ Trotzdem fürchtete Heinrich jede gewaltthame Lösung, da diese ihn selbst zum Kampf zwingen konnte, und suchte die Lothringer von derselben zurückzuhalten. Es lag ihm eben daran, die Zwistigkeit ohne Entscheidung so lange hinauszuziehen, bis er sie später einmal selbst ausnützen konnte. Seinen Zweck bei den Lothringern setzte er, wie zu erwarten, sofort durch. Er erhielt von dem Herzoge von Lothringen und dem Cardinal, dessen Sohn, das Versprechen, daß sie sowie der katholische Abt des strasburger Domkapitels, der in Zabern seinen Sitz genommen hatte, sich aller Prozesse und Urtheilserefectionen einstweilen enthalten wollten, vorausgesetzt daß Johann Georg und seine Verbündeten ebenso zu handeln gedächten.³⁾ Heinrich hatte einstweilen (heft-

¹⁾ Lettr. miss., V. 236, 740, 741.

²⁾ MS. Conj. des ip. Staater. v. 21. Nov. 1602.

³⁾ v. Kommel, 89 ff.

602) seine Absicht erreicht. Als er dann im Beginn des Jahres 603 nach Metz kam, suchten ihn dort der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Pommern, die Befandten vieler anderen deutschen Fürsten auf.¹⁾ Großes war im Berl. Der König beabsichtigte längere Zeit an der deutschen Grenze zu verweilen, die deutschen Protestanten und Katholiken zu versöhnen, von beiden möglichst viele zu sich herüber zu ziehen. Sie alle sollten nun gegen das Haus Oesterreich eingenommen werden, und da ein deutscher König vorhanden war, wollte Heinrich auf die Erhebung eines nicht-österreichischen Fürsten zu dieser Würde hinarbeiten.²⁾ Indes er mußte schleunigst nach Paris zurückkehren, da die bedeutsame Nachricht von dem Tode der Königin Elisabeth von England erhielt. Zuvor aber war in Metz doch noch die strasburger Angelegenheit durchgesprochen worden, und der König fällt einen vorläufigen Richterspruch, dem sich auch einstweilen beide Theile fügten. Derselbe theilte das streitige Hochstift dergestalt, daß der Stadt Straßburg benachbarte Theil dem Markgrafen von Brandenburg, das Uebrige aber dem Cardinal von Lothringen zufiel. Jedoch dieser Vergleich von Nancy hielt nicht lange vor, wie Heinrich V. es wohl auch beabsichtigt hatte, da er seine Geltung nur bis zum 1. Mai 1604 stipulirte. Es erhoben sich große Schwierigkeiten gegen denselben sowohl von Seiten des Cardinals von Lothringen und seiner katholischen Verbündeten, besonders des Herzogs von Baiern, als auch andernteils des Kurfürsten von der Pfalz, des Hauptes der Evangelischen.³⁾

Das eigentliche Ende dieses langen Streites wurde ohne Zu-

¹⁾ Duplex, Hist. de Henry le Gr., 336.

²⁾ Mezeray, Hist. de France, III. 1253. — Der Venezianer Angelo Adorci (Relaz. 1605 bei Bar. e Berch., II, I. 149) meint sicher diese Verhandlungen, wenn er behauptet: Heinrich IV. wollte König der Römer werden und habe mit den deutschen Fürsten darüber verhandelt; indes er habe eingesehen, daß dies nicht möglich. Aber es ist doch fraglich, ob Heinrich im Jahre 603 wirklich auch nur daran gedacht hat, selbst Kaiser zu werden.

³⁾ L. M., VI. 91, 111. — Khevenhiller, Ann. Ferdinandeï, VI. 2652 f.

thun Heinrich's IV. herbeigeführt, sehr zu Ungunsten der Protestanten. Herzog Friedrich von Württemberg vermittelte einen neuen Vergleich im folgenden Jahre zu Hagenau, vermöge dessen der durch die Lothringer und das Kammergericht geängstigte Markgraf von Brandenburg das ganze Hochstift an den Kardinal abtrat und dafür von diesem die Summe von 130,000 Thalern erhielt. Ferner übernahm der Herzog von Württemberg gegen ein strassburgisches Amt, das ihm verpfändet wurde, die Bezahlung von 30,000 Goldgulden, die der Markgraf schuldig war, und bezahlte ihm neun Jahre hindurch jährlich tausend Gulden. In Anbetracht der evangelischen Mitglieder des strassburger Domkapitels aber wurde ausgemacht, daß acht derselben ihre Stellen noch eine gewisse Reihe von Jahren hindurch behalten sollten.¹⁾

So hatte der französische König die evangelische Sache in Deutschland nicht vor einer eklatanten Niederlage bewahren können oder wollen. Wo blieb da der Eifer für die evangelische Religion, den er dem Landgrafen von Hessen gegenüber vorgeschützt hatte? —

Und doch hatte Heinrich um so mehr Grund, sich die Zuneigung der deutschen Protestanten zu sichern, als die Spanier von neuem begannen, die Ruhe und Macht seines Reiches durch Umtriebe und Anstiftung von Verschwörungen zu stören. Das freundschaftliche Verhältniß, das nach der Ankunft Richelieu's in Spanien und der endlichen Beschwörung des Friedens durch Philipp III. sich zwischen Spanien und Frankreich gebildet hatte,²⁾ dauerte kaum einige Wochen; ja in Wahrheit hatten die spanischen Intriguen keinen Augenblick geruht.

War doch das gegenseitige Mißtrauen zwischen den beiden Großmächten trotz aller Friedensversicherungen groß und unauflöslich! Jede war sich von der anderen Uebles gewärtig und übte es deshalb selbst gegen sie aus. Die Spanier glaubten ohne Unterlaß

¹⁾ Struvii Corp. hist. Germ., p. 1168.

²⁾ S. 124.

an den bevorstehenden Angriff des französischen Königs auf eine ihrer Grenzprovinzen. Die Konsulten des spanischen Staatsraths über die Depeschen aus Frankreich schließen fast regelmäßig mit der Aufforderung an Philipp III, seine Grenzen gegen einen plötzlichen Anfall von Seiten Heinrich's IV. in Sicherheit zu setzen.¹⁾ Nicht anders waren die Gesinnungen beschaffen, die man in Frankreich gegen die Spanier hegte.²⁾ Als im Sommer 1601 einige spanische Truppen aus Mailand nach den Niederlanden marschiren sollten, verstärkte Heinrich IV. den in der Dauphiné kommandirenden Marschall Lesdiguières und beauftragte ihn, besonders auf Genf und Grenoble ein wachames Auge zu haben.³⁾ Die Spione, die jeder der beiden Staaten in dem Gebiete des andern besoldete, schürten durch ihre Berichte die Abneigung und die Besorgnisse nach Kräften, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen und hohen Lohn für ihr verrätherisches Treiben zu erhalten. Wie künstlich war das Spionenwesen ausgebildet! Der Herzog von Feria besoldete einen Herrn von Caramani für seine Berichte aus Frankreich, dann aber gewann er mit ausdrücklicher Zustimmung des spanischen Staatsrathes noch den Gegner jenes, Herrn von Biver, damit immer der eine den andern überwachen könne!⁴⁾ Der eifrigste, unverschämteste und lügenhafteste dieser Spione und Zwischenträger war Gerard von Rafis, der uns später als doppelter Verräther noch einmal begegnet wird.

Während des japyischen Krieges hatten die Vizekönige der nördlichen Provinzen der spanischen Halbinsel Verbindungen mit verschiedenen Städten Südfrankreich's angeknüpft. Der Befehlshaber

¹⁾ MS. Conf. v. 28. Jan., 29. Mai, 12. Juli 1600 u. f. w.; Arch. v. Sim. K 1426.

²⁾ Lettr. miss., V. passim. — MS. Conf. des sp. Staater. v. 27. Mai 1602.

³⁾ MS. Heinrich IV. an Lesdiguières, 17. Juni 1601. Arch. v. Sim. K 1604. Dieser Brief fehlt in den Lettres missives.

⁴⁾ MS. Conf. v. 11. Dez. 1600 (Depesche Feria's v. 1. Dez.); Arch. v. Sim. K 1426.

des wichtigen Forts Leucate, Herr von Barri, hatte sich erboten, dasselbe für eine Geldsumme an Spanien zu überliefern. Don Clemens Coloma wiederum hatte viele Freunde in Narbonne, so daß er hoffte, die ganze Bürgerschaft dieser Stadt für Spanien zu gewinnen. Zwar rieth der Staatsrath in Madrid, diese Dinge nicht zu übereilen, damit nicht ein Bruch des Friedens mit Heinrich IV. veranlaßt werde, aber er wollte sie doch durch Versprechungen und Korrespondenz weiter geführt haben.¹⁾ Während des savoyischen Krieges, wo jeden Augenblick der Ausbruch des Kampfes auch zwischen Spanien und Frankreich drohte, hatten diese Intriguen noch eine gewisse Berechtigung; jedoch auch nach dem Abschlusse des Friedens von Eyon wurden sie fortgesetzt. Man darf indeß nicht übersehen, daß die Spanier in den beständigen Unterstügungen, welche der französische König den Holländern gewährte, einen ziemlich gerechten Grund zur Entrüstung fanden. Wanderten nicht Jahr für Jahr Hunderttausende vollwichtiger französischer Eivres und Tausende erprobter französischer Soldaten zu den „Rebellen der Inseln“, als ob es nie einen Frieden von Bervins gegeben hätte? Unaufhörlich führen hierüber die Spanier bittere Klage, man müsse rüsten, um solchen Uebermuth des Béarners mit den Waffen zu züchtigen.²⁾ Aber die oft wiederholten Beschwerden Laffis' bei Heinrich über diesen Punkt blieben ohne Erfolg. Er fand immer eine geschickte Erwiderung. Bald antwortete er durch Gegenklagen; bald behauptete er, das an die Holländer geschickte Geld mache nur die Rückzahlung früher erhaltener Anlehen aus, und was die französischen Regimente in Holland anbetreffe, so hätten seine Unterthanen das Recht, zu gehen, wohin es ihnen beliebe, und auch auf der spanischen Flotte dienten mehr als 500 Franzosen; bald sagte er, der Erzherzog Albert habe eine Menge französischer Freiwilligen zurückgewiesen, die nun zu den Rebellen

¹⁾ MS. Conf. v. 9. Dec. 1600; *ibid.*

²⁾ MS. Conf. v. 29. Mai 1601.

gegangen seien; bald wies er den Botschafter ganz einfach an die Minister.¹⁾

Der Bündstoff zwischen beiden Mächten häufte sich wieder allseitig. Zu der holländischen Angelegenheit, die schon Zwietracht genug zwischen beide Staaten brachte, kamen noch mehrere andere Umstände, welche ganz dazu angethan waren, die gegenseitige Erbitterung zu steigern. Zuerst waren ununterbrochen Streitigkeiten über die Konfiskation französischer Schiffe in spanischen Häfen und wieder die Mißhandlung spanischer Unterthanen in französischen Handelsstädten im Gange, die zum Theil einen hohen Grad der Geiztheit annahmen und zu einem persönlichen Briefwechsel zwischen Heinrich IV. und Philipp III. führten.²⁾ Zweitens aber entstand ein Zwist wegen der Gerechtsame des französischen Botschafters in Madrid, und dies war um so gefährlicher, als die Staaten damals ihre Ehre viel inniger mit solchen Neußerlichkeiten verknüpften, als dies jetzt der Fall ist. Die Sache verhielt sich folgender Maßen: Der Neffe Rochepot's habete mit etlichen Freunden im offenen Flusse, was einige vorübergehende Spanier als eine Verletzung der öffentlichen Sittsamkeit sehr übel aufnahmen, so daß sie den Franzosen Schimpfreden zusandten und ihre Kleider in das Wasser warfen. Da sprangen der Neffe Rochepot's und seine Begleiter aus dem Flusse, ergriffen ihre Degen, und verwundeten und tödteten mehrere dieser Spanier (Juli 1601). Hierüber ergrimmt, versammelte das Volk sich vor den Thoren des Palastes des Botschafters, in welchen die jungen Leute sich geflüchtet, und verlangte deren Auslieferung zu angemessener Bestrafung. Die Alcalden von Valladolid erschienen inzwischen, und als sie den Sachverhalt erfahren, drangen sie mit ihren Alguazils in den Palast ein und verhafteten die Schuldigen.

¹⁾ MS. Conf. v. 4. Aug. 1601, *ibid.*; Philipp III. an Tassis, 4., 25. Juni 1601 u. 28. Jan. 1602, Arch. v. Sim. K 1451; Dep. Tassis' v. 7. Juli 1601, Arch. v. Sim. K 1604.

²⁾ MS. Phil. III. an Tassis, 4. Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1451; u. f. w. — Lettr. miss., V. 416.

Sofort beschwerte sich Kochepot über diese schreiende Uebertretung des Völkerrechtes, welches die Wohnung jedes Gesandten unverletzlich mache; er behauptete sogar, die Polizeibeamten hätten in seinem Palaste Verwüstungen angerichtet und selbst gestohlen; erhalte er nicht augenblickliche Genugthuung, so fordere er seine Pässe. Der spanische Hof antwortete sehr kühl, es solle schleunigst eine unparteiische Untersuchung des ganzen Vorganges angestellt werden; weder lieferte er aber die Gefangenen wieder aus, noch wollte er dem Botschafter eher die Pässe geben, als Befehle von seinem Könige über die Angelegenheit eingetroffen seien.¹⁾

Heinrich IV. gerieth über dieses Ereigniß in großen Born, da er glaubte, es sei von den Spaniern mit Absicht so weit getrieben worden, um ihn persönlich zu kränken. „Bei Gott“, rief er bei dem Empfange der Nachricht aus, „ich schwöre es, wenn ich einmal im Stande sein werde, meine Angelegenheiten in gute Ordnung zu bringen, so werde ich ihnen einen so wüthenden Krieg machen, daß sie es bereuen werden, mir die Waffen in die Hand gezwungen zu haben.“²⁾ Er verbot sofort allen seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien, beorderte seinen Botschafter zurück und antwortete dem König Philipp, der ihm in kurzen Worten den Vorgang angezeigt hatte, er verlange schnelle Genugthuung, sowohl für die Beleidigung seines Gesandten als auch wegen der konfiszierten französischen Schiffe und Güter.³⁾ Um seinen Ernst zu zeigen, begab Heinrich sich sogar nach Calais, als ob er den Erzherzog Albert anzugreifen Willens sei, der damals Ostende belagerte. Schon erzählte man, der König

¹⁾ MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 21., 22. Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1426. — P. Cayet, Chr. sept. 162. — Sully, Oec. roy. ch. 103, p. 362. — P. Matthieu, II. 37 A. f. — Suppl. à l'Estoile, 327.

²⁾ Sully, l. c.

³⁾ Heinrich IV. an den Connetable, 2. Aug.; Lettr. miss., V. 446. — MS. Heinrich IV. an Brissac, Gouverneur der Bretagne, 3. Aug.; Arch. v. Sim. K 1604. (Dieser Brief findet sich nicht in den Lettr. miss.) — MS. Dep. Tassis v. 8., 18. Aug; ibid. — Andres de Prada an Tassis, 18. Juli; Arch. v. Sim. K 1451.

wolle den Erzherzog zur Unterwerfung unter Frankreich's Botmäßigkeit zwingen. In der That ließ Heinrich die Generalstaaten auffordern, ihm Oldenbarnevelt oder den Schatzmeister Balde zuzusenden, um mit denselben über die französische Hülfe für Ostende zu reden. Der Königin von England ließ er sagen: wenn sie den Holländern gehörigen Suffurs senden wolle, so werde auch er sofort ein gewaltiges Heer stellen, um die Feinde von Ostende zu verjagen und die Sache der Herren Staaten gegen den Spanier genügend zu befestigen. — Indes der Zorn des französischen Königs legte sich bald, und damit verrauchten auch die kühnen Entschlüsse, die er in der ersten Hitze gefaßt. Beide Theile fühlten keinen Wunsch, es zu einem Bruche kommen zu lassen. Heinrich IV. wollte die Kräfte seines ermatteten Volkes erst heben, ehe er mit Spanien den unvermeidlichen Entscheidungskampf beginne; und die Spanier fürchteten trotz aller ihrer Prahlereien die innerliche Ueberlegenheit Frankreich's. So ließen die Dinge sich binnen kurzem friedlicher an. Oldenbarnevelt, der sich bereits reisefertig gemacht hatte, wurde abbestellt. Die Königin von England, die trotz ihres irischen Krieges auf jene Aufforderung Heinrich's neue 6000 Mann nach den Niederlanden gesandt, hatte nun das Nachsehen. Tassis konnte schon in der zweiten Hälfte des Augusts berichten, Heinrich werde mit einer noch so kleinen Genugthuung sich zufrieden geben.¹⁾ Als der Erzherzog, über die Annäherung Heinrich's erschreckt, den Grafen von Sere an ihn sandte mit der Bitte, nichts zu Gunsten der Belagerten thun zu wollen: schickte der König höflichst den Herzog von Aiguillon an jenen ab, ihn versichernd, er sei nur nach Calais gekommen, um die Grenze in guten Stand zu setzen; er hoffe sicher, daß der König von Spanien ihm Genugthuung zukommen lassen werde, sonst freilich würde dieser es bereuen.²⁾ — In der That ver-

¹⁾ MS. Dep. Tassis' v. 18. Aug. — Kerffen an Balde, 31. Aug., 9. Sept., 12. Sept. 1601; Mittheilung Caron's an die Generalstaaten, 7. Sept.; beides bei Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, II., 294—298.

²⁾ P. Cayet, Chr. sept., 164f. — Sully, ch. 103. p. 363. — Suppl. à l'Est., 327.

ließ Rochepot den spanischen Hof; aber die Nunzien in Paris und Valladolid gaben sich auf Befehl des Papstes so große Mühe, die Angelegenheit beizulegen, daß es ihnen bei der günstigen Gesinnung der streitenden Parteien endlich gelang. Die Spanier lieferten die französischen Gefangenen an den Papst aus, und dieser übergab sie dem Herrn von Bethune, dem Gesandten Heinrich's IV. in Rom. Damit war dieser Streit erledigt, die Handelsverbote wurden aufgehoben.¹⁾

Noch einmal war der Krieg zwischen den beiden Mächten, den Viele schon erwartet hatten, vermieden. Aber wie hätte sich auf die Dauer eine freundliche Gesinnung zwischen Spanien und Frankreich zu erhalten vermocht! Die Ursachen des Mißtrauens und der Rivalität lagen zu tief, als daß sie sich leicht hätten auch nur in den Hintergrund schieben lassen. Die leitenden Staatsmänner waren beiderseits überzeugt, daß der Vortheil des einen Landes das Sinken des anderen bedinge, und so suchten sie um so eifriger den Gegner zu verwunden und zu schwächen, je rücksichtsloser und unscrupulöser die Politik der damaligen Zeit war. Konnte es da an Ursachen zu immer neuem Verdachte fehlen, und mußte der Verdacht nicht immer neue Gegenmachinationen hervorrufen? Besonders aber konnte die spanische Politik sich des unruhigen, begehrliehen, händelsüchtigen Charakters nicht entkleiden, den sie unter Philipp II. erhalten. Schon Augenblick mußte man einer neuen That gewaltfamer Habgier seitens der Spanier in irgend einem Theile Europa's gewärtig sein. Ein ganz hervorragender Vertreter dieser spanischen angeblichen Staatsweisheit, die wohl am meisten zum Verderben Spaniens beigetragen hat, war der Governator von Mailand, Pedro Enriquez de Acevedo, Graf von Fuentes. Das war ein Spanier von altem Schrot und Korn, nicht aus den bessern Tagen Isabellen's und Karl's, sondern aus der Zeit Philipp's II., ein Nachfolger jener Ro-

¹⁾ MS. Dep. Laffis' v. 24. Sept., 19. Nov.; Phil. III. an Laffis, 28. Okt.; Arch. v. Sim., K 1604, 1451. — Vgl. Lettr. miss., V. 458.

fens und Alba, die Alles unternahmen für Spanien und die
che; ganz Italien zitterte vor ihm, denn jedes Beginnen hielt
ihn für fähig.

Es erregte allgemeines Aufsehen, daß nach dem Friedensschlusse
von Lyon die große spanische Armee, die Fuentes im Mailändischen
zusammen gezogen hatte, nicht entlassen wurde, sondern in ganzer
Stärke beisammen blieb, und zwar war man um so mißtrauischer,
Fuentes hierdurch seiner ausdrücklichen Zusage an den Legaten
Cobrandini entgegen handelte.¹⁾ Der Protektor Frankreich's in
Rom, der Kardinal d'Ossat, beklagte sich bei dem Papste über diesen
Verstoß gegen den Artikel 24 des lyoner Friedens. Klemens mahnte wirk-
lich zur Entlassung der Truppen; trotzdem behielt Fuentes sie zu-
rück.²⁾ Seine Fußtruppen allein brachte er bis auf 30,000
an.³⁾ Die abenteuerlichsten Gerüchte über die Gründe zu dieser
Verhinderung liefen um, besonders in Italien, wo jeder Fürst und
jedes Gemeinwesen die Gefahr eines spanischen Angriffes unmittelbar
vor sich sah und doch wieder in der peinlichsten Ungewißheit schwebte,
wenn das Unwetter sich wohl ziehen werde. Die Venezianer ver-
stärkten deshalb ihr Heer durch italienische Infanterie und Kavallerie,
1000 Schweizer und 2000 Lothringer, sowie ihre Flotte durch
10 Galeeren.⁴⁾ Dalmazien und die ionischen Inseln wurden in
Folge eines Senatsbeschlusses vom 5. Juli gegen spanische Angriffe
festgesetzt. Allmählich begann man dann wieder die Hoffnung zu
hegen, daß die spanische Armee gegen keinen katholischen Fürsten be-
stimmt sei, weil ein spanischer Gesandter nach Rom ging, um von

¹⁾ De Thou, I. 126, t. III. p. 947.

²⁾ Dep. d'Ossat's v. 26. April 1601; Lettres d'Ossat, II. 944 ff.

³⁾ Morosini, Hist. Veneta, IV., XVI. p. 623 f.: 4000 Schweizer,
1000 Deutsche, 8000 Spanier und Neapolitaner, 6000 Lombarden, das Uebrige
Ligen.

⁴⁾ Dep. des Senats an Fr. Soranzo; Bar. e Berch. I., I. 112 Note. —
Morosini, Hist. Veneta, IV., XVI., p. 624. — S. Romanin, Hist. documentata
Venezia, VII. 9.

dem Papste seinen Segen über das Heer zu erslehen und von ihm einen Beitrag zu den Kosten dieser Rüstungen zu erbitten. Die Einen meinten deshalb, die Expedition sei gegen Genf bestimmt, die Andern, sie solle nach Deutschland abgehen, um die Wahl Philipp's III. zum römischen König zu erzwingen. Bestärkt wurden die Italiener in dieser Anschauung durch die freundliche Stellung, welche der spanische Hof der anscheinend zunächst bedrohten Republik Venedig gegenüber annahm. Als ihr Gesandter, Francesco Soranzo, den König Philipp um Aufklärung über die Rüstungen in Spanien bat, versicherte derselbe die Republik auf das huldvollste seiner Gunst; wegen „ihrer großen Verdienste um ihn“ könne sie sicher sein, daß seine Armeen sie nie angreifen, sondern im Nothfalle selbst vertheidigen würden. Ähnlich äußerten sich Lerma, der Reichsvater, der Graf Velada und der Condestable Velasco gegen Soranzo.¹⁾

In Frankreich dagegen blieb man, trotz der Gesandtschaft nach Rom und trotz der Versicherungen der Spanier, der festen Ansicht, sie hätten es auf Italien gemünzt, und nur über das Object des Angriffes war man im Zweifel: die durchlauchtigste Signorie, der Großherzog von Toskana, der Herzog von Mantua wurden genannt, Karl Emanuel als Helfershelfer bezeichnet.²⁾

Aber bald zeigte es sich, daß keine von allen den verschiedenartigen Meinungen das Richtige getroffen hatte. Die Absicht, wenn nicht des spanischen Hofes, so doch sicher des Grafen Fuentes, ging — mitten im Frieden — auf eine verrätherische Unternehmung gegen den bedeutendsten Seehafen Frankreich's, gegen Marseille. Der ewig unruhige, ewig unzufriedene und ewig treulose Herzog von Savoyen hatte während seiner Friedensverhandlungen mit Frankreich diesen saubern Anschlag mit dem spanischen Governator abgeredet. Mehrere Franzosen hatten dazu die Hand geboten. Aber einige

1) Depeſchen Soranzo's ibid. 110 f. Note.

2) P. Matthieu, II. 34 A. — Vgl. Lettr. miss., V. 448.

an ihnen wurden doch zuletzt von Neue und vielleicht auch von Furcht ergriffen und offenbarten die Sache dem Statthalter der Provence, Herzog von Guise, sowie dem Parlamentspräsidenten du Vair. Diese benachrichtigten natürlich sofort den König von dem beabsichtigten Schlage des Savoyers und Fuentes', und der Herzog von Guise lag sogar darauf an, man solle die Sache ruhig weiter gehen lassen und sich nur gut unterrichtet halten, um im entscheidenden Augenblicke Fuentes selbst und seine Truppen bei der Ausführung eines Planes zu ertappen und gefangen zu nehmen. Der König wies doch dies zurück, er wolle ein so gefährliches Wagniß nicht unternehmen, es sei besser, sicher zu gehen. Und so wurden nur die Mädelöführer eingezogen und nach kurzem Prozesse hingerichtet. Einer derselben gestand während des Verhöres ein, der Herzog von Savoyen habe ihn gemiethet, um den König Heinrich zu tödten; aber in seiner Todesstunde nahm er diese Aussage zurück.¹⁾ Dergleichen Aufträge sind Karl Emanuel, noch dazu in seiner jetzt so gereizten und erbitterten Stimmung, wohl zuzutrauen; indeß ist es doch wahrscheinlich, daß jener Verräther sein angebliches Geständniß nur gethan hat, um sich wichtig zu machen und mit demselben eine Verzeihung zu erkaufen. Für diese Annahme spricht der Umstand, daß er seine Aussage zuletzt, als ihm keine Hoffnung mehr blieb, selbst als unrichtig bezeichnete.

Heinrich IV., der sich über diese Treulosigkeit bei dem spanischen Botschafter scharf beschwerte,²⁾ hatte bald Gelegenheit, einen neuen Beweis von der Friedensliebe seines erlauchten Bruders von Spanien oder doch der Minister desselben zu erhalten. Schlag auf Schlag erfolgten die letzten Unternehmungen gegen Frankreich's Gebiet. In Metz wurde ein Edelmann des Grafen von Mansfeld, der rechten Hand des Erzherzogs Albert, entdeckt, welcher dort mit mehreren Bürgern eine Unterhandlung wegen Verraths der Stadt

¹⁾ MS. Dep. Tassie v. 7., 13. Juli 1601; Arch. v. Sim., K 1604. — Matthieu, 34 A. B. — Dupleix, 298.

²⁾ MS. Dep. Tassie v. 7. Juli.

an Spanien pflog. Der König sandte den Präsidenten Jeannin nach Metz, und dieser führte die Angeklagten in den Gewahrsam des pariser Gerichts: in der That wurden sie zum Tode verurtheilt. Man entdeckte, daß die Verschwörung in Metz schon seit dem Jahre 1598, also seit dem Abschlusse des Friedens von Bervins, im Gange sei! Heinrich IV. lag nun gerade damals viel daran, es mit den Spaniern nicht ganz zu verderben. Während dieses Prozesses nämlich fand die Geburt des Dauphin's und der Infantin Anna Statt, an welche — wie erwähnt — der französische König große Pläne für die Zukunft knüpfte. Um diesen Absichten aber eine Möglichkeit der Verwirklichung zu lassen, mußte einstweilen ein gutes Verhältniß zu dem Hofe von Valladolid angebahnt werden.¹⁾ Plötzlich also hiess es, die Beweisgründe gegen die Gefangenen aus Metz seien doch nicht vollständig und klar: sie wurden deshalb theils für einige Zeit frei gelassen, theils aus den drei lothringischen Bisthümern verbannt, und dann alle, zusammen mit dem Edelmann des Grafen Montfeld, an den Erzherzog Albert gesandt.²⁾

Dies waren damals die Beziehungen zwischen „befreundeten Souveränen“!

Endlich wurde Italien, ja ganz Europa von der Furcht erfaßt, welche das spanische Heer in Mailand ihnen bereitet hatte.

So lange, wie es ihm möglich gewesen, hatte Graf Fuentes Spanien's Heer und Flotte in Italien unter seiner Hand behalten, ohne sie nach ihrem eigentlichen Bestimmungsorte abgehen zu lassen. Daß muß man der spanischen Regierung zugestehen, sie war die

¹⁾ Kerffen an Oldenbarnevelt, 22. Febr. 1602; M. L. van Deventer, Genestukken van Oldenbarnevelt, II. 307 ff.

²⁾ MS. Dep. Tassie' v. 13. Juli, 15. Novbr. 1601. — P. Matthieu, II. 34 B f. — Auch Venedig glaubte zu derselben Zeit über ein ähnliches Brechen gegen seine Sicherheit klagen zu können; P. Matthieu, II. 35 A. 3. daß die Anschuldigung war wahrscheinlich falsch; Fr. Soranzo, 209. Eine gleichfalls ähnliche Angelegenheit im März 1602 stellte sich sicher als erfunden heraus; Lettres et ambassades de Philippe Canaye de Fresnes, I. 190, 195 f., 196 f., 205 f., 246.

einzigste weltliche Gewalt, die damals noch ein wirkliches Interesse an der Sache der Christenheit hatte, die sich noch aus freien Stücken, ohne zunächst bedroht zu sein, gegen den immer stärker heraufstuhenden Islam und das mächtige türkische Reich wendete, die noch die europäische Civilisation gegen dieselben vertheidigte. So mußte nun auch Fuentes, da alle seine verrätherischen Unternehmungen gegen die Feinde Gottes und des Königs gescheitert waren, die mächtige Expedition, die seit so langer Zeit vorbereitet war, gegen die Algerier abgehen lassen (Sommer 1601).

Im Anfange desselben Jahres war ein Franzose an den spanischen Hof gekommen und hatte berichtet, wie leicht man sich der Stadt Algier bemächtigen könne, wenn man nur im Monat September dorthin käme, wo die Janitscharen zur Einbringung der Ernte auf dem Lande seien und die übrigens schlechte Festung nur gering bewacht. Der fromme König Philipp ergriff diese Nachricht mit großem Eifer, und so bildeten Lerma, seine Kreatur Franqueza und der Beichtvater ganz allein eine Staatsrathssitzung, in welcher selbstverständlich der Plan des Königs gebilligt wurde, da der Günstling dem Monarchen zu Gefallen sein, der Beichtvater aber der Religion dienen wollte. Der spanische Admiral Fürst Doria wurde beauftragt, in aller Schnelligkeit und im tiefsten Geheimniß eine große Flotte zur Ueberraschung Algier's im September zusammen zu ziehen. Nur der Papst — wie bereits erzählt — der Großherzog von Toskana und der Großmeister von Malta, Alfred de Bignacourt, wurden in das Geheimniß gezogen, um Unterstützung zu gewähren. — So lange wie möglich hatte Fuentes diese Flotte und die für sie bestimmte Bemannung — vielleicht mit Zustimmung der spanischen Minister — für seine geheimen Zwecke nutzbar zu machen gesucht. Endlich aber rückte die Jahreszeit heran, in welcher die Expedition unternommen werden mußte, wenn sie Erfolg haben sollte. In der Mitte des Monat Juli vereinigte die spanische Flotte sich, achtzig Segel stark, in Neapel; außerdem waren auch einige päpstliche, toskanische und savoyische Galeeren zu ihr gestoßen. Noch

immer wußte man nicht, wohin sie bestimmt sei, noch immer fürchteten die Venezianer, sie in dem adriatischen Meere erscheinen zu sehen. Erst als sie sich nach Trapani wandte, wurde es klar, daß sie einen Angriff gegen Afrika beabsichtige. Die Hoffnungen der Spanier, welche in Algier selbst Einverständnisse mit den dortigen Christen-
 sklaven hatten, auf Erfolg waren sehr groß, und die ganze Christenheit freute sich über das löbliche Unternehmen derselben: Alles war auf das äußerste gespannt. Da trafen schlimme Nachrichten ein. Der Ausgang entsprach wenig den gehegten Erwartungen und den großartigen Vorbereitungen. Der Dey hatte die Verschwörung der gefangenen Christen entdeckt und dieselben in das Innere seiner Provinz abgeführt. Widrige Winde hatten die Flotte so lange aufgehalten, bis die Türken in Algier hinreichende Zeit gefunden hatten, sich zum Widerstande vorzubereiten, und nun wollte der greise Doria, der sich bei der ganzen Angelegenheit weder vorsorglich noch müßig zeigte, trotz der Bitten seiner Offiziere nichts mehr von einem Angriffe wissen, der — wie er behauptete — doch keinen glücklichen Ausgang nehmen könne. So zerstreute sich die große Flotte wieder ganz unverrichteter Dinge, zum Aerger und zur Beschämung der Spanier. Die Truppen, welche die Flottenbesatzung ausgemacht hatten, wurden nach Mailand gebracht, und von Fuentes theils zur Anlegung eines Kanals zwischen Mailand und Pavia gebraucht, theils entlassen. Doria, auf welchen die ganze Schuld des Fehlschlagens gewälzt wurde, mußte seinen Abschied nehmen. Eine ungeheure Geldsumme war von der spanischen Regierung wieder erfolglos geopfert worden.¹⁾

Je höher anfänglich die Hoffnungen gespannt waren, desto größer war nunmehr die Enttäuschung in Spanien. Am meisten war über den Ausgang der Herzog von Lerma bekümmert, der darob er

¹⁾ Ott. Bon., Relazione, 269 f. — P. Cayet, 166 f. — P. Matthies, 35 B f., 52 A ff. — De Thou (sehr weitläufig), I. 126 p. 947 ff. — Gil Gonzalez Davila, Vida y hechos de Felipe III. (Madr. 1771), p. 82. — Depicq d'Ossat's v. 15. Oft. 1601; Lettres d'Ossat, II. 1079. — Khevenhiller, Am. Ferdinandei, V. 2470.

frankte, und seine Gegner im Staatsrathe wiesen mit Schadenfreude darauf hin, daß dieser üble Erfolg der Heimlichkeit und Eilfertigkeit zu danken sei, mit der Verma die Angelegenheit ganz allein geführt. Aber ein anderes Unternehmen, das jetzt mit Einwilligung des ganzen Rathes begonnen würde, hatte kein besseres Ende. Es war dies die Expedition gegen Irland, die zur Unterstützung der dortigen rebellischen Katholiken gegen Schluß des Jahres 1601 stattfand. Schon lange hatten die Spanier neuerdings nach einer Gelegenheit gesucht, sich an den Engländern zu rächen. Denn im Jahre 1599 hatten diese, zusammen mit den Holländern, einen großen Raubzug gegen die kanarischen und kapverdischen Inseln unternommen. Der Adelantado von Kastilien hatte versucht, die schnellsegelnden Schiffe auf ihrem Rückzuge zu verfolgen, aber er war mit seinen schwereren Fahrzeugen bei den Terceras von dem Sturm arg beschädigt und zurückgetrieben worden. Die Spanier hatten zur See Geschicklichkeit und Glück verloren. Es war bereits im Beginne des Jahres 1601 eine große Flotte von fünfzig Schiffen unter Don Martin de Padilla gegen England abgegangen; indeß sie hatte das gewöhnliche Schicksal dieser Expeditionen gehabt. Kaum auf das hohe Meer gelangt, war sie durch den Wind zerstreut und gezwungen worden, den Hafen wieder aufzusuchen, ehe sie noch einen Feind gesehen.¹⁾ — Die jetzige Rüstung nun war nicht nach England, sondern nach Irland bestimmt. Don Juan d'Aguilar, ihr Führer, landete auch glücklich auf dieser Insel, da aber seine irischen Verbündeten nicht zu fechten, dagegen um so besser zu laufen verstanden, mußte er froh sein, in Folge einer Kapitulation mit dem Rest seiner Truppen auf englischen Schiffen nach Spanien zurückgebracht zu werden. Alermals hatte dieses Unternehmen den Tod von 5000 Spaniern, den Untergang vieler Schiffe und den Verlust großer Geldsummen herbeigeführt, ohne den Spaniern

¹⁾ Davila, Vida y hechos de Felipe, III., 74 f. — Vgl. Khevenhiller, Ann. Ferd., V. 2188.

etwas anderes einzubringen, als Schmach und politische Nachteile. Der Kummer, den Hof und Volk Spanien's über all' dies Mißgeschick empfanden, war sehr groß. Mit vollem Recht, denn welches Staatswesen hätte wohl auf die Länge solche Schläge auszuhalten vermocht!

Daß also waren die Ergebnisse der noch nicht vierjährigen Regierung Lerma's in Bezug auf die äußere Politik: die Schwächung und Entfremdung Savoyen's, in den Niederlanden Verlust auf Verlust, Streitigkeiten mit der ganzen Welt, Niederlagen und unnütze Opfer an Geld und Menschen in Afrika und Europa. Wir werden später auch die Erfolge seiner inneren Verwaltung aufzählen und dann sehen, daß er dort seinem Lande eben so sehr zum Verderben gereichte, wie in der hohen Politik.

Welch' ungünstigen Ausgang hatten die spanischen Unternehmungen in den letzten Jahren gehabt! Und nichts desto weniger ermüdete diese Regierung nicht, immer neue Anschläge zu schmieden. Auf einen Mann besonders hatten die Spanier und Savoyer bei allen ihren Plänen gegen Frankreich ihr Vertrauen gesetzt: auf den Marschall Biron. Bisher hatten freilich alle seine verrätherischen Versuche keinen Nutzen gebracht: aber doch erneuerte er sie beständig, bis sie ihn selbst in den Abgrund stürzten, den er seinem königlichen Wohlthäter und seinem Vaterlande hatte öffnen wollen.

Wir haben noch einige zuverlässige Schilderungen von Biron. Er war von mittlerer Gestalt, ziemlich stark, von dunkler Gesichtsfarbe, mit tiefliegenden dunkeln Augen, die oft stehend blieben. Ein großer Krieger, nach dem Ausdrücke der Zeit kühner als sein Degen, abenteuerlich, seine Unternehmungen mehr durch Tollkühnheit als durch Ueberlegung zu glücklichem Ende führend, maßlos ehrgeizig, stolz und hochfahrend, treu als Freund, ruhmredig, nur seine eigenen Thaten achtend.¹⁾ In ihm hatte sich so recht die Hybris der antiken Tragödie verkörpert.

¹⁾ Suppl. à l'Est., 336. — Mémoires de Beauvais-Nangis (Paris 1665).

Trotz der Ermahnungen Heinrich's IV., La Fin von sich zu entfernen, hatte er doch während der letzten Wochen des savoyischen Krieges durch jenen Menschen sowie durch dessen Sekretär Menagé seine geheimen Unterhandlungen mit Karl Emanuel und dem Grafen Fuentes fortgesetzt. Wie eigenthümlich sind die Menschen! Dieser selbe Fuentes hatte sich einst Philipp II. gegenüber geweigert, Antonio Perez zu ermorden; er sei verpflichtet, rief er muthig aus, und auch Willens, sein Leben auf Befehl des Königs hinzugeben, aber seine Ehre sei ihm unantastbar¹⁾: und gegen den französischen Monarchen hielt er Alles für gestattet. Endlich war auch ein gewisser Picote, den man nach Spanien zu schicken pflegte, um die Ansichten des dortigen Staatsraths zu vernehmen, wieder gekommen, und hatte die Nachricht mitgebracht, der König wünsche den Marschall von Viron zu haben, es koste, was es wolle. Das war nun wieder Viron hoch erwünscht, beständig ermahnte er die Spanier zur Eile in ihren Entschlüssen, ihre unerträgliche Langsamkeit werde noch Alles verderben. So ward denn zwischen Karl Emanuel, Fuentes, dem spanischen Gesandten in Turin, Picote und La Fin eine Zusammenkunft in dem Städtchen Somo verabredet: es war dies während der Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Savoyen. Hier in Somo wurde dem Marschall von den Spaniern und Savoyern folgender Vertrag angeboten. „Der Friede zwischen Savoyen und Frankreich wird nicht abgeschlossen oder doch nicht gehalten werden. Der König Philipp und Viron werden an dem Kriege theilnehmen, und Ersterer nicht ohne die Zustimmung Viron's und seiner Genossen Frieden schließen. Der Marschall erhält entweder die Schwägerin des Königs von Spanien oder dessen Nichte, die dritte Tochter des Herzogs von Savoyen, zur Gemahlin mit einer Aussteuer von 500,000 Ecus. Ferner wird der König von Spanien ihn zum

58. — Seine Tollkühnheit sprach sich auch in hohen Hazardspiel aus. In einem Jahre verspielte er über 500,000 Ecus. Vgl. Mezeray, III. 1248.

¹⁾ Siri, *Memorie recondite*, I. 105.

Generallieutenant aller seiner Armeen ernennen, ihm jährlich 600,000 *Ecus* zum Kriege gegen Frankreich bezahlen und ihn mit dem Herzogthume Burgund erblich belehnen. Dafür verspricht Biron Spanien ewige Unterthänigkeit und Unterstützung, besonders aber seine Beihülfe zum gänzlichen Umsturze der französischen Verfassung. Es sollen die Provinzen in eben so viele verschiedene Länder verwandelt und der Oberkönig über sie Alle dann jedesmal von seinen *Pairs* erwählt werden, genau wie der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. 'Marseille soll an Spanien fallen, das dieser Stadt als Station für seine Flotten bedarf. Sollte das Unternehmen mißlingen, so wird der König von Spanien jedenfalls Biron mit einer jährlichen Rente von 1,200,000 *Livres* beschenken.'¹⁾

Die politische Verderbniß der Zeit hatte nirgends festeren Fuß gefaßt, als in Frankreich, wo sie unter der Einwirkung der Bürgerkriege ihre Wurzeln tief eingesenkt und ihre Verzweigungen nach allen Seiten hin verbreitet hatte. Wer war mehr von ihr ergriffen worden, als La Fin: und doch flößte ihm dieser Vertragsentwurf große Abneigung ein. Den König in seinen Plänen hemmen, von Zeit zu Zeit einen kurzathmigen Aufstand gegen ihn erheben, um ihn zu Geldzahlungen und wohl auch zur Gewährung einer größeren Unabhängigkeit an den Marschall zu zwingen: dies hätte er ohne alle Skrupel unternommen, dazu gern seine Hand geboten. Hatten doch unzählige Heerführer, Vornehme, Prinzen des königlichen Hauses so gehandelt, hatten große Vortheile dadurch errungen und stan-

¹⁾ Ich richte mich hauptsächlich nach den Angaben der Prozeßakten in dem MS. der Kgl. Bibl. zu Berlin (Man. Gall., fol. 40): *Procès criminel fait au Maréchal de Biron*. — Unter den Geschichtschreibern sind die einzig zuverlässigen: P. Matthieu, 104 A ff., P. Cayet, 183 ff., 191 ff. und de Thou, I. 128, p. 980 ff., die alle aus den Akten geschöpft haben. Wenn Herr v. Rautz sagt, nur de Thou habe dieselben benutzt, so ist dies ein Versehen. — D'Aubigné steht diesem Theile der Verhandlungen fern und ist deshalb, ebenso wie der spätere Mezeray (*Histoire de France*, Paris 1685, III. 1236), hier nur mit einiger Vorsicht anzuwenden. Vgl. Exkurs über die Quellen zur Geschichte dieser Verschwörung.

den nun mächtiger und geachteter da, als die treuesten Unterthanen des Königs und als alle seine alten Mitkämpfer. Aber einen Vernichtungskrieg gegen den Monarchen zu beginnen, eine Provinz von dem Vaterlande loszureißen, das letztere zu zerstückeln und ohnmächtig zu machen: davor behte selbst La Fin zurück, das schien ihm des Frevels zu viel. Auch mochte er wohl die Treulosigkeit der Spanier fürchten. Er widerrieth also dem Marschall die Annahme des Vertrages.

Aber Biron theilte die Bedenken seines Vertrauten nicht. In der Verblendung seines Ehrgeizes opferte er seinen Patriotismus, wie er Freundschaft und Dankbarkeit bereits abgelegt hatte; und dieselbe Verblendung ließ ihn vertrauensvoll auf die goldenen Versprechungen der Fremden eingehen: uneingedenk der alten Erfahrung, daß man sich nach geschehenem Verrathe des Verräthers zu entledigen sucht, und nicht erwägend, daß so stolze Souveräne, wie die Fürsten von Spanien und Savoyen, niemals einem einfachen Edelmann Zutritt in ihre Verwandtschaft geben würden. Vorübergehend bewog Biron sogar auch La Fin zur Zustimmung, die dieser aber wieder zurückzog.

Im Vertrauen auf diese Unterhandlungen weigerte sich Karl Emanuel eine Zeit lang, den von seinen Bevollmächtigten abgeschlossenen lyoner Vertrag zu ratifiziren. Inzwischen hatte aber König Heinrich etwas von den Unterhandlungen Biron's wegen einer spanisch-savoyischen Heirath vernommen, die er von vorn herein stark mißbilligte, zumal Biron ihn nicht um Erlaubniß gefragt, und ließ sich auch vor seinen Vertrauten über den Verdacht, welchen der Marschall ihm einflößte, vernehmen. Dies kam wieder dem Letzteren zu Ohren; außerdem glaubte er in dem Abchlusse des Friedens von Lyon, den er selbst — aus leicht begreiflichen Gründen! — stets widerrathen hatte, ein Zeichen zu sehen, daß der König seine Ambitionen entdeckt habe und nun Frieden mache, um ihn bestrafen oder doch sich seiner erwehren zu können. Er gerieth also in Furcht und beschloß, nicht etwa seine verrätherischen Versuche aufzugeben

und sich zu bessern,¹⁾ sondern den König durch den gut gespielten Anschein der Reue zu hintergehen. Zuerst schrieb er — am 3. Januar 1601 — an Roßny einen Brief,²⁾ in welchem er sich bitter über die üblen Gerüchte, die in Betreff seiner am Hofe verbreitet seien, beklagte, und noch mehr darüber, daß der König sie glaube und wiederhole; Roßny möge doch bei dem Könige für ihn reden, und dieser überzeugt sein, daß der Marschall Biron sein getreuester Diener sei, welcher, wenn er fehle, dies nicht aus Untreue, sondern höchstens aus Irrthum thue. Indeß diese Worte machten natürlicher Weise nur geringen Eindruck, und der König ließ vielmehr Biron durch dessen Schwager La Force auffordern, sich persönlich vor ihm zu rechtfertigen. Der Marschall war fest genug, auch diesen Schritt zu thun, immer in der festen Absicht, den König zu hintergehen. Er begab sich demgemäß aus dem Lager um die Citadelle von Bourg fort nach Lyon, wo Heinrich sich damals noch aufhielt, suchte denselben im Garten des Kapuzinerklosters, wo er gerade lustwandelte, auf und begann erst ein gleichgültiges Gespräch, um dessen Stimmung zu erforschen. Heinrich trat ihm sehr kühl entgegen und befahl ihm, sofort zur Belagerung von Bourg, dem ihm gewordenen Auftrage, zurückzukehren. Da begann Biron in erheuchelter Reue und Demuth dem Könige von seinen Unterhandlungen wegen der Heirath mit einer saronischen Prinzessin zu erzählen; auch gestand er ein, daß er voll Aerger wegen der Weigerung des Königs, ihm die Citadelle von Bourg zu übergeben, seit einiger Zeit schlimme Gedanken gegen des Königs und des Landes Dienst gehegt, und bat deshalb Heinrich reuevoll und unterwürfig um Verzeihung. Der König suchte die Einzelheiten des Vergehens von dem Marschall zu erforschen, allein dieser offenbarte nur die ganz unschätzblichen Dinge und half sich mit allgemeinen Phrasen durch. Heinrich, der glaubte,

¹⁾ Vgl. den Brief Biron's an seinen Schwager La Force, vom 11. Jan. 1601; Mém. de la Force, I. Corresp., 321 f.

²⁾ Sully, Oec. roy., ch. 102, p. 360 f.

habe alles erfahren, sprach dem Marschall seine Verzeihung aus und fügte hinzu, derselbe habe gut gethan, sich der königlichen Gnade zu empfehlen, die ihm noch so viel Gutes erweisen werde, daß er nie wieder den Weg der Pflicht zu verlassen brauche: aber niemals mehr möge er zu solchen Dingen zurückkehren. So umarmten der König und der Marschall sich, küßten sich und schieden unter Thränen.¹⁾

Biron hatte die unwürdigste Komödie gespielt, denn seine Eide, seine Zerknirschung waren nur berechnet gewesen, den König zu täuschen; die Thatfachen bewiesen es sogleich. Aber wie gewöhnlich, so fügte auch hier sein Uebermuth zur Schlechtigkeit die Torheit. Als er vom Könige fortging, begegnete er dem Herzogen von Epemon, zu dem er in vertrautem Verhältnisse stand, und erzählte ihm von dem Gespräche, das er so eben mit dem Könige gehabt. Epemon rieth ihm, sich eine schriftliche Verzeihung von Seiten des Monarchen zu erwirken, aber Biron antwortete in seiner gewöhnlichen Weise: es sei weit unter seiner Würde, sich vom Könige eine Verzeihung schriftlich ertheilen zu lassen. Diese Unklugheit hat ihn später bitter genug an dem Marschall gerächt.

Freilich, wäre Biron von nun an auf dem Wege der Pflicht geblieben, so hätte er keines Gnadenbriefes bedurft, denn Heinrich hatte alles auf, ihn für sich zu gewinnen. Ohne Zweifel hat der König den Marschall, seinen alten Kriegsgefährten und bisher treuen Diener, wirklich geliebt; indeß zum großen Theil ist doch die Milde und Langmuth, die Heinrich ihm bewies, politischen Beweggründen zuzuschreiben. Biron stand an der Spitze der starken streng katholischen Partei in Frankreich.²⁾ Er hatte sich in der letzten Zeit abgesehen zum Vertreter und Führer jener katholischen Adligen aufgerufen, die Religion und Loyalität stets auf das engste verknüpft,

¹⁾ Matthieu, II. 105, B ff. — P. Cayet, Chr. sept., 184. — Sully, Oec., ch. 106, p. 381. — Mém. de la Force, I. 136 f.

²⁾ MS. Consulten des sp. Staatsraths v. 27. Mai, 23. Aug. 1602; Arch. Sim., K 1426.

die zuerst unter Heinrich III. gegen den Berner, dann unter diesem, als er König geworden, gegen die Eidgenossen gekämpft und zuletzt Heinrich IV. in die Messe geführt hatten. Sie waren bereits unzufrieden über die geringe Belohnung, die sie empfangen, über das Edikt von Nantes, über die Begünstigung der ketzerischen Holländer, über den Krieg gegen das katholische Savoyen. Heinrich durfte sie nicht noch mehr reizen, wenn er sich nicht selbst in Gefahr bringen wollte. So bemühte er sich mit großem Eifer, Biron wieder an sich zu fesseln. Er begegnete ihm auf das lieblichste, und als er ihn dem Kardinal Aldobrandini vorstellte, sagte er: „Das ist der Herr Marschall von Biron, ich stelle ihn gern meinen Freunden und meinen Feinden vor.“

Aber wie bald mußte der König erfahren, daß er durch alle diese Freundlichkeiten nur das Gegentheil von dem bewirkte, was er damit zu erlangen gewünscht hatte! Der Marschall glaubte nun seinen Zweck, die Täuschung des Königs, vollkommen erreicht zu haben, und die Güte des Monarchen erschien ihm als ein Ergebniß der Angst, die Heinrich vor ihm hegte. Kaum war er also von Lyon, wo er sich einige Tage aufgehalten hatte, abgereist, als er mehrere Agenten an La Fin abschickte, welcher noch mit Fuentes und Karl Emanuel zusammen in Como war, um denselben zum schließlichen Abschluß des Vertrages zu ermahnen. Von allen Rottenhenten desselben war er der bei weitem eifrigste. Und so wurde der verrätherische Pakt ungefähr zwei Wochen nach dem Abschiede Biron's von dem Könige beendet, am 31. Januar 1601.¹⁾ Biron verbündete sich also mit den Feinden seines Landes und seines Monarchen zum Zwecke der gänzlichen Vernichtung der beiden letzteren. Die Gefahr für dieselben muß ernst genug erscheinen, wenn man die bedeutenden Hülfsmittel in Erwägung zieht, über welche die Verschwörung gebot. Außer den Truppen und den Geldmitteln

¹⁾ P. Matthieu, II. 107 A. — P. Cayet, Chr. sept., 184. — De Thou, I. 128 p. 980.

Savoyen's und Spanien's, außer der Macht und dem persönlichen Einflusse des Marschalls, sollten ihr noch die vielfachen Elemente der Unzufriedenen zugeführt werden, die sich in den Provinzen fanden: die Großen, die nach Neuerungen und frischen Erwerbungen begehrt; die alten Eigisten, welche dem Könige noch immer heimlich grollten; die Reformirten, die nicht alles, was sie verlangten, bei Heinrich durchsetzten: alle Bundesgenossen, was auch ihre Eigenschaften, was auch ihre Beweggründe sein möchten, sollten willkommen sein.

La Fin freilich war nicht mehr gewillt, der Verschwörung in ihrer weiteren Entwicklung zu folgen.¹⁾ Er sowohl als sein Sekretär Renazé waren von Somo aus mit dem Grafen Fuentes nach Mailand gegangen. Hier zeigte La Fin einen großen Widerwillen — so wenigstens stellte er später die Sache dar — gegen die beiden schlimmsten Bedingungen des Vertrages von Somo: die Zerstückelung Frankreich's und die Verdrängung der bourbonischen Dynastie. Das waren aber gerade die Stipulationen, an denen Fuentes am eifrigsten festhielt; wollte er doch gerade durch ihre Ausführung das glühend erhoffte Ziel erreichen: die Vernichtung des kaiserlichen Besitzes, die Erniedrigung Frankreich's, die gleichzeitige Erhebung der spanischen Macht über den gesamten Erdkreis; mochte die Welt in Trümmer gehn, wenn nur über denselben die Thürme Kastilien's und das Schlüsselbanner Petri weheten! Einem solchen Manne, wie

¹⁾ Nach d'Aubigné, Hist. univ., V. 10 u. 11, besonders p. 492, könnte es scheinen, als sei La Fin's Abfall von der Verschwörung erst in den letzten Monaten des Jahres 1601 und nach der Gesandtschaft Biron's in England geschehen. Auch Poirson setzt (II. 577 f.) dieses Ereigniß zu spät. Bei Matthieu, II. 107 A. und P. Cayet, Chr. sept. 184 wird es sogleich nach dem Abschlusse des Vertrages von Somo erwähnt. Eben dasselbe geht aus den Aussagen Renazé's und La Fin's vor dem pariser Parlamente hervor (de Thou, I. 128 p. 981; P. Cayet, 194), die sich nur darin widersprechen, ob Renazé 14 oder 16 Monate gefangen gehalten wurde, ob also sein und La Fin's Abfall von der Verschwörung im Mai oder im März 1601 erfolgte. Wahrscheinlich ist das letztere richtig, und war XIV. mois in Cayet's Manuscript oder in den Akten des Parlaments verzeichnet für XVI. mois.

Fuentes war, mußte jede Zögerung, jedes Bedenken als unfähiges hares Verbrechen erscheinen. Es mochte nun für La Fin noch hinzukommen, daß der Friede von Lyon abermals den Zeitpunkt für die Ausführung des Vertrages in das Ungewisse hinausgerückt hatte, daß es ihm wohl überhaupt schien, als ob die Spanier es vor allem auf ihren eigenen Vortheil abgesehen hätten. Kurz, er wurde dem Governor sehr verdächtig, und damit er nichts von den Geheimnissen verrathe, beschloß derselbe, ihn aus dem Wege zu räumen. Er schickte ihn also sammt dem Sekretär desselben, Renazé, an Biron zurück, bat ihn aber, zuvor noch bei dem Herzoge von Savoyen vorzusprechen, der Wichtiges mit ihm zu verhandeln habe. Auf Emanuel war inzwischen durch ein Schreiben Fuentes' davon benachrichtigt worden, daß er La Fin und dessen Sekretär ungeschädlich zu machen habe. La Fin, ein verschlagener und feiner Mann, mußte aus dem Benehmen Fuentes' in der letzten Zeit Verdacht gefaßt haben: er vermied also den Weg durch Savoyen und ging vielmehr durch Graubünden und Basel nach Frankreich zurück. Er hatte sehr Vorzicht nicht zu bereuen. Denn Renazé war kaum bei dem Herzoge angelangt, als er verhaftet, zuerst in die Citadelle von Turin und dann in diejenige von Chieri gebracht wurde, in denen er sechzehn Monate in strengem Gewahrsam verlebte. Noch acht andere Leute La Fin's wurden, einer nach dem andern, von dem sorgsamsten Herzoge von Savoyen aufgefangen und im Kerker festgehalten. La Fin aber zog sich, als ihm Kunde von diesem Streiche wurde, auf seine Güter zurück, bekümmert über das Geschick seines besten Dieners, aber noch nicht fest entschlossen, ob er Biron treu bleiben oder durch Enthüllung der ganzen Angelegenheit sich des kühnen Verzeihung und Belohnung erkaufen solle.

So hing bereits das Damoklesschwert über dem Haupte Biron's: ein Hauch, und es konnte herabfallen, um ihn zu durchbohren. Und doch ließ er sich durch alle diese Vorgänge nicht warnen, daß

¹⁾ MS. gall., fol. 40 (Berlin): Aussagen La Fin's am 8. Juli 1602.

pte er seine verrätherische Thätigkeit unvermindert fort. Obwohl er König ihn zu sich berief, um ihn zu beaufsichtigen und an sich zu fesseln, so blieb Biron nichts desto weniger in beständigem Verkehr mit Fuentes und Savoyen. La Fin war nicht mehr als Unterhändler zu gebrauchen; aber an seine Stelle trat sofort der Baron von Sur, ein anderer von Biron's Verwandten, der früher gleichfalls schon häufig von dem Könige zu den wichtigsten Geschäften verwendet worden war. Biron scheute sich denn auch nicht, seiner Unzufriedenheit mit dem Könige, seinen ehrgeizigen Hoffnungen, seinem thörichten Stolge öfters Ausdruck zu geben, so daß die Kunde von einem befreundlichen Benehmen abermals zu den Ohren Heinrich's kam, als derselbe gerade im August 1601 in Calais weilte.¹⁾ Noch einmal versuchte der König, seinen früheren Freund für sich zurückzugewinnen. Er ließ ihn deshalb nach Calais kommen, ertheilte ihm wiederum bedeutende Geldgeschenke und schickte ihn sogar mit großem Gefolge als Gesandten nach England, um Elisabeth für die, dem Könige während seines Aufenthaltes in Calais bewiesene Aufmerksamkeit zu danken.²⁾ Von der Königin auf das wohlwollendste aufgenommen und mit Ehrenbezeugungen überschüttet, hatte Biron häufig Privatgespräche mit Elisabeth. So standen beide einst am Fenster und sahen auf den Tower hin, wo die Köpfe der Hingerichteten über dem Thore aufgesteckt waren, als sie plötzlich auch den Kopf des Grafen Essex bemerkten. „Seht“, sagte die Königin wie prophetischen Geistes zu dem Marschall, „seht das Haupt Essex, den ich über sein Verdienst mit Ehren bedacht und zuhöchst in meiner Gnade gestellt hatte. Das machte ihn übermüthig, und er glaubte, könne sein nicht entbehren. Berauscht durch sein Glück und

¹⁾ S. 176 f.

²⁾ Sally, Oec. roy., ch. 103, p. 367 ff. Die langen Verhandlungen zwischen Sally, Biron und dem Könige, von denen die Oec. roy. berichtet, lasse ich hier unerwähnt, da Sally stets unglaubwürdig wird, sowie seine eigene Verwirrung im Spiel kommt. Ein schlagendes Beispiel wird sogleich bei der angegebenen Reise Sally's nach England in diesem selben Jahre 1601 zu sehen sein.

blind vor Ehrgeiz, wurde er durch seinen Stolz, seine Undankbarkeit und seine Treulosigkeit in das Verderben gestürzt, und alle seine Tugenden sind nun von ewiger Schmach verdunkelt. Ha, wenn der König, mein Bruder, meinem Rathe folgen wollte, so würden die Köpfe der Unruhestifter und Empörer bald eben so zum abschreckenden Beispiele auf den Thoren von Paris aufgesteckt sein, wie jetzt auf denen London's. Aber so möge mir Gott helfen, wie ich denselben stets von ganzem Herzen anflehe, daß des Königs Gnade mich nicht einmal zum Uebel ausschlage. Was mich betrifft, so werde ich mich nie Derjenigen erbarmen, welche den Frieden des Staats stören.“¹⁾

Diese völlig unabsichtliche und gleichsam providenzielle Bannmacht auf Biron keinen größeren Eindruck, als alle die Beweise von Zuneigung und Achtung, die Heinrich fortfuhr ihm zu geben, und welche auch das stolze Herz zu befriedigen im Stande gewesen wären. Der König schickte ihn (Dezember 1601) an den Schweizer, um den mit diesen neu abgeschlossenen Bundesverträgen zu beschwören²⁾: also eine bloß ehrenvolle Sendung, nachdem diese Arbeit bereits von Anderen gethan war. Aber während Biron im Dienste des Königs mit den wünschenswerthesten Aufträgen betraut war, setzte er seine Umtriebe in immer wachsender Dehnung fort.

Er begann jetzt darauf hinzuarbeiten, die Unzufriedenen verschiedensten Parteien an sich zu ziehen und in seine Pläne zu

¹⁾ De Thou, l. 126, p. 943. — Sully, Oec. roy., ch. 103 p. 323. — P. Matthieu, II. 47 B. ff. — P. Cayet, 164. Die Version des Letzteren stimmt mit derjenigen de Thou's fast wörtlich überein. Ich bin daher den beiden gefolgt. Sully's Version ist ungenau, die Matthieu's — nach der Art des Schriftstellers — mit Beispielen und Bildern überladen und langweilig ausführlich. — Nur kurz erwähnt in Suppl. à l'Estoile, 329. — Dupleix (p. 10) leugnet, daß Elisabeth dem Marichall den Kopf von Essex gezeigt habe, da sie sei während dieser Zeit beständig in Windsor geblieben; doch stimmt Bezug auf die Rede Elisabeth's an Biron mit den übrigen Quellen überein.

²⁾ Lettr. miss., V. 561 f.

ten. Und in der That gelang es ihm bald, viele der über die sende Macht ihres Königs unzufriedenen Großen zu gewinnen. Der erste Würdenträger des Reiches schlossen sich ihm an. So verband er mit den Herzögen von Montpensier und la Tremoille in Verbindung, so mit dem Connétable von Montmorency.¹⁾ Ferner mit dem jungen Prinzen von Joinville, der von brennendem Ehrgeiz verzehrt war, sowie mit dem Herzoge von Epemon, einem natürlichen Feigsten und ewigen Verschwörer, der indessen jetzt vornehm geworden war und sich in Biron's Bestrebungen nicht allzuweit einließ.²⁾ Claude von Guise, Prinz von Joinville, knüpfte zwar durch Vermittelung eines Menschen aus der Franche-Comté wirklich politische Unterhandlungen mit den Spaniern an, indeß waren diese wegen der Jugend und Unerfahrenheit des Prinzen ganz ungesährlich.³⁾

Am drohendsten für Frankreich's Ruhe und Heinrich's Herrschaft war die Unterstützung, die Biron bei dem Grafen von Auvergne und dem Herzoge von Bouillon fand. Der Erstere war der Halbruder Henriettens von Entragues, da er ein unehelicher Sohn von deren Mutter und dem Könige Karl IX. war. Ihn, als einen natürlichen der Valois, hatten Biron, Fuentes und Karl Emanuel wahrscheinlich zum Nachfolger Heinrich's IV. ausersehen, wenn dieser erst vom Throne gestossen sein würde. Ihre Bemühungen um den Grafen waren bei diesem auf fruchtbaren Boden gefallen, da er glaubte, von dem Könige nicht in einer seiner hohen Abtheilungen geziemenden Weise geehrt zu werden. So hatte er schon früh einmal mit den Spaniern in Verbindung gestanden, und ließ sich auch jetzt wieder leicht gewinnen. — Nicht minder hatte Bouillon früher, zwar nicht direkt mit den Spaniern verhandelt, aber

¹⁾ Vgl. MS. Gall., fol. 40 (Königl. Bibl. zu Berlin), Procès criminel au Maréchal de Biron s. l. (nicht paginirt).

²⁾ Ueber d'Epemon's Charakter sehe man Mém. de Beauvais-Nangis,

³⁾ Sully, Oec. roy., ch. 109, p. 404. — de Thou, l. 128 s. f.

doch von ihren Umtrieben gewußt, ohne dieselben dem König offenbaren.¹⁾ Er war von dem lebhaftesten Ehrgeize erfüllt, alle die Erfolge, die er erlangt hatte, konnten ihn nicht befriedigen. Als Vicomte von Turenne war er in Heinrich's Dienste getreten, da dieser noch König von Navarra war, und sah sich um dessen Gunst nicht allein zum Marschall erhoben, sondern auch mittelst der Verbindung mit der Erbtöchter von Bouillon zum unabhängigen Herren des Gebietes und der feste gemacht. Statt sich hiermit zu begnügen, hatte Bouillon in's Auge gefaßt: erstens der wichtigste Mann Frankreichs zu werden, und zweitens sein unabhängiges Besizthum zu erweitern zu einem bedeutenden Staate zu erheben. Sowohl um zu gelangen, als auch aus persönlichem Reide wegen Heinrich's legener Größe,²⁾ verband er sich gleichfalls mit Biron und demselben auch seine Glaubensgenossen, die Reformirten, zu verbinden. Bouillon versicherte dem Marschall und dem Grafen von Auvergne schriftlich, daß er trotz aller etwa später zwischen ihnen entstehenden Feindschaft Niemandem etwas von ihren Geheimnissen mittheilen werde. Biron und Auvergne wollten ihm zuerst eine gleiche Aussage nicht geben, scheinen sich aber später doch dazu verstanden zu haben.³⁾ So vereinigten sich Biron, Auvergne und Bouillon in enger Freundschaft, indem sie sich gegenseitig schriftlich auf die Ehre versprachen, sich einander aufrecht zu erhalten und zu unterstützen gegen Jeden und Alle „ohne Ausnahme“. Wer sieht nicht, daß auch der König hierdurch als möglicher Feind bezeichnet wurde?

¹⁾ Vgl. die Worte Sully's, Oec. roy., ch. 103, p. 362: les nouveaux desseins qu'ils (die Spanier) avoient pour renouer leurs intelligences avec les ducs de Biron, de Bouillon, comte d'Auvergne, prince de Joinville et autres. Mit den kritischen Bemerkungen Marbault's zu diesem Kapitel, Michaud et Poujoulat, II., III. Anhang p. 56.

²⁾ Bouillon schildert in seinen Memoiren Heinrich stets von auerthätigster Seite; éd. Petitot, XXXV., 83, 154, 167, 214.

³⁾ MS. Interrogatoire de Ch. Hebert, secrétaire de Biron (Mém. frs. der Mfrl. Bibl. zu Paris, vol. 4020), p. 73 A. B.

der That waren die drei Herren in ihren Versuchen gegen
nicht müßig. Sie verhandelten durch den Baron von
unterbrochen mit Turin und Mailand. Sie sandten Agenten
erschiedensten Provinzen, um Unwillen gegen die Regierung
eiten; und hier fanden sie eine bequeme Handhabe in der
einer indirekten Steuer von einem Sou auf das Livre,
Heinrich trotz der Proteste der Ständerversammlungen einge-
te, und die große Unzufriedenheit erregte, sowie in der dro-
Erhebung der Salzgabelle in den Provinzen Poitou und
2. Sie suchten die Reformirten zu Gewaltthatigkeiten gegen
glichen Befehle zu veranlassen. Sie wandten sich endlich
die Großen des Reiches und die vornehmsten Würden-

n eifrigen Katholiken, als deren Führer sich Biron pries,
esagt, die Begünstigung der Reformirten durch das Edikt
ites sei nur das Vorspiel und die Einleitung zu den di-
ngriffen, welche der Béarnier, in seinem Herzen noch eben
Reger, wie vor dem 25. Juli 1593, gegen die katholische
beabsichtige. Nur der Marschall Biron, so hieß es, könne
en, der von dem glühendsten Eifer für die Religion erfüllt
der That hatte Biron, während er sich früher ganz offen
eismus bekannte, während er selbst sein Paternoster und
ergeffen, 1) jetzt begonnen, als Heiliger aufzutreten. Alle re-
Ceremonien und Funktionen beging er mit einem Eifer,
die absichtliche Uebertreibung leicht merken ließ. Und auch
us suchte er auf alle Weise zu gewinnen. Den Mönchen
größte Hochachtung und Gefälligkeit. Den Geistlichen wur-
den stärksten Farben die Gefahren geschildert, welche der Re-

ettr. miss., V. 645. II (d. h. Biron) a montré qu'il ignoroit son
oster et son credo, tant il estoit mal instruit en nostre reli-
Später, im Gefängniß, kehrte er zu seinem Unglauben zurück: er leug-
und die Unsterblichkeit; d'Aubigné, Hist. univ., V. 11 (éd. 1620

ligton von dem Könige droheten; dann wurde gleichfalls ihr terielles Interesse angerufen, indem man das Gerücht verbre der König verlange schon seit geraumer Zeit vom Papste die Erlaubniß zur Erhebung eines zweiten Zehnten von den lichen Gütern, und sei jetzt auf dem Punkte, ihm dieselbe zu reißen. Selbst die Parlamente suchte man von neuem gegen Ebiß von Nantes aufzuregen.¹⁾

Bei dem niederen Adel schlugen die Agenten Biron's einen andern Weg ein. Derselbe war schon seit lange mit der Vertung des Königs nicht recht zufrieden, die, anstatt das Geld Volkes zu Pensionen für die Edelleute zu verwenden, damit Staatsschulden bezahlte oder nützliche Unternehmungen begann, die, anstatt sich auf die Schwerter und Pistolen der Adligen verlassen, für eine ansehnliche stehende Armee und wohlgefüllte marine und Kriegskassen sorgte. Diese Stimmung wurde auf das schickteste und perfideste benutzt. Alle die Vorbereitungen, ließ ihn den Edelleuten vorstellen, hätten nur einen Zweck: der König wollte von dem Adel unabhängig machen, ja alle dessen Vorrechte vernichten und auf deren Trümmern einen unumschränkten Despotismus bauen. Sie sollten sich in Acht nehmen: zuerst würden die Großen des Reiches aus dem Wege geräumt werden, aber dann würde Heinrich sich auch gegen den niederen Adel wenden, um denselben aus allen Ämtern und Würden des Staates zu vertreiben und diese nur an seine Günstlinge und Kreaturen zu vergeben.

Bei den Großen des Reiches selber genügte die Hinweisung auf die Vortheile, die sie aus den Streitigkeiten der Liga gezogen hatten um sie abermals zu Unruhen geneigt zu machen. Auch waren sie unzufrieden darüber, daß sie nicht genug Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte besäßen.²⁾ Uebrigens war ihnen damals ein Theil der Anschläge Biron's und Bouillon's bekannt.

¹⁾ P. Matthieu, II. 102 A. — Sully, Oec. roy., ch. 103., 109 p. 333. — d'Aubigné, V. 10.

²⁾ Mezeray, Hist. de France, III. (Paris 1685), 1225.

fest, daß man für eine Sache, welche angeblich zum und zur Rettung der katholischen Religion unternommen auch die Reformirten zu gewinnen suchte! Wenn schon das in Nantes den eifrigen Katholiken Aergerniß gab, wie wollten die Reformirten zum Kampfe aufrufen, weil sie mehr als das halten sollten? Das Auskunftsmittel, welches Biron und Bouillon fanden, war sehr einfach: man muß Frankreich zwischen Religionsparteien theilen. In dem einen Theile sollen die Katholiken unumschränkt herrschen, in dem anderen die Hugenotten, jeder Reformirte als Keger verbrannt werden, in diesem Lande. Die Loire sollte die Grenze beider Reiche bilden, das nördlich und östlich von derselben katholisch, das südlich und westlich des Flusses nebst der ganzen Dauphiné reformirt. Was aus der nationalen Einheit Frankreich's werden würde, wenn diese Trennung sich vollzog, wenn dabei jeder grobe, jeder faktische Souveränität genossen hätte, wenn jene Einheit durch einen bedeutungs- und machtlosen Wahlkönig repräsentiert worden wäre, ist leicht abzusehen; aber derlei patriotische Bedenken konnten einem Biron und Bouillon nicht viel Unbequemlichkeiten. Sie waren auch sicher, daß ihre spanischen Beschützer ihnen billigen würden. Denn denselben mußte die Zerstückelung Frankreich's den Sieg der Reformirten in dem Dritttheile des Reiches bei weitem wieder aufwiegen. War nicht die spanische diejenige der heiligen Kirche? Konnte die Sache nicht besser gefördert werden, als durch die Vernichtung der spanischen Macht? War nicht diese letztere vernichtet, wenn Frankreich in zwei feindliche Reiche zerfiel? So hätten die Hofkassisten III. wohl beweisen können, daß die Unabhängigkeit der Provinzen im südlichen Frankreich ein Vortheil für die Sache des Königs sei.

Bouillon aber legte wirklich den oben exponirten Plan einer Unterwerfung der vornehmsten Reformirten, die er berief, vor. Die Reformirten verpflichteten sich, wenn sich die Reformirten am Auf-

stande theiligten, nicht allein sich denselben nicht in der Eroberung des ihnen angewiesenen Territoriums zu widersetzen, sondern ihre Schritte daselbst nach Kräften zu unterstützen, indem sie ihnen zwei der wichtigsten Plätze dieses Gebietes gewinnen hülften und ihnen während der Dauer des Krieges jährlich 600,000 Livres auszahlten. Noch mehr; um den Reformirten ein Unterpfand für ihre Vertragstreue und deren Sicherheit zu geben, wird die katholische Verbindung ihnen die beiden Städte Lyon und Dijon überliefern, und sie werden dieselben behalten können, wenn sie nicht vollkommen zufriedengestellt werden. Diese Bedingungen waren schon verlockend genug, aber Bouillon ließ auch sonst kein Mittel unversucht, um sie seinen Glaubensgenossen noch annehmbarer zu machen. Schon, sagte er, gehören zu unserem Bündnisse souveräne Fürsten, Prinzen der königlichen Familie Frankreich's, die höchsten Würdenträger des Reiches, Gouverneure und Statthalter, mehrere Parlamente.¹⁾

Man muß sich erinnern, daß soeben erst die Streitigkeiten wegen der Versammlung zu Saumur²⁾ durch einen halben Vergleich ungenügend beendet waren. Auch war alles geschehen, um die Reformirten mit Schreck und Abscheu vor dem Könige und mit Haß gegen denselben zu erfüllen. Während die Agenten Biron's den Katholiken Heinrich als auf die Vernichtung der katholischen Religion in Frankreich denkend darstellten, wiederholten sie unter den Hugonotten das schon einmal verbreitete Märchen, er habe an demselben Tage, wo er den Frieden von Lyon beschworen, mit dem Herzoge von Savoyen, dem Könige von Spanien, dem Kaiser und dem Papste einen Vertrag zur Ausrottung der Ketzerei in Frankreich geschlossen! Er wolle auch deshalb binnen kurzem die den Reformirten bewilligten Staatszuschüsse um ein Drittel verringern, im nächsten Jahre aber sie gar

¹⁾ d'Aubigné, V. 10. — Vgl. Mémoires d'Aubigné, éd. Lalanne (Paris 1854) p. 101. — Freilich nennt d'Aubigné nur un des chefs reformez et des plus grands, indeß dies ist ohne Zweifel Bouillon.

²⁾ S. 161. f.

nicht mehr auszahlen. Sowie der in den Abmachungen festgesetzte Termin verstrichen sei, wolle der König die Sicherheitsplätze, welche den Reformirten ja nur bis zum Jahre 1607 überlassen waren, bis auf den letzten zurückfordern. Niemand solle ferner ein Amt bekommen, ohne in einer amtlichen Klausel seine Eigenschaft als Katholik feierlich zu bezeugen.

Aber trotz aller dieser Lockungen, trotz aller dieser absichtlich verbreiteten Lügen sahen Biron und Bouillon ihren verrätherischen Plan an der Festigkeit, der Einsicht und der patriotischen Gesinnung des Rathes der Hugenotten scheitern. Ein Mitglied desselben, der Geschichtsschreiber d'Aubigné, einer der ersten Krieger der Reform, ein Mann, kalt und schneidend und treu, wie sein Stahl, wurde mit der Antwort an Bouillon beauftragt; und diese fiel klar und scharf genug aus. Ein solcher Versuch zur Zerstückelung des Reiches, äußerte sich d'Aubigné, werde nicht nur jedem einzelnen von ihnen zur Schmach gereichen, sondern sie auch sämmtlich zum Gegenstand des Abscheus für alle guten Franzosen machen. Uebrigens seien diejenigen, die ihnen jetzt einen solchen Bund vorschlugen, bisher ihre erbittertsten und beständigen Feinde gewesen, und sicher würden dieselben es sofort wieder werden, wenn sie erst mit Hülfe der Reformirten die Ordnung und Verfassung des Königreiches umgestürzt. Sei das Königthum vernichtet, das jetzt das Gut und Leben und die freie Religionsübung der Hugenotten schütze, so würden dieselben sich bald den gemeinsamen Angriffen der französischen Katholiken, Savoyen's, Spanien's und endlich auch des Papstes und des Kaisers ausgesetzt sehen. — So erhielten die Verschwörer von den Führern der Hugenotten eine völlig ablehnende Antwort, und sie sahen sich in Bezug auf die Reformirten nun auf die Fortsetzung ihrer lokalen und populären Wühlereien beschränkt.

Zu gleicher Zeit verloren sie auch die meisten der Großen, welche sich ihnen bisher angeschlossen hatten. Die hochverrätherischen und dabei so durch und durch phantastischen und unrealisirbaren Absichten, die Biron hegte und über die er sich mit den Feinden

des Reiches verständigt hatte, mußten in eben dem Augenblicke jeden Verständigen abstoßen, wo sie sich völlig enthüllten. Der Herzog von Montpensier, selbst ein Prinz von königlichem Geblüt, hätte gern in seiner Provinz eine ziemliche Unabhängigkeit erworben und wohl sein Gouvernement seinen Kindern zu vererben gewünscht: aber der Krieg gegen seine eigene Dynastie auf Seiten der Spanier und Savoyer, die gänzliche Trennung Frankreich's in mehrere Stücke schienen ihm doch allzu verbrecherisch und zugleich allzu thöricht. Noch zur rechten Zeit zog er sich von der ganzen Angelegenheit zurück.¹⁾ Nicht anders machten es la Tremoille und Montmorency sowie der Herzog von Epemon, der sich — wie erwähnt — wohl immer nur von weitem mit der Verschwörung befaßt hat, ihr nie näher getreten ist. Er war viel zu vorsichtig und mit dem, was er besaß, zu sehr zufrieden, um sich und all' sein Gut von neuem in Gefahr zu begeben. Auch er also trennte sich gänzlich von Biron.

Inzwischen hatten die Verhandlungen des letzteren mit Fuentes ununterbrochen fortgedauert. In demselben Augenblicke, wo Heinrich den Marschall nach Calais zu sich berief, hatte derselbe einen Menschen zu geheimen Verhandlungen nach Spanien geschickt. Als Biron durch Montbeliard kam, um sich auf seine Gesandtschaft nach der Schweiz zu begeben, hatte er ein vierstündiges Gespräch mit Watteville, dem Agenten des Herzogs von Savoyen. In der Schweiz angelangt, sandte er seinen Sekretär Hebert an Fuentes, um ihre Verabredungen zu einem endgültigen Abschlusse zu bringen.²⁾ Der Gang der Verhandlungen war inzwischen folgender gewesen.³⁾ Nach dem

¹⁾ Aubigné, V. 11, p. 492.

²⁾ MS. Procès fait à Biron (MS. gal., fol. 40. der Kgl. Bibl. zu Berlin): Verhör Hebert's am 23. Juni 1602. — P. Matthieu, II. 106, A. B.

³⁾ Nach den bisher unbenutzten höchst wichtigen Verbören von Biron's Vertrauten Lur, seinem Sekretär Hebert und Agenten Comblat, MS. français der Kgl. Bibl. zu Paris, vol. 4020. p. 68 A — 74 A. Diese Aussagen sind erst nach dem Tode Biron's gemacht, da während dessen Lebzeiten keiner dies

Frieden von Lyon war der Mönch la Farge von Biron nach Comogeschickt worden, und dieser brachte nun am 13. März 1601 den savoyischen Staatssekretär Grafen Roncas und den spanischen Gesandten in der Schweiz Alfonso Casal auf das Schloß des Herzogs zu Dijon. Biron forderte die beiden Herren auf, frei zu sprechen. Darauf eröffnete ihm Casal: der König von Spanien habe nunmehr zuverlässige Nachricht von dem guten Entschlusse des Marschalls, die katholische Religion zu vertheidigen, empfangen; dafür wolle er demselben seine Rechte auf Burgund abtreten und ihn mit der dritten Prinzessin von Savoyen, als zugleich einer spanischen Infantin, vermählen. Zur Befräftigung dieser Worte übergab Casal dem Marschall einen eigenhändigen spanisch geschriebenen Brief Philipp's III., welcher dieselben Zusagen enthielt. Noch zweimal konferirte damals Biron mit Casal und anderen Agenten über diese Gegenstände. Biron theilte den Spaniern mit, der Herzog von Bouillon wolle den Aufstand durch eine Diversion von einer anderen Seite her unterstützen, verlange aber hierzu 100,000 Ecu's, und zwar nicht in spanischer, sondern in französischer Münze, um durch jene nicht vorzeitigen Verdacht zu erregen. Um jede Eifersucht unter den Führern der Empörung zu beseitigen, beabsichtigte Biron einen königlichen Prinzen, Condé, an die Spitze zu stellen. Die Spanier erwiderten, der König müsse erst seinen Gewissensrath befragen, ob er sich mit Kägern verbinden dürfe, die er in den Niederlanden so eifrig bekämpfe. Hieran, meinte Biron, brauche man sich nicht zu stoßen, denn für 500,000 Ecu's wolle und könne Bouillon den Frieden Spanien's mit den Niederlanden und England — mit letzterem

Inquisiten trotz aller Tortur den Marschall hatte verrathen wollen. (Vgl. das Ann. 2 angef. MS.) Es erhöht dies natürlich ihre Glaubwürdigkeit. Sie werden in wesentlichen Punkten bestätigt durch die Depeschen Tassis' v. 2—23. Jan. 1603. MS. Arch. v. Sim., K 1606. Heinrich IV. erwähnt diese Verhöre und ihre Wichtigkeit in einem chiffirten Briefe an de Fresnes (Lett. miss., V. 693). P. Matthieu, II. 172 B, erwähnt gleichfalls, daß Hebert nach Biron's Tode dem Könige die Wahrheit gestanden habe. S. Erkurs am Ende des Bandes.

durch Bestechung des Grafen Esser — herstellen.¹⁾ Auch wolle Bouillon für 40—50,000 Ecu jährlich den Connétable Montmorency für die Verschwörung gewinnen. Biron schilderte ferner bei diesen Zusammenkünften die glücklichen Aussichten, die sie besäßen. Bouillon sei des Gouverneurs von Metz sicher — für die Ueberlassung dieser Stadt versprochen die Spanier 200,000 Ecu — er selbst durch den Herrn von Rieux und dessen Bruder der Städte Languedoc's, besonders Narbonne's und Caules'. Uebrigens hatten Casal und Moncais reiche Geschenke für Biron mitgebracht. Philipp III. überschickte ihm einen Felsen aus Diamanten, der auf 80—100,000 Ecu geschätzt wurde, und ließ ihm sagen, er sende ihm demselben als Zeichen seiner felsenfesten Freundschaft. Der Herzog von Savoyen schenkte einen Achat- und einen Kristallbecher, die an 60,000 Ecu werth waren. Biron antwortete dem König Philipp auf den eben erwähnten Brief mit Dank und Ergebenheit, nahm die spanischen Vorschläge an und unterzeichnete als Unterthan des katholischen Königs.

Die Spanier bewiesen, daß auch bei ihnen die Religion vor der Politik zurücktrete, mit wie wohlklingenden Phrasen sie dies immer zu verdecken suchten. Als Biron sich wenige Monate nach der soeben erwähnten Unterredung in Paris befand, brachte la Forge einen spanischen Theatiner, Namens Vater Alexander, zu ihm, und dieser theilte ihm mit, der spanische Gewissensrath billige das Bündniß mit dem Reyer Bouillon in einer so heiligen Sache. Auch hier sollte der Zweck die Mittel heiligen. Ferner sagte der Vater Alexander, es gebe in Rom einen französischen Edelmann, Namens Mancigny, der sehr viele Verbindungen in Frankreich besitze, und dieser habe dem spanischen Botschafter in Rom, dem Herzog von Sessa, versprochen, alle jene Connexionen für Biron zu verwerten. So gingen die Verhandlungen von Biron, Bouillon und Auvergne mit einander und mit Spanien den Herbst 1601 und die ersten

¹⁾ Zu diesem Punkte vgl. Lettr. miss., V. 632.

Monate des Jahres 1602 hindurch weiter, wie bereits oben erwähnt ist, und es war für den Frühling 1602 alles zum Losschlagen bereit. Hier müssen wir nun noch einen Blick auf die Gestaltung der äußeren Lage Frankreich's und Spanien's werfen.

Heinrich IV. hatte während dieser Zeit fortgefahren, seine Stellung in der äußeren Politik zu befestigen, indem er die Bündnisse mit seinen ehemaligen Freunden auffrischte. Besonders war zu England wieder ein engeres Verhältniß eingetreten. Der Grund, wegen dessen Elisabeth sich plötzlich dem französischen Könige geneigter zeigte, ist leicht zu erkennen. Gerade damals tobte der irische Aufstand am heftigsten und war täglich die Landung eines spanischen Truppentheils an der irischen Küste zu fürchten. Elisabeth fühlte deshalb das Bedürfnis, sich von neuem Frankreich zu nähern. Sie ließ damals dem Könige bei dessen Anwesenheit in Calais ihre Wünsche für sein Wohlergehen ganz besonders ausdrücken, und Heinrich erwiderte diese Höflichkeit durch die schon erwähnte außerordentliche Gesandtschaft von Viron.¹⁾ Auch in den

¹⁾ Der Brief Elisabeth's an Heinrich IV. sowie die Gesandtschaft Sully's nach England, über die in den *Oec. roy.*, ch. 103 p. 364 ff. berichtet wird, sind — wie schon Marbault p. 57 richtig nachweist — ganz und gar erfunden. Weder Matthieu noch Palma-Cayet, weder Thou noch Camden, weder das *Supplement* zu l'Estolle noch irgend ein anderer der Schriftsteller, die über diese Zeit so genau, oft von Tag zu Tag, berichten, wissen etwas von dieser Gesandtschaft. Der englische Staatssekretär, Sir Robert Cecil, erzählt in einem Briefe an seinen Vertrauten, Sir George Carew, von der Ankunft Viron's und seiner Begleiter; über Roßny's hat er kein Wort. (*Letters of Cec. to Car.*, ed. by John Maclean, London 1864, Camden Society, p. 95.) Noch wichtiger ist es, daß sie mit der Zeitrechnung in unheilbarem Konflikte sich befindet. Die Uebereinfahrt Sully's könnte nur zwischen den 8. u. 10. oder 11. September fallen (*Lettres miss.*, V. 465 Note s. f.). Auf der andern Seite war Sully erst am 6. Sept. nach Calais gekommen (*Lettres miss.*, V. 464), und in den *Oec. roy.*, p. 365, heißt es, er habe bei seiner Ankunft in Dover den Lord Seymour getroffen, den er vor fünf oder sechs Tagen in Calais gesehen. $6+5=11$, also heißt uns für die Uebereinfahrt Sully's nach Dover und wieder zurück, für alle seine Gespräche in England und besonders seine mehrfachen Unterredungen mit Elisabeth höchstens ein Tag (der 11. Sept.): eine ganz unmögliche Annahme! Trotzdem haben fast alle neueren Geschichtsschreiber Sully's Märchen auf Treu und Glauben angenommen. Nur Leopold von Ranke im 2. Bande seiner

folgenden Monaten fand ein lebhafter Austausch von Höflichkeit und Zuvorkommenheiten zwischen Heinrich IV. und Elisabeth (Sulz.) Wir werden sehen, daß die Königin dem französischen Monarchen sogar ein Offensivbündniß gegen Spanien anbot.

Auch gelang dem Könige um diese Zeit die Erneuerung jenes Bündnisses mit den Schweizern. Es war dasselbe jetzt doppelt wichtig, weil Heinrich durch die Schweiz allein noch freien Durchzug durch die Alpenpässe haben konnte, nachdem er im Anfang dieses Jahres Saluzzo aufgegeben hatte. Beide Mächte, Spanien und Frankreich, hatten deshalb alle Mittel gegen und für das Zustandekommen einer neuen französisch-schweizerischen Allianz anboten. Fuentes und Casal hatten sich alle Mühe gegeben, dies zu verhindern und hatten auch nach spanischer Weise die Besten nicht gescheut, um sich Freunde zu erwerben. Trotzdem hatte ein französischer Gesandte bei der Tagsatzung, de Vic, die Schweizer günstig für Frankreich gestimmt, und so ward Brulart de Sillery nach der Schweiz gesendet, um definitiv mit den Eidgenossen abzuschließen. Auf der Tagsatzung zu Solothurn, am 11. Sept. 1601, stellte er ihnen vor, wie bundestreu Frankreich sich gegen sie benommen, wie Spanien und Savoyen trotz ihrer schönen Worte nur nach einer Gelegenheit suchten, sich einiger Theile der Schweiz zu bemächtigen. Die Mehrheit der Kantone war auch bereit, die Allianz mit Frankreich zu erneuen, nur die fünf kleinen

Französischen Geschichte hat mit dem ihm eigenen historischen Scharfblick die Unzuverlässigkeit Sully's in vollem Maße erkannt. Die ganze Geschichte ist bei Sully offenbar auf die Verherrlichung seines berühmten Planes von der großen allgemeinen christlichen Republik angelegt, den er nun ebenso der Elisabeth in den Mund legt, wie früher Heinrich IV. Ich werde noch ausführlich auf die Erörterung dieses Planes zurückkommen, der meiner Ueberzeugung nach schon erst während der Ungnade Sully's unter den folgenden Regierungen in seinem vollen Umfange entstanden ist, und den er dann den bedeutendsten Persönlichkeiten der verflochtenen Epoche zuschrieb, um dieselben in scharfen Gegensatz zu der spanisch gekrönten Regentin zu stellen.

1) Lettr. miss., V. 589 f.

lischen Kantone wünschten, zu gleicher Zeit das Bündniß mit den Savoyen festhalten zu können. So kostete es noch Mühe und langwierige Unterhandlungen, bis alle Widerstreben sich gefügt hatten und man (Ende 1601) Viron berufen konnte, einen neuen Bündnißvertrag endgültig festzustellen. Er wurde geschlossen auf die Dauer des Lebens des Königs, des Dauphin's und noch auf fünf Jahre darüber.¹⁾ Aber er kam dem König sehr zu stehen: außer den bedeutenden Jahrgeldern mußte Frankreich noch von den Summen, die es angeblich den Schweizern etc. drei Millionen abzahlen.

Dagegen verhinderten die Spanier wenigstens die Erneuerung französischer Allianz mit den Graubündnern. Fuentes hatte sich diesem Behufe eines sehr einfachen Mittels bedient: er hatte sich jeden Handelsverkehr zwischen dem Mailändischen und Graubünden verboten, und dadurch kam das letztere in solchen Mangel am Nothwendigsten, daß es sich den spanischen Wünschen fügte. Graubündner stellten also de Vic so übertriebene Bedingungen, derselbe genöthigt war, sie abzulehnen.²⁾

Noch mehrerer anderer nicht unbedeutender Erfolge hatten die Spanier in dieser Zeit zu rühmen. Nachdem sie durch den Frieden von Venedig in Italien freie Hand erhalten hatten, nahmen sie dort ihre Operationen, sich allmählich die ganze Halbinsel unterthan zu machen, mit großem Eifer und vielem Erfolge wieder auf. Zum großen Nutzen Frankreich's machten sie dort einen der kleinen Fürsten nach dem anderen von sich abhängig. Heinrich IV. mußte jetzt doch einsehen, daß er die Wichtigkeit Saluzzo's unterschätzt hatte. Zuerst ließ er sich der Herzog von Parma dem spanischen Systeme an, in der Hoffnung dafür von Spanien eine Pension von 15,000 Scudi für sich selbst und eine von 6000 Scudi für den Kardinal Farnese

¹⁾ P. Matthieu, II. 78 A ff. — Sully, Oec. roy., ch. 103, p. 369. — Dep. Tassili v. 10. März 1602. — De Thou, I. 129, p. 987.

²⁾ Matthieu, II. 84 A. B.

erhielt.¹⁾ Auch der Herzog von Modena und der Fürst von Mirandola begaben sich unter spanischen Schutz;²⁾ selbst der Papst wurde eifersüchtig über diesen glücklichen Schachzug der spanischen Politik.³⁾ Der Herzog von Modena versprach dabei vollständigen Gehorsam gegen den König, freie Passage für dessen Truppen im Kampf mit gesammelter Macht gegen dessen Feinde. Er erhielt für spanischen Schutz und jährlich 12,000 Scudi nebst dem Recht für zehn Kapitäne. Ähnliches versprach und erlangte der Fürst von Mirandola, doch bekam er von Spanien jährlich nur 6000 Scudi. Das Wichtigste aber war, daß Fuentes sich des Gebietes und besonders des Seehafens Finale bemächtigte. Besitzer der Markgrafschaft Finale war die Familie Carretto. Das Ländchen umfaßte 33 Dörfer, vor allem machte aber die Hauptstadt die Gewandlichkeit der Markgrafschaft den Spaniern wünschenswerth. Die Stadt Finale liegt an der Riviera di Ponente, ungefähr zehn Meilen von Genua. Die Oberstadt, von einem Kastell geschützt, zog sich auf einen Hügel hinan in Mitten einer wilden Felsenschlucht überragte die am Meere gelagerte Unterstadt, Marina. Die Spanier beabsichtigten schon lange, sich dieses Ortes zu bemächtigen, erstens einen Hafen für das Herzogthum Mailand zu besitzen und zweitens die Republik Genua von dem französischen Gebiete zu trennen.

¹⁾ Dep. Marino Cavalli's v. 29. Okt., 12. Nov. 1601; bei Bar. c. I II., I. 40.

²⁾ Heinrich IV. an de Fresnes, 27. Dez. 1601; Lettr. miss., V. 75.

³⁾ Erzherzog Albert an Lerma; Navarrete's Colleccion XLII. 420.

⁴⁾ Der Vertrag zwischen Fuentes und Cesar de Este von Modena ist vom 31. Mai 1601, der zwischen dem ersteren und Federigo Pico v. Mirandola vom 12. Juni 1601. Beide sind abgedruckt bei D. Jose Antonio de Bertodano, Colleccion de los Tratados, Reynado de Felipe III., pp. 83 f., 98 ff. — Nach dem Tode Federigo's i. J. 1602 wurde die Liga zwischen Spanien und Mirandola mit dessen Bruder Alessandro am 28. Okt. 1602 erneuert; ibid. 162 ff. — Die Einzelheiten über diese Verhandlungen finden sich in Briefen de Fresnes' an Rosny vom 18. Nov. und an Sillery v. 30. Nov. 1601; Lettres et ambassades de M. Philippe Canaye de Fresnes, pp. 35 f. 52.

ets den Daumen auf das Auge drücken zu können; des-
 n auch die Genuesen, obwohl sie augenblicklich Spanien
 en waren, es doch stets von Finale fern zu halten gesucht.
 ipp III. oder vielmehr Fuentes lehrten sich an die Be-
 und Bitten der treuen Allirten nicht und beschloßen nun-
 des Marchesats um jeden Preis zu bemächtigen. Die Art
 , wie sie dies ausführten, ist wieder sehr charakteristisch für
 ige Zeit und besonders für die spanische Politik. Sie gaben
 r, der gegenwärtige Markgraf Garretto habe seine Be-
 n einer schlimmen Krankheit dem Könige von Spanien ge-
 eitenß aber, er habe sie dem Fürsten Doria vermacht, und
 ügte sich selbstverständlich mit einer Entschädigung im Königs-
 el. Unter diesen Vorwänden, gegen welche der Markgraf
 stirft hat, und die schon deshalb ungenügend waren, weil
 h dem Aussterben des Mannsstammes an das H. Römische
 en Lehn es war, zurückfiel, ließ Fuentes seinen Neffen Diego
 und Don Sancho de Luna (Auf. 1602) mit 3000 Spaniern
 einrücken. Die kleine Besatzung des Kastells, 64 deutsche
 te, wurde leicht durch Auszahlung des rückständigen Soldes
 , so daß sie die Festung sofort übergab. Einstweilen
 dieselbe Don Pedro de Toledo mit 200 Spaniern gelegt,
 m 100 Mann verstärkt wurden; auch das nahe Milefino
 upirt. Der rechtmäßige Besitzer nebst seiner Familie
 t das kaiserliche Hofgericht verwiesen, wo sie aber um so
 was auszurichten vermochten, als der Kaiser durch spani-
 zur Billigung von Fuentes' That bewogen wurde. Der
 er Spanier, Finale zu einem bedeutenden Handelshafen,
 enua konkurriren könnte, zu machen, scheiterte indessen an
 ist der Vertiklichkeit.¹⁾ — So gerieth ein Theil Italien's

besonders Relaz. di Fr. Soranzo, 107; dann P. Matthieu, II., 86 B f.
 . I. 129, p. 971. — Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye, I. 123 f.

nach dem anderen in die Gewalt des unersättlichen spanischen Kolosses, freilich im Grunde mehr zu dessen Schaden als zu dessen Nutzen.

Ueberhaupt that sich im Beginne des Jahres 1602 unter den Spaniern in Italien eine große Müßigkeit kund. Der Führer der unglücklichen Expedition nach Algier, der Fürst Doria, hatte — wie erwähnt — seine Entlassung genommen; an seine Stelle wurde jetzt der kräftige Juan Cardona gebracht. Zugleich wurde die spanische Flotte in Neapel und Genua auf einen stärkeren Fuß gesetzt, als je zuvor: in Mailand, Neapel, Sizilien, selbst in Mantua, Modena und Parma wurden zu diesem Zwecke Aushebungen veranstaltet. An Landtruppen wurden 8000 Mann unter Spinola, 2000 Kosopolitaner unter dem Grafen Beglioso im Mailändischen aufgestellt.¹⁾ Dem Vorgeben der Spanier nach waren alle diese Rüstungen sehr natürlich und für die Ruhe Europa's gänzlich ungefährlich. Die Flotte war für eine neue Expedition gegen Algier bestimmt, die Landtruppen sollten durch Savoyen und über die Rhonebrücke von Grezin nach den Niederlanden abmarschiren, wo Erzherzog Albrecht in der That einen Klage- und Bitttruf über den andern wegen seines unumgänglichen Bedürfnisses an Truppen ausstieß.²⁾ Indes sie hätten nach all' dem Vorgefallenen diese Aeußerungen der Spanier nicht auf den entschiedensten Unglauben treffen müssen. Man war vielmehr allgemein der Ansicht, es gelte einen neuen großen Krieg gegen Frankreich, die Flotte sei gegen die Provence bestimmt, das Heer solle von der Franche-Comté aus Burgund angreifen; das Signal zum Kampfe solle in einem plötzlichen Anfälle Genf's durch Karl Emanuel gegeben, dann die Sache Spanien's und Savoyen's durch

¹⁾ Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. man Lettr. miss., V. 573 f., 576 f., 582 f., 590 f., 631 f.; Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye, I. 74. Ferner die MS. Depeschen Tassie' v. 26. März, 14. April, 9—15. Mai 1602 und die Consulta v. 27. Mai; Arch. v. Sim., K. 1426, 1605. — Gachet, P. Matthieu, II. 87 A ff., 99 B.; de Thon, I. 127, p. 971 ff.

²⁾ In Briefen an Verma v. 11. Mai, 14. Sept. 1601 u. 21. April 1602; Navarrete, Doc. ined., XLII., 398, 406, 420.

ruhen in Frankreich begünstigt werden. Diese Meinung war
 ht etwa nur in den unteren Schichten der Völker verbreitet, sie
 rde von den leitenden Staatsmännern Europa's, so auch von dem
 ngsösischen Könige selbst, getheilt. Mehrere Umstände nährten
 se Besorgnisse. Das Vorgehen gegen Vinala hatte soeben erst
 Rücksichtslosigkeit der Spanier in Verfolgung ihrer Interessen
 viesen. Die Franche-Comté war mit Soldaten angefüllt, und be-
 ders die Plätze an der französischen Grenze waren mit unge-
 hulich starken Besatzungen versehen. Im eigenen Auftrage des
 nigs Philipp hatte der Graf Peñarosa die nördlichen Gegenden
 i Navarra, Aragon und Roussillon bereist, überall die Grenz-
 apungen genau besichtigt und verstärkt. Der Herzog von Sa-
 en schien wieder auf das innigste mit Spanien verbunden. Zwei
 er Söhne schickte er an den Hof von Valladolid, um hier eine
 nische Erziehung zu empfangen und zugleich als Geiseln für die
 eue ihres Vaters zu dienen. Auch die savoyische Diplomatie war
 ieder von einer unheilverkündenden Thätigkeit. D'Albigny war
 a den Grafen Fuentes nach Mailand abgegangen, der Marquis
 Ar nach Valladolid selbst, de Feurny nach Rom, angeblich um den
 päpstlichen Segen für die Fahrt der savoyischen Prinzen nach Spa-
 nien zu erbitten. In Turin und in Mailand sprach man von nichts
 als von dem bevorstehenden spanisch-französischen Kriege. Ueberall
 ühmten sich die Spanier laut, es sei die Zeit gekommen, wo man
 ch an dem feyerischen Béarner wegen seiner schändlichen Begünsti-
 ung der holländischen Rebellen rächen könne. Auch in Frankreich
 erkte man, daß die seit lange im Dunkeln arbeitende Verschwörung
 en nahen Hauptschlag beabsichtige. Biron suchte auf die Sol-
 ten einzuwirken: Gemeine und Offiziere fanden an ihm einen
 itteligen Vorgesetzten, er beklagte ihr Schicksal, ging auf ihre Be-
 werden ein, verschärfte ihre Unzufriedenheit. Alle Provinzen, be-
 ders diejenigen des Südens, wimmelten plötzlich wieder von Men-
 en, welche die schlimmsten Gerüchte über den König aussprenkten.
 r Zweck der schon beabsichtigten Reise Heinrich's IV. in den

Regierung stets ihre Mitwissenschaft an dem Plane geleugnet und selbst den Papst bewogen hat, sich dafür bei Heinrich zu verbürgen.¹⁾ Indes dieß ist von geringem Gewicht, einmal weil der spanische Hof nicht anders konnte, als den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung zurückzuweisen; und zweitens weil Tassis auch die doch ganz unzweifelhafte Betheiligung Fuentes' an der Angelegenheit in Abrede stellte.²⁾ Heinrich IV. hat zwar, wenn es ihm paßte, selbst gesagt, der spanische König sei wohl unschuldig in der Sache;³⁾ aber es war dies nur politische Berechnung, weil ihm damals ein Krieg mit Spanien nicht genehm war, privatim gegen seine Vertrauten äußerte er sich ganz anders.⁴⁾ Daß bis zum Frieden von Lyon der König Philipp selbst wirklich die Verschwörung begünstigt hatte, konnte schon früher nicht zweifelhaft sein; jetzt aber, nach Benützung der Aufzeichnungen Eux' und Hebert's, ist es gewiß, daß er auch nach diesem Frieden derselben nicht fern stand. Zwar der Auftrag zu der Zusammenkunft in Dijon und die Absendung des Diamantfellsens an Biron dürften noch vor dem Bekanntwerden jenes Friedens in Spanien geschehen sein: dagegen die Berathung Philipp's mit seinem Beichtiger über die Frage, ob man sich mit den Hugenotten verbinden solle, und die bejahende Entscheidung derselben, sowie die Sendung eines Agenten Biron's nach Spanien von seiner Haft nach Calais aus fallen sicher in die Zeit nach der völligen Angleichung des Streites um Saluzzo. Es ist hierdurch bewiesen, daß Philipp sich von seinem Friedensseide nicht abhalten ließ, die Unruhen im Innern Frankreich's anzuschüren. Auch daß die Spanier später den Sekretär Biron's in ihrem Lande mit der

¹⁾ MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni 1602, Instruktion an Tassis v. 10. Sept. 1602; Arch. v. Sim., K 1605, 1451.

²⁾ MS. Consulta des sp. Staafter. v. 17. Aug. 1602; Arch. v. Sim., K 1426.

³⁾ MS. Dep. Tassis' v. 11. Aug. — Lettr. miss., V. 649.

⁴⁾ Eigene Briefe Heinrich's, Lettres miss., V., 628 f., 637, 659, 668, 693, 756, etc.

erhaltenden Pension von 100 Scudi monatlich unterhielten,¹⁾ dürfte es für ihre Unschuld bei jener Verschwörung zeugen. Nur zwei Umstände ließen sich zur Entschuldigung des Königs anführen. Die spanier konnten sich mit Recht beschweren, daß Heinrich im Widerstreite mit dem Frieden von Bervins die Holländer in ihrem Aufstande unterstützte, trotz aller Reklamationen von Seiten Spaniens. Er mochte dieses seine geheimen Umtriebe gegen die Ruhe des französischen Reiches nur als Repressalien bezeichnen.²⁾ Zweitens war es bei der Gemüthsart Philipp's nicht unwahrscheinlich, daß derselbe nicht gewillt war, sofort Empörung in Frankreich zu stiften, sondern die Verbindungen mit den französischen Unzufriedenen nur unterhielt, um sich derselben bei dem etwaigen Ausbruche eines Krieges gegen Frankreich zu bedienen, den man ja allseits für unvermeidlich nahe bevorstehend hielt.³⁾ Fuentes hatte dann nach dieser Weise die Dinge weiter getrieben, als es von der Centralisierung beabsichtigt gewesen war.⁴⁾ Und er konnte dies mit vollkommener Sicherheit. Fuentes war nämlich der einzige, dessen Einfluß auf den König und dessen Popularität Verma ernstlich fürchtete, und deshalb suchte derselbe ihn auf ehrenvolle Weise fern zu halten. Fuentes konnte also in seinem Gouvernement thun und lassen, was er wollte, ohne eine Abberufung von Madrid her oder gar eine Strafe zu fürchten zu haben. So verfuhr er denn in der That ungeachtet nach den Eingebungen seines politischen und religiösen Fanatismus.

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli, bei Bar. e. Berch., I, I 376. — Vergl. *ibid.*

²⁾ Lettr. et amb. de Fresnes - Canaye, I. 504 f. — Billeroy selbst gesteht ein, daß dieser Grund nicht ganz unberechtigt sei; *Verf.* an Oldenb., 26. Sept. 1602 (Deventer, Gedenkstukken, II. 336).

³⁾ S. Seite 172 f.

⁴⁾ Vgl. Brief de Fresnes' an Ancel, 4. Jan. 1602: Le comte de Fuentes quitte son gouvernement . . . voyant que son maistre ne luy veut mettre de brouiller comme il desireroit. (Lettr. et amb. de Fr., I. 84.)

Wie bedrohlich war für Heinrich IV. diese Verbindung in und äußerer Feinde! Seine Ehre und sein Leben, seine Dynastie, das ganze französische Reich standen auf dem Spiele. Der König sah sich deshalb zu ernstern Gegenmaßregeln genöthigt; Sonst wäre hier Untergang gewesen. Zunächst versuchte er, seiner bisherigen Weise getreu, es noch einmal, Biron selbst zu retten, ihn auf einen bessern Weg zu sich hinüberzuziehen und dadurch zugleich sich die Bekämpfung des populären Marschalls zu ersparen. Er bot deshalb Biron den Umtausch seines Gouvernements mit dem von Guyenne an, ja zur Belohnung wollte er ihm noch 200 000 Ecus und die wichtigen Schlösser Trompette und Blaye bei Voremschenken. So vortheilhaft auch dieser Vorschlag an sich war, er wies ihn zurück: er wollte eben nicht, wie Heinrich dies gemacht hatte, sich von der Nachbarschaft Mailand's und Savoyen's trennen.¹⁾ Nun blieb Heinrich allerdings nichts übrig, als sich allen Mitteln seines Reiches zu dem entscheidenden Kampfe zu widmen, mochte derselbe gegen innere oder gegen äußere Feinde oder gegen beide zugleich zu führen sein.

Er war über die Umtriebe im Schöße Frankreich's sowie deren Zusammenhang mit Mailand und Turin längst unterrichtet. In allen Provinzen hatte er „getreue Diener“, die ihn über Vorgänge in ihrer Umgebung stets auf dem Laufenden erhielten. Ihm zumal über das verrätherische Treiben von Biron's Agenten schon seit mehr als einem Jahre Bericht hatten zukommen lassen. Genauere Enthüllungen machte dann zuerst im Februar 1602 Guise, der Vertraute La Fin's, als er wegen der Ermordung des Oheims eingezogen wurde; hierdurch glaubte er sich zu retten.²⁾ Er wußte der König von den Verhandlungen der Verschworenen.

¹⁾ Matthieu, II. 100 A.

²⁾ Sully, Oec. roy., ch. 103 p. 367, ch. 109 p. 393. — P. Matthieu, II. 107 B.

³⁾ Winwood an Cecil, 14. Juni 1602, nach den eigenen Aussagen Heinrich's an ihn, Winw. Mem., I. 418.

Mailand und Como und kannte sogar den Agenten Biron's in Spanien, Picote; er trug seinem Gesandten in Venedig, de Fresnes-Canaye, auf, jenen Menschen, der sich damals in Venedig befand, geheim beobachten zu lassen. Der Graf Martinengo, ein Minister des Herzogs von Savoyen, berichtete über den Gang der Verschwörung heimlich nach Paris, natürlich gegen gute Bezahlung.¹⁾ Aber immte Beweise hatte Heinrich noch nicht in Händen, über die Art und das eigentliche Ziel der Verschwörung war er nicht unterrichtet, kurz, er wußte noch nicht, wie er seine Feinde greifen sollte. Sollte er auch hierüber Licht erhalten.

Nach der Rückkehr von seiner Gesandtschaft nach der Schweiz: Biron nicht an den Hof gegangen, um über deren Verlauf zu berichten, sondern hatte sich unter nichtigen Vorwänden in sein Gouvernement zurückgezogen. Der König glaubte hierin die Absicht des Marschalls zu erkennen, nunmehr an die Ausführung seiner Pläne zu gehen, und da er von dem Zerwürfniß zwischen La Fin und Biron vernommen, so forderte er den Ersteren auf, sich an den Hof zu begeben, in der sichern Hoffnung, derselbe werde ihm Genaueres über die Pläne des Marschalls mittheilen. Nach Empfang dieses Befehls machte La Fin noch einen Versuch, seinen Vortheil mit dem Ansehen seines Verwandten und früheren Freundes in Uebereinstimmung zu bringen: er schickte an denselben, ließ ihn seine bevorstehende Reise zum Hof wissen, fragte bei ihm an, wie er sich dort zu benehmen habe, beschwor ihn aber zugleich, ihm Renazé, seinen Sekretär, wieder herauszugeben. Biron antwortete: La Fin möge sich am Hofe nicht einschüchtern lassen; er solle seine Reisen nach Italien mit der Wallfahrt entschuldigen, seine Papiere verstecken oder vernichten. Er könne von den Plänen Spaniens und Savoyens keine Andeutungen geben, zugleich aber dem Könige sagen, weder

¹⁾ Briefe Heinrich's an de Fresnes; Lettr. miss., V. 574, 615, 624. — De Fresnes hatte zuvor dem Könige über La Fin's Aufenthalt in Mailand berichtet (am 19. Jan.); Lettr. et amb. de Fresnes-Can., I. 98 f. Fernere Verhandlungen hierüber ibid. 104, 107 ff., 140.

er — La Fin — noch Biron wären auf dieselben eingegangen. Von Renazé möge er nie wieder sprechen, derselbe sei so gut wie todt.¹⁾ Wirklich glaubte Biron, daß Karl Emanuel den unglücklichen Sekretär aus dem Wege geräumt habe.

Ließe sich wohl eine thörichtere Antwort denken? La Fin, bereits erbittert über Biron's Undankbarkeit und den Einfluß des Biron's Lux auf denselben, erfuhr also nun, daß er selbst kaum durch seine eigene Klugheit der tödtlichen Falle entgangen sei, in der sein treuester Diener das Leben verloren; von irgend einer Belohnung für sein etwaiges Schweigen war in Biron's Erwiderung auch nicht die Rede. Durch alles dies schwer gereizt, beschloß La Fin, seinen Vortheil auf einem anderen Wege zu suchen, in der Denunziation des Marschalls vor dem Könige.

In der Mitte des März kam La Fin an den Hof und offenbarte dem Könige und dessen Vertrauten Alles, was er von der Verschwörung wußte. Auch gab er ihm alle Briefe des Marschalls an den Herzog von Savoyen, und zwar in den Originalen; denn er hatte — ein doppelter Verräther — früher in leicht begreiflicher Absicht dem Herzoge immer nur die Kopien eingehändigt, die Originalien aber zurückbehalten.²⁾ Man sieht, mit welcher Unbedachtsamkeit Biron verfahren war: zuerst sich einem Menschen, wie La Fin, anzuvertrauen; dann, das Schweigen desselben nicht durch auch die schwersten Opfer zu erkaufen.

Heinrich, erschüttert durch die verbrecherische Tragweite der Pläne Biron's, wollte zuerst den Eröffnungen La Fin's keinen Glauben schenken, bis er durch die Dokumente, die derselbe ihm vorlegte, überzeugt wurde. Er erkannte die ganze Größe der Gefahr und traf sofort die nöthigen Maßregeln, um ihr zu begegnen.

Zuerst sorgte er dafür, dieselbe auf den möglich kleinsten Kreis

¹⁾ P. Cayet, 184. — P. Matthieu, II. 107. B. f.

²⁾ MS. Conf. des span. Staatér. v. 6. Juli 1602; Arch. v. Sim. I. 1426. — Vgl. Duplex, Hist. de Henri IV., p. 309 f.

beschränken, so viele Gegner, wie er nur konnte, einstweilen zu söhnen, bis er den Hauptschuldigen getroffen. So machte er Espernon, Bouillon und La Tremoille unschädlich. Ohne ihnen das geringste von den Enthüllungen La Fin's zu offenbaren, zeigte er ihnen doch, daß er etwas von ihrer Betheiligung an einer Verschwörung wisse. D'Espernon gestand Alles und versicherte zugleich, Wahrheit gemäß, daß er schon lange der Verschwörung ferngeblieben; er verpflichtete sich, sechs Monate hindurch bei dem Könige zu bleiben, und verpfändete seinen Kopf für seine Treue. Bouillon, dessen böses Gewissen ihn zu einer heftigen und lärmenden Verteidigung veranlaßte, ging zwar heimlich mit La Tremoille in die Provinzen ab; da aber der König ihnen sofort folgte, hielten sie sich dort ruhig.¹⁾ — Dann bemühte sich Heinrich, den Spaniern die Entdeckung der Verschwörung zu verbergen, um sie nicht zu rechtzeitigem Vosschlagen zu veranlassen. Als sich in diesen Tagen Kriegsgerüchte verbreiteten, bestellte er dem spanischen Botschafter, ob ein Krieg sei die Jagd, und lud ihn zu einer solchen ein. Außerdem ließ er absichtlich Don Juan de Tassis etwas von dem Umstande merken, daß er soeben die englischen Anträge zu einer Offensivallianz gegen Spanien abgelehnt habe; doch beschwerte er sich zugleich bei dem Botschafter über die Rüstungen Spaniens in Italien.²⁾

Aber trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln konnten die Verschworenen und ihre Freunde im Auslande binnen kurzem zu einem neuen Schlage sich entschließen. Um diesem beizukommen, mußten ausreichende Streitkräfte aufgeboten werden. Nach dem Abzuge von Lyon war das französische Heer auf das niedrigste Maß zurückgeführt worden; jetzt aber wurden 12,000 Franzosen und 6000 Schweizer ausgehoben. Erstere wurden zur Ausfüllung der Lücken

¹⁾ Sully, Oec. roy., ch. 109 p. 394 ff. — De Thou, l. 128, p. 974.

²⁾ MS. Dep. Tassis' vom 26. Mai, 14. Apr. 1602; Arch. von Sim., 1605.

in den Regimentern, besonders dem der Garden, und zur Bildung neuer Truppentheile benutzt, während aus den Schweizern zwei besondere Regimenter formirt wurden. Die Garde und einige andere Abtheilungen zog der König um seine Person zusammen, um sich zu sichern und zugleich um jeden Augenblick dahin abmarschiren zu können, wo eine Gefahr drohe. Das erste Regiment der Schweiz wurde nach Dauphiné, Provence und Langued'oc beordert, das zweite nach Burgund, Champagne und Picardie: wie man sich erinnert wird, waren es der Süden und Osten, die von der Rebellion besonders durchwühlt waren, und deshalb wurden gerade dorthin fremden Truppen gesandt. Die Provence sah man für den Bestimmungsort der spanischen Flotten von Neapel und Genua an, und deshalb erhielt sie eine weitere Garnison von zehn bis zwölf Kompagnien französischen Fußvolks, die in die Festungen vertheilt werden sollten. 2—3000 Mann rückten unter dem Marschall von Savardin an die Rhonebrücke bei Grezin, um den Uebergang der spanischen, angeblich nach den Niederlanden bestimmten Streichkräfte zu überwachen oder auch, wenn es so besser schiene, gänzlich zu hindern. Ein französisches Regiment von zehn Kompagnien unter du Bourg l'Espinasse und ein zweites unter Nerestan, die noch aufzuheben waren, sollten Savardin nach Burgund folgen. Ebenso wurde eine bedeutende Menge Kanonen aus den Arsenalen von Paris und Lyon dorthin beordert. Lyon sollte der Stützpunkt für die Vertheidigung des Südostens werden. Der Gouverneur, der für den Sommer einen Landaufenthalt hatte nehmen wollen, mußte eiligst nach dieser Stadt zurückkehren und sie vollständig in Vertheidigungsstand setzen. Der Marschall Lessdiguières in der Dauphiné sollte gleichfalls seine Truppen mobilisiren, die Bewegungen Spinola's beobachten und entweder Savardin oder Lyon zur Hülfe ziehen, je nachdem die Umstände es verlangten. Außerdem wurden der Herzog von Guise, Statthalter der Provence, der Connétable Montmorency, Statthalter des Langued'oc, der Herzog von Ventadour, Statthalter des Limousin, angewiesen, für die innere und äußere Sicher-

ihrer Provinzen Sorge zu tragen, gleichfalls Truppen auszu-
n und dieselben an den Landesgrenzen aufzustellen.¹⁾ — So
altete Heinrich IV. die ganze Energie, die elastische Thätigkeit
es energischen Geistes und eisernen Temperaments, sowie alle
organisatorischen Fähigkeiten, die ihm in so hohem Maße eigen
en. Den äußeren Feinden gegenüber waren die am meisten
nirten Punkte geschützt von der spanischen Grenze bis an die
ne und von hier bis an den Kanal; die inneren Feinde waren
strengsten Aufsicht unterworfen, und der schlimmste von ihnen,
on, fand sich zwischen den schweizerischen und den französischen
ppen des Königs völlig eingeschlossen und durch Lavardin und
a von Savoyen und Spanien getrennt. In der Mitte dieses
vebes aber befand sich der König an der Spitze von 5—6000
erlesenen Soldaten, um überall dahin abzugehen, wo der Feind
st das Haupt erheben sollte. — Um Fuentes und dessen Allirten
Italien begegnen zu können, forderte Heinrich im April die Be-
aner zu einem Defensivbündniß auf.²⁾

Und nun brach er (17. April 1602) von Paris auf, um die
ufriedenheit und Empörungslust in den südlichen Provinzen zu
tügen. Mit einer verhältnißmäßig beträchtlichen Truppenmasse
ab er sich zuerst nach Blois, von da mitten in den Herd der
uerverweigerung, nach Poitiers. Von dieser Stadt aus sandte
den Präsidenten von Rambleville nach Limoges, Rosny nach
Rochelle. Er selbst und ebenso seine Abgesandten verfahren mit
ger Milde; nur in Limoges fand eine Bestrafung der Räbels-
er Statt.³⁾ Sonst aber wurde den Bevölkerungen zu verstehen
eben, daß sie sich nur augenblicklich dem Gesetze unterordnen

¹⁾ MS. Dep. Tassis' vom 15. Mai; Arch. v. Sim., K 1605. — Die betr.
nungen des Königs Lettr. miss., V. 551 f., 575, 582 f., 591, 631. —
latthieu, II. 110 A B, 130 B.

²⁾ Dep. Fresnes v. 14. Aug., 8. Mai 1602; L. et amb. de Fr.-Can.,
3 ff., 255.

³⁾ Bgl. Lettr. miss., V. 596 f.

möchten, daß aber in einer nahen Zukunft die *Pancarte* b
 werden würde. In der That wurde dies im November d
 Jahres ausgeführt; die verhaßte Abgabe wurde abgeschafft und
 einige anderweiten Steuererhöhungen nur theilweise ersetzt.¹⁾
 während der König so die Gemüther seiner Untertanen dur
 leichterung ihrer Lasten beruhigte, wandte er sich auch an d
 formirten und beseitigte durch seine Erklärungen und Zusage
 Befürchtungen, so daß sie ihn von neuem ihrer Ergebenhe
 sicherten.²⁾ Das war eben das Große und Volksthümliche an
 rich IV., das hat ihn für immer zum Liebling seiner Nati
 macht: auf der einen Seite das kluge Eingehen auf ihre W
 auf der anderen der Zauber seiner Persönlichkeit, diese Liebend
 keit, der Niemand zu widerstehen vermochte, vom Herzog bi
 Bauer. Bei Jedem wußte er die richtige Seite anzuschlagen
 hat wohl überhaupt nie einen Menschen gegeben, der — in
 äußeren Wesen — so vollständig der Repräsentant des frangi
 Charakters und der französischen Weise gewesen wäre, wie S

So war der Widerstand der Sübprovinzen ohne Wid
 gebrochen, die Kluft, die sich zwischen König und Volk drohen
 gethan, war wieder geschlossen. König und Volk hatten gleich
 tereffe, es nicht zum äußersten zwischen einander kommen zu
 dieses brauchte Ruhe, jener Ergebenheit den Machinationen mä
 Ehrgeiziger gegenüber. Und nun, nach Sicherung der Gn
 nach Befestigung der inneren Ordnung, wandte sich das A
 merk Heinrich's dem Führer der Verschwörung zu, dem Ma
 Biron.

Derselbe war bereits halb entwaffnet. Außer den ob
 wählten Vorsichtsmaßregeln hatte ihm der König durch Noth
 seine gesammte Artillerie entziehen lassen, indem derselbe, als

¹⁾ Anciennes lois franç., XV. 276 ff. — Vgl. La Force, I. Cor
 p. 325.

²⁾ d'Aubigné, V. 11.

meister der Artillerie, vorschlugte, er wolle das alte Material durch neues ersetzen.¹⁾ So war der Marschall rings von einem Neze von Maßregeln umgeben, das ihn auf alle Fälle wehrlos machen mußte: aber der König wollte mehr, er wollte ihn unmittelbar in seiner Gewalt haben. Dazu war schon alles auf das listigste angelegt. Als La Fin seine Eröffnungen gemacht hatte, sagte der König zu dem Baron Lux, der gerade am Hofe anwesend war: „Ich bin sehr zufrieden, daß ich mit La Fin gesprochen und aus seinen Reden erkannt habe, wie falsch alle die Gerüchte über den Marschall von Biron waren.“ Hoch erfreut begab sich Lux nach Dijon, um dies Biron zu melden. Da, La Fin schrieb selbst an den Marschall, er habe in Betreff ihrer Pläne und Handlungen den König völlig zufrieden gestellt.²⁾

Ein sehr freundschaftlicher Brief des Königs vom 14. Mai³⁾ und die zweimalige Sendung eines früheren Freundes des Marschalls, d'Escures, vermochten trotzdem Biron nicht zu bestimmen, der Aufforderung des Königs gemäß an den Hof zu kommen; sein böses Gewissen ließ ihn sich möglichst entfernt von der Person des Monarchen halten. Endlich folgte er der erneuten Aufforderung, die ihm der Präsident Jeannin und sein eigener Verwandter, der Vidame von Chartres, überbrachten. Zwar rieth man ihm von der Reise an den Hof ab, d'Epernon ließ ihm eine Warnung zukommen, er möge lieber nach der Franche-Comté fliehen; aber er vertraute auf die Versprechungen des Königs, seine eigene Macht und seinen Einfluß, die Nachrichten Lux' und La Fin's, und auf den Umstand, daß er alle Papiere, die ihn irgend hätten kompromittiren können, durch den Legtern vernichtet glaubte.⁴⁾ Noch unterwegs er-

¹⁾ Sully, *Oec. roy.*, ch. 109 p. 396 f.

²⁾ P. Matthieu, 109 B. f. — P. Cayet, 185.

³⁾ *Lettr. miss.*, V. 594. — Vgl. die beiden anderen Briefe Heinrich's an Biron vom 31. Mai; *ibid.* 601 ff.

⁴⁾ La Force, *Mém.*, I. 140. — Dupleix, 309 ff.

hielt er verschiedene Rathschläge, umzukehren; indeß er ging doch weiter: auch würde er dadurch sein Schicksal nur beschleunigt haben, denn ohne daß er es merkte, machte er seinen Weg inmitten der reicher Kavallerieschwadronen. Am 12. Juni langte er bei Heinrich in Fontainebleau an. Der König glaubte schon nicht mehr an sein Kommen, und wollte nach wenigen Tagen aufbrechen, um mit einem Heere nach Burgund zu marschiren: „Ihr habt gut gethan zu kommen“, rief Heinrich dem Marschall entgegen, „denn sonst wäre ich Euch suchen gegangen.“ Troßdem bewies er Biron noch jetzt die größte Langmuth, zum Theil — wie schon erwähnt — aus politischen Rücksichten, aber zum Theil auch in Erinnerung an ihre alte Freundschaft. Er suchte deshalb alle möglichen Kunstgriffe anzuwenden, um Biron zu freiwilligem, reuigem Geständnisse zu bringen. Auch Rosny und der Graf von Soissons bemühten sich zu diesem Zwecke: alles umsonst. Biron fuhr zuletzt grob heraus, man dürfe ihn zufrieden lassen, er habe nichts zu gestehen, man dürfe einen Ehrenmann nicht so belästigen!

Da beschloß Heinrich, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und der Ruhe seines Staates und der Sicherheit seiner Dynastie ein großes Opfer zu bringen. Biron erntete endlich die Früchte seiner Verrätherei und zugleich der Thorheit, mit welcher er dieselbe betrieben hatte. Er und sein Vertrauter Auvergne wurden in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni verhaftet, ohne daß sich eine Hand zu ihrer Vertheidigung geregt hätte. Es war der vollendetste Triumph des Königthums. Nichts ist geeigneter, den ungeheuren Umschwung zu bezeichnen, der in der Anschauung des Volkes und selbst des Adels in den letzten fünf Jahren vor sich gegangen war, als die Geschichte dieser Verschwörung, welche, ganz dazu angethan, einen ungeheuren Brand über den größten Theil Frankreichs hervorzurufen, doch ohne Mühe erstickt wurde in demselben Augenblicke, als das Königthum sich mit Entschiedenheit gegen sie hob. Nach einem kurzen Augenblick des Zögerns stellten sich Großen, auch die Mitwisser um Biron's Plane, auf die Seite

gthums.¹⁾ Aber Heinrich war entschlossen, diesen Umschwung durch eine entscheidende Thatfache zum Ausdruck zu bringen. Er prahlte mit seinem Einflusse auch von der Bastille aus; und Edelleute, seine Verwandten, rief er aus, würden ihn rächen, man ihm ein Leid anthue!²⁾ Heinrich wollte nunmehr der Welt zeigen, daß er Biron, das Haupt von tausend Edel-
 a, den Führer der katholischen Partei, den Statthalter des rich-
 Burgund, den populärsten Heerführer, im Gefängnisse ebenso
 z fürchte, wie in der Freiheit.³⁾ Die Beweise für die Schuld
 n's waren reichlich vorhanden; zum Ueberflusse gelang es auch,
 zé aus der Zitadelle von Chieri zu befreien, und dieser be-
 te vollkommen alle Aussagen La Fin's. Die Verzeihung von
 wurde für juridisch ungültig erklärt, weil sie nicht in der ge-
 en Form ausgefertigt worden sei; ferner hatte Biron erstens
 großen Theil seiner Vergehungen dem Könige in Lyon nicht
 bart und also auch keinen Pardon für diese letztern erhalten
 zweitens nach Lyon seine hochverrätherischen Unterhandlungen
 egesetzt, so daß er schon für diese die äußerste Strafe verdiente.
 n wurde, obwohl er seine Unschuld bis zum letzten Augenblicke
 ich behauptete, zum Tode verurtheilt und am 31. Juli 1602
 hofe der Bastille hingerichtet.⁴⁾

Die Spanier erwarteten, daß diese Exekution das Signal zu

) P. Matthieu, II. 130 A. — Den Herzog von Sperron, als den Ge-
 chsten der Mißvergünstigten, ließ der König von der Gefangennehmung Bi-
 sofort benachrichtigen und versicherte ihm dabei: „Lebt mich immer, und
 erde Euch gnädig sein, wie ich es bisher gewesen.“ MS. Dep. Philipp
 ala's v. 17. Juni; Brüsseler Archiv.

) P. Cayet, 198.

) Schon am 7. Juli schreibt der König an Du Pleissis (Lettre de D. Pl.,
 : J'espère que la semaine ne se passera, qu'il n'y en (sc. de Biron)
 quelque punition exemplaire, qui assurant mon Estat à mes enfants
 ndra un chacun en son devoir.

) Man behauptete, der König habe von einem verborgenen Plage aus den
 sterverhandlungen gegen Biron belgewohnt; MS. Dep. Ayala's v. 29. Juli,
 rüsseler Archiv.

einer allgemeinen Erhebung der Katholiken sein würde; ¹⁾ ihre Entfälscher suchten schon während der Dauer des Prozesses das Volk durch Plakate aufzuwiegeln. ²⁾ Aber es blieb Alles still. Zwar läßt es sich nicht leugnen, das Volk hat an die Schuld Biron's nicht geglaubt und hat die Feinde desselben, besonders Rosny, beschuldigt, durch Intriguen den Tod des Marschalls herbeigeführt zu haben: unzählige anonyme Klage- und Spottlieder, die bei dieser Gelegenheit entstanden sind, bewiesen dies zur Genüge. ³⁾ Können wir uns doch noch jetzt des Mitgefühls nicht erwehren für einen Mann, dessen ruhmvolles Leben durch ein Verbrechen zu schrecklichem Ende geführt, welchem als Vergeltung für seine zahlreichen Heldenthaten schließlich der Tod durch Hentershand zu Theil wurde. So hat sich an ihm die Warnung Elisabeth's erfüllt! Merkwürdig; ohne uns derselben zu wissen, verglich Heinrich IV., in einem Briefe an die englische Königin, die Schuld und das Schicksal Biron's gleichfalls mit denjenigen von Essex. ⁴⁾ Aber so groß auch die Sympathie mit Biron waren, ein Aufstand ereignete sich nirgends; niemand wagte es, die Waffen gegen den Béarnier zu erheben, niemand wagte nur ein offenes Wort des Tadel's laut werden zu lassen. Die schuldigen Biron's in den Provinzen wurden aufgesucht, gefangen, gejezt, getödtet. Die Großen, die sich mit dem Marschall verschworen, machten so schnell wie möglich ihren Frieden mit dem Könige. Dieser zeigte sich, nach der strengen Bestrafung des schuldigen, gegen dessen Freunde auffallend gnädig. Eine Reihe von Aktenstücken, die viele vornehme Herren kompromittirten, war schon

¹⁾ MS. Conf. des sp. Staater. v. 28. Aug. 1602; Arch. v. Sim., K 146 - Matthieu, II. 171 A.

²⁾ MS. Ayala an die Erzherzoge; Brüsseler Archiv.

³⁾ MS. Suppléments vol. 911 der Bibl. Impér. zu Paris: *Stances sur la mort de Biron*; Sonet; Dialogue rimé entre Biron et La Fin; etc. - MS. Franç. ibid. vol. 6023 p. 21 b. - Vgl. Suppl. à l'Est., 337; MS. Ayala's v. 8. Aug. 1602, im Brüsseler Archiv.

⁴⁾ Brief Cecil's an Carew, 18. Juli 1602; *Letters of Cec. to Car.* ed. by John Maclean (London 1864, Camden Society), p. 118.

er vernichtet worden. Dem Prinzen von Joinville wurde, nach-
er ein umfassendes Geständniß abgelegt, einfach verziehen, da
Bergehen ein durchaus kindisches gewesen war. Auch der Graf
Auvergne erkaufte sich die Verzeihung durch eine vollständige
te, in welcher er besonders den Herzog von Savoyen und selbst
König von Spanien bezichtigte. Ja, dieser Königssohn ging
eit, zu versprechen, von nun an die Pläne der Spanier auspro-
und der französischen Regierung verrathen zu wollen. Freilich
er diese Zusage nachher nur benutzt, um Heinrich von neuem zu
ergehen.¹⁾ Der Lieutenant Biron's in Burgund, der Baron
erkannte die Unmöglichkeit des Widerstandes gegen die könig-
Macht, besonders da die Bewohner der Provinz sich bereit
n, den Marschall Lavardin mit Waffengewalt zu unterstützen.
unterwarf er sich denn gleichfalls und kam nach erhaltener Zu-
sung freien Geleites an den Hof, wo er noch nachträglich zur
ärung über die Pläne Biron's beitrug. Zum Statthalter des
igen Burgund wurde der Dauphin und zu seinem Lieutenant
garde ernannt, der von geprüfter Treue und mildem Charak-
war und auch nicht selbständige Bedeutung genug besaß, um
s gefährlich zu werden.

Nur noch Einer unter den Verschworenen widersezte sich den
lichen Befehlen, der Herzog von Bouillon; aber auch dieser
durch bewaffneten Aufstand, sondern nur durch Nichterscheinen
Jose. Auch gegen ihn beschloß Heinrich einzuschreiten. Doch
t die Darstellung dieser Ereignisse einem anderen Zusammen-
e an.

Die Verschwörung Biron's und ihre Unterdrückung ist von der
en Bedeutsamkeit für die gesammte weitere Geschichte Frank-

MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 24. Okt., 12. Nov. — Lettr. miss.,
36. — De Thou, l. 128 p. 983, 986. — Sully, Oec. roy, ch. 109, 110
, 404. — P. Matthieu, p. 172 B ff. — P. Cayet, 206 ff. — Suppl.
t., 339.

Mém. de Beauvais-Nangis, 38 ff.

Viertes Kapitel.

Scheinfriede. 1602—1605.

Heinrich's IV. Charakter; seine vorzüglichsten Minister. — England bietet Heinrich IV. ein Offensivbündniß gegen Spanien an, welches er ablehnt. — Heinrich's Friedensliebe. — Sein Verhalten zum türkischen Kriege. — Frankreich's und Spanien's Beziehungen während und unmittelbar nach der Entdeckung von Viron's Verschwörung. — England's Allianz noch einmal von Frankreich zurückgewiesen. — Letzter Versuch des Herzogs von Savoyen gegen den lyoner Frieden; die genfer Escalade. — Savoyen tritt auf Seite Frankreich's; großer Erfolg Heinrich's. — Spanien und Frankreich im Orient. — Heinrich IV. und die Moristen. — Vergeblicher Versuch Philipp's III., zu einem Einverständniß mit Heinrich IV. zu gelangen. — Graubündner Handel. — Neue Mißlichkeiten zwischen Spanien und Frankreich. — Entdeckung zahlreicher spanischer Intrigue in Frankreich; Nikolas l'Hôte. — Die Dinge in Graubünden gestalten sich günstig für Spanien. — Reunionsversuche Fuentes' in Italien. — Die italienischen Staaten nähern sich Frankreich. — Zwei Papstwahl in französischem Interesse. — Große Erfolge der französischen Politik in den letzten Jahren. — England dagegen schließt sich mehr Spanien an. — Gegenseitige Verdächtigungsversuche Spanien's und Frankreich's bei Jakob I. — Uebergang zu den inneren Ereignissen Frankreich's in diesen Jahren.

Heinrich VI. lebt im Gedächtnisse seines Volkes und in der Vorstellung der meisten Menschen als ein gutmüthiger Mann von heitrem miszigem Wesen, ein tapferer Haudegen, zugleich eifriger und geschickter Administrator, welchem man höchstens seine über-

ge Neigung zu den Frauen vorwerfen könnte: ein Tadel, der einen Landsleuten ihm halb und halb zur Ehre gereicht. Der e König Heinrich", der „muntere Galan", so heißt Heinrich IV. allein im Munde des französischen Volkes, als solcher ist er tens auch in die Geschichtsbücher übergegangen. Aber bereits bisherige Darstellung wird gezeigt haben, daß man sich von m Monarchen ein ganz anderes Bild zu entwerfen hat. Schon iger ist es, wenn man ihn als einen Sanguiniker zeichnet, mit e Vorzügen und Schattenseiten dieser Gemüthsart: aufgewecktem en, Heiterkeit und Wiß, schneller Entzündbarkeit, kühnem Muth, fliegenden Plänen, Verachtung des Kleinlichen, Großmuth gegen e Feinde einentheils; andrentheils Unbeständigkeit in seinen Neigen, Achtlosigkeit gegen Dinge und gegen Personen, Sinnlich- und Hang zur Ausschweifung. Gewiß waren diese die Grund- seines Charakters, denen man nur noch die intellektuellen Vor- einer klaren Einsicht und eines scharfen Sinnes für Tact, für in jedem Augenblicke, zu jeder Sache Gehörende und Passende zuzufügen hätte. Aber in der langen Schule des Unglücks, die rich in seiner Jugend und im Beginne seines Mannesalters zumachen gehabt, hatte sein Charakter eine wesentliche Verände- erfahren, zum Guten und zum Schlimmen. Da hatte er auer gelernt, zähe Beharrlichkeit, starres Festhalten an einem weit entfernten Zwecke trotz plötzlichen scheinbaren Abbiegens; atte er die Menschen geringschätzen und ihnen mißtrauen ge- sowie von Grund aus die Kunst der Verstellung und das essen aller Skrupeln im Kampfe mit dem Gegner. Indem beide Arten von Eigenschaften ineinander spielen, die ursprüng- und die angelernten, entsteht in Heinrich's Denk- und Hand- weise jene eigenthümliche Mischung, die uns das Verständniß e Persönlichkeit oft so sehr erschwert. Beide Arten gerathen g in Streit, durchbrechen einander und heben sich gegenseitig besonders in der letzten Zeit seines Lebens werden wir dies zu chten Gelegenheit haben. Im persönlichen Auftreten, im Ver-

lehre Heinrich's mit anderen Individuen kommt mehr sein eigentlicher Charakter hervor, dagegen auf die große Politik wendet er die Eigenschaften und Künste an, die ihn sein vielbewegtes Leben gelehrt hatte. Nur in einzelnen Ausbrüchen, in schnell verfliegenden Bravaden tritt hier Heinrich's rasches und feuriges Temperament an das Licht; im großen und ganzen erscheint er als vorsichtig, kalter, schlaue berechnender Politiker, der — ein hohes aber fernes Ziel im Auge — einstweilen nur verteidigungsweise vorgeht, jeden Fehler des Feindes klug benutzend, um denselben noch mehr zu isoliren; bis endlich Frankreich genugsam erstarrt, Spanien hinreichend vereinsamt sein würde, daß er den entscheidenden Schlag auszuwerfen könnte.

Heinrich allein bestimmte die äußere Politik Frankreich's; in beiden vorzüglichsten Helfer in derselben, der Staatssekretär Billeroy und Jeannin, hatten ihm gegenüber keine selbstständige Bedeutung. Sie waren fromme Katholiken, die einst der ligueurs Partei angehört hatten und erst zu Heinrich IV. übergetreten waren, als dieser katholisch geworden. Jetzt waren sie ihm treu ergeben, aber im Grunde ihres Herzens bewahrten sie ihre Sympathien für das fromme Spanien. So lange der König lebte, mußten sie sich seinem festen Willen und der Größe seiner Politik unterordnen; aber nach seinem Tode stellte es sich klar heraus, nach welcher Richtung hin ihr Herz sie zog. Diese Männer konnten also von Heinrich nur als Werkzeuge benutzt werden, und in der That wollten sie nur als solche gebrauchen. Und für diesen Zweck waren sie vortrefflich. Billeroy besonders, der fähigste von allen Gehülfen Heinrich's IV., war ungemein fleißig und thätig und von bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Umsicht bei Abfassung von Depeschen und Entwerfung von Instruktionen. Er hat hierin wahre Meisterarbeiten geliefert. Jeannin war ein überaus gewandter Unterhändler, unermüdlich, immer neuer Wege und Mittel voll, bald bescheiden und einschmeichelnd, bald stolz und in großen Phrasen sich ergessend. So nuzte Heinrich ihre Fähigkeiten und ihre Geschäftskenntnis

eine Politik, die eigentlich ihren Anschauungen schnurstracks zu-
r lief.

Sully hat in seinen Memoiren sich großen Einfluß auf den
g von Heinrich's äußerer Politik zugeschrieben. Freilich wurde
isweisen zu Rathe gezogen, besonders in den letzten Monaten
Heinrich's Leben; aber im allgemeinen war er auf die inneren
elegenheiten, besonders die Finanzverwaltung, beschränkt. Seine
en Verdienste auf diesem Gebiete werden wir später zu schildern
n, aber für die äußeren Verhältnisse kommt er wenig in Be-
t. Auch war er hier ganz ungeeignet. Maximilien de Bethune,
quis von Rosny — wie damals der spätere Herzog von Sully
hieß — verband mit großen Vorzügen: Geschicklichkeit, Einsicht
Verwaltungssachen, vorzüglicher Begabung in den Artillerie- und
Ingenieurwissenschaften, Eifer für seinen Herrn, zahlreiche Mängel,
ihn besonders für das diplomatische Fach untauglich machten.
war stolz, aufgeblasen, herrisch und absprechend, hart, voll uner-
licher Geldgier. Selten hat Jemand den Haß der Mitwelt so
sich vereinigt, wie Sully,¹⁾ um freilich dafür von der Nach-
über Gebühr entschädigt zu werden. Sully empfahl sich seinem
ige noch besonders durch seinen Indifferentismus in religiösen
gen; obwohl äußerlich Hugonott, hatte er dem König zu seinem
tritt gerathen und verkehrte viel und gern mit katholischen
lichen. Ja, er beging das in den Augen seiner Glaubens-
ssen unsühnbare Verbrechen, dem Papste den Titel „heiliger
r“ beizulegen!

Aber so brauchbar und wichtig diese Männer dem Könige auch
n, wesentlich regierte er selbst, und dankte nicht für die aus-
ige und nicht für die innere Politik zu ihren Gunsten ab.

Mit leichter Mühe, ohne Bürgerkrieg, war jetzt die Empörung
tigt, welche noch soeben die kaum hergestellte Ruhe Frankreich's

¹⁾ Vergl. E. 228; sowie MS. Suppléments 911 (Bibl. Imp. zu Paris):
ustrance faite à Mr. de Rosny, 1600.

bedroht hatte. Der Friede blieb nach innen und außen erhalten, und unter seinem Schutze entwickelten sich rasch die reichen Hülfquellen des Landes, wuchsen dessen Wohlstand und die Zahl seiner Bewohner. Während dessen erschöpfte sich Frankreich's Nebenbuhler, Spanien, in einem fortwährenden Kriegszustande. Bald — sehen wir — wurde eine mächtige Flotte ausgerüstet, um Algier anzugreifen, bald setzte sich ein Heerhaufe in Bewegung, um eine neue Provinz dem endlosen Reiche hinzuzufügen. Wie hätten da Kunst und Flotte verringert, die Steuerlast erleichtert, der Volksgestirnis die Künste des Friedens gelenkt werden können! Unaufhaltsam schritt Lerma seine Nation weiter auf dem abschüssigen Pfade, der sie zu Elend und Machtlosigkeit leiten sollte. Welch' ein Gegensatz zu der ruhigen, selbstbewussten, stetigen Politik des französischen Königs!

Aber die gefährlichste, allezeit offene Wunde am spanischen Staatskörper waren die Kriege mit Holland und England. Und der erstere; Jahr aus Jahr ein zehrte er an dem Vermögen und der Bevölkerung der Pyrenäen-Halbinsel. Doch auch England that den Spaniern durch seine Korsaren und durch seine großartigen maritimen Unternehmungen nicht wenig Schaden zu. Es ist erwähnt, wie das Kabinet von Valladolid diesen noch selbst vermehrte, indem es die unglückliche Expedition des Don Juan d'Autara gegen Irland ausrüstete. Dieses Unternehmen schadete den Spaniern in mehr als einer Beziehung. Elisabeth, die schon längst gewünscht, den Krieg mit ihnen zu beenden — hatten doch bereits im Jahre 1600 Verhandlungen zwischen englischen und spanischen Kommandanten in Boulogne stattgefunden — wurde durch den Donner der spanischen Geschütze in Irland auf unangenehme Weise aus ihren Friedens träumen erweckt. Sie beschloß, zum zweiten Male in ihrem Leben durch diese Vorspiegelungen der Spanier getäuscht, nun gründliche Rache an denselben zu nehmen. Sie sollten fühlen, daß die Freundschaft mit England keine geringe Sache sei; einen allgemeinen Krieg wollte sie gegen Spanien anstiften. Auf wen hätte sie da! Augenmerk eher richten sollen, als auf den französischen König! €

ie ihm (Januar 1602) ein Offensivbündniß gegen Spanien mit gesammter Kraft sollten beide Mächte gegen ihren gemeinsamen Feind vorgehen.¹⁾

Heinrich war damals in einer den Engländern gerade nicht thigen Laune; er war erbittert gegen sie wegen der unverschämten Aüberei, welche sie mit der größten Unparteilichkeit gegen die üe aller Nationen ausübten.²⁾ Indeß dieser Umstand würde ölich doch nur geringes Gewicht auf die Entscheidung des gs ausgeübt haben, zumal in einer so wichtigen Frage, ie hier an ihn herantrat. Ein Krieg im Bündniß mit Hol- und England gegen das fast aller Allirten entbehrende Spa- mußte allerbiugs für den französischen Monarchen viel Ver- des haben; indeß es machten sich doch bei ihm auch zahlreiche htige Gegengründe geltend. England versprach stets Großes, im Augenblicke der Gefahr ließ es — das hatten die früheren r gelehrt — die Wucht des Kampfes gern auf seine Verbün- fallen. Schon der Geiz der Königin, dann aber auch ihr und ihre Besorgniß jedem Erfolge ihrer Freunde gegenüber t keine kräftige Unterstützung derselben ihrerseits zu. Besonders man entscheidende Erfolge über die Spanier erringen würde, hätte Heinrich sicherlich auf die Engländer nicht mehr zählen n. Dieser Ueberzeugung gab Heinrich gegen Beaumont, seinen hafter in London, kräftigen Ausdruck, ja er sprach offen die rchtung aus, die englische Königin wolle mit ihren Allianz- gen ihn, den König, nur täuschen und hintergehen. Sie be- tige, Frankreich und Spanien in einen Krieg zu verwickeln, t sie ihre Kräfte gegenseitig aufrieben. Inzwischen wolle sie sich dem Kampfe ziehen, indem sie so bald wie möglich mit Spanien

¹⁾ MS. Dep. Tassis' v. 6. März 1602; Arch. v. Sim., K 1405. — Hein- V. an Beaumont, 13. Febr. 1602; Lettr. miss., V. 705.

²⁾ Vgl. die Relazion Nicoló Molin's an den venez. Senat (Bar. o Berol., 7): Gli Inglesi ... sotto pretesto di andar contro i nemici, depreda- anco le navi degli amici, como è pur troppo manifesto à V. S.

Frieden schließe, um so selbst das Heft in Europa in die Hände bekommen.¹⁾ Diese Angaben waren höchst wahrscheinlich übertrieben, den hauptsächlichsten Grund, aus welchem heraus Heinrich die englischen Anerbietungen zurückwies, verschwieg er seinem Abgesandten weißlich, weil das keine Sache war, die man der Welt schon offenbaren durfte. Die Ursache liegt in den Erwägungen, die wir eben als die leitenden in Heinrich's auswärtiger Politik kennen gelernt hatten. Er glaubte die Zeit für den Entscheidungskampf gegen Spanien, der dieses ganz demüthigen sollte, noch nicht gekommen, erst sollte Frankreich in langem Frieden seine Kräfte erfrischt und gestärkt haben, erst mußte Spanien vereinsamt sein in Europa, dann hoffte er dafür auch das Haus Oesterreich um so vollständig niederzuwerfen.

Und deshalb verhielt er sich den englischen Anträgen gegenüber sehr kühl und rieth seinem Gesandten große Vorsicht an. Nicht anzuweisen solle er die Eröffnungen der Königin, aber noch weniger bestimmt auf dieselben eingehen.²⁾ Immer dringender wurden die Aufforderungen Elisabeth's, auch Prinz Moritz von Oranien sich denselben an, da ihm begreiflicher Weise viel daran gelegen war, mußte, Frankreich zu offenem Kampfe gegen Spanien zu bestimmen. Immer glänzender wurden die Anerbietungen der Verbündeten: im Frühjahr 1602 wolle Moritz in das Feld ziehen mit 20,000 Mann holländischer Infanterie und 3000 holländischen Reitern, ferner mit 3000 Franzosen, 1500 Schotten, 6000 Engländern, die im Solde der Republik standen; außerdem verhoffte Elisabeth noch 8000 Mann zu der französischen Operationsarmee stoßen zu lassen.³⁾ Jedoch Heinrich war von dem einmal gefaßten Beschlusse nicht abzubringen. Er antwortete Elisabeth nicht gerade

¹⁾ Briefe Heinrich's an Beaumont; Lettr. miss., V. 608, 759 f.

²⁾ Heinrich an Beaumont, 13. Febr. (ibid. 751.)

³⁾ MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 27. Mai 1602, Dep. Laffa-
11. August 1602; Arch. v. Sim., K 1426. 1605.

nend, aber doch ausweichend.¹⁾ Der englische Agent in Paris hielt von Villeroi den deutlichen Bescheid: „der König für Elisabeth alles thun, was ihm möglich sei, mit Ausnahme, den Frieden zu brechen und sich offen gegen Spanien zu richten“.

Freilich hat sich Heinrich deshalb nicht etwa dem Hause Habsburg genähert, sondern wie er den offenen Krieg gegen dasselbe vertheidigt, so that er doch wieder alles, um ihm Schaden zu bereiten. Er hatte er dem Herzoge von Nevers erlaubt, dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe zu ziehen, und als der Sultan sich durch seinen ordentlichen Gesandten, den marseiller Arzt und Renegaten Ismaelemy Coeur, darüber beschwerte, wies Heinrich dies zurück. Das Vertrauen auf die Geneigtheit, welche ihm hier der französische Kaiser gezeigt hatte, ließ der Kaiser denselben um die Gewährung kräftigen Unterstützung gegen die Türken angehen. Die Gesandtschaft, die zu diesem Zwecke nach Paris kam, wurde sehr wohl aufgenommen — ihr Haupt wurde mit einer goldenen Schüssel beehrt — und empfing von Heinrich die schönsten Worte über seine Treue zur christlichen Religion und seine Ergebenheit für den Kaiser. Demselben thätliche Hülfe zu leisten, mußte Heinrich sich leider weigern, da der Zustand seines Reiches es nicht erlaube, dies auf bessere Zeiten verschieben. Mit diesem wenig tröstlichen Bescheide mußte die Gesandtschaft nach Wien zurückkehren. Aber That war Heinrich keineswegs gewillt, die alte politische und kommerzielle Verbindung Frankreich's mit der Türkei dem Hause Habsburg zu Liebe aufzugeben, eine Verbindung, die sein Reich vollkommener Vorkämpfer in Konstantinopel, de Brèves, soeben erst ernannt und wieder befestigt hatte. Im Gegentheil war es ihm um den deutschen Zweig der österreichischen Familie in fruchtlosem Streben gegen die Türken seine Mittel verzehren zu sehen; und so

¹⁾ Sehr ausführlicher, urkundlicher Bericht über die englisch-französischen Verhandlungen bei Siri, *Memorie recondate*, I. 129 ff. — Aerssen an Arnevelt, 1. März 1602; Deventer, Gedenkstukken, II. 310.

ermahnte er sogar durch Brèves den Sultan, seine Angriffe gegen den Kaiser eifrig und scharf fortzusetzen.¹⁾ Wie sich hiermit die so oft betheuerte Begeisterung Heinrich's für die christliche Religion verträgt, ist freilich schwer abzusehen. Ohne Skrupeln irgend einer Art, aber mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Ausdauer sehen wir Heinrich die Fäden seiner Politik nach allen Seiten hin knüpfen. In Deutschland, in Holland, in England, im Orient reitete er dem Hause Oesterreich Verlegenheiten und reichte die Feinde gegen dasselbe an, die eben dadurch seine eigenen Feinde wurden: ohne doch Frankreich's Mittel irgendwie für diese Zwecke abzunutzen. Frankreich brauchte eben äußeren Frieden, und das hat Heinrich fast ängstlich bewahrt, obwohl er gerade damals mannichfaltigsten und gerechtesten Veranlassungen hatte, ihn zu brechen.

Denn es war dies die Zeit der heimlichen Versuche Frankreichs und Karl Emanuel's, mit Hilfe Biron's und Bouillon's die Ruhe Frankreich's zu stören. Wir haben gesehen, daß die spanische Regierung und selbst Philipp III. Kenntniß von diesen Umtrieben hatten und dieselben sogar innerhalb gewisser Grenzen begünstigten. Und doch, wie sehr dürstete die spanische Nation nach Frieden, wie friedlich war in ihr die Gesinnung bis in die höchsten Kreise! Man erkannte die üble Lage des Vaterlandes, man war der Ursachen bewußt, durch welche es in dieselbe gerathen war. Zum ersten Male die Nachrichten von jener Verschwörung an den spanischen Staatsrath kamen — am 27. Mai 1602 — da theilte dieser die Meinung aus, die spanischen Agenten in Frankreich sollten die dortigen Katholiken zur Ruhe ermahnen. Spanien durfte nicht unterstützen, denn die Angelegenheiten in Flandern seien schlimm und im Schatze sei kein Geld vorhanden. Die Gefahr bei einem neuen Kriege Spaniens gegen Frankreich seien groß.

¹⁾ MS. Dep. Cassin. v. 26. April 1602. — Heinrich an Brèves und Fresnes-Canaye, 2. Apr., 11. Aug. 1602, 20. Jan. 1604; Lettr. miss., V. 653, VI. 681.

seinem Verhältniß zu dem doch höchst zweifelhaften Vortheile, man erhoffen dürfte.¹⁾ So urtheilte die erste politische Körperschaft der Monarchie! Leider waren die ehrgeizigen Minister Philipps III. wenig geneigt, diesen zugleich moralischen und klugen Vorschlägen Folge zu leisten. Während Heinrich IV., trotz aller Neigung zum absoluten Regiment, mit richtigem Verstandniß die Stimme seines Volkes hörte, setzten die leitenden Personen Spanien sich in thörichtem Hochmuthe über dieselbe hinweg.

Noch ehe die Verschwörung Biron's gänzlich enthüllt war, ließ Heinrich sich bei Don Juan Bantista de Tassis über die spanischen Umtriebe im Innern seines Reiches beschwert.²⁾ Tassis leugnete freilich alles ab, schrieb aber doch nach Hause um Instruktionen. Der Staatsrath zu Valladolid, der in das Geheimniß nicht eingezogen war, sprach die feste Ueberzeugung aus, weder der spanische König noch seine Minister hätten an jenem Unternehmen Theil und Antheil; Philipp III. möge ihn — den Staatsrath — hierin völlig beruhigen, damit derselbe danach seine Maßnahmen treffen könne. Indes obwohl der Staatsrath bei dem Könige immer noch auf eine solche Erklärung drang, ward sie ihm doch nicht Theil: ein übles Zeugniß für Philipp III. und Verma! Nach dem hin freilich stellten dieselben und ihre Agenten sich selbstverleumdlich höchst tugendhaft entrüstet über die Anschuldigungen, die Heinrich gegen sie erhoben. Durch den Herzog von Cessa, den spanischen Botschafter in Rom, wurde der Papst vermocht, sich sofort bei dem französischen Könige für die Unschuld der Spanier zu verbürgen. Auch Tassis mußte in diesem Sinne sich ausdrücken und so die Theilnahme des Grafen Fuentes an dem inzwischen ganz deckten Unternehmen beharrlich leugnen.³⁾ Am 12. August wieder-

¹⁾ MS. Consulta des sp. Staates. v. 27. Mai.

²⁾ Auch bei dem Papst; Siri, Mem. recond., I. 40.

³⁾ MS. Dep. Tassis' v. 9—15. Mai, 26. Juni; Consulten des sp. Staates. 27. Mai, 6. Juli.

holte der Herzog von Ossuna, auf seiner Durchreise nach Flandern von dem französischen Könige empfangen, ihm diese Betheuerungen.)

In der That stellte sich Heinrich IV., als ob er wenigstens in Bezug auf den spanischen Monarchen diesen Versicherungen vollen Glauben schenke. Wenn er anders gehandelt, wenn er öffentlich erklärt hätte, er halte den König Philipp für schuldig, die Verschwörung gegen seine Herrschaft und gegen sein Leben angeregt und begünstigt zu haben: wie hätte da der Krieg vermieden werden können! Welch' andere Antwort ließ sich auf solche Machinationen geben, als der Einmarsch französischer Truppen in Artois und Luxemburg, die Franche-Comté und Roussillon? Aber, wie schon mehrfach hervorgehoben, Heinrich hielt die Zeit für den Kampf gegen Spanien noch nicht für gekommen, und so vermied er es sorgfältig, denselben durch allzu brüste Erklärungen unumgänglich zu machen. Nur den Herzog von Savoyen und Fuentes beschuldigte er, von ihnen sei der Plan ausgegangen.

Aber trotzdem wollte der französische König den Spaniern zeigen, daß er sich vor ihnen nicht fürchte. Zuerst beabsichtigte er nach Unterwerfung von Burgund, mit zehn- bis zwölftausend Mann Infanterie, 1200 Reitern und vielem Geschütz nach der Picardie aufzubrechen, um dem Erzherzog in den Niederlanden und mit ihm Spanien selbst einen heilsamen Schrecken einzulößen;*) doch gab er diesen Plan später wieder auf. Um so mehr indeß war er entschlossen, fernere Umtriebe der Spanier in Frankreich kräftig zu verhindern.

Wir erinnern uns,*) daß im Beginn des Jahres 1602 in Italien eine bedeutende spanische Armee zusammen gezogen wurde, deren Bestimmungsort angeblich Flandern war; doch fürchtete man,

1) Siri, Mem. rec., I. 112 f.

2) MS. Dep. Tassie' v. 26. Juni. — Kerßen an Oldenbarneveldt, 3. Juli; Deventer, Gede nestukken, II. 323 ff.

3) Vgl. S. 212.

sie gegen Frankreich ausgerüstet sei. Seitdem war die Hauptstadt wirklich unter dem berühmten genueser Bankier Ambrosio nola nach den Niederlanden abmarschirt, aber nun (Ende Juni 2) sollten noch 2000 Neapolitaner unter dem Befehle von Brande die Rhonebrücke bei Grezin passiren. Heinrich indeß glaubte zu en — und wer könnte ihm nach dem Vorgefallenen einen solchen Verdacht übelnehmen? — daß diese Truppen bestimmt seien, an französische Grenze stehen zu bleiben und die Anhänger Vis in Burgund, die um diese Zeit sich noch nicht vollständig erwerfen hatten, zu ermutigen und heimlich oder öffentlich zu unterstützen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jenes Truppencorps einem solchen Zwecke bestimmt war, aber der König glaubte es weder wirklich oder wollte bei dieser Gelegenheit den Spaniern zeigen, daß er ihnen erforderlichen Falles auch entgegen zu treten tehe. Er beauftragte also den Marschall de Lavardin, welcher französischen Streitkräfte in Burgund befehligte, an die Rhone zu rücken und die Spanier an deren Ueberschreitung zu verhindern. Lavardin kam diesem Befehle sofort nach. Vergebens scherte Brancas, er habe keinen andern Auftrag und Zweck, als den Weges nach Flandern zu marschiren: auf die wiederholte Aufforderung Heinrich's hin sperrte Lavardin den Neapolitanern beharrlich die einzige Straße nach der Franche-Comté.¹⁾

Die Spanier nahmen aber dem französischen Könige diesen Schritt sehr übel! Laffis reklamirte sofort bei Heinrich, doch ohne Erfolg. Die spanische Regierung zeigte sich so entrüstet, als hätte sie mit den Feinden des Béarners in Verbindung gestanden. Der Herzog von Sessa wurde beauftragt, dem Papste diesen flagranten Friedensbruch des französischen Königs zu melden und ihm die ganze Schändlichkeit eines solchen Verfahrens, dem friedlichen vertragsmäßigen Benehmen Philipp's gegenüber, gebührend zu demonstern. Ernste Maßregeln wurden getroffen. Heer, Festungen

¹⁾ L. m., V. 639.

und Flotte sollten in Kriegsbereitschaft versetzt werden. Die Könige in Italien sollten rüsten, ebenso der Herzog von Savoyen. Dieser Letztere zeigte seinen Haß gegen Heinrich noch einmal, indem er vorschlug, er fürchte, daß Savardin es auf ihn abgesehen habe und spanische Garnison nahm. Tassiss wurde sofort beauftragt, die französischen Monarchen mit Krieg zu bedrohen, wenn er seine Befehle nicht rückgängig mache.¹⁾

Philipp III. oder vielmehr der Herzog von Verma schien in der That entschlossen, diese Verletzung des Friedens von Lyon, da die Spaniern die freie Benutzung jener Brücke zugesichert wurde, mit einem großen Kriege gegen Frankreich zu beantworten. Sie rechneten ohne Zweifel auf die Nachwirkungen der letzten Unruhen in dem Nachbarreiche, auf die angebliche Unzufriedenheit der französischen Katholiken wegen der Hinrichtung Biron's. Des Herzogs von Savoyen glaubten sie als Bundesgenossen sicher zu sein, und mochten sie auch auf die Unterstützung des Papstes hoffen, der durch alle möglichen Mittel gegen Heinrich einzunehmen sich bemühte. Während also die friedliche Stimmung der spanischen Nation in den Verhandlungen und Beschlüssen des Staatsraths ausgetrieben tritt Philipp selbst überall in dieser Angelegenheit in schreiender Weise auf. An Tassiss ging von neuem eine ungemein scharfe Instruktion ab.²⁾ Der König ist sehr erstaunt über die Klagen Heinrich's IV., da er nichts gethan, was diesen erzürnen könnte. Es ist unmöglich, daß ein so offener Friedensbruch, wie die Verletzung des Marsches der 2000 Neapolitaner, ruhig ertragen werden kann. Tassiss soll sich darüber ernstlich bei Heinrich IV. beklagen und ebenso über die beständige Unterstützung, welche dieser den Spaniern

¹⁾ MS. Dep. Tassiss' v. 19. Juli; Arch. v. Sim., K 1605. — Göttinger MS. des sp. Staatsr. v. 17., 23. Aug.; ibid., K 1426. — Die spanische Armee in Savoyen bestand zunächst aus dem Terzo (Regiment) des Don Juan Luna und 6 Komp. Kavallerie, später rückte auch das Terzo des Raimondo Rostro nach Saluzzo; Lettr. et amb. de Fresnes-Can., I. 338.

²⁾ Am 10. Sept.; MS. Arch. v. Sim., K 1451.

gewährt, und soll es deutlich aussprechen, daß, im Falle Heinrich ein anderes Verfahren einschläge, sein König vor Gott Menschen gerechtfertigt sein würde, wenn er mit allen Mitteln die Sicherheit seines Staates Sorge trüge. In demselben Sinne schickte Philipp an den Herzog von Gessa. Dieser sollte alles Gute dem Papste berichten und denselben darauf aufmerksam machen, daß durch die Schuld seines Königs niemals ein Bruch des Friedens stattfinden würde, daß aber Philipp III. die Beleidigungen nicht mehr ertragen könne, die er bisher erduldet, und die Heinrich jeden Tag erdulden lasse.

Am demselben Tage — dem 10. September — wurde der Rath beauftragt, ¹⁾ zu berathschlagen, wie man die flagrante Verletzung des Friedens von Verbins durch Heinrich IV. rächen könne. Wir haben gesehen, wie König Heinrich zwar auf alle Weise den Habsburgern entgegen zu arbeiten suchte, wie er überall ihre Unterstützung suchte und anreizte: wie er aber auf der andern Seite, was ihn in einen offenen Kampf mit Spanien oder dem Papste verwickeln konnte, sorgfältig, ja fast ängstlich vermied. So that er denn auch bei dieser Gelegenheit. Sowie er die Vermittlung der Spanier über die Vorfälle an der Rhonebrücke erbat, begann er zurückzuweichen. Schon am 11. August konnte er seinem Könige melden, daß Heinrich den Weg nach Flandern den Neapolitanern geöffnet habe, weil er eingesehen, daß sie keine andern Absichten hegten. ²⁾ Zwar erklärte Heinrich wenige Tage später, obwohl er den Rückzug Savardin's und die Oeffnung der Rhonebrücke anbefohlen, sei er doch gezwungen, die letztere von neuem zu schließen, wenn Fuentes seine Umtriebe noch weiter fortsetzte: in der That war nur ein Versuch, seinen Rückzug in dieser ganzen Angelegenheit zu decken. Denn als die Spanier sich auch dies nicht lassen wollten, sondern sich deshalb weiter bei dem Papste

MS. Arch. v. Sim., K 1426.

MS. Dep. Tassis' vom 11. Aug.

befchwerten und mit ihren Kriegsdrohungen fortführen,¹⁾ da Heinrich von jeder kriegerischen Haltung ab und schlug plötzlich so friedliche Sprache an, wie die Spanier sie nur wünschen konnten.

Zwei Umstände trugen hierzu mächtig bei. Erstens das Würfniß des französischen Königs mit Bouillon, dessen Folgen einstweilen noch gar nicht absehen ließen; und dann die Intervention des Papstes. Klemens VIII. war unablässig bemüht, den Frieden in der Christenheit aufrecht zu erhalten, wo möglich aber Bündniß zwischen den beiden größten katholischen Mächten zu Stand zu bringen, das den völligen Sieg des Katholizismus in Europa hätte herbeiführen müssen. Immer von neuem verbürgte er sich dem französischen Könige, wenn dieser bei ihm über die spanische Klage führte, für die Unschuld Philipp's III. an der Verhaftung freilich konnte er sich hierbei auf keinen andern Beweis stützen, auf die Versicherungen der Spanier selbst. Auch sandte jetzt Papst durch einen seiner Kämmerer, den Polen Donasinski, der ihn ausgelieferten Leute Nochefot's an den König zurück und ihn durch jenen ermahnen, nunmehr zur Erzielung eines vollständigen Einverständnisses einen neuen Gesandten an des abberufenen Nochefot's Stelle nach Spanien zu senden.²⁾ Zuerst machte Heinrich deutende Schwierigkeiten und schüzte vor, er könne nicht einen Gesandten, der als Ausdruck der Freundschaft gelte, an einen König abschicken, dessen höchste Beamte die französischen Unterthanen gegen ihren Herrn aufstachelten und zur Empörung reizten. Als aber Papst immer von neuem in ihn drang und zugleich jene friedliche Stimmung bei Heinrich Platz griff, ging er auf die Wünsche Klemens VIII. ein und bestimmte (Oktober 1602) den Herrn von Rault zu seinem ordentlichen Gesandten in Spanien.³⁾

¹⁾ MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 12. Sept.

²⁾ MS. Dep. Ayala's v. 29. Juli 1602; Brüsseler Archiv (f. 1. Buch).

³⁾ MS. Dep. Caffie' v. 26. Juni, 24. Okt. 1602. — L. m., V. f. 648 f. — Siri, Memorie recondite, I. 44. 111 ff. — Depesche Bini v. 7. Juli; Mem., I. 425.

Es kam noch hinzu, daß Heinrich erfahren mußte, wie er bei n etwaigen Kriege gegen Spanien auf die Mithülfe der mächtigen italienischen Staaten, Venedig's und Toskana's, nicht im mindesten zählen könne. Denn diese hatten eine solche Angst vor der französischen Macht, daß sie es nicht einmal wagten, dem französischen Könige wegen der Entdeckung und Vereitelung der Biron'schen Verschwörung Glück zu wünschen!¹⁾ Sie waren nämlich fest überzeugt, Philipp III. sei an derselben theilhaftig.

Und wenn Heinrich IV. ferner erwog, wie sein Reich eben erst genauer Noth einer gewaltigen Erschütterung entgangen sei, wie es doch immer in demselben mehrere ihm feindliche Faktionen gäbe, nöthig seine Unterthanen Ruhe und Friede seien: so mußte er er That bedacht sein, die zwischen ihm und Spanien bestehenden Schwierigkeiten lieber aus dem Wege zu räumen, als sie immer anwachsen zu lassen. In den Briefen an seine Gesandten ist Heinrich sich sehr offen über diesen Gegenstand aus. Er schreibt er, keine Beweise, daß der König von Spanien die Verschwörung im einzelnen gekannt habe, wohl aber sei derselbe im Allgemeinen von ihr unterrichtet gewesen. Er, Heinrich, stelle sich sich an, als ob er den Unschuldsbetheuerungen Philipp's Glauben schenke. Denn wenn er sie als unwahr bezeichnen wollte, dann würde er Rache nehmen und zum Degen greifen. Aber wenn er gegenwärtigen Zustand seiner Reiche und denjenigen seiner Nachbarn betrachte, dann sehe er wohl, daß er sich zu seinem eigenen Nutzen mit Mäßigung und Langmuth benehmen müsse.²⁾ — In That, Holland war auf seinem eigenen Gebiete vollauf beschäftigt, England war unzuverlässig, Venedig und Toskana lau, der Kaiser eher dem Gegner günstig, Savoyen sicher ein hartnäckiger Feind, das eigene Reich schwach und von verrätherischen Faktionen

¹⁾ L. m., V. 650: Instruktion an de Fresnes-Ganaye, v. 11. Aug.

²⁾ L. m., V. 650, 659, 671: Instruktionen an de Fresnes v. 11., 18. Aug. in den Baron de la Tour, Gef. in Schottland, v. 17. September.

tionen durchwühlt: alles Gründe, welche den König mit zwi Gewalt zur Bewahrung des Friedens veranlaßten!

So nahm er den Spaniern gegenüber, mit schneller W eine ganz versöhnliche Haltung an. Nachdem er soeben erst Juli) den immer wiederholten Anerbietungen der englischen : zu einer Offensiv- und Defensivallianz näher getreten war, er wenige Tage darauf seine betreffenden Erörterungen vö ründ.¹⁾ Ebenso schlug er die dringende Bitte der Holländer offenes Angriffsbündniß mit ihnen rund ab.²⁾ Auch seine (gegen die Spanier milberte sich. Als Tassis sich wieder über sein feindseliges Benehmen beschwerte, antwortete er ih gelassen und suchte sich zu entschuldigen. Freilich habe er gehabt, den 2000 Neapolitanern den Durchzug zu versperren ten doch hinter denselben noch große spanische Streitkräfte ! den! Aber der französische Monarch verlangte nicht mehr, wi kurz zuvor, die Bestrafung des Grafen Fuentes und dessen trauten, Don Mendo Rodriguez de Ledesma. Ueberhaupt brä sich bei dieser Audienz friedlich und zuvorkommend aus.³⁾

¹⁾ Instruktionen Heinrich's und Willeren's an Beaumont vom 18. 25 2. Aug.; Siri, Mem. recond., I. 143 ff.

²⁾ Depeschen Kerffen's an Oldenbarnevelt, v. 22. u. 26. Sept.; M I Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, II. 330 ff., 335 f.

³⁾ MS. Dep. Tassis' v. 1.—3. Okt. — Diesen Berichten Tassis' w Ausdrücken Heinrich's IV. selbst (s. oben Anm. 1) gegenüber, müssen d peischen Kerffen's an die Generalstaaten (angeführt von Motley, IV. 149 London 1867) v. 4. u. 18. Okt. über die angeblichen harten Auslassunge rich's gegen Tassis wegen Philipp's III. einfach als lügnertisch bezeichne den. Vielleicht hat Heinrich IV. selbst geprahlt vor dem holländischen schafter: wahrscheinlicher freilich ist, daß dieser übertrieben hat, denn er als ein Lügner bekannt; vgl. u. A. MS. Buzanval an Willeren, 5. Jan (Manuser. franç. der Bibl. Impér. zu Paris, vol. 15,953), Dumaouriet a sieulr, Nov. 1613 (ibid. vol. 15,955). — Herr Breche hat (im Anhang nen Negoc. de Buzanval, p. 429 ff.) die Vertheidigung Kerffen's un men. Aber abgesehen davon, daß er die Anklage, die auch Buzanval Kerffen erhebt, nicht gekannt hat, beweist er nur, daß Kerffen ein geschid plomat, aber keineswegs ein zuverlässiger Mann war. So urtheilt a venter (Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, III., Inleiding, p. XVI)

In Spanien war, wie bereits erwähnt, die Lust zum Kriege falls eine sehr geringe. So wenig man sich scheute, die Macht verhassten Nachbarlandes durch geheime Umtriebe zu schwächen, so scheute man doch den Ausbruch eines offenen Kampfes zu vermeiden, schon um das Zustandekommen eines Offensivbündnisses gegen Frankreich, Holland und England zu verhüten. Man bezog vielmehr, die versöhnlichen Aeußerungen des französischen Königs festzuhalten, mit Befriedigung aufzunehmen, sie in alle Theile zu verkünden und sie so viel wie möglich auszubeuten. Nach diesen Seiten hin konnten sie den Spaniern von Nutzen sein. Erstens konnten sie gebrauchen, um dem Papste und dem politischen System von ganz Europa dadurch zu erweisen, daß ja Heinrich IV. selbst von der völligen Unschuld des spanischen Königs an der Verschwörung Biron's überzeugt sei. Zweitens aber sollten jene ähnlichen Auslassungen benutzt werden, um auf Grund derselben die endliche Unterbrechung der französischen Hülfsleistung an die holländischen Rebellen zu verlangen.¹⁾ Besonders dies legte den Spaniern sehr am Herzen, und um es zu erlangen, glaubten sie die Farben recht dick auftragen zu müssen. Von den Machinationen gegen Heinrich's Herrschaft und Leben gingen sie in etwas ermäßigter Schnelligkeit zu den lebhaftesten Beweisen nachbarlicher Gefinnung gegen Frankreich über. Man kam Frankreich mehreren wichtigen Sachen freundlichst entgegen. Die spanische Regierung hatte schon längst beschlossen, Tassis abzurufen, der — seiner Meinung — der Würde des katholischen Königs zu viel

al zijne goeden eigenschappen als diplomaat, bezat Fr. Aerssen noch gave der discretie noch de kunst der voorzigtheid. — Wenn Marino Maffei in seiner *Devesche* v. 21. Okt. 1602 dieselbe Geschichte berichtet, wie wir gesehen, und zwar ganz in derselben Weise, so hat er sie offenbar von diesem; er setzt hinzu, er erzähle *nell' istesso modo che dal Re è stato comunicato a persona di qualità*. Zwischen Venedig und Holland bestand überhaupt ein sehr intimes Verhältniß.

¹⁾ MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 24. Okt.

vergebe und zu schwach gegen die Franzosen sei. Die Hauptsache aber war die, daß Tassis kein eigentlicher Spanier und dann überhaupt ein ruhiger, verständiger, von jedem fanatischen Vorurtheil freier Mann war. Man hatte zu seinem Nachfolger keinen andern bestimmt als Don Mendo Rodriguez de Ledesma, den Vertrauten Fuentes', einen Menschen, der erwiesener Maßen schon mehrere Raketen-Mörder gegen Heinrich IV. ausgesandt hatte. Derselbe wäre jedoch verständlich den Franzosen sehr unbequem gewesen, und Heinrich's Minister ließen dies auch Tassis wohl merken. Mit einer bei den Spaniern seltenen Zuverlässigkeit beschloßen dieselben nun, Ledesma durch einen andern Diplomaten, Don Baltasar de Zúñiga, zu ersetzen, welcher bisher als Vertreter Spaniens am Hofe des Erzherzogs Albrecht gelebt hatte.¹⁾ Er kannte deshalb die französischen Verhältnisse bereits genauer und hatte sich mit den gemäßigteren politischen Ideen erfüllt, die in der Umgebung des Erzherzogs in Brüssel vorherrschten. In Wahrheit stand er übrigens an Fähigkeit, Bedeutung und Umsicht Tassis weit nach. Jedenfalls zeugt diese Abänderung der ersten Ernennung von dem Willen der Spanier, dem französischen Könige versöhnlich entgegen zu kommen. Da, auf die wiederholten Erinnerungen Frankreich's ermahnt, die Regierung von Valladolid sogar den Herzog von Savoyen, seinem kriegerischen Muth und seiner unverwundlichen Lust an Intriguen einigermaßen den Zügel anzulegen.²⁾ Noch weiter ging man in Spanien. Der Herzog von Lerma nahm die Verhandlungen wegen einer Heirath zwischen dem Dauphin und der Infantin Ana wieder auf, und ließ durch den päpstlichen Nuntius in Madrid dem französischen Hof von seinen guten Intentionen in dieser Angelegenheit Nachricht geben. Heinrich nahm die betreffenden Eröffnungen vorsichtig, aber nicht ungünstig auf.³⁾ Alle Worte

¹⁾ MS. Dep. Tassis' v. 24. Okt. 1602; Conf. des sp. Staatsr. v. 6. Febr. 1603, nebst Apostille des Königs.

²⁾ MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 28. Jan.

³⁾ Perrons, Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV. et la régence de Marie de Médici; p. 15 ff.

und Thaten der Regierung von Valladolid zielten auf Herstellung eines guten Verhältnisses zu Frankreich.

So vielen Beweisen von der aufrichtigen Friedensliebe Spaniens gegenüber konnte auch Heinrich nicht umhin, demselben seine freundschaftliche Gesinnung auszudrücken. Er schrieb damals an seinen Gesandten in Venedig, Herrn de Fresnes-Canaye: „Es scheint, daß der König von Spanien beabsichtigt, mir mehr als je Grund zu geben, mit ihm in Frieden zu leben, und daß der Papst seine Hand dazu bieten will. Hierin wird man mich sehr zu einem Einverständniß aufgelegt finden, besonders wenn ich erkenne, daß man mit ehrlicher Absicht verfährt. Und in diesem Sinne mögen Sie zu dem Nunzius Seiner Heiligkeit, der in Venedig residirt, sowie zu allen anderen sprechen, die Sie danach fragen werden.“¹⁾ Man sieht, Heinrich gab sich den Anschein, als ginge er gern auf die Annäherung Spaniens ein, als wolle er freudig das Einverständniß mit dem bisherigen Rivalen anbahnen helfen. Ebenso drückte er sich auch direkt dem päpstlichen Nunzius in Paris gegenüber aus; er versicherte denselben, nie werde er zuerst den Frieden verlegen. Und um diese seine Gesinnung auch durch die That zu bewähren, bestrafte er einige Franzosen, die einen Einfall in das — damals bekanntlich zu den spanischen Niederlanden gehörende — Luxemburgische gemacht hatten.²⁾

So schien ein wirklich freundschaftliches und herzliches Verhältniß, wie es seit fast einem Jahrhundert nicht dagewesen, sich zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich anzubahnen. Die beiden einander bisher so feindlichen katholischen Großmächte näherten sich gegenseitig unter der Regide des Papstthumes; ein so lange vergeblicher Herzenswunsch des letzteren schien endlich auf dem Punkte, sich zu verwirklichen. Sollte aber dieses Einverständniß sich vollziehen, sollte die Wucht des in Europa noch so unverhältnismäßig überwiegenden Katholizis-

¹⁾ L. m., V. 681: Instruktion v. 30. Sept.

²⁾ MS. Dep. Tassis' v. 13. Dez.; Arch. v. Sim., K. 1606.

muß in der Hand des Parfumsmeß vereinigt werden: es war die neue Lehre und mit ihr der fröhlichere, freiere Geist der nation von den schlimmsten Gefahren bedroht. Es war in der That ein Moment von großer welthistorischer Bedeutung. Denen es die Habsburg waren im Begriff, sich unter dem Segen des päpstlichen Bischofs die Hand zu küssen. Und gegen wen konnte diese Politik sich anders wenden, als gegen die Protestanten? Dies war Heinrich IV. das ihm mehrmals beinahe zudringlich angedrungen Bündniß seiner früheren Freundin und Helferin Elisabeth jetzt von neuem zurück?*) Verließ er nicht um diese selbe Zeit die Sache des strasburger Donmarinels? Beischüßte er nicht bereits in seinen Gewässern die spanischen Galeeren gegen die englischen Schiffe?**) War dies alles Wirklichkeit oder Schein? erste Täuschung oder Täuschung? Es schien ganz das erste, ganz aufrichtige Entgegenkommen der gesammten französischen Politik. Suchte doch Heinrich dieses Einverständnis mit Spanien sogar auf die damals noch so feste und sichere Basis der Familienverknüpfung zu gründen. Der Papst, stets eifrig um die Herstellung von Frieden und Freundschaft zwischen den beiden großen katholischen Mächten besorgt, hatte das Entgegenkommen Verma's benutzt, um in Paris und Valladolid gleichzeitig auf die Möglichkeit einer solchen Verbindung aufmerksam zu machen, und es hatten seine Eröffnungen an beiden Höfen scheinbar freundliches Entgegenkommen gefunden.**) Heinrich bejahte das Heirathsproject, das er ja zuerst sogleich nach der Geburt des Dauphins und der Infantin Ana im September des vorigen Jahres gefaßt hatte, nunmehr (November 1602) von neuem auf, wenigstens zum Theil. Er sandte einen Agenten, Ramond de Brunere, an den Erzherzog und dessen Gemahlin nach Brüssel, um ihnen in vertraulicher Weise von der Vermählung des Dauphins

*) L. m., V. 719, 759 f.; Instruktionen an Beaumont vom 19. Dec. 1602.

**) MS. Dep. Laffis', Dec. 1602; Arch. v. Sim., K 1606.

**) Siri, Mem. rec., I. 114.

ste zu reden. Nur verlangte jetzt der König aus-
wenn der Erzherzog — wie es bereits wahrscheinlich
sollte, ohne Kinder zu hinterlassen, dann die Nieder-
reich fielen. Nach dem aber, was wir schon früher
ssungen Heinrich's in Betreff jener Heirath mitge-
t es wahrscheinlich, daß er am Ende selbst auch von
ng Abstand genommen hätte.

ien waren die Meinungen über diesen Schritt des
Monarchen getheilt. So ernst hatte Verma seine Er-
den Nunzius wohl kaum gemeint. Er hatte Frank-
weisen begütigen und es in Hinsicht auf die Nieder-
t wollen. Die Debatten im Staatsrathe waren hitzig.
hten, man dürfe diese Heirathsverbindung nicht miß-
Heinrich sie öffentlich und direkt verlange. Andere
fen diese Vermählung ganz, denn entweder würde sie
dung Slandern's mit Frankreich Spanien schwächen, oder
inmal dem feindlichen Hause der Bourbonen den spani-
rschaffen. Die Höflichkeit und steifleinene Ceremo-
nischen Regierung gab endlich den Ausschlag. Sie
war im Geheimen Tassis die wahren Gesinnungen
diesen Gegenstand zu erforschen suchen solle, man
a Bruyere antworte, die Heirath werde nur auf for-
ste Unterhandlungen hin abgemacht werden können.¹⁾
ieder einstweilen alles still, außer daß der Papst von
af diesen seinen Lieblingsgedanken zurückkam.²⁾ Hein-
durch diese Zurückweisung auf das tiefste verletzt.
er im Frühjahr 1603 wieder in allgemeinen Auß-
Vermählung anspielten, mußte sein Gesandter Bar-

1. des sp. Staatsr. v. 19. Dez. 1602, 22. Febr. 1603; Arch.
3.

Bethune's vom 14. Jan., 12. Febr. 1603; Siri, Mem. rec.,

rault sich vollständig kühl und abweisend verhalten. 1) Er glaubte erkannt zu haben, daß die Spanier ein freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich nicht aus uneigennütigen Motiven suchten, ja es gar nicht ernstlich beabsichtigten, daß sie ihn vielmehr nur mit schönen Worten anzulocken suchten, um seine Freundschaft auszunutzen. Von nun an stand Heinrich's Entschluß fest. Noch einmal hatte er den Spaniern trotz ihrer Vergehungen gegen ihn die Hand geboten; sie hatten sie zurückgestoßen. So sollte dem seine Politik künftighin auf die Bekämpfung Spanien's mit allen Mitteln, offenen und geheimen, gerichtet sein. Der Zwischenschritt war erledigt, die alten Bahnen wurden wieder eingeschlagen. Am hielt er es für gut, vor der Welt die Maske der Freundschaft für Spanien noch, so lange es ging, zu bewahren. Um so sicherer konnte er die Stöße gegen dasselbe führen.

Es läßt sich gerade nicht als ein Unternehmen gegen ein solches freundliches Verhältniß betrachten, wenn Heinrich IV. jetzt als Herzog von Savoyen zu gewinnen suchte. Freilich im Grunde auch im Gegensatz zu Spanien. Am savoyischen Hofe bekämpften seit langer Zeit zwei Parteien. Die eine, unter der Führung des Grafen Martinengo, begünstigte Frankreich; die andere, unter Richemont, war Spanien zugethan. Diese letztere hatte viele Jahre hindurch die Oberhand bei dem Herzoge gehabt und ihre Gegner gänzlich aus der Gunst desselben verdrängt und sogar zum Theil aus dem Lande vertrieben; doch hatte sie, wie schon angedeutet, durch den Frieden von Lyon bereits einen schlimmen Stoß erhalten. Als nun die Verschwörung Biron's entdeckt worden war, hatte Richemont Emanuel an Philipp III. gesandt, um ihn zu entschiedenem Vorgehen gegen den französischen König zu bewegen. Aber er mußte erleben, wie er auch dieses Mal von seinem mächtigen Schwager gänzlich im Stich gelassen wurde. Philipp III. und seine Minister und Gesandten suchten die spanische Central-Regierung und selbst auch

¹⁾ Perrens, Les mariages espagnols, 20 ff.

er Mitschuld bei jener Verschwörung rein zu waschen und damit alles auf den Herzog von Savoyen. Klemens VIII. gerade auf die spanischen Berichte hin, den Herzog ganz dem französischen Könige angeklagt.¹⁾ Ja, die Spanier bezogen sich sogar um die Freundschaft Heinrich's IV. und setzten Herzog ganz ausschließlich dem Zorne desselben aus. Dies den leidenschaftlichen Mann in großen Aerger und noch grösserem Grimm, und er machte nunmehr Anstalten, sich gänzlich von ihnen abzuwenden. Anerbietungen Martinengo's in diesem Sinne von Karl Emanuel freundlich aufgenommen. Er verzögerte Zeit die Abreise seiner Söhne nach Spanien und schrieb an Martinengo: Wenn er nur eine angenehme Nachricht aus Frankreich bringe, dann wolle er schon — auf Kosten Spanien's — der zeigen, was ein Herzog von Savoyen vermöge.²⁾ — Ein Beispiel dieser Schwentung des Savoyers war bereits die Sendung Grafen Vische an den König zum Glückwunsch wegen der Entdeckung und Unterdrückung von Biron's Verschwörung. Denn Vische ein vertrauter Freund Martinengo's, gehörte also der französischen Partei am savoyischen Hofe an. Heinrich's Benehmen war sehr gut berechnet, um die günstige Wendung in den Angelegenheiten Karl Emanuel's zu benutzen und weiter zu fördern. Er behandelte Vische zwar öffentlich etwas streng auf, wie es das Verfahren eines Herrn reichlich verdient hatte: persönlich aber behandelte er freundlich und gütig und ließ durch ihn Martinengo alles anzuwenden, um den Herzog auf einen vernünftigeren Stand zu bringen und ihn von dem verderblichen Einflusse d'Albans zu befreien. Endlich sollte doch der Herzog der Kunststücke und Verräthereien dieses Menschen müde werden! Täuscht er ihn nur und giebt unnütz sein Geld aus, indem er ihm die Ausübung vieler Dinge verspricht, die zu vollbringen nicht in seiner

Siri, Mem. rec., I. 46.

Ibid., 181.

Macht steht. Deutlich ließ Heinrich merken, daß, wenn er sich nur Frankreich wieder zuneigen wolle, dies ihn mit den Armen aufzunehmen gedenke.¹⁾

Aber Karl Emanuel konnte sich nicht so schnell aus seiner bisherigen Politik bitterer Feindschaft gegen Frankreich hinterlistiger Anschläge gegen Heinrich IV. und dessen Sohn aufzugeben. Die Aussicht, daß bei ferner mangelnder männlichen Nachkommenchaft des spanischen Königshauses die Herrschaft über alle spanischen Reiche durch Heirath an einen seiner Enkelmen könnte, ließ ihn immer wieder nach Valladolid zurückkehren. Die Spanier bekräftigten ihn dann durch geheimnißvolle Versicherungen in dieser seiner Hoffnung. So schwankte er her und hin zwischen den beiden Mächten, je nach den augenblicklichen Erfordernissen sich dieser oder jener zuneigend. Noch einmal versuchte er durch ein schnelles geheimes Unternehmen im Fluge einen Theil davon zu tragen, im Gegenjage zu Frankreich. Mit Ingrid von Savoyen, wie schon öfter hervorgehoben, auf das frei blühende Genf. Diese Stadt, kaum einen Büchschuß von den Gebieten entfernt, hatten einst seine Vorfahren unter unzähligen Mächten beherrscht; dann hatte sie sich während der Revolution losgerissen und behauptete nun ihre Freiheit, sich auf das höhere Recht des Fortschritts und der menschlichen Entwicklung.²⁾ Sie wuchs nun immer kräftiger und reich-

¹⁾ Vgl. den Brief Heinrich's an de Fresnes-Canaye, vom 30. Dec. 1609, miss., V. 678 ff.) und die Briefe Fresnes' an Bethune v. 5. Okt. 1609, König v. 9. Okt. (Lettr. et amb. de Fr.-Can., I. 439, 441).

²⁾ Eine weitläufige Auseinandersetzung der Rechte, welche der Herzog von Savoyen auf Genf zu haben glaubte und wirklich hatte, findet man bei Guichenon, Hist. géneal. de la maison royale de Savoie, I. 9. Kampschulte, Johann Calvin (Leipzig 1869), I. 84 f., wo geschichtlich die Eidgenossen selbst die betr. Rechte wenigstens zum Theil auf die Zeit von 1530 anerkannt hatten. Die Frage des formellen Rechts nach ohne Zweifel zu Gunsten Savoyen's entschieden. Aber freilich die Reformation alle Verhältnisse von Grund aus umgestaltet.

zum Trog. Unzählige Male hatte er schon versucht, sich zu bemächtigen, immer war es ihm mißlungen, mit Güte und Gewalt. Weltliche und geistliche Waffen hatte er angewandt, um die Gemüther in der Metropole des Calvinismus für Religion und damit auch für Savoyen zurück zu erobern, in Thonon, unmittelbar am See, ein Kloster von Predigern gegründet.¹⁾ Wie dringend hatte er die Stadt von Heinfriede erordert, wie lebhaft hatte ihn Klemens VIII. dabei unterstützt, vergebens. Endlich schien ihm der lyoner Vertrag die Möglichkeit abzuschneiden, zu dem Besitze der Stadt zu gelangen.

Sie war zwar — auf besonderes Bitten des Papstes und Legaten²⁾ — nicht ausdrücklich genannt worden, aber doch unter dem allgemeinen Namen der Freunde und der Verbündeten der katholischen Eiden und Kantone mitbegriffen, welche mit klaren Worten in den Frieden aufgenommen worden waren. Um ferneren Zweifel über diesen Punkt zu belassen, hatte Heinrich am 1. August 1601 ausdrücklich erklärt, daß er Genf mit unter die Verbündeten der dreizehn Kantone begreife und es deshalb als unter dem Schutze des lyoner Friedens stehend betrachte.³⁾ Es hieß auf den Seiten des Herzogs diesen Frieden offen brechen und dann der König von Frankreich selbst angreifen, wenn er etwas gegen Genf unternahm. Und dennoch schreckte er vor einem solchen Schritte nicht zurück; mehrere Umstände waren es, die ihn hierbei bestimmten. Zuerst mochte er sich wohl auf das Unterlassen der öffentlichen Erwähnung von Genf in dem Traktate stützen, doch das von keiner großen Bedeutung sein. Mehr fiel für ihn

Depeſche Francesco Priuli's an den venezian. Senat, v. 27. Okt. 1601; li, Storia arcana d'Italia, III. 251.

L. m., VI. 6.

Abreu y Bertodano, Tratados, I. 95 ff. — Im Frühjahr 1601 hatte erres, aus Furcht vor der großen spanischen Armee in Oberitalien, Genf belagert und Kapitänen verstarft. S. Depeſche Winwood's an Cecil v. 1601; Winwood Memorials, I. 323.

sicher in das Gewicht das freundliche Entgegenkommen, das er Heinrich fand, und das ihn hoffen ließ, er werde in seinem Fall an demselben einen unversöhnlichen Gegner erhalten. War er sonst konnte er auf ziemliche Straflosigkeit rechnen. Denn es stand es fest, daß der Papst einer solchen Aushebung des schweizerischen Repertories sehr günstig sein und, mochte sie nun glücken oder scheitern, hier seine schützende Hand über dem Herzoge halten würde. Andererseits stand hinter Karl Emanuel der grimme Fuentes, der eben erst bei dem Heranrücken Savardin's mehrere Tausende französischer Soldaten zum Schutz in das savoyische Gebiet verlegt hatte und jetzt, auf das Krankenlager geworfen durch den Kummer über das Scheitern seiner Verschwörung mit Biron,¹⁾ gewiß große Anstrengungen verspürte, doch noch dem verhassten Béarnier einen tüchtigen Dankschreiben zu geben. Es kam hinzu, daß d'Albigny, der — wenn auch von neuem ein entschiedener Bruch zwischen Frankreich und Savoyen eintrete — seinen Sturz als unvermeidlich voraussah, den ganzen Rest seines Einflusses bei dem Herzog anwendete, um ihn zu dem Unternehmen gegen Genf zu bewegen. Karl Emanuel's brennender Ehrgeiz und unruhiger Geist bedurften kaum so vieler Veranlassungen und Beweggründe, um seine Pläne gegen die schöne Rhodan wieder aufzunehmen. Noch einmal schwebte seiner lebhaften Phantasie der alte Traum der savoyischen Dynastie, die Wiederherstellung des burgundischen Reiches, vor, dessen Hauptstadt einst Genf gewesen war. Wenn die Kräfte dieses Mannes seinen Entwürfen entsprochen hätten, welch' eine Gefahr wäre er für ganz Europa gewesen!

Schon im Sommer dieses Jahres hatten sich die schweizer Kantone, die Verbündeten Heinrich's, bei diesem über Anschläge und Versuche Karl Emanuel's gegen Genf zu beklagen gehabt. Heinrich, gerade damals über die Verrätherei Savoyen's und Spanien's

¹⁾ Brief Fresnes' an de Vic v. 9. Aug. 1602; L. et amb. de Fr. Ch. I. 371.

Biron'schen Angelegenheit erbittert, hatte dem Herzog sein Thun stets verwiesen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er klügeliche Repressalien aussehe, wenn er fortfahre, Friedensbrüche zu üben.¹⁾ Karl Emanuel verhielt sich nun eine Zeit lang still, es war nur das Rücken des Tigers, der zu einem neuen kräftigen Sprunge ausholt. In demselben Augenblicke, wo er den Bischof nach Paris gesandt und Heinrich seiner Ergebenheit Treue versichert hatte, horchte er noch einmal auf die Einreden d'Albigny's und bereitete eine Expedition vor, die ihn für sein bisheriges Mißgeschick entschädigen und ihm die Stadt und doch so glühend begehrte Stadt nothwendig in die Hände liefern schien. Der Plan gründete sich auf den Umstand, daß Genua von Genf nicht überall gut bewacht war. Besonders bei Leuthore war eine weite Strecke der Courtine beständig ohne Schildwache.²⁾ Hier wollte Karl Emanuel einen nächtlichen Angriff ausführen. Alle Vorbereitungen wurden mit dem größten Eile und dabei in der äußersten Heimlichkeit betrieben. Der Syndikus der genueser Wache, Blondel, wurde noch durch besondere Versprechungen gewonnen, um in jener Nacht für die Nichtaufstellung der Wache auf der erwähnten Courtine Sorge zu tragen.³⁾ Von allen Seiten her wurden entschlossene Leute geworben und nach Genua gebracht, wo sie eingeübt, gut unterhalten und reichlich bezahlt wurden. Leitern zum Ersteigen der Mauern wurden in großer Menge und mit nie gesehener Sorgfalt und Kunst verfertigt. Es wurde zwar auf diese Rüstungen des Savoyers aufmerksam, man wußte nicht, gegen wen sie gerichtet waren. Uebrigens kannte man von Seiten des Herzogs dergleichen Vorbereitungen ja nicht.

Brief des Königs an die Kantone v. 3. Juli 1602; L. m., V. 757.

Bouillon (der zufällig gerade damals in Genua anwesend war) an einen Freund, Anf. Jan. 1603; Corresp. de La Force, I. 347.

Mezeray, Hist. de France, III. 1250 f. — Saluces, Hist. militaire de France, III. (Turin 1818) p. 49, giebt noch einige Einzelheiten.

Als alles zur Ausführung bereit schien, glaubte Karl Emanuel es sei angeeiffen, die Genfer noch mehr in Sicherheit zu wiegen. Er ſchickte also den Präſidenten Rochette nach Genf, um hier für die Wiederherſtellung der Handelsverbindungen zwiſchen der Republik und Savoyen und beſonders über den Verkehr mit Schmuggelmitteln zu verhandeln. Häufig ſah man ſavoyiſche Edelleute in Genf einreiten und hier freundlich mit den Bürgern umgehen und Geſchäfte abſchließen. In der That wurde, bei ſo vielen Mitwiſſen, das Geheimniß in bewunderungswürdiger Weiſe gewahrt.

Der Herzog wollte, wenn auch heimlich und verkleidet, in Expedition beimohnen, doch blieb er nachher auf halbem Wege, in Strambiere, zurück, um allzugroße Schande bei einem Mißlingen des Unternehmens zu vermeiden. Zu dem officiellen Führer deſſelben wurde des Herzogs Günstling d'Albigny ernannt, der ſein Genfer Lieutenant in den weſtalpinischen Provinzen war. Dieſer ſetzte zu dem Angriff beſtimmten Truppen, 2600 ausgeſuchte Soldaten, in einzelnen Abtheilungen, um ſo jedes Aufſehen zu vermeiden, die Genf benachbarten ſavoyiſchen Ortschaften abzurücken. Es wurde die Nacht von Sonnabend dem 21. auf Sonntag den 22. Dezember — die längſte Nacht des Jahres — zur Ausführung des beabſichtigten Schlages angeſetzt.²⁾ Um 6 Uhr Abends

¹⁾ Genauer: 800 Savoyer, 800 Spanier, 400 Neapolitaner, 4 Kompagnien vallerie, 100 auſerleſene Kürassierte und 100 freiwillige Edelleute; Salucci milit. du Piémont, III. 50.

²⁾ Trotz der abweichenden Angaben mehrerer Schriftſteller (Matthieu, 200 A.: 25. Dez.) iſt das im Text angegebene Datum verbürgt durch Thiers (II. 129), Mezeray (III. 1250), Abergenshiller (Ann. Ferd., VI. 2621) die Deſſaſe Marino Cavalli's v. 3. Jan. 1603, den Bericht der Genfer ſelbſt (in den Briefen an den Chev. von Evon P. Matthieu, II. 204 A. f.: 11/12. A. St., vgl. Aubigné. Hist. Univ., V. 12.), endlich durch die noch in Genf ſtattfindende Feier dieſes Feſtes; vgl. Lampmann, die Genfer Expedition (Morgenbl. 1861 Nr. 5, 6). Hierbei mag noch erwähnt ſein, daß der Plan, den Herr Lampmann, geſtützt auf die Autorität des natürlich parteiſchen genfer Flugblattes Vray discours, dem Herzoge zuſchreibt, ſich in deſſen Gehirn vorhanden war. Wie hätte es Karl Emanuel einfallen können, „im engen Bündniß mit Spanien die Niederlande zu erobern (?!“

von Bonneville ab, das Arvethal hinunter. Obwohl es
 13 finster war, wurden doch alle möglichen Vorsichts-
 beobachtet. D'Albigny hatte an allen Kreuzwegen Wachen
 um die Vorübergehenden anzuhalten, damit sie nicht in
 14 geben möchten. Man zog nicht auf der Straße, son-
 an der Arve entlang, damit das Geräusch des Wassers
 15 der Schritte von Mensch und Pferd übertöne. Kurz
 schwenkte man zur Rhone ab. Der größte Theil des
 16 hier, vor dem Neuthor, auf der Wiese Plainpalais ste-
 100 Geharnischte unter Brignolet,¹⁾ dem Gouverneur von
 , unternahmen den Sturm. Sie sollten zwischen dem
 und dem Münzthurme jene unbewachte Stelle der Mauer
 17 ann das Thor öffnen und das Gros der Savoyer in die
 einlassen. Ein Jesuitenpater, Namens Alexander, war
 18 geben, um sie zu Muth und Standhaftigkeit gegen die
 19 ermahnen. Er gab ihnen Amulette, die sie gegen Wasser,
 20 Schwert festmachen sollten.²⁾

21 lefften Schweigen stiegen die Sturmkolonnen auf drei
 22 Leitern die Mauer hinauf. Es war Mitternacht. Acht
 23 hen Offiziere durcheilen ohne Verzug die stillen Straßen
 24 ugen sich davon, daß alle Bürger schlafen. Aber anstatt
 25 tadt sofort anzugreifen oder anzuzünden, beschließen die
 26 ruhig bis 4 Uhr Morgens zu warten, damit das Gros

27 mus in Flandern auszurotten, von Norden aus in Frankreich ein-
 28 nd Heinrich IV. am Rhein (!) anzugreifen, während die Spanier
 29 renäden vordringen sollten, um schließlich die Beute dieser un-
 30 roberungen zwischen Philipp III. und dem savoyischen Hause zu
 31 theilen. Von den sonstigen historischen und geographischen Unmög-
 32 es solchen Planes, sind wir nicht berechtigt, Karl Emanuel einen
 33 id des Wahnsinns zuzuschreiben. Aber die Genfer suchten ihre That
 34 wichtig und für ganz Europa heilbringend, wie möglich, darzustellen.
 35 der Vray discours dem Savoyer so ungeheuerliche Pläne bei, da-
 36 fer das Verdienst besitzen, Europa gerettet zu haben.

37 wird auch Bruneaulieu und Bernoliere genannt.

38 gné, Hist. Univ., V. 12. p. 498.

sich gehörig sammeln und vorbereiten könne, und damit erst der Tag sich nähere; denn in der Nacht, fürchteten sie, könne leicht mit ihnen selbst Verwirrung entstehen. Indes dieser Aufenthalt war ihnen verderblich. Zwar gelang es den 200 Eingedrungenen, sie sich lautlos auf die Erde niederlegten, die beiden ersten Ronden der Genfer zu überraschen und ohne Geräusch zu tödten; doch bald änderte sich die Lage der Dinge. Die dritte Ronde bestand aus einem Soldaten und einem Knaben, welcher eine Laterne trug: der Erstere wurde niedergestossen, aber der Knabe entkam und alarmirte die Wache im Münzthurme, die einen Schuß abfeuerte. Rasch abschlossen, raffte Brignolet einen Theil seiner Leute zusammen, eilte nach dem Neuthore, überwältigte die schwache Wache und öffnete das Thor durch eine gegen dasselbe angebrachte Petarde. Zu gleicher Zeit waren die übrigen Eingedrungenen über einen weiten Platz hin durch die Hinterseiten der Häuser in das Herz der Stadt, die Place de Notre-Dame, vorgegangen. Noch jetzt schien der Tag sich auf die Seite der Savoyer zu neigen, deren Gros sich gegen das Neuthor in Bewegung setzte. Aus ihrem Munde ertönte die Rufe: „Es lebe Spanien! es lebe Savoyen! gewonnene Schlachten tödte, tödte!“ Aber ein unglücklicher Umstand machte alles zu nichts. Ein Soldat der Wache am Neuthor hatte, als er sich rettete, klugen Gedanken, auf den Wall über dem Thore zu klettern und das Fallgitter niederzulassen, so daß das Oeffnen des Thores unmöglich und die draußen anrückenden Savoyer von neuem abgeschossen wurden. Und nun regte es sich in der Stadt, die durch das Schießen aus dem Schlaf erwacht war. Die auf dem Hause Wacht habenden Milizen eilten unter Anführung einiger Capitäne zunächst nach dem Neuthore. Zwar wurden sie, an ihrer Schwachheit, von den Savoyern zurückgetrieben, doch hatten die ersten ihrer Schüsse den Petardier getödtet, so daß den Savoyern kein Mittel mehr blieb, das Fallgitter zu öffnen. Jetzt ging den Eingedrungenen der Muth aus, so daß sie die Ueberlegenheit, die einstweilen noch besaßen, unbenutzt ließen. Inzwischen hatten

n die Bürger, von dem Schließen aus dem Schlafe aufgeschreckt, be-
 eifnet und eilten in hellen Schaaren gegen den fecken Feind. Die Ber-
 eiflung, die Furcht vor dem schrecklichsten Schicksal trieb sie zum mü-
 gen Kampfe: nicht nur für ihre Freiheit, sondern auch für ihr Leben
 d all' dessen Güter. Je kühner und entschlossener die Bürger, um
 verzagter war die Handvoll Savoyer, welche sich zwischen den rach-
 rigen Feinden und der Mauer eingeschlossen sahen. In blinder
 ucht liefen sie zu ihren Leitern zurück. Aber wie groß war ihre
 erzweiflung, als sie auf die Mauer gelangten und ihre Leitern durch
 rige gut gezielte Schüsse von der nahen Gansbastei her zerschmettert
 nden! Alle Angriffe der draußen befindlichen Herzoglichen auf ver-
 siedene Thore und Theile der Mauern wurden indeß völlig und mit
 toßem Verluste zurückgeschlagen. So blieb jenen auf dem Walle
 ichts übrig, als in den tiefen Graben hinabzuspringen; 54 Mann
 urden dabei von den Feinden getödtet, 13 unter dem Versprechen
 renvoller Kriegsgefangenschaft zur Ergebung gezwungen. Das Groß-
 r Armee zog sich darauf unbelästigt zurück: das Unternehmen hatte
 n Savoyern 200 ihrer besten Leute gekostet.

Der Triumph der Genfer — nur sechszeñ waren von ihnen
 fallen — über die glückliche Vereitelung der savoyischen „Ésca-
 de“ war groß; aber in dieses gerechte Gefühl mischte sich leider
 ch der Durst nach Rache. Da sie diese an dem Herzoge selbst
 icht nehmen konnten, sollten die Gefangenen sie entgelten. Hatten
 ch diese Savoyer den feierlich beschworenen Vertrag gebrochen,
 atten die ruhige und friedliche Stadt nächtlicher Weile, über die
 anern kletternd, wie Diebe überfallen! Was wäre wohl das Loos
 r Bürger gewesen, wenn jene ihre verbrecherische Absicht durch-
 fegt hätten? Die Stadt wäre ausgeplündert und niedergebrannt,
 e Weiber mißhandelt, die Männer getödtet worden. Man be-
 rauptete, der Herzog habe seinen Leuten dieses in ganz bestimmter
 eise befohlen.¹⁾ Und hierfür sollte man nicht die Savoyer, die

¹⁾ Aubigné, Hist. Univ., V. 12 p. 498.

man in Händen hatte, bestrafen? Schrie nicht das Blut der im Kampfe gefallenen Genfer um Rache? Sollte das Weinen ihrer Wittwen und Waisen nicht das Herz entflammen? Vergeblich erinnerten die Einsichtigeren und Gemäßigteren an die Bedingungen des ehrenvollen Gewahrsams, die man den Gefangenen gewährt, und ratheten, ihnen Lösegeld aufzulegen oder sie zu etwaiger Auswechslung für die Zukunft aufzubewahren. Solchen Räubern, hieß es, brach man das Wort nicht zu halten; und so wurden die Gefangenen vom Rathe zum Galgen verurtheilt. Die Unglücklichen — die meisten von ihnen waren Edelleute — baten, wenigstens den ehrlichen Tod durch das Beil zu sterben. Mit bitterem Hohne wurde ihnen geantwortet, sie sollten geköpft werden, aber erst, nachdem sie geschrien seien. Und so geschah es. Noch am 22. Dezember, um zwei Uhr Nachmittags, wurden sie gehängt, dann ihre und der Gefallenen Köpfe auf den Galgen gesteckt, die Körper in die Rhone geworfen. Am Dienstag darauf wurde zum Danke gegen Gott für diese Befreiung aus schwerer Gefahr ein Fast- und Betttag von den Genfern gefeiert.¹⁾ Noch jetzt findet alljährlich an dem Vorabend der würdigen „genfer Escalade“ in der Lemanstadt ein Volksfest Statt zur Verherrlichung jener ruhmvollen Besiegung der Savoyer. Des Syndikus Blondel Einverständniß mit dem Herzog Ludwig Emanuel wurde erst viele Jahre später entdeckt und derselbe beseitigt.²⁾

Freilich war die Gefahr für die Genfer noch nicht vorüber; der Savoyer konnte seinen Angriff wiederholen, vielleicht mit stärkeren Kräften und größerem Glücke. Ueberall hin gingen deshalb die

¹⁾ Brief Bouillon's, der Augenzeuge gewesen war, an einen Freund; la Force, I. Corresp. 346 ff. — P. Matthieu, 203 B. — P. Cayet, Chr. 232. — De Thou, I. 129. — Khevenhiller, Ann. Ferd. VI. 2621 ff. — Sehr zu Voricht zu gebrauchen der Vray discours de la délivrance de Genève (Gen. 1843). — Man vgl. Davila, Felipe III., 84. — Jerner Saluces, Hist. du Piém., III. 50 ff. — Ein Beispiel der Unmenschlichkeit der Genfer in Mezeray, III. 1251. — Aubigné, Hist. Univ., V. 12 p. 497—501.

²⁾ Mezeray, I. c.

n und Briefe der Genfer, um das Geschehene zu melden und ihren Verbündeten Hülfe und Schutz zu ersuchen. Flugblätter „Neue Zeitungen“ verbreiteten die Kunde von der Escalade in alle Länder. Nicht vergebens war das Anliegen der Genfer. Kantone Bern und Freiburg schickten ihnen sofort 1200 Mann so daß die Stadt vor jedem Handstreich sicher war. Einige kaiserliche Protestanten eilten freiwillig hinzu, unter ihnen ein Sohn des alten Du Plessis, der stets voran war, wo es die Sache seiner Religion galt.¹⁾ Auch an Heinrich IV. kam bald Nachricht und auch der Genfer.

Derselbe war im ersten Augenblicke über den festen Versuch des Herzogs sehr ergrimmt, indeß nach reiflicher Ueberlegung beschloß seinem ganzen politischen Systeme gemäß, so wenig wie möglich der Sache zu machen. Gefahr schien ihm für den Moment nicht mehr vorhanden, der Herzog war tüchtig geschlagen und mit Himpf heimgesandt, eine Wiederholung seines Unternehmens war bald nicht zu fürchten. Auf der anderen Seite war dem Könige der Aufrechterhaltung seines äußerlich guten Einvernehmens mit Spanien und Savoyen gelegen, und beide hätte er unzweifelhaft eine allzu warme Beschützung Genfs gekränkt und beleidigt. Clemens VIII. mußte geschont werden. Gerade damals hat er dem Nunzius erklärt, er werde alle Mittel anwenden, um den europäischen Frieden zu befestigen: eine Phrase, deren Sinn er den obwaltenden Umständen und dem Nunzius gegenüber leicht verstehen war.²⁾ Er zeigte sich also in der Angelegenheit ziemlich kalt. Seinen Gesandten befahl er, über die ganze Sache einstweilen völlig zu schweigen; den Genfern antwortete er, wenn sie einen Schutz nöthig hätten, werde er ihnen denselben in vollem Maße gewähren, aber jetzt sähe er noch zu wenig ab, wie die Dinge

¹⁾ Du Plessis an den König, 9. Febr. 1603; *Lettres de Du Plessis*, 4 f.

²⁾ MS. Phil. III. an Tassis, 20. Febr.; Arch. v. Sim., K 1451.

sich gestalten würden, um schon einen bestimmten Entschluß fassen zu können.¹⁾

Die Spanier und Savoyarden dankten dem Könige für diese Mäßigung wenig, im Gegentheil, sie wurden durch dieselbe zu neuen Uebergriffen und Feindseligkeiten ermuthigt. Die Spanier beanstanden die allgemeine Zusicherung des Schutzes, die Heinrich den Grafen ertheilt hatte, mit Freuden, um ihn bei dem Papste zu benützen, der in der ganzen Angelegenheit ja schon gegen den französischen Monarchen aufgebracht war; hier könne man nun wieder setzen, stellte der Herzog von Sessa dem heiligen Vater vor, wie Heinrich IV. stets alle Keger beschütze.²⁾ Wie schade sei es, bemerkt Philipp in einer Instruktion an Tassis,³⁾ daß Heinrich IV. immer vom Frieden rede und von seiner Neigung, denselben aufrecht zu erhalten, und dabei seine Thaten nie seinen Worten entsprechen lasse!

Karl Emanuel vollends benahm sich Frankreich gegenüber seiner gewöhnlichen Redheit. Er ließ den Eidgenossen erklären, er habe mit seinem Angriffe auf Genf keineswegs ihre Ruhe zu stören beabsichtigt, sondern er habe denselben nur unternommen, weil er gehört, daß der König von Frankreich sich durch Lesdiguières in die Stadt habe bemächtigen wollen; und da Heinrich ihnen doch ein viel gefährlicherer Nachbar sein würde, als er — der Herzog — seien sie ihm für seinen Versuch nur Dank schuldig! Außerdem habe er ja alte Rechte auf Genf.⁴⁾ — Wie ließe sich wohl eine größere Unerbarmlichkeit denken, als der Savoyer sie hier zeigte. Statt sich zu entschuldigen, klagte er einen Anderen völlig ungerechtfertigt an.

¹⁾ L. m., VI. 6, 8 f.: Instruktion an Fresnes v. 6. Jan.; Schreiben an die Stadt Genf v. 8. Jan.

²⁾ MS. Dep. Tassis', 3.—23. Jan. mit Apostille des Königs; Arch. Sim., K 1606; Conf. des sp. Staater. v. 25. Febr., ibid., K 1426.

³⁾ S. die vor. Seite Anmerk. 2 citirte Instruktion.

⁴⁾ MS. Dep. Tassis' v. 22. Febr. — Vgl. P. Matthieu, II. 204 Blz. P. Cayet, Chr. spt., 232; Khevenhiller, Ann. Ferd., VI 2625 f.

erlangte für seinen verrätherischen Angriff noch die Dankbarkeit Bedrohten! Es ist natürlich, daß die Genfer und Schweizer in die plumpe Falle des Herzogs fielen. Im Gegentheil, erregt durch die Ankunft französischer Soldtruppen in Stärke von Mann, unternahmen sie Raubzüge in das savoyische Gebiet und in dem derselben eroberten sie auch das Städtchen Saint-Genis in der Nähe von Aosta.

Trotz aller dieser Ereignisse verharrte Heinrich in seiner Ruhe, er sich auch allmählich genöthigt sah, etwas schärfer aufzutreten. Noch immer befahl er seinen Gesandten, auf Anfragen über Absichten in der savoyischen Sache ausweichende Antworten zu geben.¹⁾ Doch ließ er dem Herzoge von Savoyen selbst nunmehr durch Fresnes-Canaye, den französischen Gesandten in Venedig, seine Meinung sagen. Der König sei fest entschlossen, die Hand gegen jeden Angriff von savoyischer Seite in Schutz zu nehmen. Das Manifest des Herzogs an die Berner verachte er, wenn er darauf antworten wollte, so würde es durch den Mund Kanonen sein.²⁾ — Heinrich's Absicht war es noch immer nicht, Zerwürfniß mit Savoyen herbeizuführen, wohl aber erkannte er Nothwendigkeit, die Reckheit Karl Emanuel's zu demüthigen und einschüchtern. Er sah wohl ein, daß an ein besseres und engeres Verhältniß mit demselben, wie er es ja beabsichtigte, gar nicht zu denken wenn er dem ehrgeizigen und gewissenlosen Fürsten nicht seinen Willen zeige und ihm wieder mit jener französischen Macht drohe, die ihn schon einmal so empfindlich getroffen hatte. Der Erfolg ließ es auch, daß Heinrich richtig gerechnet hatte: Karl Emanuel war in Angst. Noch ein anderes Ereigniß trug hierzu bei, ohne Zuthun des Königs. Bei der Eroberung von Saint-Genis hatten die Genfer die französischen Soldaten angewendet, die in ihrer Solde standen, und waren sogar über französisches Gebiet

¹⁾ Heinrich IV. an de Fresnes, 4. Febr.; L. m., VI. 24.

²⁾ Derf. an dens., 11. April; ibid. 666.

marſchirt. Heinrich keeilte ſich, dieſes Verfahren der Genfer zu tabeln und zu dementiren;¹⁾ aber Karl Emanuel glaubte ohne Zweifel an dieſe Verſicherungen nicht und war nun im Gegentheil durch jenes Ereigniß überzeugt, daß der franzöſiſche König aktiv zu Gunſten Genf's aufzutreten beginne. Dieſer Vorfall, der eigentlich die Intentionen Heinrich's zuwider lief, wirkte ſchließlich ſeinen Interellen günſtig. Um Frankreich offen zu trozen, hatte der Herzog im Jahre 1600 zu traurige Erfahrungen gemacht; darauf wollte er es nicht mehr ankommen laſſen. Auch erhielt er jetzt von Spanien eine Depeſche, die ihm ganz entſchieden zum Frieden rief, da man ihn ſonſt im Stich laſſen werde²⁾: doch noch eine Frucht jenes guten Einverſtändniſſes zwiſchen Spanien und Frankreich, deſſen Erfolg Heinrich ſorgfältig aufrecht erhielt. Es war in der That ein Mißverſtandniß von ihm, daß er die, welche ihn zu düpiren gedachten, ſelbſt täuſchte; es gelang ihm vollkommen. Langſam und zögernd trat der Savoyer, wie unwillig, die ſicher erhoffte Beute aufzugeben zu müſſen, den Rückzug an. Nachdem er ſchon häufig verſucht, Jemanden an Heinrich abzuſenden, um ihn über das Vorgeſchickte zu unterrichten und aufzuklären, führte er dieſes endlich (April 1601) aus. Der Abgeſandte des Herzogs war wiederum der Graf Balthaſar, der Freund des Grafen von Martinengo, ſchon früher — wie erwähnt — von dem Könige freundlich aufgenommen und jetzt ſogar in der Abſicht gewählt, dieſem angenehm zu ſein. Wiſſend ſeinen Herrn in allem zu entſchuldigen, und Heinrich, der ja ſelbſt als die Unterwerfung Karl Emanuel's unter ſeine Autorität wünſchte, gab ihm zwar gemeſſene und ernſte, aber doch eingehende und nicht unfreundliche Antworten.³⁾

¹⁾ Derf. an denf., 17. April; *ibid.* 667.

²⁾ Siri, *Mem. rec.* I. 200.

³⁾ Heinrich IV. an de Tréves, 1. Mai; L. m., VI. 668. — Inzwiſchen erhielten aber die Genfer eine monatliche Unterſtützung von 10,000 Crowden des Königs; MS. Dep. Taſſis' v. 3. Juni. — Vgl. Dep. Marino an den venez. Senat v. 12. Mai, Bar. e Berch., II, I. 49.

Noch einen gütlichen Versuch machte Karl Emanuel, sich die er zu gewinnen. Er begann freundschaftliche Unterhandlungen hnen, wahrscheinlich um sie zu einer wenn auch nur nominellen werfung unter seine Oberherrschaft zu bewegen. Als die r, durch die erst kürzlich gemachten Erfahrungen gewißigt, jede iazion ablehnten, drohte der Herzog, ihre Stadt zu belagern, seine Kinder in Spanien angelangt seien, weil er dann der itzung durch die gesammte spanische Macht sicher sei. Hein- V. hielt es aber kaum der Mühe werth, auf diese Drohungen icht zu nehmen, denn sie waren offenbar nur ein letzter Ver- des Savoyers, dasjenige durch Einschüchterung zu gewinnen, er bisher weder durch Güte noch durch Gewalt hatte erlangen n.¹⁾

Wiederum war Karl Emanuel ein Unternehmen fehlgeschlagen, er in der Hoffnung auf spanische Unterstützung begonnen hatte, rum war diese ausgeblieben. Was hatten ihm alle seine weit henden Plane genützt, zu deren Verwirklichung er vor keinem, noch so verwerflichen Mittel zurückgeschreckt war? Schon hatte h auf dem Gipfel aller Hoffnungen geglaubt, als er die spa- Infantin heimführte: denn nun war er sicher, er werde durch spanier zu einer großartigen Stellung in Europa gelangen. die eifersüchtige Politik der spanischen Könige, welche die en Angehörigen nicht schonte, sah sich keineswegs durch per- che Rücksichten zu einer besonderen Begünstigung des Herzogs laßt: von Anfang an hatte Philipp II. Savoyen nur als ein l und nicht dessen Vergrößerung als ein Ziel seiner Politik htet; und Philipp III. und Verma schlugen hierin keine anderen ein. So hatte der verstorbene König ihn in dem Frieden Bervius im Stiche gelassen, der jetzt regierende im Frieden von und nunmehr in der genfer Angelegenheit. Wie hätte auch anische Staatskunst das Aufkommen eines mächtigen italieni-

ſchen Territoriums begünſtigen können, da doch die Spanier mit aller Macht dahin ſtrebten, ſich zu unumſchränkten Herren der ganzen Halbinſel zu machen! Was war alſo der Erfolg von Karl Emanuel's hispanifiſirender Politik geweſen? Sein Land war verkleinert, ſtatt vergrößert, und in einem Zuſtand der gänzlichen Verarmung und Erſchöpfung. Indem allmählich der Herzog bei gänzlich Unfruchtbaren ſeiner bisherigen Richtung inne geworden war, war der Entſchluß immer mehr in ihm gereift, ſie völlig zu wechseln. Schon vor dem Kriege um Saluzzo hatte er — wie erwähnt — dem franzöſiſchen Könige ein enges Offeniſtandbündniß gegen Spanien angeboten, und nur Heinrich's Weigerung hatte ihn auf ſpaniſcher Seite erhalten. Seitdem hatte ſich bei jeder neuen Niederlage, die er erfahren, der Wille in ihm befeſtigt, bei der erſten paſſenden Gelegenheit ſich von Spanien zu trennen. Freilich hatte er es doch nicht unterlaſſen können, hier und da einen Vortheil auf Koſten Frankreich's zu ſuchen: aber ſeine Intention war im allgemeinen auf eine Verſtändigung mit Frankreich gerichtet, und dieſe letzte Niederlage endlich brachte ſeinen Entſchluß zur Reife.

Zunächſt legte er jeden kriegeriſchen Gedanken gegen Genf bei Seite. Schon lange hatte Heinrich bei den Genfern auf den Frieden hin gewirkt. De Vic, der franzöſiſche Geſandte bei der Eidgenoffenſchaft, mußte ſich nach Genf begeben, um die Bewoſner dieſer Stadt dem Frieden geneigt zu machen. Zuerſt hatte er nicht viel Anklang gefunden. Die kleine Republik war auf ihre bisherigen Erfolge nicht wenig ſtolz und dachte an nichts anderes, als dieſelben weiter zu verfolgen, den verhaßten Savoyer zu demüthigen und ſich auf ſeine Koſten zu vergrößern. Seine gänzliche Beſiegung ſchien ihnen eine leichte Sache, denn wie er auf ſpaniſche, ſo halfen ſie auf franzöſiſche, ſchweizeriſche, deutſch-proteſtantiſche Hülfe. Endlich gelang es de Vic, ihren Eifer in etwas abzukühlen, indem er ſie auf die Gefahren eines weiteren Krieges und auf die großen Vortheile aufmerkſam machte, die ſie durch einen ehrenvollen Frieden gewinnen würden. Nun ſchlugen ſie zwar dem Herzoge ein

fenstillstand vor, aber ihre Bedingungen waren so wenig ehren-
 daß Karl Emanuel dieselben zurückwies und ihnen sagen ließ,
 i ihm ganz gleichgültig, ob sie ihn zum Freunde oder zum
 de haben wollten. Heinrich IV. jedoch beruhigte sich bei diesem
 r Mißlingen nicht. Herr de Vic bewog in seinem Auftrage
 von dem Kriegsschauplatz entfernteren und deshalb beiden
 len weniger verdächtigen Kantone der Eidgenossenschaft, Glarus,
 L, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell, sich zu Vermittlern
 hen Genf und Savoyen zu machen. Die Herren von Genf
 legten, daß sie doch nur durch fremde Hülfe des Herzogs Meister
 werden vermochten, und daß diese Fremden leicht die dadurch
 igte Macht in der Stadt mißbrauchen könnten, wenn sie nicht
 haupt Genf im Stiche ließen; und dann litten sie auch sehr
 h das Aufhören des sonst so blühenden Handelsverkehres mit
 Ländern des Herzogs. Die katholischen Kantone der Schweiz
 n sogar aus Neigung zu Spanien und Savoyen eine drohende
 ung gegen Genf angenommen. Für die Zukunft vollends war
 ür die Genfer viel sicherer, mit dem benachbarten Savoyen im
 den zu leben, als im Krieg. Und so nahmen sie die an-
 endsten ihrer Bedingungen zurück.

In Romilly fanden die Vorverhandlungen mit d'Albigny Statt,
 Vertrag zwischen den kriegführenden Parteien wurde zu St.
 en am 21. Juli 1603 abgeschlossen und bereits am 25. desselben
 rats von dem Herzoge in Turin bestätigt.¹⁾ Seine hauptsäch-
 len Bedingungen waren: die beiderseitigen Eroberungen werden
 rweilt zurückgegeben, und alles wieder auf den Zustand von
 0, wo der Krieg zwischen Savoyen und Genf ausbrach, zurück-
 hrt. Den genfisch gesinnten Savoyern wird Amnestie ertheilt,
 es findet gegenseitig freier Handelsverkehr Statt, ohne daß der
 gion wegen eine Belästigung dabei zu fürchten ist.

¹⁾ De Thou, l. c. — Matthieu, II. 205 B ff. — P. Cayet, Chr.
 233.

Auch diese Sache war nunmehr beigelegt, und zwar zum Vortheile Frankreich's, dessen Ansehen in Europa nicht unwachsen mußte, da eine so wichtige Angelegenheit so ganz in französische Interesse erledigt worden war. Frankreich mußte solche Erfolge eine ganz andere Stellung in Europa gewinnen, es seit vier Jahrzehnten inne gehabt. Aber noch mehr; die französische Politik hatte nicht allein das von ihr geschätzte gesichert, sondern auch die wichtige Erwerbung der Freundschaft Herzogs von Savoyen gemacht. Welch' ein Triumph für Heinrich! Spanien einen so bedeutamen Bundesgenossen entzogen und an seine eigenen Bestrebungen geknüpft zu haben! Fürwar, ein großer Schritt nach vorwärts zur Verwirklichung des unumkehrbaren Angriffsplanes, welchen der König gegen das Haus Oesterreich stillen hegte und betrieb! Und Heinrich hatte diesen bedeutamen Erfolg nur der Schlaueit zu verdanken, mit welcher er die Spanier, ihn durch Freundschaftsbetheuerungen an ihre Politik zu knüpfen, selbst wieder überlistet hatte. Indem er scheinbar Versicherungen traute und so ihrem Plane ein baldiges Gelingen verheiß, vermochte er sie, Karl Emanuel gänzlich im Stiche lassen. Hatten die Spanier vielleicht geglaubt, der Schwager des Königs sei ihnen doch in jedem Falle sicher, hatten sie nicht angenommen, die Feindschaft des Savoyers gegen Frankreich eine unverföhnliche, so hatten sie sich gründlich getäuscht. Mit Leib und Seele ergab sich von da an — mit nur einzelnen, schnell übergehenden Schwankungen — der leidenschaftliche Herzog den französischen Monarchen. Während er früher alle Umtriebe gegen den Staat und selbst die Person Heinrich's begünstigt hatte, erregte er jetzt dem Könige eine Verschwörung gegen dessen Leben und ließ den Meuchelmörder, der sich auf seinem Gebiete befand, ergreifen und nach Frankreich ausliefern. Der Herzog und der König schrieben sich bei dieser Gelegenheit so liebenswürdige Briefe, habe nie ein Viron existirt, nur etwa zwischen den Zeilen kann man

Karl Emanuel's einen entschuldigenden Anflug an Seiten finden.¹⁾

1) Längerer Zeit war in Venedig eine geheime Unterhandlung, welche der Graf Martinengo, jener schon öfters französische Freund Frankreich's, begonnen hatte, der, von Venedig, in der Lagunenstadt im Exile lebte.²⁾ D'Albigny, die Grenzen kannte, hatte im Jahre 1602 die Hand Matilda, der Halbschwester des Herzogs von Savoyen, eß diese wollte sich durchaus nicht mit dem französischen verbinden, und als Karl Emanuel denselben in Venedig begünstigte, drohte sie, sich eher den Tod geben als die Ehe eingehen zu wollen. Ermuthigt wurde sie in Venedig von dem ältesten Sohne des Herzogs, dem jungen Piemont, der seines Vaters abenteuernde Politik in Spanien nicht im mindesten billigte. Hierauf theilte Martinengo seinen Plan.³⁾ Er schlug vor: damit der französischen Interesse gewonnen werde, möge Heirath Verbindung zwischen der Prinzessin Matilda und dem Commerive, dem zweiten Sohne des Herzogs von Savoyen, eßen: eine Ehe, in die schon früher sowohl der

heraus (August 1603) L. m., VI. 152. — Vgl. Depeschen des Comte de S. Martin in Turin, Francesco Priuli, bei Mutinelli, Storia arcana 6 ff. — Trotz aller Freundschaftsversicherungen, mißtraute man dem Comte de S. Martin die Absichten des Herzogs bei der Entdeckung der Vertheilung. Die Dep. des venez. Gesandten in Paris, Angelo Badoer (259), v. 2. Okt. 1603, sowie die Depesche des Cardinal d'Ossat 3 (Lettres d'Ossat. II. 1246).

Verhandlungen sind hier geschildert auf Grund der Briefe und eines an Martinengo und den König sowie der Instruktionen de Fresnes. Diese Aktenstücke sind enthalten in den Lettres et d. Philippe d'Anaye de Fresnes, t. I. (l. I. p. 490 ff.; l. II.), und Lettres missives de Henri IV., t. VI. (Es ist in beiden ac du Maine gedruckt anstatt duc de Mayenne; beide Ausmalß gleichbedeutend gebraucht.)

nes' v. 21. Nov. 1602.

Vater Commerive's als auch Karl Emanuel selbst gewilligt Martinengo machte hierüber dem französischen Gesandten in Philipp von Fresnes-Canaye, Eröffnungen, und dieser u Sache mit großem Eifer auf. Obwohl Heinrich sich den über zuerst sehr zurückhaltend ausdrückte,¹⁾ ermutigte der doch Martinengo mit allem Nachdruck. Er glaube, Karl die glänzendsten Aussichten machen zu können, wenn der Frankreich übertrete. Er wisse, daß sein König dem Herzog selbst zu der unabhängigen Herrschaft über die Niederlande werde.²⁾ Martinengo war über diese Verheißungen hoch er ungemein eifrig in einer so vielversprechenden Angelegenheit, aber nun die genaueren Instruktionen des Königs ankamen, sie viel kühler. Martinengo möge dem Savoyer jene Heirath schlagen, jedoch nur wie aus sich selbst, ohne des Königs hinein zu mischen. „Wenn Martinengo“, so schrieb Heinrich, „den Herzog aufgelegt findet, die Heirath zu billigen, so soll sie in Erfahrung bringen, welche Mitgift er aussetzen, und Sicherheit für dieselbe er geben will, und ob es seine Absicht ist, mir zu versöhnen und friedlich zu stellen; denn wenn er das letzte erfüllen will, so will ich nicht, daß er die Matilda in mein verheirathe. Wäre ich doch schlecht berathen, ihm noch mehr, und Freunde zu verschaffen, als er schon hat, da er sie an mir Uebles anzuthun.“³⁾ Obwohl de Fresnes' Enthusiasmus von dem Könige ziemlich dementirt war, verzagte Martinengo noch nicht an der Verwirklichung seines Planes, und da die Gianer, in deren Diensten er damals stand, ihn selbst nicht lassen wollten, schickte er einen Edelmann nach Turin, welcher (Anf. Febr. 1603) bei dem Herzoge überraschend gute Auf fand. Karl Emanuel, augenblicklich bestürzt wegen des ungu

¹⁾ Dep. Fresnes' v. 4., 10. Dez. 1602.

²⁾ Vgl. Instruktion des Königs v. 6. Jan. 1603.

³⁾ Fresnes an Martinengo, 28. Dez. 1602.

⁴⁾ Instruktion des Königs v. 20. Jan. 1603.

nges, den sein Versuch auf Genf gehabt, zeigte sich geneigt, den Spaniern zurück zu treten und d'Albigny fallen zu lassen, er nur der Hülfe der Franzosen gegen jeden spanischen Anstich sei.¹⁾ Martinengo ließ nun den König bitten, den Grafen Sommerive nach Turin zu schicken. Indes Heinrich schlug und ab. Seine Würde verbiete ihm, dem Herzoge, der sich wieder so schändlich und treulos benommen, irgend einen Schritt zu thun. Nur wenn der Herzog freiwillig seine Verzeiherbeten, dann erst könne überhaupt von jener Verbindung die Rede sein.²⁾ Man kann dem französischen Könige nach den Ereignissen, die er an Karl Emanuel gemacht, seine Vorsicht und Haltung nicht verdenken. Eine Folge derselben war freilich, die Unterhandlungen, auch aus Anlaß der genfer Streitigkeiten, einigermassen in's Stocken kamen. Aber nachdem im Bedes Mai Graf Vische mit günstigem Bescheide nach Turin gekommen war, nahm Martinengo, der inzwischen hierhin gekommen war, im Einverständniß mit dem Herzoge, die Angelegenheit Vermählung und damit überhaupt einer engen französisch-französischen Verbindung wieder eifriger als je zuvor, ja allzu eifrig an, daß Heinrich IV. abermals beruhigend und beschränkend einwirken mußte.³⁾

Karl Emanuel versuchte noch einmal ein doppeltes Spiel. Auf der einen Seite benachrichtigte er die Spanier von seinen Verhandlungen mit dem französischen Könige, um eine Pression auf sie auszuüben, damit sie etwas Bedeutendes für ihn thun sollten.⁴⁾ Auf der anderen — und dies war ihm doch jetzt bei weitem die einfachere — glaubte er die Zeit gekommen, seine früheren Pläne

Fresnes an Martinengo, 15. Febr.; Dep. Fresnes' an den König vom 17. Febr.

Instruktion des Königs v. 4. März.

Viele Briefe und Dep. Fresnes' an Martinengo und den König, vom 17. Febr. an; Instruktionen des Königs v. 22. Juni, 9., 22. Juli.

Amb. de Fresnes, t. II. 1. III. p. 92.

wegen einer Offensivallianz mit Frankreich gegen Spanien neuern, an dem letzteren wegen seiner Unthätigkeit ihn Rache zu nehmen und zugleich sich selber Vortheile zu Er sandte also Ludovico Vimercato, einen Vertrauten mit dahin zielenden Vorschlägen nach Paris (Ende 1603). Aber Heinrich IV., wie er vor kurzem die Anträge C dieser Richtung zurückgewiesen hatte, wollte noch viel die Absichten des wankelmüthigen und treulosen Karl C gehen. Kennen wir ja die Triebfedern, die damals seine wärtige Politik leiteten. Er antwortete also Vimercato verlange so viel gar nicht von Savoyen, sondern nur habe Bewahrung der Neutralität zwischen beiden Kronen aber das erste Erforderniß die Entlassung d'Albignys mißvergnügter Franzosen, die sich bei dem Herzoge Troßdem ließen Martinengo und der Herzog sich nicht und setzten die Unterhandlungen durch Herrn von Sforza fort. Da aus der Offensivallianz nichts geworden war Emanuel nunmehr dem französischen Könige seine Intimschaft an, verlangte aber zum Lohn dafür — die Befreiung oder doch eines Theiles derselben. Selbstverstand Heinrich keine Lust, die Freundschaft des Herzogs um Preis zu erkaufen. Als er ihn dies endlich, durch ein Schreiben des Herrn de la Barenne nach Turin, in ziemlich klaren Ausdrücken wissen ließ (Mai 1604), stellte der beleidigt, und die Unterhandlungen hörten einstweilen stilla mußte sich zu der Heirath mit d'Albigny bequemen

Troßdem wurde es durch diese Negotiationen sehr klar, wohin Karl Emanuel neigte, wo er seine Stütze und er seine Hoffnungen lenkte. Nicht mehr die Freundschaft sondern diejenige Frankreich's war offenbar sein eifrig

1) Instruktion an Fresnes v. 6. Aug.

2) Siri, Mem. recond., I. 289.

es fehlte nur an einem äußeren Anlasse, um dieses Verhältniß in Form einer gegenseitigen Allianz zu bringen. Die Spanier sahen dies sehr wohl, und während ihre Ungeschicklichkeit und Unvorsichtigkeit sie verhindert hatten, Savoyen von einer solchen Schwermacht abzuhalten, suchten sie jetzt eine Genugthuung in Akten kleinlicher Rache. Die savoyischen Prinzen fanden bei ihrer endlichen Ankunft in Spanien einen sehr unfreundlichen Empfang. Ebenfalls der alte grimme Fuentes keine Gelegenheit verübertgehen, wo er die Herzoge seinen Unwillen bezeigen konnte.¹⁾ Vielleicht wäre es den Spaniern durch eine kluge, konzentrierte und energische Politik in diesem Augenblicke noch möglich gewesen, Karl Emanuel zu gewinnen, besonders da dieser bei Heinrich IV. nicht ganz ungeschickte Entgegentommen gefunden hatte. Aber durch ein solches unvorsichtiges Auftreten gegen Savoyen begünstigten sie nur die ruhig und sicher fortschreitende Politik Heinrich's Karl Emanuel gegen-

Dieser Gewinn Savoyen's durch Heinrich IV. war allerdings gegenwärtig zu Spanien geschehen: indeß er war doch kein offener Akt der Feindseligkeit und konnte schließlich noch mit den guten Absichten vereinbart werden, die Heinrich zwischen Frankreich und Spanien immer wieder herzustellen angeblich bestrebt war. Aber die grundsätzliche Unnatur eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Mächten zeigte sich von neuem im Oriente, wo die Politik derselben sich wieder auf einander traf. Wir wissen schon, wie Heinrich IV. durch die Türken gegen den Kaiser aufbelebte; noch wichtiger mußte es ihm sein, sie mit Spanien selbst in Konflikt zu bringen. Es bedurfte es auch kaum seiner Bemühungen. Während Frankreich schon Franz I. in freundschaftlichem Verhältnisse zu den Türken stand, so mußte dasselbe in allen Zeiten zu konserviren und zu befestigen ge-

1) Instruktion an Fresnes, 2. Sept. 1603. — Fresnes an La Boderie, 1. 1603, 1c.; Amb. de Fr., t. II. l. III. p. 152 ff. — Siri, Mem. rec., 3. — Relazione di Savoia di Franc. Priuli (1604) bei Bar. e Berch., I. 53.

um ihn zu überreden, daß er Krieg gegen die Türkei beginne: dann wolle auch Philipp in Afrika und Europa den Kampf rüftig und eifrig gegen sie fortführen.¹⁾ Der persische Monarch, ein großer Krieger, ließ sich durch dieses Anerbieten wirklich verleiten, den Türken die Feindseligkeiten anzukündigen; er glaubte den Versicherungen des katholischen Königs. Die Gesandtschaft erreichte also vollkommen ihren Zweck (Septemb. 1602), der Schah führte den Krieg gegen die Türken mit vielem Nachdruck und noch mehr Grausamkeit, um — wie er sagte — durch seine Thaten den Aufforderungen des großen Beherrschers von Spanien zu entsprechen. Schon im Jahre 1600 nahm er Tebris. Auch sandte er wiederum eine Botschaft nach Spanien, welche ein sehr herzliches und achtungsvolles Schreiben des Schah an Philipp mit sich brachte. Derselbe wurde da angesprochen als „der größte Herrscher des Weltkreises, welchem die Sonne als Schirm dient, unter dessen Schatten die ganze Christenheit lebt, dessen Vasallen so zahlreich sind wie die Sterne am Himmel, welcher keinen ähnlichen hat, der die Welt regiere so wie er selbst, Don Felipe, König von Spanien“. Aber der Schah hatte sich verreckt. Der „größte Herrscher des Weltkreises“ sah es sehr gern, daß die Ungläubigen seine Feinde, die Türken, beschäftigte und bedränge, da nun auch ihm zu Hülfe zu kommen, das lag ihm ferne. Hielt die spanische Regierung den Christen das gegebene Wort nicht, so brauchte sie es dem „Heiden“ sicher nicht zu bewahren. Dem Kriege, welchen Spanien in Afrika und Europa mit allem Eifer gegen die Türken führen wollte, sah es ziemlich dürftig aus. Die Thaten der Spanier gegen die Türken in den Jahren 1603 und 1604 beschränkten sich nämlich auf einen Raubzug, welchen der Marques de Santa Cruz, der General der neapolitanischen Galeeren, in das östliche Mittelmeer wagte. Er nahm einige Korjarischen Inseln, besetzte Jante, Pathmos und mehrere andere Inseln, verheerte auf seinem Rückwege auch Durazzo an der epirotischen Küste und

¹⁾ Davila. Vida y hechos de Felipe III., l. II. cap. 13 p. 84 ff.

wieder mit ziemlicher Beute und zahlreichen Gefangenen in den Hafen von Neapel ein.¹⁾ Aber das war doch ersichtlich: mit solchen Unternehmungen ließ sich ein ernster Schlag gegen die türkische Macht nicht führen. — Um die Türken auch in Afrika zu bezwingen, verband Philipp III. sich mit dem Könige von Suco, und kleinen Dynasten an der Nordküste dieses Erdtheiles, welcher ebenfalls aus Besorgniß vor der Macht der Türken und ihrer Lehnsleute in der Barberei zum Kampfe mit denselben geneigt war. Ihm der spanische König eine Unterstützung von 20 Galeeren versprochen, griff der Beherrscher von Suco die türkischen Staaten in der Nähe muthig an; aber auch er mußte erfahren, wie unzulänglich die Zusagen des spanischen Königs waren: nie erhielt er die versprochenen Galeeren zu sehen, wie dringend er auch immer wieder um dieselben bat.²⁾ Das ist der Hauptfehler der spanischen Politik gewesen: geschäftig und verschwenderisch am falschen Orte und deshalb träge und kargend, wo Thätigkeit und Mittel nöthig gewesen wären.

Die schlimmen Folgen solchen Verfahrens stellten sich auch hier genug heraus. Der König von Suco, der sich von Spanien hinreichend unterstützt sah, beschloß, sich mit den Türken auszuheilen und ihre Verzeihung für seine frühere Feindschaft gegen sie durch eine Verrätherei gegen die Spanier zu erkaufen. Im Jahre 1603 wurde eine neue spanische Expedition gegen Algier ausgesandt, welche der maurische König zu unterstützen feierlich verheißten. An ihrer Spitze stand ein Barfüßermönch, der nach dem Ruhme Kardinals Jimenez lüstern war, unter ihm kommandirte der König von Majorca. Der Letztere begab sich mit vier Galeeren nach Suco und setzte hier 80 Mann an das Land, um jenem Fürsten 40,000 Scudi auszuliefern, für welche derselbe dann den An-

¹⁾ Davila, Vida y hechos, 109. — Balt. Porreño, Vida y hechos de Felipe III., cap. 15 (Juan Yañez, Memorias, p. 342).

²⁾ Lafuente, XV. 360 ff.

griff auf die Türken unternehmen wollte. Aber ~~kan~~ ein Spanier mit dem Gelde auf festem Boden, als für ein Schatzes beraubt und dann den Türken übergeben zu hiernach unterblieb dieses ganze Unternehmen, wie in den Versuche gegen Algier gescheitert waren.¹⁾

So gingen unausgesetzt die Kämpfe zwischen den Staaten und Spanien fort, meist nicht sehr zum Vortheil des letzteren. Man kann sich auch über die Nachtheile mindestens wundern, die Spanien überall erlitt, da es von habgierigen Parvenus leiten ließ und seine Karmelitermönche!

Mußte nun die französische Politik im Orient die traditionellen Freundschaft für die Türken nicht der spanischen feinden? Wie gut konnte besonders Heinrich IV. die Unterstützung gegen die Spanier und den Kaiser gebrauchen! Wurden die letzteren stets durch die Türken in Anspruch genommen schwächt? Konnte der französische Monarch nicht auf die Wirkung der Türken rechnen, wenn der offene Krieg gegen von neuem entbrennen sollte? So war in der That Heinrich gewesen, seine Allianz mit der Türkei aufrecht zu erhalten. Gesandter in Konstantinopel, Herr v. Brèves, ein bewandter Diplomat, hatte ihn hierin nach Kräften unterstützt. Einzelner kleiner Irrungen mit den launischen Ministern, besonders dem Kapudan-Pascha, hatte Brèves das Verständniß zwischen beiden Staaten stets wieder hergestellt. Der allerchristlichste König und der Sultan gingen Hand in Hand, wie Heinrich das Hülfegesuch des Kaisers den Türken zurückwies, wie er sogar — trotz seines oft heftigen

¹⁾ Sehr unvollständiger Bericht bei P. Matthien, II. 250 Chr. spt., 256. (Beide Chroniken sind überhaupt nur wenig Bearbeitungen desselben, von der Regierung mitgetheilten Stoffes.) an Brèves, 22. Juli; L. m., VI. 672.

Christliche Religion — die Osmanli zum Angriff auf die Staaten der Habsburger aufrief. Diese Politik setzte er auf das konsequenteste fort. Er that alles mögliche, Herzog von Nevers von der Rückkehr nach Ungarn zum gegen die Türken abzuhalten.¹⁾ Schon seit dem Ende des 602 arbeitete der Graf Isolano, ein Italiener, der im des Kaisers gestanden hatte und von den Türken gefangen war, an der Herstellung des Friedens zwischen Rudolf und ed III, ohne gerade bei dem Kaiser viel Geneigtheit zu ber der Papst und die italienischen Fürsten waren des ver- Kriege müde und suchten den Frieden herbeizuführen. war über diese Unterhandlungen bekümmert, als Heinrich wieder ermahnte er Herrn von Brèves, gegen den Frieden zu arbeiten. Er solle dem Sultan vorstellen, ehrenvoller Friede nur durch eine eifrige und erfolgreiche ung ermöglicht werde. Sei doch der Kaiser jetzt noch gar emselben geneigt und werde also harte Bedingungen stellen Sommer 1603 bot Heinrich plötzlich seine Vermittlung Friedensverhandlungen an, wahrscheinlich um dieselben scheitern; sie wurde deshalb sowohl vom Sultan als auch er abgelehnt. Ueber das Mißlingen dieses Versuches erz er erstens seine Zwecke im Oriente zu fördern und zweitens hen zu erhöhen bestimmt gewesen war, befahl Heinrich seinem Gesandten, die Unterhandlungen so sehr zu stören, s thun könne, ohne den äußeren Anstand zu verletzen (u'il pourra le faire honnêtement); sei doch der Krieg bei weitem nützlicher, als ein etwaiger Friede.²⁾ Noch erte die Besorgniß Heinrich's, als Rudolf selbst begann,

urich IV. an Brèves, 31. März 1603; L. m., VI. 64.

füge aus den Instruktionen an Brèves, vom 1. und 13. Mai, 603.

truktion v. 6. Aug; L. m., VI. 673.

einige Neigung für einen Vertrag mit den Türken zu zeigen. In wahre und falsche Mittheilungen suchte er da den Sultan gegen Habsburger aufzuheizen und ihn durch immer wiederholte Belungen zum lebhaften Kampfe anzufeuern. Ein Friede mit Kaiser und Spanien könne dem Sultan nur schädlich sein, in Misachtung seiner Truppen und Völker preisgeben. Natürlich Brèves nicht offen gegen den Abschluß des Friedens ankämpfen, heimlich gegen denselben thun, was ihm möglich sei.¹⁾ Es gelang auch diese Umtriebe recht gut. Da er in denselben unterstützt von dem kurzsichtigen Uebermuths Rudolph's II., der, von den Folgen seines Generals Begliuoso in den letzten Jahren aufgezogen unannehmbare Bedingungen stellte²⁾: so ging der Kampf in Uunausgesetzt weiter. Im Dezember 1603 kam von Mohammed ein abermaliger Gesandter zum König nach Fontainebleau, ihm u. a. den Beistand der türkischen Flotte zu einem Kriege Spanien anbot.³⁾ — So hielt es Heinrich für angemessen, mörderischen und für die Christenheit äußerst verderblichen im Gange zu erhalten, um seinen Feinden einen immerhin ringen Machtzuwachs zu entziehen. Denn es konnte doch Verfahren hauptsächlich nur darauf zielen, die Spanier der Unterstützung des Kaisers zu berauben. Rudolf aber war machtlos, er nicht gegen die Türken kämpfte. Erblande und deutsche halfen ihm wohl mit Geld und Mannschaft gegen die Ungläubigen aber zum Bündniß mit den Spaniern würden sie ihm beträchtliche Unterstützung gewährt haben. Der Kaiser wäre jedem Falle ein recht ungefährlicher Gegner gewesen. Trotz lahmte Heinrich nicht in seinen Bemühungen, ihn matt zu Als am 22. Dezember 1603 Mohammed III. starb und ih

¹⁾ Auszüge der Instruktionen an Brèves vom 15. Sept., 15. Okt., 1603, 20. Jan. 1604.; L. m., VI. 676, 678, 680, 681.

²⁾ Vgl. Windeln, Rudolf II. und seine Zeit (Prag 1863), I. 65.

³⁾ MS. Dep. Tassie' v. 14. Dec. 1603; Arch. v. Sim., K 1460.

Achmed I. folgte, rieth Heinrich diesem, da er von dem König von Persien und dem Kaiser zugleich bedrängt sei, lieber mit Frieden zu schließen, damit er den Krieg gegen den Kaiser mit ganzer Kraft führen könne.¹⁾

Achmed, obwohl erst fünfzehn Jahre alt, zeigte sich der Regierung gewachsen. Gleich im Beginne des Jahres 1604 nahm sein Pest. Vergebens ließ Rudolf den Papst, die italienischen um Unterstützung gegen die Ungläubigen anzufragen, überall er taube Ohren. Einigen Trost in seinem Kummer erhielt er eine Gesandtschaft des Schah Abbas,²⁾ die im Sommer 1604 bei ihm eintraf und ihn im Namen ihres Herrn ersuchte, nicht dem Sultan Frieden zu schließen, indem sie ihn der eifrigsten Unterstützung von Seiten der Perser versicherte. Auch nach Lyon diese Gesandtschaft, doch bekam sie den König nicht zu sehen.³⁾ End der Kaiser sie sehr glänzend aufgenommen und bewirthet ließ Heinrich den Botschafter, obwohl er sich über sechs Wochen dem Reiche und dessen Nähe aufhielt, nicht vor sich, um — er sich selbst offiziell äußerte — aller Welt zu zeigen, einen hohen Werth er auf die Freundschaft des Sultans lege. Dafür gab er freilich als Entgelt eine Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser seitens des Divans.⁴⁾ — Während Heinrich hier durch diese Machinationen einen Frieden zu vereiteln suchte, welcher der christlichen Welt so nothwendig war, arbeitete er zu gleicher Zeit London, um die Friedensverhandlungen zwischen seinen beiden theuren und sehr geliebten Brüdern, den Königen von Spanien und England, zu stören. Indem er an Herrn von Brèves, in Konstantinopel heimlich gegen den Frieden mit dem Kaiser

Instruktion an Brèves, März 1604; L. m., VI. 207.

Schon in den Jahren 1600 und 1601 war eine persische Gesandtschaft in gewesen; Khevenhiller, *Annales Ferdinandeae* (Leipzig 1722), V. 2400.

Matthieu, II. 359 B.

Instruktion an Brèves v. 31. Aug. 1604; L. m., VI. 287 f.

Spanien aus, unter Philipp II. erhoben (1568—1570) rar, Aben Humaja und Aben Abou, der „König der Wäffen unter der Standarte des Halbmondes. In den und verzweifelten Kämpfen konnten die Auführer werden: 60,000 Spaniern hatte dieser Krieg das Leben Neue immer schwerere Bedrückungen, immer unmenschlicheren und Gewaltmaßregeln waren die Folgen dieser Ereignisse gewesen. Ihrer Güter beraubt, von ihren Häusern gerissen, aus ihrer Heimath entfernt, jeder unwürdigen preisgegeben, zu Tode gehehrt von ihren Bedrückern, soll diesen diese und deren Religion lieben lernen! Trotz aller Drückung aber waren die Morisken noch immer von Nutzen für Spanien. Sie wurden von den Adligen und Herren begünstigt, weil sie — durch ihren Fleiß — Nutzen gewährten und besonders als Pächter und Grundbesitzer höhere und sicherere Renten bezahlten. Doch noch bei uns als dem äußeren Schutze, hatten die Morisken ihrem Reichthum ihrer Geschicklichkeit, Sparsamkeit und Umsicht zu verdanken den Anbau des Zuckers, der Baumwolle, der Reis nach Spanien gebracht. Sie hatten Bewässerung Reservoirs angelegt, durch welche sie das Wasser auf die ebenen und trockensten Felder brachten. Besonders die Fruchtbarkeit der Provinz Valencia in unglaublicher Weise Drei Ernten wurden hier jährlich eingebracht, kaum mehr in der Scheuer, als man schon für die nächste säete. Dieses erstaunliche Ergebniß aber nur durch die höchste Kunst und besonders durch ein bewundernswürdiges Bewässerung erreicht. Das Wasser des Turia war in hundert und unzähligen kleinen Kanälen über die Ebene geleitet unterirdische Röhren glichen die Unebenheiten des Bodens

¹⁾ Fonseca, *Justa expulsion de los Moriscos* (Mem 1612), p. 175.

der Ackerbau allein beschäftigte die fleißigen Morisken. Die besten Tuchwebereien von Murcia, die Seidenmanufakturen von Valencia und Granada, die Lederstickereien von Cordova, die Fabriken Baumwollenpapiers von Saliba wurden von ihnen betrieben. Nach der Austreibung der Juden waren die Handelsgeschäfte zum Theile in ihre Hände übergegangen. Sie waren ferner die Stütze des Landes: Wittwen, Waisen, fromme Stiftungen verzinsten in ihnen gern ihr Geld an, da sie höhere Zinsen gaben, als christlichen Händler.¹⁾ So blühte der Wohlstand der Morisken desto lebhafter auf, aber nur um so tiefer fühlten sie den politischen und sozialen Druck, der auf ihnen lastete!

Die Morisken hatten, um sich aus dieser ihrer unglücklichen Lage zu befreien, schon längst ihre Blicke nach auswärtiger Hülfe ausgesandt. So ist es unzweifelhaft, daß sie in geheimer Verbindung mit ihren Stammesbrüdern, den Berbern, und mit den Arabern standen, daß sie dieselben mehrere Male ermunterten, einen Angriff auf Spanien zu machen, indem sie ihnen versprachen, sich ihnen zu verbinden und mit gesammter Macht sie bei der Eroberung der Halbinsel zu unterstützen.²⁾ Besonders beschuldigte man die Mauren von Valencia in dieser Hinsicht, weil die algerischen Flotten vorzugsweise häufig in dieser Provinz landeten. Die Entstehung dieser verrätherischen Verbindungen bildete dann die Ursache, daß die Entschuldigung zu immer härterer und unerträglicherer Unterdrückung der unglücklichen Mauren seitens der Spanier. So wuchs der Druck und Verrath in beständiger, verderblicher, sich gegen einander immer mehr steigender Wechselwirkung.

Da die Morisken aus den Seezügen ihrer Stammes- und Glaubensgenossen keinen andern Vortheil zogen, als sich an einzelnen Feindern gerächt zu sehen, so entwarfen sie einen neuen, weit

Weiss, I. 312 ff.

Davila, 139 f. — Andrea Morosini, *Historia Veneta*, pars IV. lib. VI. cap. 616 (ed. Bened. 1623): unter dem Jahre 1599.

umfassenden Plan. Mit dem gefährlichsten Feinde des spanischen Stammes wollten sie anknüpfen, der sollte ihnen beistehen, und für wollten sie ihm zum Siege über die Spanier verhelfen: Heinrich IV. sollte ihr Schutzherr gegen die spanische Bedrückung sein. Die valencianer Mauren schickten einen ihrer Vornehmsten, Samet aus Segorbe, nach Paris ab.¹⁾

Heinrich, der ja auch mit den Türken im Bunde stand, sah den Mauren, die seine Macht wohl kannten, als der geeignetsten ihnen die Hülfe zuzuführen, die unzählige nationale Prophezeiungen, welche unterdrückte Völkerschaft tröstete sich nicht mit solchen ihnen als sicher und eine glänzende Zukunft für sie herbeiführen verhießen. Samet, der Mustif von Segorbe, überreichte, als er im August oder September 1602 nach Paris kam, dem Könige seinem Staatsrathe eine sehr merkwürdige Denkschrift. Auf dieselbe kurz die Leidensgeschichte der Morisken auseinander ging sie zur Schilderung ihrer Macht über. Sechshunderttausend Häuser besaßen sie in Valencia, wo allein sie mit 60,000 Männen stellen könnten; vierzigtausend Häuser im Königreich Aragon mit 40,000 streitbaren Männern; 130,000 Häuser in Granada, dreitausend Häuser in Katalonien, fünftausend in Kastilien.²⁾ Diese ganze Bevölkerung sei von dem höchsten Könige gegen die Spanier erfüllt, in denen sie ihre grimmigsten Feinde sehe, und warte nur auf das Zeichen zur Empörung. Die Mauren von Valencia, würden sich zuerst erheben, alle ihre Brüder aber ihrem Beispiele folgen. Die Lage der Dinge sei auch dem Aufstande sehr günstig. In Valencia und Aragon seien

¹⁾ Mém. de La Force, I. Corresp., 341 ff.

²⁾ Diese Angaben ließen auf eine Bevölkerung von 1 1/2 Millionen Morisken schließen, doch sind sie wohl, wie es stets bei solchen Gelegenheiten geschieht, übertrieben. — Fonseca, Justa Expulsion de los Moriscos (Rom) I. IV. c. 4 p. 223, giebt für das Jahr 1609 nur 28,072 maurische Einwohner im Königreich Valencia an, mit 50,000 wehrfähigen Männern. Ibid. I. c. 6 p. 174 wird die Zahl der gesammten spanischen Morisken bei dem Aufstande auf 600,000 berechnet.

ren in ihren eigenen Städten und Dörfern vereinigt, wo fast einziger Christ sich befinde, besonders sei in Valencia das ganze in ihrer Gewalt. Die Festungen und Forts seien verfallen. Er hätten die Morisken auch ihre geheime Organisation in ihnen unter bestimmten Ältesten, so daß die ganze Angelegenheit im tiefsten Geheimniß und in thatkräftiger Konzentration geschehen werden könne. Geld sei genug vorhanden. Nur an zwei Dingen fehle es: an Waffen und Führern. Beides möge der König ihnen gewähren. Er möge ihnen einige Leute senden, welche Krieg verstünden, und mehrere Hafenbüchsen und Kanonen, mit der Eroberung der Stadt Valencia zu beginnen. In ihren Prophezeiungen finde sich, daß diese Stadt sich ohne Schwertstreich ohne Hülfe zu erhalten, ergeben werde. Nach Einnahme derselben wird man dort Waffen für Alle finden. Die französische Hülfe über Denia, einen guten Seehafen, kommen. Sie kann ohne Verzug dorthin gesendet werden, denn die Bewohner von Denia werden sofort bei dem Anblick der französischen Schiffe fliehen, indem sie dieselben für eine türkische Flotte halten und zugleich die Wirkung der um jene Stadt besonders zahlreichen Morisken unterstützen werden. Alles wird gut gehen mit der Gnade Gottes und dem Zeugniß der alten Prophezeiungen.

Für einen Politiker, wie Heinrich IV., kostete es keine Ueberlegung, diese Intrigue, welche den Nerv der spanischen Macht betraf, die ihn direkt in das Herz der spanischen Monarchie zu führen vermochte, aufzunehmen. Freilich, hätten die Spanier in solchem Falle wohl anders gehandelt? Höchstens der religiöse Beweggrund könnte sie abschrecken können. Aber für Heinrich kam auch dieser nicht im mindesten in Betracht. Großes stand auf dem Spiele, und der Plan, so konnte er mit einem Schlage die äußerste Schwächung Spanien's herbeiführen. Es mußte jedoch in einer so wichtigen Angelegenheit mit Vorsicht und Bedacht verfahren werden, der König konnte nicht ohne weiteres auf die Verheißungen Hamet's hin handeln. Die Verbindung mit den abtrünnigen Mo-

rißten war ein Unternehmen, das nur im Falle des völligen Gelingenß Beifall oder selbst nur Entschuldigung zu finden konnte. Wenn es mißglückte, bedeckte es den König mit Schand vor den Augen ganz Europa's und erschwerte besonders seine Stellung den Katholiken und dem Papste gegenüber in ganz bedenklicher Weise. Heinrich verfuhr danach. Er ließ dem Hamet ein Geschenk verabsorgen und sandte ihn dann an den Gouverneur von Béarn, den Hugonotten de la Force.¹⁾ Diesen beauftragte er, einen zuverlässigen und dabei den Spaniern unbekannten Mann auszuwählen, welcher sich mit Hamet zu den Morisken begeben sollte. Er habe zu untersuchen und zu berichten, was die Morisken versprechen hätten, und ob und was sie zu leisten im Stande seien, wie man den Spaniern beikommen und welchen Vorwand man da wählen könne, und ob etwa die Morisken noch mit anderen fremden Mächten in Verbindung stünden. Alle diese Dinge sollte de la Force erkorene Vertrauensperson genau, bis in das Einzelne, erforschen und dann darüber dem Könige Bescheid geben. Es sandte in der That einen gascongnischen Kapitän reformirten Glaubens, Panissault, an die Morisken. Panissault, ein kühner und geschickter Mensch, steckte sich in das Gewand eines Kapuziners und reiste, eine Wallfahrt vorschüßend, von einem spanischen Kloster zum andern, bis er, unter steten heimlichen Verhandlungen mit den Morisken, nach Sevilla kam.²⁾ Er wohnte der Versammlung zu Loga bei, wo sich die Vorsteher der maurischen Bünde und die

¹⁾ La Force, I. Corresp., p. 339 ff.

²⁾ Dupleix, Hist. de Henry le Gr., 394. — Dupleix, senit nach den Quellen arbeitend, versetzt die Reise Panissault's in die Jahre 1605 und läßt ihn wegen seines ganz albernen Benehmens durch einen gewissen Verurtheilung abberufen werden. Da es nun aber durch einen Brief Heinrich's IV. (La Force, I. Corresp., 365 f.) feststeht, daß die Spanier schon 1603 den Grund der Reise Panissault's erfahren haben, so kann derselbe unmöglich nach seiner Rückkehr (Mai 1603) noch einmal i. J. 1605 nach Spanien gegangen sein. Die Jahreszahlen und der Abberufungsgrund bei Dupleix müssen also auf einem Irrthum beruhen.

nensten Häupter der ganzen Rasse in Spanien vereinigt hatten. 600 Kriegersleute wollten sie aufbringen, drei Städte, und unter ihnen einen Kriegshafen den Franzosen in die Hände spielen.¹⁾ Die Gefahr für Spanien war gewaltig.

Wir haben gesehen, wie verächtlich die spanische Regierung ihren Gesandten in Paris, Tassis, behandelte, und doch war sie kaum je so gut unterrichtet, wie durch denselben. Die Verhandlungen Hamet und ihre Fortsetzung durch Panissault wurden selbstständig mit dem tiefsten Geheimniß umgeben. Niemand hatte denselben Kenntniß erlangt, außer dem Könige selbst, seinen Ministern und La Force; und doch berichtete Tassis schon in den ersten Tagen des neuen Jahres (1603) an seinen Vorgesetzten: „Die Morisken erbieten sich gegen die Franzosen, sich zu ihren Gunsten zu erheben!“ Es ist offenbar, daß Tassis einen Minister oder wenigstens den intimsten Vertrauten eines Ministers gewonnen hatte; und später werden wir Aufschluß darüber erhalten, wer dies gewesen. Aber die spanische Regierung ging auf die Nachricht Tassis' nicht ein; während sie sonst die Hezereien des niedrigsten ihrer Spione in Frankreich bezug hörte, erklärte sie die ganze Angabe über die Morisken für „französische Windbeutelei“.²⁾

Der französische König konnte also, Dank der Verblendung des Königs von Spanien und seiner Vertrauten, die Verhandlungen mit den Morisken einstweilen noch ungestört fortsetzen. Mit dem größten Eifer, höchster Ungeduld verfolgte er dieselben. Sowie Panissault von seiner Reise zurückgekehrt sei, schrieb er an La Force, solle dieser dieselben an ihn abscheiden.³⁾ Spätestens im Mai 1603 war Panissault nach Paris gekommen.⁴⁾ Jedoch trotz des guten Anfangs

¹⁾ La Force, Mém., I. 219 nebst Note.

²⁾ MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 25. Februar 1603; Arch. von Sim., 26.

³⁾ La Force, I. Corresp., 348.

⁴⁾ Ibid., 349.

blieb das Glück dem Unternehmen nicht lange günstig, und diese Reise mußte auch einstweilen die letzte bleiben; es hatte das folgende Bewandniß.

Schon in den ersten Tagen des April war ein Edelmann, dessen Name vorsichtiger Weise nicht angegeben wird, zu Laffis gekommen, und hatte diesem erzählt, er sei von Rosny arg beleidigt worden, und wolle sich nunmehr an der Regierung rächen. Wenn Spanien bereit sei, ihn gut zu bezahlen, so werde er ihm die Umkleide des französischen Königs mit einigen Menschen aus Aragon verhüllen; es war offenbar die Verhandlung mit den Moriskanern gemeint. Jetzt wurde der Staatsrath in Valladolid doch aufmerksam und gebot Laffis, das Anerbieten des Franzosen anzunehmen. Er erhielten die Spanier ohne Zweifel ziemlich genaue Nachrichten über die ganze Angelegenheit. Auch Laffis hatte bald darauf von den geheimen Verhandlungen des französischen Botschafters in Valladolid mit einigen spanischen Persönlichkeiten zu erzählen.¹⁾ In Folge dieser Entdeckungen befahl der König, auf die französischen Espions in den spanischen Provinzen eifrigst zu fahnden.²⁾

Einstweilen mußte Heinrich nunmehr seine Umtriebe mit den Moriskanern aufgeben; denn er war natürlich auch seinerseits von dem Bekanntwerden jener Verbindungen in Valladolid in Kenntniß gesetzt worden. Hatte er doch ebenso gut dort seine Espions, wie die Spanier in den höchsten Kreisen von Paris! „Herr de la Force schreibt er am 27. Juli 1603 eigenhändig,³⁾ „ich habe beinahe eine Nachricht aus Spanien, daß der König von Spanien die Befreiung von Paniffault's Reise und die Erhebung, die man von Seiten der Moriskanern in Aragon versprochen, erfahren hat. Ich wollte Sie sofort davon in Kenntniß setzen, sowie davon, daß mir meldet, man habe den Spaniern eine Unternehmung, die

¹⁾ MS. (Conf. des sp. Staater. v. 21. April, 7. Juli 1603.

²⁾ MS. Arch. v. Sim., K 1451.

³⁾ La Force. I. Corresp., 365 f.

in Perpignan beabsichtigten, entdeckt: damit Sie herauszubringen
 en, durch wen dies geschehen sein könnte, und damit Sie sich
 cht nähmen.“

Welche Verhältnisse! Mitten im Frieden Verbindungen der
 Macht mit den inneren und äußeren Feinden der anderen, An-
 ge der Spanier auf Marseille und Mes, Anschläge der Fran-
 auf Denia und Perpignan! Dabei ein Spioniersystem, wel-
 die tiefsten Geheimnisse der beiden Kabinette an das Tageslicht

Die Moristen ließen sich durch die Fruchtlosigkeit ihres ersten
 aches, mit Heinrich IV. anzuknüpfen, nicht abschrecken. Hatten
 och durch denselben wenigstens den guten Willen des französi-
 Königs ihnen gegenüber erkannt, und sie waren nun ent-
 sen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Trotz der großen
 alichen Gefahren, welchen sich ihre Deputirten aussetzten, fan-
 ich abermals zwei kühne Männer, die nur dieses Mal sich nicht
 Paris, sondern — wahrscheinlich Geschäfte vorschüßend — nach
 bezogen, wo sie sich an Herrn de la Force wendeten (Juli
). Dieser nahm den Abgesandten (sein Gefährte war unter-
 krank geworden) zuerst mit großem Mißtrauen auf; denn er
 te, in ihm einen spanischen Agenten vor sich zu haben, der nur
 men sei, die Gefinnungen des französischen Monarchen gegen
 rien zu erforschen. Indeß er mußte wohl seine Besorgnisse
 aufgeben, denn das Benehmen des Moristen machte den Ein-
 vollster Aufrichtigkeit. Weit entfernt, sich nach den Absichten
 ich's zu erkundigen, beschränkte derselbe sich vielmehr auf leb-
 und immer wiederholte Klagen über das unglückliche Geschick
 Brüder und auf Versicherungen über die Bereitwilligkeit dersel-
 sich Frankreich anzuschließen. Die Moristen erboten sich, ohne wei-
 sich zu erheben, wenn der König ihnen nur zehn bis zwölf
 ene Kriegsleute zu ihrer Leitung übersenden wolle. Sie ver-
 en, wenn es nöthig sei, zur Gewinnung dieser Kriegsleute
 00 Ecus vorzuschießen. Herrn de la Force gefielen diese Vor-

schläge sehr gut, und er rieth dem Könige, sie anzunehmen; es sich doch nur darum, zehn bis zwölf alte Soldaten, Köpfe in ihrer Heimath, aber gut für einen fremden Krieg Spanien zu senden, ohne daß selbst ein Verdacht auf den König fallen würde.¹⁾

Heinrich hätte sicherlich auf die Anerbietungen der Königin sehr leicht eingehen können, wenn er beabsichtigt hätte, dieselben durch einige Kriegersleute und höchstens durch geringe heimliche Zahlungen zu unterstützen. Es läßt sich nicht absehen, weshalb bei den bekannten Anschauungen des französischen Monarchen derselbe nicht einige tausend Ecus geopfert hätte, um ein Dutzend Abenteurer, alte Egifisten oder mißvergnügte kalvinistische Betrüger zur Führung der Morisken zu gewinnen. Aber der König war in dieser Sache viel umfassender an. Er befahl dem Marquis de la Force in mehreren schnell folgenden Briefen, die Unterhandlung mit den Morisken aufrecht zu erhalten, dann aber so bald wie möglich nach Paris zu kommen, da er — der König — sich des weiten ihm über diese Angelegenheit besprechen wolle.²⁾ Es ist nicht zu verwundern, daß Heinrich damals größere Pläne mit sich herumtrug. Die Gelegenheit zu einem allgemeinen Kriege gegen die spanische Monarchie erschien gerade jetzt sehr günstig. Noch standen die Holländer gegen Spanien in Waffen, aber sie waren des Krieges müde, und es war sicher, daß sie ebenso, wie vor kurzem England, die Waffen legen würden, wenn ihnen nicht durch eine Diversion in einem anderen Theile der spanischen Monarchie Lust geschafft wurde. Die Türkei war von einem kriegerischen Sultan regiert, der zum Kriege gegen die Habsburger entschlossen schien; noch soeben war von türkischer Seite eine bedeutende Flotte gegen Spanien zu gestellt worden.³⁾ Auch die Venezianer waren in feindlicher

¹⁾ La Force an den König, 22. Juli 1604; Corresp., I. 375 ff.

²⁾ Briefe Heinrich's an la Force, v. 7. Juli, 14. Aug., 18. Sept.; C. I. 378 ff.

³⁾ S. 284.

gegen Spanien, noch andere italienische Fürsten standen, von der Aussicht der spanischen Eroberungsgier erschreckt, mit Frankreich vertrauten Unterhandlungen. Savoyen war ganz auf die französische Seite getreten und wäre sicherlich bereit gewesen, zur Erreichung des Mailändischen die Waffen zu erheben. So konnte Frankreich einer ziemlichen Macht gegen Spanien sicher sein, wenn dasselbe durch Unterstützung eines Moriskenaufstandes in seinem Rücken, an seiner Herzader angegriffen hätte. Heinrich beabsichtigte wahrscheinlich, nicht sogleich einen offenen Krieg gegen Spanien zu beginnen, sondern einstweilen nur den Morisken einen gleichzeitigen Beistand zu gewähren, wie den Holländern, durch einige französische Regimenter und durch einige hunderttausend Scus. Sollte Spanien — hierauf mußte er sich wohl gefaßt machen — darüber einen Krieg an Frankreich erklären: nun, so brauchte das mit den Morisken verbündete Frankreich, der Mitwirkung der Holländer, der Engländer und einiger italienischen Fürsten sicher, denselben auch nicht zu scheuen. So glücklichen Chancen gegenüber verzichtete Heinrich auf die rein defensive Stellung, die er bis jetzt inne gehabt hatte.

Mehrere Monate wurde La Force durch die erwartete Ankunft maurischer Abgeordneter aufgehalten, die endlich Mitte Oktober in Paris anlangten und die Vollmacht zur Abschließung eines Bündnisses mitgebracht hatten. Noch am Anfange November kam La Force in Fontainebleau an, wo der König sich damals gerade befand.¹⁾ Heinrich, welcher seine Ankunft schon längst erwartet hatte, inzwischen auch daran gedacht, mit den Holländern anzuknüpfen, schloß ein engeres Bündniß, ein verdoppeltes Aufbieten der beiderseitigen Kräfte mit ihnen zu verabreden. In der Absicht, dies einzuleiten, hatte der König im August den Herrn von Buzanval, seinen Gesandten im Haag, der den Holländern sehr geneigt war, und den von Vic, den Gouverneur von Calais, einen anderen Freund

¹⁾ Briefe La Force's an seine Frau; Corresp., I. 380 ff.

derselben, zu sich nach Fontainebleau kommen lassen, wo sie u sowie mit Rosny, bekanntlich einem eifrigen Anhänger der spanischen Allianz, unterhandelten und beriethen.¹⁾

Hierzu kam nun la Force mit den Verheißungen der Marquis. Leider sind wir über die folgenden Verhandlungen nicht unterrichtet. Der spanische Botschafter konnte seinem Hofe nicht mehr Rath von den französischen Ministerberathungen ertheilen, denn es war — wie wir später erwähnen werden — der Hauptmann der spanischen Armee in Frankreich, Nikolaus l'Hôte, der Sekretär entdeckt worden. Die Ankunft des Marquis de la Force am Hofe konnte an und für sich noch keinen Verdacht erregen, denn er war Gardekapitän des Königs und mußte als solcher jährlich Quartal am Hofe ab dienen. So finden sich weder in den Berichten von Simancas noch in den Berichten des Gesandten der Kaiserin in Paris Spuren von der Kenntniß dieser neueröffneten Verhandlungen. Vielleicht dürften in den Archiven des französischen Ministeriums des Aeußern noch einige Schriftstücke diese Angelegenheit erhalten sein, aber gewiß ist es keineswegs möglich, in diesen Dingen nichts dem Papiere anzuhaften. Es wurden eben die betreffenden Verhandlungen im höchsten Geheimnisse geführt, nirgends finden wir in den Briefen des Königs, seiner Minister und des Marquis de la Force auch die geringste Andeutung über diese Sache. Nur das erfährt der spanische Botschafter, daß die Franzosen den Krieg in Italien durch ihre Einverständnisse im Mailändischen vorbereiteten.²⁾

Erst im Anfang des folgenden Jahres kommt uns die Kunde von der Moristen wieder vor Augen. Der große Plan ist inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht. In den ersten Monaten des Jahres 1605 versammelten sich heimlich die sechszig

¹⁾ MS. Conf. des sp. Staater. v. 9. Sept.; Arch. v. Sim., K. 1

²⁾ MS. Don Balt. de Juñiga an den König, Paris, 30. Dez. 1605 v. Sim., K. 1460.

ht des Gründonnerstags 1606 ausbrechen. Es sollten 10,000 Morisken einzeln und unbemerkt in die Stadt id in der genannten Nacht alle Kirchen und Klöster besuchen. Dann würden, so rechnete man, alle Christen der heiligen Gebäude herbeieilen, und dies sollten die enutzen, um die reichen Waffenmagazine der Stadt zu ie für eine mehr als dreifache Zahl genügten. Einmal ollen die Aufständischen über die Christen herfallen, sie Stadt plündern und alle ihre Brüder zum Kampfe auf- uch bald von Afrika und von Frankreich her Unterstützung itte.¹⁾

wissen wir nicht, wie weit der französische König an gut ausgedachten Plane betheiligt war; sicherlich hatten ndten die Hand mit im Spiele. Aber so klug auch gt war, so treu auch die Morisken das Geheimniß wahr- iternehmen, welches bestimmt war, so ungeheure Wir- die Verhältnisse ganz Europa's auszuüben, kam nicht ung.

spanier hatten doch abermals Kunde von den Einver- der Franzosen in Aragon erhalten, und von neuem wur- gekönige beauftragt, auf die französischen Zwischenträger

Ebenso wenig, wie damals die hervorragenden und kluge Leute sich scheuten, Spionendienste zu verrichten, trugen sie auch Verräther zu spielen. Der neue König von England im Jahre 1604 einen Frieden mit Spanien geschlossen. Im Frühjahr 1605 sandte er den Lord-Großadmiral von England Charles Howard Grafen von Nottingham, um den spanischen Frieden beschwören zu lassen. Nottingham wurde in London in Glanze aufgenommen und mit demonstrativer Herzlichkeit im Verlaufe dieser Geschichte werden wir sehen, daß er von Anfang an eine Bestechung von den Spaniern nahm. Jakob I. von der Freundlichkeit der Spanier so gerührt, daß er die Regierung Kunde von den französischen Umtrieben mittheilte, welche letzteren höchst wahrscheinlich selbst ihm die Hoffnung, Beistand bei ihm zu finden — davon unterrichtete. Der hauptsächlichste Agent Heinrich's IV. bei den Spaniern damals Paschal de Saint-Esteve, ein echter Spion von Gewissenlosigkeit und unersättlicher Habgier. Da er sein Geld nach von den Franzosen und Morisken nicht genug hatte er bereits einige der letzteren bei den Spaniern für die Zahlung denuntzierte. Jetzt aber stürzte er selbst in die Falle, die schon so Manchem gelegt. Von den Engländern der spanischen Regierung als Spion Frankreich's und Unterhändler mit demselben angegeben, wurde er am 23. April 1605 in Valencia gefangen. Glücklicher Weise hatte er nichts Schriftliches von sich oder dessen Vertrauten bei sich. Die Spanier suchten dadurch zu erregen, daß sie Saint-Esteve dreimal der höchsten Grade unterwarfen, bis er ganz und gar verständig wurde und wie weit er die Pläne der spanischen Regierung Heinrich's IV. verrathen hat, ist nicht bekannt: sicher dagegen Paschal de Saint-Esteve am 23. Juni 1605 zum Tode und kurze Zeit darauf hingerichtet worden ist.¹⁾ Hierdu

¹⁾ Vgl. über diese Angelegenheit die Briefe bei La Force, I. Correspondenz 404—408.

Macht, forschte die spanische Regierung weiter, und so gelang Marqués de Villamizar, dem Vizkönige von Valencia, der weitverzweigten Verschwörung unter den Morisken auf die zu kommen. Auch hier wurden zwei Fremde — wie es, Italiener im Dienste der französischen Regierung — genommen sowie einige der reichsten und mächtigsten Morisken (Juni 1605). Die Sache schien allzu wichtig und bedenklich, sie schriftlich vor den gewöhnlichen Richtern zu verhandeln, und wurde ihre Untersuchung einem Vertrauensmann, dem Grafen Selves, übertragen. Die Mauren sowohl wie die beiden Fremden wurden der Tortur unterworfen, bis sie Geständnisse machten; derselbe der eine der Fremden, Martin Dziundo, legte eine umde Beichte ab. Dieselbe wurde von einem abtrünnigen Morisken, Francisco Ribera, bestätigt und enthüllte den ganzen schlauesten Plan. So war derselbe gänzlich vereitelt, die Führer der Bewegung küßten ihn mit dem Tode, die spanische Regierung traf alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß die spanischen Mauren doch einen Empörungsversuch hätten wagen können. Dieser Fall traf nicht ein; der Aufstand der Morisken wurde wieder einmal im Blute seiner Urheber erstickt.¹⁾ — Ueber die Haltung der französischen Regierung beobachteten die Spanier, nicht mehr als je den Krieg zu vermeiden wünschten, vorderhand vorsichtiges Schweigen.

Heinrich IV. war über die Gefangennehmung Saint-Estève's unruhig gewesen, aus Furcht, derselbe könne allzuviel verrathen. Besorgniß des Königs war um so größer, als er in Verbindung mit jenen Verhandlungen mit den Morisken ein anderes großes Unternehmen gegen Spanien betrieb. Schon viele Jahre vor hatte der Kapitän Moreau dem seither verstorbenen Marschalle Matignon die Ueberlieferung Pampelona's mit Hülfe einiger Soldaten von der Besatzung dieser Stadt angeboten. Indes die

Fonseca, Justa expulsion, l. III. c. I. p. 146 ff.

Angelegenheit war damals vernachlässigt worden und hatte keine weiteren Folgen. Jetzt im Sommer 1605, kam der Kapitän Moreau von neuem zu La Force und sprach ihm von der Einnahme von Pampelona's. Ein Korporal und mehrere Soldaten navarresischer Herkunft wollten den Franzosen behülflich sein, nächtlicher Weile die Courtine und zwei Bastionen zu besetzen. Sowie einige hundert Franzosen in der Stadt seien, wollte der Korporal den Kapitän, welcher in der Stadt befehligte, mit eigener Hand umbringen. Er verlangte für sich und seine Gefährten zum Entgelt dieser Thaten die bescheidene Belohnung von 100,000 Ecus, nach dem Unternehmen auszusahlen, und wollte für seine Treue seinen Vater und seinen Sohn zu Geißeln stellen.

Es ist zu bemerken, daß diese saubere That im tiefsten Geheimnis ausgeführt werden sollte; trotzdem wies der König das Anerkennen keineswegs von sich. Am 7. Juli 1605 theilte er La Force seine vollkommene Zufriedenheit wegen der Unterhandlungen mit Moreau mit.¹⁾ Ja, La Force bemerkt ausdrücklich in seinen Memoiren, daß Heinrich diese Sache sehr am Herzen gelegen habe. Es machte ihm keine Bedenken, die Festung eines Nachbarlandes mitten im Frieden zu überfallen, die heimtückische Ermordung hunderter von spanischen Soldaten herbeizuführen, die, auf den feierlich beschworenen Frieden vertrauend, nichts Arges ahnten. Es wäre vergeblich immer in eine sittliche Entrüstung über jeden einzelnen dieser so oft wiederholenden Fälle sich versetzen zu wollen: aber das können wir doch bei solchen Vorkommnissen freudig anerkennen, daß die öffentliche Moral unserer Zeit sich genugsam gehoben hat, um den Gedanken an solche Verräthereien unmöglich zu machen. Die Unsittlichkeit jener Tage trug übrigens fast immer ihr eigenes

¹⁾ Eigenhändiges Schreiben des Königs, abgedruckt bei La Force, I. O. resp., 399: Je suis fort aise de ce que le capitaine Moreau a parlé à etc. -- Uebrigens war schon i. J. 1601 ein Ueberfall Pampelona's beabsichtigt gewesen, aber durch Nikolaus l'Hoste, damals Gesandtschaftssekretär in Madrid, verrathen worden; Supplém. à l'Estoire, 367.

sich: auch diese Angelegenheit fand, kaum am französischen Landt, einen Verräther, der — ungewarnt von dem Schickte's — dieselbe nach Valladolid meldete und dadurch das an vereitelte. Die Spanier trafen sofort die erforderlichen Regeln, so daß die Franzosen gar keinen Versuch wagten.¹⁾ Zu der Zeit scheiterte ein ähnlicher Anschlag, welchen die Franzosen neuem auf Perpignan gemacht hatten. Die Besatzungen der Grenzplätze wurden verstärkt, vorzugsweise wurden für Perpignan mehrere Kompagnien königlichen bestimmt.²⁾ Es versteht sich, daß Frankreich an Stelle devere's einen neuen Spion nach Frankreich sandte,³⁾ aber im Orte doch nach all' dem Mißgeschick die ernstesten Versuche in innere Ruhe des Nachbarreiches einstweilen auf. Heinrich abermals in seine schon öfter geschilderte Defensivstellung

Sache der Morisken, mit so vielem Eifer und auch so Aussicht auf Erfolg von Frankreich aufgenommen, wurde von demselben für mehrere Jahre fallen gelassen. Philipp hat den Morisken diese Verbindung mit seinem schlimmen nie vergessen, und es vergingen nur wenige Jahre, bis die Nachkommen der früheren Herren Spaniens das nicht seines Bornes empfanden.

Hätte bei einem solchen Verfahren der einen Großmacht andere ein freundschaftliches Verhältniß zwischen denselben können! In der That trafen sie in den meisten Fragen in Politik aufeinander und waren in entgegengesetztem Irrend. Man muß Philipp III. die Gerechtigkeit widerfahren, daß er auf diesem Gebiete einen ernstlichen Versuch Herstellung des Friedens zwischen beiden Mächten machte. Frei-

Force, I. 179, 183.

1. Conf. des sp. Staatsr. v. 23. Aug. 1605 nebst Apostille.

Force, I. Corresp., 405.

lich weiß man nicht, ob er es nicht, wie im Jahre 1602, nur darauf abgesehen hatte, den Holländern die Hilfe der Franzosen zu entziehen. Jedenfalls war es, wie 1602, auch dieses Mal Spanien, welches die ersten entgegenkommenden Schritte that. Bei Gelegenheit des savoynisch-genfer Handels hatte Heinrich IV. sich bei dem Papste über die Unterstützung beklagt, welche Spanien dem Papste hatte angedeihen lassen. Der spanische König ließ hierauf (Ende April 1603¹⁾ durch den Herzog von Cessa dem Papste mehrere Heinrich's Klagen seien nur auf Verdacht gegründet, aber die Hilfe, welche derselbe den Holländern gewähre, sei faktisch. Der Papst von Savoyen könne bekanntlich nichts ohne Spanien thun, und Heinrich dürfe sicher sein, daß dieses den Herzog nicht gegen ihn unterstützen würde, wenn nur er selbst den holländischen Rebellen seinen Beistand entziehen wolle. — Lag hierin einerseits das indirekte Zugeständniß, daß bisher Philipp III. den Savoyer zur Feindseligkeit gegen Frankreich gereizt und in derselben begünstigt hatte, so war doch ohne Zweifel durch diese Erklärung auch ein Vorschlag einer ernstlicher Annäherung gethan. — Der Papst machte gleichfalls den Versuch, ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zwischen den katholischen Großmächten herzustellen: war dies doch das Ziel seines ganzen Lebens und Wirkens! Am 18. Juni schrieb er wahrscheinlich in Folge jener spanischen Erklärung — eigenhändig an Heinrich IV.;²⁾ er ermahnte ihn, den Frieden zu halten, besonders da der Herzog von Savoyen seine Pläne gegen Genf aufgegeben habe. Nun aber solle Heinrich auch für immer aufhören, die holländischen Rebellen und die Kaper überhaupt zu begünstigen.

¹⁾ MS. Instruktion an Tassis, 28. Apr. 1603; Arch. v. Sim., K 144.

²⁾ MS. Arch. v. Sim., K 1606. — Schon am Ende des vorigen Jahres hatte der Papst einen ähnlichen Versuch gemacht, hatte aber nur unzureichende Antwort erhalten; MS. Depesche Tassis' v. 12. Jan. 1603 ibid. Vgl. Bestätigung aller dieser Verhandlungen in den Depeschen d'Uffat's v. 10. Febr. 1604 (Lettres d'O., II. 1181 ff.) u. in dem Briefe Heinrich's an Beaumont vom 27. Juni 1604 (L. m., VI. 261).

sonst würden alle Katholiken gegen ihn die Waffen ergreifen. Er sieht, der Papst sparte selbst die Drohungen nicht, um Heinrich zu einer den Erklärungen desselben mehr entsprechenden Politik zu bewegen. Diese versöhnliche Stimmung Spanien's gegen Frankreich drückte sich dann auch in dem glänzenden und sympathischen Empfang aus, welchen der neue Gesandte Frankreich's, der Nachfolger Rochepot's, Herr von Barrault, in Madrid fand.¹⁾

Aber Heinrich IV. wies Spanien's zum Frieden ausgestreckte Hand zurück. Er schrieb — wahrscheinlich nicht mit Unrecht — die Feindschafts- und Friedensliebe Spanien's der Besorgniß zu, welche dasselbe vor dem maurisch-französischen Bündniß hegte, und abermals dem Wunsche, den Niederlanden nicht mehr den französischen Regimentern de la guerre zu begegnen. In der That mochten diese Erwägungen wohl hauptsächlich Ursache zu dem versöhnlichen Benehmen und der entgegenkommenden Sprache der spanischen Diplomatie gewesen sein. Dennoch glaubte Heinrich, seine Rechnung besser in der Fortsetzung seiner versteckten Umtriebe gegen das spanische Interesse, als in einem Zusammengehen mit dieser Macht zu finden. Sein Mißtrauen gegen dieselbe war zu tief gewurzelt. Mochten ihre Annäherungsversuche jetzt ehrlich sein oder nicht, Heinrich war zu häufig von ihr betrogen worden, er hatte zu viele Feindseligkeiten von ihr erfahren, nicht von vorn herein Falschheit und Betrug in ihren Anerbieten zu sehen. Offene oder doch eingestandene Feindseligkeit war ihm lieber, als eine Freundschaft, die Frankreich an die spanische Politik ketten mußte, ohne daß — wie der König glaubte — jenes dadurch einen ernstlichen Vortheil daraus ziehen würde. Der Antrag, nun an den Herzog von Savoyen im Zaume zu halten, wenn Heinrich dafür aufhöre, die Holländer zu begünstigen, konnte schon deshalb dem französischen Könige nicht annehmbar sein, weil er bei dieß Karl Emanuel bereits für sich gewonnen wußte und also nicht nöthig hatte, Spanien dafür ein Entgelt zu zahlen. Auch

¹⁾ Heinrich IV. an Fresnes, 11. Apr. 1603 (L. m., VI. 666).

des Papstes Drohungen machten keineswegs einen tiefen Eindruck auf Heinrich IV.: er wußte wohl, daß Klemens VIII. nicht so leicht Muthes den ältesten Sohn der Kirche den Ketzern ganz und gar in die Arme treiben werde. Er verzichtete also auf ein Bündniß mit Spanien und beharrte vielmehr bei seiner Absicht, zwar äußerlich den Frieden mit diesem Lande einstweilen aufrecht zu erhalten, auf der anderen Seite jedoch dasselbe so viel wie möglich zu schädigen und stets eine Ursache zum Wiederbeginne des Kampfes für die Zeit, in der derselbe ihm passend erscheine, zu bewahren. So war Heinrich entschlossen, an seinem bisherigen Benehmen Spanien gegenüber das Mindeste zu ändern.

Auf einen zweiten Brief des Papstes vom 3. Juli, in gleichem Sinne abgefaßt, wie derjenige vom 18. Juni, erwiderte der französische König am 28. Juli sehr unterwürfig und gehorsam. In bewegten Worten dankte er Sr. Heiligkeit für Ihre Ermahnungen, die außer der Bewahrung meiner Person das Glück und gute Fortkommen meines Sohnes und meines Reiches und besonders das Glück meiner Seele bezwecken. Sehr heiliger Vater, ich kann Eurer Heiligkeit die Hochachtung vor der mir hierbei bewiesenen Gunst nicht besser bezeugen, als indem ich mich anstrenge, den Rathschlägen Eurer Heiligkeit zu folgen.¹⁾ Während Heinrich IV. so den Papst allerdings in sehr allgemeinen Ausdrücken, seiner Bereitwilligkeit, einer katholisirenden und hispanisirenden Politik versicherte, war sich ganz klar darüber, daß er nur die entgegengesetzte Politik haben dürfe. Es war jener Brief nur ein Manöver, um den Papst einstweilen zu beruhigen und seine eigenen Pläne versteckt zu halten. Deshalb konnte es auch nicht ausbleiben, daß Frankreich und Spanien bald wieder an den verschiedensten Punkten auf einander trafen. Zuerst in Italien.

Wir hatten gesehen, wie in Folge der Bemühungen Spaniens die Allianz zwischen Frankreich und den Graubündnern zuerst —

¹⁾ L. m., VI. 146.

Jahre 1602 — nicht zu Stande gekommen war; nachher war aber doch wieder für die Zukunft erneuert worden. Heinrich erlaubte freien Durchzug durch das Bündnerland und die Erlaubniß, Kriegszeiten 16,000 Mann daselbst auszuheben.¹⁾ Die Graubündner, welche ihrer eigenen Kraft um so mehr, Spanien gegenüber, trauten, als sie, die Protestanten, das ihnen unterworfenen katholischen Weltkloster in härtester Weise beherrschten, suchten sich deshalb mit Frankreich auch dem näher liegenden Venedig anzuschließen. Von der anderen Seite wünschten die Venezianer, welche vor den drohenden Uebergriffen des Grafen Fuentes Besorgniß empfanden, durch ein Bündniß mit den tapfern Graubündnern zu stärken und schickten an dieselben einen Gesandten, den Sekretär Padavino, eine Allianz mit ihnen zu Wege zu bringen.²⁾ (Frühjahr 1603.) Unverständlich waren die Spanier hiermit sehr unzufrieden, ein- weil Venedig ja stets in einem gewissen Gegensatz zu Spanien gestanden hatte, und dann weil sie selbst mit den Graubündnern eine Allianz herzustellen suchten. An diesem letzteren Punkte lag es deshalb so viel, weil sie dadurch eine sichere Passage nach Deutschland und besonders den österreichischen Ländern erhalten wollten. Fuentes bot aus diesen Gründen alles auf, um das Zustandekommen des Vertrages zwischen den drei schweizerischen Bündnissen und Venedig zu verhindern. Er griff wieder zu dem Mittel, welches er im vorigen Jahre gegen die Verbindung mit den Franzosen so glücklich angewendet hatte: er drohte nämlich, den Graubündnern jeden Handelsverkehr mit dem Mailändischen zu unterbrechen und ihnen vorzüglich das Getreide vorzuenthalten, das sie bei Unfruchtbarkeit ihres Landes zur Fristung ihres Lebens nothwendig

¹⁾ Andr. Morosini, Hist. Veneta, prs. IV. lib. XVI. p. 643.

²⁾ Die Verhandlungen mit den Graubündnern wurden von den Venezianern schon seit dem Jahre 1601 geführt, aber lange Zeit sehr lau; vgl. Lettres et négociations de Fresnes-Canaye, I., I. passim. besonders p. 73 f. (Dépêche vom Dez. 1601). — Ueber die definitiven Verhandlungen selbst ibid., t. II., I. pass. sowie Andr. Morosini, I. c. p. 638.

brauchten und aus den reichen Gefilden Mailand's zu beziehen konnten. Aber dieses Mal erreichte der Spanier seinen Zweck nicht. Denn Frankreich zwar war weit vom Bündnerlande entfernt und durch andere Gebiete von demselben geschieden, so daß ein direkter und sicherer Handelsverkehr zwischen beiden Territorien nicht gepflogen werden konnte; das Venezianische dagegen stieß unmittelbar an das Beltlin und konnte daher den Bündnern das mailändische Getreide ziemlich ersetzen. Die Venezianer, denen es an Rindvieh nicht fehlte, begannen auch sofort den Bau einer neuen bequemeren Kunststraße über den Bernina-Paß, um so die Handelsverbindungen zwischen ihrem Gebiete und den rhätischen Thälern zu erleichtern. Die Bünde kümmerten sich deshalb um die Drohungen des Senators nicht im mindesten, sondern schlossen zu Euhur ihren Vertrag mit den Venezianern ab.²⁾

In diesem verpflichteten sich beide Republiken zu einer belohnenden Freundschaft. Die Graubündner gestatteten den Venezianern im Falle der Bedrängniß 6000 Mann bei ihnen auszuheben, aber weder auf dem Meere noch zum Angriff von Festungen zu wenden werden durften, sonst jedoch die Republik gegen jeden Feind zu vertheidigen hatten. Die Bedingungen der Besoldung und der Pflege der in Graubünden auszuhebenden Truppen wurden festgelegt. Würden die Bündner selbst mit Krieg überzogen werden, dann sollten sie das Recht haben, ihre Söldner in venezianischen Dienste sofort zurückzurufen, und Venedig mußte in solchen Verhältnissen sogar die drei Bünde mit aller Macht unterstützen. Die beiden kontrahirenden Theile verpflichteten sich, den Kriegsheeren des anderen sowie seiner Verbündeten freien Durchzug durch das eigene Gebiet zu gewähren, den Feinden des einen aber den Durchmarsch zu verwehren. Venedig sollte jährlich

¹⁾ Andr. Morosini, p. 639.

²⁾ Vollständig mitgetheilt P. Matthieu, II. 268 A. ff.; P. Cayot, *Chron. sept.*, 261 f. — Vgl. Thou, I. 130; Morosini, 639 f.

idi an die Bünde bezahlen und ihnen ebenso oft 50 Musketen der dazu gehörigen Munition geben. Die Unterthanen beider Publiken konnten frei gegenseitig in dem Lande der anderen verweilen und entrichteten nur die bisher üblichen Zölle für die Waaren, die sie einführten. Besondere Bestimmungen regelten den Getreide- und Salzhandel und sicherten zumal den Graubündnern eine freie Zufuhr dieser beiden unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Das Bündniß sollte auf zehn Jahre Gültigkeit haben und stets um zehn Jahre weiter gehen, wenn es nicht ein Jahr vor auf des Termines gekündigt würde.

Sieben bündnerische Gesandte gingen nach Venedig, und beschwor man gegenseitig das Uebereinkommen auf feierliche Weise.¹⁾

Die Spanier waren begreiflicher Weise mit diesem Vertrage sehr unzufrieden. Schon war Savoyen ihnen entgangen und hatte sich dem politischen System Frankreich's angeschlossen. Der Herzog von Florenz war seit lange in heimlicher Feindschaft gegen Spanien befangen und hatte sich durch die Vermählung seiner Tochter an Heinrich IV. diesem ganz entschieden genähert. Zu gleicher Zeit suchte Frankreich eine Heirath zwischen dem Herzoge von Savoyen und der Tochter des Herzogs von Modena zu Stande zu bringen, um dadurch den Letzteren ebenfalls für sich zu gewinnen.²⁾ Venedig war immer seit Franz I. französisch und antispanisch gewesen, und selbst von Klemens VIII. konnte eine thätige Theilnahme in einem Konflikte mit Frankreich spanischerseits nicht erwartet werden. So erntete Spanien die Frucht seiner habgierigen, treulosen und dabei doch schwankenden Politik auch in Italien; es sah sich auf der Halbinsel ganz vereinsamt, theils von gleichgültigen, theils von feindseligen Staaten umgeben, nur wenige kleine Vasallen

¹⁾ Morosini, 640.

²⁾ MS. Conf. des sp. Staater. v. 25. Febr. 1603; Arch. v. Sim., K. — Dep. Tassie vom 23. Jan.; ibid. 1606.

hatte es sich für schweres Geld verschaffen können. Wenn es einstweilen durch die Furcht, die es einflößte, seine Gegner in Italien zu Boden hielt, so daß sie sich nicht gegen es zu erheben wagten, so hatte es doch von keinem der mächtigeren italienischen Staaten Hülfe zu erwarten und mußte vielmehr gewärtig sein, daß nach der ersten Niederlage, die es erlitten, Venedig und Savoyen, Mailand und Mantua sich gegen es wenden würden. Siegte die spanische Politik noch bei mehreren Gelegenheiten, dann allerdings konnte ihre Herrschaft über die Halbinsel als fest begründet angesehen werden: erlitt sie nur die kleinste Schlappe, so stand Alles gegen sie, was in Italien noch unabhängig war. Und einem so klugen mächtigen Widersacher, wie dem französischen Könige gegenüber, mußte man sich darauf gefaßt machen, auch einmal im Nachtheil zu bleiben. Spanien hatte den Bogen zu straff gespannt. So lang es Heinrich IV., seinen Plan gegen die Spanier nicht Schritt in das Werk zu setzen, allerdings nicht so sehr durch ein direktes Eingreifen, wie durch kluge Benützung der Fehler, die die Spanier selbst begingen. Unter diesen kritischen Verhältnissen konnte es den letzteren unmöglich gleichgültig sein, die Zahl der Gegner rings an den Grenzen von Mailand noch durch ein so kräftiges und muthiges Volk vermehrt zu sehen. Denn, gesehen von der Hülfe, welche die Graubündner den Venezianern durch Stellung von 6000 tapferen Söhnen ihrer Hochgebirge währten, war es ja offenbar, daß bei einem ernstlichen Kriege zwischen Venedig und Spanien die Bündner binnen kurzem selbst ihre Allirten gegen das letztere Partei ergreifen würden. Es hinzu, daß durch den siebzehnten — oben angeedeuteten — Artikel des Vertrages in jedem Kriegsfalle zwischen Venedig und den Spaniern diese Verbindung mit Oesterreich abgeschnitten wurde, was bei dem Ausbruche eines großen europäischen Kampfes für die Spaniern sehr beschwerlich und nachtheilig werden mußte. So, wie Spanien hatte sich schon immer Hoffnung gemacht, bei günstiger Gelegenheit das katholische Weltlin von dem protestantischen Europa

loszureißen und sich dadurch eine nicht zu störende Passage nach Italien zu schaffen; die Ausführung dieses Planes wurde nun durch Unterstützung, die nach dem eben abgeschlossenen Vertrage die Venezianer im Nothfalle den rhätischen Bünden zu gewähren hatten, unmöglich gemacht.

Von allen Seiten schuf dieses Bündniß den Spaniern Unzulänglichkeiten, belästigte und beengte sie. Fuentes war deshalb auf das höchste aufgebracht, als er von dem wirklichen Abgange desselben hörte. Er beschloß, den Vertrag zu vernichten, es was es wolle, und dann in zweiter Linie wo möglich selbst der Herstellung einer Allianz mit den Rhätiern zu streben. Er führte er seine frühere Ankündigung aus und untersagte jeglichen Verkehr zwischen dem Mailändischen und Graubünden.¹⁾ Da die Bündner, durch ihren Vertrag mit Venedig zum größten Theile gesichert, hierauf nicht viel gaben, ging Fuentes weiter und zog eine und eine halbe Meile von Neu-Como, wo mailändisches, bündnerisches und venezianisches Gebiet sich berührten, auf einem hohen Felsen, welcher das Thal von Chiavenna und zu gleicher Zeit das Veltlin beherrscht, ein großes Fort mit fünf starken Kanonen, das er nach seinem eigenen Namen benannte.²⁾ Theils sollte er damit seinem Handelsedikt Nachdruck verschaffen, theils sollte es als Rückhalt dienen für die Drohungen, die er unaufhörlich gegen die Bünde ausstieß. An 6000 Fußsoldaten, meistens Spanier, schickte er zugleich an die Ufer des Comer-Sees.³⁾

Am meisten hatte Spanien zu fürchten, daß Frankreich jetzt Unterstützung der Rhätier und Venedig's schreiten werde. In That ließ es sich kaum denken, daß Frankreich spanischen Gemessregeln gegen ein ihm verbündetes Land ruhig zusehen werde,

¹⁾ Instruktion an Beaumont, 7. Dez. 1603; L. m., VI. 679.

²⁾ Bericht Montmartin's an Rosny; Oec. roy., ch. 147. — Thou, I. 134.

³⁾ Brief de Fresnes' an Breves, 9. Nov. 1603; Amb. de Fr.-Canaye, I. III. part. 2 pag. 24.

daß nichts gethan hatte, als sein unzweifelhaftes Recht anzuerkennen, Verträge zu schließen, mit wem es wollte. Unmöglich konnte Frankreich einen solchen Uebergriff Spanien's dulden, wenn es nicht anderweitig durch dasselbe gewonnen wurde. Die Regierung von Valladolid gab sich deshalb alle nur denkbare Mühe, um in dem Verhältniß an die schon oben geschilderten Versuche ein freundliches Verhältniß mit der benachbarten Macht herbeizuführen. Gelangen die Bestrebungen auch nur für wenige Monate, so war die Demuthung jener beiden kleinen Staaten voraus zu sehen. Aber das war ersichtlich, daß man nur mit großer Mühe Frankreich über das Interesse täuschen konnte, welches es ohne Zweifel besaß, die Niederlande und Venedig zu beschützen. Es wurden daher alle Mittel des diplomatischen Apparates angewandt, um das gewünschte Ergebnis herbeizuführen.

Der Herzog von Lerma eröffnete den Feldzug in eigener Person. Mit noch größerer Freundlichkeit und Höflichkeit, als er gewöhnlich zeigte, knüpfte er mit Barrault ein langes Gespräch über die schlimmen Folgen, welche die Gegnerschaft Frankreichs und Spaniens herbeiführe, und über die Mittel zu einer festen Verknüpfung der beiden Kronen: Barrault ließ sich in der That fangen nehmen und ging mit Freuden auf die gut gemeinten Vorschläge des spanischen Premiers ein; man beschloß, die betreffenden Verabredungen zu größerer Wirksamkeit schriftlich zu fixiren.¹⁾

Die spanische Regierung that einen Schritt weiter. Emsig und bedächtig ging sie vor, um ihrem Stolge nichts zu vergeben; nur allmählich wollte sie das Terrain vorbereiten. Im November 1603 wurde Don Juan Fernandez de Velasco, Herzog von Alba und Graf von Haro, Condestable von Kastilien und Leon, mit einer überaus zahlreichen und glänzenden Begleitung von Edelknechten und vornehmsten Häusern Spanien's²⁾ nach England gesandt,

¹⁾ Siri, Mem. rec., I. 207.

²⁾ Davila, Vida y hechos de Fel. III., 94.

rieden mit dieser Macht zu unterzeichnen. Aber er sollte auch mit dem französischen Könige verhandeln, und diese Begegnung wurde mit Ostentation vorher bekannt gemacht. Die Erwartungen wurden an diese glänzende Gesandtschaft gesetzt. Der Condestable sollte — so hieß es — den Erzherzog mit seiner Gemahlin nach Spanien zurücksenden, wo man den Königen von Valencia erheben wolle; ferner sollte er die eines Habsburgers zum römischen Könige herbeiführen und den Frieden mit England festsetzen, von welchem auch die Niederlande sich nicht lange würden ausschließen können; endlich sollte er reich die Beweise der aufrichtigsten Freundschaft seitens des französischen Königs geben, kurz den Zustand der Dinge in Europa zeigen und zwar nach der friedlichen Seite hin verändern.¹⁾ Zweifel haben die Spanier selbst diese Gerüchte ausgestreut, um ihre Aktion gegen Graubünden zu bemänteln, um Europa besonders Frankreich mit diesem Friedensweihrauch zu betäuben, so daß sie unterdeß ihr Werk in Oberitalien ungestört ausführen könnten. Die majestätische Langsamkeit, mit welcher der Condestable reiste, war wohl berechnet, einerseits — woran eben den Spaniern sehr viel lag — die Erwartung wegen dieser Verhandlungen recht lange gespannt zu erhalten, andererseits den Schein der Wichtigkeit für die Botschaft noch zu erhöhen. Am 16. November kam der Condestable nach Bayonne, erst am 15. Dezember in Paris. Der König Heinrich hatte ihm den Marschall von Montmorency nach Bordeaux entgegen geschickt, mit dem der Gesandte in Paris einzog. Die Pariser nannten, als sie die feierliche Prozession der Spanier mit ansahen, da das unzählige Gepäck der Bedienten und ihres Gefolges auf eine ungemeine Menge gemietheter Pferde verpackt war und die Diener selbst auf solchen ritten, den Condestable spottweise den „Botschafter der Maulthiere“. Derselbe ging sofort in das Louvre, wo er vom Könige in

¹⁾ Heinrich IV. an Beaumont, 15. Nov. 1603; L. m., VI. 175.

dessen Kabinett empfangen wurde. Er ließ sich vor Heinrich ein Knie nieder und wurde von demselben etwas länger in die Handlung belassen, als er gedacht hatte. Endlich hob Heinrich ihn umarmte und küßte ihn. Es wurden einige freundliche Bemerkungen gewechselt, besonders versicherte der Condestable, daß seinem nichts mehr am Herzen liege, als eine feste Freundschaft mit Frankreich zu unterhalten — und dann war die Audienz zu Ende. Dem der Spanier noch der Königin und dem Dauphin in Gegenwart seine Aufwartung gemacht, reiste er mit seinem Gefolge wieder ab.¹⁾

Heinrich hatte ohne Zweifel mehr erwartet. Unter Bedingungen, die dazu bestimmt seien, das Angesicht Europa's ändern, konnten doch unmöglich bloß allgemeine Freundschaftsversicherungen verstanden werden; sicher hatte der König geglaubt, Besprechungen über eine spanisch-französische Heirath widergenommen zu sehen. Der Aerger über diese Enttäuschung ließ sich in seiner sofortigen Weisung an Herrn von Beaumont, Gesandten in London, aus, die Bemühungen um eine englisch-französische Vermählung jetzt offener zu betreiben.²⁾

Die Spanier indeß hatten die Sendung des Condestables als einen vorbereitenden Schritt betrachtet, sie setzten ihre Forderungen fort, freilich immer noch ohne etwa bestimmte Vorschläge vorzubringen. *Suaviter in modo, fortiter in re*

¹⁾ Heinrich IV. an Beaumont, 19. Dez.; L. m., VI. 680. — *thieu*, II. 292 A. ff.; P. Cayet, *Chr. spt.*, 271 f.

²⁾ Instr. an Beaumont, 3., 17. Jan. 1604. L. m., VI. 680, 191. November 1604 kam der Condestable noch einmal, auf seiner Rückreise nach Spanien, durch Paris und hat dann wieder eine Audienz bei dem König gehabt, den er privatim für ein besseres Verhältniß zu Spanien zu suchen. Heinrich behauptet sogar in einer Instruktion an Beaumont (*8 rec.*, I. 316 ff.), der Condestable habe ihm die Vermählung der Kaiserin mit dem Dauphin und als Mitgift die Niederlande angeboten: indeß wahrscheinlich unrichtig, Heinrich wollte nur die Engländer, denen die Vermählung auch angetragen war, mißtrauisch stimmen.

die Franzosen durch Demonstrationen zu gewinnen, um hinter den Rücken ihre habgierige Politik ungestört weiter verfolgen zu können. Gerade jetzt, im Dezember 1603, langte der neue ordentliche Botschafter Spaniens in Paris, Don Baltasar de Zúñiga, an dem Bestimmungsorte an, ebenso wie der Condestable, zwar nicht besonderen Anerbietungen, aber mit den schönsten Freundschaftssicherungen an den französischen König beauftragt, welche dieser (verständlicherweise) nicht unterließ, reichlich zu erwidern.¹⁾ Auch bei Papste erneuerten die Spanier ihr oft gebrauchtes Gaukelspiel; ihre Veranlassung ließ der heilige Vater den Nunzius in Paris damals dem Könige von der französisch-spanischen Vermählung mittheilen.²⁾

Aber wenn die Spanier die Absicht gehabt hatten, durch alle diese Scheinversuche Heinrich IV. zu blenden und zumal ihn von der Unterstützung der drei Bünde gegen die Anmaßungen des Grafen Fuentes abzuhalten, so verfehlten sie ihr Vorhaben gänzlich. Wie auch Heinrich so unerfahren sein sollte, sich von den nichtswürdigen Komplimenten einiger spanischen Gesandten in den wichtigen Interessen seiner Politik bestimmen zu lassen! In der That, war seine Meinung nicht, vielmehr griff er kräftig in die Verhältnisse in Oberitalien ein. Wir haben gesehen, wie sehr die Abgrenzung des letzten italienischen Gebietes von Seiten Heinrich's IV. ihm in den Augen der Italiener geschadet hatte. Die Aufgabe Luzzo's schien denselben ein Rückzug vor Spanien, ein von der Pflicht veranlaßter Verzicht Frankreichs, sich in die Angelegenheiten Italiens zu mischen. Es hatte sich gezeigt, welche Besorgniß deshalb für die mächtigeren italienischen Staaten vor Spanien hegten.³⁾ Ist bot sich Frankreich eine Gelegenheit, diesen Flecken wegzuwaschen,

¹⁾ MS. Depeche Baltasar de Zúñiga's v. 20. Jan. 1604; Archiv v. Sim., 606. — Conf. des sp. Staates v. 24. Febr. 1604; ibid., K 1426.

²⁾ Sirey, I. 209.

³⁾ S. 247.

indem es die spanischen Anmaßungen gegenüber einem ganz italienischen, aber doch an Italien grenzenden Lande zu nichte und dadurch zugleich die Venezianer wirksam gegen Spanien stützte. Es kam hinzu, daß das Fort Fuentes dem Könige den wichtigsten Pässe nach Italien sperrte, deren er jetzt nur so wenige zu seiner Verfügung hatte. Aus beiden Gründen, um das sehen Frankreich's in Italien wieder herzustellen, und um sich Straße nach der Halbinsel frei zu halten, mußte Heinrich die Sache der Bündner mit aller Macht annehmen.¹⁾ Bereits in den ersten Tagen des Dezember 1603 hatte er an Herrn de St. Landolt, Gesandten in der Schweiz, geschrieben: wenn die Bündner Handelsverbot mit dem Mailändischen, welches Fuentes kürzlich lassen, durch irgend eine Handlung der Feindseligkeit bestrafen, so sei er — der König — bereit, ihnen hierbei seine Hilfe angedeihen zu lassen.²⁾ Noch entschiedener nahm aus demselben geführten Grunde Frankreich Partei, als man Kunde von dem erhielt, daß Fuentes an der mailändisch-tyrätischen Grenze war. Der venezianische Gesandte in Paris, Badoer, beklagte auf das bitterste über die Bedrohung, die Fuentes gegen die Republik Venedig's, die Bündner, ganz direkt ausübe. Dazu kam, daß Spanier sich von jenen Beschwerden der Venezianer bei ihm nicht im mindesten stören ließen. Vielmehr wies die spanische Regierung (Ende Febr. 1604) den Grafen Fuentes an, in der Angelegenheit zu thun, was ihm gut scheine, freilich ohne die Venezianer unmittelbar zu benachtheiligen und ihnen einen ganz bestimmten Grund zur Klage zu geben.³⁾ Zu derselben wurde — gleichsam als Demonstration — Perpignan befestigt mit einer stärkeren Garnison versehen.

¹⁾ Vgl. Relaz. di Ang. Badoer, p. 150, 158.

²⁾ MS. Dep. Tassis', 11. Dez. 1603; Arch. v. Stm., K 1460.

³⁾ MS. Conf. des sp. Staat. vom 24. Februar 1604; Arch. v. Stm., K 1426.

Da hielt es der französische König für die höchste Zeit, diesem den der Spanier entgegen zu treten. Galt es doch nicht allein, die Bundesgenossenschaft der tapfern rhätischen Alpenbewohner zu schaffen und so einen gewichtigen Stein in die beabsichtigte antspanische Verbindung in Italien und der Schweiz zu setzen; sondern überhaupt den alten und neuen Freunden Frankreichs einen Beweis von dessen Treue und zugleich von dessen Macht zu geben. Es war zu fürchten, daß die Bündner, wenn sie ganz fest der Hülfe Frankreich's versichert würden, den Spaniern Fuentes' nachgäben und die Allianz mit den Venezianern auflösten, sowie die Ausführung ihrer Verträge mit Frankreich ließen. Von welcher verderblichen Wirkung auf die Gefinnung Italien's dies sein mußte, lag auf der Hand. De Vic wurde beauftragt, sich in das Bündnerland zu begeben und den Vertretern der fünfzig Gemeinden, welche dasselbe bildeten, die Unterstützung durch Frankreich zu versprechen, wenn sie ihrem beschworenen Worte und den feierlich abgeschlossenen Verträgen treu bleiben würden. — De Vic fand bei seiner Ankunft in Chur die Angelegenheiten keineswegs gutem Stande. Venedig hatte sich lässig gegeben, nur mit leeren Versprechungen und mit wenigen Kriegsvorbereitungen war es den Bündnern gegen das Fort und die 6000 Spanier, welche das Land derselben bedroheten, zu Hülfe gekommen¹⁾: so begannen die Bünde bereits zu wanken. Fuentes dagegen neben den Drohungen auch die Versprechungen nicht gespart. Er verlangte von den Bündnern einmal die Gestattung des freien Durchzugs für die Spanier und zweitens das Versprechen, keine Truppen einer anderen Nation durch ihr Land zu lassen, ohne Bewilligung der Spanier. Dies — stellte er ihnen vor — sei ihren Verträgen mit Frankreich und Venedig nicht einmal zuwider. Denn

¹⁾ Fresnes an Vic, 14. Novbr. 1603; Amb. de Fresnes, t. II. l. III. pag. 27. — Morosini, 643. — Der Gotteshaus-Bund zählte 21 Gemeinden, der Graue Bund 19, der Zehngerichteten-Bund 10; Siri, Mem. l. 730.

Heinrich IV. habe gar keine Besitzungen in Italien, zu deren theidigung er durch ihr Land zu ziehen habe, und den Venezianern hätten sie Durchzug nur für den Fall versprochen, daß die einen Verteidigungskrieg zu führen hätten: und dann würde Spanier gern in den Durchzug willigen. Mit dergleichen Sünden suchte er diese noch rohen Menschen zu täuschen.¹⁾ da er zugleich alle Vortheile verhieß, wenn sie ihm zu Hülfe sein wollten, so war es ihm wirklich gelungen, vier der bündnerischen Gemeinden zu gewinnen. Dieselben bestimmten auch die übrigen Kommunen, gemeinsam Gesandte an Fuentes zu schicken, um sich mit diesem über einen befriedigenden *modus vivendi* einzigen. Kaum waren die Gesandten in Mailand, als der Spanier alle Künste spanischer Politik spielen ließ. Die Bündner wurden auf das ehrenvollste aufgenommen, prächtig gespeist, beschenkt. Dem imponirenden Wesen des Grafen und seinem gewinnenden Benehmen vermochten die rauhen Stämme des Gebirges nicht zu widerstehen, und nach kurzer Verhandlung zeichneten sie eine Reihe von Artikeln, welche die früheren Bedingungen größtentheils aufhoben und den Spaniern überaus günstig²⁾ indem sie die Bünde der Politik des jedesmaligen Gouverneurs von Mailand vollkommen unterwarfen.³⁾ Die Sache der Spanier halb gewonnen, Frankreich und Venedig auf dem Punkte empfindliche Niederlage zu erleiden.

Fuentes wußte trotzdem, daß er mit diesem Vertrage von Mailand — den er übrigens erst am 25. August ratifizierte — Zweck noch nicht erreicht, daß er vielmehr noch große Schwierigkeiten zu überwinden habe, ehe er denselben von der Volksvertretung der Bündner genehmigt sehen würde. Mit vollen Theile er die spanischen Dublonen unter den einflußreichsten

¹⁾ Morosini, 643.

²⁾ P. Matthieu, II. 321 A ff. — Dieser mailänder Vertrag ist sehr abgedruckt bei Abreu y Bertodano, *Tratados*, I. 229 ff.

schicktesten Bündnern aus. Es kam ihm hierbei sehr zu Statten, daß vor kurzem im rhätischen Lande eine Art Revolution vor sich gegangen war, durch welche alle bisherigen obrigkeitlichen Personen nicht nur gestürzt worden waren, sondern auch nunmehr mit Staatsverbrechen bedroht wurden. Diese schlossen sich, um Schutz zu finden, zum Theil den Spaniern an.¹⁾ Auf der anderen Seite war auch der französische Gesandte nicht müßig — 100,000 Ecus vertheilte er unter die getreuen Bundesgenossen²⁾ — und so ging der diplomatische Streit zwischen beiden Mächten um den Einfluß in jenen Landen lange Zeit unentschieden fort. Es zeigte sich dabei, welchen Theil Spanien aus der Furcht zog, die es allen einflößte, wie zu jener Zeit es für Frankreich sei, hier energisch einzugreifen und auch sein Ansehen wieder fest zu begründen. Die Venezianer zeigten sich aus Besorgniß vor Spanien, völlig unthätig, die schweizerischen Cantone begnügten sich mit einigen allgemeinen Ermahnungen an die Graubündner, wacker und muthig auszuhalten, ohne daß sie ihnen die mindeste Unterstützung oder auch nur die Zusicherung einer Hilfe zu Theil werden lassen. Die Bündner wußten nicht, nach welcher Seite sie sich neigen sollten. Von der einen Seite fürchten sie, bei ihrer Entfernung von Frankreich, bei erster Gelegenheit das Opfer eines spanischen Angriffs zu werden, und zu verlieren den freien Handel mit dem Mailändischen, der ihnen zuvorn doch unentbehrlich schien; von der anderen wollten sie sich, gerade wegen der bekannten Gelüste Spaniens nach dem Beltlin, von den alten Bundesgenossen, Frankreich und Venedig, nicht trennen. Sie suchten deshalb nach einem Mittelwege. Wie wäre es, wenn Frankreich und Venedig durch nominelle Aufrechterhaltung der Verträge beruhigte, zugleich aber auch die Spanier durch das Versehen gewänne, diese Verträge nicht gegen sie in Anwendung

¹⁾ Sully, Oec. roy., ch. 146.

²⁾ Fresnes an Martinengo, 3. Juli 1604; Amb. de Fresnes-Canaye, t. I. III. part 2 pag. 272.

bringen zu wollen? So beschloffen die Rätier auf der Bedingung zu Chur (Mitte Juni 1604).¹⁾ Die Schwierigkeit war die, diese Lösung den beiden gegenüber stehenden Parteien annehmbar zu machen: und hieran scheiterte auch der Versuch. Gesandten, die nach Mailand gingen, ließen sich jedesmal Fuentes zu Spanien allzu günstigen Bedingungen bestimmen; kamen sie dann vor die Bundesversammlung, so fanden sie einige entschieden französisch gesinnte Männer und Herrn selbst, der keine Mühe in seinem Dienste sparte, und dann sie ihr Werk wieder vernichtet. So mußte man dasselbe von neuem beginnen und bewegte sich schließlich unaufhörlich im Kreise. Von der einen Seite schürte Alfonso Casal, von der anderen die anderen Agenten Frankreichs.

Die Krise nahm einen immer bedrohlicheren, einen immer gemeineren Charakter an. Spanien und Frankreich, durch Interessen von einander geschieden, in so vielen Theilen der im Streite, kamen von neuem in ein entschieden feindseliges Verhältniß. Der so lange künstlich aufrecht erhaltene Schein guten Einverständnisses zwischen den beiden Mächten zerfiel vor der Macht der Thatfachen, welche die beiden Staaten wieder einander als Gegner gegenüberstellten.

Es äußerte sich dies auf die mannigfachste Weise. Der spanische König hatte auf die französischen Waaren einen Zins von 30 % des Werthes gelegt; unverzüglich (Febr. 1604) Heinrich IV. überhaupt seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien, da jener Zoll dem dritten Artikel des Friedens von Madrid entgegen sei.²⁾ Der König ließ sogar den französischen Kaufleuten, die sich in Madrid aufhielten, anrathen, sie möchten sich die Abreise bereit halten, denn ein solcher Friede könne

¹⁾ Sully, Oec. roy., ch. 147.

²⁾ Vielfache MS. Depeschen und Conf. sowie Briefe der L. m. VI. dieses Verbot wurde in Paris eine heißende Satyre veröffentlicht; s. à l'Estoile, 363.

lange andauern.¹⁾ Ein Versuch, mit Hülfe Jakob's I. diese Feindschaft durch Unterhandlungen zwischen dem Condestable und dem von Beaumont, dem französischen Gesandten in London, in der Stadt selbst beizulegen, mißglückte; erst dem Kardinal Buzigny, dem Nuntius des Papstes in Paris, gelang es (Oktober 1604), den Vertrag zu Stande zu bringen, welcher den Streit schlichtete.²⁾

12. Oktober widerrief der französische König die Handelsbeschränkungen gegen Spanien und darauf am 22. November der spanische Monarch diejenigen gegen Frankreich.³⁾ — Aber diese Schwierigkeit war nicht die einzige zwischen beiden Reichen. Der alte Streit wegen der, den Holländern von Heinrich IV. gewährten Privilegien tauchte immer wieder auf, da der französische König stets neuen Grund und zur Klage gab. Zuñiga wurde (Juni 1604) beauftragt, ein neues gegen diese Begünstigung der „Rebellen“ Sr. katholischen Majestät zu protestiren; er konnte, wie gewöhnlich, nur allgemeine Entschüßigungen zur Antwort erhalten.⁴⁾ Aber bald mußte die spanische Regierung wahrnehmen, daß Heinrich jetzt die Holländer noch reichlicher bedachte, als jemals vorher. Außer den 100,000 Livres, welche derselbe den General-Staaten alle Vierteljahr zu senden pflegte, ließ er ihnen im Sommer 1604 noch weitere 200,000 Livres und eine große Menge Munition zukommen, die in Rouen öffentlich öffentlich zur Weiterbeförderung verladen wurde. Alle Augen der Spanier hierüber fruchteten nichts.⁵⁾ Die Holländer

¹⁾ MS. Consulta des spanisch. Staates. v. 1. April 1604; Arch. v. Sim., 1426.

²⁾ Auszüge aus den Instruktion an Beaumont, L. m., VI. 687—691, 693.

³⁾ MS. Conf. des sp. Staates. v. 2. Nov. mit Apostille; Arch. v. Sim., 1426. — Phil. III. an Zuñiga; ibid., K 1451. — Zuñiga an Phil. III.; L. K 1606. — Die betr. Aktenstücke finden sich bei Fr. Léonard, Collection traités de la France, t. IV. und bei Abreu y Bertodano, t. I.

⁴⁾ MS. Dep. Zuñ. v. 19. Juni c. 1.

⁵⁾ MS. Instruktion an Zuñ. v. 2. Aug.; Arch. v. Sim., K 1451. — Das sp. Staates. v. 9. Sept.; ibid., K 1426.

suchten diese günstige Stimmung des französischen Monarchen auszunutzen. Sie erbaten sich sogar, demselben das eroberte Elsass einzuräumen, wahrscheinlich unter der Bedingung, daß er ihnen in ausgedehnterem Maße beistehe und besonders eine Auszeichnung mache, daß von dem Erzherzog Albert hart bedrängte Straßburg retten; als aber dieses nach heldenmüthiger dreijähriger Belagerung endlich fiel (22. September 1604), zerschlugen sich auch die Verhandlungen über die Abtretung von Ellys.¹⁾ Auf der andern Seite war Spanien geschäftig, Lothringen von der französischen Allianz, in der es sich bis jetzt befunden, zu trennen und zu habsburgischen Interesse hinüber zu ziehen. Wie Frankreich die Savoyen, so suchte es also Spanien mit Lothringen zu verbinden. Die Herzogin von Bar, die Gemahlin des ältesten Sohnes des Herzogs von Lothringen, die Schwester Heinrich's IV., war im Anfange dieses Jahres gestorben; und wie diese Heirath Lothringen an Frankreich gefesselt hatte, so sollte nun eine habsburgische Prinzessin das Herzogthum zu Spanien hinüber führen. Bar war für Lothringen schon immer wichtig genug gewesen, da es Deutschland und Frankreich trennte und ein starkes Bollwerk für jedes der Reiche gegen das andere werden konnte. Oft genug hatten ja deshalb die deutschen und die französischen Könige um den Besitz dieser Zwischenprovinz gestritten! Für die Spanier kam noch hinzu, daß es auch zwischen der Franche-Comté und den Niederlanden mitten inne lag. Aus diesem letzteren Grunde hatte schon Karl V. die Rühne, der sich hier genau in derselben Situation befand, wie die Spanier jetzt, das Herzogthum sich anzueignen gesucht. Als im Herbst des Jahres 1604 der Herzog von Lothringen nach Paris bezug, ertheilte Philipp III. seinem dortigen Botschafter Zúñiga den Auftrag, denselben in Betreff einer Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer Erzherzogin von Oesterreich, einer Tochter der spanischen Königin, zu sondiren; nur sollte Zúñiga nicht

¹⁾ MS. Dep. Zúñ.'s v. 7. Litt.; ibid., K 1606.

n, daß er zu diesem Versuche von seinem Hofe Auftrag erhalten
e. Außer der Ehre, mit dem kaiserlichen Hause von Deutsch-
und dem königlichen von Spanien so enge verbunden zu wer-
de, werde das lothringische Fürstenhaus aus einer solchen Heirath
den Vortheil ziehen, jeder Zeit auf die Unterstützung des Ge-
mains Hauses Oesterreich rechnen zu können. Und sollte dies alles
mehr werth sein, als der Anschluß an Frankreich? ¹⁾

Die feindlichen Schachzüge gegen einander waren von beiden
ten wieder lebhaft im Gange. Da tauchten auch alle die kriege-
en Gerüchte von neuem auf, die vor zwei und drei Jahren die
t so sehr geängstet hatten. Das Mißtrauen zwischen Spanien
Frankreich wurde abermals sehr groß und tief. Die spanischen
Könige der nördlichen Provinzen hatten in alter Weise über ge-
ne französische Kriegsvorbereitungen zu berichten. In Marseille
den Galeeren ausgerüstet und bemannt, um Barcelona zu über-
en; als Befehlshaber dieser Expedition wurde bereits der Herzog
Guise genannt. In Languedoc und Dauphiné werden 8—9000
ann versammelt. Wenn der Krieg in Flandern nicht bald eine
stigere Wendung nimmt, wird Heinrich sicher loschlagen. Der
Rath in Valladolid beschloß wirklich nach diesen Angaben, in
Marseille und sonstigen französischen Orten neue Spione anzustellen.
Der abermaliger Bruch zwischen den beiden Mächten lag gleichsam
der in der Luft. ²⁾

Und zugleich gelang es den Spaniern, im Gegensatz zu Frank-
reich, die sechs katholischen Kantone der Schweiz zur Erneuerung
der Allianz vom Jahre 1583 mit der spanischen Krone zu be-

¹⁾ Instr. an Juñiga v. 30. Sept; MS. Arch. v. Sim., K 1451.

²⁾ Besonders MS. Conf. des sp. Staates v. 22. Mai 1604, auf eine
sache des Herzogs von Monteleon hin; dann Conf. v. 26. Juni. — Vergl.
Brief Du Pleissis' an Buzanval, v. 8. Sept. 1604: Ces traités d'Angleterre
Falezans et des petits Cantons nous monstrent que l'Espagnol nous
ent.

wegen.¹⁾ Wie wichtig dies in dem Augenblicke war, wo man sich dem Ausbruche eines großen Kampfes in jenen Gegenden aussetzen, wo die Schweizer allem Anschein nach den Aufstand geben mußten, braucht nur angedeutet zu werden. Es war ein empfindlicher Streich, den hier die Spanier Heinrich IV. versetzten und zwar an dessen verwundbarster Stelle.

Nicht minder gerechten Grund zum Mißtrauen gegen die Spanier, als diese gegen den französischen König, erlangte der König durch die jetzt erfolgende Entdeckung neuer Verschwörungen gegen seine Herrschaft und gegen seine Person: wir werden von diesen Umtrieben später im Zusammenhange berichten, aber schon müssen wir erwähnen, daß die Spanier hier sicher ihre Hand im Spiele hatten. Ueber ihre Intriguen, über ihre feindlich verrätherische Haltung auf allen Punkten beschwerte Heinrich heftig bei Klemens VIII.;²⁾ so erhielt dieser die Klagen von allen Seiten, ohne doch ihnen abhelfen zu können.

Wie weit die Machinationen der Spanier in Frankreich erstreckten, konnte man in diesem Jahre 1604 recht deutlich sehen. Wir haben schon einen gewissen Rasis erwähnt,³⁾ einen Agenten, der sich nach Spanien geflüchtet hatte, aber von dort seine Verbindungen in Frankreich unterhielt, um die Spanier in die Vorgänge in diesem Lande zu unterrichten. Da er zuletzt zuverlässige Kunde mehr ertheilen konnte, verringerte die französische Regierung allmählich die Summe, die sie ihm für seine Diensteleistungen bezahlt hatte, so daß er in das äußerste Elend gerieth. Hieraus wollte er sich nun durch einen neuen Versuch retten. Nachdem er von Herrn von Barrault die Zusicherung freier Rückkehr nach Frankreich und einer bedeutenden Bel-

¹⁾ Dumont, Corps diplomatique, V., II. 38 ff.; der Vertrag vom 28. April 1604.

²⁾ Brief Heinrich's v. 1. Mai 1604; L. m., VI. 685.

³⁾ S. 173.

darüber empfangen hatte, eröffnete er, daß der Lieblingssekretär französischen Ministers des Aeußern, des Herrn von Villeroy, intimste Vertraute desselben, der Mitwiffer aller Staatsgeheim-

Nikolas l'Hoste, den Spaniern verkauft war und ihnen alle Briefe, deren er habhaft werden konnte, in Kopien mittheilte (s. Mai). So waren alle die in den letzten Jahren französischen gegen Spanien geplanten Unternehmungen sofort in Ballast bekannt geworden. Zumal die Instruktionen Villeroy's an Frankreich waren stets eher in den Händen Verma's als in denjenigen Adressaten gewesen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um äußerster Heimlichkeit die Dinge zur Einkerbung und Uebertragung l'Hoste's reif zu machen; aber als man ihn eben gefangen zu wollen wollte, war er schon vorher von den Spaniern gewarnt worden, und entfloh. Man setzte ihm nach, und bei dem Versuche, ihn zu retten, erkrankte er in der Marne, in der Nähe von La

Seine Körper wurde herausgeholt, einbalsamirt, nach Paris gebracht und hier auf dem Greve-Platz von vier Pferden öffentlich gezeigt (19. Mai 1604).')

) Wer die überaus interessante und romantische Geschichte l'Hoste's und Entdeckung seines Verrathes nachlesen will, findet sie ganz ausführlich, bis zum kleinsten Detail bei P. Cayot, *Chr. sept.*, p. 293—300. Etwas minder vollständig berichten über diese Thatfachen P. Matthieu, II. 310 B ff.; *Suppl.* t. 367 f.; de Thou, I. 132; Dupleix, 354 ff.; Khevenhiller, *Ann. Ferd.* 869 ff. etc. *Altenstücke MS. franc.* der *Bibl. Imp.* zu Paris, vol. 4020 ff., 241; *Mémoires de Villeroy* bei Mich. et Pouj., I., XI., 256 ff. Auch erzählt eingehend von dem Verrathe l'Hoste's (*Oec. roy.*, ch. 132 ff. *éd. Michaud et Poujoulat*). Er bemüht sich aber, Villeroy selbst nicht den Spaniern in Verbindung stehend, als den eigentlichen Anstifter des darzustellen. Ja, noch mehr, er theilt sogar einen Brief des Königs selbst mit, in welchem Heinrich seinen Staatssekretär förmlich des ersten Verbrechens anklagt. Und dieser selbe Heinrich befehlt auch für Villeroy als seinen ersten und bedeutendsten Minister bei! Im ersten Augenblicke sieht dies vollkommen unerklärlich, aber das Räthsel löst sich, wenn wir den Charakter Sully's und seiner Memoiren in Betracht ziehen. Ich werde später, in besonderen Exkursen, ausführlich die Motive und Gesichtspunkte von Sully's Memoiren darzustellen und hieraus die unumgänglichen Schlüsse wegen der Unlauterkeit der *Deconomies royales* zu ziehen suchen; indeß es ist

Noch andere Espione Spanien's wurden in diesem Jahr in Menge entdeckt. So ein Priester der Diözese von Cleron in Span-

wohl schon hier am Plage, die besondere Frage der Schuld oder Unschuld Villeroi's an dem Verbrechen l'Hoste's zu erörtern. Der Umstand, daß der gegen den vertraute Freund Villeroi's war, machte den Minister natürlich verständig, und das Volk verwechselte nicht, diesen Verdacht auch durch Spottverleumdungen (Suppl. à l'Est., I. c.), so daß Villeroi sich sogar veranlaßt sah, eine Apologie für sich zu schreiben (Manifeste de Monsieur de Villeroi sur l'erreur de l'Hoste, son commis, datirt vom 3. Mai 1604 bei Mich. et Ponj., I. II, 256 ff.; vgl. de Thou, I. c.; Sully I. c.). Aber ebenso sind alle unparteiischen sowie alle königlich gesinnten Schriftsteller einstimmig in der Zurückweisung dieses Argwohns (auch la Force, I. 169 beschuldigte Villeroi nicht). Es mag selbst das von geringerem Gewichte sein; entscheidend jedoch ist es, daß der könig Villeroi sein überaus bedeutsames Amt auch fernerhin ohne Einschränkung anvertraute und ihm unvermindert gnädig blieb. Es ist also nur anzunehmen, daß die Anklage Sully's gegen Villeroi grundlos, der betr. Brief des Königs aber gänzlich von Sully erfunden oder doch von ihm gefälscht ist. — Alle, die sich nicht dem ehrgeizigen Sully unterordneten, werden in den Deconomies royales mit dem grimmigsten Hasse verfolgt; so einerseits la Tremoille, Du Plessis-Mornay, andererseits Villeroi, Jeannin, d'Assat. Die Ersteren, die entschiedenen Reformirten, haben schon zu Lebzeiten in Mornay's Sekretär Marbault einen kräftigen Verteidiger gefunden, welcher die Deconomies royales Kapitel für Kapitel mit schärffter, fast übertriebener Kritik durchgeht (Mich. et Ponj., II., III. Append.); die Letzteren haben wir selbst mehrmals gegen Sully in Schutz nehmen müssen. Wir haben ferner gesehen (S. 207 Anmerk. 1), daß Sully wohl den Muth hat, die Stücke und lange Erzählungen rein zu erdichten. Aber wir wollen, um die Unparteilichkeit zu erweisen, den ausgezeichneten Herausgeber der Lettres et sives de Henry IV. reden lassen, Herrn Berger de Elvren. Dieser gelehrte, der sonst, sehr gemäßigt in seinen Ansichten, den Angaben Sully's überall Glauben schenkt und alle von ihm gebrachten königlichen Briefe authentisch abdruckt, bemerkt zu diesem jetzt erwähnten angeblichen Briefe Schreiben (L. m., VI. 238 Note 1):

„Alle, die mit Aufmerksamkeit die Deconomies royales lesen, werden kennen, daß das Uebelwollen Sully's gegen Villeroi keine Grenzen hat, und man findet die Ursache dieser Eifersucht in der unbestrittenen Untheiligkeit Nikolaus von Neufville's (— d. i. Villeroi's —) in der Leitung der Angelegenheiten, einer Ueberlegenheit, welche alle Diejenigen, die von der Unhöflichkeit und Nachsicht Rodon's (— d. i. Sully's —) zu leiden haben, gerne immer wieder hervorhoben. . . Um eine Idee von der Art zu geben, die Sully seine Rache ausübte, wollen wir nur sein Verfahren gegen Cardinal d'Assat anführen nach dem, was er selbst davon erzählt. Als einem kühnen Briefe dieses Cardinals einige Ausdrücke, in denen er die Klage gegen sich sah, mißfallen hatten, hörte er auf, ihm seinen Schatz

Herr de la Force gefangen nehmen und zur Aburtheilung nach Paris abführen ließ. Ebenso wurde ein Hauptmann Piedefort, der so langen Jahren mit den Spaniern in Verbindung stand, und so oft man ihn vergebens gefahndet hatte, endlich gegen Schluß des Jahres 1604 gefangen genommen und auch nach Paris gebracht, wo der König mehrere geheime Dinge von ihm zu erfahren suchte. Ein Portugiese, der sich aus Furcht vor der spanischen Inquisition nach Béarn zurückgezogen und dann doch — ähnlich wie Sully — den Spaniern als Spion gedient hatte, wurde zu den Galgen verurtheilt.¹⁾ — Auf diese Weise war eine Menge von spanischen Söldlingen in Frankreich entdeckt, unschädlich gemacht und beseitigt worden. Und doch so groß war die Verwirrung des Sin-

nes. Alle Reklamationen d'Ussat's, alle Empfehlungen, die demselben zufließen wurden, blieben fruchtlos. Dieser Prälat bezog nichts mehr aus den Diensten des Staates, dem er die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Zum Vornehmsten erhoben nur durch sein Verdienst, ohne Vermögen, ohne hohe Geburt, wurde Sully ihm schändlicher Weise vorzuwerfen pflegte), als das Orakel der Politik betrachtet, zum Vizeprotektor der Angelegenheiten Frankreich's am spanischen Hofe erhoben, sah er sich inmitten des Reichthums des h. Kollegiums der Einkünfte seines Bisthums Bayeux beschränkt, die für diesen hohen Rang sehr unzureichend waren, und er verblieb in dieser Bedrängniß bis zu seinem Tode.

Um nöthig, diese unrechtmäßigen Handlungen Sully's hervorzuheben, um mehr Schwierigkeiten in dieser Korrespondenz aufzuhellen, tragen wir doch der Leidenschaftlichkeit in der Kritik Marbault's Rechnung, wenn er beständig Rosny vorwirft, die königliche Briefe fabrizirt zu haben. Jedoch es ist unmöglich, nicht wenigstens Abänderungen (altérations) in einer gewissen Zahl von Stellen dieser Memoiren anzuerkennen. Nun, die häßliche Unwahrscheinlichkeit der Insinuationen Sully's gegen Mllesoy würde uns bis zu einem gewissen Punkte autorisiren, hier eine Abänderung zu argwöhnen. . . . Zugestehen wir Sully es so deutlich, wie er nur kann, zu verstehen giebt — daß Mllesoy sich selbst der Verzeihung Heinrich's IV. bedürftig war, und daß der Fürst die Thorheit (extravagance) beging, als erster Minister einen Menschen zu behalten, dem er ein solches Verbrechen zu verzeihen gehabt: so das können kaum die Verblendung und die Leidenschaft der häßlichsten Politik erklären."

Ich kann mich dieser Darlegung und diesem Urtheile Rivrey's nur anschließen.

¹⁾ La Force, I. 171 ff.

nes in der damaligen Zeit, daß sich immer wieder Elende zu diesem traurigen Gewerbe fanden. Dem neuen spanischen Botschafter Zúñiga boten sich so viele Spione an, daß die spanische Regierung ihm hierin Beschränkung und eine sorgfältige Auswahl empfehlen mußte! ¹⁾

Welch' Gegensatz wieder zwischen Spanien und Frankreich auf allen Gebieten, nach allen Seiten hin. Wie mochte man da noch hoffen, die graubündner Fändel friedlich beizulegen! Das Interesse beider Mächte stand sich dort jetzt so unausgleichbar gegenüber, daß eine andere als eine gewaltsame Lösung außerhalb aller Möglichkeit zu liegen schien. Spanien wollte aus der einmal gewonnenen Stellung nicht weichen und durch die Unterjochung Graubündens seine durch die unmittelbare Verbindung mit den habsburgischen Ländern in Deutschland den fast schon gewonnenen Dominat über Italien befestigen. Frankreich mußte dies zu verhindern suchen und im Gegentheil bestrebt sein, durch eine Besiegung Spaniens in der bündner Sache sein eigenes Ansehen in Italien wieder herzustellen. Ein friedlicher Ausgang schien deshalb undenkbar. Ueberall spricht sich unter den gleichzeitigen Chronisten die Befürchtung aus, jener Streit werde noch zu einem schlimmen Kriege führen. Es mischten sich bereits Kräfte hinein, deren Tragweite, deren Wirkung ganz unberechenbar war. Einst hatte die Reformation großen Anklang in Italien gefunden, nur mit Mühe war sie durch Caraffa — Paul IV. — und seine Gesinnungsgenossen wieder unterdrückt worden, und noch immer gab es eine große Anzahl heimlicher Anhänger derselben auf der Halbinsel. Diese nun faßten den Streit der Spanier

¹⁾ MS. Apostillen zu den Cens. des sp. Staates. v. 17, 22. Juni 1604; Arch. v. Sim., K 1426. — Khevenhiller (Ann. Ferd., VI. 2872 f.) will weitläufig von einer Audienz zu berichten, welche nach der Hinrichtung Fieschi der spanische Gesandte bei Heinrich IV. gehabt. Da aber die Angelegenheit Bruneau's hier mit hinein verflochten ist, so ist diese Audienz in einen anderen Zusammenhang zu bringen (Ende 1605), wo wir sie auch besprechen werden.

isverwandten Graubündner gegen das katholische Spanien als Kampf der neuen Lehre gegen die alte überhaupt auf. Mit Schwärmerei, die allen unterdrückten Religionssekten eigen zu legt, erhofften sie einen großen Sieg der Bündner und mit den auch die Wiederauferstehung der reinen Lehre des Evangeliums in Italien. Sie schrieben daher an die Häupter der drei : dieselben möchten sich nicht in Schrecken setzen lassen durch Drohungen des Grafen Fuentes, sondern fest aushalten und gewarten, bis der Herr von Edem her komme, um seine Feinde zu tödten. Welcher Krieg könne gerechter und ruhmvoller sein, als derjenige für Freiheit und Glauben; in ihm zu sterben, sei ein Glück. — Heinrich benutzte diese Thatsache mit äußerster Geschicklichkeit zu seinem Vortheile. Er ließ sie an den Papst melden und dieselben vorstellen, wie nothwendig es sei, daß Fuentes Friede ließe mit den Bündnern, da sonst für die Kirche in Italien große Nachtheile zu fürchten seien.¹⁾

Die Unschlüssigkeit der Graubündner, ihre inneren Parteilungen, dauerte noch bis zum Spätsommer 1604 fort. Endlich fand die Entscheidung der so wichtigen Sache eine allgemeine Landesversammlung zu Ilanz, im vorderen Rheinthale, Statt. Auch dort brach man noch heftige Debatten über den Weg, welchen die Bündner zu verfolgen, über die Allianz, die sie einzugehen hätten; es trübte sich zu Streitigkeiten, die beinahe in einen blutigen Kampf ausgeartet wären, wenn nicht Herr von Vic sich rechtzeitig in's Mittel hätte. Eine Menge von Stimmen neigte sich den Spaniern zu, theils aus Ueberzeugung, theils in Folge von Bestechung; aber die Mehrheit war doch für Venedig und Frankreich. Diese Thätigkeit brachte die Bündner in eine eigenthümlichen Lage: auf der einen Seite waren sie an die Verträge mit Frankreich und der Signorie, auf der andern an den mailänder Vertrag mit Fuentes. Eine Versöhnung zwischen beiden Parteien erschien mit Recht als unmöglich, und doch wollte man

auch keinen so geradezu brechen. Die Bündner beschloßen deshalb von diesen widerspruchsvollen Verträgen einstweilen ganz abzusehen und nur, wozu sie sicher berechtigt waren, von dem Grafen Fuentes die völlige Schleifung seines Forts bei Neu-Como zu fordern und ihn, wenn er diesem Wunsche nicht nachkommen wollte, mit der Gewalt der Waffen zu bedrohen. So schienen fast alle Bündner sich ganz der französisch-venezianischen Allianz zu widmen; denn es war von Beginn an unzweifelhaft, daß der finstere hartnäckige Fuentes in die Zerstörung des Forts, daß er mit seinem eigenen Namen geehrt hatte, nicht aus freien Stücken willigen werde.)

Der Papst, der von den Venezianern um seine Vermittelung in dieser Angelegenheit angegangen wurde, lehnte es ab sich in denselben zu befassen.²⁾ Der Krieg schien unvermeidlich.

In der That begannen die Feindseligkeiten zwischen den Bündnern und Mailand sehr bald. Fuentes drohte, wenn die Bündner nicht von ihren Forderungen abstünden und den Vertrag von Mailand hielten, so werde er sich des Veltlin's bemächtigen. Er wirkte wirklich von seinem Fort aus verschiedene Raubzüge in das Veltlin; der oberen Abba, plünderte dort die Untertanen der Bünde und nahm eine Anzahl derselben gefangen mit sich fort. Die Bündner, um sich zu vertheidigen, hoben sechs Compagnien, jede zu 300 Mann aus (Spätherbst 1604); indeß bis zu einem offenen Kampfe traten sie es nicht zu treiben und erschöpften sich einstweilen in Drohungen.

Was unternahmen nun die Allirten der Bünde, Venedig, Frankreich, als jene von der erdrückenden Uebermacht Spaniens ergriffen wurden? Die Venezianer stellten sich aufs äußerste dem Grafen Fuentes' Friedensbruch erbittert. Sie beschickten den französischen Gesandten, de Fresnes, in den Senat, um mit

1) Ibid., 325 B ff. — Thou, I. 134.

2) Dep. Bethune's (Gesandten in Rom), vom 30. Juni 1604; bei Mem. rec., I. 290 f.

inschärflich die Maßregeln zu berathen, die man gegen die spanischen Uebergriffe treffen könne.¹⁾ Aber diese Republik war schon jetzt ihrer früheren Thatkraft und Macht tief herabgesunken; sie zeigte deutlich die Symptome des schnell sich ausdehnenden Verfalls. Was half es der Signorie, daß ihre Finanzverhältnisse in einem Zustande waren, daß sie zwanzig Millionen Zechinen im Ueberschuß hatte²⁾: da sie nicht den Muth besaß, diese Reichthümer zu verwerten. Venedig blieb bei den bloßen kriegerischen Reden stehen: es that schließlich nicht das Mindeste für seine Allirten. Beispiel der Feigheit, das es gab, wirkte ansteckend. Alle andern italienischen Staaten, Savoyen, Toskana, hielten gleichfalls zurück.³⁾ — Etwas thätiger zeigte sich der französische König, der die dringendsten Motive dazu hatte.

Er schickte den Präsidenten Caumartin mit einer Geldsumme, um die alten Schulden, an die Schweizer, um sie aufzufordern, sie zu bezahlen. Den Bündnern gegen den Gouverneur von Mailand beizustehen. War das gelungen, so mußte wohl Fuentes alle Pläne gegen das Beltlin aufgeben und sich zum Frieden bereit zeigen. Aber an die Bündner direkt sollte sich Caumartin wenden und diesen in ihrem Widerstande gegen den spanischen Gouverneur beistehen; er wird ihnen wohl auch französische Hülfe in Aussicht gestellt haben.⁴⁾ Ebenso ermunterte Heinrich persönlich in einer Botschaft, die er dem venezianischen Gesandten gab, dessen Regierung unverzüglich dem Ehrgeize Spaniens zu widerstehen; noch könne Frankreich ihnen helfen, sei aber er — der König — erst gestorben, werde Niemand mehr den Spaniern widerstehen können und

MS. Dep. Juniga's v. 15. Jan. 1605; Arch. v. Sim., K 1460.

Siri, Mem. rec., I. 407.

Brief Heinrich's IV. v. 30. Sept., L. m., VI. 692. — Die schließlich ganz bestimmten Beratungen des venez. Senates über die Maßregeln, die gegen Fuentes zu treffen seien, findet man in den Amb. de Fresnes-Canaye, 88.

MS. Dep. Juniga's v. 15. Dez. 1604; Arch. v. Sim., K 1606. — des sp. Staatsr. v. 8. Febr. 1605; ibid., K 1426.

diese die ganze Welt unterjochen.¹⁾ — Trotz dieser Maßnahmen und dieser Aeußerungen des Königs glaubte doch Zúñiga sofort nicht daran, daß Frankreich ernstlich eine bewaffnete Intervention in diese Fädel beabsichtigte. Gerade um dieselbe Zeit wurden neue Verträge zwischen dem Grafen von Auvergne und der Familie Entragues abgeschlossen. Die Hugenotten zeigten sich schwierig, Bouillon und seine Anhänger drohten mit offener Empörung. In Languedoc machten sich wieder spanische Umtriebe bemerkbar. Von allen diesen inneren Schwierigkeiten umgeben, mußte Heinrich (Anfang 1605), so sehr es ihm auch sicherlich ankam, einstweilen auf jede energische Vermischung in die äußeren Angelegenheiten verzichten. Es war den Spaniern gelungen, durch ihre Umtriebe die Kraft Frankreichs nach außen für den Moment zu brechen. Nur die Intrigue blieb dem Könige augenblicklich als Waffe übrig. Er wandte sie an durch sein Einverständniß mit den Moristen, mit den Türken; durch Zettelung von Verschwörungen gegen die spanische Herrschaft in Dole in Burgund, in Cambray und Namur in den Niederlanden; in Italien durch geheime Verhandlungen mit mehreren den Spaniern abgeneigten Fürsten und durch Erlaufung von Kardinalen; endlich durch die stets erhöhte Unterstützung der Holländer. All dieses vermochte momentan den Bündnern nicht zu helfen. Diese fühlten sich den Drohungen und Angriffen Fuentes' gegenüber immer schwächer und sahen sich immer ängstlicher nach fremder Hilfe um. In der Mitte des April 1605 kam ein Gesandter derselben nach Fontainebleau zu Heinrich IV. Er beklagte sich bitterlich über die Gewaltmaßregeln und über die ungerechtfertigten Feindschaften des Gouvernors von Mailand und forderte dringend Hilfe. Der französische König sah auch recht wohl ein, daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, daß hier kräftig eingeschritten werden mußte.

¹⁾ Heinrich an Arceues, 9. Jan. 1605; L. m., VI. 696. — Vgl. seine Instruction v. 8. Dez. 1604 an dens. (ibid., 694), in welcher er die Unterstützung der Bündner seinerseits von der Beihülfe der Venezianer abhängig macht.

²⁾ MS. Dep. Zúñiga's v. 6. Febr.; Arch. v. Sim., K 1460.

er verhindern wollte, daß Fuentes seinen Zweck erreichte und Bündner zur Unterwerfung unter seinen Willen zwänge, daß Frankreich verächtlich, Spanien allmächtig in Italien würde. Das gende Interesse Frankreich's in jenen Gegenden und die Erwägung, daß von dem Ausgange dieser thätischen Sache zum gro- Theile das Ansehen Frankreich's in Europa abhängt, überwog Augenblicke die Rücksichtnahme auf die inneren Schwierigkeiten, was Heinrich während der letzten Jahre in Italien gewonnen stand auf dem Spiele, wenn er jetzt zurückwich, wenn er seine desgenossen, die auf ihn vertrauten, preisgab, wenn er zuließ, die Spanier sich in Graubünden fest setzten. Er griff also mit ein. Er verhiess den Bündnern, offen mit Waffengewalt wolle er unterstützen, und eben dasselbe forderte er auch von den Schweizern und den Venezianern, die ja ein gleiches Interesse hatten, die überschattenden Thürme Kastilien's von dem Splügen und von oberen Adathale fern zu halten. Es gewann jetzt den Anschein, als ob es in jenen Gegenden nun doch zu dem lange erwarteten Kampfe zwischen dem bourbonischen und dem habsburgischen Staatensysteme kommen werde.¹⁾ Der König ergriff sofort Massregeln, um die Spanier zu kränken und zu schädigen. Er ordnete die Aushebung dreier neuen Regimente an, die er den Holändern zu Hülfe schicken wollte. Ja, er ernannte schon die Oberführer für diese Truppen, alle drei entschiedene Hugenotten, die mit den den Degen gegen Spanien geführt hätten.²⁾

Aber die spanische Regierung kannte die innere Lage Frankreich's allzu gut, sie hatte selbst zu viel zu deren ungünstiger Bewegung beigetragen, als daß sie jetzt von übermäßiger Besorgniß ergriffen werden sollen. Kalt ironisch bemerkte Zuñiga zu Depesche, in der er die raschen Entschliessungen Heinrich's mittheilte: dieser „Furor“ werde wohl nicht lange anhalten. Als die

¹⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 14. April; *ibid.*, K 1460.

²⁾ Vie de Du Plessis (Leiden 1647), 305.

schweizer Kantone sich gegenüber der Aufforderung des Königs, den Bündnern beizustehen, zum größten Theile sehr lau bezeigten; die Venezianer auf die kriegerischen Drohungen Verma's hin nie immer wieder dringend geforderte Beihülfe nicht gewährten¹⁾; er schob auch Heinrich die Vetreibung der ganzen Angelegenheit auf weilen auf unbestimmte Zeit hinaus; die Absendung der drei französischen Regimenter nach Holland wurde unterlassen.²⁾ Die Venezianer ließen gar nichts Sicheres von sich hören; im Gegentheil baten sie, um Verma zu besänftigen, Heinrich IV., er möge doch Gotteswillen nicht die Graubündner zum Kriege anreizen, sondern dieselben versöhnlich stimmen!³⁾ Auch schickten sie durch ihren Gesandten in Spanien, Francesco Priuli, eine gar bewegliche Botschaft nach Valladolid, Philipp III. möge doch das alte gute Verhältniß zwischen den katholischen Königen und Venedig nicht stören; das Bündniß mit den Rhätiern sei ja nur zum Schutz, nicht zum Angriff bestimmt. Dasselbe stellten sie dem spanischen Gesandten in Venedig, Don Inigo de Cardenas, vor, den sie zu diesem Behufe zum Senat beriefen. Ebenso befahlen sie Padavino, in der Angelegenheit bis an die Grenze des Möglichen zu gehen.⁴⁾ Ein solches Auftreten konnte freilich die Spanier nur ermutigen, die Bündner nur einschüchtern.

Alle Hülfe also, welche die Graubündner von ihren Alliierten mit Recht hatten erwarten können, beschränkte sich in Wirklichkeit auf die Ermahnungen, die Heinrich unaufhörlich an die schweizerischen Kantone gelangen ließ, die Bündner nicht im Stiche zu lassen⁵⁾; ein etwas zudringliches Verlangen, da ja der König zu allem verpflichtet gewesen wäre, die Bündner zu unterstützen. Und

¹⁾ Dep. Fresnes' v. 11., 22. Jan.; Amb. de Fresnes, t. II. l. IV. p. 463 f.

²⁾ MS. Dep. Juniga's v. 14. Mai; l. c. — Vie de Du Plessis, l. c.

³⁾ Instr. an Fresnes v. 7. Juli; L. m., VI. 701.

⁴⁾ Morosini, 649. — Vgl. S. Romanin, Storia documentata di Venezia VII. 11, 14.

⁵⁾ Vgl. seinen Brief an die Baseler v. 21. Mai; L. m., VI. 432 f.

schweizer thaten ihre Schuldigkeit nicht. Zwar die reformirten schlossen auf ihrer besonderen Versammlung zu Aarau eine Allianz mit den Bündnern ab, aber ihre Hoffnungen, auch die andern Kantone in dieselbe hineinzuziehen, blieben vergeblich. Auf der ersten Landesversammlung zu Baden wollten die Evangelischen den katholischen Kantone zur Theilnahme an der Allianz mit Graubünden zu bewegen. Jedoch sie erreichten ihren Zweck nicht. Die Luzerner, — Zug, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg, Zug und der katholische Theil von Appenzell — welche ja erst soeben die Allianz mit Spanien erneuert hatten,¹⁾ erklärten daher, sie wollten noch zwei Monate warten, um erst mit dem Könige von Spanien über die Demolition des Forts Fuentes zu verhandeln; sie aber wollten sie Philipp III. ersuchen, den mailänder Vertrag zu bestätigen. Die vier großen evangelischen Kantone, die, von Glarus im Stiche gelassen,²⁾ allein nichts unternehmen konnten, mußten sich der Mehrzahl unterwerfen und einstweilen ihrer Bündniß aufgeben. Die Versammlung zu Basel beschloß einstimmig, den Bündnern zur Annahme des mailänder Vertrags beistehen zu rathen! (Ende April 1605.³⁾) So griff hier wieder der ungeliche religiöse Zwiespalt in die eidgenössischen Angelegenheiten verderblich ein. Waren erst die zwei Monate vergangen — man stand dann schon im Juli (1605) — so war die Zeit zum entscheidenden Handeln in jenen Hochgebirgen abermals für die Reformirten vergangen. Inzwischen mußten die Graubündner mürbe werden, da ihnen durch die Handelsperre das Nöthigste mangelte und sie sahen, daß ihnen von keiner Seite Hülfe komme. Und was die katholischen Schweizer schließlich — außer der Schlei-

S. 323.

Amb. de Fresnes, t. II. l. III. part 2 pag. 231, 233.

MS. Dep. Ruñiga's v. 5. Aug. l. c. — Depeschen Fresnes', t. II l. IV.

— Bgl. Sully, Oec. roy., ch. 147.

fung des Forts — als Ziel der Unterhandlungen auf? Die Festigung des mailänder Vertrages, welcher die Bündner in die Gewalt von Fuentes brachte! Es war offenbar, den katholischen Antonio war es mit den vorgeschlagenen Unterhandlungen gar nicht ernst; sie wollten sich nur nicht direkt weigern, ihren alten Bundesverwandten, den Graubündnern, beizustehen.

So faßte auch die spanische Regierung die Sachlage auf. ■ Die Nachrichten von der Laizigkeit Frankreich's, von der freundlichen Gefinnung der katholischen Schweizerkantone in Valladolid eintreffend (Ende August), zeigte die spanische Regierung sich völlig beruhigt. Mit der Zerstörung des Forts, beschloß der Staatsrath am 23. August, solle man sich nicht übermäßig beeilen, erst müsse man die ausführlichen Berichte des Grafen von Fuentes über die ganze Lagelegenheit der Bündner abwarten. Im Gegentheile solle man vielmehr die Truppen im Mailändischen vermehren, um die guten Gelegenheiten zu benutzen, welche die wankende Gesundheit des französischen Königs und die inneren Zerrüttungen in seinem Reich darbieten könnten.¹⁾ — Die Spanier spekulirten also auf die häufiger werdenden Gichtanfalle des französischen Monarchen auf die Unruhen, die sie selbst in dessen Reich anzustiften pflegten, um mit Gewalt die Graubündner wahrscheinlich nicht nur von Savoyen und Frankreich zu trennen, sondern außerdem auch des Reichthums zu berauben.

In dieser drohenden Gestaltung verharrte die graubündnerische Lage bis zum Ende des Jahres 1605. Augenscheinlich war die Spanier im Vortheile. Fuentes begnügte sich nicht mit dem ersten Fort an der Bündnergrenze, sondern baute noch drei bis vier neue, besonders zu Soncino, und besetzte sie mit zahlreichen Soldaten.²⁾ Immer enger legte sich sein Eisengürtel um die römische

¹⁾ MS. Conf. des spanischen Staatsr. vom 23. August; Arch. roy. Es. K 1426.

²⁾ Hierüber sehe man den zweiten Theil der Ambass. de Fresnes, par

er, immer mehr machte er einen Widerstand der Bündner un-
 lich. Er schien es recht auf eine Verhöhnung Frankreich's und
 edig's abzusehen. Nur das hatte Heinrich IV. erreicht, daß die
 nier nicht so geradezu die Bündner zur Unterwerfung unter
 Belieben zu zwingen wagten. Am Ausgange des Jahres
 wurde die Lage der Dinge in Graubünden entschieden als
 Sieg der Spanier aufgefaßt:¹) indeß es zeigte sich bald, daß
 ranzösischer König nur bessere Zeiten abgewartet hatte, um ener-
 er für die Bündner einzutreten. Sowie er, im Beginne des
 ten Jahres, seine aufrührerischen Unterthanen überall zur Ruhe
 cht, nahm er sich mit ganz anderem Nachdruck der rhätischen
 legenheit an. Glücklicherweise war dieselbe, trotz aller Vor-
 , welche die Spanier erlangt hatten, doch noch nicht bis zu
 n Punkte gelangt, wo nicht die Lage durch kräftigere Maß-
 ten von Seiten Frankreich's gänzlich zu dessen Gunsten hätte
 staltet werden können. —

Es war aber das Bündnerland nicht der einzige Punkt Ita-
 , wo die Spanier unter der Leitung des rücksichtslosen und
 ischen Fuentes sich wiederum Uebergriffe der kühnsten und
 upulösesten Art gestatteten. Es ist bereits erzählt, wie er Si-
 und Medesimo mitten im Frieden besetzt, Parma, Modena und
 ndola zu Vasallenstaaten herunter gedrückt hatte. Er ging
 noch weiter, ganz Mittelitalien umfaßte er mit seinen Plänen.
 Jahre 1602 selbst hatten die Spanier sich des Fürstenthums
 ibino, dessen Herrscher sich in ihren Schutz begeben hatten,
 lich bemächtigt und sofort spanische Garnison hinein gelegt.²)
 dann am 5. Januar 1603 der junge Fürst von Piombino starb
 mit ihm die Familie Appiani, die mit dem Ländchen belehnt
 ihr Ende nahm, hätte das Fürstenthum als erledigtes Lehen
 Kaiser anheimfallen müssen. Anspruch auf dasselbe erhob der

¹) Rel. di Ang. Badoer, p. 158.

²) L. et amb. de Fresnes-Canaye, t. I. l. II. p. 40 f.

Großherzog von Toscana als Herr von Pisa, zu dessen Gebiet früher gehört hatte, und er wünschte wenigstens die Insel Elba zu erhalten. Zur Regelung dieser Angelegenheit sandte Rudolf II. Kommissäre nach Piombino. Aber die Spanier duldeten nicht, daß die kaiserlichen Kommissäre die geringste Verfügung trafen. Sie traten hier den Rechten des schwachen und von ihnen abhängigen Kaisers mit derselben brutalen Rücksichtslosigkeit gegenüber, die sie bei den deutschen Lehnangelegenheiten in Italien immer gehabt hatten. Noch mehr. Um dem Großherzog jeden Gedanken an den Besitz Elba's zu nehmen, sandte der Graf von Benavente, der spanische Vizekönig von Neapel, schnell Schiffe mit Handwerken und Baumaterial nach der Insel, um dort bei Porto Longone ein Fort zu errichten.¹⁾ Ebenso gewaltthätig besetzte Fuentes die Festung Lunigiana, wichtig wegen ihrer Lage auf den Höhen zwischen Toscana, Mantua, Parma und Genua, als der Besitzer dieser Festung ehemals mit dem Papst wegen einiger Hoheitsrechte in Streit gewesen war.²⁾ So benutzten die Spanier jeden Vorwand, um sich in Italien auf völlig unrechtmäßige Weise auszudehnen. Indes diese Vorgänge waren noch nicht das schlimmste. Fuentes gebührt die Ehre, der eigentliche Erfinder des Systemes der Reunionen zu sein, das dann achtzig Jahre später unter Ludwig XIV., freilich nicht zu Gunsten der Habsburger, seine völlige Ausbildung fand. Er ließ plötzlich durch den Präsidenten und die Quästoren der außerordentlichen Einnahmen in Mailand die meisten italienischen Staaten zu ihr Gericht zitiren und mit Strafe bedrohen, weil sie unrechtmäßige Weise entweder Dependenzien des mailänder Herzogthums sich nicht untergeordnet oder die für solche gebührenden Abgaben und Gefälle nicht entrichtet hätten. Am 21. Mai erschien unter dem Namen Philipp's III., aber von Fuentes verfaßt, ein Proklama, welches besonders die in der Emilia und dem genuesischen Littoral weilenden

¹⁾ Galluzzi, Istoria di Toscana, l. V. cap. 10 (III. 142 ff.).

²⁾ Fresnes-Can., t. II. l. III. part 1. p. 60.

te Familie der Markgrafen von Malaspina, dann aber auch Großherzog von Toskana und die Republik Genua vor das Irt jener mailändischen Behörde berief.¹⁾ Als Vorspiel für die endenden Ereignisse konnte es gelten, als — von jenen Vorbe- icken geschreckt — der Fürst von Monaco, um sich zu sichern, m 26. Februar 1605 unter den Schutz Spanien's bezag und 5. April sich sogar zu dessen Vasallen erklärte.²⁾

Mit unbefchränkter Willkür schalteten und walteten die Spanier alien; seitdem Frankreich durch den Frieden von Lyon das Stück italienischer Erde aufgegeben hatte, war Niemand mehr er ihnen dort hätte Einhalt thun können. Mittelbar, konnte sagen, beherrschten sie die Halbinsel schon: es schien, als ob eselbe allmählich ganz und gar in ihren unmittelbaren Besitz ingen beabsichtigten. Noch konnte Spanien sich wohl die erste t Europa's dünken. Man mag sich vorstellen, welch' Entsetzen den kleinen italienischen Fürsten und Staaten jene Aufforde- n hervorriefen, die auf längst verjährte Verhältnisse, zum Theil in die römische Zeit zurückgriffen. Zumal die am meisten be- en Malaspina veröffentlichten hiergegen eine Denkschrift, die lle Souveräne Europa's gerichtet war. Alle mußten ihnen , denn gegen sie alle könnten dieselben Grundsätze ange- et werden, wenn sie den Beginn von deren Ausführung zu- . Gäbe es besonders in Italien einen Fürsten, welcher nicht o ein Gebiet in Besitz hätte, das früher einmal zu Mailand t habe? Mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit wurde nach- sen, daß der Papst, Venedig, Genua, die Herzoge von Sa- , Parma und Piacenza, der Großherzog von Toskana, das eichische Erzhaus in Südtirol den größten Theil ihrer Be- zen verlieren mußten, wenn man den Ansprüchen der Spanier bre. Ja, wenn Philipp III. diesem Prinzipie völlig treu

De Thou, I. 134.

Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III., p. I. 308 ff.

bleiben wolle, so werde er selbst viele Länder in Spanien, Italien, den Niederlanden und den beiden Indien aufzugeben oder den Tribut zu erkaufen haben, welche Lehen der Kaiser, der Päpste und der französischen Könige seien. — Diese Schrift der Malaspina regte großes Aufsehen und fand begreiflicher Weise auch einen Anklang, besonders in Italien. Die meisten Staaten der Halbinsel ließen durch ihre Gesandten am spanischen Hofe Philipp II. gleichfalls um Abstellung dieser Beschwerden, um die Zurückziehung jener Vorladung ersuchen. Der spanische König sah wohl ein, daß schließlich die Ansprüche des Gouvernors doch nicht würden befriedigt werden können. Er revozirte die Ladung nicht gerade, aber er vertagte sie auf unbestimmte Zeit, und später hat man nichts mehr von ihr gehört.¹⁾ Sie hatte nur gedient, der Halbinsel abermals zu zeigen, wessen sie sich von Spanien zu versehen habe, besonders wenn dasselbe nicht mehr von Heinrich IV. im Besitz gehalten werden sollte. Daß dann der katholische König sich bald kurzem zum Herrn der ganzen apenninischen Halbinsel machen werde, war unzweifelhaft.

Eine so durchaus habgierige und treulose Politik, wie Spanien sie damals trieb, die jeden ihrer Nachbarn unaufhörlich bedrückte, mußte nothwendig dahin führen, daß alle Fürsten Italiens sich von jenem Staate abwendeten und voll Besorgniß nach dem Reichthum Frankreich's sich umschauten. Wie sehr bedauerten sie es, daß das Reich kein Besizthum mehr in Italien hatte, von welchem aus es Spanien auf dieser Halbinsel entgegen treten konnte! Die Herzogthümer von Savoyen und Mantua, die bekanntlich früher wegen des Besitzes des Montferrat zerfallen gewesen,²⁾ näherten sich jetzt aus gemeinsamer Besorgniß vor den Spaniern und kamen jetzt auch dem französischen Könige freundschaftlichst entgegen (Jahr 1604). Heinrich traute zwar dem Savoyer nicht recht, da er

¹⁾ De Thou, I. c.

²⁾ S. S. 72.

ständigkeit kannte und dazu die vielfachen Interessen bedachte, denselben noch immer an Spanien fesselten;¹⁾ aber andererseits er doch den beiden Herzögen eine Ermuthigung zukommen. Savoyer hatte noch einen besonderen Grund des Aergers übermien. Philipp II. hatte ihm Finale, auf das er Erbsprüche, nach dem Aussterben der Marchesen dieses Gebietes ver-
schen. Jetzt aber wollten die spanischen Minister ihm trotz aller Bitten auch nicht den kleinsten Theil des Ländchens heraus-
n.²⁾ Die Folgen eines solchen Verfahrens konnten nicht aus-
en. Am 12. Dezember 1604 trafen die beiden Herzöge von
tua und Savoyen an der Grenze Saluzzo's und des Mont-
t's zusammen und hatten hier drei Tage hindurch Zusammen-
e und vertraute Unterredungen; bei dem Abschiede beschenkten
ich gegenseitig reichlich.³⁾ Es handelte sich um die Abmachung
mantuanisch-savoyischen Heirath, welche die Spanier nach dem
ache: divide et impera, stets hatten verhindern wollen.⁴⁾ Die
rier, welche auf der Halbinsel keine Macht außer der ihrigen
n wollten, traten deshalb dem mantuanisch-savoyischen Bündniß
und feindlich entgegen.⁵⁾ Besonders der Herzog von Savoyen,
man wegen seines bekannten Charakters die Hauptschuld an
Einigung beimaß, fand in Spanien nur noch Abneigung,
undliche und geringschätzige Behandlung, die sein stolzes Herz
so mehr gegen diesen Staat einnahm.⁶⁾ Naturgemäß hatte
die Folge, daß beide Herzöge immer entschiedener zu Frankreich
der gedrängt wurden. Der Kardinal Du Perron, der, im Auf-

) Instr. au Fresnes, L. m., VI. 311. — Vergl. Rel. di Ang. Badoer, I.

) Relazione di Savoia di Fr. Priuli (1604) bei Bar. e. Berch., III., I. 35.

) P. Matthieu, II. 363. B. f.

) Dep. Fresnes' v. 6. Oktober; Amb. de Fresnes, t. II. l. II. part 2. 9 f.

) Heinrich IV. an Joyeuse, 7. März 1605; L. m., VI. 365.

) Relazione di Spagna di Sim. Contarini; Bar. e. Berch., I., I. 323.

trage des Königs Heinrich, bei seiner Durchreise durch E mehrere Unterredungen mit dem Herzoge dieses Landes hatt ihn Frankreich sehr günstig gestimmt. Der Herzog von I wies inzwischen eine ihm von den Spaniern angebotene I von 24,000 Scudi zurück und weigerte sich — zum ersten — das Ueberwintern einiger spanischen Truppentheile im ferrat zu gestatten.¹⁾ Vorzüglich Karl Emanuel nahm sein Verhältniß zu Frankreich in seiner gewohnten feurigen Besch Die Geburt eines spanischen Kronprinzen im Frühjahr 1605; auch seinen Hoffnungen, einen seiner Söhne durch Heirath an spanischen Thron gelangen zu sehen, für alle Zeit ein Ende zerriß damit das letzte Band, das ihn immer noch an die span Politik geknüpft hatte. Seine Schwankungen hören von n völlig auf; er lebte nur noch dem Gedanken eines kräftigen I sibündnisses mit Frankreich. Er schickte deshalb an Heinrich und ließ ihn um eine Zusammenkunft bitten (August 1605.) wissen nicht, ob der Herzog dem Könige sogleich Eröffnungen den Gegenstand ihrer Unterredungen bei dem etwaigen Zus treffen genacht hat: obwohl es wahrscheinlich ist, daß der I einen Grund zu einer solchen Zusammenkunft schon bei der Anregung wohl hat anführen müssen. Jedenfalls aber wiß ganz zuverlässig, was Karl Emanuel mit jener Verhandlung lich bezweckte. Er wollte Heinrich IV. beistehen, das Maili für Frankreich zu erobern, und dieses sollte ihm dafür die wieder abtreten. Er erklärte sich bereit, dem Könige jede b Sicherheit für die Reinheit seiner Absichten zu geben.²⁾ So er sein früheres Besizthum zurück erlangen, Saluzzo behalt doch Frankreich ein ansehnliches Gebiet in Italien verschaffen Augenblick zu einem solchen Kampfe schien glücklich gewählt, di

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 12. Jan. 1605; Siri, Mem. rec., I. 327

²⁾ MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 23. Aug.

³⁾ Siri, Mem. rec., I. 354.

umung gegen Spanien war allgemein. Sprach man doch das selbst in Rom von einem abzuschließenden Verteidigungsbündniß zwischen dem heil. Stuhle, den Venezianern, dem Großherzog und den anderen Fürsten Italien's. Die Spitze dieses Verteidigungsbündnisses, das mit dem Beistande einer Großmacht bald zur Offensive übergegangen wäre, konnte nur gegen das immer weiter sich greifende Spanien, gegen den gerade damals mit seinen Aktionen drohenden Fuentes gerichtet sein. Aber der Plan zerfiel. Heinrich IV. war, nachdem seine Pläne mit den Moristen gescheitert waren, aus schon mehrfach angeführten Gründen einstweilen von kriegerischen Vorgehen gegen Spanien abhold, und er schlug alsbald weislich die beantragte Zusammenkunft mit Karl Emanuel ab. Trotzdem blieb das Verhältniß zwischen beiden Fürsten von vorn an ein gutes. Der Gesandte des Herzogs in Rom erklärte dem Papste gegenüber mit größter Offenheit gegen Spanien; möge der heil. Vater diesem überlassen, nur nicht die Unabhängigkeit der Kirche und die Freiheit Italien's.²⁾ Heinrich hatte er den Herzog nur zu loben, der ihm u. A. einen Menschen, der sich erbot, Lyon an Savoyen zu verrathen, auslieferte.³⁾ Zu derselben Zeit erbat der Großherzog von Toskana die Beistand Venedig's, um Frankreich und Savoyen zum Rücktausch der Genua und Saluzzo's zu bewegen, damit die Franzosen, den Spanier gegenüber, wieder festen Fuß in Italien faßten.⁴⁾ Das Joch Spanier wurde eben jedem Italiener unerträglich. — Freilich wollte die spanische Regierung, Toskana zu gewinnen, aber nur in der beliebten Weise, ohne dabei das geringste Opfer bringen zu

¹⁾ MS. Dep. Zuniga's v. 10. Sept. 1605; Arch. v. Sim., K 1460.

²⁾ Du Perron an den König, 28. Juni 1605. (Lettres et Négociations de Card. du Perron, 465 B.)

³⁾ Der König an Fresnes, 28. Sept.; L. m., VI. 701.

⁴⁾ Dep. Du Perron's v. 9. März 1605; Siri, Mem. rec., I. 332. — Vgl. die Äußerungen des Großherzogs an Du Perron; Bericht Du Perron's vom Januar 1605. (Lettre et Négoc. du Card. du Perron, 344 ff.)

wollen. An dem spanischen Hofe hatte bisher der von dem Großherzoge seiner Güter beraubte Don Pietro de' Medici gelebt, welcher das Mißtrauen der Spanier gegen Ferdinand immer von neuem geschürt hatte. Als er jetzt starb, kam ein spanischer Abgesandter nach Florenz, welcher den Großherzog der vollen Versöhnung seitens Königs mit ihm versicherte, ihm die Kinder Don Pietro's überließ und ihm zugleich die lange vergeblich erbetene Investitur mit Siena, die dem spanischen Könige zukam, ertheilte. Ferdinand war nicht abgeneigt, mit Spanien in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, da er diesen Staat in Italien immer mächtiger werden und zugleich die Vortheile, die er aus der Verbindung mit Frankreich zu ziehen gehofft hatte, sich vorenthalten sah. Aber wie hätte er diese Abzögerung folgen können, da die Spanier die Befestigung von Porto Longone auf Elba eifrig fortsetzten, welche seinen aufblühenden Hafen Livorno vollständig zu beherrschen drohte! Auf alle Klagen des Großherzogs hierüber erhielt er von Lerma nur das nicht verbindliche Versprechen, die Festung solle nicht zum Schaden des Großherzogs und seiner Häfen benutzt werden. Mußte schon diese Abzögerung den Großherzog gegen Spanien mißtrauisch und ärgerlich machen, so entrüsteten ihn noch mehr die dauernde Besetzung von Lunigiana und jene berüchtigten Reunionsdekrete.¹⁾ Alle diese Dinge trieben ihn, eigentlich gegen seinen Willen, wieder zu Frankreich hinüber, auf dessen Seite er ja schon Savoyen, Portugal, Venedig, alle noch unabhängigen Staaten der Halbinsel fand. —

So erntete Spanien auf jedem Punkte, was es ausgesät pflegte, Abneigung und Feindschaft. Noch auf einem andern, noch bedeutsameren Gebiete trat das moralische Uebergewicht, welches Frankreich allmählich unter der Leitung seines klugen und gewandten Königs über seinen Nebenbuhler zu gewinnen begann, deutlich hervor.

¹⁾ Galluzzi, Istoria di Toscana, lib. V. cap. 11 (III. 152 ff.).

Schon seit dem Herbst 1604 war der gute Papst Klemens-VIII. erkrankt. Sein Zustand erweckte allgemeines Bedauern; selbst protestanten schätzten ihn. Er hatte sich nie als Prediger anathematisirt, als Begünstiger von Kegerverbrennungen und Kriegen gezeigt. Auch persönliche Habgier war ihm fern. Sein Lebenswandel war ein streng sittlicher. Jetzt war er mehr, als eine unförmliche Fleischmasse; die Extremitäten, und Füße, gingen in Verwesung über; wollte er den Segen geben, so mußten ihm die Arme von Anderen aufgehoben und getragen werden.¹⁾ Das Ableben des Greises konnte also jeden Tag eintreten werden. Für Spanien sowohl wie für Frankreich mußte ein dringendes Interesse sein, bei Zeiten alles vorzubereiten, die Wahl des neuen Papstes möglichst im Sinne des besagten Landes erfolgte. Welche Wichtigkeit hatte die Papstwahl in politischer Beziehung! Abgesehen von der immerhin nicht zu unterschätzenden weltlichen Macht des Pontifex, eine wie ungeheure geistliche Gewalt hatte dieser damals über alle katholischen Länder! Es gab es in jedem derselben Unzählige, die andächtig auf jedes Wort hörten, die alle Zeit bereit waren, für das Gebot des Papstes der Christenheit Gut und Blut zu opfern. Nicht unangelegen durfte man ihn zum Gegner haben; dem mächtigsten Monarchen mußte an seiner Freundschaft gelegen sein. So hatte Heinrich IV., gewiß nicht aus Frömmigkeit, sich seine ganze Regierung hindurch bemüht, mit dem Papste in gutem Einvernehmen zu bleiben. Bisher war es ihm im ganzen recht gut geglückt: drohte wirklich einmal ein Zwiespalt auszubrechen, so hatten ihn gegenseitige Rücksichten stets wieder geheilt. Um so mehr mußte Heinrich daran setzen einen Papst erwählt zu sehen, der ihm gleichfalls freundschaftlich gesinnt wäre.

Suppl. à l'Est., 338: Ceux de la Religion même ne le haïssoient tant toujours comporté en leur endroit fort gracieusement, et plus encore un de ses prédécesseurs, jusqu'à leur octroyer des passeports pour venir librement à Rome: ce qu'on ne trouve point avoir jamais par aucun pape.

lich gesinnt sei, auf den er vielleicht noch direkter zählen könne, als auf Klemens VIII.

Schon Ende Oktober 1604 erteilte der französische König seinen Kardinälen: Joyeuse, Givry, Sourdis, Serafin und Du Ron — d'Ossat war in demselben Jahre gestorben — vorläufige Instruktionen für das zu erwartende Konklave. Sie sollten untereinander in Einigkeit zusammen halten und zugleich ihrer Pflichten als gute Kleriker und als gute Franzosen sich bewußt sein. Es sei notwendig, daß kein Papst von leidenschaftlicher und partieller Gemüthsart — d. h. kein Freund der Spanier — gewählt werde. Heinrich unterschied deshalb die Kardinäle in drei Klassen. Die erste bestand aus solchen Kardinälen, die er, als Spanien allzu gänzlich verwarf; unter ihnen waren die bedeutendsten der spanienfreundlichen: Gregorio Petrochi von Montelparo und der gelehrte Sammler der „Entscheidungen der Rota“, Lorenzo Banchetti aus Bologna. Die zweite Klasse umfaßte diejenigen, welche Heinrich begünstigte, und von denen er einen auf den päpstlichen Stuhl erheben wünschte; und unter diesen sind Alessandro de' Medici, Kardinal von Florenz, sowie der berühmte Geschichtsschreiber der Päpste, Baronius, zu nennen. Endlich in der dritten befanden sich Kardinäle, wie der zurückhaltende Camillo Borghese, der schlaue Politiker Vinelli, der Rechtsgelehrte Tosco, welche Heinrich weder begünstigt noch beseindet haben wollte. Die fünf französischen Kardinäle sollten sich nun bemühen, eine möglichst glückliche Wahl herbeizuführen; dem Säumigen werde er — der König — viel Abbruch thun, wie er nur im Stande sein würde; Joyeuse als der älteste unter ihnen und zugleich als der Protektor Frankreichs in Rom, solle ihm über Alles Bericht erstatten.¹⁾ — Geben sich die sämmtlichen französischen Kardinäle nach Rom: Freudenthränen nahm sie Klemens auf, da er nun sicher war, der spanische Einfluß nicht ausschließlich das Konklave nach sich

¹⁾ Instruktion v. 28. Okt. 1604; L. m., VI. 315 ff.

beherrschen werde. Noch geneigter, als der Papst, der doch sichten zu beobachten hatte, zeigte sich den Franzosen sein Reichthum, der schon erwähnte berühmte Cardinal Baronius.¹⁾

Die Ermahnungen, welche Heinrich IV. an alle Cardinäle, geistliche und eifrige Werkzeuge des heiligen Geistes zu sein, ten bald eine praktische Illustration an den reichen Geschenken, die der König nach Rom gelangen ließ. Wenn man absieht den verhältnißmäßig wenigen Cardinälen, die auf Ansuchen der Fürsten ernannt und daher diesen unbedingt ergeben waren und von den allerdings zahlreichen Cardinälen, die den Nepoten früherer Päpste zu folgen pflegten, so waren von den Uebrigen die meisten geneigt, ihr Votum durch Geldgeschenke beeinflussen zu lassen. Spanien hatte sich so schon längst eine ergebene Partei im heiligen Kollegium gebildet, und Heinrich begann nun dasselbe auch für sich anzuwenden. Für den Cardinal von Este eine Pension von 12,000 Livres auf das Erzbisthum Auch bestimmt, deren Ertheilung der Inhaber dieser Prälatur erst durch alle üblichen Gewaltmaßregeln gezwungen werden mußte. Dem Cardinal von Buffalo wurde eine französische Pension fast gegen seinen Willen aufgedrängt. Auch die Cardinäle Bevilacqua und Delfini wurden durch Versprechungen und Geschenke gewonnen.²⁾ Besonders bemühten sich Heinrich und Joyeuse, der alle diese Verhandlungen an Ort und Stelle leitete, um den Nepoten des Papstes den uns schon bekannten Pietro Aldobrandini. Dieser war — entgegen dem Namen — eigentlich den Spaniern günstig und wirklich verzweifelte Heinrich daran, ihn denselben ganz zu gewinnen. Hatte sich doch der Cardinal durch einen Eid verpflichtet, bei der künftigen Papstwahl jeden Cardinal auszuschließen, welcher nicht seinem Willen genehm wäre, und demjenigen zur päpstlichen Würde

Depeschen Du Perron's (Lett. et Nég. du C. du Perron, l. III. [Paris 1633] p. 337, 359 f.).

Instruktionen an Joyeuse vom 28. Okt., 5., 30. Nov. 1604, 11. Jan., 1. März 1605; L. m., VI. 315, 326, 335, 342, 363, 375 etc.

zu verhelfen, den ihm die spanische Regierung bezeichnen würde.) Aber trotzdem verlor Heinrich den Muth nicht, ihn wenigstens etwas minder parteiisch zu machen. Es war hieran sehr viel gelegen, da ein großer Theil der Kardinäle, welcher dem Hause Albrandini sein Emporkommen zu verdanken hatte, im Konklave sehr den Wegen des Nepoten folgte; 28 Stimmen waren demselben gewiß, während der Kardinal Montalto, der Nepot Sixtus' V., noch über eine geringe Zahl von Freunden gebot. Da Albrandini mehr als ein Drittheil der Kardinäle hinter sich hatte, konnte er das Zustandekommen jeder gültigen Papstwahl verhindern. Eine Stelle in den Instruktionen Heinrich's an Joyeuse über Albrandini ist sehr charakteristisch für die Zeit und die Menschen. „Wir wir ihn“, schreibt der König, „durch irgend eine Wohlthat an uns gewinnen können, so wird dies gut angewendet sein, und ich glaube nicht, daß er es mißachtet. Denn obwohl der erwähnte Kardinal größern Ueberfluß an Reichthümern hat, als irgend einer seines Standes vor ihm, glaube ich doch, daß er sie mit Freuden vergrößert und nicht die kleinsten Dinge ausschlägt, die ihm von uns kommen können. Er wird zwar deshalb es nicht unterlassen, die Gelegenheiten Spanien's zu begünstigen, aber er wird dies nicht weniger offen thun und auch uns in einer oder der anderen Sache günstig sein. Ich ziehe weiter in Betracht, wie er einen so hohen Flug genommen, daß er, um ihn zu bewahren, so viel wie möglich vermeiden muß, zu einer offenen Parteinahme gezwungen zu werden. Wir wollen also dazu beitragen, uns selbst ein wenig (document) zu täuschen, so lange uns dies nur Geld kostet; zumal wir uns jetzt jenem Kardinal gegenüberstellen, nichts andres hieße, ihn ganz in die Arme der Spanier treiben und unsere Angelegenheiten

²⁾ Dies sowie die gesammten Bemühungen Spanien's bei der diesmaligen und der folgenden Papstwahl sind geschildert nach Gindely, Rudolf II. in seine Zeit, I. (Prag 1863) 104 ff. Ich verweise also darauf ein für allemal.

ruiniren.“¹⁾ Wir werden sehen, daß Heinrich's Berechnungen, daß seine Ansicht von der besänftigenden Macht des französischen Geldes über den spanischen Eifer des Kardinals Adobran sehr wohl begründet war. — Aber nicht allein durch Berathungen, sondern auch durch Drohungen suchte man der himmlischen Achtung der Kardinäle nachzuhelfen. Als der Kardinal Sourdis nach Heinrich's Meinung allzu säumig und widerseßlich bekündigte ihm der König an, daß, wenn er nicht schleunigst anst annehme, er nicht allein aller seiner Pensionen beraubt, er sogar in Rom selbst aufgehoben und nach Frankreich hinter Riß und Riegel gebracht werden solle.²⁾ Es hat diese Ankündigung ohne Zweifel auf den Prälaten einen großen Eindruck gemacht, wir finden keine weiteren Klagen über ihn, im Gegentheile ihn der König besonders.³⁾

Auch die spanische Regierung hat von ihrer Seite nicht unterlassen zu intriguiern, um rechtzeitig auf die Erwählung eines ihr genehmen Papstes hinzuwirken. Der Kardinal d'Avila war das Haupt der spanischen Partei im heiligen Kollegium. Philipp hatte nicht unterlassen, ihm diejenigen Mitglieder zu bezeichnen, von deren Wahl er durchaus nichts wissen wollte. Als solche hatte er ihm genannt die Kardinäle von Verona, Arigone, Medici, Baronius, Bellarmin, Borromeo: die letzten drei die nach verschiedenen Richtungen hin wirkenden Prälaten der katholischen Kirche. Aber den Kardinal von Verona hielten die Spanier für einen Anhänger der venezianischen Partei, Arigone für zu wenig weltlich, allzu eifrig kirchlich gesinnt. Medici verwarfen sie aus demselben Grunde, wegen seiner Freundschaft mit Heinrich ihn wünschte: weil er als Freund der Franzosen betrachtet wurde. Friedrich Borromeo war Erzbischof von Mailand und mit den Spaniern in beständigem Streite wegen der kirch-

Instruktion an Joyeuse v. 7. März 1605; L. m., VI. 363 f.

Instr. an Joyeuse v. 25. Jan 1605; L. m., VI. 697 f.

Instr. an Joyeuse v. 21. April; L. m., VI. 407.

„Verrath, Verrath, ich protestire!“ — aber sie bildeten nur die verschwindende Minderheit. Aldobrandini vergaß in Hinfälligkeit das französische Geld, das er empfangen, und auf die persönliche Angemessenheit Medici's den Eid, den er Philipp III. geschworen, und führte seine achtundzwanzig Stimmen für Medici in's Feld. Selbst von der spanischen Partei gingen einige zu diesem über, als derselbe den Kardinälen Dietrichstein und Paravicini, der Protektor Deutschland's, erklärt hatte, er werde den Kaiser Rudolf und den König Philipp stets wie ein Vater lieben und sie als die Säulen der Kirche achten und beschützen. Der Kardinal von Lorenz wurde wirklich am 1. April 1605 definitiv erwählt, — in Erinnerung an den prächtigen Mediceer Leo X. — im Namen Leo XI. an.¹⁾

Groß war die Freude in Frankreich, als diese Nachricht einkam. Noch an demselben Tage — 11. April — sandte der König Befehle in alle Theile seines Reiches, die neue Papstwahl nicht nur durch Anstimmung des Ledecum's in allen Kirchen, sondern auch was ganz ungebräuchlich war, durch Illuminationen, Kanonendonner und Freudenfeuer zu feiern. Der König glaubte eben, einen Papst zu haben, den er ganz nach seinem Gutdünken zu gebrauchen konnte. Der wichtigste Schritt in den weit aussehenden Plänen Heinrich's gegen Spanien schien gethan. Er äußerte, der Kardinal Joyeuse habe den Papst gemacht.²⁾ Zu dem venezianischen Gesandten sagte er: „Es ist ein Wunder, wie die Kardinäle Sforza, Borromeo und andere, die so ganz spanisch sind, sich zur Wahl eines Papstes vereinigt haben, den ich von ganzem Herzen

¹⁾ Depeschen Du Perron's vom 11. März, 8. April (Lett. et Nég. de Du Perron, 382 ff.) und besonders der ausführliche Bericht Joyeuse's v. 1. April (ibid., 410 ff.), welcher die genaueste Geschichte dieser Wahl enthält. — De Thou I. 134. — Mercure français, I. 3. b. — MS. Mémoire des Evénements mémorables de 1605 — 8. (Manuser. fgs., Paris, vol. 2947. p. 76 a. f.)

²⁾ MS. Dep. Zúñiga's v. 14. April; Arch. v. Sim., K 1460. — Rich IV. an Epemon, 11. April; L. m., VI. 399. — Derj. an Joyeuse, 16. April; ibid., 401. — Sully, Oec. roy., ch. 151. p. 31. (éd. Mich. et Pouj. II. 11.)

tel.¹⁾ Um so mißvergnügter waren natürlich die Spanier. Er sprach seinen Aerger in den bitteren Worten aus: „Das ist der Papst, welcher dem Könige theuer zu stehen kommt in Verhältniß zum Alter, in dem er sich befindet.“²⁾ In der That verurtheilte Du Plessis-Mornay, dieser Papst habe dem Könige 300,000 gekostet.³⁾ — Indeß es stellte sich bald heraus, daß Heinrich der Grund zur Freude, die Spanier weniger Anlaß zur Begehr hatten, als sie an den Tag legten. Die Idee von der hohen Würde des Papstthums hatte seit Paul IV. wieder so viele Fortgemacht, daß sie in jedem seiner Nachfolger das Uebermaß und Herrschende blieb. Als Kardinäle von Intriguen und Künsten keineswegs frei, veränderten diese Männer sich sofort, sie sich auf den Stuhl des Apostelfürsten setzten. Dann hatten sie in der That nichts weiter im Auge, als der hohen Bestimmung die sie sich gesetzt glaubten, gerecht zu werden. Leo XI. bemühte sich zu zeigen, daß er für seine Erhebung nur dem heil. Geiste dankt, nicht den Franzosen dankbar sein, daß er sein den beiden kaiserlichen Kardinälen gegebenes Versprechen wirklich erfüllen wollte. Er ersuchte im Namen des Königs eine Gunst von ihm verlangte, er das Begehren rund ab, indem er sagte, er müsse gerecht regieren und Niemandem zu Gefallen leben.⁴⁾ Ueberhaupt hatte er eine auffallend strenge Gemüthsart. Schon wenige Tage nach seiner Erwählung verfiel er in eine schlimme Krankheit, die er endlich erkannte. Als ihn nun die Kardinäle und die Gesandten um ihn versammelt waren, ermahnten, noch vor seinem Tode

Dep. Ang. Badoer's, v. 26. April; Bar. e. Berch., II., I. 159, Note. Suppl. à l'Est. 384. — Ueber den Kummer am spanischen Hofe selbst: *Relazione delle cose di Roma di Franc. Priuli*; Bar. e Berch., I.,

Vie de Mornay du Plessis, 305. — Vgl. den Brief Du Plessis' an den König, v. 20. Mai 1605: *Ce pape qui nous avoit beaucoup cousté, ve mourir etc.* (Lett. de Du Pl. dep. 1600, I. 106).

De Thou, I. c.

einen seiner Bettern, der sich um die Kirche verdient gemad zum Kardinal zu erheben, wies er dies zurück: es sei für i Zeit mehr, an seine Person und an seine Verwandtschaft zu den Und so starb wirklich Leo XI. schon am siebenundzwanzigst seines Pontifikates, in Folge einer Pleuresie, die er sich b ersten feierlichen Prozession zugezogen (27. April 1605).

Als Philipp III. und Heinrich IV. die Botschaft von Ereigniß erhielten, waren die Kardinäle bereits zu dem nen Klave versammelt. Jene konnten also die Vorbereitungen f abermalige Wahl nicht treffen, wie bei der vorigen Gelegenß dern mußten die Führung dieser Sache gänzlich ihren Ka und ihren Gesandten in Rom selbst überlassen. Trotzdem das zweite Konklave nicht weniger Schwierigkeiten, als das Im Gegentheile, die Parteien waren noch schärfer gesondert brandini und die Seinigen waren wieder mehr auf die E Spanier hinübergetreten, die Freunde Montalto's auf dieje Franzosen; die letzteren hatten außerdem mehrere Kardinäldings durch hohe Pensionen gewonnen.¹⁾ Ueberhaupt m meisten Kardinäle, besonders auf Baronius' Veranlassung, ent das Familieninteresse der Aldobrandini nicht den Sieg dazu zu lassen. Lange schwankte die Entscheidung, Niemand wu hin sie fallen würde; Sauli, Bellarmin, Mariana, noch wurden genannt. Endlich schlug Aldobrandini den Karbi Reggio, Domenico Tosco, vor, und die Spanier fielen i Da er nun einer der Kardinäle war, welche der französische als nicht zu begünstigen, aber auch als nicht zurückzuweisen b hatte, so wäre beinahe Tosco wirklich gewählt worden. Sd er auf dem erhöhten Throne in der sixtinischen Kapelle, i Stimme fehlte ihm noch an der nothwendigen Mehrheit u

¹⁾ Davila, 112 f.

²⁾ Depesche Du Perron's vom 8. April; *Lettres et Négoc.* p. 393 f.

theilen¹⁾, als im Interesse Frankreich's, dem Tosco nicht günstig
 zu erscheinen, und wegen der persönlichen Unwürdigkeit des durch-
 ungebildeten und rohen Kandidaten, Baronius lauten Wider-
 stand erhob. Montalto, dessen Freunde und die Franzosen stimm-
 ten diesem bei. Die Mehrzahl wollte darauf Baronius selbst
 wählen, zog ihn aus seiner Zelle und führte ihn zur Kapelle des heil.
 Petrus, um ihn dort auf den Thron zu erhöhen. Doch wollte
 Baronius großherzig von seiner eigenen Wahl nichts wissen, weil er
 befürchtete, Spanien werde gegen dieselbe protestiren und so vielleicht
 ein Schisma in der Kirche hervorgerufen werden. Die Verwirrung
 wurde nun überhand, der Streit wurde immer lauter, die Lage
 wurde allmählich bedenklich. Selbst zu Thätlichkeiten kamen die ehrwürdigen
 Väter. Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein brandendes und stürmi-
 sches Meer, von wo die Hoffnung, sich in einen glücklichen Hafen
 retten, bereits verschwunden schien.²⁾ Das sahen die Franzosen
 wohl ein: eine Ueberraschung, wie bei der vorigen Wahl, werde
 auch dieses Mal nicht gelingen, einen so günstigen Kandidaten
 werden sie nicht wieder erhalten. Als daher Aldobrandini unter
 mehreren anderen den Cardinal Camillo Borghese nannte, der sich
 bisher von dem politischen Parteitreiben ziemlich fern gehalten hatte,
 so wählte er sich auch im ganzen mehr den Spaniern genähert, stimm-
 ten sie zu und bewogen auch die Partei Montalto's, Borghese an-
 zunehmen, da dieser ja der beste unter ihren Gegnern sei. So
 wurde Borghese am Abend des 16. Mai 1605 zum Papste erhoben.³⁾
 Seine Familie stammte aus Siena, indeß er selbst war schon in

¹⁾ Dep. Agostin Nani's an den venez. Senat v. 16. Mai; Mutinelli, 16.

²⁾ Davila: Mar alborotado y confuso, donde al parecer se perdía la esperanza de entrar en puerto dichoso.

³⁾ Depeschen Du Perron's v. 27. April und 18. Mai (L. et Neg. de Du Perron, 407 f., 448 ff.) sowie besonders der sehr ausführliche Bericht Joyeuse's 19. Mai (ibid., 451 ff.). — De Thou, I. 134. — Davila, 113. — Sully, Mémoires, ch. 151 p. 30. — Mercure franç., I. 4 A (fälschlich 26. Mai). — Événements mémorables de 1605—8 (Paris), 80 b ff.

Rom geboren, wo sein Vater erster Advokat am heil. Konfession war. Camillo Borghese war jetzt erst 52 Jahre alt; zum Kardinal war er von Klemens VIII. im Jahre 1598 gemacht. Er war eifriger und heftiger als seine beiden Vorgänger, geldgierig seinen Verwandten übermäßig zugethan. Aber man rühmte die Unbescholtenheit seiner Sitten, seine theologische Gelehrsamkeit, die Gründlichkeit seiner Uebersetzung. Der Sache der Kirche war er mit Leib und Seele. Ursprünglich Advokat, hatte er sich zugleich mit dem Studium des kanonischen Rechtes beschäftigt, sich so mit einem überschwänglichen Begriffe von der Bedeutung päpstlichen Gewalt erfüllt. Alle Welt, auch der mächtigste Monarch, mußte sich ihm beugen, der — allen unerwartet — durch die mittelbare Eingebung des heiligen Geistes zur Statthalterei Christi gelangt sei.¹⁾ — Er führte fürder den Namen Paul. Seinen Schwesterjohn Scipione Casarelli machte er zum Kardinal an seiner Stelle, seine beiden Brüder Francesco und Giambattista erhob er zu Präfecten des Vatikans und der Engelsburg und übertrug ihnen für das erste die Leitung der politischen Angelegenheiten der größten Theile.

Alle Welt war durch diese neue Papstwahl überrascht; Niemand hatte an Borghese gedacht, zumal er noch so jung und von kräftiger Gesundheit war, während doch die Kardinäle bei ihrer Wahl gewöhnlich auf ein baldiges neues Konklave Rücksicht zu nehmen pflegten. So lieb, wie Leo XI., war Paul V. dem französischen Könige bei weitem nicht. Die Freudenfeuer, Illuminationen, Artilleriefalven unterblieben dieses Mal, nur der übliche Dankdienst fand Statt. Hatte doch Borghese früher eine spanische Pension von 2000 Scudi²⁾ genommen. Aber die Wahl war für

¹⁾ Relaz. di Fr. Priuli; Bar. e Berch., I., I. 386 f. — Deprez, *Relazioni* v. 21. Mai 1605; Mutinelli, III. 19. — Ranke, *Gesch. der Päpste* (4. Aufl.), II. 318 ff. — Vgl. auch Khevenhiller, *Ann. Ferd.*, VI. 2933 u. *Evénements de 1605*—8, p. 81 b ff.

²⁾ Relaz. di Fr. Priuli, 386.

nicht im mindesten unangenehm. Die Familie, aus der Paul
te, war stets französisch gesinnt gewesen, und besonders sein
war aus Siena entflohen, als und weil die Spanier es er-
hatten.¹⁾ So war Heinrich's erster Eindruck von der Nach-
ein günstiger gewesen: „Gott sei gelobt, die französischen Kardi-
haben gezeigt, daß ich in Rom und im Konklave einige Macht
!“ In der That, wenn man bedenkt, wie seit der Mitte des
n Jahrhunderts nur immer unbedingte Anhänger Spaniens
en Stuhl Petri gelangt waren, so muß selbst das Ergebnis
weiten Konklave als ein sehr günstiges bezeichnet werden.

V. hatte sich bei der Auflösung der Heirath Heinrich's mit
arethe dem ersteren sehr freundlich gezeigt, und auch gegen die
sischen Hugenotten hatte er sich nicht allzu scharf benommen.
icht war er im Grunde Frankreich geneigter, als Leo XI., der
mend Willens gewesen war, alles aufzubieten, um den Ur-
seiner Wahl vergessen zu machen.²⁾ — Heinrich nützte den
Frankreich günstigen Eindruck, den auch diese Wahl hervor-
; sofort aus, um einentheils die Welt in diesem Urtheil zu
en, andernteils den Papst von vorn herein für sich einzu-
n. Herr von Mincourt, der Sohn des Ministers Villeroi,
als Gesandter nach Rom beordert, und zwar traf er so groß-
und prächtige Zurüstungen, wie man es noch nie bei einer
aft gesehen. Vierzigtausend Ecu's, verkündete er, wolle er
ausgeben, außer dem Gelde, welches der König ihm zu Ge-
elle.³⁾ Dieser Glanz sollte die besondere Freude erweisen, die
eich über die neue Papstwahl empfinde, und verkünden, welche
ietung es Paul V. widmen werde.

Du Perron an den König, 18. Mai; L. et Neg., 448. — Auch war
sion von Borghese mit Erlaubniß Klemens' VIII. bezogen worden; Du
an Fresnes-Ganaye, 21. Mai (ibid., 457).

L. m., VI. 437—441, 458, 699 f. (26. Mai). — Du Plessis an
4. Juni: (Er spricht von dem Papste.) Le canon n'en tire point. Si est
né neutre. (Lett. de Du Plessis, I. 113.)

Du Plessis in dem vor. Anm. citirten Briefe.

In beiden Konklaven hatte ohne Zweifel Frankreich die Hand behalten. Die Spanier hatten keinen ihrer Kandidaten zu bringen vermocht, keinen Augenblick lang hatte die Majorität ihnen zugeneigt. Das erste Mal war ein unbedingter Anführer Frankreich's durchgedrungen, das zweite Mal ein Mann, der Heinrich IV. gleichfalls wohlwollte; und vielleicht, wenn hier Bunsich sich nicht so entschieden geweigert hätte, wäre er auf den Stuhl Petri erhöht worden, um diesen zu einem Bollwerke aller Spaniens zu machen. Spanien, das sich so vorzugsweise als katholische Macht pries, welches der Vorkämpfer des Katholicismus zu sein beanspruchte, Spanien hatte seine Kandidaten zweimal gesehen, es hatte offenbar die Mehrheit der Kardinäle der katholischen Kirche gegen sich! Und an wen hatte es dieselbe verloren? An einen rückfälligen, kaum äußerlich belehrten Kezer, an den spanischen Heinrich, von dem Niemand sagen konnte, an wen er gekam. Der Grimm der Spanier über ihre Niederlagen auf einem Concilio, wo sie ganz sicher zu herrschen wähnten, war sehr groß, aber was sollten sie dagegen thun?

Noch eine Bemerkung sei hier gestattet. Wie hatte man bei diesen Papstwahlen um Den, welcher ursprünglich die Päpste nannte oder wenigstens bestätigte, um den deutschen Kaiser, der gar nicht gekümmert! Nicht mit einem Worte wurde sein bei diesen Vorgängen gedacht. Was hatten die Habsburger aus dem römischen Reiche deutscher Nation, was aus dem Beherrschten der Christenheit gemacht!

Ueberblicken wir noch einmal die politischen Resultate der drei Jahre, soweit sie sich auf das gegenseitige Verhältniß Frankreich's und Spanien's beziehen.

Es läßt sich nichts Verschiedeneres denken, als die Politik

1) Relaz. di Fr. Priuli, 387 f.

Spanien trachtete stets nach Erringung kleiner Vornach Erwerbung irgend eines Landes, nach Ausdehnung Gewaltherrschaft über die kleinen Staaten. Die Religion ist kaum mehr als ein Vorwand. Denn wenn es auch am gegen Kezer sichts, so nimmt es doch nicht minder Finale Combino, bedroht die katholischen Herzöge von Toskana und Gen und Marchesen von Malspina in ihrem Besitze. So ist Kriegszustand, Spanien's Kräfte verzehren sich in unzähligen und meistens unfruchtbaren Unternehmungen. Selbst wenn in Italien, Vortheile erlangt, so sind dieselben unsicher und allezeit nur auf der Spitze des Schwertes, so daß das Mißgeschick sie ihm rauben und vielmehr in Nachtheile versetzen muß. Wie anders Frankreich! Der unruhig begehrlichen Spanien's gegenüber hält es sich in seinen Grenzen zurück, unterstützt seine von den Spaniern angegriffenen Bundesgenossen und bietet den vernachlässigten und gekränkten Freunden seine Allianz und seine Hülfe an. Nicht die Erwerbung eines kleinen Gebietes hat es im Auge, sondern langsam und sich Spanien zu isoliren, sich selbst mit einer Kette ergebener Bundesgenossen und Bundesgenossen zu umgeben, seine Kräfte sorgfältig zu erhalten, um im rechten Momente den entscheidenden Schlag gegen den Gegner mit unwiderstehlicher Wucht führen zu können. In zweifacher Hinsicht ähnelte die Staatskunst beider Länder: in der gewissenlosen Ausbeutung der inneren Schwierigkeiten des Nachbarreiches und in der einstweiligen Vermeidung eines kriegerischen Zusammentreffens, für das sich beide nicht kräftig fühlen.

Nach der bisherigen Darstellung wird es kaum nöthig sein, einmal hervorzuheben, welche Politik die bessere war, die Spanische oder diejenige Frankreich's. Nur auf einem Punkte hatte seine Bemühungen scheitern gesehen: in Bezug auf die Moren. Sonst aber verwirklichte er überall geräuschlos, doch um seiner seine Absichten. Die Genfer waren vor dem Angriffe

des spanisch-savoyischen Elementes für lange Zeit geborgen; die zöge von Savoyen, Parma und Mantua, langjährige Bedi Spanien's, hatten dasselbe verlassen und sich Frankreich angeschlossen in der hündnerischen Frage, wo Fuentes triumphiren zu sollen schuf er sich selbst neue Schwierigkeiten, indem er durch sein unionsversuche allgemeinen Widerstand gegen seine Bestreb hervorrief. Sogar die Kirche, welche mit scheinbar unauslösbanden an Spanien gekettet war, neigte sich Frankreich zu. Zwischen hielt dieses den Kampf der Holländer gegen Spanien, einen Kampf, welcher das letztere Land jährlich an seiner Krieger und viele Millionen seiner Dukaten kostete. End Spanien noch immer die Welt mit seinen Ansprüchen und seinen Thaten erfüllte, begann doch schon damals die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit Frankreich's sich vielseitig festzusetzen. erkannte an dem fast regelmäßigen Mißlingen von Spaniens Unternehmungen, daß dieses bereits Schiffbruch gelitten an materiell ganz besonders aber an geistigen Kräften. Mit immer wachsendem Vertrauen, mit immer größerer Sicherheit setzte deshalb der spanische König seinen Weg fort: noch wenige Jahre, und er würde an dem Ziele zu stehen, nach dem er so lange geduldig gestrebt meinte, nun den Arm erheben zu dürfen, um mit einer aber kurzen Anstrengung die Frucht langer Mühen und Entpflücken und einzubringen.

Noch eines Punktes aber müssen wir Erwähnung thun welchem in den letzten Jahren den Spaniern immerhin theil zugefallen war, der freilich von keiner entscheidenden Bedeutung war. Zu den gefährlichsten Feinden des katholischen Königs zu den Zeiten Philipp's II., wie mehrfach dargelegt worden land gehört. Indes Elisabeth hatte schon seit vielen Jahren Frieden mit Spanien gesucht; hatten ja bereits im Jahr zu Boulogne Verhandlungen zwischen englischen und spanischen Kommissaren über die Beendigung des Krieges stattgefunden

1) Winwood, Memorials, Book III, vol. I. p. 186 ff.

Elisabeth herrschte, war an dem gegenseitigen, man möchte rsonlichen Hasse zwischen ihr und den Spaniern der Friede wieder gescheitert. Dies wurde erst anders, als am 4. April Elisabeth starb und ihr Jakob VI. von Schottland folgte.¹⁾ nen hier die wetteifernden Bemühungen Spanien's, Frankreichs und Holland's um die Gunst des neuen Königs nicht ver- Es muß dies um so mehr der Geschichte Englands auf- bleiben, als unter Jakob England bald aufhörte, den wich- einfluß auf die Geschichte des Kontinents zu üben, den es zur Elisabeth's beständig gehabt hatte. Nur so viel wollen wir theilen, wie zur Charakterisirung des gegenseitigen Verhält- nisses Spanien und Frankreich unbedingt erforderlich ist. Jakob I. war von Natur ungemein friedliebend. Weniger auszigkeit und Mitleid mit seinen Nebenmenschen — man weiß, m Gegentheil seine Freude daran hatte, der Tortur zuzu- — als aus Aengstlichkeit und persönlicher Feigheit. Dieser König von England glich in vielem seinem unwissenden von Spanien. Wie dieser trotz oder gerade wegen seiner enen Ansicht von königlicher Würde und Machtvollkommen- selber mißtraute, so auch Jakob. Wie Philipp III., so Jakob I. seine Regierung Günstlingen, denen der Friede stischen Gründen vorthellhaft dünkte, besonders indem er e Taschen füllte. Welch' Gegensatz zu der scharfen, schnei- veltflugen, selbstbewußten, königlichen Elisabeth, dieser schwache, se, ängstliche, pedantische, stotternde Jakob, allem ähnlicher n Könige!²⁾ Jakob hatte schon, ehe er den englischen Thron

einrich legte dem Tode Elisabeth's eine große Wichtigkeit bei. Eigent- er noch länger an der deutschen Grenze verbleiben wollen (Frühjahr e gegen das Haus Oesterreich zu arbeiten; aber bei dem Empfange icht von dem Tode der englischen Königin kehrte er eiligst nach Paris lezernay, Hist. de Fr., III. 1253.

Bereits am 3. Juli 1603 schreibt Heinrich IV. an Rosny nach Eng- aut que je vous dise que l'on m'a depeint ce roy pour prince si timide et dissimulé etc.

bestiegen, mit den katholischen Mächten vielfache Verhandlungen führt, selbst mit dem Papste, und hatte ihnen versprochen, zu werden, wenn er mit ihrer Hülfe die englische Krone würde.¹⁾ Viele glaubten deshalb, er werde sich nach Befehl von England zum Katholizismus bekennen, und der Papst, in der besessenen Hoffnung bei dem Tode Elisabeth's in einem Brief an die Könige von Spanien und Frankreich offenen Ausdrucks. Dies war nun wohl nie im Ernste Jakob's Absicht gewesen. Er hatte wahrscheinlich mit seinem angeblichen Katholizismus die Beihülfe der katholischen Mächte gegen etwaigen Widerstand in England sich sichern wollen: jedenfalls konnte er als König von England und Schottland den protestantischen Glauben nicht verlassen selbst wenn er gewollt hätte. Aber das nahmen doch die besser Unterrichteten von Anfang an, und zwar mit Recht. Jakob, einmal aus Abneigung gegen die Puritaner und aus Friedensliebe, sich den katholischen Mächten und besonders dem mehr zuneigen werde, als seine Vorgängerin je gethan haben. Hierin bestärkte ihn seine herrschsüchtige und stolze Gemahlin, von Dänemark, welche im geheimen katholisch war, und die dem Spanien als das Land der despotischen Königsmacht den steifen Grandezza vor allem liebte.²⁾ Noch bis in das Jahr dauerten die Unterhandlungen zwischen Jakob, Clemens VI. Aldobrandini.³⁾ Mit großem Kummer hatte man aus allen Gründen den Tod Elisabeth's in Holland vernommen; „

¹⁾ MS. Conf. einer sp. Spezialjunta v. 3. Jan. 1602; Arch. K 1426. — Phil. III. an Tassis, 5. Jan., 28. Apr. 1603; *ibid.*, K Winwood, Memorials, Book I. vol. I. p. 1 ff.; Book II. p. 37.

²⁾ P. Matthieu, II. 242 A.

³⁾ Instruktionen an Beaumont, 22. Juni 1604, 27. März 1605 VI. 258, 380. — Siri, Mem. rec., I. 238, erzählt, daß die Königin kleines Kreuz mit einem Splitter vom wahren Kreuze Christi als Zeichen Glaubens im Busen trug.

⁴⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 20. Jan., 14. Febr., 29. März 1604; Sim., K 1606.

in vollständiger Trauer und Rathlosigkeit“, schreibt unmittelbar Empfang der Nachricht der französische Gesandte im Haag, Buzanval.¹⁾ Um noch zu retten, was zu retten wäre, schickte man den berühmten Rathspensionär Oldenbarnevelt, der in England sehr beliebt war, nach London. Gleichzeitig aber kam auch der Gesandte des Erzherzogs Albert, der Graf von Artemberg, nach London, der dort sehr gut empfangen wurde. Wer von beiden sollte nun den König auf seine Seite ziehen?

Da erhielten die Holländer Unterstützung. Heinrich IV. betonte es als unumgänglich nothwendig, auch seine Interessen bei dem Könige durch einen geschickten Staatsmann vertreten zu sehen, von seiner eigenen Politik genug wußte, um sich mit Freiheit bewegen und nach den wechselnden Umständen richten zu können, doch aus den Grenzen der königlichen Intentionen herauszutreten. Er schickte also Maximilian von Bethune, den Marquis de Rosny, den zu diesem Posten — außer seiner Eigenschaft als Finanzminister und deshalb Gegner der Spanier — noch besonders seine Aufrichtigkeit und unskrupulöse Ergebenheit für seinen Herrn empfahl (am 2. Juni 1603). Rosny hat in seinen Memoiren wieder einmal aus dieser seiner Gesandtschaft gemacht²⁾: schade daß er am 1. Juni 1603 einen feierlichen Eid abgenommen, derselbe dürfe nichts von seinen Offenbarungen verrathen; noch mehr schade, daß dieser Rosny von dem Könige selbst und Villeroi in allen ihren öffentlichen und privaten Aeußerungen widerlegt wird. Die einzigen Ergebnisse Rosny's Gesandtschaft waren allgemeine herzliche Freundschafts-Äußerungen seitens des englischen Königs. Die Franzosen betonen zwar, das Defensivbündniß, welches Frankreich und Schott-

MS. Buzanval an Villeroi, 10. Apr. 1603; Manuser. français, vol. 10, der Kgl. Bibl. zu Paris.

Oec. roy., ch. 114 ff. p. 430 ff. — Die nähere Begründung behalte ich für eine Exkurse über Sully's Memoiren vor. Die eigentlichen Pläne Heinrich IV. findet man in einer Depeche Tassis' vom 28. Juli 1603, die ich in einer Exkurse mittheilen werde.

land geeinigt hatte, sei noch enger geknüpft und auch auf England ausgedehnt worden: indeß dieß war eine Unwahrheit, ein bloß diplomatischer Kunstgriff.¹⁾ Allerdings verabredete Rosny mit Jakob I. zu Hamptoncourt einen Vertrag, in welchem die gegenseitige Vertheidigung England's und Frankreich's gegen feindliche Angriffe ausgemacht und besonders von beiden Seiten versprochen wurde, die Vereinigten Provinzen mit Waffengewalt zu unterstützen, wenn Spanien nicht baldigst auf billige Bedingungen zur Befriedung der Niederlande eingehen würde. Aber dieser Vertrag ist nie in Geltung getreten. König Jakob bemerkte Rosny, er könne denselben nicht sogleich unterschreiben, sondern müsse erst reiflicher darüber nachdenken. So nahm Rosny nur den Entwurf mit nach Frankreich, der jedoch nie perfekt geworden ist.²⁾ — So geringe auch die Resultate von Rosny's Sendung waren, Heinrich war doch sichts voll genug, um noch hierin die Doppelzüngigkeit des spanischen englischen Monarchen zu erkennen und auch auf seine feierlichen Versprechungen nichts zu geben.³⁾

Die wahre Gesinnung Jakob's gab sich dann wirklich bald zu erkennen oder vielmehr die Gesinnung Sir Robert Cecil's, Lord Burleighs geistreichen aber moralisch verderbten Sohnes, welchem sein Vater die ganze Regierungsmacht übergeben hatte, und der sie nur zu seinem eignen Interesse ausbeutete. 200,000 Ecu's hatte Rosny zu sich genommen; ⁴⁾ aber die Spanier schenkten ihm noch aus: erhielt doch Cecil allein eine jährliche Pension von 4—6000 Kronen von ihnen nebst einer Menge außerordentlicher

¹⁾ Briefe des Königs, L. m., 128, 130—133, 143. — Villeroi an D'Ananc, 16. Juli; der König an la Force, 18. Juli; beides bei La Force, I. Corresp., 362—364. — Val. Marbault, 364 ff. — Relazione d'Inghilterra di Nicolò Molin (1607); Bar. e Berch., IV. 65.

²⁾ Léonard, Collection des traités, V. 1 ff. — Relazione di N. Molin, l. c.

³⁾ L. m., VI. 143. — La Force, I. Corresp. 363.

⁴⁾ MS. Dep. Laffie' v. 3. Mai 1603; Arch. v. Sim., K 1606.

schente.¹⁾ So neigte die englische Politik sich immer entschiedener zu Spaniern zu. Als die holländischen Deputirten den König um Aufsetzung des Krieges gegen Spanien baten, antwortete Jakob: Ich werde sehen; das ist zu wichtig. Wenn Ihr mit dem Erzherzoge Frieden machen wollt, werde ich Euch dabei behüflich sein.“ Die Holländer entgegneten: „Das können wir nicht. Wenn Eure Majestät uns nicht beistehen will, werfen wir uns ganz dem König in Frankreich in die Arme.“ Jakob begnügte sich, darauf nur zwischen den Zähnen zu murmeln: „Ich muß erst die Gesandten der Erzherzöge und Spanien's hören.“²⁾ Der Botschafter Spanien's war zu dieser Zeit noch nicht einmal unterwegs! Weitere Konferenzen zwischen den holländischen Abgeordneten und Cecil hatten keinen bessern Erfolg.³⁾ Nach der Abreise Oldenbarnevelt's schrieb der König am 21. August 1603 nach dem Haag: Auf die Bitten des Erzherzoges hin wolle er Frieden mit demselben und Spanien schließen; die Generalstaaten möchten auch hierzu Gesandte nach England schicken, jedenfalls aber schnell antworten, sonst werde er um sie nicht weiter kümmern. Natürlich lehnten die Holländer die freundliche Einladung höflich ab.⁴⁾

Jakob I. kümmerte sich wirklich um die Generalstaaten nicht. Schon am 28. Juni 1603 hatte er eine Proklamation erlassen, die jede Feindseligkeit gegen Spanien bei Todesstrafe verbot. Der Herzog von Bismberg, der, so lange Rosny in England gewesen, durch die Krankheit an jeder Thätigkeit verhindert gewesen war, erhielt nach dessen Reise plötzlich die Gesundheit wieder und wurde von Jakob sehr

¹⁾ Vgl. über diesen Punkt Letters of Cecil to Carew (London 1864, Camden Society), p. 68. Note 2. Der Herausgeber führt aus Gardiner, History of England 1603—1616, den Bericht des späteren Gesandten Jakob's in England, Sir John Digby an, welcher die Schuld Cecil's beweist.

²⁾ MS. Dep. Tassis, v. 20. Juni 1603. — Die span. Agenten standen sich einander in lebhaftem Austausch von Nachrichten.

³⁾ Siri, Mem. rec., I. 224 f.

⁴⁾ MS. Buzanval an Villeroi, 28. Aug.; Bibl. Imp. Paris, MS. fr., 15,953.

freundlich empfangen. Bestimmte Friedensbedingungen hatte er nicht vorzuschlagen, er sollte erst den König sondiren, ob dieser Unterhandlungen bereit wäre, damit nicht durch die vorläufige Sendung eines spanischen Gesandten der Würde der spanischen Krone etwas vergeben werde. Als aber Artemberg von der vollkommenen Friedensliebe des englischen Königs zu berichten hatte, wurde der königliche Ober-Kurier, der Graf Juan von Villamediana,¹⁾ nach London gesandt, der daselbst im September 1603 eintraf. Die Verhandlungen zwischen demselben und Cecil gingen gut von Statten und noch im November desselben Jahres wurde spanischerseits der Condestable von Kastilien, der Herzog von Frias, nachgeschickt, um den Frieden endgültig abzuschließen.²⁾

Selbstverständlich that Heinrich alles, um das Zustandekommen desselben zu verhindern. War es doch für ihn viel vortheilhafter, wenn Spanien und England sich gegenseitig aufrieben; dann konnte er hoffen, der alleinige Schiedsrichter Europa's zu werden. In diesen Zusammenhang gehört die ernstliche Anbahnung von Verhandlungen über die Vermählung des Prinzen Heinrich von England mit Heinrich's IV. ältester Tochter³⁾: ein Plan, den Jakob I. lange mit Vorliebe hegte.⁴⁾ Neue Geschenke für die unersättlichen englischen Großen gingen beständig an den französischen Botschafter in London, Herrn von Beaumont: Geld und Kostbarkeiten, die nahmen die Magnaten gern an.⁵⁾ Heinrich wird nicht müde,

¹⁾ Don Juan de Taxis, Graf von Villamediana, hatte von Philipp II. sein Amt als Correo mayor zugleich für seinen Sohn bestätigt erhalten. Derselbe brachte jährlich 25,000 Dukaten ein, und es waren dem Könige 400,000 Dukaten geboten worden. Trotzdem überließ er es Taxis sogar freiwillig, weil dieser zu Lebzeiten Philipp's II. die heimlichen Briefe zwischen dem Prinzen und dem Marques von Denia vermittelt hatte, als der letztere Botschafter nach Valencia geschickt worden war. Khevenhiller ad an. 1596 (Leipzig, 1722, V. p. 2036.)

²⁾ S. 312 f.

³⁾ S. 314.

⁴⁾ MS. Dep. Tassis' v. 9. Mai 1603.

⁵⁾ Instr. an Beaumont v. 17. Jan., 12. März 1604; L. m., VI. 192.

den König durch Beaumont vor den Spaniern zu warnen. Habe ihm selbst sein Friede mit diesem Volke genügt? Ihre Feindschaften und Feindseligkeiten gegen ihn würden nur immer dem König Jakob möge sich versehen; in der eigenen Umgebung der Condestable von Kastilien gebe es Leute, denen das Schlimmste zu hoffen sei! (Dies war auf Jakob's Angstlichkeit berechnet.) Nur aus äußerster Nothwendigkeit schlossen die Spanier Frieden, um die übrigen Provinzen wieder unterwerfen zu können. Nichts sollte dem Condestable vernachlässigen, um den Frieden scheitern zu machen.¹⁾ Aber vergebens. Lange bemühte sich Jakob noch, die Vereinigten Provinzen in den Frieden mit hineinzuziehen;²⁾ als ihm dies nicht gelang, schloß er auch ohne sie mit dem Condestable ab (28. August 1564). Zwar die von den Spaniern vorgeschlagene Offensiv- und Defensivallianz wiesen die Engländer zurück, da sie schon durch andere Allianzen gebunden seien, und auch einige Handelsbeschränkungen, welche die Spanier England auferlegen wollten, mußten sie ablehnen zurückziehen: jedoch im Ganzen und Großen hatten die Spanier ihren Zweck erreicht. Zwischen Spanien und England sollte eine gute Freundschaft und freier Verkehr herrschen. Die Engländer in Spanien sollten um ihrer Religion willen nicht belästigt werden, dieselbe aber auch nicht öffentlich ausüben dürfen. Keiner der unterthänigen Könige sollte die Rebellen des andern unterstützen — das ging auf die Niederlande und war für die Spanier der wichtigste Artikel. Im Gegentheil wollte der König von England sich bemühen, den Frieden zwischen den Niederländern und den Spaniern herzustellen; und wenn diese Versuche durch die Schuld der Spanier scheiterten, so werde er über die Städte, die er als

Instr. an Beaumont vom 14. Mai — 9. Juni; L. m., VI. 247. 685.
Vgl. Rel. di Nic. Molin, p. 66.

MS. Buz. an Biller., 19. Juni 1564; B. Imp. Paris, MS. fr., vol. 15, 953.
Der Friedensvertrag ist vollständig mit allen dazu gehörigen Dokumenten abgedruckt bei Abreu y Bertodano, *Tratados*, I. 243 ff. — Die vorhergehenden Verhandlungen bei P. Matthieu, II. 334. A. ff.; Winwood, *Mem.* II. 6 ff.,
Siri, *Mem. rec.*, I. 275 ff.

Unterpfand für die, an die Generalstaaten geleisteten Gehaltszahlungen in der Hand hatte, nicht mehr nach den früheren Verträgen mit den Holländern, sondern nach freiem Gutdünken, in einer so freundlich-Willigen Weise verfügen.

Was sollte diese letztere Bestimmung anders bedeuten, als das Versprechen der Auslieferung jener Pfandstädte an die Spanier, wenn die Niederländer nicht baldigst auf deren Friedenserhaltung eingingen, d. h. sich ohne Verzug ihrem rechtmäßigen Souverän Philipp III. unterwerfen? Eine Bestimmung, recht im Sinne der Gottesgnadentheorie des Königs Jakob! Sonst kann man ihm dem Friedensschlusse keinerlei moralische Vorwürfe machen. Er hatte Jakob nicht die mindeste Verpflichtung, die Generalstaaten zu vertheidigen oder seine Kräfte für das Uebergewicht Frankreichs zu opfern: Niemand darf ihn tadeln, wenn er dazu keine Lust verspürte. Ob es nicht politisch unklug von ihm war, seine Kräfte ganz von den Niederlanden abzuziehen und sie entweder französischem oder spanischem Einflusse völlig zu überlassen, das mag dahingelassen bleiben; aber jedenfalls darf man ihm diesen Frieden nicht als ein moralisches Verbrechen anrechnen, wie manche Geschichtsschreiber, partiell für die Holländer, es gethan haben.¹⁾ Nur jene letzte Bestimmung ist moralisch und politisch gleich verwerflich. Denn sie stärkte die Kräfte einer Macht, deren Interessen denen Englands fast überall diametral entgegengesetzt waren; mochte denn Jakob kein Recht, das ihm anvertraute Pfand an seinen Feind auszuliefern. Doch ist in Wahrheit dieser Artikel nie zur Ausführung gekommen.

In London war die Freude über diesen Frieden nicht eben groß, denn das Volk war der Sache der Holländer günstig gesinnt.

¹⁾ So vor allen Motley (IV. 179, 218 ff.). In Motley's glänzender Darstellung handeln freilich die Könige und ihre Minister stets schändlich und treulos, die Republikaner immer edel und großherzig. In diesem Punkte kommt noch hinzu, daß auch Motley sich von Sully täuschen läßt.

²⁾ Motley, IV. 223 f. — Calvert an Winwood, 28. März 1605; Winwood Mem., II. 54.

in Spanien. In Madrid überließ das Volk sich einer außerordentlichen Freude und rief: „Es lebe der Friede! es lebe der König!“ Nur die klerikale Partei war unzufrieden und protestirte laut: sie vermochte dieses Mal nicht durchzudringen.¹⁾ In der That war die Spanier Grund zur Freude. Der Geldmangel des Staates und die Noth der Privatleute war in Spanien auf einen so hohen Grad gediehen, daß es für Philipp III. eine Nothwendigkeit gewesen war, Frieden mit England zu schließen; er hätte sich auch andere Bedingungen gefallen lassen müssen. Um so größer war die Freude der Spanier über den günstigen Verlauf der Verhandlungen; man äußerte laut in Madrid, nur die spanischen Politiker hätten dies zu Wege gebracht haben.²⁾ Heinrich IV. war mit dem Gang der Dinge sehr unzufrieden. Er beauftragte Beaumont, den König von England wegen des Friedens zu beglückwünschen, ihm aber zugleich die Gefahren desselben aufzulegen.³⁾ Indes damit traf der französische Botschafter nur auf Ablehnung. Die Hinneigung zu Spanien wurde immer größer bei der neuen Regierung. Nicht nur schlug Jakob den Niederländern seinen Frieden ab, sondern er weigerte sich sogar, die Bemühungen derselben bei Heinrich IV. um einen solchen zu unterstützen: selbst dies, er erlaube ihm die Härte seines Gewissens nicht, um weder direkt noch indirekt dem mit den Spaniern abgeschlossenen Frieden entgegen zu handeln.⁴⁾ Als im Anfang des Jahres 1605 die Holländer auf Grund des Vertrages von Hamptoncourt, von dem ja die Franzosen überall verkündet hatten, er sei endgültig abgeschlossen,⁵⁾

Davila, lib. II. cap. 16. — MS. Relazione della vita del Re d'Esp. Privati suoi (Ms. Italica fol., Königl. Bibl. Berlin, vol. 10), p. 379. Die klerikale Partei: dicono che l'amicitia et communicazione di comunicata inimica di Dio et della Chiesa sua può essere ragione di danni etc. — Interessant ist auch des gelehrten Erzbischofs von Baza Juan de Ribera, Philippista gegen diesen Frieden (bei Davila, l. c.). Winwood, Mem., II. 75: Depesche Cornwallis v. 2. Juni 1605. Instr. v. 6. Aug. 1604; L. m., VI. 689 f. Buzanval an Villeroi, 3. Nov. 1604; Deventer, Gedenkstukken, III. 1. Rel. di Nic. Molin, 65.

Deputirte an den englischen Hof schicken wollten, um das laufende Kriegsjahr in Anspruch zu nehmen: die Generalstaaten wissen, er wüßte von ihnen kein Versehen, um keine Angelegenheiten von den Spaniern. Von einer Unterstützung der Holländer durch England mehr die Rede, um den mit Rosny abgesprochenen Verträge sich Jakob nicht im mindesten.²⁾ Im Gegentheil im Sommer 1605, dem Erzherzoge eine Aushebung in seinem Gebiete zu veranstalten, die sehr gering ausfiel, und versprach den spanischen Flotten, die gegen die Küste ausgesandt wurden, Schutz in seinen Häfen.³⁾

Schon äußerte man vielseitig die Beforgniß, ein Bündniß zwischen Spanien und England erwachsen zu sehen. Die ehrgeizige Königin Anna suchte ihren Gemahl in diese Richtung zu drängen.⁴⁾ Einen glänzenden Beweis von der Freundschaft zwischen England und Spanien sollte die Gesandtschaft im Frühjahr 1605 der Großadmiral von England, ward Graf von Nottingham, nach Spanien führte, die dem Könige Philipp III. den im vorigen Jahre mit Frankreich geschlossenen Frieden beschwören zu lassen.⁵⁾

Nottingham fand den spanischen Hof in bester Lage. Am 8. April war dem Königspaafe endlich ein Sohn geboren, der die Namen Philipp Dominicus Victor empfing. Er war der Prinz von Piemont und die Infantin Eugenie. Nottingham wohnte bereits der Tauffeierlichkeit bei, die

¹⁾ MS. Buzanval an Bill., 31. Nov. 1604, 9. Jan. 1605. Paris MS. fr., vol. 15,953.

²⁾ Instr. an Beaumont vom 16. Jan. 1605; L. m., VI.

³⁾ Instr. an Beaum. v. 10. Juni 1605; L. m., VI. 70 Janv. an Bill., 28. April.

⁴⁾ Instr. an Beaum. v. 27. März; L. m., VI. 380.

⁵⁾ Instruktionen für Nottingham und den ordentlichen Charles Cornwallis v. Ende Febr. 1605; Winw. Mem., II. 6.

1) Er wurde überhaupt prächtig aufgenommen und von niern mit aller Zuvorkommenheit behandelt, die er nur konnte. Am 9. Juni wurde der Friede von Philipp III. in größten Feierlichkeiten beschworen²⁾ und nach noch einigen Festlichkeiten reiste Nottingham nach England zurück. Es war niern vollständig gelungen, ihn zu gewinnen. Die Schmeiche- spanischen Königs und seiner Großen, die kostbaren Ge- sie er von denselben erhalten — man schätzte ihren Werth 100 Dukaten³⁾ — hatten ihn vollständig dem spanischen In- geführt, so daß er selbst in England deswegen dem Ver- fiel und die Spanier England gegenüber einen sehr zuver- Ton annahmen.⁴⁾

gewöhnlichen Mittel der spanischen Politik: Heuchelei und ng, wurden angewandt, um England näher an Spanien zu und es wo möglich zur Beihülfe bei der Unterwerfung Hol- veranlassen. Mit richtiger Kenntniß von Jakob's I. Cha- ten die Spanier die Berufung eines allgemeinen Konziles welchem Jeder frei seine Meinung sagen und also beson- König von England seine rühmlich bekannte theologische nkeit glänzen lassen könnte; und dann eine Vermählung der Infantin Ana und dem Prinzen von Wales, bei wel- egenheit der König Philipp dem englischen Monarchen als die Oberlehnsheerrschaft über die niederländischen Provinzen n wollte. Sowohl dem englischen Gesandten in Madrid,

S. Relaz. del Re d'Esp., Königl. Bibl. Berlin. MS. Ital. fol. v. 10 389 A. — Balt. Porreño, Vida y hechos, 230. — Mercure fran- B. — Winwood, Mem., II. 67 ff. etc. — Die oben citirte Re- bt fälschlich das Datum des 24. Mai an.

ert des Schwures bei Abreu y Bertodano, I. 349 ff. — Die Rati- es Friedens durch Philipp ist vom 15. Juni; ibid., 351 ff. — Alle iten findet man bei Porreño, 231 ff.

S. Relaz. del Re d'Esp., p. 389 A.

erthampton an Cornwallis; Winw., Mem., II. 92. — Dep. Corn- 18. Okt. 1605; ibid., 143.

Sir Charles Cornwallis, wurden diese Vorschläge gemacht, als dem zum Grafen von Salisbury erhobenen Robert Cecil selbst in den spanischen Botschafter in London.¹⁾ Heinrich IV. betrieb selbstverständlich, die Engländer zu warnen. Auch ihm hätten Spanier häufig von der Vermählung der Infantin mit seinem ersten Sohne gesprochen, aber dies sei nur geschehen, um ihn fortiger Unterstützung der Spanier gegen die Niederlande zu wegen. Da sie nun gesehen, daß er ihre Umtriebe erkannt, hatten sie sich an England, obwohl hier eine solche Heirath doch durch die Verschiedenheit der Religion unmöglich gemacht würde. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich mit seiner Meinung über die Absichten der Spanier in diesem Falle wirklich das Richtige gehabt hatte. In der That nahm selbst Salisbury die spanischen Bietungen mit großem Mißtrauen auf; aber er befahl doch Cornwallis an, sie nicht ganz von der Hand zu weisen, sondern zu verfolgen.²⁾ Hierauf gingen die Spanier noch weiter. In der Zusammenkunft, zu welcher der Herzog von Lerma selbst und Graf von Villalonga den Sir Charles Cornwallis geladen (Dez. 1605), nahmen jene den Vorschlag eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen Spanien und England wieder auf. Es wurde dem englischen Könige immer persönlich mit dem allgemeinen Konzile geschmeichelt.³⁾ Von englischer Seite lief hierauf eine unfreundliche Antwort ein, welche Spanien's Anträge nicht ablehnte, sondern nur noch um Bedenkzeit bat.⁴⁾ Sedenfalls hatte so ein sehr freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden noch so feindseligen Ländern herausgestellt!

Aber entschiedener für Spanien einzutreten, dessen Inter-

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. 28. Juli; Winw., Mem., II. 100 f. — Antwort an Beaumont, 9. Okt. 1605; L. m., VI. 541.

²⁾ Instr. an Beaumont v. 9. Okt. l. c.

³⁾ Instr. an Cornwallis v. 24. Okt. 1605; Winw., II. 148.

⁴⁾ Depeschen Winw., II. 164 ff. 184.

⁵⁾ Instr. an Cornwallis, 17. März 1606; ibid., 199 ff.

am zu fördern, dazu war Jakob I. wieder nicht der Mann. Hätte er sich augenblicklich zu Frankreich oder zu dessen Neben-
er hinneigen, keiner von beiden Staaten hatte eine große Unter-
ung, eine wahrhafte thätige Begünstigung von ihm zu erwarten.
mien hatte aus all' den Verhandlungen mit diesem Fürsten nur
einen Vortheil gezogen: daß der schon in den letzten Jahren
lich lässig geführte Krieg mit England ganz aufhörte und Spa-
seine Kräfte auf andere Punkte verwenden konnte. Das Aus-
en der englischen Hülfe für die Vereinigten Provinzen war um
weniger von großer Bedeutung, als Heinrich IV. die Summe
er jährlichen Zahlungen an die Generalstaaten ja — wie er-
nt — bedeutend vergrößert hatte.

Vermochte sich Spanien hier immerhin eines kleinen Erfolges
ühnen, so hatte es doch sonst überall eine politische Niederlage
der anderen erlitten. Es hatte sich zu entschädigen gesucht, in-
es noch einmal ein Bündniß mit den verschiedensten Fraktionen
Anzufriedenen in Frankreich eingegangen war: Fraktionen, müssen
sagen, und nicht mehr Parteien, denn die großen Parteien der
osition gegen das Königthum waren in Frankreich mit der
n'schen Verschwörung zusammen endgültig vernichtet worden.
ihm dies besser geglückt?



Erfurs

über die Quellen

zur

Geschichte der Biron'schen Verschwörung.



Verschwörung Biron's ist sehr häufig Gegenstand der Bearbeitung und Erörterung gewesen. Das Interesse, welches die Persönlichkeit Biron's unendlich einflößt, die Größe der Dinge, die dabei auf dem Spiele standen, Wahrscheinlichkeit des Gelingens jener Pläne und dann der plötzliche Umdenken und endlich der tragische Ausgang mußten die Theilnahme für diese Episode wieder hervorrufen. Ich hatte mich freilich der Darstellung des spannenden und ergreifendsten Theiles dieser Geschichte zu enthalten. Es konnte ausschließlich auf die politische Bedeutung dieser Verschwörung ankommen, was Biron persönlich betraf, konnte nur kurz angedeutet werden. So mußte die Schilderung des Prozesses gegen den Marschall unterlassen werden, lebend dieselbe auch wäre, und obwohl mir die sämmtlichen Akten dieses Prozesses vorlagen.

So weit also ich die Ereignisse darstellte, hoffe ich, einige Punkte neu hinzusetzen, andere mehr in's Licht gestellt und sicherer begründet zu haben, indem zum ersten Male eine ausgiebige Benutzung von handschriftlichen Quellen in der Geschichte dieser Verschwörung habe eintreten lassen. Die französischen Historiker hatten sich an das bekannte Material; Herr von Rante — welcher nicht versäumt hätte, die Geschichte auch dieser Episode auf weite archivarische Studien zu begründen — hat sie nur kurz berührt. Ich möchte nun in den folgenden die verschiedenen Arten von Quellen aufzählen, aus denen ich meine Darstellung gezogen. Ich werde dieselben in drei Kategorien theilen: die Handschriften, die gedruckten Dokumente und die gedruckten Erzählungen.

I. Manuscripte.

Die ersten sind zu nennen:

Eine Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin, Manuscripta gallica n. 40: Procès criminel fait contre le maréchal de Biron. Dieses Manuscript ist in einer schönen Handschrift der dreißiger oder vierziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts abgefaßt; es ist nicht paginirt. Dasselbe enthält scheinbar vollständige Kopie der Prozeßakten Biron's und einiger anderen wichtigen Dokumente, bis zu der Hinrichtung des Marschalls. Also: die Verurtheilung Biron's, La Fin's, Hebert's u. s. w., die Konfrontation La Fin's und Hebert's mit Biron &c. — Ueber den bedeutenden Werth dieser authentischen Akten braucht weiter nichts bemerkt zu werden, er springt von selbst in die Augen. Ich finde die Akten immerhin für die Geschichte der Verschwörung selbst sehr wichtig zu benutzen. Wo die schriftlichen Abmachungen und Briefe

Biron's verlagen, da kann man selbstverständlich auf denselben fußen: aber die Anschuldigungen gegen Biron, die aus den Aussagen La Fin's entnommen werden, sind nicht so sicher begründet. Der zweideutige Charakter dieses Mannes überhaupt und dann der Grimm, den er gegen Biron hegte, machen seine Stellung von vorn herein verdächtig, und auch dasjenige, was die Richter an derselben acceptirten, kann noch nicht auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Denn es leidet keinen Zweifel, daß die Richter gegen Biron eingenommen waren, zumal der König (S. 227) von Anfang an entschlossen gewesen, den La Fin selbst herbeizuführen, durch ein furchtbares Exempel seiner Justiz die Ver schwörung gegen ihn für künftighin zu ersticken. Besonders ist als unwahrscheinlich, dem Charakter und den überzeugenden Beteuerungen La Fin nach, alles zu streichen, was auf angebliche Pläne des Marschalls gegen das Leben des Königs Bezug hat. — Erwähnen will ich noch, daß das Manuscript und die gedruckten altentmännigen Berichte (unten III., 1—3) sich beständig gegenseitig bestätigen.

2. Ein handschriftlicher Band der Kaiserl. Bibliothek zu Paris: *Manuscript français* vol. 4020. Derselbe enthält u. A. mehrere Aktenstücke, welche die besprochene Handschrift auf das erfreulichste ergänzen, indem sie die Ver schwörung nach dem Tode Biron's uns mittheilen. Ich theile diese Dokumente einzeln: a) p. 67 b bis 72 a: *Interrogatoire fait au Biron sur le baron de Lux par Bellièvre, Sillery et Jeannin*, 4. Nov. 1601 in der Wohnung des Mandlers. Lux, der zu Lebzeiten Biron's bekanntlich geschwiegen hatte, eröffnete nun alles, was er von dessen Verschwörung wußte, den Zeiten der Viga an; nur was ihn — Lux — selbst kompromittiren konnte, verschwieg er. b) p. 72 b bis 73 b: *Interrogatoire de Ch. Hebert, capitaine de Biron, par les mêmes*, 28. Sept. 1602. Dasselbe enthält hauptsächlich die Unterhandlungen Biron's mit Beuillon und Auvergne. c) p. 73 b: *Interrogatoire de Jean Comblat*, 29. Sept. Comblat war der Agent Biron's zu den Unterhandlungen mit Beuillon und Auvergne benutzt wurde. Seine Aussagen enthalten ziemlich dasselbe, wie Hebert's; ein wenig mehr. — Diese Aussagen höchst glaubhaft und zuverlässig machte, ist der Umstand, daß von Personen ausgingen, die, während Biron noch lebte, hartnäckig alles, was er angeklagt war, geleugnet hatten, obwohl man ihnen für ein einstweilen ständiges ihre eigene Begnadigung in Aussicht gestellt hatte. Es wirkt also ihre Ehrenhaftigkeit, auf ihre Charakterstärke ein höchst vortheilhaftes Licht, und sind deshalb ihre umfassenden Enthüllungen nach der Hinrichtung des Biron um so zutruauenswürdiger. Sie sind überdies von großer Wichtigkeit, weil sie viele bisher wenig bekannte Umstände weiter ausführen: so die Verhandlungen mit Casal und Aencas zu Dijon, 13. März 1601 und folgende Tage; die Verhandlungen mit dem Vater Alexander; die Unterhandlungen mit Beuillon und Auvergne etc. Die Wahrheit der Aussagen wird bestätigt durch einige der zu erwähnenden spanischen Depeschen, v. 3.—23. Jan. 1603, welche den Inhalt der erwähnten Aussagen als eine in den kompetenten Kreisen von Frankreich allgemein geglaubte Sache bezeichnen, sowie durch eine kurze Angabe bei P. M. II. 172 b, daß Hebert nach dem Tode Biron's dem Könige die Wahrheit seiner Aussagen bekannt habe; ihre Wichtigkeit wird anerkannt in einem chiffrirten Aufsatze

seinen Gesandten in Venedig, Herrn de Fresnes-Canaye, vom (Lettr. miss., V. 693). Man könnte einwenden, daß den feierlichen wiederholten Bethenerungen des spanischen Königs, er habe von uns nichts gewußt, gegenüber die Richtigkeit der Aussagen Lur' zweifelt werden müsse. Indeß dieser Einwand ist bei genauerer Betrachtung stichhaltig. Wir haben gesehen, daß Philipp III. mit derselben überzeugenden Dreistigkeit die Betheligung Fuentes' in Abrede stellte, die ganz unzweifelhafte Beweise vorliegen. Weshalb sollen wir ihm in dem einen Punkt mehr Glauben schenken, als in dem andern? In jenem ebenso gut gelogen haben, wie in diesem! Ueber die Theilnahme an Biron's Verschwörung eine Sache, die sich höchst leicht eingestehen ließ; nachdem sie aber gescheitert war, was sollte der König anderes thun, als leugnen? Unmöglich konnte er die Anschulldigungen gegen ihn zugestehen. Es kommt hinzu, daß später den Sekretär Biron's, eben jenen Hebert, mit einer jährlichen Pension von 1200 Scudi bedachten (Rel. di Fr. Priuli, 1608), also erstens gewissermaßen ein Märtyrer für Spanien sein, und zweitens die Spanier ihm wegen seiner Aussagen nicht zürnen; es entereitern demnach keine falschen Anschuldigungen gegen sie. Fassen wir die mit den oben angeführten positiven Gründen für die Glaubwürdigkeit Lur' und Hebert's Aussagen zusammen, so müssen wir bis auf weiteres die Richtigkeit derselben annehmen. — d) p. 74 b. Relation pour le baron de Lux, donnée à Fontainebleau, nov. 1608, die Verurtheilung des Barons v. Lur; als Grund für dieselbe wird angegeben, daß derselbe mehrere Festen in Burgund, die Biron gehört hatten, und deren Tode halten sollte, freiwillig dem Könige überliefert habe. Verhöre über die Verschwörung des Prinzen v. Joinville, p. 121 die Geschichte jener Conspiration bedeutsam, aber im allgemeinen ebenso entbehrend, wie die ganze Verschwörung des jugendlichen

im Reichsarchiv zu Brüssel und zwar aus dem Bande, betitelt *le France, Correspondance de 1602 à 1608*, eine Reihe von Dokumenten des Erzherzogs in Paris, Philippe d'Alaya, vom 17. Juni 1602; nebst einigen Dokumenten des Prozesses, die aber schon bei uns zu finden sind. Einen Theil der ersteren Manuscripte publizire ich am Ende dieses Aufsatzes. Uebrigens sind die Stücke in Brüssel selbst nur alte Kopien. Der brüsseler Archivar, Herr de Selys-Longchamps, kam im Jahre 1794 nach Wien und nahm eine beträchtliche Anzahl von Dokumenten des Staatsarchives mit; er ließ sie dann wieder zum Original kopiren. Seit einiger Zeit hat die wiener Regierung die Rückgabe der mitgenommenen Papiere begonnen und wird höchst wahrscheinlich die Originale der hier von mir benutzten Briefe zurückerstatten. Die übrigen, übrigens nicht mehr sämmtlich vorhanden, enthalten: 1. Mittheilungen über den Verlauf des Prozesses, die begreiflicher Weise uns, die wir den Sachverhalt kennen, nicht viel Neues bieten; und 2. Nachrichten über die Meinungen und Anschauungen in Betreff des Prozesses, die

von höchstem Interesse sind. Freilich muß d'Alcala, in Folge seiner Eile an die Unschuld Biron's glauben und ist überhaupt dem Könige nicht günstig. Auf der anderen Seite jedoch sind der Erzherzog Albert und die Agenten keineswegs so fanatische Feinde Frankreich's, wie die eigentlichen Spanier und so kann man Alcala's Berichte, wenn auch mit einiger Vorsicht, so doch Gänzen mit Zutrauen benutzen: die Richtigkeit einiger Anekdoten über den König selbst möchte ich freilich nicht verbürgen.

4. Aus den in Paris befindlichen Theilen des Archives von Spanien mehrere Depeschen des damaligen spanischen Botschafters in Paris, Don Bautista des Lajis (K 1426. 1605. 1606). Einzelne Notizen über den Zustand der Rüstungen Heinrich's IV., die Stimmung der Bevölkerung, zum Theil ohne Wichtigkeit, aber wegen der entschiedenen Feindseligkeit gegen Frankreich mit vieler Behutsamkeit auszubenten. Besonders wichtig sind diese jedoch sowie die Konsulten des spanischen Staatsrathes über dieselben und Instruktionen an Lajis (K 1451) in Betreff der gegenseitigen Stellung Spaniens und Frankreich's während dieser Zeit. Hierüber sehe man die im Texte (S. 252) angeführten Stellen und Noten.

5. Zwei handschriftliche Bände der kaiserl. Bibliothek in Paris (Suppléments 911 und Manuser. français 6023) enthalten u. A. anonyme Klappspottgedichte auf den Tod Biron's. Die meisten derselben sind indeß gedruckt, und zwar in dem Supplement zu dem Registre-Journal des Funerailles (éd. Michaud et Poujoulat II, I, 2, 337) und bei Gayet (Hist. Pouj. I, XII, 201 f.). Ich gehe deshalb nicht näher auf dieselben ein.

II. Gedruckte Aktenstücke.

1. Die wichtigste der Dokumentensammlungen, die hier zu nennen ist, ohne Zweifel diejenige des Lettres missives de Henri IV., die von Firmin Didot auf die anerkennenwertheste Weise ausgeführt und veröffentlicht ist. Das System, das Herr Berger befolgte, nämlich das der Mittheilung bezüglichen Briefe im vollständigen Text, ist meiner Ansicht nach die beste Art dieser Gattung von Publicationen. Der Sammler kann fast nie irren, wenn er hinein wirft, welche Briefe und selbst welche Stellen der Briefe den Historikern die ja bei der Benutzung seiner Kollektion von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen können, interessant und vorthellhaft sein werden. Deshalb ist diese Weise der anderen, in derselben Collection des documents inédits zu veröffentlichen — nach welcher die einschlagenden Dokumente nur theilweise vollständig, größtentheils aber auszugsweise oder gar nicht mitgetheilt werden — bei weitem vorzuziehen. Ganz vollständig ist freilich die Sammlung nicht (vgl. S. 173 Anm. 3, S. 174 Anm. 3), aber einige Auslassungen — die in dem betreffenden Falle nicht zu vermeiden sind — möchten bei einer so umfassenden Sammlung zu vermeiden sein. Für die Jahre 1601 und 1602 und speziell über die Verurtheilung findet sich in dem 5. Band der Lettres missives ein reichhaltiges Material. Besonders von der Verhaftung des Marschalls an werden die Briefe des Königs sehr lehrreich über die Tragweite der Pläne Biron's, des spanischen Königs, die eigenen Absichten Heinrich's IV. in Folge der Entdeckung der Verschwörung gemacht, u. s. f. Allerdings übertreibt Heinrich augenscheinlich

er Beziehung; in anderer spricht er absichtlich Unwahrheiten aus, die aber eigene sonstige Schreiben von ihm widerlegt werden.

2. Zu der Ausgabe der Memoiren des Marquis (späteren Herzogs) de la Grange, welche der Marquis de la Grange, ein Nachkomme desselben, aus den Familienpapieren veranstaltet hat (Paris 1843), sind aus der Korrespondenz, die La Force mit den hervorragendsten Männern des Staates gepflogen, die wichtigsten Briefe, von ihm und an ihn, hinzugefügt. Da Biron der Schwager des Marquis war, so ist auch eine Reihe von Briefen mitgetheilt, die sich auf und zwar speziell auf seine Verschwörung beziehen. Die ersten Spuren Unzufriedenheit, deren Entwidlung und endlicher Ausbruch Biron in das Leben führen sollte, finden wir in zwei Schreiben desselben vom 3. und 4. August 1595 (S. 262, 264); Biron beklagt sich in diesen auf das bitterste über die Verurtheilung, welche der König mit seinem Gouvernement Burgund vornimmt, und besonders charakteristisch sind folgende Worte in dem zweiten Briefe, die schon andeutend klingen: Quant au Gouvernement de Bourgogne, on m'y traite comme on traite un homme, de qui les services sont sous les pieds. Je n'en dis ni n'écris rien, je n'en pense, mais Dieu pourvoira à tout, s'il lui plaît; il me reste l'espérance, laquelle je me chercherai. Von diesem Augenblicke dachte in der That Biron hauptsächlich daran, sich „Hoffnung zu suchen“ d. h. Rache an dem Könige. — Ein folgender Brief (p. 321) ist vom 11. Jan. 1601. Biron hatte seinem Schwager eingeladen, zum Könige nach Lyon zu gehen, um sich mit demselben auszusöhnen; aber er weigert sich dessen noch. Das ganze Schreiben von der äußersten Gereiztheit gegen den König. Auch hier finden wir eine Erwähnung, die sich auf Biron's damalige Unterhandlungen zu Somo bezieht: Je suis jeune et gaillard pour vivre longtemps et voir d'étranges choses. Ich ging dann Biron doch nach Lyon, aber nur um den König zu täuschen. Nun kommt eine Reihe von Briefen des Königs und de Coménte's an La Force (S. 25 ff.), vom 15. Mai bis 22. Juni 1602, in welchen der Marquis auf die Befehle seines Schwagers vorbereitet und schließlich von derselben unterrichtet wird. Interessanter sind die Berichte La Force's an seine Gemahlin von der Reise, die er an den Hof zur Rettung Biron's unternommen (S. 329 ff.), sowie die Aussagen Brancionmont's, des Sekretärs des Marquis, an diesen (der inzwischen Hause zurückgekehrt war) von den letzten Augenblicken Biron's. — So erhalten wir durch diese Korrespondenz eine Fülle von Einzelheiten, die für die Kenntniß des Charakters sowohl Biron's als auch des Königs von großem Interesse sind. Bezug auf materielle Fakta wird freilich hier unser Wissen nur wenig erweitert.

3. Die Depeschen des venezianischen Gesandten in Paris, Marino Cavalli, — soweit sie in der Sammlung von Barozzi und Berchet (II, I) abgedruckt sind — höchstens für die äußere Politik Frankreich's und Spanien's in dieser Zeit von Bedeutung und können deshalb füglich mit der bloßen Erwähnung abgethan werden.

4. Die Sammlung der Briefe des französischen Gesandten in Venedig, Philippe de Fresnes-Canaye's (Lettres et ambassades de Messire Philippe de Fresnes, Paris 1635), ist in der ersten Abtheilung ihres ersten Bandes von Nutzen zur Aufklärung über den Stand der spanischen und französischen

Politik in Italien. In Betreff der Verschwörung selbst ist nur selten etwas von Wichtigkeit: so die Nachricht über La Fin's Aufenthalt und Unwohlsein in Mailand vom 19. Jan. 1602 sowie über die ferneren Versuche desselben, was La Fin in Mailand getrieben.

5. Wichtiger, als die beiden letzten Sammlungen, ist der 1. B. Sir Ralph Winwood's Memorials of affairs of state (London 1725) interessant und hier besonders die Depeschen Winwood's an den Staatssekretär, Sir Robert Cecil, v. 13. Febr., 25. Mai, 14. u. 24. Ju. Dieselben geben einige sonst nicht bekannte Notizen über die Verschwörung, besonders in Betreff der Ausdehnung derselben im Süden Frankreichs, ersten Enthüllungen Combelle's. Dabei sind diese Notizen glaubwürdige Berichte Winwood's auf Wahrheitsliebe und im ganzen zugleich auf der Thaten beruhen und selbst die Inebita meistens sehr wohl zu den Umständen passen. (Die ausführliche Angabe Winwood's über den Verräther der Verschwörung, Combelle, wird durch einige Worte Matthieu's völlig bestätigt.) Nur eine Erzählung Winwood's (p. 385) möchte ich hier berichteten nämlich am 13. Febr. 1602: Der Herzog von Epemon wollte La Rochelle mit Hilfe eines Einverständnisses in dieser Festung belagern, in der der König wurde hiervon unterrichtet und ließ mehrere Einwohner gefangen nehmen, besonders den angesehenen Bürger Isaac, es ist sehr wahrscheinlich, daß Epemon gerade die pre Hauptfestung La Rochelle anzugreifen beabsichtigt haben sollte, und das von glaubwürdiger Seite mehrfach bezeugt wird, daß Epemon sich in der Mitte des Jahres 1601 von der Verschwörung zurückgezogen hatte (221), ja nie sehr innig mit derselben verknüpft gewesen war: so möchte die Angabe des englischen Gesandten in Paris einstweilen für irrtümlich.

6. Aus den Briefen von und an du Plessis-Mornay (Mémoires depuis 1600, Amst. 1652) ist für uns nur besonders wichtig ein Brief des Königs an denselben vom 7. Juli 1602 (I 29), in welchem jener die Absicht ausdrückt, Biron exemplarisch zu bestrafen, zum Besten des Königs und der königlichen Familie. Bedeutender wird diese Sammlung für die Geschichte der Verschwörung Bouillon's.

III. Gedruckte Berichte.

Die Mannichfaltigkeit ist hier ungemein groß, doch glaube ich die wichtigsten Darstellungen benutzt zu haben. Ich führe ausschließlich Darstellungen von Zeitgenossen an, nicht von späteren Schriftstellern, die zusammenfassen und dabei nicht einmal eine so ausgebreitete Kenntniß der Thaten besaßen, wie wir sie jetzt haben.

1. Die vorzüglichste Quelle für die gesammte Geschichte Heinrichs — nach den Dokumenten — immer Jakob August de Thou. Es ist flüchtig, hier auf die Vorzüge von Thou's großem Geschichtswerk aufmerksam zu machen. Seine Unparteilichkeit, seine Wahrheitsliebe, sein Bestreben, die Darstellung auf authentische Aktenstücke zu begründen, die Vorzüglichkeit der Erzählungen, die ihm zu Gebote stehen: alles dies ist schon von seinen Zeitgenossen anerkannt worden und wird es noch jetzt allgemein. Besonders

stellung bei dem Parlamente zu Gute, da er durch dieselbe zur genauen Kenntniss der Verhandlungen des höchsten Gerichtshofes gelangte. Alle die Urkunden, die oben der Geschichtschreibung de Thou's beigelegt sind, finden sich für unsern Abschnitt bei ihm wieder. Abgesehen von einzelnen Notizen über gleichzeitigen inneren und äußeren politischen Ereignissen im 126. 127. 128. Buche, haben wir in diesem letzteren die attennmäßige Darstellung des letzten Processes gegen Biron. Thou sagt selbst, er habe diese Schilderung aus den actis Curiae Parisiensis, Bironi interrogationibus et actis iudicialibus. Dies bestätigt sich vollkommen. Alle Akten des gegen Biron selbst im Processe nebst den Aussagen La Fin's und Menazé's sind benutzt. Es fehlt jeder Auszug aus denjenigen Mittheilungen Lur', Hebert's und d'Es, die nach dem Tode Biron's gemacht worden sind. Es scheint, daß diese Aussagen damals geheim gehalten worden sind, wahrscheinlich weil sie den von Spanien direct der Theilnahme an Biron's Unternehmen bezichtigten. Es ist erfreulicher ist es, daß wir auf Grund jenes pariser Manuscriptes diese Lücken in Thou's Darstellung ausfüllen können.

Pierre Victor Palina-Cayet hat in seinen beiden Werken, *Chronologie de France* und *Chronologie septénaire* (éd. Michaud et Pouj. Serie I. L.) eine genaue und dabei im Ganzen sehr zuverlässige Geschichte seiner Zeit von 1589 bis 1604, hinterlassen. Ein kurzer Abriss seines Lebens wird uns den Mann kennen lehren. Er stammt aus der Touraine, wo er 1525 geboren wurde. Von dem berühmten Ramus zum Calvinismus bekehrt, wurde er Pfarrer einer Ortschaft des heldenmüthigen Franz de la Reine ernannt. Seine Empfehlung wurde er Unter-Präzeptor des jungen Heinrich von Navarre, und während er diesen erzog, studirte er selbst eifrig die griechischen und lateinischen Schriftsteller und eignete sich zugleich die orientalischen Sprachen an. Diese Studien wurde ihm die Religion gleichgültig, und so trat er, als königlicher Bögling zum Katholizismus zurückkehrte, gleichfalls zu demselben über. Er empfing sogar die Priesterweihe. Die Angriffe seiner bisherigen Gesinnung ertrug er mit großer Gelassenheit. Er wurde zum Professor der orientalischen Sprachen am Collège royal ernannt, endlich auch zum Chronologie des Königs*).

Als solcher verfaßte er seine beiden genannten Werke, von welchen das die Zeit behandelnde, also die *Chronologie septénaire*, zuerst herauskam. Er stand als Erzieher und offizieller Chronologe dem Könige nahe; nicht verwundern kann er seinen Bögling genau, er erhielt auch von ihm die nöthigen Aufträge zu seiner Geschichte. Cayet war also von vorn herein gut unterrichtet.

Nun ist er freilich dem Könige sehr ergeben, stellt alles zu dessen Vortheil dar und tadelt ihn niemals; doch ist er auch im Lobe desselben sehr mäßig. Er ist vollends ganz unparteiisch. Die „Apatheia“, die er selbst in der Darstellung zu den ersten Erfordernissen des Geschichtschreibers rechnet, verläßt er nicht. Kühl, fast gleichgültig, aber gewandt und anziehend, schildert er und in dieser Weise die Vorgänge in Frankreich und Spanien, in Deutschland und

* Er starb am 10. März 1610, zwei Monate vor Heinrich IV.

England, in Holland und Persien. Besonders, wo er auf seine k. Glaubensgenossen zu sprechen kommt, hält er sich sorgfältig von jenen fern; doch erzählt er mit Vergnügen von den Fortschritten, welche der jänus nach der Veröffentlichung des Edikts von Nantes machte (p. 48).² Ist an Gayet, daß er trotz seines ausgedehnten Wissens von der gelehrten Schreibweise der damaligen Zeit völlig frei ist.

Gayet's Bericht über Viron's Verschwörung und Prozeß ist ein l. S. 182 ff. wird zuerst eine kurze Erzählung gegeben von dem Begleit treue Viron's, seinen Unterhandlungen mit Savoyen und Spanien, sein mit la Fin. Dann wird weitläufig die Denunziation des Letzteren, die des Marschalls am Hofe und seine Verhaftung, die Fürbitte seiner Vater der angebliche Brief Viron's*) an den König berichtet. Von S. 19 201 folgt aber von neuem eine Darstellung des Prozesses, die auf den Akten beruht. Von Dokumenten, die hierbei wörtlich oder zum mitgeteilt werden, nenne ich: 1) die Lettres pour faire et parfaire l'expédition à la cour de Parlement; 2) die Aussagen La Fin's; 3) die tationen Viron's, zuerst mit La Fin, dann mit Menazé; 4) die Aussage vor dem Tode des Marschalls, welche genau mit dem Protokolle in der Mfr. M. gall. fol. 40 stimmen; 5) einige Briefe Viron's und seine Antworten über dieselben; 6) das Protokoll der Parlamentsitzung v. 23. Juli Verhör des Marschalls im Parlamente, am 27. Juli, sehr ausführlich Bericht und das Urtheil des Parlamentes am 29. Juli; 7) den genau der letzten Tage und der Hinrichtung des Marschalls, nebst dem Texte der Urtheilsausfertigung. Hiernach wird die Ansicht des Herrn v. Ran nur Thou uns eine aktenmäßige Darstellung dieses Prozesses hinterlassen nicht aufrecht zu erhalten sein. Vielmehr ist hier Gayet ausführlicher, als Thou.

Auch einen sehr schätzbaren Anhang zu diesen beiden Berichten (p. 201—205): nämlich mehrere Gedichte auf den Tod des Marschalls eine ausführliche Charakteristik desselben, erläutert durch einige Züge aus seinem Leben.

Es fehlen übrigens auch bei Gayet die nach dem Tode Viron's vorgefallenen Verhöre Hebert's und Lur'.

3. Pierre Matthieu war gleichfalls Chronologe des Königs und ein gewandtes Werk, Histoire de Henri IV., ist ebenso wie dasjenige von Materialien verfaßt, welche die Regierung ihm zuwies. Die Zeit, in der das Werk umspannt, ist auch dieselbe, welche in der Chronologie septembri schildert ist, nämlich die Jahre 1598 bis 1604. So kann man sich nicht in der Anlage, den einzelnen Abschnitten, ja oft in den Worten eine Übereinstimmung zwischen beiden Autoren zu finden. Nur möchte ich nur weitern nicht dem vorigen Geschichtschreiber gleichstellen. Freilich b

*) Die Erzählung von dieser Fürbitte und diesem Briefe stimmt fast buchstäblich mit dem Bericht überein, den hierüber Phil. d'Araya an seinen Hof sandte (Brüßeler Archiv). Auch wie sehr Gayet offiziellen Dokumenten folgte. Der Bericht Thou's (l. 128) über diesen Brief dem Sinne nach ziemlich gleich, im Ausdrucke etwas abweichend.

mehr Material, als dieser. Aber seine Schreibweise ist übermäßig breit und konfus, verunstaltet durch beständige Citate aus den alten, mittleren und neuen Schriftstellern, und so steht sie unvorteilhaft ab gegen die präzise, klare, geschmackvolle Darstellung Cayet's.

Ueber Biron's Verschwörung handelt Matthieu Buch V. Narration 2 bis 4,

b. ff. Zuerst redet er kurz von der Entdeckung der Verschwörung, von Biron's Eigensinn und ehrgeizigen Plänen und seinem Uebermuthe. Dann (p. 85 ff.) werden Unterhandlungen Biron's mit dem Erzherzoge und Savoyen im Jahre 1598 und 1599 geschildert, seine Verbindung mit La Fin, der König zu Como, die Scene zu Lyon, der Bruch mit La Fin, die Reise des Königs an den Hof, seine Enthüllungen. Nun giebt Matthieu (p. 109 b ff.) auch die Vorsichtsmaßregeln und Rüstungen des Königs. Nach einigen Epitomen kommt die Geschichte (p. 120 a ff.) von der Verlockung Biron's nach Fouleau. Das Folgende stimmt ziemlich genau mit der Schilderung Cayet's (85 ff.). Die Erzählung von der Gefangennehmung Biron's ist dann wieder vollständig. Es schließt sich hieran die Geschichte der Unterwerfung Burgund's (31 a ff.) und der Streitigkeiten wegen der Neapolitaner. Das Ende der „Narration“ handelt von Biron's Benehmen im Gefängnisse. Die folgende „Relation“, p. 136 a — 167 b enthält die weitläufige Geschichte seines Processes und seiner Hinrichtung. Ganz offenbar ist sie auch auf Grund der Alten entworfen. Aber sie schließt sich (mit wenigen Ausnahmen) nicht an den Wortlaut an und ist zudem durch Betrachtungen und Citate dermaßen entstellt, man sie, da wir besseres Material besitzen, getrost bei Seite lassen kann.

Aufschlüsse enthält sie, gegenüber Thou und Palma-Cayet, nicht.

Ueber die Vor- und Nachgeschichte der Verschwörung dagegen theilt uns Cayet so vieles mit, was uns sonst nicht überliefert ist, daß sein Werk uns dahin auch für diesen Abschnitt des Lebens Heinrich IV. von großem Werthe ist. Man wird im Texte meines Buches oft genug Bezugnahme auf Matthieu finden.

4. Eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte Heinrich's IV. sind die Memoiren Sully's, die er, unter dem Titel der Oeconomies royales, scheinbar seinen Sekretären fertigen ließ, in Wahrheit wohl selbst geschrieben hat. In der Zeit hindurch hatte man sich daran gewöhnt, die Geschichte Heinrich's IV. durch die Gläser zu betrachten, welche Sully ließ, und selbst noch das sonst vorzügliche Werk Poirson's nimmt alle Aussagen Sully's auf Treue und Glauben an*). Leop. v. Ranke hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß jene Memoiren gefälscht seien. Da ich theils schon öfters (S. 94 Anm. 2, S. 195 Anm. 2, S. 207 Anm. 1, S. 325 Anm. 1, S. 363 f.) Gelegenheit gehabt habe, hierfür Beispiele anzuführen, theils beabsichtige, dies im Zusammenhange an einem anderen Orte nachzuweisen, so kann ich mich hier kurz fassen.

Das uns von Sully in Betreff der Biron'schen Verschwörung überlieferte Material ist reichhaltig genug und zum Theil ihm eigenthümlich. Wir finden zuerst (ch. 102 éd. Michaud) einen Brief Biron's an Moëny v. 3. Jan. 1601, in welchem er denselben bittet, zur Widerlegung der üblen Gerüchte, die

*) Auch Henri Martin, X 491 ff.: le grand projet!!

man über ihn vor den König bringe, beizutragen. Nichts ermächtigt uns, den Brief für gefälscht zu halten, der im Gegentheile sehr wohl, dem Sinne und Wortlaute nach, zu dem sonstigen Benehmen Biron's zu jener Zeit paßt. Ich empfehle Biron bei seinem Tode seine Brüder gerade Roen'y (Cayet, p. 207). Dann wird uns erzählt (chap. 103), wie der König schon vor Biron's Untrieben unterrichtet wurde; wie er Biron durch Wohlthaten zu gewinnen suchte. Hierauf folgt eine weitläufige Erzählung von Biron's Untrieben mit Roen'y; Biron beklagt sich über den König, Roen'y sucht ihn widerlegen und ermahnt ihn zu Ruhe und Mäßigung. In diesen Gesprächen ist, so zu sagen, die poetische Wahrheit vorhanden, ob aber auch die historische, möchte ich nach den vielen sonstigen Beispielen von Sully's Neigung, seine Feindschaft in den Vordergrund zu schieben, und nach der völligen Negation dieser Gespräche bezweifeln: in der Darstellung habe ich sie deshalb nicht mit sichictigt gelassen. Die Sendung Biron's nach England, die Stede's Gesandtschaft, dem Anblick von Coffer's Kopf, die weitere Sendung des Marschalls nach Schwitz sind kurz erzählt. Bei seinem Berichte über das Jahr 1608 wird Sully von den neuen Untrieben Biron's zusammen mit Bouillon und anderen deren Enthüllung durch La Fin und von des Königs Reise nach dem Saône. Diese wird noch einmal (ch. 109) ausführlicher berichtet in ihren Veranlassungen, ihrem Verlaufe und ihren Folgen. Bouillon und Epervon werden nicht erwähnt, natürlich durch die Geschicklichkeit Roen'y's. Die Ankunft Biron's in der Hofe, des Königs Versuche ihn zu retten, Roen'y's und Scissions' Bemühungen in demselben Sinne, Biron's und Auvergne's Verhaftung und des Erstern Hinrichtung, die Gnade des Königs gegen die übrigen Verschworenen (ch. 110) werden weitläufig und im ganzen richtig geschildert. Es sind nur einige Passagen, Roen'y's Person betreffend, die wir aus den mehrfach erwähnten subjektiven Gründen für mindestens zweifelhaft erachten müssen, und die ich halb in die Erzählung nicht mit aufgenommen habe. Freilich haben wir keinen konkludenten Gegenbeweis, aber da sie weder wesentlich für die Entwicklung der Ereignisse noch durch Dokumente belegt sind, lassen wir dieselben lieber unberücksichtigt. Es bleibt noch genug übrig, um — nach den Akten selbst und den attestmäßigen Darstellungen Thou's, Cayet's und Matthieu's — den Verlauf der Oeconomies royales als den dann wichtigsten erscheinen zu lassen. Von besonderer Feindseligkeit gegen Biron, die man damals Roen'y zuschrieb, ist in der Darstellung keine Spur, wenn auch Sully gebührender Maßen die Bemerkungen des Marschalls und seiner Helfershelfer tadelt: im Gegentheile aber haben wir gesehen, daß Biron bis zu seinem Tode gerade ihn für seinen besonderen Feind gehalten.

5. *Récit particulier et véritable du Procès criminel de Mr. de Biron*, composé par Messire Jacques de la Guesle, Procureur général du Parlement de Paris, imprimé par la Veuve de Jean de la Haye, à Paris, chez la Veuve de Jean de la Haye, au Palais National, sous le Vestibule, par la Porte de la Bibliothèque, le 17. Mars 1793. (Paris, chez la Veuve de Jean de la Haye, au Palais National, sous le Vestibule, par la Porte de la Bibliothèque, le 17. Mars 1793.) Dieser ist keineswegs, wie sein Verfasser und sein Titel vermuthen lassen sollen, eine unparteiische und attestmäßige Darstellung des Prozesses. Vielmehr ist es, wie der Autor (p. 14 s.) selbst sagt, nur gegen die Verläumdungen der Feinde des Königs gerichtet, die in der Hinrichtung Biron's nur einen Akt der Rache und Eifersucht des Monarchen oder doch seiner Minister sahen. Der Zweck entsprechend ist die Erzählung überall eine lebhaft gefärbte, eine

nigs, seiner Minister und des Parlamentes. Wird hierdurch schon das wenig anwendbar, so kommt noch hinzu, daß es ein Muster des gespreizten und der überladenen Darstellungswelse jener Zeit ist. Daß beständig einzufälle aus der französischen Rechtsgeschichte angeführt werden, möchte Hinblick auf die Absicht des Verfassers mit seiner Arbeit noch verzeihen: Eilig unseidlich sind die unzähligen Anekdoten aus dem Alterthume und losen Verschönerungen in gewählten Phrasen und tiefsinnigen allgemeinen Urtheilen. So ist dieses Buch, da wir Besseres und Genaueres besitzen, ohne Werth. Es ist eben das Plaidoyer eines schönrednerischen Advokaten. Bassompierre, der uns in seinen Memoiren mehr die anekdotenhafte als die Geschichte dieser Zeiten überliefert hat, ist in Betreff der hier zu besprechenden Episode überaus kurz. Auch er bringt nichts, was nicht von anderer besser und ausführlicher geschildert wäre. —

Die bis jetzt angeführten Schriftsteller gehören alle einer und derselben Färbung an. Es sind Royalisten, die sprechen; denn selbst der würdige ist bei aller seiner Zuverlässigkeit doch im Grunde entschiedener Anhänger des Königthums und besonders Heinrich's IV. Es ist Zeit, auch andere Parteien zu lassen. Doch ist vorher noch eine Bemerkung einzuschalten. Mit ihm La Guesle's sind die Berichte von königlicher Seite sehr ruhig und kalt gehalten. Die wichtigsten derselben sind auf Grund der Akten gegründet und werden in der That von diesen bestätigt. Wenn wir selbst Ueberzeugungen in den Aussagen La Fin's zugeben, so beweisen unwiderlegliche Dinge noch immer unzweifelhaft die Schuld Biron's, die Gerechtigkeit seiner Heiligung und damit auch der Darstellung, welche uns die royalistischen von der Verschwörung und dem Prozesse gegeben haben.

Ich habe bereits (II. 2) von der Korrespondenz des Marquis de la Force gesprochen, wir müssen jetzt auch seine Memoiren selbst in Betracht ziehen, sie die Verschwörung Biron's betreffen. Zwei verschiedene Bestandtheile der zu unterscheiden (de la Grange, *Mém. du duc de la Force*, I. *Introduct.* I.): 1) ein von dem Marquis selbst verfaßtes Stück; 2) einen Bericht eines zweiten Sohnes, des Marquis von Castelnaut, über die Verschwörung Biron's, der er persönlich be wohnte. Dieser zweite Bestandtheil interessiert weniger; es soll nur bemerkt sein, daß er der Darstellung Cayet's ziemlich ähnlich ist, doch ist er viel kürzer gehalten und läßt Wichtiges aus, und zwar aus dem Grunde. Der Marquis de la Force hatte die Schwester Biron's geheiratet. Es ist also natürlich, daß sowohl er — als Schwager — wie auch sein — als Neffe — sich bemühen, den Marschall als verhältnismäßig richtig darzustellen, als einen Mann, der für seine wirklichen Vergehungen erhalten und dann später nur durch die Ränke seiner Feinde gestürzt worden werde auf diesen letzteren Punkt sogleich zurückkommen. Der junge La Force verschweigt also in seinem Berichte die zahlreichen Versuche des Herzogs von Mosny's und Soissons', den Marschall zum Geständniß zu bringen: um ihn günstigen Schein von seinem Dheim fern zu halten.

Ich gehe zu dem wichtigeren Bestandtheile über, der von dem Marquis de la Force selbst herrührt. Wir finden hier vor allem (I. 1.) eine Erzählung der Scene zu Lyon mit einigen sonst nicht über-

lieferten Einzelheiten: spielte ja La Force selbst eine Rolle bei ihr. In vieler Heseien machte dann den Marschall von neuem dem Könige schuldig, der ihn endlich verhaften ließ. Alle Vorstellungen des Marquis und der Verwandten Biron's bei Heinrich versingen nichts, da derselbe durch seine Erziehung und besonders durch Kosny immer von neuem aufgereizt wurde. Der Präsident des Parlamentes erklärte Biron für unschuldig, trotzdem dieser in Folge der Einwirkung des Kanzlers verurtheilt. — So schieden Einzelheiten in dieser Darstellung sind, möchte ich doch im ganzen nicht auf dieselbe geben. La Force ist allzu partiell in der Biron'schen Angelegenheit um großes Vertrauen zu verdienen. Er läßt sich offenbare Unrichtigkeiten und Schulden kommen. Es ist wahr, man hielt Kosny damals allgemein für Hauptschuldigen an dem Tode Biron's: aber dieser Glaube gründete sich schließlich auf den scharfen, neidischen Charakter Kosny's überhaupt und den Umstand, daß beide einst einen heftigen Streit mit einander gehabt wiesen. Die Einwirkung Kosny's zu Ungunsten des Marschalls nirgend. Gegentheile, wir haben gesehen (S. 227), daß Heinrich IV. von vornherein entschlossen war, an Biron ein furchtbares Crempel zu statuiren. Im Brief, den Biron am 3. Jan. 1601 gerade an Kosny richtete, und in dem er ihn um seine Verwendung bei dem Könige bat, sowie die Thatsache, daß vor seinem Tode wiederum gerade Kosny anging, sich seiner Brüder anzunehmen, können wir als Beweis gegen eine solche prononcirte Parteilichkeit Kosny's gegen den Marschall anführen. Es darf demnach der Bericht, den La Force von der Schwörung und ihrer Entdeckung und Bestrafung giebt, nur mit starken Einschränkungen benutzt werden. Er bringt ohnedies wenig Neues.

La Force ist der einzige Freund Biron's, der uns eine Erzählung über die letzten Jahre hinterlassen hat; wie am Hofe, so ist auch in der Geschichte der Marschall von seinen Anhängern verlassen worden. Offenbar hat La Force sucht, Jenen als verhältnißmäßig unschuldig darzustellen: aber es ist ihm nicht gelungen. Die einzigen Mittel, deren er und sein Sohn sich dabei bedienen sind Auslassungen und Verdächtigungen. Nirgends ein Schatten von Beweis, nirgends eine zuverlässige Thatsache, die uns den Marschall und seinen Verrath in einem milderem Lichte erscheinen ließe. Wir kommen auch nach dem Anhören der altera pars lediglich zu demselben Urtheil, das uns bereits aus den Berichten der royalistischen Schriftsteller ergab. —

Sully war Protestant, aber nur ein sehr lauer, und in ihm überwiegt deutlich der Royalist. La Force war Royalist und Protestant, aber beide Eigenschaften wurden hier zurückgedrängt durch die Verwandtschaft mit Biron und das sich daraus ergebende Bestreben, denselben zu rechtfertigen. Wir wenden uns nun zu den Aukeren wenden, welche die Biron'sche Angelegenheit hauptsächlich aus protestantischem Gesichtspunkte betrachtet und geschildert haben.

8. Der bedeutendere von den beiden Schriftstellern, die hier zu Werke sind, ist d'Aubigné. Der Mann verdient wohl eine kurze Betrachtung: eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit. Theodor Agrippa d'Aubigné wurde geboren 1552 in einem Schlosse der Saintenge. Sein Vater war Kanzler von Navarra, einer der ersten Männer unter den Königen. Er gab seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung und weihete ihn selbst

eidigung der reformirten Religion. Aber der junge Mann, kaum der Barthelemynacht entgangen, vergaß über Rauflust, Liebeständeleien und Begier zu völli'g Schuldigkeit und Glauben und diente zu Felde und am Hofe katholischen Führern, die zu hassen sein Vater ihn verpflichtet hatte. Endlich er im Jahre 1576 die für sein gänzes Leben entscheidende Wendung schloß sich entschieden den Reformirten an, indem er mit Gefahr Lebens Heinrich von Navarra befreite, den man in Paris in ehrenvoller strenger Haft hielt. Von nun an diente er der Sache des Calvinismus mit Treue, einer Selbstaufopferung und einem Muth, die bewundernswürdig sind. Bis zum Ende der Bürgerkriege kam er kaum aus dem Sattel, er zur Zeit der Krankheiten und Wunden". Wo es einen verzweifeltsten Kampf auszuführen, wo es den König zu schützen, wo es eine schwierige Sendung abbringen galt, war stets d'Aubigné bereit, der Verwegenste unter diesen eigenen Krieger. Freilich war er nicht von mildem Gemüthe; scharf und gegen seine Freunde, war er unerbittlich gegen seine Feinde. Der Dienst, den dem Könige von Navarra geleistet, ließ zwischen beiden Männern eine enge Freundschaft entstehen, die aber d'Aubigné nicht verhinderte, dem Könige bei Gelegenheit die bittersten Vorwürfe zu machen: wiederholt kündigte er die Freundschaft auf, bis ein zutrauliches Wort Heinrich's ihn wieder denselben feßelte. Besonders entrüstet war d'Aubigné über des Königs Lebenswechsel. Als ihm einige Jahre nach demselben Heinrich seine von einem Helmschneider durchbohrte Lippe zeigte, rief d'Aubigné unerschrocken: „Sire, habt Gott nur erst mit den Lippen verleugnet, und so hat er sich begnügt, zu durchbohren; aber wenn Ihr ihn mit dem Herzen verleugnen werdet, wird er Euch das Herz durchbohren" (Mém. d'Aub., éd. Lalanne, 94). So war er im Jahre 1597, als der König den Protestanten die von ihnen angestrebten Sicherheiten verweigerte, bereit, sie demselben mit Gewalt abzutragen. Ein solcher Freund konnte Heinrich nicht mehr brauchen, und er ließ ihn sich unbeachtet, bis zu seinen großen Entwürfen im Jahre 1610: da rief er ihn zum Hof. Der jähe Tod des Monarchen schmerzte Aubigné tief. Mit ihm war auch sein Stern untergegangen. Nachdem er an allen Intriguen und Kämpfen des ersten Jahrzehnts von Ludwig XIII. theilgenommen, wurde er von Egoismus und der Feigheit, die sich damals der meisten seiner Glaubensgenossen bemächtigt, so angewidert, daß er sich 1620 in das Privatleben zurückzog; hier starb er am 9. Mai 1630.

Dieser unruhige, tollkühne, felsenharte, treuherzige Krieger war auch Schriftsteller, und zwar gleich ausgezeichnet als Dichter wie als Prosaisker! In seinen „*Œuvres*" griff er die hervorragenden Persönlichkeiten Frankreichs schonungslos wahrhaft juvenalischer Schärfe, freilich auch mit juvenalischer Bigellosigkeit, besonders die eifrigen Katholiken. Auch theologische Streitschriften hat er geschrieben. Aber seine hervorragendsten Bücher sind seine beiden Geschichtswerke. Wichtigere unter diesen ist die *Histoire Universelle* (Maille 1616 — 20; Paris [Genf] 1526. 3 Bde. Fol.; die erste Ausgabe ist im allgemeinen besser, da in der zweiten manches ausgelassen und abgeschwächt ist, doch hat sie auch manche neuen Zusätze): die Geschichte seiner Zeit von der Regierung Heinrich's IV. bis zum Jahre 1601. Wie in seinen Thaten, so ist auch

in seinen Schriften Aubigné sich stets gleich geblieben. Er verschmäht den hohen und heissen Phrasen, das übertriebene Lob wie die hochst einfach und schmucklos will er die Dinge je nach ihrer Wichtigkeit. Freilich ist seine Sprache nachlässig, rau und steif: aber sie ist doch Kraft, voll glücklich gefundener Ausdrücke und häufig von so treffender Charaktere und Sitten, daß sie in dieser Beziehung mit Simon verglichen werden kann. Die Begeisterung des religiösen und die Einbildungskraft des Dichters, das Selbstbewußtsein des christlichen die Bestimmtheit des erprobten Kapitäns vereinigen sich, um dem Aubigné's anziehend charakteristisches Gepräge und oft hinreißende zu verleihen. Der Standpunkt, den er einnimmt, ist unsicher: Er ist gleich unerbittlich gegen seine religiösen und persönlichen Feinde greift er auf das schärfste an. Wie könnte man auch von einem so Unparteilichkeit erwarten! Aber auch seine Freunde schont er nicht, obgleich er ihm alle seine Schwächen getreulich und mit bitterer Freude verhält, ehrt er doch und erkennt willig an, wie Eigenschaften seine Schwächen weit übertroffen haben. Die alten Treue für seinen Herrn ließen sich bei d'Aubigné nie auerotten, und über den Tod Heinrich's (im Anhang) gehört er zu dem Schönsten geschrieben. Seine Zuverlässigkeit ist im ganzen eine hohe. Er bezeugt was er selbst wahrgenommen, und besonders, was er selbst gethan. dessen, was er uns überliefert, wird dadurch freilich beschränkt, aber Würdigkeit in noch höherem Maße vergrößert. Da nun auch die Zeit bis zum Jahre 1601 geht, also die Zeit umfaßt, wo d'Aubigné bei den Unternehmungen betheiligt war, so ist aus dem allen der Werth sei nicht nur für die Historiker sondern für Jeden, der sich eingehend mit der Zeit beschäftigen will, leicht ersichtlich. Sie ist unentbehrlich für die Menschen jener Epoche, besonders des Königs selber. Wenn man Sully's Werke zusammenhält — das letztere, wie öfters erwähnter seltener Benutzung — erhält man ein ziemlich vollständiges Bild der Königslichkeit des größten der Bourbonen: freilich hatte derselbe Seiten, die weder Sully noch Aubigné erfasst haben oder nur erst und die sich erst in den Dokumenten der Nachwelt enthüllen.

Buch V. Kap. 10 (t. III. p. 488 ff. éd. 1620) handelt von den Vorschlägen, welche den Führern der Reformierten von und des et des plus grands gemacht werden. La Tremoille ist nicht gemeinlich ließ sich nie so tief in die Verschwörung ein (S. 204), um über Dinge mit den Reformierten zu verhandeln. Dies konnte nur der der mit Birou und Auvergne zu den Hauptverschwörern gehörte: Bouillon spricht den Reformierten offen von den Plänen Birou's — d'Aubigné manche Phrasereien Bouillon's ohne Bemerkung wiederzudrucken daß der Papst und der Kaiser den Plänen der Verschworenen ihre gelassen hätten — und von den Verheißungen, welche die eifrigen den Calvinisten machen. Bouillon fordert d'Aubigné zuerst zu dieser will nicht beginnen, aber da ihn alle darum bitten, fertigt er es auf die im Texte (S. 203) erwähnte Weise ab. Im 11. Kap. er;

en gleichzeitigen Unruhen im Süden, besonders unter den Reformirten, die Heinrich die letzteren beruhigte. — Dies ist alles, was die Hist. Eigenthümliches von der Biron'schen Verschwörung berichtet, aber es ist ein wichtig, da es auf Charakter und Absichten der Verschwörer ein gresles weist, und sonst nirgends überliefert wird. Alles was sonst Buch V. 4 und 11 über die Verschwörung gesagt wird, ist aus den früheren Schriftentnommen.

Die Memoiren d'Aubigné's, (beste Ausgabe die von Ludovic Balanne, Paris trauche ich hier nur kurz anzuführen, da sie unsern Gegenstand mit wenigen berühren. Die Memoiren, geschrieben 1628 oder 1629, dienen einmal bildung des Privatlebens des Autors und dann zur Aufhellung mehrerer Stellen der Hist. Univ. In der letzteren hatte d'Aubigné vermieden, Namen anzuführen, und so hatte er sich an der oben citirten Stelle auch eichnet als un gouverneur de place, estimé pour violent partisan entre rmez. Wir finden nun in den Memoiren die Erklärung (p. 101): Vous la fin du chapitre X . . . un discours nottable, sous tiltre d'un eeur de place, estimé violent partysant. C'est Aubigné qui monstra comment sa violence aux affaires des réformez ne le faisoit point ir aux iniques moyens. Dies ist alles, was die Memoiren über unsern and enthalten.

Das Supplément zu dem Journal de Pierre l'Etoile (Michand et lat II, I, 2) ist bekanntlich eine Notizensammlung, die in annalistischer gemacht worden ist. Der Sammler schrieb sich an den betreffenden Tagen is er Merkwürdiges in Erfahrung gebracht hatte; besonders eifrig sahndet die damals so entwickelte Flugschriftenliteratur. Dieser letztere Umstand denn auch das größte Interesse des Suppléments aus. Zur Veröffentlichung war offenbar die Sammlung ursprünglich nicht bestimmt, was jedenfalls verlässigkeit erhöht. L'Etoile hatte zwar nicht öffentlich dem Katholizismus voren — dazu war er allzu ängstlich — aber schon in seiner Jugend mit Beza verkehrend, war er im Herzen ganz Protestant (Petitot, Bd. 45 Für die Biron'sche Verschwörung bringt er — außer einer sehr inter- Charakteristik Biron's p. 336 — nichts Wichtiges, als eine Zusammen- von Spott- und Klageliedern auf den Tod des Marshalls p. 337 und ne kurze Notiz über La Fin p. 334; alles Sonstige findet man besser an Orten. Aber bedeutsam ist es bei l'Etoile's Eigenschaft als geheimer ant, daß er ganz entschieden an die Schuld Biron's glaubt.

Jetzt möchte ich noch von einigen Schriftstellern sprechen, die allerdings erste eine ziemliche Zeit nach dem Tode Heinrich's IV. verfaßten, aber doch ie von ihnen geschilderten Ereignisse noch selbst mit erlebt hatten, theils enigstens ganz nahe standen.

Das Buch von Scipion Dupleix ist, soweit es die Geschichte Hein- V. und Ludwig's XIII. betrifft, bekanntlich Gegenstand der lebhaftesten e schon bei seinem Erscheinen gewesen. Es war dies natürlich, da Dupleix an die siegende Partei anschließt und vorzüglich die Verherrlichung des als Richelieu, von dem er sich bei seiner Arbeit Rath erholt hatte, im at. Wir haben indeß hier den Theil seines Werkes, wo jenes Bestreben

besonders hervortritt, nicht zu behandeln, sondern haben uns nur mit den Thaten Heinrich's IV. zu beschäftigen, die — nach dem königlichen Bild zu urtheilen — im Jahre 1632 vollendet war. Da Dupleix seit dem 1605 in der Umgebung Margarethens von Valois als deren besonderer Sekretär dann als der Requietenmeister ihres Hotels lebte, so konnte er über die Thaten Heinrich's IV. gut unterrichtet sein. Diese Kenntniß konnte er auch zu und fester begründen, als er 1619 zum Chronologen des Königs ernannt wurde. Freilich ist nun Dupleix von der größten Parteilichkeit. Heinrich IV. ist ihm der Gott zum Wiederhersteller der französischen Monarchie berufen (p. 26) er hat alle erdenklichen Vorzüge, und selbst seine Fehler — Unentschiedenheit, Spiel und Begünstigung der Duellen — sind theils aus seiner Hugenottens-Verhinderung (!) zu erklären, theils sind sie unbedeutend, theils entstehen sie aus seinen Vorzügen (p. 409 f.). Besonders aber gilt ihm Heinrich IV. der Vorläufer des „großen und wunderbaren“ Königs Ludwig XIII., welcher Wege gebahnt.

Bei einer solchen Auffassung dürfen wir auf Unparteilichkeit nicht rechnen. Zum Glück steht unser Urtheil auf Grund der Akten und der Werke der Schriftsteller der verschiedensten Parteien bereits so fest, daß Dupleix selbst ohne Einfluß ist. Die Darstellung Dupleix' beruht meistens auf den Schriften, Matthieu, Sully, Thou, vorzüglich Cayet, den er sehr wörtlich auszieht. Besonders zu bemerken ist es, daß er — aus Haß gegen Hugenotten, denen seine ganze Familie äußerst feindselig gesinnt war — Thätigkeit Rosny's so viel wie möglich in den Schatten stellt (so z. B. Verurtheilung des Südens 1602). Ebenso erhebt Dupleix auch die so gewöhnliche (III. 7) Anklage gegen Rosny, ganz besonders den König zu verführen zu haben (p. 308). Eigenthümlich ist Dupleix die genaue Beschreibung des Betruges, durch welchen La Fin sich die Originalien der Briefe des Herzogs von Savoyen verschafft hatte (p. 309 f.); hier wird Dupleix durch eine Depesche Tassie's, enthalten in der Consulta des spanischen Rathes v. 6. Juli 1602 (MS. Arch. v. Simancas [Paris] K 1426), gegen die Darstellung, als ob La Fin's Reise an den Hof der Königin seines Sekretärs Menazis in Turin vorhergegangen sei. Dann ist wieder Dupleix zu finden die versteckte Warnung, die Epemon dem Marschal Abreise (p. 311) und vor seiner Verhaftung zukommen ließ (p. 312). Beiden Notizen sind nicht ohne Wichtigkeit. Die Verhandlungen der Königin mit dem Könige sind, dem Sinne nach, den andern Berichten geschildert, dem Wortlaute sowohl von den Berichten Ayala's und (auch) Thou's etwas verschieden angegeben. Bei der genauen Uebersetzung der Erzählungen Ayala's und Cayet's muß ich dieselben als die zur Betrachtung betrachten. Ähnlich verhält es sich mit dem Aufenthalt Biron's; über den Dupleix gleichfalls eine eigene Version hat (Text S. 196 f.). Dies ist das Hauptstück, was über Scipion Dupleix' Geschichte Heinrich's IV. bei dieser Gelegenheit zu sagen wäre. Abgesehen von den wahren Notizen hat sie wesentlich Neues nicht geboten.

11. Mézeray ist zwar erst in dem Todesjahre Heinrich's IV. geboren, steht den geschilderten Ereignissen so nahe und war von Richelieu so

al versehen, daß ich ihn wohl ausnahmsweise noch nennen darf. Mezeray iron eher für verrückt als für verbrecherisch und führt die Meinung derer glauben, er sei im Jahre 1602 von seinen verrätherischen Absichten ganz gekommen. Er citirt eine Stelle aus einem Briefe Biron's an La Fin: *« Dieu a donné un Dauphin au Roy, ie ne veux plus songer à toutes les et ie vous prie de vous en revenir (III. 1245 éd. 1685). »* Indes ist, daß Biron auch nach der Geburt des Dauphin, bei seiner Gesandtschaft in die Schweiz, seine Unterhandlungen mit Fuentes fortsetzte. Es kam Mezeray, dem dies genau bekannt war, in seiner gewöhnlichen Weise nur an, etwas Neues vorzubringen, auch die Rehrseite der Medaille zu zeigen. Die Beweggründe der Großen, sich anfänglich Biron anzuschließen, ist eine seltsame Notiz (p. 1225). Interessant ist dann das Portrait von Biron (48), welches die sonstigen Nachrichten über seine Person bestätigt.

2. Schließlich sei noch der Discours des favoris von Beauvais-Rangis d. Er bringt uns interessante Abrisse der Charaktere der damaligen einzelnen Persönlichkeiten, ist aber sonst ohne faktische Bedeutung.

Über das Resultat, das aus dieser kurzen Untersuchung zu ziehen ist, braucht weiter gesprochen zu werden. Es liegt in der im Texte gegebenen Darstellung vor.

Auszüge aus den Depeschen Philippe d'Angals.

(Bgl. Erfurs I. 3.)

1. Depesche vom 17. Juni 1602.

Le maréchal de Biron ne s'estant rendu à Orléans, le 9 de ce mois comme l'on s'attendoit, le roy très chrestien partit le 10^e avecq luy vers Fontainebleau, et me fist l'honneur que de me faire dire, que trois jours il se trouveroit à Paris, affin que je fisse ce que bon me sembleroit. Je prins résolution de m'y acheminer le lendemain. Du depuis le duc de réchal s'estant rendu le 12^e à Fontainebleau accompagné de quarante vaux, le roy très chrestien le receut fort courtoisement et de bon cœur pourmena plus d'une heure avecq luy. Au soir jouèrent aux cartes ensemble, le lendemain continua de même et le dit Biron joua avecq la royne jusques à dix heures du soir. Mais sortant du chasteau après avoir salué le roy, fust rencontré du seigneur de Vitry, accompagné douze à treize de la garde, qui mectant sa main doucement sur son bras lui dict: mon maitre, donnez moy votre espée, car le roy m'a commandé de la vous oster. Il luy respondist en riant: Vous jouez-vous? Le seigneur m'a pas dict cela. L'autre lui fist que c'estoit à bon escient. Sur ce après une grande exclamation il y obeist, se voyant environné de tout la garde. Incontinent après fust saisi le comte d'Auvergne, et le 15^e estez transportez par la rivière dans ceste ville et logez en la Bastille. Le roy et la royne arrivèrent le même jour bien tost après eulx, et ensemble sont partis vers Saint-Germain à veoir monseigneur le Daulphin. Je ne que le roy très chrestien advertist incontinent le premier président de la saisissement, lui disant qu'il s'y estoit résolu pour des attentats faictz contre l'estat et contre sa personne, et d'autres desseings detestables et maliceux du nom françois, dont il désiroit estre faict chastoy et justice. Il se vertit de même le duc d'Espemon par le seigneur de la Rochepot, seurant de sa bonne volonté, et usa de ces termes: Aymez moi toujours je vous chériray comme j'ai faict du passé.

le saisissement donne du subiect à une infinité de discours, car ung y apporte tel visage que sa passion lui donne. Les ungs disent seulement ilz ont attenté contre la personne du roy, mais aussi celles de la royne et monseigneur le Daulphin; les aultres, que c'est menée de monseigneur le duc de Savoye et du comte de Fuentes ont faict toucher l'argent du roy d'Espagne, et l'assuré du mariage seconde fille de monseigneur le duc de Savoye, et de la donation du duc de la Bourgogne, de cinquante mille écu de traistement par moys, charge de général de l'armée de Sa Majesté; des aultres y embarquent avant la marquise de Verneuil.*) Le roy très chrestien diet à son le même jour qu'il arriva icy, que le dit Biron estoit l'homme qu'il aimé et de qui il s'estoit fié le plus, et celui qui luy avoit faict le service; que ce lui estoit ung extrême regret de n'avoir le moyen de sauver la vie; que souz la faveur de ces menées on avoit pensé de rendre Aignes-Mortes et troubler tout son estat.

La pluspart tient que dans peu de jours on le fera mourir honteusement. Du comte d'Auvergne on ne juge pas ainsy. L'on affirme que le très chrestien le pressa à la première entrevue, afin qu'il lui confessât de ce faict, avec dessein et intention de n'en faire aultre démonstration ou semblant et oublier tout le passé, mais qu'il ne le sceut jamais à cela, protestant toujours de son innocence, dont aigry s'estoit porté à ceste résolution de s'asseurer de sa personne. Plusieurs disent le roy a entre ses mains des lettres et mémoires originelles du duc de Biron et de monseigneur le duc de Savoye et du comte de Fuentes, y sont estez délivrées par ung de ses secrétaires**) et par le seigneur Fin. Mais il est très difficile de pénétrer et descouvrir la vérité tant d'incertitude. Le baron de Lux n'a estez d'avis que le dit seigneur rendist auz prestres du roy, et, en effect, luy mesme n'y a voulu venir qu'on lui aye sceu dire. A la vérité c'est ung grand remuement, palement s'il est vrai, que plusieurs seigneurs et gentilshommes de France ont trempé en ceste pratique, comme on dict et affirme. De Paris le 17 juin 1602.

2. Depesche vom 2. Juli 1602.

La commune opinion est que ceulz qu'ont examiné et interrogé le duc de Biron, n'ont trouvé les charges si claires, ni la matière si facile à en donner jugement, comme on a publié et faict accroire. Les uns ont dict qu'auant de prime abordée, selon leur style, demandé son conseil qu'il leur a répondu avecq grande assurance, que c'estoyt luy qu'auant de son sang avoit aidé à mettre la couronne sur la teste du roy, et depuis la luy avoit assurée par le siège et reprise d'Amiens. Et apres on lui monstra aulcunes lettres, qu'on dict estre escriptes et

Es war dies jedenfalls eine merkwürdige Äußerung!
Gembellé.

signées de sa main et mises en la main du roy très chrestien pigneur de la Fin, principal instrument de son accusation, qu'il les et advoué pour siennes, disant qu'il avoit adverti le roy du en icelles et du subject qui l'avoit porté à telle résolution, et qu'il pardonné, dont il se réclamoit à sa conscience et à celle des seig Sillery et de Villeroy, que si on trouvoit, ou pouvoit vérifier, que il ayt rien traicté ou attenté contre la personne du roy ou son non seulement on luy fist perdre la vie, mais qu'on le tirât chevalx.

J'ay cecy de bon lieu, ce neantmoins je n'en ose rien ass l'incertitude que je rencontre en advis et discours d'heure à aut est, qu'il semble assez apparent, attendu la longueur et froide use, qu'ilz y ont trouvé plus de difficulté de ce qu'on ne s'au quoy qu'aucuns affirment qu'il a confessé assez pour lui faire teste. Le dit de la Fin a esté mandé et confronté avecq lay, l'ung en son accusation et l'autre en sa négative. Pour le comté on tient qu'il n'est en aulcun dangier et que le roy très chre donné assurance à la marquise de Verneuil, qu'est sa soeur. le 2^e. juillet 1602.

3. Depesche vom 29. Juli 1602.

Le roy très chrestien se rendist icy le jour devant fort se et on tient qu'il s'est trouvé présent (sans estre veu) et qu'il interrogats et responce du dit Biron, ce qui me semble assez et croyable. On trouva le mesme jour et le précédent quelques et billets affizez à la porte du Palais, admonestants les juges d' ment en besoigne et pondier le tout prudemment sans y app passion ou désir de vengeance, aultrement qu'ilz auroient à s'e Les commissaires de quartier ont faict recherche ès maisons, s'e si quelqu'ung de dehors estoyt logé chez eulx ou s'ilz avoient ou harquebuzes

Le roy de France a dict, il n'y a que huit jours, en plusieurs, que ceulx qui désirent la prinse d'Oostende, ne sont François. Il m'est advis qu'à meilleure raison on pouvoit sous ne sont bons chrestiens ny catholicques qui ne la désirent pas. e strange qu'on ne peult parler de ceste place qu'il ne s'esmeu et descouvre sa passion sans desguisement.

On murmure qu'aussitost que Biron sera mort, que le roy publiera la guerre. Quand à moy j'y voyz encoires peu d'appa camérier du pape le presse fort à ce qu'il envoie au plustost u sadeur en Espagne, et espère d'en venir à bout. J'espère que e partement scaurons quelque chose de plus. Je l'ay instruyt l culièrement de ce que passe icy, et du secours que de jour à e envoie aux rebelles d'Hollande. Il m'a visité, et le treuve bien au service de Votre Altesse.

On m'assure que le roy de France presse les juges à donner jugement. (gentilhomme*) n'a encore envoyé à recognoistre la place, car celui debvoit aller, n'a voulu moins que cent écus. Je luy en ay offert l'ante. Si le puis contenter avec quinze d'avantaige, je les luy donne pour l'importance du fait; si pas, j'en attendray l'ordre de Vostre se. De Paris, ce 29 juillet 1602.

4. Depejche vom 8. August 1602.

Il est véritable et consté par les temoignages de ceulx qui sont estez lants, que quand le greffier luy [D. J. à Biron] prononça l'arrest de dans la Bastille, en présence du chancelier et du premier président, dict hault et clair, qu'on lui imposoit faulxement qu'il ayt jamais esté à la personne du roy, de la royne ou de monseigneur le Daulphin; en avoient menti; qu'il ne se vérifieroit jamais; qu'on luy faisoit vice et qu'il mourroit innocent. Mesmes asseurent plusieurs, qu'il ap les dictz chancelier et premier président et les aultres juges à comestre devant le juste tribunal de Dieu, pour y rendre compte et luy faire du tort qu'ilz luy tenient. Le mesme propos tint-il sur l'eschaffault, et le greffier fist nouvelle lecture du dict arrest devant ceulx qui y ant comparuz. En effect, l'opinion universelle est que cet article n'a suffisamment verifié, quoy qu'on a publié et qu'on tâche à faire dire le contraire.

Le mesme jour le roy très chrestien courust fortune à la chasse par cerf, qui l'abatist de son cheval et le blessa légèrement.

La mort de ce personnaige est en général fort regrettée et s'estiont madez plusieurs que le roy très chrestien y eust apporté plus de douleur. On le blasma fort, et si tient on, que si les coeurs des juges n'eussent préoccupez de la volonté du roy de France, qu'il y eust difficulté de condamner, estant la plus saine partie plus incliné à l'absolution. On asseure-t-on, que si le roy de France n'eust restrainct l'intercession du pardon que, passez vingt-deux mois,**) il lui donna, durant guerre de Savoye, disant ne l'avoir entendu en ceste façon, qu'il n'y eu subject pour le faire mourir. Le lundy devant, le roy de France écrire et commander au premier président, qu'il ne laissât départir la pagnie qu'ilz n'eussent achevé, le reprenant de ce que le samedy ant, après que Biron avoit esté ouy au conseil, ilz n'en avoient fait une

En somme ceste acte semble oster beaucoup de lustre à la clémence reluist es traictez, faitz avec ses ennemys, jugeant qu'elle a plustost affectée et constraincte par raison d'estat, que naturelle en lui, qu'à l'advenir il sera plustost redoubté qu'aymé. De Paris, le 8 aoust 1602.

* Augenſcheinlich ein Spion des Erzherzogs in Frankreich.

** Vor 19 Monaten.

5. Depeſche vom 12. Auguſt 1602.

La mort de Biron eſt fort regrettée; le roy de France vit en inquiétude. Il n'y a que deux jours qu'il dict à la marquise,*) nuyet il avoit des visions très afreuses, qui le troubloyent fort laiſſoyent dormir; qu'il lui eſtoit advis qu'un cerf l'avoit abbat perçoit les entrailles de ſes cornes. Il appréhende fort des menées ſa perſonne. La croyance que l'on a faict mourir le maréchal, choses paſſées devant et durant la guerre de Savoye, et pas de continue de plus en plus. An demeurant, les affaires ſemblent ment s'adoucir. Je tiens qu'on ne remuera rien pour ceſt an.

6. Depeſche vom 7. October 1602.

Le roy très chreſtien aiant diſné, le 3 de ce mois, chez Zamethi, le comte d'Auvergne y fuſt conduit de la Baſtille, et jetté à deux genoux aux pieds du roy, luy demanda pardon et luy fuſt accordé. Et ſe tournant le roy vers le conneſtable, luy vous rends votre beauſils et lui donne la vie, mais qu'il ſoit ſon venir.“ Et comme il ſortit de chez Zamethi, le fiſt entrer en la De Paris, le 7 octobre 1602. Signé: Philippe d'Ayala.

*) von Berneuil.

D r u c k f e h l e r .

- 232** Zeile 4 von unten: statt „Heinrich VI.“ lies: „Heinrich IV.“
240 Zeile 10 von unten: statt „Kreisen“ lies: „Kreise“.
247 Zeile 12 von oben: statt „seine“ lies: „seinen“.
251 Zeile 18 von oben: statt „denselben“ lies: „demselben“.
303 Zeile 11 von oben: statt „nach Frankreich“ lies: „nach Spanien“.
-

1

2

3

4

5

Erich IV. und Philipp III.

Die
Einführung des französischen Uebergewichtes
in Europa.

1598 — 1610.

Von
Dr. Martin Philippson,
Dozenten der Geschichte an der Universität Bonn.

Zweiter Theil.



Berlin.
Verlag von Franz Dunder.
1873.

J. van Dunder's Buchdr. in Berlin.

Inhalt.

Seite

Kapitel. Spanien's innere Zustände. 1598—1610.	
Edensliebe der spanischen Regierung. — Philipp III. als König. — Verma's Allein Herrschaft. — Seine Habgier. — Versorgung seiner Verwandten; er bemächtigt sich aller einflußreichen Aemter. — Die Nachgier und Grausamkeit. — Allgemeiner Haß gegen Verma; Cortes. — Die Cortes. — Regungen popularer Unzufriedenheit. — Justizverwaltung. — Inquisition. — Adel. — Einnahmen: indirekte; direkte; italienische; amerikanische. — Ausgaben. — Verpfändung fast der gesamten Einnahmen. — Die Gläubiger. — Beständiges Defizit. — Trauriger Zustand spanischen Finanzen unter Verma's Regierung. — Dekonomischer Zustand Spanien's. — Der Handel; Beeinträchtigung desselben durch Seeräuber. — Handel mit Amerika; Zustand der amerikanischen Colonien. — Import- und Exportzölle. — Mißhandlung der Colonien. — Ungünstige Handelsbilanz Spanien's. — Verfall der Industrie. — Mißachtung des Ackerbaues; sein Sinken und die Ursache hierfür. — Mangel an Land- und Wasserstraßen. — Unruhe in Stadt und Land. — Thörichter Luxus. — Verarmung der Bevölkerung. — Die Hauptstadt. — Das Heer und die See. — Charakter der Spanier im Beginn des 17. Jahrhunderts. — Literatur und Kunst. — Religiöser Fanatismus.	1
Kapitel. Die Vertreibung der Moriskos. 1609—1610.	

Moriken und ihre Behandlung. — Verteidiger der Moriken. — Feldzug der Merital-fanatischen Partei gegen dieselben. — Don Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia. — Wachsender Einfluß der Moriken, in Folge der Verschwörungen der letztern. — Verma und der Papst für die Austreibung der Moriken geneigt. — Vorbereitungen; Austreibungsdekret gegen die valencianer Moriken. — Unfassende Einschiffung nach Nordafrika. — Schicksal der Vertriebenen. — Aufstand im Süden von Valencia. — Gänzliche Reinigung Valencia's von den Moriken. — Strengeres Verfahren bei der Austreibung der Moriken aus den übrigen Provinzen: Kastilien, Aragon und Katalonien; Kastilien und Extremadura. — Zweite und gänzliche Vertreibung. — Muthmaßliche Zahl der Vertriebenen. — Schädliche Wirkungen dieser Maßregel: in politischer Beziehung. — Verlust an barem Gelde. — Einbuße des Ackerbaues, des Handels und des Kredites. — Unheilbarkeit dieser Schäden. — Reißendes Sinken der Bevölkerung; Spanien hört auf, eine Großmacht zu sein.

Drittes Kapitel. Feste Begründung des Königthums in Frankreich. 1602—1606.

Beuillon entzieht sich dem Befehle des Königs an den Hof zu kommen. — Seine Flucht nach Deutschland. — Unzufriedenheit der Hugenotten. — Der Papst als Antichrist. — Heinrich eifrig katolisch; er führt die Jesuiten nach Frankreich zurück. — Vater Geta. — Assemblée der Hugenotten zu Chatellerault. — Mosny königlicher Kommissär. — Neuerrichtung der hugenottischen Union. — Friedensschluß zwischen König und Hugenotten. — Verschwörung der Familie Entragues. — Entdeckung der Verschwörung. — Doppelter Verrath des Grafen von Auvergne. — Bündniß desselben mit Beuillon. — Entragues und seine Tochter begnadigt, Auvergne in die Bastille gesetzt. — Beuillon's fortgesetzte Umtriebe entdeckt. — Schnelle Uebervältigung seiner Mitverschworenen. — Entragues. — Beuillon in Sedan belagert. — Mosny wird Herzog von Sully. — Beuillon's Wiederausöhnung mit dem Könige. — Feste Begründung des Königthums in Frankreich.

Viertes Kapitel. Frankreich's innere Zustände unter der Regierung Heinrich's IV. 1598—1610.

Frankreich unter Heinrich IV. eine wesentlich absolute Monarchie. — Schwäche aller dem Königthume gegenüberstehenden Gewalten. — Der König. — Marie von Medici. — Des Königs Geliebte. — Die Minister: der Kanzler, die Staatssekretäre, Villeroy, Sully, Jeannin. — Die großen Rathskollegien. — Heinrich's Regierungsweise. — Grundsätze in Bezug auf die Verwaltung. — Sicherung von Ruhe und Ordnung. — Quellgesetze. — Vernichtung der Rest des hohen Adels. — Politische Polizei. — Sorge für die Gesundheitspflege. — Gerichtsordnung. — Die Paulette. — Advokatenordnung. — Steuersystem. — Erleichterung des Volkes durch Heinrich IV. und Sully. — Reformen in der Steuerverwaltung. — Einnahme- und Ausgabebudget. — Zunehmende Tilgung der Staatsschuld. — Günstiges Resultat von Sully's Finanzverwaltung. — Der Wobau; Olivier de Serres. — Befreiung des Getreidehandels von allen Schranken. — Austrocknung der Sümpfe. — Waldschutz. — Variirte Jagdschutzgesetze. — Bergwerke. — Großartige Förderung der Industrie und ganz besonders der Seidenmanufaktur. — Handel. — Wege- und Brückenbauten. — Flußregulirungen und Kanalbauten; großartige Pläne des Königs. — Transportmittel; Festen. — Günstige Entwicklung des äußern Handels. — Heinrich's IV. Handelspolitik. — Französische Kolonisationsversuche in Kanada. — Völlige Neuschöpfung der französischen Armee; Artillerie, Ingenieur- und Invalidenwesen. — Festungen. — Marine. — Bauten. — Zustand der Architektur und der bildenden Künste. — Unterrichtswesen; die pariser Universität. — Die Wissenschaft zu Zeit Heinrich's IV. — Aberglaube. — Poesie; alte und neue Schule. — Drama und Komödie; Bühne und Schauspieler zu Beginn des 17. Jahrhunderts. — Große Pressefreiheit; lebhaftste Dichtereulitteratur. — Reichthum von Paris. — Luxus und Ertümelung der damaligen Zeit. — Charakterisirung der Franzosen durch ihre Zeitgenossen.

Weilagen

Erstes Kapitel.

Spaniens innere Zustände.

1598 — 1610.

ebenbürtige der spanischen Regierung. — Philipp IV. als König. — Alleinherrschaft. — Seine Habgier. — Versorgung seiner Ver-; er bemächtigt sich aller einflußreichen Ämter. — Seine Nach-; Grausamkeit. — Allgemeiner Haß gegen Verma; Sturz Villa- — Die Cortes. — Regungen popularer Unzufriedenheit. — Verwaltung. — Inquisition. — Adel. — Staatseinnahmen: indirekte, italienische; amerikanische. — Staatsausgaben. — Verpfändung gesammten Einnahmen an die Gläubiger. — Beständiges Defizit. — Der Zustand der spanischen Finanzen unter Verma's Regierung. — nischer Zustand Spaniens. — Der Handel; Beeinträchtigung durch Seeräuber. — Handel mit Amerika; Zustand der ameri- Kolonien. — Import- und Exportzölle. — Mißhandlung der — Ungünstige Handelsbilanz Spaniens. — Verfall der Industrie. — Vernachlässigung des Ackerbaues; sein Sinken und die Gründe hierfür. — an Land- und Wasserstraßen. — Unsicherheit in Stadt und — Thörichte Luxus. — Verarmung und Entvölkerung. — Die adt. — Das Heer und die Seemacht. — Charakter der Spanier im 17. Jahrhundert. — Litteratur und Kunst. — Re- Fanatismus.

In den vorigen Kapiteln haben wir zu zeigen versucht, wie Heinrich IV. die politischen Bestrebungen vorbereitete, die ihn zum Triumphe über die furchtbare Macht des habs-

Tagens denselben verdarb und häufig an Indigestionen und Ekt. ¹⁾ Diesem großen Konsum fester Nahrungsmittel gegenwärtig er das Bedürfnis nach Bewegung und hatte eine kindliche Lust am beständigen Reisen und Wechsel der Umgebung. Der ganze Hof mußte ihn dabei begleiten, ein Tag einer solchen Reise an 3000 Dukaten außerordentlichen Ausgaben kostete. Diese Reisen und die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, hielten ihn fast stets außerhalb der Städte. er einmal mehrere Tage an einem Orte, so mußte man ihm stets drohende Gespenst der Langeweile durch Festlichkeiten, Komödien und Reiterverbrennungen vertreiben. Außerdem er das Spiel sehr, bei dem er gewöhnlich große Summen und oft ganze Nächte zubachte, so daß er meist erst gegen sich vom Lager erhob. Seiner Gemahlin Margarethe von blieb er ganz ergeben und trennte sich weder tags noch von ihr. Uebrigens war er nicht ungebildet. Er redete seiner Muttersprache noch das Lateinische, dessen damals kein er entbehren konnte, und französisch und italienisch, die von eines großen Theiles seiner Unterthanen. ²⁾ Gutmüthig, wie er war, bewilligte er leicht Audienzen, hörte sich an, was man ihm zu sagen hatte, und antwortete leise erlegen einige wohlwollende Worte. Aber man durfte nicht a, damit etwas erreicht zu haben. Philipp III. in seiner ersten Neigung zu geistiger Unthätigkeit entwöhnte sich immer sich den geringsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten hatten; höchstens milderte er dann und wann ein Strafurtheil. überließ er alle Geschäfte dem Herzoge von Lerma; der

MS. Dep. Rhevenhiller's an den Kaiser, v. 7. Febr. 1600 (Haus- und Staatsarchiv in Wien, C9b.): „Der König hat hernach ein Fieber das aber baldt nachdem nachgelassen. Der herr ist jung, unmäßig und eher öfter. Daher seind dergleichen Zuestandt nit zu verwundern“.

Gil Gonzalez Davila, Teatro de las grandezas de Madrid (Madrid p. 42.

nahm ihm die Last und Mühe des Denkens ab; schließlich genoss sich der König in den Audienzen nichts anderes zu sagen, als „Ich will sorgen, daß die Sache geprüft wird.“¹⁾ Obwohl er ganz gut wußte, daß Lerma nicht alles zum Wohle des Staats ausrichtete, so meinte er doch, Lerma sei im Grunde noch besser und zuverlässiger, als jeder andere seiner Diener, dem die Regierung zufallen müsse, wenn er sie Lerma nähme. So lieb Philipp seine Gemahlin hatte, sie durfte nicht versuchen, Lerma's Rath durch eigenen Einfluß im geringsten zu schmälern; ja, es war ausdrücklich verboten, sich mit der Bitte um die mindeste Gnadebezeugung an sie zu wenden! Examinirte doch Lerma den König darüber, was seine Gemahlin im Ehebetto mit ihm gesprochen; er ließ sie fragen, was sie nach Deutschland schreibe; er fing die Briefe auf, die sie mit der einzigen ihr gebliebenen deutschen Dame wechselte. Das kränkte die Königin tief, so daß sie ausrief: sie wolle lieber eine Klosterdame in Graz sein, als Königin in Spanien.²⁾

Unumschränkter Herr des spanischen Staates war dieser Lerma. Von ihm konnte man sagen, er mache die Cardinäle, er verleihe die Würden, er vertheile weltliche und geistliche Einkünfte. In ihm war gleichsam die Summe der Herrschaft verkörpert; er verfügte über die wichtigsten Geschäfte des Staates selbst und gab nur von den geringeren dem Staatsrathe Kenntniß, dem seine eigentliche Bedeutung dadurch nahm. Hatte doch der König die Unterschrift des Herzogs an Geltung seiner eigenen gleichgesetzt, wohl ein einziger Fall in der Geschichte! Es half nichts, ein Rath such an Philipp III. zu richten; nur durch Lerma's Vermittelung konnte man hoffen, seinen Zweck zu erreichen.

¹⁾ Man vergl. z. B. die Depeschen Sir Charles Cornwallis' v. 9. u. 10. Dez. 1608; Winwood Memorials, II. 299 ff.; 457.

²⁾ Graf Johann Hevenhiller's Relation an den Kaiser, v. 10. Jan. 1610, Königl. Europäische Staatskanzlien (Leipzig 1715) I. 609 f.

³⁾ Lafuente, Historia general de España. XV. 450.

Wir wissen bereits genug von der spanischen Politik seit dem Tode Philipp's II., um die Fähigkeiten Verma's in dieser Beziehung theilen zu können. Aber das ganze Unheil, das dieser Mann in Spanien gebracht hat, wird nur dann völlig erkannt werden, wenn man über die Art seines Regiments und die Wirkungen, die er auf die inneren Zustände Spaniens ausübte, das Erforderliche gesagt sein wird. Kein Vorurtheil darf und wird uns bei der Darstellung dieser Dinge leiten; nur nach den Aussagen der unparteiischsten, ja sympathischen Beobachter und offizieller Dokumente hierbei verfahren werden. Wenn das Bild trotzdem ein übertrübtes sein wird, so ist es die Schuld der geschilderten Zustände, nicht der Schilderung an sich. Nirgends wohl lassen sich genau wie in dem damaligen Spanien die Finger in die offenen Wunden legen, so deutlich die Ursachen des Verfalles aufweisen. Auf diese Art möchte ein Studium der letztern doppelt lehrreichend sein, da ihre Darstellung gleichsam eine vollkommene Sammlung von Beispielen verkehrter Staatskunst und falscher moralischer Richtungen giebt.

Es gab bei dem Tode Philipp's II. noch eine Möglichkeit Spanien, sich aus seinem Verfall emporzuheben, die tiefen Wunden zu heilen, an welchen das unglückliche Land litt. Man konnte die noch währenden Kriege so bald wie möglich beendigen, konservative Politik nach außen befolgen, die Ausgaben beschränken, die Steuern herabsetzen, der Industrie und dem Ackerbau zuhelfen suchen, den Geist der Nation von der kriegerischen Richtung auf die bürgerlichen Beschäftigungen lenken. Aber Verma nicht der Mann, die Rolle eines Regenerators für Spanien zu spielen. Auf der einen Seite fehlte ihm die Einsicht dazu, auf der andern leider — die Ehrlichkeit.

Denn das war auch dem blödesten Auge klar, das mußte der König, der an der Spitze des Staates stand und von dessen innerem Getriebe Kenntniß hatte, und dem es an natürlicher Schlaue keineswegs fehlte, gewißlich sehen: vor allem mußten die

Ausgaben bedeutend verringert werden. War dies ja einer der Hauptgründe, die von Philipp II. und von Lerma selbst für die Friedensschlüsse von 1598, 1604 und 1609 angeführt wurden. Aber was half es, den großen Kriegen ein Ende zu machen, wenn man beständig kleine Streitigkeiten sich auf den Hals lud? Insbesondere aber, wenn Lerma — und hierin zeigt sich der verdeckte und gewissenlose Eigennutz desselben — die durch den Frieden ersparten Summen zu seinem und seiner Verwandten und Gefolgten Gunsten verwendete? Die spanische Regierung zeigte eine Besorgnis gegen ihre Günstlinge, die unverantwortlich gewesen wäre, selbst wenn das Reich sich in der blühendsten Lage befunden hätte; aber in dem Zustande, in welchen es verfallen, war sie geradezu ein Verbrechen.¹⁾ Die sonst so gefügigen Cortes von Castilien klagten laut, daß — während Philipp II. nur 400,000 Dukaten (2½ Millionen Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich für seine Civilliste verwendet habe — der jetzige König 1,300,000 Dukaten (8,600,000 Thaler) jährlich für dieselbe gebrauche! Endlich versprach, um die Erneuerung der außerordentlichen Steuern durchzusetzen, der König alle möglichen Ersparnisse — aber um sofort nach Bewilligung des Gewünschten seine Verheißung den Wind zu schlagen.²⁾

Arm war Lerma im Jahre 1598 in die Staatsverwaltung eingetreten, und schon am Beginne des Jahres 1602 befaß er ein Vermögen von zwei Millionen Dukaten — nach jetzigem Geldwerthe über 13 Millionen Thaler — und an Einkünften die ungeheure Summe von 200,000 Scudi — oder nach heutigem Maassstabe mehr als einer und einer halben Million Thaler. Da bei vergrößerte er sein Vermögen immer mehr auf doppelte Weise: erstens durch die fortwährenden Gaben des Königs, zweitens durch

¹⁾ MS. Dep. Achevenhiller's v. 31. Jan. 1599; Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, C. 9 b. — Watson, Philipp III, I. 9.

²⁾ Cabrera, Relaciones, 1. Sept. 1607 (p. 312).

Geschenke, ohne welche niemand das mindeste bei ihm durchsetzen vermochte.¹⁾ Folgen wir ihm nur in den nächsten Jahren, zwar ausschließlich auf dem erstern Wege. Ende Mai 1602 theilte der König ihn zum Polizeipräsidenten von Madrid, dann zum Intendanten des dortigen Schlosses und aller königlichen Lustgärten und Parke. Im März 1603 wurde er zum Generalcomandante spanischer Kavallerie mit einem Gehalte von 12,000 Dukaten — ca. 80,000 Thaler — ernannt; dieses Amt wurde für ihn damals ganz neu eingerichtet, denn bisher hatten die Könige stets sich selbst vorbehalten. Wenige Monate später urtheilte der König ihm eine streitige Erbschaft zu, die ihm eine gleiche Summe brachte. Im Februar 1604 wurde ihm das sehr werthvolle Vizekönigthum der Thunfischerei an den Küsten von Valencia zugestanden, während ihm die Cortes dieses Königreiches zugleich ein Geschenk von 15,000 Dukaten — beinahe 100,000 Thalern — machten mußten. Anfang September 1604 folgte eine neue königliche Schenkung von 80,000 Dukaten — über eine halbe Million Thaler.²⁾ Um nicht zu ermüden, wollen wir die Aufzählung auf die wenigen Jahre beschränken. Es wird nun aber nicht Wunder nehmen, wenn berichtet wird, daß am Ende unseres Zeitraumes, Jahre 1611, der Herzog — allerdings mit seinen beiden Söhnen gemeinschaftlich — ein jährliches Einkommen von 700,000 Scudis hatte, was nach heutigem Werthe beinahe sechs Millionen Thalern entspricht, und daß seine Kostbarkeiten, Geräthschaften und Garderobe allein auf sechs Millionen Dukaten oder etwa vierzig Millionen

¹⁾ Relaz. di Franc. Soranzo p. 138 und Ottav. Bon. p. 252. — Johann Hevenhiller sagt in der Relation, die er i. J. 1606 über die Gelegenheiten des span. Hofes an den Kaiser sandte: Lerma habe „vor wenigen Jahren das liebe Brod nicht gehabt“; König, Europäische Staatstafel. I. 611.

²⁾ Cabrera, (Hofhistoriograph Philipp's III.) Relaciones de las cosas acaecidas en la corte de España desde 1599 hasta 1614 (Madrid 1857) m. — Fr. Chr. Hevenhiller, Annales Ferdinandei, V., VI. passim.

Thaler geschägt wurden.¹⁾ Alle diese ungeheueren Summen dem verarmten und täglich mehr verarmenden Volke antworteten! Und wenn in Folge dieser unverkündeten Plünder des Staatsschatzes kein Geld mehr in demselben war, schossen und seine Geschöpfe — selbstverständlich unter fremdem Namen dem Könige Geld zu Wucherzinsen vor.²⁾

Die seltsame Anziehungskraft, welche großer Grundbesitz Emporkömmlinge zu üben pflegt, machte sich auch bei Verma geltend. Ueberall kaufte der Herzog sich Besitzungen; ganz Spanien war mit seinen Schlössern und Gütern übersät. In Valleria erwarb er im Jahre 1600 den schönsten Palast der ganzen Provinz für 80,000 Dukaten. Im Jahre 1602 kaufte er eine Villa in Madrid für 120,000 Dukaten und bald darauf eine ganze Reihe von Palästen; und so vergingen selten einige Monate ohne Verwerbungen größerer oder kleinerer Grundstücke durch den Herzog. Was wollte solchen Verhältnissen gegenüber seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen sagen! Und war die nicht auch Verma's Wollte er sich doch so auf Erden die Unterstützung durch mächtigen Stand und nach dem Tode Verzeihung für seine Vergehungen erkaufen!

Die schamlose Selbstsucht Verma's erstreckte sich nicht auf seine Person, auch auf seine Angehörigen und Anhänger, letztere er aus niedrigstem Stande zu nehmen pflegte, nicht um das wahre Verdienst zu begünstigen, wo es sich fand, sondern um sich mit gewissenlosen Emporkömmlingen zu umgeben, die, jeder selbständigen Bedeutung ermangelnd, allezeit seine Werkzeuge in seiner Hand seien.

Zunächst suchte er seine eigene Familie mit Ehren und Reichthümern zu überhäufen. Am 4. Dezember 1599 wurde plötzlich bei

¹⁾ Relaz. di Girol. Soranzo p. 459. — Der damalige Geldwerth dreimal so hoch, wie der heutige, berechnet.

²⁾ So versichert Graf Joh. Khevenhüller in der angeführten Relaz. p. 608.

sterin der Königin, der würdigen Herzogin von Gandia, wohl bei der Königin selbst als auch bei dem ganzen Hofe beliebt war, eröffnet, sie möge ihr Amt niederlegen, denn die Herzogin von Lerma wünsche dasselbe schon seit lange.¹⁾ Verweigerte sich die tiefgefränkte Dame, vergebens zeigte sich die Königin höchst aufgebracht über diesen ihr auferlegten Verweigerer, vergebens murrte der sonst so gefügige Hof. Das Interesse der Familie Lerma, der Wunsch des Herzogs, allezeit einen Sohn um die Königin zu haben, triumphirten. Die Herzogin von Gandia mußte wenige Tage später ohne Begleitung von Bedienten und Rittern, wie dies sonst bei dergleichen Gelegenheiten für Personen ihres Ranges zu geschehen pflegte, den Hof verlassen. Als einige Zeit darauf es der Herzogin von Lerma durch ihre Krankheit unmöglich gemacht wurde, ihr Amt zu verwalten, an ihre Stelle die verwittwete Gräfin von Vemos gesetzt, Schwester des allmächtigen Günstlings.

Mit noch größerm Eifer sorgte Lerma für seine Söhne. Er wollte die Herrschaft über Spanien nach dem Rechte der Erstgeburt an seinen Sohn zu wollen. Seinen ältesten Sohn, den Marques v. Gaxa, ließ er von vorn herein zu seinem Nachfolger in dem Majorat. Bei der Vermählung der fünfjährigen Tochter des Königs mit dem gleichaltrigen Don Diego Henriquez de Cabrera, v. Medina de Rioseco, einem der vornehmsten Adligen und Erbadmiral von Kastilien, mußte der König die Kosten in Gestalt einer Kornabgabe in Sizilien, die nicht als 30,000 Kronen jährlich einbrachte!²⁾ Wenige Wochen

¹⁾ Es ist dies zu charakteristisch, als daß ich die Stelle bei Cabrera p. 54 nicht mittheilen sollte. A los 4. del mes pasado, schreibt er unter Jan. 1600, el Confesor dijo de parte de S. M. á la Duquesa de Lerma que se serviria de retirarse á su casa, porque habia muchos dias que ella fuesse camarera de la Reina la Duquesa de Lerma etc.

²⁾ Dep. Cornwallis an das Privy Council, Okt. 1605; Winwood Memor. II. 158.

später erteilte der König dem Marques den Ertrag der Steuern eines Indianerbistrits in Peru, die jährlich über 1 Dufaten einbrachten, für ihn und seine beiden nächsten Nachk. Im Februar 1603 ernannte ihn der König zum Herzoge v und dann von Uceda, bis er einst den Herzogstitel seines erben würde. Im nächsten Jahre erhielt er nach dem T Marques von Mondejar die Alhambra von Granada mit gehörigen Compagnie Soldaten zum Lehen, während der Amt seit dem Jahre 1492 in der Familie der Mondeja gewesen war. Deshalb empfand sie diese Schenkung jezt als eine tiefe Beleidigung. Dabei war Uceda ein so realberner Mensch, daß niemand begriff, welches Gefallen er eigentlich an ihm fand. Er schloß den Tag elf oder zwöl den und wurde schon in seiner Jugend unförmlich stark; d schenkte er auf das höchste. Sein Vater hatte selbst kein Meinung von ihm.¹⁾ Dieser plumpe Mensch ist es gewesen, der, von seinem Vater bei dem Könige nach An fördert, die gerechte Vergeltung über jenen herbeigeführt hat er selbst der Urheber und zugleich das Werkzeug seines geworden ist.

Mit nicht minderer Sorgfalt war Lerma auf die Hei seines zweiten Sohnes bedacht. Schon vor dem geiz Alter — er zählte erst zehn Jahre — wurde Don Diego Sandoval y Rojas zum Großkomthur des Ordens von trava ernannt. Mit Geschenken und Aemtern überhäuft er am 29. August 1603 den Titel eines Grafen von und wurde vermählt mit Doña Luise, der Tochter des D tado Lopez de Mendoza, Herzogs von Infantado, des eines der glänzendsten kastilischen Adelsgeschlechter. Freil dabei der Herzog mit seinen Söhnen kein großes Glück.

¹⁾ Joh. Hevenhiller's Relation v. 10. Jan. 1610; König, G Staatskonf. I. 611.

Utere später den Undank so weit trieb, ihn zu verdrängen, so thate ihn der jüngere durch thörichte Jugendstreiche, ihn auf die Insel Ampudia setzen zu lassen.

Der Bruder Verma's, der Marques von Villamizar, wurde erst zum ersten Kavaller des Königs, dann — im Jahre 1704 — mit Reservirung dieser Würde zum Vizekönige von Baskien gemacht.

Ueber alle seine Angehörigen, auch die entfernten und antipathetischen, erstreckte sich der Beförderungseifer des Herzogs, so daß er den Staat als eine Privatdomäne der Familie Sandoval betrachteten schien, als ein nach Belieben für dieselbe auszubenten-Besitzthum.

Der Graf v. Niebla, Sohn des Herzogs von Infantado und der älteste seiner ältesten Tochter, Doña Juana, wurde zum Großmeister ernannt und erhielt zwei Herzogstitel für Italien zur Belohnung, aus deren Verkauf er 24,000 Dukaten zog. Im Jahre 1704 wurde er zum General der gegen Algier bestimmten Galeeren ernannt, erhielt später einen Besoldungszuschuß von 4000 Dukaten und hierauf auch das Amt eines Generalkapitäns der Galeeren von Andalusien.

Der Gemahl von Verma's zweiter Tochter — Doña Catalina — war zugleich sein Neffe, der Sohn der schon erwähnten Gräfin von Castella, Don Pedro Fernandez de Castro Graf v. Lemos, wurde Präsident des Finanzrathes und später Vizekönig von Neapel; während dessen Bruder, Don Francisco de Castro, schon früher das Amt verwaltet hatte und später zum Herzoge von Taurisano ernannt wurde.¹⁾

Seinen Oheim, Bernardo de Sandoval, machte Verma zum

Die dritte Tochter, Doña Francisca, heirathete den Don Diego Lopez de Haro, Herzog von Peñaranda; Malvezzi, *Addiciones a la Historia*, bei p. 145.

Kardinal und Erzbischof von Toledo, aus welcher letzter derselbe allein 300,000 Scudi — etwa zwei und eine Million Thaler jährlicher Einkünfte bezog. Im Jahr 1560 wurde er trotz seines Sträubens zum Generalinquisitor von Spanien gemacht, um in dieser Würde seinen nunmehr mächtigen Neffen zur Unterstützung zu leihen. — Ein anderer Onkel, Don Juan de Borja, wurde zum Vorsitzenden des Inquisitions-Raths von Portugal ernannt.

Der Schwager des Herzogs, der Graf von Altamira, die direkten Steuern eines peruanischen Indianerdistrikts, brachte 8000 Dukaten jährlich einbrachten; außerdem wurde er zum Vizekönig von Spanien und dann zum Majordomus der Königin Elisabeth. So wurde jede Regung der Selbständigkeit, die etwa hätte kommen können, systematisch niedergehalten. Die Schwester Perma's war ihre Oberhofmeisterin, der andere ihr Majordomus. Es begreift sich, daß unter solchen Umständen die Königin auf jeden Versuch, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, bald verzichtete.

Der Erzieher der Söhne des Herzogs, demselben übergeben, wurde zuerst Kanonikus von Toledo, dann 1562 Balladolid mit einem jährlichen Einkommen von 200,000 Scudi — im Jahre 1603 — Generalinquisitor von Spanien. „Viele wunderten sich hierüber“, schreibt der offizielle Schreiber des Königs in sein Tagebuch,¹⁾ „weil diese Personen von großen Eigenschaften und von bedeutender Erfahrung in Sachen der Inquisition und in andern Aemtern gewesen ist; indessen da er eine Kreatur des Herzogs von Spanien ist, so wird alles leicht von Statt gehend“.

Aber der vertrauteste und gewandteste aller Diener des Herzogs war Pedro Franqueza. Derselbe war aus niedriger Herkunft der Sohn eines befreiten Sklaven, und daher schrieb sich

¹⁾ Cabrera p. 168.

Alle Berichterstatter stimmen in der Schilderung überein. Er war überaus schlau, seinem Herrn, unglaublich habgierig.¹⁾ Durch die beiden ersten hatte er sich dem Herzoge empfohlen, auch durch die er nicht bei demselben an. Er war auf das schnellste ter der Würden emporgestiegen. Sogleich nach dem tritte des Herzogs wurde er durch denselben zum Rathe von Italien bestimmt. Dann kam er als den Staatsrath zu besonderer Beschäftigung mit den Angelegenheiten. Hören wir hier einen Venezianer g beschreiben. „Franqueza hat im Rathe weder kon- h entscheidendes Votum, aber er hat so vielen Theil en des Herzogs, daß er überaus einflußreich in den eschäften ist. So ist er aus einem niedrigen und hen so angesehen und gefürchtet bei allen und so n, daß es wahrlich ein Wunder ist. Von Natur ist rauh, aber wenn man ihn auf die rechte Weise faßt, höflich und liebenswürdig. Seine Geldgier nämlich bekannt, und da auch der König von ihr weiß, wird niemandem zum Laster angerechnet. Man hält es r eine Redheit, ihm Bestechung anzubieten, sondern ht, und dabei helfen ihm Frau und Söhne, die auch d ausstrecken, und dann kommen seine Beamten, Thürknecht, und jeder will etwas haben.“ So stand egierung von Spanien, in der Hand solcher Menschen ng seiner Geschicke. Dabei war Franqueza in Ge- Staatswissenschaften ebenso unwissend, wie sein Herr; ung der Geschäfte ebenso, wie dieser, von unerträg- nkeit. Diesen Unwürdigen überhäufte der König auf hünstlings mit Wohlthaten. Im Beginne des Jahres t er ihm eine Pfründe des Ordens von Montese im

Werthe von 2500 Dukaten Rente. Sein kleiner Sohn erhielt eine Rente von 3000 Dukaten, um sich für den Dienst der Krone vorzubereiten. Als er seinen ältesten Sohn mit der Tochter des Grafen von Coruña vermählte, konnte er ihm eine Jahresrente von 20,000 Dukaten — 132,000 Thalern relativen Werths aussetzen, nachdem er kaum fünf Jahre im Amte gewesen. Gleich wurde er zum Grafen von Villalonga erhoben und zum Könige mit einer neuen Rente von 3000 Dukaten beschenkt.

War Franqueza die rechte, so war Don Rodrigo die linke Hand des Herzogs. Er wurde, obwohl der Sohn unbemittelten Hauptmannes von geringer Abstammung, Kammerherrn des Königs gemacht und von Lerma stets mit gezeigneter Gunst behandelt. Indes von hervorragender Bedeutung wurde er erst im zweiten Dezennium des Jahrhunderts.

So hatte Lerma alle wichtigen Stellen der Staatsverwaltung mit seinen Angehörigen und Dienern angefüllt. Die vornehmsten Familien Spaniens waren ihm verschwägert. Er selbst war der König, seine Schwester und sein Schwager dessen Gemalin, der Präsident von Kastilien, also der Würde nach der höchste Beamte des Staates, war der übrigen würdige und allgemeine Stütze. Graf von Miranda, der Vater seines dritten Sidams, die tugendlichen Dinge leitete sein Oheim, die italienischen seine Schwägerin Franqueza. Das wichtige Vizekönigthum von Neapel war ununterbrochen der ihm eng verschwägerten Familie der übergeben, das von Valencia hatte sein eigener Bruder im Amte, jene Inquisition, jenes furchtbare, über allen Gesetzen stehende, ebenso politische wie religiöse Tribunal wurde zuerst von ihm ganz ergebenen Geistlichen, dann von seinem eigenen Sohn nach Gutdünken gelenkt. Und damit es sich niemand in dem kommen lasse, dieses weitverzweigte Gebäude irgend erschüttern zu wollen, verbürgte er dessen lange Dauer, indem er seinen Sohn in die geheimsten Geschäfte einführte und ihn in der Mitte des Königs festsetzte. In der Mitte des ausgedehnten Reichthums

un der Herzog selbst, alle Fäden in seiner Hand vereinigend, inden, der nicht zu diesem Kreise gehörte, an das Centrum Macht heranziehend. Vom Könige wich er nicht; wohin derselbe kam, empfing er nur Eindrücke, die Verma ihm zugeführt werden wollte. Dieses System war mit Schlaueit und Geschicklichkeit versehen; bei der großen Beschränktheit und Geistessträgheit Philip's III. war es von außen her gar nicht zu stürzen; nur innerer Feind, und zwar einer, der recht im Mittelpunkt des Reichs sich befand, konnte es zerstören: man möchte sagen, außer Lieblingssohne des Herzogs, seinem alter ego, dem er verwich, wie sich selbst, hätte es niemand vermocht.

In den Staatsrath kam Verma nur bei den bedeutendsten Angelegenheiten, aber es mußten ihm alle Konsulten desselben vorgelegt werden. Freilich war auch unter Philipp II. der Staatsrath in die geheimsten Triebfedern der Kabinetspolitik nicht eingeweiht worden; aber während damals der König das Wichtigste mehreren vertrauten und erprobten Ministern selbst zu vertheilen pflegte, machte das jetzt Verma mit seinem Günstling Francisco allein ab, entschied in letzter Instanz über alle Dinge und ließ nur vor den König nur, was er diesem zu zeigen Lust hatte. In späteren Jahren wurden die großen kindischen Schriftzüge Philip's III. an die Stelle der Altenstücke, immer mehr beschränkten sie sich auf Hinweisung auf die von dem Herzog zu treffende Entscheidung. Verma trennte sich dann wieder wie tief melancholisch oder in einsame Studien versenkt von allem Verkehr mit den Menschen ab, doch schon seit dem Jahre 1606 davon, sich von der Hauptstadt zurückzuziehen!') — der Herzog von Uceda schien dann die besten Ratschläge zu führen, nur Franqueza hatte zu seinem Meister Zutritt. Und wenn noch der Annäherung und Schlaueit in der Verwaltung der Herrschaft, ich will nicht sagen die Fähigkeit, aber

') Dep. Cornwallis' an Salisbury, 28. Oktbr. 1606; Winwood Memoranda, II. 262.

doch mindestens der ehrliche Wille entsprochen hätte! Sade Verma sich nicht scheute, trotz seiner genauen Kenntniß der rigen Lage der Staatsfinanzen und der zunehmenden Verarmung des Volkes sich und seine Vertrauten auf Kosten beider zu reichern: so ließ er sich in den wichtigsten Angelegenheiten Ausländern durch Geschenke gewinnen.¹⁾ Dabei wurde alles sam verhandelt, in das Endlose verschleppt. „Nachdem schreibt im Oktober 1605 der englische Gesandte, Sir E. Cornwallis, „die von den Räthen besprochenen und entschiedenen Sachen an den Herzog von Verma gesandt worden sind dessen Hand alle Arten von Papieren über was immer für (passiren müssen): so liegen — wenn ein Vogel im Wal ein Hase im Felde oder ein Kaninchen im Dorfe zu schießen die Papiere todt, mögen sie auch das Leben oder die Gesundheit der Armen oder das größte Heil für das Staatswesen betreffen“ Geist des Eigennuzes und der Trägheit durchdrang vom Anfang aus alle seine Diener und Werkzeuge.²⁾ Nur Gunst, nicht dienst galt. Um Belohnungen zu empfangen, mußte man der Nähe Verma's aufhalten, ihm gefällig sein und seine treue Pflichterfüllung kam nicht in Betracht, vielmehr ja solche, die zur Empfehlung nur Tugenden und dem Staate leistete Dienste besaßen, fast regelmäßig vergessen.³⁾

Alle diejenigen, welche diesem Systeme im Wege standen auch nur sich nicht mit ihm befreunden wollten, wurden auf das

¹⁾ Relaz. di Sim. Contarini, p. 300: Non è difficile di regnare di Lerma.

²⁾ MS. Dep. Joh. Rhevenhiller's v. 25. Febr. 1599 (F. F. u. S. in Wien C 9 b): „Man ist hie in publicis feintlich langsam, ob es der gehäufige Rath bewusster Massen ersetzt, so dient doch mehr zur Eile als schleunigen nothdürftigen Resolutionen. Jederman sieht auf sein verguldetes Camerschloß, und Damas fallen nit.“ — Vgl. Dep. Verma an vielen Orten (Winw. Mem. II).

³⁾ Ausspruch des Kardinals de la Cueva; Fontenay-Mareuil, ed. I, L. 70.

stigt. Freilich den Grafen v. Fuentes, der bei Volk und König angesehen war, mußte Lerma schonen und auf ehrenvolle Art ernennen. Sonst aber trat er mit grausamster Rücksichtslosigkeit

Ein Beispiel hierfür ist schon die Behandlung der würdigen Herzogin von Gandia. Ebenso wurden, nur weil sie Lerma mißfiel, sogleich nach seiner Machtergreifung vom Hofe entfernt der damalige Erzbischof von Toledo, der höchste Staatsbeamte Rodrigo Vasquez — Präsident des Rathes von Kastilien — und der Großkämmerer Pedro Porto-Carvero, die beiden letztern auch ihrer Aemter beraubt. Zumal die plötzliche Absetzung des Präsidenten Vasquez hatte das peinlichste Aussehen, da er als ehrlicher und tüchtiger Mann bekannt war. Als er den König in einem Schreiben bat, ihn doch nicht zu verstoßen, ehe er einer Schuld überführt sei: erhielt er die Antwort seiner Verbannung von Madrid und Valladolid in zwanzigmeiligem Umkreise. Diese unverdiente Mißhandlung schmerzte dem alten Manne das Herz, und er starb schon wenige Wochen später. Als Grund für seine und des Erzbischofs Ungnade führte man an, daß sie dem verstorbenen Könige gerathen hätten, seinem Nachfolger einen aus bewährten Personen gebildeten Regentschaftsrath an die Seite zu setzen, um ihn wenigstens während der ersten Jahre seiner Regierung zu leiten.¹⁾

Mit derselben erbarmungslosen und kalten Grausamkeit verfuhr Lerma gegen jeden, der seiner Despotie entgegenzutreten wagte. Am 20. Mai 1609 wurde plötzlich einer der vornehmsten Männer Spaniens aufgehoben und auf eine Festung gebracht: Don Francisco de Mendoza, Marques von Guadaleste, Admiral von Aragon, nicht wohl der Bruder des Herzogs von Infantado, also mit Lerma verwandt. Zwei seiner Diener wurden gleichfalls gefangen genommen, einer von ihnen — sein Sekretär — gefoltert, seine Briefe und seiner Freunde Papiere mit Beschlagnahme belegt. Sein Verbrechen bestand darin, dem Könige eine Denkschrift über die Mängel der

¹⁾ Cabrera p. 26.

zeitigen Staatsverwaltung vorgelegt zu haben; und nun
 digte man ihn, daß einige Lerma's feindliche Maueranschläg
 San Lorenzo zum Vorschein kamen, von ihm herrührten.
 Monate später wurden auch der Geschichtschreiber Antonio
 rera und Don Luis de Castilla verhaftet, weil sie mit
 miral in Korrespondenz gestanden und ihn in seinem Unte
 unterstützt hätten. Als noch nach sieben Monaten der
 sich ohne jedes Urtheil in engem Kerker sah, versiel er vor
 in ein schweres Fieber. Er wurde dann in ein Kloster
 und hier bis zum September 1612 ohne Urtheil und E
 fangen gehalten. Ebenso plötzlich wurde der Befehl ert
 aus dem Kloster zu entfernen und ihm seine Güter zurück
 Da er gerade gefährlich krank lag und die Aerzte eine
 für sein Leben bedrohlich ansahen, bat sein Bruder, de
 von Infantado, den König, ihn bis zu seiner Herste
 Kloster zu belassen. Vergebens — er mußte dasselbe
 räumen. Unerwarteter Weise kam er doch mit dem Leb
 und wurde schließlich auf seine Güter bei Guadalararra
 nachdem er vier Jahre im Gewahrsam zugebracht hatte, el
 Vergehens überführt werden zu können. Die Diener u
 zwischen schon im Jahre 1611 — nach zweijähriger G
 schaft — unter der Bedingung frei gelassen worden, nie d
 ihrer Verhaftung zu verrathen und fünfzehn Meilen v
 entfernt zu bleiben. Antonio de Herrera wurde unter A
 der Einziehung seines Vermögens und der Verweisung
 Halbinsel gleichfalls auf fünfzehn Meilen vom Hofe
 Don Luis de Castilla war freilich bald völlig befreit we
 für ihn auch nicht der Schatten eines Verdachtes vorlag
 steht dieser Fall des Mißbrauches der Polizeigewalt zur
 rache seitens Lerma's keineswegs vereinzelt da. Hatte er
 schon früher (1603) gegen seine Wohlthäterin, die Marq
 Valle, deren Begünstigung er sein Emporkommen überh
 danken hatte, mit gleich grausamer Willkür benommen, so

Dankes auf leichte Weise zu entledigen! Hierbei stieß Lerma sehr mit dem königlichen Beichtvater Gaspar de Cordova zusammen, einem gutmüthigen Manne, der ihn an dieser Ungerechtigkeithindern wollte, und aus Kummer über die Niederlage, die bei dieser Gelegenheit von Lerma bei dem Könige bereitete, bald darauf starb. Lerma sorgte nun dafür, daß auch dieser Seite her kein feindlicher Einfluß mehr den König beeinflussen könne, indem er dem Monarchen seinen eigenen Beichtvater zum Gewissensrathe gab.¹⁾

Bei einem solchen Verfahren mochte sich Lerma nicht wundern, wenn er trotz der äußern Leutseligkeit, die er affectirte, bei den Großen und Gering sehr verhaßt war. Viele, und zwar die angesehensten Männer, suchten durch Denkschriften, die sie dem Könige vorlegten, denselben von der trassen Selbstsucht und Verderblichkeit des Lerma'schen Regiments zu überzeugen; aber diese Abhandlungen hatten keinen besseren Erfolg, als das Memoire des unglücklichen Admirals v. Aragon; sie wurden von dem Könige, der von Lerma's Ergebenheit für ihn und die Krone Spanien überzeugt war, demselben ungelesen übergeben. So fand sich alles, was nicht zu der Lerma'schen Verbindung gehörte, unglücklich bei Hofe, und wer dort nicht durch sein Amt zurückgehalten wurde, entfernte sich lieber in die Provinz.²⁾ Nicht minder war Lerma bei dem Volke verhaßt. „Die Größten“, schreibt der sächsische Gesandte, „hassen sein Thun, die Niedrigsten murren darüber“. Zumal nachdem Miranda, der Präsident von Kastilien, man noch für den guten Geist des ganzen Systems hielt, der durch Geschicklichkeit, redlichen Willen und Geschäftskennntniß

¹⁾ Ueber den ersten Fall s. Cabrera passim, über den letzten Fr. Chr. Levenhiller, VI. 2770 f. Bekanntlich war damals Graf Johann v. Rheiter kaiserlicher Gesandter in Madrid (st. 8. Mai 1606) und dort sehr ansehnlich; seine Aufzeichnungen sind die Nachrichten über Spanien in den *les Ferdinandes* entlehnt.

²⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 366 ff.

die Irrthümer anderer häufig ausglich, von den Geschäften fern gehalten, bezeichnete man im Volk die Wirkthätigkeit der Regierung laut als eine „höllische“.¹⁾ Als sich im Mai 1607 falsche Gerüchte verbreiteten, daß man Verma's Vertrauten, Rodrigo Calderon gefangen gesetzt habe, zeigte das Volk lärmende Freude.

Aber an dem Haupthelfer Verma's, dem unersättlichen, ja und böshafteu Villalonga, konnten seine und des Herzogs völlige Genugthuung erleben. Ende 1606 wurde der El Alonzo Ramirez de Prado vom königlichen Finanzrathe, wenige Tage darauf, im Beginne des Jahres 1607, der v. Villalonga mit seiner ganzen Familie verhaftet — wie gleich hieß, wegen unrechtmäßiger Bereicherung im königlichen Dienste. Ihnen folgten bald mehrere portugiesische Beamte des Königs, des gleichen Verbrechens angeschuldigt. Der Graf empfand dieses verdiente Schicksal so zu Herzen, daß er darüber Nerven verlor, in dessen Phantasien er die größten Lüste gegen Gott, den König und den Herzog ausstieß. Als er zweimonatlicher Krankheit wieder zu sich gekommen war, erhielt er ihm die Anklageartikel gegen ihn mitgetheilt; aber er konnte seiner Verantwortung nicht arbeiten, da man ihm jeden Verkehr mit der Außenwelt abschnitt. Es zeigte sich recht deutlich, daß der Sturz des eben noch so mächtigen Mannes nur der Veranlassung Verma's zuzuschreiben war, weil Franqueza sich in der letzten Zeit feindlich zu dessen Schwiegersohn, dem Grafen v. Lemos, hatte; denn die Hauptanklage lautete auf Annahme von Bestechungen, eine Schuld, von der damals fast kein Beamter frei war, am wenigsten Verma selbst. Nach dreijähriger Gefangenschaft am 23. Dezember 1609, wurde erst das Urtheil über Villalonga verkündet in nicht weniger als 473 Anklagepunkten. Er wurde verurtheilt zu einer Geldstrafe von 1,400,00 Dukaten — 9½ %

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. 27. Juni 1607, 12. Mai 1608; *Winwood's Memorials* II. 324. 395 f.

Thalern nach relativem Werthe — ferner zum Verluste seiner echten Würden und Aemter und zu ewiger Einschließung nach Belieben Seiner Majestät. Freilich milderte der König bald auf das Urtheil, indem er dem Grafen und seiner Familie ein reich beträchtliches Auskommen ließ und sie in verschiedene Städte vertheilte. Das Vermögen Villalonga's wurde damals auf 10 Dufaten — etwa eine halbe Million Thaler — jährlicher Einkünfte und eine halbe Million Dufaten — über drei Millionen Thaler — nur an Geräthen, Kleidungsstücken und Kostbarkeiten geschätzt. Alles das hatte sich Villalonga in einer Dienstzeit von 17 Jahren und in einem dem Range nach untergeordnetem Amte erworben!

Doch wozu noch weiter die Schilderung einer Regierung fortsetzen, welche die absolute Macht, die sie sich zu verschaffen gewußt, nur zur Auszehrung des Volkes, zur Vernichtung von dessen Kraft benutzte.

Eine Gewalt, welche die Mißgriffe der Regierung hätte abzuwenden oder doch mindern können, gab es in dem bei weitem größten Theile Spaniens nicht. In den Ländern der kastilischen Krone war seit dem Tage von Villalar, wo die Comuneros der königlichen Heere Karl's V. erlegen waren, die Macht der Krone zu einem Schatten erblaßt. Einen neuen Stoß hatte das Verhängen derselben im Jahre 1538 erlitten, wo Karl, als zu Toledo der Adel die geforderte neue Steuer nicht bewilligte, sowohl den Adel als auch die Geistlichkeit von den Cortes ausschloß, so daß er nur noch die Vertreter der Städte einberufen wurde, die bisher den wenigsten Einfluß besaßen hatten.¹⁾ Seitdem erschienen nur zwei Vertreter der folgenden 18 Städte zu den Cortes: Burgos, Leon, Granada, Sevilla, Cordova, Murcia, Jaen, Madrid, Zamora, Zamora, Guadalupe, Valladolid, Salamanca, Avila,

¹⁾ Sempere, Histoire des Cortès (Paris 1815) 236 ff. — Die Städte erschienen zum ersten Male auf den Cortes zu Leon, i. J. 1188; vgl. Sempere, Considérations sur la Monarchie Esp., II 258 f.

Soria, Segovia, Toro, Toledo.¹⁾ Den Vorsitz führte D die alte Hauptstadt Kastilien's. Wohl wurde der Jda der Cortes noch mit großem Pompe gefeiert, wohl wurde Schein des Einflusses und der Macht um dieselben geh ohne daß das Wesen diesen äußern Veranstaltungen hätte. Die Befugnisse der Cortes waren nie recht gewesen, ein unumgängliches Zustimmungrecht für Steuern hatten sie nie besessen; jetzt wurde es ihnen sächlich entzogen, und nur bei Erhebung außerordentlich drücklich nur immer auf bestimmte Zeit bewilligter Steuern ihre Zustimmung ein. Dazu kam, daß die Cortes thörigten Kasten geiste, der alle Spanier damals ergri ihren Einfluß selbst schwächten. Die 74. Forderung von Cordova, im Jahre 1570, lautete dahin, daß in die rätthe der die Cortes beschickenden Städte nicht mehr Handwerker und Advokaten, sondern nur noch Adlige sollten! Repräsentirten die damaligen Cortes überhaupt Klasse der kastilischen Nation, und selbst aus dieser u wohner weniger Städte: so verlor schließlich die angevertretung jede Grundlage, wenn sie nur aus der einen verarmten und moralisch zerrütteten Kaste der Hidalgo Städten hervorging. So arbeiteten die kläglichen Stetheile der verschiedenen Klassen des spanischen Volkes Despotismus in die Hand, der sie dann alle niederrückkraft vernichtete.²⁾

¹⁾ Relaz. di Sim Contarini p. 311. — Vgl. Relacion de que se hizo el juramento del Principe N. S. etc. á los 13 1608; Cabrera p. 328.

²⁾ Nach dem an andern Stellen und hier über den Charakter Einsicht des spanischen Volkes Dargethanen wird hoffentlich die Buckle im 1. Kap. d. 2. Band. seiner History of civilisation durchfüll alles Unglück des Landes das Werk nur der Priester u. Könige gewesen völlig einseitig erscheinen. Daß der Verfall ganz plötzlich unter Philipp getreten sei (S. 38 d. deutschen Uebersetzung) ist gewiß nicht richtig; in Hälfte von Philipp's II. Regierung tritt er bereits deutlich genug

Man würde sich überhaupt irren, wenn man meinte, bei den es mehr Einsicht in die wahren Ursachen des Niederganges Nation und eine bessere Erkenntniß ihrer Bedürfnisse anzunehmen, als bei der Regierung. Wenn wir von den allgemeinen Forderungen zur Sparsamkeit absehen, werden wir vielmehr finden, alle verkehrte und verderbliche Gesetzgebung von den Cortes bedingt, zum Theil sogar veranlaßt worden ist. Doch hörte die Unständigkeit dieser Körperschaft immer mehr auf. Drohungen und Verheißungen leiteten die Beschlüsse nach dem Sinne der persönlichen Forderungen. Die Abgeordneten gewöhnten sich mehr und mehr, ihr Amt nur als Gelegenheit zu persönlicher Beförderung zu betrachten, und es etablirte sich hier ein System der Beugung der Volksvertreter, so schamlos und öffentlich, daß die englichen Zustände unter Walpole ganz unschuldig dagegen erscheinen. Geschenke und Ehrenstellen wurden den Abgeordneten übergeben, die sich um die Annahme der königlichen Forderungen beizubringen verdient gemacht hatten.¹⁾

Die Vollmachten, welche die Abgeordneten von ihren Städten erhielten, machten übrigens die Ratifikation ihrer Beschlüsse durch die städtische Obrigkeit selbst nothwendig. Damit eine königliche Resolution endgültig angenommen war, mußten von den 36 Procuratoren mindestens 19 ihr zustimmen und hierauf von den 18 Cortes entsendenden Städten wenigstens 10 dem beitreten.

Aufstellung der Forderungen und Beschwerden der Cortes dazu war eine nochmalige Umfrage bei den Mandanten unnöthig, jene nur auf Grund der von den Städten ihren Vertretern gegebenen Instruktionen erhoben wurden, und zwar in der letzten von den Procuradoren jedes Ortes für sich, ohne Gemeinschaft mit den andern.²⁾

¹⁾ Relaz. di Sim. Contarini p. 310 f. — Näheres bei Ranke, Fürsten und Völker II.

²⁾ Cabrera, Relaciones: Cortes v. 1600, 1607.

Indessen so nachgiebig und unterthänig auch im ganz kastilischen Cortes waren, so vermochten sie sich doch dem Ueberhandnehmen der schweren und wahrhaft erdrückenden Steuerlast, unter der das Land erlag, nicht zu verschließen. Ihre Abneigung gegen die weitere Bewilligung der außerordentlichen Abgabe der Milliones deshalb so groß, daß es im Jahre 1607 wirklich schien, zum ersten Male seit langer Zeit eine königliche Forderung verworfen werden sollte. Schon im Jahre 1600 hatte der König seinen ursprünglichen Anspruch in Höhe von drei Millionen nicht auf $2\frac{1}{2}$ Millionen ermäßigen müssen; jetzt verlangte er zwar möglichst schnell, 20 Millionen, auf acht Jahre vertheilt, die vier von der frühern Steuer noch rückständigen Millionen. Aber die Proposition wurde sehr übel aufgenommen: es hätte die Abgabe das Königreich in zu große Noth versetzt. Die Cortes von Burgos meinten, so schnell sei die Sache nicht abzumachen, sie müsse erst reiflich überlegt werden; und so schlossen sich die andern an. In dieser Noth gebrauchte man ein echt spanisches Mittel: privatim und öffentlich mußten die Cortes, zumal Jesuiten, die sich vorzüglich hierzu hergaben, die Cortes geordnet in's Gewissen reden, den königlichen Willen zu unterstützen. Hierdurch brachte man es dahin, daß 23 Procuradores ihnen zuver die Abstellung mehrerer Mißbräuche vorgebracht worden war, die Milliones auf weitere sieben Jahre bewilligt werden und zwar mit Erlaß der noch schuldigen vier Millionen. Procuradores stimmten auch gegen diese ermäßigte Forderung darunter beide von Burgos und einer von Sevilla. Als die Städte, den Beschluß ihrer Procuradores zu unterstützen. Der König mußte bis zum November 1608 warten, endlich eilf Städte jener Forderung von $17\frac{1}{2}$ Millionen zustimmten. Diese Milliones standen übrigens nicht in der Verwaltung des königlichen Finanzrathes, sondern der Cortes, die zu diesem Behufe zwei ständige Vertreter am Hofe hatten. War Philipp III. bei den allezeit gefügigen Cortes

hlich durchgedrungen, so fand er an anderen Orten mehr Schwierigkeiten. Schon die Katalonier bewiesen gegen die Bezahlung der von ihnen verlangten Million Dukaten so viele Hartigkeit, daß man sie von ihnen nur durch große anderweitige Zugeständnisse erkaufen konnte.¹⁾ In Aragon erlitt der König gleich Anfangs seiner Regierung eine herbe Niederlage. Trotz des ständigen Streiches, den Philipp II. im Jahre 1591 gegen die Grenzen dieses kleinen Königreiches geführt, hatten sich doch die alten seiner Fueros erhalten. Noch immer wiesen die Cortes drei Bräzos oder Arme auf: Edellente, Geistliche und dritten Stand; noch immer war zur Bewilligung neuer Auflagen Einmütigkeit aller anwesenden Deputirten nothwendig. So war auch die Bestimmung der Aragonesen eine freiere geblieben. Im Sommer 1591 erhoben sie so große Schwierigkeiten gegen die königlichen Forderungen, daß Philipp III. einsah, er werde doch nicht durchdringen, deshalb lieber selbst der Sache ein Ende machen wollte. Er ließ den Bräzos von Aragon befehlen, über seine Forderung, sie sollten 10,000 Kriegersleute in ihrem Lande mustern und ihm für den Fall zur Verfügung stellen, nicht weiter zu verhandeln und zum Hause zu gehen.²⁾

Eine noch viel härtere Zurückweisung erfuhr der König von den der baskischen Provinzen. Diese erfreuten sich einer fast völligen Unabhängigkeit und waren eigentlich nur dem Namen nach dem übrigen Spanien verbunden. Sie wählten ihre Beamten selbst und hatten das Vorrecht, „den königlichen Dekreten zu gehorchen, ohne sie auszuführen“, wenn sie dieselben für nicht übereinstimmend mit ihren Fueros hielten. In Guipuzcoa hatte man gesetzlich das Recht, jeden, der einen königlichen Befehl ausführen wollte, ohne daß derselbe von der gewählten „Deputation“ der Provinz bestätigt worden, sofort zu tödten. Schon Philipp II.

¹⁾ Cabrera, Relac. 31.

²⁾ Ibid. 116.

hatte versucht, den Partikularismus dieser Lande zu bekämpfen, indem er Heirathsverbindungen zwischen ihren leitenden Familien und den Vornehmen der anderen Provinzen veranlaßte und reichen Biscayern Aemter in den südlichen Gegenden ergab. Aber gegen die Freiheiten der Vasallen einzuschreiten, er nicht gewagt; außer dem Muth der Gebirgsbewohner, wohl besonders die Nachbarschaft Frankreich's, die ihn abzumal dieses ohnehin mit denselben in engem Verkehre und nighsamer Verbindung stand. Philipp III. meinte fühner dürfen. Im Jahre 1601 dehnte er auf die Biscayer mehr Steuern aus, die er im übrigen Spanien erhob. Aber die Biscayer waren nicht gewillt, sich eine Verfügung gefallen zu lassen, die nicht nur ihnen neue Lasten auferlegte, sondern auch wichtiges Präcedenz zur Beseitigung ihrer altherkömmlichen war. Ihre Deputirten versammelten sich nach der Sitte im alten Baume von Guernica und verfaßten einen Protest, den Pedro de Gamboa dem Könige zu überreichen hatte. Es ist würdig, wie dieses kleine Bergvölkchen es wagte, an den ersten absoluten Herrscher der Welt Worte zu richten, wofür früher die Aragonesen an ihren schwachen König. Ihre Rede lautete:

„Nachdem wir erfahren, daß zum Lohne der ja
 „und treuen Dienste, welche diese Herrschaft der Krone
 „hat, Eure Majestät unsere Gerechtsame verletzen will
 „Sie uns befiehlt, gewisse Steuern zu entrichten, wofür
 „Kastilianer unterworfen sind: haben wir eine allge-
 „sammlung zu Guernica berufen und beschloffen, in U-
 „stimmung mit unseren Fueros, welche die Könige, Eu-
 „sahren, uns zugestanden haben, und die man jetzt mit i-
 „Härte beseitigen will, uns demüthig an Euch zu wend-
 „Euch zu bitten, die Verfügung, die uns betrifft, zu re-
 „Was wir verlangen, ist gerecht, und wenn man unser
 „nicht Genüge thut, werden wir die Waffen ergreifen,“

theures Vaterland zu vertheidigen, sollten wir auch unsere Häuser und Felder verbrennen, unsere Frauen und Kinder sterben sehen, sollten wir schließlich einen andern Herrn suchen müssen, um uns zu beschützen und uns zu vertheidigen.“

Schon zwölf Tage nach Abgang dieser Vorstellung lief die Wort des Königs ein. Philipp III. wagte es, zum Theile wohl ent der schon berührten Nähe Frankreichs, nicht, der Entschlossenheit dieser Handvoll muthiger Männer zu trotzen. Seine Erwiderung ist entschuldigend, fast demüthig; er habe gesehen, daß sie ständig in ihrem Rechte seien, sie sollten alle ihre Freiheiten Privilegien auch ferner genießen.¹⁾

Es mehrten sich die Anzeichen wachsender Unzufriedenheit mit schwachen, verkehrten und doch so drückenden Regierung Philipps III. auf allen Punkten der Halbinsel. An sich noch wenig erheblich, waren sie drohende Hinweisungen auf eine nahe Zukunft. Im Februar 1604 hatten die Cortes von Valencia dem unge 400,000 Dukaten und — wie schon erwähnt — dem zuge von Lerma das Monopol der Thunfischerei an ihren besten bewilligt. Wegen dieser letzteren Aufmerksamkeit vertheilte er an seine Anhänger und Verwandten in Valencia mit einem Male so viele Gnadenerweisungen, wie Philipp II. nicht während der ganzen Regierung gethan hatte. Diese Verschwendung auf Kosten des Volkes erregte aber in Valencia so großen Unwillen, daß man schon den Ausbruch einer Empörung, wie der aragonesen unter der vorigen Regierung, fürchtete. Diejenigen Vorurtheile, die nichts oder nach ihrer Ansicht zu wenig erhalten hatten, sahen sich tief beleidigt, und der erste Mann der Provinz, der 1593 v. Gandia, wies eine Pension von 4000 Dukaten zurück. Das Volk aber war über die neuen Auflagen auf das äußerste

¹⁾ Nach Altenstücken im Archive des franzöf. Ministeriums des Aeußern, Weiss, L'Espagne, II. 322 ff. — Ebenso bei Lavallée, L'Espagne de 1492 (Paris 1847) 42 f.

nicht herausfinden, so groß auch ihre Zahl gewesen war. hier mußte der König schließlich weichen und auf einen Theil der neuen Auflagen verzichten.¹⁾

Die immer lauter werdenden Klagen der kastilischen die Ausbrüche der Unzufriedenheit in Katalonien, Aragon, und Valencia waren gleichsam die Vorläufer der gefährlichen Störungen, die ein Menschenalter später den Zerfall des Reiches herbeizuführen drohten. Sie hätten der Regierung ernste Mahnung sein sollen, auf ihrem unheilvollen Wege halten, zu Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Ernst in der Verwaltung zurückzukehren; aber an dem stupiden Könige und selbstsüchtigen Minister waren diese Lehren verloren: für Spanien weiter zum Abgrunde des ökonomischen und politischen Bankerotts.

„Zu solcher Tiefe von Elend und Bedürftigkeit“, so Charles Cornwallis, der englische Gesandte,²⁾ „ist dieses Reich gekommen, und zu einer so großen Spaltung in den Meinungen (und Vereinigung nur in Furcht und Mißtrauen), wenn man es jetzt bei dieser Waffenruhe nicht bessert und der nächste große Sturm sicher die ganze Maschine in die Grundstücke zu bringen“.

Die einzige Lichtseite der spanischen Administration

be nur verlassen, soweit keine politischen Fragen zur Sprache kamen. Der König mischte sich sonst in die Gerechtigkeitspflege um Privilegien aufzuheben oder eine Strafe zu mildern. Die Justiz und Kriminalgerichtsbarkeit war in unterster Instanz den Justizpersonen der Feudalherren, den vom Könige ernannten Regidores in den Städten, den von den Bauern erwählten Alkaldes auf dem Lande, in Madrid den sechs Hofalcalden anvertraut.

Von diesen ging in den Ländern der Krone Kastilien die Appellation direkt an den „Königlichen Rath von Kastilien“, der am Orte des Hofes residirte, als vornehmste aller Rathsverfassungen galt und sich fast ausschließlich mit Rechtsangelegenheiten beschäftigte; nur in sehr wichtigen politischen Fragen, bei denen staatsrechtliche Gesichtspunkte zur Sprache kamen, wurde er vom Könige um Auskunft angegangen. In den Provinzen Alt- und Neukastilien nebst Dependenzien konnte man an Stelle des königlichen Rathes an die Kanzlei von Alt- oder Neukastilien appelliren — die erstere befand sich in Valladolid, die letztere in Granada — oder auch an eine der vier besonderen Audiencias. In diesen es bildeten dieselben nur eine für die betreffenden Provinzen zweite Instanz, denn man konnte wieder von ihnen an den königlichen Rath appelliren, freilich nur in gewissen Fällen nach Erlegung von 1500 Dublonen — etwa 10,500 Thalern heutigem Geldwerthe — die eingezogen wurden, wenn das Urtheil der Kanzlei Bestätigung fand.

Der königliche Rath von Kastilien bestand aus dem Präsidium und sechszehn Auditoren, die direkt vom Könige auf beliebigkeit ernannt wurden — von der Unabsetzbarkeit der Richter hielt man in dem despotisch regierten Spanien nichts; ferner den Fiskal, sechs Relatoren und sechs Kammereschreibern. Die Urtheile beschloß nach der Mehrheit der Stimmen alle über wichtige Angelegenheiten. Dadurch wurden freilich die Geschäfte verzögert. Manche Prozesse dauerten dreißig, ja hundert Jahre. wurde deshalb mehrmals die sehr vernünftige Neuordnung ver-

sucht, innerhalb des Rathes Kommissionen einzurichten, die mit besondern Angelegenheiten sich zu beschäftigen hätte; ob Erfolg. Die Macht des Ueberkommenen war überall in Spanien. Drei von den Auditoren bildeten mit dem Pri zusammen den Kammerrath, der das Recht hatte, bei Vorsein mildernder Umstände eine Abschwächung der Strafe zu lassen.

Die polizeiliche Gewalt war insofern der richterliche geordnet, als der Königliche Rath über sie die Aufsicht führte. Untern Polizeibehörden waren die Alkalen — einer für je eine und jede kleinere Stadt, mehrere in kollegialischer Thätigkeit einem Corregidor für die größeren Orte. Ihnen waren die Jügel, die Polizeidiener, untergeben. Daneben sorgte für die Sicherheit der Landstraßen die längst nicht mehr freie *Verbr* der Santa Hermandad. Die gröbern Verbrecher, deren vor den Königlichen Rath selbst kamen, wurden in der Hauptstadt vereinigt und diese Gefängnisse von zwei bis sechs bestimmten Auditoren des Königlichen Rathes jeden Abend inspiziert. Kurz vor Ostern und vor Weihnachten fand eine Generalinspektion der Gefängnisse durch den gesamten Königlichen Rath Statt.¹⁾

In den Ländern der Krone Aragon war die Einrichtung eine ähnliche, nur daß hier an die Stelle des Königlichen von Kastilien der *„Heilige und Königliche Rath von Aragonien“* trat, der aus einem Präsidenten und sechs Räten bestand, nebst einem Protonotar, einem Fiskal und vier Sekretären.

Von einer Unabhängigkeit der Richter der Regierung über konnte bei deren augenblicklicher Absehbareit nicht die Rede sein, und haben wir von der Einwirkung politischer oder vielmehr der Günstlingslaunen auf die Rechtsprechung

¹⁾ Relaz. di Fr. Priuli p. 359 f. — Cabrera p. 31. — *„Gaceta de Madrid“* v. 28. März 1608; Winw. Mem. II. 380. — Davila, *Gran Historia de España*, Madrid, p. 337 ff. — Cos — Gayon, *Administracion de España*;

ende Beispiele angeführt. Indes, es läßt sich nicht leugnen, hiervon abgesehen — und wo wäre es damals in Europa gewesen? — die Justiz mit großer Unparteilichkeit gehandelt wurde. Auch die höchsten Beamten des Staates, die vorsten Graden waren ihr unterworfen. Jede Beleidigung, jeder Ungehorsam gegen einen Polizeibeamten wurde an demselben ebenso streng bestraft, wie an dem Geringsten. Die Hofgeschichten des Cabrera sind voll von solchen Geschichten. Es bildet diese Seite der spanischen Verwaltung einen erfreulichen Gegensatz zur Gerechtigkeitspflege und Polizeieinrichtung in Frankreich, wo der Vornehme mit ganz anderm Maße gemessen wurde, als der Bürger und Bauer.

Aber außerhalb dieses ganzen Systemes stand das furchtbare Joch der Inquisition, auf der ganzen Bevölkerung mit dem schwersten Gewichte dumpfen Entsetzens, unbestimmter Furcht lastend. Zwar, zumal seit der Konstitution von 1561, dem Könige ganz unterworfen. An seiner Spitze stand der „Rath der heil. Inquisition“, dessen Präsident — der Generalinquisitor — und fünf andere (Apostolische Inquisitoren) vom Könige ernannt, vom Papste nur bestätigt wurden. Zur Belohnung des fanatischen Eifers der Dominikaner und ihres Verdienstes um die Einrichtung der Inquisition in Spanien bestimmte Philipp III. am 16. Dez. 1618, daß eines der Mitglieder des höchsten Rathes der Inquisition stets aus dem Orden angehören müsse.¹⁾

Wir haben schon gesehen, daß Verma seine Verwandten und Freunde in die Stelle des Generalinquisitors zu bringen wußte. Kommen unter Philipp III. eigentlich politische Prozesse bei der Inquisition nicht vor; sonst war sie unter ihm so mächtig, wie jemals zuvor. Jedes Inquisitionsgericht veranstaltete jährlich meistens ein Auto de Fe, bei dem eine mehr oder minder große Anzahl von Unglücklichen figurirte. Eines der bedeutendsten und

¹⁾ Davila, Grandezas de Madrid, p. 440 ff.

feierlichsten war das vom 7. und 8. November 1610, in Inquisitoren von Logroño in Altkastilien elf Personen neben zwanzig zur Wiederaufböhnung und einundzwanzig zu verschiedenen Bußen verurtheilt hatten. Sechs davon waren Gotteslästerer verdächtiger Aeußerungen schuldig, sechs heimliche Juden, heimlicher Mohamedaner, einer Lutheraner, zwei Diebe, die Diener des heil. Offiziums ausgegeben hatten, und neunmahl Zauberer, unter die auch die elf Verbrannten gehörten. Dagegen sagen, welche diese Unglücklichen über Hexerei und Zauberei — theils durch Marter genöthigt, theils aber in wirklicherzeugung und Aufrichtigkeit — machen ein trauriges Kapitel Geschichte menschlichen Aberglaubens aus. Nichts absurder, ausführliche System des teuflischen Reiches, welches die Inquisitoren aus den Aussagen zusammenstellten, und das den einer gänzlich krankhaften und unreinen Phantasie giebt¹⁾ das königliche Paar im Februar 1609 zum ersten Male die Stadt Toledo besuchte, wurde zur Feier ein Auto veranlaßt, dem dreißig Delinquenten erschienen. Natürlich wohnten die Inquisitoren diesem Schauspiel bei.²⁾

Alles zitterte vor dem heil. Tribunale; aber während die Masse des Volkes sich andächtig und von schauerlichem Entzücken zu den Autos drängte, gab es doch, zumal in den aufgeklärten und freier denkenden Provinzen der Krone Aragon bereit, die vom tiefsten Hass gegen das heil. Offizium erfüllt. Einer äußerte sich, er würde dem Thronfolger nur schwören, derselbe vorher verspreche, das Böse abzustellen, was die Inquisitoren alle Tage thäten; ein anderer nannte dieselben „die größten

¹⁾ Llorente, Gesch. der Inquisition, übers. v. Höck (Gmünd 1851) 518 ff. — Wie v. Schack (Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien), II. 15 Anmerk. 1 nach einigen Stellen in Dramatiken kann, in Spanien habe man an Hexen und Zauberer nicht geglaubt, wenn er, wie er behauptet, den Llorente durchgelesen, völlig unrichtig. Vgl. Don Quixote, Th. I. Kap. 49.

²⁾ Cabrera 61.

chler, die es in der Welt gäbe;" viele andere Leute wurden diese Zeit wegen ähnlicher Ansichten bestraft. Selbst ein Diener Inquisition meinte: seinetwegen möge man nur das Haus, die Angnisse, die Papiere derselben, ja die Inquisitoren selbst vernichten, er habe nichts dagegen einzuwenden.¹⁾ Aber solche Stimmungen vermochten sich nicht Geltung zu verschaffen. Zu fest war Gefüge, das königlichen und geistlichen Despotismus mit ein-
er verband. —

Ebenso wie die Parlamente hatte der Adel längst alle politische Bedeutung verloren. Er suchte Ersatz in der Einnahme der Staatsämter in Verwaltung, Rechtspflege und Heer und vorn in unsinniger Verschwendung und dem Glanze der Erscheinung am Hofe. Prälaten und Herren verließen ihre Besitzthümer, erschienen in der Umgebung des Königs, um dort mehr, als Einkommen zu gewähren vermochte, in unnützer Pracht zu verleben. Inzwischen verfielen ihre Schlösser, verödeten ihre Aecker, räumten ihre Unterthanen.²⁾ Nur noch wenige Glieder des Adels behielten der strengen Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit und der auflösenden Gastfreundschaft getreu, durch welche früher die Edlen sich auszeichnet hatten.³⁾ Als allgemeine Regel galt für den Adel, daß jede einträgliche Beschäftigung unadlig, entehrend sei, nicht nur für den Grande und Titulado, auch für den einfachen Hidalgo, der häufig genug seinen Adel nur durch den Titel Don zu erweisen vermochte, den er selbst erst vor seinen Vorfahren gesetzt hatte; „der sich“, wie Cervantes sagt, „zum Ritter machte mit vier Fuß Weinberg, zwei Morgen Ackerland, einem Lumpen hinten und einem Lumpen vorn“. Die Annahme des

¹⁾ Llorente, III. 471 ff. — Die Inquisition zählte 20.000 Diener; *Inventory général* (Paris 1612), p. 159.

²⁾ Moncada, *Restauracion politica de España*, 114.

³⁾ Vergl. Calderon de la Barca, *El Pintor de su deshonra*, jorn. 2. treffliches Bild der kastil. Gastfreundschaft.

Adelstitels war damals etwas ganz Gewöhnliches. „Es giebt“, sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „den Sohn eines Hofs, der nicht mit Hülfe dieser so wenig soliden Grundlage strebt, die dem wahren Adel zukommende Schätzung zu spruchen. Hieraus ergiebt sich, daß sie, gefesselt und beiz dem falschen Scheine des Kavaliertums, ungeeignet Aemter und Beschäftigungen zu übernehmen, die mit dem Ansehen eines Vorn unvertäglich sind. Ja, diese Art von Leuten, die kein Vermögen besitzt, um ihr Leben zu fristen, und es hindert ist, sich solches zu erwerben und zu verdienen, ist gerade, welche außerordentliche und schändliche Verbrechen begeht, w an diesem Hofe hinreichende Erfahrung haben. — Denn, ist nicht damit beschäftigt, etwas zu thun, lernen sie Böses th das Schlimmste ist: während früher für Infamie galt die Lüge, Betrug zu üben, Prozesse mit Gläubigern zu k es schon so weit gekommen, daß alles das für wahrhaft n Wesen erachtet wird, indem man sagt, daß Wahrheit red Betrug, Täuschung u. dergl. üben, Sache der Plebejer hiermit gehen Hand in Hand die ausschweifendsten da man mit dem prahlt, was ehemals Schande zu pflegte.“¹⁾

Wo die höheren und mittleren Stände der Nation üblem Beispiele vorangingen und die Eucht nach tragem wissenlosem Genuß gerade die Schichten des Volkes durch hatte, welche sonst die gesündesten zu sein und auf denen des Staates hauptsächlich zu beruhen pflegen: da mußte Staat und Nation in ein unheilbares Siechthum verfallen ist bequem, alle Schuld des staatlichen Niederganges der einzelnen Personen aufzubürden, da doch die hauptsächlich in dem Charakter des Volkes selbst liegt. Geht ja im die Regierung auch auf diesen zurück.

¹⁾ Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 10.

Nirgends sprach sich die Zerrüttung des spanischen Staats-
 uns krasser aus, als in den Finanzen.

So schwierig es nun auch ist, sich einen Ueberblick über das
 erst verwickelte Steuersystem der spanischen Halbinsel zu ver-
 ten, ist dies doch nöthig, um ein klares Bild von der Finanz-
 waltung unter Lerma's Leitung zu erhalten. Die Planlosigkeit
 Verkennung aller ökonomischen Verhältnisse, die im Steuer-
 herrschten, dienen dann auch mit zur Erklärung des trost-
 Zustandes von Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Beginnen wir mit den indirekten Steuern, damals den
 vieles wichtigsten. Das größte und zuverlässigste Einkommen
 Königs bildete die Alcabala, jene verderbliche Steuer, von der
 mand und unter den verschiedenen Territorien der Halbinsel
 Valencia und Katalonien ausgenommen waren, und die von
 vertauschten oder verkauften Waare ein volles Zehntel des
 thes für den Staat forderte. Diese unsinnigste und unökono-
 mische aller Abgaben — auf ihre Wirkungen kommen wir später
 einmal zurück — brachte jährlich 1,133,236,000 Maravedis
 3,030,373 Dukaten ein, an Geldwerth etwas mehr als jetzt
 100 Millionen Thaler. — Die nächst bedeutendste indirekte
 Steuer bestand in den Erträgen der Duanen. Dieselben befanden
 aber keineswegs ausschließlich an den Grenzen des Reiches.
 wehr blieb man, in so vielen Beziehungen zu Gunsten der
 lichen Allmacht reformirend, hier an den Einrichtungen hängen,
 betroffen waren, als Spanien noch aus vielen einzelnen christ-
 und maurischen Reichen zusammengesetzt gewesen war. Da-
 bildete jedes dieser Reiche eine Einheit für sich, hatte seine
 en finanziellen und industriellen Interessen und suchte dieselben
 Zollschranken zu schützen. Jetzt hatten sich diese Bedingungen
 ändig geändert. Ein Monarch herrschte von Cap Creuz bis
 San Vincent, vom Cap Finisterre bis zum Cap von Palos:
 trotzdem hatte man die Zollschranken zwischen den Provinzen
 nunmehr geeinten Halbinsel bestehen lassen. Es waltete selbst-

verständlich hier nicht etwa Schonung als berechtigt zu historischer Eigenthümlichkeiten vor, sondern man ließ diese große Menge innerer Zollbarrieren bestehen aus dem misßverstandenen Interesse des königlichen Schatzes. Es braucht kaum erwähnt werden, daß innerhalb der Provinzen jede Stadt wieder ihr *Porto* besaß. Die Einfuhr vom Norden, also vom Anstrome der Baskischen Provinzen, Navarra, Asturien und Galizien frei, sei es zu Wasser, sei es zu Lande. Dagegen mußten Waaren, wenn sie von Norden in die mittlern und südlichen Provinzen des Reiches verführt wurden, in den für jede Straße gerichteten Hauptzollämtern den sog. „Zehnten der Meereshäfen“ bezahlen. Wurden über die Ost- und Westgrenze von Spanien aus Aragon, Valencia oder Portugal Waaren eingeführt, so bezahlten sie den sog. „Zehnten der trockenen Häfen“, *diezmo puertos secos*, entrichten. Nach Süden ging freilich das Reich der Krone Kastilien bis an das Meer, aber Andalusien zu Gemäßheit seiner frühern Eintheilung in fünf kleine Reichtheile, immer noch in fünf Zollgebiete, zu denen außerdem besondere Duanen in Xerez und Lebrija kamen. In Sevilla endlich eine besondere Zollbehörde, wo man die nach beiden Ausführenden Waaren versteuern mußte. Die gesammten Einfuhrzölle — so nannte man diese Duanen von Andalusien — brachten 310 Cientos Maravedis oder 828,940 Dukaten heute etwa gleich fünf und einer halben Million Thaler. Dazu kommen die *Diezmos de los puertos secos*, die jährlich 60 Cientos oder 160,440 Dukaten, zum Werthe von ungefähr 1,059,000 Thaler ausmachten; und die Zehnten der Meereshäfen in 40 Cientos oder 106,960 Dukaten, gleich circa 706,000 Thaler. Hier sind noch nicht einbegriffen die Häfen von Portugal, die jährlich 33 1/2 Cientos oder 88,777 Dukaten — 586,000 Thaler — aufbrachten. Hiermit sind aber die Importzölle der spanischen Halbinsel nicht erschöpft. Der Export, die Ausfuhrartikel Spaniens, die Wolle, wurde besonders bei

Es wurde bei ihrer Ausfuhr ein Zehnt, dann noch eine außerordentliche Steuer von $1\frac{1}{2}$ Zehnten erhoben; beide brachten zusammen jährlich 80 Cuentos ein d. h. 213,920 Dukaten oder jeßigem Geldwerthe etwa 1,410,000 Thaler. Zählen wir die Ein- und Ausfuhr-Abgaben zusammen, so erhalten wir dieselben jährlich $523\frac{1}{2}$ Cuentos Maravedis oder 1,399,030 Dukaten, jezt etwa 9,234,000 Thalern entsprechend.

Eine besondere Steuer mußten noch die Merinoheerden bezahlen, die den Sommer auf den Gebirgen von Asturien zubrachten im Winter das Recht hatten, die Ebenen von Estremadura zu weiden. Dafür entrichteten sie den sog. servicio y montazgo, sich jährlich auf 60 Cuentos Maravedis belief, also auf 784 Dukaten oder 282,374 Thaler. Sevilla mußte für die Handelsvorrechte, die es besaß, ein halbes Prozent des Werthes für alle dort verkauften Waaren steuern; hieraus zog man jährlich 12 Cuentos, 32,088 Dukaten oder 211,800 Thaler. Zu den vermischten Steuern gehören auch die Summen, die für Befreiung der Sklaven und ihre Erhebung in den Bürgerstand richtet werden mußten und jährlich nicht weniger als 50 Cuentos brachten, das sind 133,700 Dukaten oder 880,000 Thaler.

Es kommt nun eine Reihe von Steuern auf die Fabriken, seit deren der Ruin der spanischen Industrie noch übrig gelassen ist. Von den Seidenspinnereien Granada's erhob man eine jährliche Abgabe von 44 Cuentos oder 117,656 Dukaten, gleich 530 Thalern. Die Sublimat- und Quecksilberfabrikation bezahlte 14 Cuentos jährlich, d. s. 37,436 Dukaten oder — nach dem Maßstabe — 247,078 Thaler. Die unsinnige Spielsteuer, die alle Klassen der spanischen Gesellschaft ergriffen hatte, ist ihrn besten Beleg in dem ungeheuren Ertrage der Spielsteuer. Dieselbe ergab genau so viel wie das Münzrecht: Cuentos, 106,960 Dukaten, also beinahe 706,000 Thaler. Zuckersfabriken Granada's endlich mußten jährlich 5 Cuentos zahlen, 13,370 Dukaten oder 282,000 Thaler. Summa der

Fabrikationssteuern: 103 Cuentos oder 265,422 Dufaten, also gleich 1,752,000 Thaler. Die Geringfügigkeit dieser spricht laut genug!

An indirekten Erträgen sind ferner die Monopole nennen. Das Einkommen des Salzmonopols war jährlich Cuentos, 288,792 Dufaten, reinen Gewinnes, also etwa 1, Thaler. Das Münzrecht ergab, wie erwähnt, 40 Cuentos, Dufaten, nicht ganz 706,000 Thaler. Das Monopol des brachte 20 Cuentos ein, 53,480 Dufaten oder 353,000 Thaler. Ebenso war die Seidenzucht, die aus Westindien kam, ein kleines Monopol, das jährlich 14 Cuentos oder 37,436 Dufaten, eine viertel Million Thaler, abwarf. Alle Monopole zusammen brachten jährlich 182 Cuentos oder 486,668 Dufaten, nach Maßstabe etwa 3,214,000 Thaler.

Von den Inseln der afrikanischen Küste erhielt die Krone jährlich an indirekten Abgaben 16 Cuentos, d. h. 42,784 oder 282,000 Thaler.

Die meisten indirekten Steuern Portugals sind in dem Verzeichniß nicht mit einbegriffen. Es brachten dieselben, Erträgen der portugiesischen Kolonien, jährlich 594 oder 1,588,366 Dufaten ein, was jetzt einem Betrage von 10,483,000 Thaler gleichkommen würde, und die Steuern Portugals ergaben 545,469 Dufaten oder 3,600,000 Thaler.

Der gesammte Ertrag der indirekten Steuern im Jahre 1609 erreichte demgemäß eine Höhe von 2848½ Cuentos oder 7,616,852 Dufaten. Berechnet man diese Summe in heutigen Geldwerthe, so erhält man die Summe von 50 Millionen Thaler: eine erstaunlich große, wenn man bedenkt, daß in den Jahren 1605—1609 höchstens acht Millionen arme Einwohner zählte. Der gesammte Besitzstand der fünf Millionen Baiern¹⁾ ist gewiß nicht viel geringer,

¹⁾ Vor der letzten Volkszählung.

ge der damaligen acht Millionen Spanier, und doch betrug in Jahren 1861—1867 die jährliche Einnahme aus den indirekten Steuern, den Regalien und dem Staatseigenthume dort nur 145,134 Gulden, das ist noch nicht der dritte Theil der indirecten Einnahmen Spaniens. Das jetzige Belgien ist ohne Zweifel dem damaligen Spanien an Reichthum überlegen. Im Jahre 1865 betrugen die gesammten belgischen Staatseinnahmen auch von den Eisenbahnen — 159,112,790 Francs oder noch fast ganz die Summe, die Spanien damals auf indirektem Wege bringen mußte. Man braucht diese Zahlen nur unter einander zu vergleichen, um die furchtbare Anspannung der Steuerkraft des spanischen Volkes sich zu veranschaulichen.

Nach den indirekten Einnahmen kamen die Erbschaftssteuern, die Gebühren, welche der König aus den Lehnverhältnissen als Großmeister der Ritterorden von San Jago, Calatrava, Alcántara bezog. Sie betrugen insgesammt 985,312 Dukaten nach jetzigen Verhältnissen 6,503,000 Thaler.

Dies waren die ordentlichen und feststehenden Steuern, die jedes Jahr ziemlich in gleicher Weise eingingen.¹⁾ Schon hiermit war Spanien dem Budget jedes andern damaligen Reiches es gleich gethan, obwohl z. B. Frankreich an Einwohnerzahl und Reichthum die iberische Halbinsel bereits weit überflügelte. Es kamen jedoch hierzu noch die directen Abgaben, die keine feststehenden waren, sondern immer auf eine gewisse Reihe von Jahren hin von den Cortes der verschiedenen Theile des Reiches bewilligt wurden. Betrachten wir zuerst die Abgaben, zu denen die Cortes der Krone Kastilien, also des spanischen Hauptes verstanden.

Im Jahre 1599 bewilligten die Cortes dem Könige die Summe von 650 Cuentos oder 1,738,100 Dukaten, etwa gleich

¹⁾ Relaz. di Sim. Contarini p. 329 ff. — Dessen Tabelle liegt der Berechnung und Darstellung größtentheils zu Grunde.

11½ Millionen Thaler nach dem heutigen Werthe des Geldes. Im nächsten Jahre wurden gar dem Könige von der Kastilien außer der für sechs Jahre bewilligten jährlichen 225 000 oder 601,650 Dukaten die sog. Milliones — 18 Millionen gleichfalls sechs Jahre — zugestanden, so daß dieser spanischen Monarchie an außerordentlichen Abgaben jährlich 3,6 Millionen oder beinahe vierundzwanzig Millionen Thaler an die königlichen Kassen abzuführen hatte.¹⁾ Diese Länder hatten damals aber ungefähr 5 Millionen Einwohner, die an sich den heutigen Baiern nachstanden. Die direkten Steuern Baierns betrugen 1869 ungefähr 11 Millionen Gulden, also mehr als den vierten Theil der kastilischen! Es war kein Wunder, daß im Jahre 1602 bereits Steuerrückstände in der Höhe von 1,200,000 Dukaten vorhanden waren; zumal die Cortes auch vor dem Mittel einer allgemeinen Einkommensteuer zurückblieben und die Milliones lieber zum größten Theil durch eine Verbrauchssteuer von Wein und Del aufzubringen suchten. Im Jahre 1599 erhielt der König wieder an direkten Abgaben 300 000 oder 800,000 Dukaten auf weitere drei Jahre bewilligt und eine Verlängerung der Steuer der Milliones auf weitere sieben dieses Mal in der Höhe von 2½ Millionen. So hatten in den nächsten Jahren die Länder der Krone Kastilien jährlich 3,6 Millionen Dukaten zu bezahlen, oder fast 22 Millionen Thaler nach dem heutigen Maßstabe! Die Steuerrückstände der letzten sechs Jahre bis zu dieser Zeit bereits vier Millionen Dukaten oder 26½ Millionen Thaler!²⁾

Katalonien, das damals kaum 300,000 Einwohner hatte, bewilligte dem Könige im Jahre 1599 die Summe von 1,200,000 Dukaten oder 7¼ Mill. Thaler, von denen 360,000 Dukaten

¹⁾ MS. Dep. Rhevenhillers v. 31. Jan. 1599 (Wien).

²⁾ MS. Dep. Rhevenhillers v. 15. Mai 1600.

³⁾ Cabrera 66. 132. 154. 503. 310 ff.

Rest innerhalb fünf Jahre bezahlt werden sollten. Die Abgaben betrugen also ungefähr 1,200,000 Thaler nach eisen: eine Summe, die nicht allzu groß ist, wenn wir daß Katalonien sonst von allen Steuern und Gefällen das Budget Braunschweigs mit etwa gleicher Einwohnerzahl vor dem letzten Kriege fast $2\frac{1}{2}$ Mill. Thaler.

Ungar war Aragon der Alcabala unterworfen. Außerdem dieses arme, nur ca. 200,000 Einwohner zählende Land 60,000 Dukaten oder ungefähr 660,000 Thaler auf: so die Lasten etwa gleich denen des Großherzogthums Sachsen: was doch an Bevölkerungszahl und besonders Wohlstand Ungar weit übertrifft.

Valencia mit seinen 475,000 Einwohnern war im Verhältniß gestellt. Es war von Gefällen und Abgaben ganz frei, erst im Jahre 1604 dem Könige 400,000 Dukaten Gelde und etwa 30,000 Dukaten jährlicher Renten zu. reich konnte dies um so eher ertragen, als es fruchtbar war.¹⁾

Schließlich schätzte man das jährliche direkte Einkommen Aragon — also der Länder Aragon, Katalonien, Balearica und Sardinien — nebst Navarra, nach Abzug Verwaltungskosten, die wir wenigstens auf ein Viertel des Veranschlagten müssen, auf 300,000 Dukaten oder zweier nach heutigem Geldwerthe.

Ungar bezahlte direkt jährlich 1,700,000 Dukaten oder 1. Thaler. Es ist dies eine ungeheure Summe, wenn man ft, daß das Land höchstens $1\frac{2}{3}$ Millionen Einwohner hat, daß die indirekten Abgaben des Königreiches gleichfalls ähnlich hoch waren (S. 36. 38.) Betrug doch 1864—1866 die Gesamteinnahme des sächsischen Staates mit einer Bevölkerung von damals 2,344,000 Seelen nur $13\frac{1}{2}$ Million

Thaler, wobei die Einnahmen der Staatsseisenbahnen gerechnet sind; die Gesamtsteuern Portugals dagegen 3,9 Dukaten oder — nach relativem Werthe — 25,889,000 Thaler. So sehen wir die beiden Hauptprovinzen der Halbinsel, I und Portugal, mit Steuern erdrückt, während die andern Provinzen, die zusammen etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner nicht überbürdet waren.¹⁾

Wir können das jährliche direkte Einkommen der 11 der Gesamtbevölkerung der spanischen Halbinsel demgemäÙ durchschnittlich fünf und eine halbe Million Dukaten oder 36, Thaler nach jezigem Geldwerthe veranschlagen. Das Budget für das Jahr 1867 weist aus den direkten Steuererträgen von $32\frac{3}{4}$ Mill. Thalern nach. Dieser Vergleich genügen, um hier ebenso wie bei den indirekten Steuern die f Raubwirthschaft des damaligen Spanien zur Anschauung zu

Aber auch damit waren die finanziellen Ansprüche an glückliche Halbinsel noch nicht erschöpft. Es kamen hierzu Abgaben der Geistlichkeit, welche dem Könige durch päpstlich vom 12. Sept. und 11. Dez. 1600, 23. Jan. und 12. Aug. 11. Aug. 1603 und 17. Dez. 1604 verlängert und so zugestanden waren.²⁾ Dieser Abgaben waren drei: die eine Steuer für gewisse geistliche Ablässe; das Subsidium der spanischen Geistlichkeit auferlegt worden war, damit i daraus hundert Galeeren gegen die Ungläubigen unterhalten und endlich das Excusado oder die Abschlagssumme, w Klerus dem Könige dafür bezahlte, daß dieser auf das i Privileg des heiligen Stuhles ertheilte Recht verzichtete, Theile der geistlichen Besitzungen zu eigener Nutzniß weise einzuziehen.³⁾ Alle drei Abgaben brachten zusam

¹⁾ Bgl. Relaz. di Sim. Contarini p. 331 f.

²⁾ Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III, I passim.

³⁾ Relaz. di Girol. Soranzo p. 444 f.

Millionen Dukaten oder wenigstens 13 Millionen Thaler jährlich ein.

Philipp III. zog also aus der spanischen Halbinsel jährlich insammt mindestens 16,102,000 Dukaten oder, nach heutigem Gelde, etwa 106¼ Mill. Thaler. Das an Gesamtwohlstand ungefähr erreichende Baiern hatte 1869 eine Einnahme von 49½ Mill. Mark — also noch nicht die Hälfte. Das ungleich reichere Preussen hatte 1866 eine Einnahme von 161 Mill. Mks. oder Fünfteln der spanischen Einnahmen; und hierbei sind die Einnahmen der Eisenbahnen mitgerechnet. Endlich Preussens Einnahmen betrugen 1867, mit Ausschluß der Eisenbahnen, 115¾ Mill. Mks., also wenig mehr als diejenigen des armen spanischen Königs von acht Mill. Seelen!

Nächst den spanischen Einkünften kommen die italienischen. Das Königreich Neapel brachte an direkten und indirekten Einkünften jährlich 10,000 Dukaten oder beinahe acht Mill. Thaler ein; Neapel 20,000 Dukaten oder 20,790,000 Thaler; Sizilien 840,000 Dukaten oder 5,544,000 Thaler. So erhielt der König aus seinen italienischen Besitzungen jährlich 5,190,000 Dukaten oder 54,000 Thaler. Sollte diese Summe, zumal im Verhältniß zur Höhe der spanischen Steuern, nicht allzu bedeutend erscheinen, so muß man doch erwägen, daß in dem spanischen Reich die Bedrückungen und Betrügereien der spanischen Steuerbeamten unendlich groß waren und das Volk oft zur Verzweiflung trieben.

Flandern und die Franche-Comte kommen bei dieser Aufstellung des spanischen Budgets nicht in Betracht, da sie unter der abgesonderten Verwaltung des Erzherzogs Albert standen.

Die europäischen Besitzungen brachten dem Könige jährlich 21,292,000 Dukaten oder — nach dem heutigen Preise Geldes — 140,527,000 Thaler ein.

Wir kommen zu den Einkünften, welche Philipp aus Amerika zog. Hier läßt sich begreiflicherweise ein festes Budget nicht

aufstellen, und wir werden uns Durchschnittszahlen suchen müssen. Die Kaufleute, welche das Monopol hatten, nach Indien zu handeln, mußten zunächst eine Abgabe von einer halben Million Dukaten oder 3,300,000 Thalern jährlich bezahlen. Von allen aus Spanien gebrachten kostbaren Metallen mußte der fünfte Theil der sog. Quinto, an den König bezahlt werden, und außerdem hatte der König eigene Bergwerke in Zentral- und Südamerika. Glücklicherweise haben wir zuverlässige Nachrichten über die Zufuhren an Metall der Silberflotten in den Jahren 1599 bis 1610.¹⁾ Uebrigens wie alles in Spanien unter der Regierung Philipp's III., so ging auch der Ertrag der Gold- und Silber-

¹⁾ Die Flotte des Jahres 1599 brachte acht Millionen Dukaten oder 52,800,000 Thaler mit, von denen dem Könige drei Millionen Dukaten oder 19,800,000 Thaler zuzamen (MS. Dep. Rhevenhiller's v. 20. März 1599). Sie brachte sie 9,926,192 Dukaten ($65\frac{1}{2}$ Mill. Thlr.), wovon dem Könige 2,746,600 Dukaten oder 18 Mill. Thaler gehörten. Am Ende desselben Jahres kam eine zweite Flotte an mit 10 Mill. Dukaten (66 Mill. Thaler), wovon dem Könige zwei Mill. Dukaten oder $13\frac{1}{2}$ Mill. Thaler gehörten. Dafür kam die Flotte des Jahres 1601 an Metall nur eine Mill. Dukaten (6,600,000 Thaler) für den König. Die Flotte des Jahres 1602 brachte mehr als 10 Mill. Dukaten an Metall, dazu viele Perlen (zus. an 70 Mill. Thaler). Im Jahre 1603 kamen nur etwa sieben Mill. Dukaten ($46\frac{1}{2}$ Mill. Thaler) von den beiden Indien in Spanien an. Im Jahre 1604 brachten die beiden Flotten aus Neuspanien und Peru $14\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten ($95\frac{1}{2}$ Mill. Thaler), von denen fünf Mill. Dukaten oder 33 Mill. Thaler dem Könige gehörten. Die Flotte des Jahres 1605 durch Stürme und Feinde aufgehalten, kam erst im Okt. 1606 an; sie brachte an Metall neun Mill. Dukaten ($59\frac{1}{2}$ Mill. Thaler). Zwei Monate später kam die Flotte des Jahres 1606 an; sie brachte an kostbaren Metallen nur $4\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten ($29\frac{1}{2}$ Mill. Thaler). Im Jahre 1607 brachte die Flotte $12\frac{1}{2}$ Mill. Pesos oder $50\frac{1}{2}$ Mill. Thaler nach Spanien, deren Geldwerthe. Im Jahre 1608 kamen neun Mill. Dukaten ($59\frac{1}{2}$ Mill. Thaler) von Indien an, wobei dem Könige nur der Quinto, 1,800,000 Dukaten oder nicht ganz 12 Mill. Thaler, gehörte. Dagegen führte die Flotte des Jahres 1609 wieder 10,600,000 Dukaten (fast 70 Mill. Thaler) mit sich; der Rest des Königs dabei waren 3 Mill. Dukaten oder 19,800,000 Thaler. Die Flotte des Jahres 1610 war — mit den sonstigen Waaren — 10 Mill. Dukaten (66 Mill. Thaler) werth; des Königs waren dabei $2\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten oder $16\frac{1}{2}$ Mill. Thaler. (Cabrera 61. 115. 162. 202. 226. 233. 238. 295. 317 f. 342. 352. 354. 386. 420.)

n Potosí bedeutend zurück. Im Jahre 1598 betrug der Antheil — das Fünftel, Quinto — 1,310,911 Pesos (nach heutigem Geldwerthe etwa 5,444,000 Thaler), im 05, dem Höhenpunkte, 1,532,646 Pesos 6 Realen (relativ 62,000 Thaler); im Jahre 1610 nur 1,139,725 Pesos, entsprechend ungefähr 4,728,000 Thaler: während doch Durchschnitt dieser dreizehn Jahre 1,353,784 Pesos 16 Realen, 51,000 Thaler, betrug.¹⁾

Wenn wir einen Durchschnitt aus allen den Zahlen des Antheils der Silberflotten in den Jahren 1599—1610, wenn wir das Ergebniss, daß dem königlichen Schatz aus jährlich fast drei Millionen Dukaten oder 19,800,000 fl. flossen.²⁾ Rechnen wir dazu die halbe Million Dukaten privilegirten Kaufleuten für Amerika, so erhalten wir die von $3\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten oder 23,100,000 Thaler.

Reales Quintos del cerro di Potosí; Documentos inéditos para la historia de España. V p. 170 ff;

1598:	1,310,911	ps	7	rs
1599:	1,332,581	—	2	—
1600:	1,299,028	—	5	—
1601:	1,477,489	—	7	—
1602:	1,519,152	—	7	—
1603:	1,478,697	—	6	—
1604:	1,326,231	—	6	—
1605:	1,532,646	—	6	—
1606:	1,434,981	—	5	—
1607:	1,414,660	—	6	—
1608:	1,200,418	—	5	—
1609:	1,132,680	—	4	—
1610:	1,139,725	—	4	—

Summa: 17,599,202 Pes. 10 Reales.

Beschreibung des Bergwerkes von Potosí „reyna de todas minas“, bei Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español (1629) p. 114 ff.; und zahlreiche Denkschriften über dasselbe in den Anhang d. LV., 445 ff.

Es stimmt dies Resultat ganz genau mit der Schätzung in der Relaz. de Montarini, Posten II., p. 331.

An der Hand aller dieser Resultate lassen sich nun sammtlichen jährlichen Einnahmen der spanischen bestimmen: sie betrugen fast 25 Millionen Dukaten oder heutigem Geldwerthe — 164 Mill. Thaler: etwas mehr Einkünfte Preussens im Jahre 1865, bei denen freilich Drittel die Eisenbahnen ausmachen.

Aber dies giebt uns noch immer keinen Maßstab für jegliche Last, welche auf der Steuerkraft des spanischen ruhte. Hielt sich doch damals der Staat von vielen Dingen für die er jetzt einzutreten hat! Für Land- und Wasserversorgung sorgte er fast gar nicht. Das ganze Unterrichts- und die gesamte Gerichts- und Verwaltungswesen hatte er dann zu bestreiten und bürdete es anderweitigen Körperschaften. Dazu kamen dann noch die kirchlichen Zehnten, die mit Strenge beigetrieben wurden. Ist es ein Wunder, daß unter der unerträglichen Bürde die Produktion jeder Art in Spanien mehr erlahmte? —

Wenn wir bei den Einnahmen zu einer annähernd Durchschnittsschätzung gelangen könnten, so ist dies bei uns gabeln durchaus nicht möglich, da hier eine feste Ordnung und gar nicht eingeführt war. In der That sehen wir Laune des Königs ganz ungescheut über beträchtliche verfügen. Wenn er inmitten seiner finanziellen Bedrängnisse Herzog von Verma für die Ankündigung, daß die Silberminen gelangt sei, einmal 50,000, das andere Mal gar 100,000 schenkte: so ließ sich freilich keine Ordnung in das spanische Budget bringen. Ueber 800,000 Dukaten — 5,820,000 — brauchte Philipp III. jährlich für seine Zivilliste mehr, Vater!') Hiermit ist schon der wundeste Fleck der spanischen Finanzen unter Philipp III. berührt. „Der König“, sagt der Graf Johann Riebenbiller in einem Berichte an

1) Moncada. Restauracion politica de España. — Vgl. E.

1) „hat grosse und extraordinari Mercedes gethan, und s de costa gegeben, das ehr erst mit der weill empfinden“. Dieser Gegenstand ist oben schon zu eingehend besprochen, um hier mehr als angedeutet zu werden.

Der Hauptabzugskanal für den Schatz des spanischen Königs waren die Niederlande. Es schien, als ob Spanien diesem Lande tributpflichtig sei; so sehr überlieferte es demselben sein eigenstes Lebens- und Besten Theil seiner Krieger und seiner Reichthümer. Im Jahr 1608, kurz vor dem Abschlusse des zwölfjährigen Waffenstillstandes, berechnete man die Gesamtkosten des niederländischen Krieges auf 200 Millionen Dukaten oder — nach heutigem Werthe — 1320 Mill. Thaler.²⁾ Wir besitzen auch noch eine Uebersicht über die Summen, die vom Tage des Regierungsantritts Philipp's III. — dem 13. September 1598 — bis zum Jahre 1609, nach Abschluß des Friedens, von Spanien nach den Niederlanden gezahlt wurden. Sie betrugen insgesammt 37,488,565 Dukaten oder nach verhältnismäßigem Werthe 247,424,579 Thaler.³⁾ Im Jahr kostete also beinahe $3\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten — 23 Millionen Thaler.

Während der die spanischen Krieger kämpften nicht in Flandern, sondern für das Haus Habsburg und die katholische Kirche; bekannt- und erhielt der König auch in Ungarn und Dalmatien stets spanische Regimenter zum Kampfe gegen die Türken. Im Jahre 1609 zogen nur zwei spanische Regimenter zum Schutze der spanischen Niederlande; aber gewöhnlich waren es mehr, wie denn

MS. Dep. v. 31. Jan. 1599.

Relaz. di Franc. Priuli p. 348.

Relacion del dinero remitido á Flandes por Juan Muñoz de Contreras, contador del Rey; aus dem Archiv von Simancas abgedruckt in Coleccion de doc. ined. para la hist. de Esp. t. XXXVI. p. 1.

MS. Dep. Guillen de San Clemente's (span. Gesandten in Wien) v. 1606; Arch. v. Sim. (Paris), K. 1607.

der Kaiser auch jährlich 2—300,000 Dukaten vom Kaiser unterstüzung erhielt. Gegen Ende unseres Zeitraumes der König auch die katholische Liga in Deutschland mit 3 Infanterie und 1000 Reitern, was einen jährlichen Kos von 360,000 Dukaten — 2,380,000 Thaler — w Man ersieht daraus zugleich, wie ungleich theurer Unterhaltung von Truppen war; jezt würde dieselbe Soldaten — nach preussischem Systeme — nur ein Thaler erfordern.

In Italien überstiegen die Kosten der Armeen die zur Vertheidigung der dortigen spanischen Besitzungen wurden, vereint mit den Schulden und Verwaltung die Einnahmen. Auch aus Portugal kam kein Ueber mehr beanspruchten die Besatzungen in Langer, Ceuta gran, auf den kanarischen Inseln und in den afrikanischen Besitzungen, die Kriegsflotte sowie die Verwaltung selbst so viel, daß von der kastilischen Millones jährlich noch 100,000 Dukaten für Portugal wurden: ein Gegenstand lebhafter Beschwerde für die Cortes.¹⁾

Neben den außerordentlichen Geschenken, den Kosten in Flandern, Deutschland und Ungarn, dem Unterhalt die ganze Welt zerstreuten spanischen Besatzungen und Verwaltungsausgaben — sind noch die zahlreichen Erwähnen, welcher die spanische Regierung zur Aufre ihres Einflusses in ganz Europa zu bedürfen glaubte. nische Spionenwesen ist bereits zu häufig erwähnt, w besprochen werden zu müssen. Es gab keinen irgendwie

¹⁾ MS. Dep. Balt. de Zuñiga's (spätern span. Ges. in 29. Okt. 1609; *ibid.* K. 1426.

²⁾ Cabr. p. 311 (1. Sept. 1607). Danach ist die zu nicht der portugies. Ausgaben in der Relaz. di Sim. Contarini p. 333.

in Europa, wo der katholische König nicht mindestens einen
 Enkel unterhalten hätte. Selbst diejenigen, welche grund-
 sätzlich Feinde Spaniens waren, hatten deshalb doch — wie
 es queien richtig bemerkt — keine Lust, auf sein Gold zu ver-
 zichten. In Deutschland bezahlte der König u. A. den Erzbischof
 von Köln und seinen Koadjutor; gegen die Wahl des bayerischen
 Kurfürsten zum römischen Könige entschloß er sich im Jahre 1610,
 Summe von 250,000 Dukaten — 1,650,000 Thalern —
 zu verwenden. Dem Bruder seiner Gemahlin, dem Erzherzoge
 Maximilian Ernst, zahlte Philipp eine jährliche Pension von nicht
 weniger als 20,000 Dukaten — 132,000 Thalern!')

Außer allen diesen Ausgaben, die auf dem spanischen
 Staat lasteten, hatte dasselbe noch die schwere Last der von
 Philipp II. hinterlassenen Schulden zu tragen! Diese Schuld
 betrug bei der Thronbesteigung Philipp's III. hundert Millionen
 Dukaten — 660 Millionen Thaler — zu unerschwinglichen
 Zinsen!')

Es war kein Wunder, daß die spanischen Finanzen, unor-
 dnet, ohne Plan und System verwaltet, unter allem dem gänzlich
 zusammenbrachen und den Anblick einer kläglichsten, heillos ver-
 fallenen Ruine darboten.

Als Philipp III. auf den Thron kam, waren sämtliche Ein-
 künfte des Reiches an die Gläubiger — meist Genueser — zur
 Tilgung der Zinsen und planmäßigen Amortisation verpfändet;
 die geistlichen Abgaben blieben ihm, die indischen Einkünfte,
 Bezüge als Großmeister der Ritterorden und einige kleinere
 Einnahmen, im Ganzen etwa sechs Millionen Dukaten. Indessen
 verpfändete er die indischen Zufuhren an die Genuesen bis

) MS. Konsulten des spanischen Staatsrathes vom 29. Oktbr. 1609,
 vom 1. 1610; K. 1426. 1427. — Khevenhiller, An. Ferdin. VI. 2768. 2881.

) Davila, Vida y hechos, s. a. — Lavallée (L'Espagne depuis 1492
 I.) schätzt diese Schuld sogar auf 140 Mill. Dukaten.

zum Jahre 1611 für ein Anlehen von 12 Millionen.¹⁾ Die Genuesen nahmen dabei 16 Prozent Zinsen, so daß die Tilgungssumme hinzugerechnet, die indischen Castele Königs jährlich auf 3 Mill. Dukaten berechnet werden. Die Genuesen erhielten also binnen zwölf Jahren das Geld von dem zurück, was sie ausgeliehen hatten. Da nun vielen Jahren der Antheil des Königs an den Silbererträgen nicht mehr als drei Millionen betrug — während der Ueberschüssige Jahre anderweitig verwendet wurde — so kam man immer in die Schulden hinein. Auch sämtliche geistliche Abgaben und zwar diese auf neun Jahre, verpfändet, so daß dem Könige, nachdem die Summen der Anlehen aufgezinst, so gut wie nichts — höchstens eine bis 1½ Millionen — zur freien Verwendung übrig blieb: „Meines Vaters“ sagt schon im Jahre 1600 Rherenhiller, „so ist man zu neuen Kriegen nicht beschaffen.“²⁾ Aber bei so trostlos fassungs war natürlich nicht nur zu außerordentlichen, sondern zu den gewöhnlichsten und notwendigsten Ausgaben kein Geld am spanischen Hofe vorhanden. Im Frühling 1608 hielten königlichen Beamten seit einem und einem halben Jahr Gehalt bekommen, ohne daß zunächst irgend eine Hoffnung auf Bezahlung war — ein Elend, das mit den großen an die Länge verschleuderten Summen in grellem Kontraste stand.

In dieser Noth, die schließlich entweder zum Bankrot oder zum vollständigen Stillstande der Staatsmaschine führen versuchte die spanische Regierung die eigenthümlichsten Mittel. Im April 1601 erhielten plötzlich alle Korregidores Gerichtspräsidenten eine versiegelte königliche Ordre, mit

¹⁾ MS. Dep. Rherenhiller's v. 24. Juni 1600. — Relaz. d. Soranzo (1602) p. 73 f.; di Sim. Contarini (1604) p. 332 f.; Soranzo (1611) p. 463. — Vgl. Cabrera, passim. — F. C. Kheren Ferdinand V. 2023 f.

²⁾ Dep. Cornwallis v. 12. Mai 1608; Winwood Mem. II. 39

sie erst am 26. April zu öffnen. Als der ängstlich erwartete kam, fand sich, daß der König anordnete, durch besondere en Kerregidoren ernannte Schreiber ein Verzeichniß sämtlicher silberner und goldener Geräthe in ganz Spanien aufnehmen zu lassen; alle Bürger und Adlige, geistliche und weltliche Körpern, sollten binnen zehn Tagen unter Eidesleistung ihre kostbaren Geräthe angeben. Denn — sagte das Edikt — es sei die Hoffnung, daß die zu den Geräthen benutzten Edelmetalle so groß, daß, wenn sie in Münze verwandelt würden, sie hinreichen, Gewerbe und Handel wieder zu beleben. Indes jedermann sah ein, daß es nicht auf Hebung des Landes, sondern auf Füllung des königlichen Säckels abgesehen sei. Die Adligen unterzogen sich der Registrierung, wenn auch unter vielem Murren; aber die Bischöfe, voran die Bischöfe von Toledo, Sevilla und Jaen, setzten sich hartnäckig, sich einer Maßregel zu unterwerfen, die den Beginn einer Kirchenplünderung ansahen. Sie scheuten nicht, öffentlich von den Kanzeln herab gegen die beabsichtigte Überraubung zu predigen. Auch der Beichtvater des Königs, Gaspar de Cordoba, stand an der Spitze der Opposition. Der König wandte sich an den Papst, konnte aber auch von diesem, selbst mit dem Vermögen des spanischen Klerus sehr freigebig, nur ungenügende und halbe Bescheide erhalten. In der That überhaupt die Unzufriedenheit wegen dieser beabsichtigten Plünderung der Unterthanen eine allgemeine und große war, so daß in Madrid der sonst so loyale Pöbel sich unter aufrührerischem Gebrüll und Drohungen zusammenzurotten begann: ließ Philipp seine Sache fallen. 1)

Dagegen fühlten sich einige Große gedrungen, dem Könige

1) MS. Dep. Rhevenhiller's v. April und 29. Mai 1601; H. H. und in Wien, C. 9. b. — Cabr. 100. 105. — Relaz. di Fr. Soranzo — F. C. Rhevenhiller, An. Ferdin. V. 2464. — Davila, Vida y de Felipe III., l. II. cap. IX. p. 77 ff.

nahmen konnten nur für den Augenblick über
 forthelfen und vermochten begreiflicher Weise
 erung der finanziellen Zustände Spanien's
 . Man griff also zu dem damals so beliebten
 in verderblichen Mittel — der willkürlichen
 ünzwerthes. Im Oktober 1603 wurde also
 hes Edikt angeordnet, daß alle Kupfermünzen
 rmaravedis-Stücke — von nun an das Dop-
 Durch Einziehung des alten Kupfergeldes zu
 : sowie Wiederemission desselben und Emission
 oppeltem Werthe realisirte der König einen
 6,320,440 Dukaten — 41,714,904 Thalern
 rthe! Man muß den damaligen Spaniern
 erfahren lassen, daß sie das Verderbliche der
 herein erkannten und ihre Befürchtungen so-
 1) Die Folgen konnten nicht ausbleiben; die
 en Lebensmittel und billigen Waaren stiegen
 lünzfälschung, oder die Verkäufer weigerten
 geringern Quantitäten für Kupfer abzugeben.
 sich vielleicht dennoch in Folge allmählicher
 en lassen, zumal die Regierung wenigstens
 ie neue Kupfermünze mehr zu schlagen: wenn
 len Seiten hermetisch verschlossenes Land ge-
 er machten die Fremden sich die Sache be-
 Nutzen, indem sie möglichst große Mengen
 rten und sie gegen Silber umwechselten: wo-
 von hundert Prozent machten. Bald gab

[p. 227). — Der spanische Aberglaube schrieb den
 von vier Galeonen der Silberflotte dem Zorne des
 zu, wie man auch bemerken wollte, daß alle, die an
 ten, binnen einem und einem halben Jahre elend um-
 Vida y hechos, l. II. c. XVI. p. 93.

s. 1603 (p. 196).

Alle diese Maßnahmen konnten nur für den Augenblick über-
 ingendste Noth forthelfen und vermochten begreiflicher Weise
 gründliche Besserung der finanziellen Zustände Spanien's
 hervorzubringen. Man griff also zu dem damals so beliebten
 und so ungemein verderblichen Mittel — der willkürlichen
 Vergrößerung des Münzwertthes. Im Oktober 1603 wurde also
 durch königliches Edikt angeordnet, daß alle Kupfermünzen
 Doppel- und Viermaravedis-Stücke — von nun an das Dop-
 pelte sollten. Durch Einziehung des alten Kupfergeldes zu
 altherigen Preise sowie Wiederemission desselben und Emission
 Münzen zu doppeltem Werthe realisirte der König einen
 Gewinn von 6,320,440 Dukaten — 41,714,904 Thalern
 zigem Geldwerthe! Man muß den damaligen Spaniern
 Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Verderbliche der
 Regel von vorn herein erkannten und ihre Befürchtungen so-
 fort aussprachen.¹⁾ Die Folgen konnten nicht ausbleiben; die
 Preise der gewöhnlichen Lebensmittel und billigen Waaren stiegen
 im Verhältnis der Münzfälschung, oder die Verkäufer weigerten
 sich überhaupt, sie in geringern Quantitäten für Kupfer abzugeben.
 Die Preisregel hätte sich vielleicht dennoch in Folge allmählicher
 Einführung durchführen lassen, zumal die Regierung wenigstens
 nicht nötig war, keine neue Kupfermünze mehr zu schlagen: wenn
 man ein nach allen Seiten hermetisch verschlossenes Land ge-
 wäre. So aber machten die Fremden sich die Sache be-
 sonders zu Nutzen, indem sie möglichst große Mengen
 Kupfermünzen einfuhrten und sie gegen Silber umwechselten: wo-
 durch sie einen Gewinn von hundert Prozent machten. Bald gab

1. 2. Okt. 1604 (p. 227). — Der spanische Aberglaube schrieb den
 plötzlichen Untergang von vier Galeonen der Silberflotte dem Borne des
 Königs über diese That zu, wie man auch bemerken wollte, daß alle, die an
 demselben Antheil genommen, binnen einem und einem halben Jahre elend um-
 kamen; Davila, Vida y hechos, l. II. c. XVI. p. 93.

Cabrera, 1. Nov. 1603 (p. 196).

in seiner Noth zu helfen. Der Erzbischof von Sevilla — der freilich ein Einkommen von beinahe 200,000 Dukaten hatte — schenkte dem Könige 30,000 Dukaten baar und an verarbeiteten Metallen 6000 Dukaten. Dann kamen der Herzog von Cambray, der Marques von Velada und alle anderen Mayordomos, Kammerherren, Präsidenten, Räthe, Staatssekretäre, Minister und Gelehrte und gaben theils Geld, theils Silber- und Goldgeschmuck, den sie später auch mit Geld einlösten. Dieser gute Anfang in den freiwilligen Schenkungen machte dem Könige Muth, und er ernannte einige Mayordomos, Kammerherren und Kriegsräthe, um nach Pfarreien vertheilt — mit dem Pfarrer und einem Mönch in jedes Haus bitteln zu gehen, indem sie den Leuten vorstellten, mit welcher Liberalität der König ihnen die Silber- und Goldgeschmucke gelassen, die er nach der Aussage der Rechtsgelehrten zur Abhülfe seiner Noth sich hätte aneignen können. Unter zehn Realen — zehn Thalern nach heutigem Geldwerthe — wurde ein Almosen angenommen: und so bekam man in der That ein wenig Geld zusammen.

Die Regierung fiel auf immer wunderlichere Mittel, die Noth zu lindern. Im Jahre 1604 erwirkte sie ein Breve des Papstes zur Absolution aller Portugiesen, die sich des Verbrechens des Jüdisirens bis dahin schuldig gemacht; dafür mußten die betreffenden Portugiesen dem Könige 1,860,000 Dukaten oder nach heutigem Maßstabe — 12,276,000 Thaler entrichten. Das war ein schrecklicher Schlag für den spanischen Fanatismus. Die Unzufriedenheit mit dieser Maßregel war in Portugal allgemein — war doch sogar ein Auto de Fe dadurch gestiftet worden. — Die drei Erzbischöfe und viele andere Personen protestirten zwei Jahre hindurch: vergebens. Das Bedürfniß nach Geld bei der spanischen Regierung doch noch stärker als Bigottismus und Fanatismus.¹⁾

¹⁾ Cabr. passim, besonders 29. Aug. 1601 (p. 112), 26. Febr. 1602.

Alle diese Maßnahmen konnten nur für den Augenblick überdringendste Noth forthelfen und vermochten begreiflicher Weise keine gründliche Besserung der finanziellen Zustände Spanien's hervorzubringen. Man griff also zu dem damals so beliebten und doch so ungemein verderblichen Mittel — der willkürlichen Veränderung des Münzwertthes. Im Oktober 1603 wurde also endlich durch königliches Edikt angeordnet, daß alle Kupfermünzen Doppel- und Viermaravedis-Stücke — von nun an das Doppelte gelten sollten. Durch Einziehung des alten Kupfergeldes zu den bisherigen Preise sowie Wiederemission desselben und Emission neuer Münzen zu doppeltem Werthe realisirte der König einen reinen Gewinn von 6,320,440 Dukaten — 41,714,904 Thalern nach jetzigem Geldwerthe! Man muß den damaligen Spaniern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Verderbliche der Maßregel von vorn herein erkannten und ihre Befürchtungen sofort laut aussprachen.¹⁾ Die Folgen konnten nicht ausbleiben; die Preise der gewöhnlichen Lebensmittel und billigen Waaren stiegen in dem Verhältniß der Münzfälschung, oder die Verkäufer weigerten überhaupt, sie in geringern Quantitäten für Kupfer abzugeben. Die Maßregel hätte sich vielleicht dennoch in Folge allmählicher Vöhrnung durchführen lassen, zumal die Regierung wenigstens unsichtbar war, keine neue Kupfermünze mehr zu schlagen: wenn man ein nach allen Seiten hermetisch verschlossenes Land gehabt wäre. So aber machten die Fremden sich die Sache leichtlicher Weise zu Nutzen, indem sie möglichst große Mengen Kupfermünzen einführten und sie gegen Silber umwechselten: wobei sie einen Gewinn von hundert Prozent machten. Bald gab

17), 2. Okt. 1604 (p. 227). — Der spanische Aberglaube schrieb den zeitigen Untergang von vier Galeonen der Silberflotte dem Zorne des Himmels über diese That zu, wie man auch bemerken wollte, daß alle, die an dem Untergange Theil genommen, binnen einem und einem halben Jahre elend umkommen seien; Davila, Vida y hechos, l. II. c. XVI. p. 93.

¹⁾ Cabrera, 1. Nov. 1603 (p. 196).

es in den Ländern der Krone Kastilien allein 128 Millionen dieser Münze, die einen Zwangskurs hatten und damit die unerblickliche Herrschaft der Agiotage im höchsten Grade über Spanien brachten. Silber und Gold verschwanden natürlicher Weise aus dem Verkehre; theils von den einheimischen Besitzern zurückgehalten, theils großen Theile aber auch in das Ausland abgeführt. Man suchte dem abzuhelpen, indem man den Plan faßte, das alte Kupfer wieder auf seinen natürlichen Werth zurückzubringen und ein weiches feileres Metall, das Spanien eigenthümlich wäre und den Handel keine Gelegenheit zum Mißbrauche gäbe, zu Münzen zu verwandeln, aber man vermochte dergleichen nicht zu finden.¹⁾

Gegen Schluß des Jahres 1607, als der König sich am Ende aller seiner Hülfsmittel sah, faßte der königliche Finanzrath bei seiner Bedrängniß einen energischen Entschluß. Man befragte die Theologen, ob ein Zinsfuß von sechszehn Prozent zu billigen sei? und als sie dies nach Erwarten verneinten, beschloßen sie Mäthe, das sechszehnprozentige Anlehen der Genuesen, für welches — wie oben erwähnt — die drei Millionen der amerikanischen Einkünfte auf zwölf Jahre verpfändet waren, auf ein fünfprozentiges zu reduciren. Zur Zinszahlung und zur Tilgung bestimmte man von nun an nur eine Million jährlich, wobei freilich die Tilgungsfrist willkürlich auf neunzehn Jahre verlängert wurde. Zwar machte man sich dadurch der einseitigen Abänderung des Vertrages d. h. des Vertragsbruches schuldig: aber man glaubte durch die übermäßige Habgucht der Genuesen, sowie durch die unerträgliche Noth des Staates hierbei entschuldigt zu werden. Und daß man ging noch weiter. Die übrigen Einnahmen des Königs waren für siebenprozentige Anlehen verpfändet. Auch diese reducirte man auf einen Zinsfuß von fünf Prozent, und aus dem übrig bleibenden zwei Prozent bezahlte man die Million für

¹⁾ Cabrera, 2. Oct. 1601 (p. 227). — Davila, Vida y hechos de Philip IV. p. 88 f. — Ch. Weiss, L'Espagne, II., 175 f.

Zilungsbetrag des ehemals sechszehnprozentigen Anlehens. machte der König nicht allein die drei Millionen jährlicher Einnahme aus Amerika für sich frei, sondern er erhielt auch aus den übrigen Einkünften noch eine kleine Summe, indem die ersten zwei Prozent mehr als eine Million jährlich betrugen. War dies ohne Zweifel ein theilweiser Staatsbankerott: aber man hatte — wie man dies ja oft zu großer Ueberraschung in neuester Zeit bemerkt hat — für den spanischen Kredit solchen Folgen; kurze Zeit darauf vertrauten die Genuesen dem König in drei Anlehen wieder drei und eine halbe Million Ducaten.¹⁾

Im Jahre 1610, als der Krieg mit Frankreich drohte, war man dem König genöthigt, die Einkünfte aus der Großmeisterwürde der Ritterorden mit einer Hypothek von 120,000 Ducaten jährlich zu belegen; man erhielt dafür ein Anlehen von 2,400,000 Ducaten. Und wenige Monate nachher nahm man zur Aufstellung eines neuen in der Lombardei eine neue Anleihe von 1,600,000 Ducaten auf.²⁾

Um das ganze finanzielle Elend, in dem sich trotz der äußersten Ausbeutung der Unterthanen Spanien damals befand, mit wenigen Zügen zu charakterisiren, wollen wir den Voranschlag des Budgets des Finanzjahres vom 1. November 1608 bis 31. Oktober 1609, wie von Lerma's eigener Hand bestätigt ist, in seinen Hauptpunkten hier mittheilen. Zuerst die Einnahmen. Von den erhofften spanischen Geldern waren noch 1,700,000 Ducaten frei. Von der Ausgabe der Millones erwartete man nur zwei Millionen Einnahmen zu erhalten. Aus den ordentlichen und außerordentlichen direkten Steuern — im Betrage von 600,000 Ducaten — blieben 450,000 Ducaten zur Verfügung. Von den

Relaz. di Girol. Soranzo, 463 f. — Cabrera, 24 Nov. 1607, f.

Cabrera, 8. Mai, 31. Juli 1610 (p. 405. 412).

geistlichen Abgaben hatte der König noch den sechsten Theil 337,350 Dukaten frei. Von frühern Anlehen waren ihm noch 200,000 Dukaten zu zahlen. An außerordentlichen Einnahmen hoffte man 200,000 Dukaten zu erhalten. So betrugen die gesammten voraussichtlichen Aktiven des spanischen Staatshaushalts für dieses Finanzjahr 4,687,350 Dukaten — 30,936,510 Thaler nach heutigem Geldwerthe. Da aber das spanische Reich in Wahrheit 25 Millionen Dukaten für den König aufbrachte, so ergibt sich, daß mehr als vier Fünftheile der Einnahmen für die Schulden verpfändet waren!

Unter den Ausgaben dieses Finanzjahres stehen ebensoviele handirischen Gelder in der Höhe von 1,800,000 Dukaten. Die Besatzungen in den verschiedenen Ländern sind auf 653,963 Dukaten. Der königliche Haushalt nahm 884,000 Dukaten in Anspruch. Für die königlichen Räte und Gerichte sind nur 188,000 Dukaten, für die Gesandtschaften 100,000 Dukaten bestimmt. Die Flotte ist mit 530,000 Dukaten in Ausgaben versehen; die Gardien und Hommes d'armes in Spanien mit 200,000, die Befestigungen mit 50,000, die Pulverfabriken mit 100,000, die Besoldung des Artilleriecorps mit 22,000 Dukaten. Hierzu kommen noch einige kleine Ausgaben in der Höhe von zusammen 28,674 Dukaten. Das waren alle Ausgaben, welche das große spanische Reich in diesem Jahre zu leisten vornehmen konnte: zusammen 4,557,167 Dukaten oder 30,077,367 Thaler nach heutigem Maßstabe. Aber außerdem waren an außerordentlichen Zahlungen an Finanzleute noch 1,169,000 Dukaten zu leisten. So stieg die voraussichtliche Ausgabe für das Finanzjahr 1608/9 auf die Summe von 5,726,267 Dukaten oder 37,793,362 Thaler. Danach entstand ein Defizit von 1,039,000 Dukaten oder 6,856,852 Thaler, d. h. das Defizit betrug den vierten Theil der gesammten disponiblen Einnahme!')

1) Presupuesto de ingresos y gastos de 1609. Aus dem *Statist. Simancae* abgedruckt in der *Coleccion de docum. ined.* t. XXXVIII p. 54-

in einem Friedensjahre, wo überall Ruhe herrschte. Wie man außerordentlichen Ereignissen, außerordentlichen Ansprüchen die Reichsfinanzen begegnen?

Nach den ersten elf Jahren des Verma'schen Regiments war die finanzielle Lage Spaniens folgende. Die Steuerkraft der Völker Spaniens war nicht nur im höchst möglichen Grade schon selbst so übermäßig angespannt, daß sich eine von Jahr zu Jahr zunehmende Erschlaffung und Verminderung der Steuerkraft bemerkbar machte. Die Einkünfte des Reiches waren lange Jahre hinaus zu mehr als vier Fünftheilen an seine Vorgesetzten verpfändet. Dabei mitten im Frieden ein Defizit, das nur durch Verpfändung der letzten noch disponiblen Einnahmen zu decken hoffen durfte. Und selbst diese beruhten auf zum Theil so zweifelhaften Voraussetzungen — wie z. B. der glücklichen Ankunft der Silberflotten — daß der geringste Zufall ganz abbare Verlegenheiten herbeiführen mußte. Gewiß ist Verma der einzige Schuldige an diesem Zustande der spanischen Finanzen; hat er ihn ja zum großen Theile überkommen! Aber er hat ihn nicht allein nicht abgeholfen, sondern ihn noch vermehrt und ganz unheilbar gemacht. Was — ganz abgesehen von seiner fehlerhaften äußeren Politik und entsetzlicher Unordnung in der Verwaltung der Finanzen — seine Schuld erweist, ist, daß er und seine Freunde bei immer wachsendem Elende des Staatschazes ungeheure Reichthümer ansammelten.¹⁾ —

Welchen unseligen Einfluß diese üble Finanzlage und zumal die hohe und sinnlose Vertheilung der Steuern auf den Wohlstand der Bevölkerung ausübte, ist leicht abzusehen. Die Klagen über das Elend des Volkes erfüllen die Blätter selbst der loyalsten Zeitsteller des damaligen Spaniens. Zumal die Alcala wurde eine unerträgliche Last empfunden. „Da diese“, sagt ein spa-

¹⁾ Sim. Contarini (p. 334) con ordine e costanza si potrebbero pagare molti debiti, ma molti sono i disordini e tutti quelli che amministrano le finanze del re le vendono, e fanno se stessi molto ricchi.

nischer Nationalökonomie, „die vorzüglichste Ursache der Abnahme der Künste und Gewerbe in Spanien gewesen ist, so werden dieselben, so lange die Alcabala dauert, in kümmerlichem und vollkommenem Zustande verbleiben“. ¹⁾ Zum Glück war es nicht thöricht, die Steuer in vollem Umfange einzutreiben; sonst wäre aller Verkehr, alle Fabrication unmöglich geworden. Mussten doch zehn Prozent des Werthes bezahlt werden bei dem Verkauf des Rohstoffes an den Fabrikanten, bei dem Verkauf der verarbeiteten Waaren an den Großhändler, bei deren Vertrieb an den Einzelhändler und dann wieder bei dem Einzelverkauf. Es konnte leichtlich kommen, daß ein Gegenstand, wenn er durch mehrere Hände ging, mehr Steuer zu bezahlen hatte, als er selbst werth war. Die Abgabe der Millones, die auf den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen — Brod, Wein, Del, Milch u. s. w. — lastete, wurde nicht minder schwer empfunden. Ein Geschichtschreiber Philipps III. — gewiß ein unverdächtig Beurtheiler! — bemerkt über diese Abgabe war die Ursache, daß in Kastilien Noth und Elend, die Bevölkerung wuchsen zusammen mit der Verarmung und Kümmerung seiner Bewohner“. ²⁾ Man darf sich also nicht wundern, wenn sich die zunehmende Verarmung des Volkes in den stets wachsenden Steuerrückständen mit erschreckender Deutlichkeit ausdrückte. — Den Fremden diente diese Armuth der Spanier zu Gegenstände unauslöschlichen Spottes. Die Franzosen meinten, das Land müsse statt Espagno, Espargne heißen — statt Spanien, Esprien. Die Gäste würden dort mit Worten bewirthet, mit untrefflichen Phrasenbanketten und herrlichen Reverenzen zum Deut-

¹⁾ Apendice a la Educacion popular, IV. Introd. p. XXXII.

²⁾ Davila, Vida y hechos de Fel. III. l. II. cap. LXXIV. p. 212. Vgl. was Moncada, Restauracion politica de España, p. 103 über die Millones sagt: La experiencia y la comun voz dice los Lugares, que han perdido y despoblado este Servicio, y lastimosos daños que causan.

³⁾ Vgl. Béroalde de Verville, Le Moyen de parvenir (1610). Paris 1852, p. 265. 383.

Und während der spanische Staat an seine Angehörigen schwingliche Forderungen stellte, vermochte er nicht, seine erste einfachste Aufgabe zu lösen, nämlich seine Bürger gegen innere und äußere Feinde sicher zu stellen. Die Engländer und Holländer, später die letztern allein, plünderten fast alljährlich einen Theil der Küsten der pyrenäischen Halbinsel. Es sei hier nur die Expedition des Jahres 1607 als Beispiel erwähnt. Am 25. April d. Jahres erschienen 30 Kriegs- und 4 Transportschiffe der Engländer in der Meerenge von Gibraltar. Der König hatte die Ausrüstung von drei Geschwadern anbefohlen gehabt, aber nur eins war bereit, und da es nur aus acht Galeeren und zwei Patrouillen bestand, wurde es von den Holländern mit leichter Mühe zerstreut; fünf der spanischen Schiffe wurden in den Grund gehohlet, mußten auf das Ufer auflaufen. Der Admiral war getödtet, Sohn und 500 andere Spanier wurden gefangen und nach grausamer Gewohnheit der damaligen Holländer ertränkt. Gibraltar und andere Seeplätze waren so von Mannschaften und Vorräthen entblößt, daß man für sie das Schlimmste erwartete. Indesß die Holländer begnügten sich, auf den Küsten von Andalusien und Valencia Truppen ans Land zu setzen und Ufergegenden zu verheeren. Ebenso verhinderten sie das Ausgehen der Flotte von Sevilla nach Neuspanien zum großen Schaden Kaufleute und Schiffseigenthümer. Nur der bald darauf eintreffende Waffenstillstand zwischen Holländern und Spaniern rettete die letztern vor noch größern Verlusten durch jene Flotte.¹⁾

Wie hatten die Verhältnisse sich doch seit den Tagen der Armerica so schnell und gänzlich verändert!

Diese Schwäche der spanischen Flotte veranlaßte die häufigen Verluste, welche der spanische Handel durch Korsaren erlitt. Von einer Seite war er maurischen Seeräubern ausgesetzt, deren Thätigkeit eine so große Rolle in den damaligen spanischen Romanen

¹⁾ Cabrera, 12. Mai, 7. Juli 1607 (p. 304. 307).

spielen. Sie landeten häufig genug an den Küsten, dieselben zu verheeren und die Einwohner als Sklaven mit fortzuführen, wobei sie die Befestigungen und Personen der Morisken, ihrer Stamm- und heimlichen Glaubensgenossen, zu verschonen pflegten. Am 1. August 1602 landete Murad-ar-Raiz mit neun gut bewaffneten Gallioten in der Nähe von Cartagena, stürmte einen Thurm, in den sich die Leute des Fischerortes Torca geflüchtet hatten, nahm sie gefangen und schleppte sie nebst ihren Regen und vielen Fischen mit Thunfischen fort. Von da wollte er nach Malaga segeln, um den Bischof Don Tomas de Borja in seinem Parke an der Küste zu fangen; doch wurde dies noch rechtzeitig verrathen. Am 5. April 1606 wagte es ein arabischer Korsar, in die Mündung des Tejo einzulaufen und aus dem kleinen Hafen Cascaes die dort vor Anker liegende portugiesische Karavalle herauszuholen. Von dem Handel mit der Levante wurden durch diese Raubzüge die das westliche Mittelmeer erfüllten, die Spanier gänzlich geschlossen. Besonders Katalonien, das früher seine Kenia, Tunis, Kairo, Konstantinopel, Alexandrien entsandt hatte, wurde hierdurch schwer benachtheiligt. Da, anstatt selbst auf der See aufzutreten, mußten die Katalonier die Mündungen ihrer Flüsse durch Wachtthürme gegen die gefürchteten Angriffe der berberischen und türkischen Korsaren sichern.¹⁾

Noch gefährlicher waren die europäischen Seeräuber. Den Engländern hatte man bis 1604, mit den Holländern 1607 Krieg, und selbstverständlich benutzten diese Nationen die Schwäche der spanischen Kriegsmarine, um den Handelsverkehr dieses Volkes überall aufzulauern. Fast niemals kamen die spanischen Flotten zurück, ohne einen Kampf mit den Holländern gehabt und mehr oder minder großen Verlust erlitten zu haben.

¹⁾ Capmany. *Memorias historicas sobre la marina comercio y armada de Barcelona*, passim. — Cabrera, 9. Sept. 1602 (p. 153). — *L'Espagne*, II. 287.

der Friede vermochte den spanischen Handel nicht zu schützen. Zahlreiche, hauptsächlich französische Seeräuber kummerten am denselben nicht und suchten nichts desto weniger die spanischen Küsten mit ihren Angriffen heim. Bittere Klagen wurden über immer und immer wieder von der spanischen Regierung gegen die französische und englische gerichtet. In der That sah sich Heinrich IV. genöthigt, die Gerechtigkeit der spanischen Beschwerden erkennen, und verbot, die Seeräuberschiffe irgend einer Nation in französischen Häfen aufzunehmen.¹⁾ Aber damit war dem Ustande keineswegs abgeholfen. Zumal die Huguenotten sahen gegen die Spanier geübten Seeraub als eine durchaus gottliche Sache an, und vor allen die Bewohner von La Rochelle sahen ihn im größten Maßstabe gegen die „Anhänger des Antichrist“ aus. Philipp III. verbot deshalb den Bürgern von La Rochelle den Handel mit Spanien; indeß einige Jahre später gestattete er ihnen denselben wieder, da Heinrich IV. versprach, sie jedem völkerrechtswidrigen Thun zurückzuhalten.²⁾ Jedoch die Rochellenser achteten auf die Befehle ihres Souveräns nicht und ihre Piraterieen nach wie vor ungescheut fort. Noch in den Jahren 1613 bis 1615 beklagten die Spanier sich wiederholt sogar durch einen eigenhändigen Brief Philipp's III., über die der Regentin. Diese suchte dem Unfuge zu steuern, doch vergebens.³⁾ Erst die Unterwerfung La Rochelle's durch Richelieu machte später diesem Unwesen ein Ende.

Aber die für den spanischen Handel wichtigsten und zugleich unendbarsten Punkte — die Meere Asiens und Amerikas — waren durch keinen Friedenstraktat geschützt. Im Vertrage zu

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 21. Mai 1606; Arch. v. Sim. K. 1426. — Ordonnanz Heinrich's IV.; ibid.; K. 1460.

²⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 25. Jan. 1607.

³⁾ Aus dem Jahre 1613: Arch. v. Sim. K. 1453. — MS. Phil. III. Ludwig XIII., 12. April 1605; ibid. K. 1454. — MS. Conf. des span. Staatsr. v. 21. März 1615; ibid. K. 1429.

Bervins war ausdrücklich bestimmt, daß der Friede für die See und die Länder südlich vom Wendekreise des Krebses und nördlich von dem Meridiane der Azoren nicht gelten sollte. Hier konnten die Unterthanen der verschiedenen Reiche gegen einander verfahren, wie sie Lust hatten: die heimischen Regierungen hatten sich damit nicht zu kümmern. Es sollte da nur das Recht des Stärkeren herrschen, ein beständiger Krieg aller gegen alle stattfinden. Die Franzosen und Engländer machten sich dies wohl zu Nutzen. Die französischen und englische Schiffe schlossen sich den Holländern an, um die Silberflotte abzufangen oder sonst spanische Kauffahrer zu nehmen.¹⁾ Die Rheder von Brest, Havre, St. Malo und Lorient sahen die Aufbringung und Plünderung der spanischen Schiffe weit gewinnreicher an, als den friedlichen Handelsverkehr. Auf hierüber halfen nichts. Willeroy antwortete wohl: nach den Bedingungen handelten alle Franzosen, welche die Nequinhiassa passirten, auf eigene Gefahr hin; die Spanier möchten mit denselben nach Belieben verfahren, der französischen Regierung ist das ganz gleichgültig.²⁾ Es waren aber diese Seeräubereien noch schädlicher für Spaniens Industrie und Handel, als auch noch das hauptsächlichste Absatzgebiet für die spanischen Fabriken war. Jedes Jahr gingen aus den spanischen Häfen hundert Schiffe von hundert bis vierhundert Tonnen und noch von größerer Tragfähigkeit ab, um spanische, flandrische, französischen, englische und deutsche Tuche, Seiden- und andere Waren nach Amerika zu bringen. Man theilte sie in zwei Flotten. Die kleinere, die „Galeonen“ genannt, versorgte Peru und Chile; die größere, die „Flotte“ geheißen, war für den Handel mit Spanien — Mexiko und den benachbarten Provinzen — bestimmt. Beide wurden durch Kriegsschiffe geleitet und fuhren von

¹⁾ MS. Dep. Arraraga's an Phil. III., v. 29. Aug. 1606; Arch. n. (Paris) K. 1460.

²⁾ MS. Geni. des span. Staates. v. 2 Nov. 1603; ibid. K. 1460.

Wenn die Ankunft der Galeonen erwartet wurde, brachten flente Peru's und Chili's die Erzeugnisse ihrer Minen und Waaren: Sacae, China u. dgl., nach dem Hafen von Portulaco, wo er sich für die vierzig Tage, während welcher der Markt mit einer unzählbaren Menschenmenge füllte. Inzwischen auch die „Flotte“ in Vera-Cruz, wo man schon im Voraus Gold- und Silber, Indigo, Cochenille, Farbehölzer, gezeelter, Vanille und Rohrzucker in ungeheuren Massen auf hatte. Aber wie der ganze Handel nach den beiden In- Monopol sevillischer Kaufleute war, so herrschte auch an den amerikanischen Märkten keineswegs freier Verkehr, sondern der förmliche polizeiliche Geist der spanischen Verwaltung durchdrang hier alles. Obgleich die Tarife, im Voraus abgemacht, setzten die Preise für alle Gegenstände fest, den amerikanischen Kaufleuten einen Gewinn von hundert, hundertund- ja dreihundert Prozent gewährend. Statt der zehn bis zwanzig Millionen Pesos an Waaren, welche die Spanier herbeiführten, sie bis vierzig Millionen wieder heim. Nachdem der Austausch vollzogen war, kamen die beiden Flotten bei der Stadt zusammen und kehrten dann vereinigt nach Europa zurück. Die amerikanischen Kaufleute aber verhandelten die einzelnen Waaren nicht selbst an die Indianer, sondern überließen sie an die Korregidores der verschiedenen Distrikte und Städte; diese zwangen dann den Indianern beliebige Waaren, schändlich zu ungeheuren Preisen, auf, und die Aermsten von ihren Tyrannen entnahmen, was diese ihnen boten, selbst dafür bezahlen, was sie von ihnen verlangten. Diese „Vertheilungen“ — repartimientos — pflegten die Korregidores jährlich unter ihren Untergebenen vorzunehmen.²⁾

²⁾ Abhandlung Meno de Gianca's für Philipp III., angeführt bei Bar. L. I. 437 Note 1; und bei Weiss, L'Esp. II. 205 f.
³⁾ die treffliche Schilderung bei Weiss, L'Esp. II. 209 ff.; und establecimiento de las fabricas y comercio, I. 103 ff.

So fand die spanische Staatskunst überall die Mittel, alles mit drückend, gezwungen und widernatürlich einzurichten, und der unbewegliche und fühllose Sinn der Spanier diente dem als ein nur allzu gefügiges Werkzeug. Wohin wir in Spanien sehen, sehen wir Zwang und Unterdrückung, leiden die Vielen zu Gunsten der Wenigen. Nur die wahrhaft kunstvolle und consequente Organisation dieser Tyrannei vermochte ihr einigen Bestand zu wahren; aber wo sie mit freierer, ungezügelter Volkskraft zu trafen, war ihre Niederlage von vorn herein unzweifelhaft.

Groß war die Freude in Spanien, wenn die Flotte glücklich in Cadix einlief. „Es ist eine Sache von größter Bedeutung und unendlicher Merkwürdigkeit“ — sagt ein gleichzeitiger Beobachter — „jährlich die ostindischen Flotten in Lissabon und die westindischen in Sevilla ankommen zu sehen, beladen mit Gold, Silber, reich an Perlen, Diamanten und andern kostbaren Erzeugnissen, außer den Erzen, den Heilkräutern, den verschiedenen Arten von Thieren und unzähligen Merkwürdigkeiten, die sie immer in neuer Weise anbringen, so daß es wirklich eine wunderbare und unendlich vergnügliche Sache ist, sie zu sehen.“¹⁾

In Lissabon landeten alljährlich ungefähr fünfzehn Schiffe, welche die Waaren aus dem mit Portugal zugleich spanisch gewordenen Brasilien herbeibrachten. Da diese in so kleiner Zahl für sich segelten, waren sie den Angriffen der Feinde und Krankheiten noch mehr ausgesetzt, als die andern Flotten.²⁾

Der Besitz Spaniens in Amerika wurde zur Zeit Philipps II. durch die Kolonisirung von Florida erweitert, zu dessen Befestigung im Jahre 1610 eine Expedition von sechs Schiffen mit 1000 Mann Söldnern und 300,000 Dukaten abging.³⁾ Indesß war nicht stets wachsende Ausdehnung der spanischen Provinzen in der

¹⁾ Relaz. di Girol. Soranzo p. 437.

²⁾ Cabrera 162.

³⁾ Relaz. di Girol. Soranzo p. 449.

wenn man nicht verstand, diese Kolonien in nuzbarem und dem Zustande zu erhalten?

Der Keim allen Unheils lag bereits in der Weise, wie die Kolonisation in Mittel- und Südamerika vor sich gegangen war. Während Portugiesen, Engländer, Franzosen in sich ansiedelten, wo man dem Boden jeden Ertrag mühsabgewinnen mußte, wo dafür aber auch die neuen Ankömmlinge sich selbst überlassen wurden und sich durch harte Mühmal zu gen halbfreien Gemeinwesen durcharbeiten konnten; lag es in spanischen Besitzungen ganz anders. Hier war fruchtbarstes Land, üppigste Vegetation, hier lagen Gold und Silber fast auf bloßen Boden. Die Krone, überhaupt in Spanien zu alles schließlich beherrschender Stellung gelangt, fühlte sich hiervon schnell angelockt, inkorporirte alle diese Länder für sich, nicht en Staat, und beschloß, die Regierung über jene weit entn Gegenden ganz ebenso unumschränkt zu führen, wie über ien und Estremadura. So entstand in dem spanischen lka jene alles maßregelnde Hierarchie fremder, unumschränkter, sender, tyrannischer und habgieriger Beamten, die am meisten m Glende dieser von der Natur so überreich begabten Gea beigetragen hat. 1)

Der indische Rath in Madrid hatte die Oberaufsicht und die egebung über Gebiete, welche die große Mehrzahl seiner Mit- nie gesehen hatte. Unter ihm stand die Casa de la Con- tion „das Kaufhaus“ in Sevilla, zugleich eine Handelskammer in Gerichtshof. In jener Eigenschaft hatte sie die Aufsicht den ganzen Verkehr zwischen Spanien und Amerika, hatte greiße, die Ladung, Ausrüstung und Bestimmung der dorthin dten Flotten festzusetzen und zu überwachen. In dieser Be-

1) Robertson, History of America, II. (London 1777 p. 352 ff.) — eßes treffliche, noch immer vielseitig zu gebrauchende Werk will ich n Abschnitt über das spanische Amerika ein für alle Mal verwiesen

ziehung hatte sie alle bürgerlichen, Handels- und Kriminal zu entscheiden, die aus dem spanisch-amerikanischen Verkehr vorgingen. Kein Schiff durfte nach Amerika unter Segel ohne von den Beamten der Contratacion inspiziert und mit Erlaubnißschein versehen zu sein: kehrte es zurück, so mußte jener einen ausführlichen Rapport einreichen. So konzentrierte der ganze Verkehr Spaniens mit der neuen Welt in der Stadt Sevilla, in der Hand weniger reicher Kaufherren natürlich dieses Monopol zu ihrem Nutzen und zum Spanien's und ganz Europa's ausbeuteten.

Alle spanischen Besitzungen in Amerika waren in die Vizekönigthümer Neu-Spanien und Peru getheilt; zu jenen Mittel-, zu diesem Südamerika. Der Fehler, welcher dem System durchzieht, die übermäßige und unvernünftige Konzentration findet sich auch hier. Die Vizekönige hatten in absolut unmittelbar über Gegenden zu gebieten, die zum Theil 60 von ihrer Residenz entfernt lagen, deren Zustände und Bedürfnisse also unmöglich zu kennen vermochten. Sie waren die der Civil-, Militär- und Gerichtsverwaltung und ernannte meisten Aemtern. Unter ihnen amtierten die Gouverneure einzelner Provinzen, deren eine große Anzahl war. Brasilien unter einem besonderen Governator und acht Kapitänen der Gerechtigkeitspflege lag dann speziell elf Audiencia's oder Höfen ob, von denen zwei — zu St. Domingo und Havanna in Neu-Spanien, neun — zu Lima, Panama, Santiago, La Paz, Santa Fe, La Plata, Quito, St. Jago de los Caballeros — im Königreiche Peru lagen. Die Vertheilung war, wie überall in den spanischen Gerichten, eine ungleiche; doch erlaubten sich die Vizekönige häufig Eingriffe in die Justiz. Außerdem ließen die Richter sich vielfach durch Bestechlichkeit und Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen. Sie bereisten die Richter den ihnen zugewiesenen Distrikten, um die Gerechtigkeiten abzuheben und das Gebahren der unteren

aufsichtigen: aber theils ließen sie sich hierbei von durchaus andern, selbstsüchtigen Beweggründen bestimmen, theils mußten niedern Beamten ihre Missethaten während der schnell vorübergehenden Zeit der Revision geschickt zu verbergen.¹⁾

Noch schlimmer, als mit der Justiz- und Polizeiverwaltung war es mit der Administration der königlichen Finanzen aus. Hier sah man, nach dem Zeugnisse eines Vizekönigs aus dem Jahre 1603, eine förmliche Coterienwirthschaft zum Zwecke der gemeinen Ausbeutung des königlichen Vermögens. Es war eine stete Redensart, „daß man sich mit demselben zu ernähren und Fleisch daraus zu machen habe“, mit derselben Ungenirt-heit, als ob man es von den Vätern ererbt, und mit derselben Häufigkeit, als ob es gegen einen Fremden geschehe.²⁾ Je weiter die Provinzen von dem Sitze des Vizekönigthums entfernt waren, um so größer waren natürlich die Mißstände. So zumal in Chili, wo die eingeborene Bevölkerung deshalb im Dezember 1603 den Gouverneur Martin Garcia de Loyola nebst vielen andern Spaniern ermordete und einen Aufstand begann, welcher die Niedermetzelung vieler spanischer Garnisonen zur Folge hatte, erst nach hartem Kampfe unterdrückt werden konnte.³⁾ Während dieser Zeit kam es im Jahre 1603 vor, daß durch ein Einverständniß zwischen mehreren der schlecht behandelten und fast gar nicht bezahlten spanischen Soldaten sich die Indianer von Chili der beiden wichtigsten Städte, Santiago und Concepcion bemächtigten.⁴⁾ So sahen die Folgen der sorg- und gewissenlosen spanischen Mißverwaltung sich überall geltend.

¹⁾ Advertimientos sobre algunos puntos del gobierno de la Nueva España, que el Marqués de Montes Claros envió á S. M. quando dejó de virrey de aquel reino; (2 ag. 1607) Doc. inéd. XXVI. 164 ff.

²⁾ Daf. S. 166.

³⁾ Ausführliche Beschreibung dieses Aufstandes in der Relacion quinta (1 ff.) der Guerra del Reino de Chile por el Maestre de Campo Alonso Perez de Najera; Doc. ined. XLVIII.

⁴⁾ Cabrera, 29. Dec. 1603; p. 202.

Noch weniger als dem Heimathlande wußte dieselbe den Ionen Sicherheit gegen See- und Landräuber zu verleihen. Februar 1602 drangen französische und englische Piraten in den Hafen von Cavallos der Provinz Honduras ein, zerstörten einige Fahrzeuge und tödteten eine Anzahl Spanier.¹⁾ Im 1606 mußten die Spanier erleben, daß trotz ihrer heftigsten Proteste die Engländer eine Expedition zur Besignahme von Vien in Nordamerika aus sandten und so den ersten Grund zu folgenreichen angelsächsischen Kolonisation in Amerika legten. Die spanische Regierung begann nach diesen Vorgängen jedes Schiff, das sich in den amerikanischen Gewässern sehen lie, als ein feindliches zu behandeln. Die Fahrzeuge wurden fortgenommen, ihre Besatzung auf Lebenszeit in den Kerker geworfen. Wurde dies mit solcher Strenge ausgeführt, daß selbst die Bitten der auswärtigen Souveräne die Befreiung ihrer am Grunde gefangen gehaltenen Unterthanen nicht herbeiführen konnten. Aber der in jenen Gegenden zu erzielende Gewinn, sei es durch Schmuggel, sei es durch Piraterie, war zu groß, als daß man sich darauf nicht alle strengen Maßregeln der spanischen Regierung unnütz gemacht hätte. Holländer, Engländer, Portugiesen, fuhrten fort, sich an den spanischen Kolonien fast in größerer Menge zu bereichern, als Spanien selbst.

Für niemanden war die spanische Kolonialverwaltung verberlicher, als für ihre indianischen Unterthanen. Die Zahl derselben nahm reißend ab, zumal auf den westindischen Inseln in dem eigentlichen Central-Amerika, wo die bisherige

¹⁾ MS. Bericht des Gouverneurs v. Honduras, d. d. Trujillo, 2. Febr. Arch. v. Sim. (Paris) K. 1426.

²⁾ Interessante, meines Wissens noch nicht benutzte 7 Seiten die Geschichte der Expedition, die mit der Gründung von Jamestown in Virginia endete, finden sich in den Papieren aus Simancas (Paris) 2. (K. 1426.)

³⁾ MS. Consulta des span. Staaterathes v. 28. Febr. 1612; das.

sen Jägerstämme sich plötzlich zur Annahme einer ganz andern Lebensweise, zur Ansiedlung in festen Wohnsitzen, zu harter, ungeübten Kräfte übersteigender Arbeit verurtheilt sahen. Enttöpfung, schmerzliche Sehnsucht nach der frühern Ungebundenheit, Selbstmord räumten schrecklich unter dieser unglücklichen Bedrückung auf. In Mexiko und Peru sahen sich die Eingeborenen ihrem bequemen Leben in ihren tropischen Thälern heerdenweise in kalten und rauhen Gebirgsgegenden gebracht, um dort mit ständiger Anstrengung und schlechter ungewohnter Kost, unter der Zucht die verabscheute Arbeit in den Minen zu betreiben. Obgleich die Gesetze vorschrieben, kein Indianer solle zur Bergwerksarbeit weiter als dreißig Leguas von seinem Wohnsitze entfernt werden, so wurden sie in Wahrheit doch oft fünfzig, hundert, ja mehrere Leguas weit fortgeschleppt. Außerdem wütheten die von den Europäern eingeschleppten Pocken unter den Indianern: in unglücklichen Berichten starben im Jahre 1545 nicht weniger als 100, 1576 sogar zwei Millionen Eingeborene an dieser Pest!

Dazu waren die Unglücklichen noch mit Steuern belastet. Jeder mußte etwa fünf kleine Pesos — etwa 4 Thaler, nach dem Geldwerthe das Dreifache — direkte Abgaben entrichten. In den wenigsten Fällen flossen dieselben direkt in den königlichen Schatz; meistens wurde die Steuer eines Distriktes unter dem Namen Encomienda von der Krone auf zwei Generationen an einen Privatmann verliehen. Ferner mußten sie der Krone dem Herrn der Encomienda Frohndienste leisten: theils bei Getreidebau, der Viehzucht, der Anlage öffentlicher Gebäude, in den Städten und Straßen; theils in den Bergwerken. Hierzu wurden die Indianer eines Distriktes in Abtheilungen geschieden, von denen jede zu der erwähnten Arbeit in regelmäßigem Turnus herangezogen wurde.¹⁾ Noch mehr aber als durch die weltliche Gewalt,

¹⁾ In den Minen von Potosi arbeiteten beständig 30,000 Indianer;

wurden die Indianer durch die Geistlichen unterdrückt, die überhaupt in den Kolonien völlig verweltlicht und entartet waren. Auf einem gar nicht anzusehenden gleichzeitigen Zeugnisse war in Beginne des 17. Jahrhunderts „die schwerste Unterdrückung der Indianer die, welche sie von den Mönchen erlitten, sowohl in persönlicher Arbeit als auch in Steuern und Abgaben.“¹⁾ Die Frohnarbeiten, welche jedes Indianerdorf dem benachbarten Kloster leisten mußte, waren bedeutender, als alle öffentlichen und privaten Zwangsdienste zusammen genommen; zwanzig Indianer konnten der Krone nicht so viel Nutzen, wie einer dem Klerus. Die Beschwerde bei den Kirchenobern nützte nichts; höchstens verlegten die Geistlichen, der sich allzu schwerer Erpressungen schuldig machte, in eine andere Stelle: war doch ihr Interesse mit der Unterwerfung der Indianer zu eng verknüpft!

Ueberhaupt behandelten die Spanier die Indianer als eine Art wilder Thiere, die man, da sie einmal existirten, so nützlich wie möglich machen müsse, deren Ausrottung aber die beste sei. Es war gemeine Redensart in der neuen Welt, daß die beiden Bevölkerungen, die indianische und die spanische, einander entgegengesetzt seien, und daß das Anwachsen der einen das Verderben der andern sei.²⁾ Da nun die Spanier die Herren waren, so betrieben sie mit ihrer bekannten Herzenshärte und Habgier die Auspressung und Vernichtung der eingeborenen Bevölkerung. Im ganzen Königreiche Peru, also dem größten Theile von Südamerika zählte man im Jahre 1592 nur noch 312,000 Indianer.

Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español, 116b. — über den traurigen Zustand der Indianer in diesen Bergwerken Discursos enviados para el conde de Lemos etc., Docum. ined. LV. 456 ff.

¹⁾ Worte des Vizekönigs Marques v. Montes-Claros in einem Schreiben an den König, d. d. 2. Aug. 1607; Docum. ined. XXVI. 163.

²⁾ Das. S. 174: comunmente se ha entendido que la concurrencia de estas dos repúblicas de indios y españoles está en contrada, y que los medios que una crece viene a menos la otra. — Vgl. Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias, 119a ff.

stige Indianer. Da die Menge der indianischen Sklaven eine verhältnißmäßig nur geringe war, können wir — diese, die Frauen kleinen Kinder mitrechnend — die Gesamtziffer der unterworfenen Indianer jenes Königreiches auf das Fünffache, also 1,560,000 annehmen.¹⁾

Der Wiederaufbau war weit davon entfernt, der Zerstörung zu kommen; der Fortschritt der europäischen Kolonisation, Zunahme der Zahl europäischer Einwohner in Amerika war verhältnißmäßig langsam. Die Gründe hierzu sind mannigfaltig. Erst die Erschöpfung der Volkskraft Spaniens überhaupt, wie aus der geringen Fruchtbarkeit der Nation zu damaliger Zeit hervorgeht. Dazu kommen aber noch zahlreiche Uebelstände, welche das Ausblühen der Kolonie ganz ebenso wie das des Vaterlandes verhindern mußten.

Obenan steht die gewaltige Entwicklung der Kirche in Spanien und Amerika, welche reiche und ausgedehnte Ländereien in Anspruch nahm, und deren Erhaltung durch Zehnten und andere Abgaben auch sonst eine schwere Belastung für den Anbauer war. In Spanien allein gab es am Ende des 16. Jahrhunderts 10,000 Klöster. Philipp III. bemerkt 1620 in einem an den Vizekönig von Peru geschriebenen Briefe, die Zahl der Klöster in Spanien sei so groß, daß sie mehr Grund und Boden bedeckten, als die größte Stadt. Vierzig Jahre nach unserer Zeit zählte die spanische Kirche in allen spanischen Besitzungen einen Patriarchen, 12 Erzbischöfe, 32 Bischöfe, 346 Präbenden, 2 Äbte, 5 königliche Klöster, 840 Klöster!

Jede vernünftige Einrichtung von Kolonien erheischt, daß man das Land in kleine Parzellen theile, die zur reichlichen Ernährung einer Bauernfamilie hinreichen und so wenig wie möglich befruchtbar sind, damit der Fleiß des neuen Anbauers sich genügend bezahlt mache. Die spanische Regierung aber hatte nicht allein die

¹⁾ Davila, Grandezas de Madrid, p. 474.

zolen gegen einander hegten. Den dritten Stand machten Neger, Mulatten und Mestizen, aus, die, von jeder höhern Bildung ausgeschlossen, meist durch kräftigen und dem Klima jenen Körperbau begünstigt, die mechanischen Thätigkeiten Kolonien betrieben. Die Neger, Sklaven und Freigelassene, der vierte Stand, sahen noch immer mit Verachtung auf die Indianer herunter, welche den tiefsten Rang innehatten auf einem Fuß, der ihren Vorvätern unbestritten gehört hatte.

Die falsche Kolonialpolitik der spanischen Regierung und die geringen Befähigung der Spanier für die Kolonisation, die noch die Untüchtigkeit und Unredlichkeit des spanischen Adels theilte. Als Beispiel hierfür sei nur angeführt, daß von den Minen der neuen Welt entzogenen Edelmetallen nach den einstimmenden Zeugnisse der spanischen nationalökonomischen Gelehrten noch nicht die Hälfte der regelmäßigen Stempelung ausgegeben wurde und das gesetzliche Fünftel an den Staat ent-

fiel. In solchen Einrichtungen und Zuständen konnte man sich nicht wundern, daß die weiten Wüsteneien mitten im besten Lande wüsten. Wenn man von Mexiko nach dem Hafen Acapulco reiste, so sah man auf einer Ausdehnung von 80 spanischen Meilen die schönsten Felder und das schwerste und fruchtbarste Land, das man sich denken konnte, ohne daß man auch nur eine Spur von Ackerbau, ein Stück Vieh bemerkt hätte.')

Es vermochten die Besitzungen Spaniens in Amerika nicht zu selbstständiger Blüthe zu entwickeln und bildeten den noch heute einen krassen Gegensatz zu den fruchtbaren Schöpfungen der angelsächsischen Kolonisationen. Aber wenig haben sie sich, trotz der kleinlich egoistischen Gesinnung des Mutterlandes, als eine Quelle des Reichthums für das Vaterland erwiesen, wie dies doch bei andern Nationen der Fall

war. In Ländern mit entwickeltem und thätigem Gewerbe ist ein jeder Kolonist Verursacher neuen Reichtthums für Mutterland. Dem führt er die neu gewonnenen Schätze zu, bezieht dafür von dort alles, was er zu seinem Unterhalte zur Annehmlichkeit des Lebens braucht. Aber Spanien war mehr im Stande, den Anforderungen seiner Kolonien zu sprechen. Von Fremden mußten die Bedürfnisse derselben bestritten werden. Deshalb gingen das Silber und Gold Mexiko's und Peru's nur durch Spanien hindurch in das Ausland, wenn die Fremden es vorzogen, durch ungesetzlichen direkten Verkehr den Kolonisten auch den Vortheil des Durchganges den Spaniern zu rauben. —

Wie der Handel nach Amerika in enge Grenzen gekam, so wurde auch der Verkehr mit den andern Nationen nicht durch hohe Ein- und Ausfuhrzölle sondern sogar durch Uebelhandlung der Fremden beschränkt, das heißt, da er den Spaniern doch unentbehrlich war, diesen selbst vertheuert. Der Stolz und die Abneigung der Spanier gegen alle Ausländer führte zu starker Bedrückung und Mißhandlung derselben durch die Beamten in den spanischen Häfen und Handelsplätzen. Die Klagen der fremden Mächte hierüber, obwohl auf das energischste auszusprechen und häufig durch spezielle Gesandtschaften übermittelt, führt zu augenblicklicher Abhülfe; die Habgucht und Ueberheblichkeit der spanischen Beamten brachte immer bald neue Unzuträglichkeiten hervor.¹⁾ Es war aber auch offiziell eine strenge Fremdenverordnung eingeführt. Um sie mit Erfolg durchsetzen zu können, wurde eine Verordnung, daß kein Ausländer bei einem andern Anwohner wohnen dürfe: ein Gesetz, das zwar häufig übertreten, aber

¹⁾ Vgl. u. A. MS. Heinrich IV. an Philipp III. v. 10. April 1601; ferner Urkunde aus dem Jahre 1601, Archiv v. Sim. K. 1604; Instruction an Traraga (Bedrückung englischer Kaufleute) v. 2. Nov. 1604. Ibid. K. 1451; etc.

ischen Rücksichten stets zeitweilig erneuert und dann für einige streng durchgeführt wurde.¹⁾

Die Grundlage für das Zollwesen in Bezug auf den auswärtigen Handel ist, soweit dies die Regierung Philipp's III. betrifft, das königliche Dekret vom 27. Februar 1603. Durch dasselbe — selbstverständlich unter Zahlung der gesetzlichen Zölle — tricht nur die Einfuhr der meisten holländischen Waaren, sondern auch der Verkehr mit belgischen oder spanischen Pässen verschiedener holländischer Staatsangehörigen in Spanien gestattet; nur den solche Waaren, die an das Staatswesen der „Rebellen“ und eine Abgabe bezahlt hätten, mit Konfiskation bedroht. Dagegen sollte von nun an von allen aus Spanien zu exportirenden Waaren ein Ausfuhrzoll von dreißig Prozent gezahlt werden noch die bereits bestehenden Exportzölle hinaus. Nur die nach dem Mittelmeer und den gehorsamen Niederlanden nachweislich bestimmten Waaren und das aus den baskischen Provinzen und Navarra ausgeführte Eisen sollte von der neuen Abgabe frei sein.²⁾ In man aber berücksichtigt, daß aus den schon angeführten Ursachen der spanische Mittelmeerhandel beinahe ganz aufgehört hatte, so ist man, daß fast der gesammte spanische Exporthandel durch die neue, einem Verbote fast gleichkommende Steuer betroffen wurde. Der Vortheil, der Spanien aus der Gestattung des holländischen Verkehrs erwuchs, mußte durch die Nachtheile der überzogenen Ausgangszölle jedenfalls weit mehr als aufgewogen werden. wäre die konsequente Ausführung dieses Ediktes der letzte Schritt zu der hermetischen Abschließung der spanischen Industrie gegen den Bedarf des eigenen Landes und damit der härteste Streich dieselbe gewesen.

Glücklicher Weise kam von außen lebhafter Widerstand gegen

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 27. Nov. 1607, 17. März 1609; K. 1426.

²⁾ Abreu y Bertodano, Tratados I. 156 ff.

diese unheilvolle Anordnung. Der französische Gesandte in Madrid erhielt den Auftrag, dem Könige Philipp eine Denkschrift gegen die neue Auflage einzureichen, deren Ausdehnung auf Franzosen allerdings dem fünften Artikel des Friedens von Vincennes zuwider lief. Der König wies die Vorstellung des Marquis von Rochepot zurück. Da nun alle weiteren französischen Beschwerden nicht halfen, legte Heinrich IV. zunächst auf alle Waaren, die sowohl aus Frankreich nach Spanien ausgeführt als von dort nach Frankreich eingeführt wurden, eine Abgabe von 10 Prozent (Nov. 1603). In Folge dessen mußte ein Gegenstand, der von Spanien nach Frankreich gebracht werden sollte, dem alten Zölle noch einen solchen von sechszig Prozent entrichten. Der französische Monarch erkannte, daß ein solcher Verkehr fruchtbar sein könne, daß solche Bedingungen direkt auf Beförderung und Begünstigung des Schmuggels hinarbeiten. Er verbot deshalb im Februar 1604 jeden Handelsverkehr der Unterthanen mit den Ländern des Königs von Spanien und Erzherzogs Albert, unter Androhung der Konfiskation der Waaren und der Schiffe; wie denn auch Maßregeln getroffen wurden, um jeden etwaigen Zwischenverkehr Fremder zwischen Spanien und Frankreich zu verhindern: bis Philipp III. die ungerechte Forderung zurückgenommen habe.

Mußte diese unerwartete Energie von Seiten des französischen Königs die spanische Regierung bereits über die Folgen des Handelsvertrages bedenklich stimmen, so kam bald noch etwas Weiteres hinzu. Dem Friedensvertrag mit England vom 18./28. August 1604 mußte Spanien sich — in den Artikeln 12 und 13 — unterwerfen, die Engländer von der Abgabe der dreißig Prozent befreiten. Nun ließ sie sich auch den Franzosen gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten. So wurde, auf Veranlassung des französischen Königs und unter Vermittelung des päpstlichen Nuntius in Paris, am 12. Oktober 1604 zwischen Frankreich und Spanien eine Uebereinkunft geschlossen, durch welche alle diese neu-

delsheschränkungen auf beiden Seiten aufgehoben wurden. Ich nun wollte auch der König nicht die anderweitigen Bestimmungen des Edictes vom 27. Februar 1603, nämlich die Geltung des Handels mit den Holländern, aufrecht erhalten. Schon dem oben erwähnten Vertrage mit Frankreich war festgesetzt, kein Franzose, bei strenger Strafe, holländische Waaren oder einen dieses Landes nach Spanien bringen dürfe. In einem Dekrete vom 11. Dezember 1604 wurde dann bei Strafe Verwirkung des Lebens und der Güter jeder direkte und indirekte Verkehr zwischen Spanien und Holland untersagt.¹⁾

Indeß die Franzosen und auch die Kaufleute anderer Nationen übertraten dieses Verbot sehr häufig und brachten holländische Waaren nach Spanien, indem sie dieselben nur über einen neutralen Hafen führten und sich von dort Exportscheine geben ließen. Zwar versprach Heinrich IV. dem spanischen Könige in einem eigenhändigen Schreiben, solches Treiben in den französischen Grenzen durch die strengsten Maßnahmen zu verhindern: aber Interdikt und kaufmännische List waren stärker, als alle offiziellen Verordnungen. Der verbotene Handel hörte nicht auf; ja, selbst verpöbte Kaufleute theiligten sich an ihm:²⁾ bis der Waffenstillstand mit den Holländern dem ganzen Verbote ein Ende machte.

Während die Engländer und Franzosen ihre Befreiung von Ausfuhrsteuer der dreißig Prozent durchsetzten, glaubte die spanische Regierung Hülflose damit bedrücken zu können. Im Wider-

¹⁾ MS. Consulta des span. Staates. v. 12. Juli 1603, mit Apostille; v. Sim. K. 1426. — Abreu y Bertodano, *Tratados*, I. 215 ff. 257 f. ff. 298 ff. — Eine Reihe von Depeschen Toledo's, des belgischen Gesandten in Rom, schildern die Bemühungen des Papstes um die Beilegung der Angelegenheit; Brüssel, Archives générales du Royaume, Négoc. de l'étr. 3.

²⁾ MS. Heinrich IV. an Philipp III., 16. Juni 1605; Arch. v. Sim. K. — MS. Instruktionen an Erraraga v. 26. Aug. 1606, 25. Jan. 1607; K. 1451. 1452.

spruch mit den feierlich erteilten Privilegien befaß sie im tober 1605, die Steuer von den Schutzbefohlenen der den Hanja, die in großer Zahl nach Spanien handelten, zu ach der Vorwand war, die Hansen hielten Freundschaft mit den bellen und führten ihre Waaren in Spanien ein. Um die gerechtigkeit abzustellen, kamen bereits im März 1607 Geandte nach Spanien: der Syndikus Dr. Johann von der lübische Senator Heinrich Brokes, der hamburgische Hieronymus Bogler und Arnold Vanholten, Senator von Aber erst im September dieses Jahres, nach sechsmonatlichen handlungen, konnten sie ihr Ziel erreichen. Ihre Priv wurden bestätigt und über ganz Spanien ausgedehnt. In gangsteuern hatten sie nur 13 Prozent zu bezahlen — Silber und Getreide konnten sie ganz frei einführen — an steuern nur fünf Prozent. Abgesehen von vielen anderen rechten, wurde ihnen ein besonderer Richter gegeben, von dem in wichtigen Sachen die Appellation an das Zivilgericht villa oder den Königlichen Rath ging. Ebenso wurde ihnen laubt, sich Konsuln zur Vertretung ihrer Gerechtsame in den nischen Handelsstädten zu setzen. Ausnahmsweise wurde die Ausfuhr von Edelmetall aus Spanien gestattet. Und wurde ihnen zugestanden, daß auch die oberdeutschen Städte ihren Privilegien Theil haben sollten.¹⁾

So war auch diese Angelegenheit zur Zufriedenheit theiligten beigelegt; weniger aus gutem Willen der Reg als weil Spanien der Fremden nicht mehr mehr entbehren Sein Handel war bereits ein völlig passiver geworden. wir die Flotten, die für Amerika bestimmt waren, ausnehm

¹⁾ Cabrera, 29. Okt. 1605 (p. 264). — MS. Instr. an Span 8. März 1607; Arch. v. Sim. K. 1452. — Verträge vom 28. Sept. 7. Nov. 1607; Abreu y Bertodano, I. 375 ff. — Vgl. Depeschen vom 3. Mai, 29. Aug., 7. Okt. 1607; Winwood Mem. II. 308 f. 33. — In Barthold's Geschichte der Hanja (Leipzig 1854) III. 503 f. für über diese Gesandtschaft mehrfach falsche Angaben.

Es es fast ausschließlich fremde Schiffe, welche den Verkehr Spaniens mit dem Auslande vermittelten. Ebenso hatten in Folge Ursachen, die schon in der Einleitung berührt wurden — der Mangel der Spanier, des geringen Geldwerthes, des verkehrten Handels- und Finanzsystemes — die spanischen Fabriken ihre Thätigkeit fast gänzlich einstellen müssen, während das Land alle Möglichkeiten für eine vielseitige, blühende Industrie darbot. Aber jetzt den nur die reichen Rohstoffe ausgeführt, um nachher zum Theile verarbeitet wieder in das Land zurückgebracht zu werden — selbstverständlich zum großen Schaden desselben. An Wolle wurden jährlich ausgeführt 500,000 Arroben — Millionen Pfund — im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten. Außerdem wurde für $\frac{3}{4}$ Millionen grobe Wolle exportirt. Der Werth der Ausfuhr an Seide wurde auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten geschätzt. Auch Hanf und Eisen waren Exportartikel; endlich die Produkte der tropischen Gegenden, die man aus den beiden Indien nach Spanien gebracht hatte. Dafür aber wurden importirt: verarbeitete Wollentstoffe für $7\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten jährlich; Tuche im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dukaten jährlich; Seidenstoffe für drei Millionen; grobes Leinen für zwei, und feines Leinen für $1\frac{1}{2}$ Mill.; Eisen- und Stahlwaaren, für zwei Mill.; Geräthe für 2 Mill.; Krämer- und Hausirerwaaren, für drei Mill.; Baumwollenwaaren, für vier Millionen; Passementerien und Bänder, für zehn Millionen; Gold- und Silberstickereien sowie kostbare Möbel, für zwei Millionen; Gemälde, für eine halbe Million; endlich Bücher, gleichfalls für eine halbe Million. So schätzte man den jährlichen Import nach Spanien auf $39\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten oder — nach jetzigem Geldwerthe — 260 Mill. Thaler. Die Ausfuhr wurde dagegen nur als $19\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten betragend angenommen, so daß der Ueberschuß des Imports über den Export auf zwanzig Mill. Dukaten oder 132 Mill. Thaler ausmachte.¹⁾

¹⁾ Diese Schätzungen gelten freilich zunächst für das Jahr 1619 (Mon-

Ein solches Verhältniß mußte auf die Länge die spanische Nation gänzlich ruiniren. Was halfen die neun bis zehn Millionen Dukaten, die jährlich aus Amerika nach Spanien strömten, die Handelsbilanz so über die Maßen ungünstig für dasselbe zu stellen? Zumal das Land noch ferner jährlich viele Millionen seine Gläubiger bezahlen mußte, Summen, die, natürlich außer Landes verzehrt, seinem Umsatze auf immer entzogen doch von ihm aufgebracht werden mußten! Kein Wunder bei solchen Verhältnissen die Fluth des amerikanischen Geldes in Spanien nur überschwemmte, um sofort wieder in die benachbarten Länder abzufließen. Im Jahre 1606 kamen mit den westindischen Flotten mehr als zehn Millionen Dukaten an Gold und Silber in die Stadt Sevilla; und wenige Wochen war dort ein ebenso großer Mangel an Geld, als vor der Abreise der Schiffe! Im Jahre 1608 schätzte man den ganzen Spaniens an Edelmetallen auf 60 Millionen Dukaten — nach heutigem Geldwerthe nicht ganz 400 Millionen Reichsthaler. Es ist dies wohl etwas zu gering; im Jahre 1619 glaubte man 200 Mill. Pesos oder — nach relativem Werthe — etwa 200 Mill. Thaler theils in Münzen, theils in ungeprägtem Gold zu besitzen.²⁾ Personen, welche Geld ausliehen, konnten so den dritten Theil der gegebenen Summe als Prämie und an vorweg zurückerhalten: so schwer war das Geld in Spanien bekommen.³⁾

Die Einbuße Spaniens in den internationalen Handel noch durch den Umstand erhöht, daß meistentheils nicht in

cada, Restauracion politica de España, p. 25 ff.); indeß konnte eine große Veränderung in diesen Dingen nicht vor sich gegangen zu sein, stützt sich auch Moncada ausdrücklich auf die Erfahrungen mehrerer

¹⁾ Cabrera, 23. Dec. 1606, p. 295.

²⁾ Relaz. di Franc. Prinli p. 351.

³⁾ Moncada, disc. III. cap. 1.

⁴⁾ Camponanes, Educacion popular (Madrid 1775) I. p. 417.

flaute ihn vermittelten, sondern fremde. Indem das Kaufmanns-
erbe als ein solches betrachtet wurde, das einen Hidalgo, ja
ein angesehenen Bürger entehrte, ¹⁾ wurde dasselbe von den
Spaniern immer mehr verlassen und fiel deshalb in stets aus-
serordentlichem Maße den Fremden in die Hand. Ein Jahrzehnt nach
dem Zeitraume wurde — wahrscheinlich übertrieben — be-
rechnet, daß die Fremden von allen Geschäften in Spanien fünf
Zehntel, von allen in Indien neun Zehntel besorgten. ²⁾ Freilich
verbot den Ausländern der Handel mit Indien ganz verboten, aber
ließen sich leicht Spanier, die ihren Namen hergaben, um die
fremden Waaren zu decken. So dienten die ungeheuren Mengen
Metall, die Spanien jährlich aus Amerika zog, nur dazu, des
Landes Verarmung herbeizuführen, indem der Werth des Geldes
in Spanien dadurch in hohem Maße sank. In Folge dessen ver-
stärkten die Fremden ihre Waaren viel billiger anzubieten, als der
spanische Fabrikant es im Stande war, und der Ruin der spa-
nischen Industrie war nun die unvermeidliche Konsequenz. Die
so berühmten Tuchfabriken von Segovia gingen zwar nicht
unter, vermochten sich jedoch nur auf einem sehr niedrigen
Niveau zu halten und kämpften mit Nachtheil gegen die fremden
Tuche, die — zum großen Theile aus spanischer Wolle gefertigt
— doch billiger und durchgehends von glänzenderm Aussehen
waren. Und so ging es mit allen den ehemals so ausgedehnten
Webereien und Spinnereien in Spanien. ³⁾ Früher gab es in
Ulloa allein 16,000 Webstühle, welche direkt und indirekt an
10,000 Menschen ernährten: während jetzt fast sämtliche Seide
beinahe alles Tuch von dem Auslande eingeführt wurde.
Eisen wurde aus den Bergwerken von Biscaya in das Aus-
land gebracht, um dann verarbeitet wieder zurückzukommen, zumal

¹⁾ Vgl. S. 22. 33 f.

²⁾ Moncada, p. 21.

³⁾ Ulloa, Restablecimiento de las fabricas y comercio, I. 14. 19.

die Holländer betrieben hierin einen gewinnreichen Handel. Waffenfabriken von Toledo konnten schon deshalb mit den Spaniern nicht konkurriren, weil das Eisen von Biscaya frei in das Land ging, bei seinem Eintritte in Kastilien aber Zoll be-
mußte. Nicht besser erging es den früher in fast allen spanischen Städten blühenden Handschuhmanufakturen, die bis zum
des ersten Drittheiles des 17. Jahrhunderts gänzlich
waren.¹⁾

Die Industrie ging aus allgemeinen und natürlichen U-
rsachen, der Handel Spaniens sank zum Theil deshalb
die Regierung ihn zu sehr begünstigen und fördern wol-
te. Ackerbau aber wurde nach der Weise der Zeit mit ent-
setzlicher Ungunst behandelt. In der Menge des Goldes und Silbers
der Blüthe des Verkehrs sahen die damaligen Staatsmänner
Reichthum ihres Volkes. Man braucht nur die interna-
tionalen Verhandlungen der Zeit zu verfolgen, um zu erkennen,
kommerziellen Interessen die Sorgfalt der Staatslenker ge-
ben. denen der hohen Politik am meisten in Anspruch nahmen.
In allen Friedensverträgen ist Rücksicht auf den Handel und
Industrie genommen, ja manche Kriege brechen nur in
kommerzieller Streitigkeiten aus. Die ackerbauende Klasse,
die große Menge der Bevölkerung, trug alle Lasten und
auf Schritt und Tritt gehenmt und beschränkt und zum
der andern Schichten des Volkes ausgebeutet. Der Name
„Bauers“ war das schlimmste Schimpfwort geworden, alle
Klassen der Bevölkerung schienen sich verschworen zu haben
Landmann zu bedrücken und zu benachtheiligen. Mit Steuern
und privaten Abgaben überhäuft, mußte er sich mit
Nahrung und größtem Zeuge begnügen. Die Richter

¹⁾ Uztariz, Teoria y Practica de Comercio y Marina, fol.
— Campanella, De Monarchia Hispanica, cap. XVI. — Camp-
Apendice á la Educacion popular, (Madrid 1775) I. 473. IV. 251.

n ihn, die Soldaten quartierten sich bei ihm ein und ten ihn aus, in der Stadt machte sich jeder ein Verdienst ihn zu verspotten und zu übertölpeln.¹⁾ Die abhängige achtete Stellung der Landleute und die Unmöglichkeit, in sich befanden, ihre Klagen und Wünsche bis zu den beiden Kreisen zu bringen, trugen nicht wenig dazu bei, daß so ganz überfahren und die Ausnutzung der landbebauenden als etwas ganz Selbstverständliches und Unschädliches be- n. In Folge dieser vorwiegenden Begünstigung der kommer- Interessen durch die leitenden Persönlichkeiten wandte auch pital sich hauptsächlich dem Handel und Gewerbe zu. ann zu dieser in ganz Europa gebräuchlichen, aber für ein weise zur Agrikultur bestimmtes Land, wie Spanien, be- schädlichen Mißachtung und Benachtheiligung des Acker- ine Reihe anderer sehr wichtiger Uebelstände hinzu, so war eitiges Vertrocknen dieser bedeutungsvollsten Quelle des National- andes unvermeidlich.

is den Zeiten der Gothen her waren zahlreiche Gemeinde- urückgeblieben, welche die spätere Gesetzgebung sorgfältig e, um den Viehstand des Reiches auf seiner alten Höhe lten. Aber wie überall, so zogen auch hier die Gemeinden en Besizungen viel geringern Nutzen, als Privatleute ge- ben würden; zumal in Spanien mit seiner schwachen Be- iz lagen diese ausgedehnten Ländereien fast ganz wüßt und ht einmal zu wirklich nutzbarer Weide umgestaltet. Aehn- hielt es sich mit den sogenannten Tierras concegiles d. h. ndereien, die zur Bestreitung der Kosten der Gemeinde- ung bestimmt waren. Anstatt dieselben zu verpachten, ließ für Rechnung des Gemeindevorstandes selbst bebauen, und

Lebhafte und anziehende Schilderung der unglücklichen Lage der Land-
Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español,
a ff.

so schlecht und nachlässig, wie dies stets zu geschehen pflegte, nicht das individuelle Interesse Herrn und Arbeiter beständig spornt.¹⁾

Es waren das Uebelstände, die bis in dieses Jahrhundert hinein überall das Erträgniß der Agrikultur gemindert! aber nirgends und niemals ist der Ackerbau mit einer Feindschaft behandelt worden, wie in Spanien. Aus den Zeiten der Maurenkriege, wo die Viehzucht das sicherste und trüglichsie Gewerbe gewesen und deshalb besonders begünstigt worden, war das jetzt völlig unverständige Gesetz übrig geblieben, daß kein Acker umzäunt oder durch irgend ein anderes Mittel gegen die Viehheerden geschützt werden durfte. Es war jedem erlaubt, bei dem Vorbeitreiben an einem Acker sein Vieh an den Ränder desselben ruhig abweiden zu lassen. Vorzügliches Gutes davon machte die Gesellschaft der Mesta, privilegierte Schafbesitzer, die mit den ausgedehntesten Vorrechten ausgestattet in der Absicht, die Zucht der Schafe und zumal die Verfertigung ihrer Wolle zu fördern. Außer den eigenen sehr ausgedehnten Weiden der Mesta, durften ihre Oberhirten auf ihren hiesigen Zügen von Asturien nach dem wärmern Estremadura von ihrem Rückwege im Frühjahr nicht nur alle Staats- und gemeindeweiden benutzen, nicht nur die Ränder der anliegenden Aecker abweiden lassen, sondern es waren überhaupt alle Felder und Brachfelder auf ihrem Wege ihnen als Weideplätze für vier Millionen Schafe zugewiesen!²⁾ Eine so schreiende Verletzung des Eigenthumsrechtes mußte die übelsten Folgen haben. Sie machte den Besitzer unsicher und verdrießlich, sie nahm seinen Fleiß ab, indem sie ihm die Aussicht nahm, die Früchte desselben in vollem Umfange zu genießen, sie überlieferte die

¹⁾ Jovellanos, Informe de la Sociedad económica (Madrid) p. 13 ff.

²⁾ Jovellanos, ibid. 19 ff. 41 f. — Weiss, II. 102.

ischen Thieren, die auf den weiten Haiden und Grasen auch ohnedem ihr Futter leicht gefunden hätten. Aber die Anpflanzung von Bäumen, die doch bei einer Dürre Spaniens so erspriesslich gewesen wäre. Ließ die junge Stämme anpflanzen und aufziehen, um das Viehes zu überlassen.

Drängte die Bevormundung des Staates sich ein. Der Besitzer am besten beurtheilen konnte, welche Nutzung seines Eigenthumes ihm am meisten zu Nutzen würde, gab es in den einzelnen Provinzen Gebieten, Aecker in Weiden oder Weiden in Aecker umzuwandeln, Wälder und Weinberge auszuroden oder bei Anpflanzung von Fruchtbäumen gewisse Mengen zu überschreiten. Die Freiheit und Einsicht des Besitzers gesetzlich beengt. Dieser hierdurch zugleich zur Umgehung und Uebertretung aufgefordert.

Die Preise der Ackerfrüchte und zumal der wichtigsten, des Weizens, durch staatliche Taxen geregelt. Alle Uebelstände, die durch die Maximalpreise mit sich zu bringen pflegen, waren in unglückliche Spanien ausgeschüttet. In den fruchtbaren Provinzen konnten die Pandleute nicht darauf rechnen, den gesetzten Preis zu erzielen, und in unfruchtbaren Provinzen zu niedrig, um ihnen hinreichenden Gewinn zu verschaffen.

Und was durch die Taxe verhindert werden sollte, wurde durch die Vertheuerung des Getreides nach schlechter Ernte, wurde erst recht herbeigeführt. Der Landmann weigerte sich, das Getreide zu dem staatlichen Preise zu verkaufen. Der Staat sah sich auf habgierige und gewissenlose Verkäufer angewiesen, welche seine Noth benutzten, um übermäßige Preise zu fordern, und die sich nicht nur das Getreide selbst, sondern auch die Gefahr, der sie sich durch Ueberschreitung des Gesetzes aussetzten, zu verkaufen.

jeßes preisgaben, bezahlen ließen: Erscheinungen, wie sie bis in die neueste Zeit auf ähnliche Weise im Geldverkehre, in Folge des sog. Wuchergesetzes, sich geltend gemacht haben. Eine Anzahl von Streitigkeiten, Prozessen und Bestrafungen war die Folge dieser gesetzwidrigen Geschäfte.¹⁾ Als die Ernte des Jahres 1605 sehr übel ausfiel, wurde der Preis der Fanega Weizen von 14 auf 18 Realen ($3\frac{3}{4}$ Thaler nach heutigem Geldwerthe) und der der Fanega Gerste von 7 auf 9 Realen erhöht. Aber nicht einmal die Landleute, für die doch diese Neuerung getroffen wurde, waren mit derselben zufrieden; sie meinten, sie hätten doch die Kosten der Saat und Bearbeitung, und der Nutzen käme hauptsächlich den Grundherren zu gute, die meist bestimmte Naturalrenten in Getreide zu erhalten hatten. So soll durch diese Preissteigerung sich das Einkommen des Erzbischofs von Toledo für das Jahr 1605 um 40,000 Dukaten erhöht haben!²⁾

Der beschränkten Auffassung der damaligen Zeit gemäß, betrachtete man in Spanien die Zwischenhändler und Spekulation in Nahrungsmitteln mit Abscheu und suchte sie in so enge Grenzen wie nur möglich einzuschränken. Man bedachte nicht, daß die Leute nur in so weit Nutzen aus ihrem Geschäfte ziehen, als die Produktion ausgleichen und die unentbehrlichen Nahrungsmittel den Konsumenten leichter zugänglich machen. So war verboten, das Getreide außerhalb der Provinz zu kaufen: auf den Märkten durften die Wiederverkäufer erst dann ihre Einkäufe machen, — wie man glaubte — das Publikum sich hinreichend versorgt habe. Der Verkauf durfte nur zu bestimmter Zeit, an bestimmten Stellen und unter bestimmten Formen stattfinden. Die Folge solcher alles bevormundenden Anordnungen mußten höchst un-

¹⁾ Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 39. — I. B. L. citirt bei Sempere, Biblioteca economico — politica, II. CCCLIII ff. Note.

²⁾ Cabrera, 1. Oct. 1605 (p. 262).

e sein. Der Landmann fühlte keine Lust, Märkte zu beziehen, er auf Schritt und Tritt beschränkt war und schließlich zu ihm aufgenöthigten Preise verkaufen mußte. Er ließ lieber Feld unbebaut, sobald er seinen nothwendigsten Bedarf bezogen hatte. Andererseits entstand aus diesen Beschränkungen die Ungleichheit im Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel in verschiedenen Provinzen; wie z. B. der Weizen in Andalusien ummal so viel zu kosten pflegte, wie in dem benachbarten Castilien! Hierzu trug freilich auch die schlechte Beschaffenheit der letzteren viel bei.

Einer der größten Uebelstände, welche den Ackerbau in Spanien bedrängten, war der übermäßige Preis der Grundstücke; und er entstand wieder aus der Thatfache, daß mehr als zwei Drittel sämmtlichen Grund und Bodens dem Verkehre entzogen waren als Majorate oder Besitzungen von geistlichen oder weltlichen Corporationen der todten Hand verfallen waren. In der Provinz Valencia war der ganze Boden mit geringer Ausnahme den Adelen, Klöstern, Stiftungen und Gemeinden eigen.

Im 14. Jahrhundert waren die Majorate noch selten in Spanien gewesen: aber seitdem hatte eine verkehrte Gesetzgebung die hier übrigens von den Cortes selbst ausgegangen war — Familieneitelkeit Thür und Thor geöffnet. Mit geringen Einschränkungen war es jedem gestattet, selbst zu Ungunsten seiner natürlichen und gesetzmäßigen Erben Majorate zu errichten. Es kamen dabei sogar die geringfügigsten Vermögen nicht ausgeschlossen. Die Eucht zu glänzen und sich mit dem Scheine des Adels zu geben, trug in Spanien nicht wenig zur Bildung der Majorate bei.

So wie ein Kaufmann, Handwerker oder Bauer ein Vermögen erlangt hatte, das 500 Ducaten Rente gewährte, stiftete er ein Majorat; und nun scheute sich nicht nur der älteste Sohn, die Erbe, sondern auch alle seine Brüder, sich und ihren neuen

¹⁾ Jovellanos 79 f. — Ulloa I. 68.

Rang durch nutzbringende Arbeit zu entehren.¹⁾ Auf der andern Seite wurden hierdurch die wohlhabenden Müßiggänger, auf andern ein besitzloses, hochmüthiges und aus beiden Gründen gefährliches Proletariat — aus den jüngern Söhnen der betreffenden Familien — vermehrt. Die Ungleichheit des Besitzstandes war erhöht; der Majorathsherr hatte geringen Antrieb, sein Gut verbessern, ein so großer Theil der liegenden Gründe wurde den freien und befruchtenden Verkehre entzogen.

Noch ausgedehnter und in ökonomischer Beziehung gefährlich waren die weiten Besitzthümer des Klerus, des regulären wie wie der Weltgeistlichkeit. Was die letztere anbelangt, so sahen ihre Landgüter keineswegs nur den Seelsorgern und deren Gehülfen zu Gute, sondern reichlich die Hälfte der Weltgeistlichkeit hatte gar kein Amt, lebte vielmehr in Müßiggang und häufig in Ausschweifung von dem Ertrage von Pfründen, an deren Besitze nicht die mindeste Verpflichtung geknüpft war. An der Domkirche von Sevilla gab es allein neunzig höhere Geistliche.

Aber am besten waren mit unveräußerlichen Ländereien die Klöster versehen. Obwohl die Cortes immer und immer gegen die Anhäufung der Güter in der todten Hand auftraten, wuchsen die Klöster unaufhörlich an Zahl und Reichthum. Im Jahre 1624 nahm man an, daß sie sich in dem letzten Jahrhunderte verdreifacht hätten!²⁾ Dadurch wurden dem Ackerbau und dem Gewerbe zahlreiche Hände entzogen, die sich fern vom Almosenempfangen ausstreckten; und durch die große Zahl der Ehelosen wurde das reißende Sinken der spanischen Bevölkerung noch gefördert. Der Klerus wurde mit unwissenden und sittenlosen Menschen überfüllt, und je reicher ein Kloster war, um so mehr herrschten Unwissenheit und Zügellosigkeit in demselben. Im Jahre 1619 wurde die

¹⁾ Fern. Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. II.

²⁾ Jovellanos, 52 ff. 57 ff. 65 ff. — Sempere, Considerations, II.

Mönche auf 70,000 geschätzt, in 9000 Klöstern, ohne die Nonnenklöster zu rechnen. Alle diese Leute lebten theils auf Kosten der übrigen Bevölkerung, theils waren ihre oft reichen Besitzungen allen Staatslasten befreit, die nun um so mehr den Weltlichen und zumal den Bauern aufgeladen wurden. „Das Laienleben dieser Nation“, schreibt Sir Charles Cornwallis an Prinz Arthur von England, „mag mit David sagen (freilich in einem andern Sinne): ‚Der Eifer für dein Haus verzehrt mich‘; denn der That sind fast alle Reichthümer der Welttheile in den Händen und die alles verschlingende Kehle der Geistlichen gegen“. ¹⁾

Eine weitere Benachtheiligung des Ackerbaues war es, daß die natürliche Trägheit der damaligen Spanier noch durch die häufige Zahl der kirchlichen Feiertage verstärkt ward. In den spanischen Bisthümern war der dritte Theil aller Tage des Jahres kirchlichen Festen gewidmet, wozu dann noch die Tage Stiergefächte und anderer öffentlicher Vergnügungen kamen. Monat August, einem der arbeitsvollsten für die Landleute, es eben so viele Feiertage wie Werkeltage. ²⁾ Da nun der Tagelöhner durchaus leben mußte, erhöhte sich in Folge dessen der Preis des Arbeitstages und damit selbstverständlich der Preis der Erzeugnisse des Ackerbaues und der Industrie.

Zu den Instituten, welche dem Lande viele nützliche Kräfte zogen, gehörten auch die Universitäten, deren es damals in Spanien nicht weniger als zweiunddreißig gab! An denselben waren wieder nicht weniger als 4000 Stiftungen für Studenten

¹⁾ Winwood Mem. III. 10. — Vgl. Moncada 122 ff.; Consulta del Consejo de Castilla de 1619, bei Sempere, Bibl. econ. — polit., II. CCVIII. ff.; Navarrete, Conserv. de Monarqu., disc. 42. — Davila p. 1632 i. 3. 1632 die Orden von St. Dominikus und St. Franciscus in Spanien allein auf 32,000 Mönche; in den Bisthümern Calahorra und Plena zählt er 24,000 Kleriker!

²⁾ Navarrete, disc. 13.

der Grammatik d. h. der schönen Wissenschaften eingerichtet überstieg diese Zahl bei weitem den Bedarf des Landes und an dergleichen Leuten. Die großen Vortheile, welche der Genuß der Stipendien gewährte, veranlaßte viele zum Studium, wie denn solche bemosten Häupter von Salamanca Siguenza — hier hatte der ehrliche Pfarrer des Den D studirt — eine große Rolle in den zeitgenössischen Romanen Novellen spielen.

Neben den Universitäten ist die übergroße Zahl von D zu nennen. Der König allein hatte 70,000 Stellen zu be-

So war der Ackerbau von allen Seiten benachtheiligt eingeengt. Der Stand der Bauern war verachtet; der Theil der Staatslasten war ihm auferlegt; die Gemein waren so gut wie zu einer fast beständigen Brache und die zahllosen Schafheerden durften die Aecker ungestraft und die Preisregulirung der Feldfrüchte beraubte den Landmann gerechten Verdienstes; polizeiliche Bevormundung schränkte in jedem Schritte ein; das Fett des Landes floß trügen M herren oder Mönchen zu, und eben hierdurch stieg der Grundstücke über alle Maßen; häufige Feiertage jauch gleichsam die Faulheit und vertheuerten die Handarbeit; St Beamte und die unzähligen Diener der Adligen vermehrt Menge der Müßiggänger: wie hätte unter solchen Umständen spanische Agrikultur nicht verfallen sollen!

In Folge dessen waren Theuerung und verheerende H noth etwas überaus Häufiges. Im Jahre 1608 war das in der Provinz Galizien so groß, daß zwei Monate vor der Ernte bereits 1500 Menschen nur in dem Gebiete der Santiago vor Hunger gestorben waren!²⁾ — In Valencia die herrlichsten Olivenpflanzungen; aber während früher das

¹⁾ Navarrete, disc. 46; disc. 25.

²⁾ Cabrera, 7. Juni 1608 (p. 340).

nnene Del in alle Provinzen verführt wurde, erhielt man in Jahren 1590—1610 beständig so geringe Ernten, daß man Valencia Del aus Mallorca importiren mußte.¹⁾ — Immer breiter verbreitete sich in Folge der unvernünftigen Rodungen Trockenheit über die Halbinsel!

Der spanische Staat, der so unerschwingliche Forderungen an finanziellen Kräfte seiner Angehörigen stellte, war überall in seinen Verpflichtungen gegen dieselben nachzukommen. Durch Pyrenäen von dem übrigen Europa getrennt; im Innern von uralten Bergketten durchzogen und schon durch die Schwäche der ein großes Gebiet zerstreuten Bevölkerung in Bezug auf Verkehr benachtheiligt, hätte Spanien um so mehr für die Anlage guter Straßen sorgen müssen. Da die großen Städte von einander und vom Centrum entfernt lagen, war eine schnelle und gute Verbindung um so nothwendiger. Santiago, Lona, Valencia, Granada, Cadix, Cartagena, Sevilla, Lissabon, Porto sind sämmtlich von Madrid und von einander erst durch lange Reisen zu erreichen. Aber die spanische Sorglosigkeit und Trägheit ließ es zu, daß die Wege nicht nur in der kläglichen Beschaffenheit, sondern überhaupt sehr selten waren. Die Straßen, die aus der maurischen Zeit noch vorhanden waren, verfielen, und den Reisenden war es meistens überlassen, sich eine Route durch die Flüsse zu suchen, wo sie eine solche finden würden. Dämme und Schleusen, um den Ueberschwemmungen der Winterzeit vorzubeugen, waren so gut wie unbekannt, fahrbare Straßen durch die Gebirge wurden fast in ganz Spanien vergeblich gesucht. Gastwirthe mußten den Feudalherren große Abgaben zahlen und waren deshalb darauf angewiesen, von den Reisenden mögliche hohe Bezahlung herauszupressen.

Nur so konnte es geschehen, daß, wie wir oben (S. 87) gesehen haben, die Fanega Weizen in Andalusien dreimal so theuer

¹⁾ Fonseca, *Justa Expulsion de los Moriscos*, p. 333.

zu sein pflegte, wie in Kastilien. Wenn man von Madrid katalonischen oder andalusischen Städten Waaren wollte man sich durchaus nicht wieder mit andern Waaren machen, obwohl dann der Gewinn doch doppelt gewesen wäre würde der Transport zu viel gekostet haben! Lieber ließen kastilischen Kaufleute sich baares Geld oder Wechsel geben, sie zwei Prozent verloren. Noch bitterer rächte sich der Stand der Verkehrsmittel in dem Verhältnisse Kastiliens. Gab es irgendwo in der Welt zwei benachbarte Länder die von der Natur aufeinander angewiesen waren, so diese. Kastilien erzeugt Getreide und in vielen seiner Distrikte besten und kräftigsten Wein; Asturien hatte an alle Mangel, konnte aber dafür Früchte, Fische, Rindvieh, und Wolle austauschen. Aber die Straßen zwischen beiden waren in so traurigem Zustande, daß die Kaufleute von Valencia und Alicante, die durch weiten Seetransport um die galfinzel herum ihre Weine in die asturischen Häfen brachten billiger zu verkaufen vermochten, als die Kastilianer. Auf dem Markte zu Valencia, in Leon, die Fanega Getreide Realen kostete, kam der Transport nach dem kaum 20000 entfernten Santander in Asturien auf nicht weniger als 10 Realen die Fanega zu stehen! Natürlich hüteten die Asturien ihr Getreide aus Kastilien zu beziehen, sondern holte Frankreich; und der kastilische Bauer, um ein reiches Land betrogen, mußte sein Korn um billigen Preis verschleudern und er in Armuth verharrte und keinen Antrieb fand, durch Fleiß und vermehrte Sorgfalt das Erträgniß seines Ackers zu erhöhen. Dieser Zwischenhandel zwischen Frankreich und Spanien wurde durch Kaufleute von Sevilla und Cadix betrieben, denke man sich die ganze Unnatur dieses Verhältnisses andalusischen Kaufleute, hundert Meilen von Asturien segelten nach dem Havre. Hier kauften sie das Getreide Orleansais, besonders der Beauce, auf, obwohl diese Provinz

infzig Meilen vom Meere liegt, und verkauften es dann noch hundert Prozent Nutzen in Asturien. Und unmittelbar an letztere Land grenzte ein ausgedehnter Getreidedistrikt, der in eigenen Ueberfluß erstickte!

Nur im Nordosten sah es etwas besser aus. Die Navarresen die Bewohner der baskischen Provinzen, die am wenigsten unter den Spaniern, hatten ihrer kräftigen und unternden Natur gemäß die Erbauung von Landstraßen auf ihre und eigene Kosten begonnen; besonders Alava war von ihren Kunststraßen durchzogen. Indes dem allgemeinen ökonomischen und Zoll-Systeme dieser Provinzen entsprechend ging die Richtung dieser Wege weniger nach dem Innern Spaniens als raufreich zu.

Noch schlimmer als mit den Landstraßen stand es mit dem Verkehr zu Wasser. Die schiffbaren Flüsse versandeten rettungslos. Die großen Ströme waren nur wenige Meilen oberhalb ihrer Mündung schiffbar; die kleinern gar nicht, sondern waren im Sommer ganz ausgetrocknet. Am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war der Guadalquivir so sehr versandet, daß die Schifffahrt zwischen Sevilla und Cordoba, zwei der wichtigsten Städte Spaniens, nicht mehr möglich war. Wo man schon die natürlichen Wasserstraßen dergestalt verfrachtete, sorgte man begreiflicher Weise für künstliche noch weniger. Es gab damals in ganz Spanien noch keinen Schiffkanal. Vorschläge und Pläne waren dazu häufig genug gemacht worden; aber zur Ausführung war es niemals gekommen! Und hier ist noch die Unsicherheit im Innern des spanischen Reichs zu erwähnen, trotz seiner unzähligen Korregidoren und Alguazils und Dienern der heiligen Hermandad. Auch bewährten die Spanier ihre Kunst, mit vielen Mitteln wenig zu thun. Besonders die nach den Friedensschlüssen entlassenen

Soldaten liebten es, die Plünderungen, die sie im Kriege damaliger Sitte gegen Freund und Feind ausgeübt hatten während des Friedens und im Mutterlande selbst fortzusetzen. Man nannte diese aus verabschiedeten Soldaten bestehenden Räubertrupps „Bandas“. Die „Bandaleros“ erfüllten ganz Spanien und beraubten die Reisenden, die nicht in Anzahl oder ohne bewaffnete Eskorte sich auf den Weg hatten. Zumal das öde Gebirge der Sierra Morena — Zufluchtsort von Räubern und wilden Thieren. Im nördlichen Spanien war das Hauptquartier jener Ludeja, das, an den Vereinigungspunkte der Grenzen von Navarra, Aragon und Castilien gelegen, ihnen einen günstigen Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen bot. Von hier aus setzten sie sich mit den zahlreichen Schmugglern der Pyrenäen und Mittelmeergrenze in Verbindung. Die Zwischenhändler und Helfer machten meistens die Gewinne, die deshalb eines sehr üblen Rufes genossen. Die Thaten der Bandiden ging so weit, daß sie, als im Juni 1605 das Ehepaar bei dem Herzoge von Lerma in dessen gleichnamigem Schloß weilte, in dieses einbrachen und hundert Mark silberner Münzen raubten. Im Jahre 1613 wurden Kaufleute, die einen reichlichen und Metalltransport führten, bei Lerida in Aragon von einer Bande von hundert Räubern — darunter zwanzig berittenen — angegriffen und der Summe von 240,000 Dukaten (etwa 1 1/2 Mill. nach heutigem Geldwerthe) in Münzen und Barren beraubt. Etwa 100,000 Dukaten vermochte man davon wieder zu erlösen. Das ganze Königreich Aragon wimmelte von den Bandiden. Kurz vorher hatten sie dort dem Franziskanerorden 30,000 Dukaten abgenommen. Bisweilen mußten ganze Dörfer wegen der Räubereien von Soldaten umzingelt und alle ihre Bewohner in den Kerker geworfen werden.¹⁾

Selbst in den Städten war es nicht minder unsicher

¹⁾ Cabrera, 341 f. 355. 542. — Weiss, II. 275 f.

andstraßen. Im Jahre 1610 schrieb der Ritter Cottington, englische Gesandte, an seine Regierung: „Seit einiger Zeit fast keine Nacht vorüber, wo nicht Personen jeden Ranges in Straßen getödtet werden.“ Man gab diese Thaten den türkischen und maurischen Sklaven der Reichen und ihnen Schuld und erließ gegen dieselben Gesetze, aber das Uebel änderte sich deshalb nicht.¹⁾ In einer der ersten Nächte des Jahres 1605 wurde der Lieblingspage des Herzogs von Lerma, Eugenio de Olivero, auf dem Plage der Silberschmiede in Valladolid von drei Männern erdolcht; und obwohl der Herzog sich unermessliche Mühe gab, die Mörder seines Lieblings zu entdecken, gelang es ihm doch nicht. Vorzüglich gaben die Serenaden und die blutigen Kämpfe Anlaß, indem eifersüchtige Gatten, Brüder oder Väter die Ruhe ihrer Damen gegen die zudringlichen Liebeswerber zu sichern suchten. In einem solchen Kampfe in Valladolid im Mai 1605 der Graf von Saldaña, der zweite Sohn des Herzogs von Lerma, schwer verwundet, im Juli 1609 schlugen sich aus ähnlicher Ursache die Herzöge von Maqueda, Pastrana, Barcarota und Cesa, wobei letztere viele Wunden davontrug. Ueberhaupt waren die Spanier nur zu sehr geneigt, dem in den Spaniern so leicht zu empfindenden Rachegefühl zu gehorchen: oft wegen des geringfügigsten Anlasses flogen die Degen aus der Scheide. Im September 1609 tödtete Hernando de Lujan den Don Juan de Sandoval in Gegenwart des Richters wegen eines Wortwechsels in dem Proceß, der zwischen ihnen vor jenem verhandelt wurde. Der schon erwähnte Herzog Bernardino von Maqueda, einer der vornehmsten Taugenichtse seiner Zeit, der aber wegen seines vornehmen Standes stets ohne empfindliche Strafe davonkam, verfolgte wegen eines unbedeutenden Streites mit seinem Bruder den Don Luis de la Cueva mit bloßem Degen in den Straßen Valladolid's, bis

¹⁾ Watson, Hist. de Philippe III., III. 176.

derjelbe in einen Brunnen ftürzte, wo er ertrank. Im Jahr 1608 geriethen der Herzog von Ferdinandina und Don Alvaro Giron, bisher die beften Freunde, wegen einiger leicht hingeworfener Worte in Streit; fie und ihre Diener zogen die Degen; die Abtlichen erhielten Wunden, und Don Rodrigo ftarb nach Viertelftunde. Wenn die Vornehmen das Leben eines Untergebenen fo gering achteten, war ihnen begreiflicher Weife an eines Tieferftehenden noch weniger gelegen, und zumal die militairlichen und polizeilichen Beamten hatten bei Ausübung ihrer Pflichten den Degen der jungen Abtlichen oder auch die Prügel ihrer Untergebenen zu fürchten. Wesentlich wurde die Handhabung ftrenger auch dadurch gehindert, daß die Kirchen und die Häufer der Fremden fremder Mächte als unverlegliche Asyls galten.¹⁾

Alle die geftilderten Urfachen hatten Mangel und Uebel über Spanien gebracht. Die Bauern waren arm, die Reichen ohne Kapital, der Adel verfhuldet.²⁾ In um fo lebendigerer Gegenfage zu dem wachfenden Sammer der großen Mehrtheil der Nation ftand der unfinnige und unfruchtbare Luxus der Klaffen. Jeden Tag kamen neue und koftspielige Moden und befonders herrfchte — ähnlich wie um diefelbe Zeit in England — die Sucht, ausländifche Stoffe zu tragen. Vorzüglich den ungeheuer breiten, koftbar geftickten Halskraufen, in geftickten Gewändern aus chinefifcher und italienifcher Seide große Verfchwendung geübt. Man liebte es, englifche und lombardifche Hüte, deutliche Schuhe zu tragen. Leinwand und Seiden wurden aus Holland, Florenz und Mailand bezogen. Der Luxus in Schmuckfachen wuchs während der Regierung Philipp's III. reißend fchnell. Während früher die bürgerlichen Standes fih zum höchften Schmucke mit einem Agnats begnügt hatten, wollten fie jezt ihre Garnitur Diamanten be-

¹⁾ Cabrera, 157. 235. 239. 242. 330. 378. 379.

²⁾ Dep. Cornwallis v. 31. Mai 1605; Winw. Mem. II. 73.

huhe wurden belegt mit Plättchen von Silber oder Gold, Nägelchen mit Diamantköpfen festgehalten wurden. In Stücke Lope de Vega's wird ein Stuger beschrieben, ein her aus Kuchenteig". Er trägt ein kleines kokettes Hütchen kurzer Feder und neuer Schnur, eine offene breite Hals-Manschetten auf Venedische Art, Beinkleider bis zu den engen Stiefeln, die man kaum wieder ausziehen kann, eine Kette von ungeheurer Größe, ambradustende Hand, das Haar ist durch reichliche Anwendung von Pomade ichem Toupé gekräuselt; der „jungfräuliche Degen" durfte hlen. — Nicht weniger hatte die Pracht in den Häusern n Möbeln zugenommen. Kostbare Gebäude und Gärten angelegt, mit dem theuersten Geräthe erfüllt, so daß die vor siebenzig Jahren einen Granden zufrieden gestellt jetzt von denselben Leuten niedrigen Ranges überlassen. „Die vergoldeten Stukkaturen", klagt ein zeitgenössischer steller, „die Kamine von Saspis, die Säulen von Porzellan, die Zimmer mit ausgesuchten Schmuckstücken und unermesslichen Schränken, die nur dem Prunke und der Symmetrie dienen; viele und die verschiedenartigsten Buffets, mit eingelegter Arbeit entweder von verschiedenfarbigen Steinen oder von Silber auch von Elfenbein und vielen tausend andern Arten aus bezogener Holz. Man hält auch nicht dafür, daß die Vasen duften, wenn die Vasen aus Thon sind; und so macht sie aus Silber oder noch kostbarerem Stoffe. Aber nicht die Vasen sind aus Silber, sondern auch die Scherbenköpfe für die Blumenstauden sind aus diesem so werthvollen Metall. Ja, die einfachsten Hidalgos begnügen sich nicht mit den Stukkaturen, die wenige Jahre früher die Häuser der Granden zierten. Die Tapeten und vergoldeten Tapetenleder, in andern Ländern so berühmte, sind hier schon nicht angebracht. Die Seragen und bedruckte Leinwand, mit der die spanische Mäßigkeit sich zu begnügen pflegte, haben

„sich in die ruinösen reichen Gewebe von Mailand und Rom, und in die kostbaren Tapisserien von Brüssel verwandelt. In die Gemächer, wo man keine Stuckaturen anbringt, hängt man ausgezeichnete Gemälde, die man nur nach dem Rufe ihrer Fertigster schätzt, und von denen viele weniger Sittsamkeit aufweisen, als einem christlichen Hause zukommt; auch führt man vielen andern prahlerischen Schmuck ein, mit welchem die Klugheit der Fremden die Tüchtigkeit der Spanier zu verwechseln und zugleich alle Reichthümer Spaniens an sich zu ziehen im Begriffe steht¹⁾“

Höchst verderblich für den Wohlstand Spaniens wurde der Luxus, den man sich in Bezug auf die Zahl der Dienerlaubte. Kein Vornehmer ging aus, ohne von einer großen bewaffneter Diener umgeben zu sein, und wenn eine adlige Dame ihr Haus verließ, folgte eine große Menge wohlfrisirter Kutscher, während die würdigen Greise, die früher als Schutz- und Bewache den Damen zugegeben zu werden pflegten, immer verschwanden.²⁾ Die einfachsten Edelleute wollten, wie die Könige, ihre Kapellane, ihre Sekretäre, Majordomos, Kammerdiener, Küchenjungen, Kutscher, Stallknechte, Wasserträger, Stuken, Bewaffnete haben; und an weiblicher Dienerschaft Küchenmädchen sowie Kammermädchen und Gesellschafterinnen Damen. Die Menge dieser unnützen, faulenzenden Diener betrug mehrere Hunderttausende.

Dagegen verstand man in Spanien in keiner Weise, wirkliche Lebensgenüsse zu verschaffen. Speise und Trank überaus einfach und spärlich, die riesigen Paläste und

¹⁾ Fern. Navarrete, Conserv. de Monarqu., disc. 33—37. — Consulta del Consejo de Castilla, bei Sempere, Bibl. econ. — II. p. CCCL. f. — Lope de Vega, La viuda de Valencia. — Sonette von Luis Góngora de Argote.

²⁾ Fern. Navarrete, disc. 14.

en waren geschmacklos und unschön. Es war eine barbarische sichtbare Pracht, die da überall entfaltet wurde.¹⁾

Der Luxus der Reichen diente also nicht zur Hebung des spanischen Gewerbefleißes, sondern er entzog nur dem Lande beträchtliche Summen und kräftige Arme. Der Ackerbau und die Industrie darnieder, der Handel gerieth immer mehr in fremde Hände: Ursachen trugen viel mehr zu der schnellen Entvölkerung Spaniens als Krieg, Kolonisation und verheerende Krankheiten. Freilich in letztere häufig genug, wie ja überhaupt in Folge des häufigen Fells der Witterung in der Mitte, der trockenen Hitze im Süden Landes von jeher Epidemien in Spanien oft und furchtbar verheerend auftraten. Im Jahre 1599 wüthete eine ansteckende Hautkrankheit auf der ganzen Halbinsel, nur wenige Orte blieben von ihr verschont, man behauptete — selbstverständlich sehr übertrieben — als eine halbe Million seien an den Geschwüren gestorben. Es waren in den größern Städten Hospitäler errichtet, Aerzte von den Seiten angestellt und der Handel mit getragenen Kleidungsstücken in hiesigen Beschränkungen unterworfen. Im Jahre 1605 herrschten in Kastilien viele tödtliche Krankheiten, unter denen besonders das Typhus hervorgehoben wird; und im nächsten Jahre dehnte sich das Sterben auch auf Andalusien und Murcia aus. Wie im Anfang des 17. Jahrhunderts,²⁾ so war auch in dem damaligen Spanien die Sterblichkeit bei weitem größer, als jetzt in irgend einem Lande Europa's. Am schlimmsten wüthete die Pest. Im Jahre 1599 verbreitete sie sich über Andalusien, Portugal, Galicien, Leon, Altkastilien, Asturien, Biscaya und Navarra. In diesen Jahren sollen bis zum Mai mehr als 34,000 Personen dieser furchtbaren Epidemie erlegen sein! In Sevilla erkrankten im Mai und Juni dieses Jahres 8000 Menschen an der Pest, von denen 4000 starben. Im nächsten Jahre zeigte sie sich wieder in Ver-

¹⁾ Winwood Mem., passim. — Relaz. di Franc. Soranzo p. 59.

²⁾ Vgl. Macaulay, die Geschichte Englands, Kap. 3 gegen Ende.

tugal, Granada und Andalusien. Diese unglückliche wurde 1601 wiederum auf das härteste von der Pest heimgesucht, daß in Sevilla abermals in zwei Monaten achttausend I von ihr hingerafft wurden. Und in den nächsten beiden trat sie gleichfalls, wenn auch schwächer, in Granada und Andalusien auf, um dann für eine ganze Reihe von Jahren zu verschwinden.¹⁾ Die Vorsichtsmaßregeln, die man gegen die Verbreitung der Pest zu treffen pflegte: Verbrennung der Leichentücher der an dieser Krankheit Verstorbenen und Quarantän für alle Reisenden, die aus den mit der Pest behafteten Orten — erwiesen sich als völlig unzureichend.

Aber, wie gesagt, die Krankheiten waren nicht die schlimmsten Feinde der spanischen Bevölkerung; Trägheit und Faulheit trugen viel mehr zu deren Verminderung bei. Es hat sich bestätigt gefunden, daß in einem betriebsamen und wohlgeordneten Lande die Lücken, welche Krieg, Auswanderung und Epidemien die Bevölkerung reißen, sich sehr schnell wieder ausfüllen, wie bei verarmten und ökonomisch verkommenen Völkern die unabwehrbaren Verluste herbeiführen. Die schwere Last der Steuern ist ferner als eine der Hauptursachen für die Verminderung der Bevölkerung anzusehen.²⁾ Im Jahre 1624 sank in einem halben Jahrhundert die Zahl der Bürger in Burgos von 7000 auf 900 gesunken, in Leon von 5000 auf 500; viele Städte waren ganz entvölkert und standen in Ruinen da. Valladolid hielt sich nur durch seine Reichsbehörden, Salamanca durch die Universität, Segovia durch seine Wehr, obwohl deren Macht beträchtlich abgenommen hatte.³⁾ In Toledo standen im

¹⁾ Cabrera, 17. 24. 27. 32. 36. 38 f. 72. 77. 103. 106. 112. 152. 183. 259. 261. 279. — Als Kuriosum mag erwähnt sein, daß Anwendung von Stahlmitteln in der Heilkunde gebräuchlich zu werden begann. Lope de Vega's El azero de Madrid.

²⁾ Cons. del Cons. de Cast. p. CCLXXV.

³⁾ Manrique, citirt bei Sevillanos, p. 57. Detc.

mehr als 4000 Häuser leer, in Valladolid 3000.¹⁾ Es ist nennend für den damaligen Charakter der Spanier, wie man auch mit Unrecht — die Entvölkerung der Provinzialdem Umstande zuschrieb, daß die Bürger in die Hauptstadt um hier am Hofe oder bei den Adligen irgend eine Einnahme zu finden, wo sie sich ohne viel Arbeit ernähren könnten.²⁾ Das ist allerdings richtig, das schnelle Wachsthum von Madrid bei der Ungunst von dessen Lage inmitten einer Wüstenei, von jedem schiffbaren Flusse, ohne glänzende historische Ereignisse, nur der Anwesenheit des Hofes zu danken. Kurze nach der von uns behandelten Periode, im Anfange der Regierung Philipp's IV., besaß die Hauptstadt 399 Straßen und Lagen mit ungefähr 10,000 Häusern, so daß man die Zahl Einwohner auf etwa 150,000 schätzen muß. In kirchlicher Hinsicht war sie in 13 Pfarreien eingetheilt, und außerdem noch in ihr 25 Männer- und 20 Frauenklöster, 15 Hospitäler. Unter den Plätzen zeichnete sich die Plaza mayor durch Größe und Schönheit aus. Dieser Platz bildete ein regelmäßiges Viereck von 434 Fuß Länge und 334 Fuß Breite. Er war verpflastert mit großen Quadersteinen aus Tuff. Die 136 Häuser, die ihn umgaben, waren alle gleich gebaut aus buntem Mauerwerk; sie hatten fünf Stockwerke, von der Vorhalle auf ebener Erde bis zum flachen Dache, und waren 71 Fuß hoch. Auf den Dächern erhoben sich acht Fuß hohe Terrassen, mit vergoldeten Geländern geziert. Eiserne Balkone, schwarz und gold gestreift, schmückten die Häuser. Hier pflegten sich bei großen Festlichkeiten 50,000 Menschen zu versammeln. In der Stadt befanden sich viele wohl mehr große und weitläufige schöne Paläste des Adels, von denen einige noch nach mittelalterlicher Sitte mit Thürmen versehen waren. Schon damals

Cabrera 310.

Cons. del Cons. de Cast. p. CCXCV. ff. — Cabr. passim.

eristirte zum Vergnügen und zur Erholung der Einwohner in Prado, in seiner Anlage etwa dem wiener Prater entsprechend, mit einem prächtigen königlichen Lustschlosse, Bäumen, Teichen, Springbrunnen; in der Mitte erhob sich eine bronzene Reiterstatue Philipp's III., ein Geschenk des Großherzogs von Toscana. Um kam der königliche Park, hierauf der königliche Palaß, im Philipp II. der gewöhnliche Aufenthaltsort der spanischen Monarchen. Er war mit 190 Thürmen geziert gewesen, von denen allerdings schon viele verschwunden waren. Es war ein ganz regelmäßiges Bauwerk, indem jeder König einen neuen Thurm hinzuzufügen pflegte. Von den Fenstern hatte man einen vollkommenen Blick über Gärten, Wiesen, Parks, Flüsse und Dörfer bis zu den schroffen Gipfeln der Sierras von Guadarama und Guptago, bis zu den dunkeln und ausgedehnten Wäldern von Escorial. Unter der großen Menge von Sälen und Zimmern waren vorzüglich die Wohnräume der königlichen Familie reich mit kostbaren Tapeten, Gemälden, Marmor und vielen werthvollen Gegenständen geschmückt. — Thore besaß die Stadt nur vier, unter die Puerta de los Mercos, so genannt, weil die Mauren durch dieselbe in Madrid eingedrungen waren.

Die Verwaltung der Stadt wurde von 38 Regidores geleitet, die ihr Amt vom Könige für 4—6000 Dukaten erstanden hatten; diese bildeten den Ayuntamiento oder Stadtrath, der an die Stelle der alten Versammlung aller Vecinos oder Bürger getreten war. Indes der Ayuntamiento war nur eine beratende Behörde; zur Ausführung seiner Beschlüsse ernannte er zwei Alcaldes, einen aus den Hildalgos, der andern aus den nichtadligen Bürgern, und eine Reihe sonstiger Beamten. Die Polizei und die niedere Gerichtsbarkeit wurden ausgeübt durch den Corregidor — welcher vom Könige einsetzte — und zwei Beigeordnete nebst der gehörigen Anzahl Polizeidiener.¹⁾

¹⁾ Davila, Grandezas de Madrid, p. 11 ff. 309. — Ger. de Quirós.

Ähnlich war das Regiment in den andern Städten.

Freilich blieb in der glänzenden Hauptstadt noch viel zu tadeln. Unreinlichkeit scheint schon damals nur in geringem Maße zu den Tugenden der Spanier gehört zu haben. Man klagt über die schmutzigen Straßen, den ewigen Roth. Ungenirt goß man aus den Fenstern Wasser und Unreinlichkeiten auf die Straße; ein Soldat, der — in einem Stücke Calderon's — ein solches Bad des Schicksals empfängt, tröstet sich mit dem Gedanken, daß diese alltäglichen Sachen von Madrid¹⁾ seien. Die Preise aller Dinge waren hoch; und zumal die Wohnungen wurden so gut bezahlt, daß der Unbemittelte sich mit elenden Zufluchtorten begnügen mußte. Ein unzufriedener Dichter läßt sich von solchen Uebeln zu dem Ausrufe verleiten, man solle doch Madrid lieber Hölle nennen!²⁾ —

Zu den schon so vielfachen Ursachen der Entvölkerung kam noch der starke Menschenbedarf des Heeres,³⁾ dessen Zahl unter Philipp III. hinweg heruntergesetzt wurde, und das sein festes Gefüge — den Schutz der wankenden spanischen Monarchie — im ganzen verlor. Noch immer vermochte kein Land Europa's der mächtigen spanischen Armee Spaniens etwas Ähnliches gegenüber zu stellen.

Madrid war auf das vorzüglichste — freilich durch das Verdienst einer langen Zeit — geordnet: Heereszusammensetzung, Verpflegungs-, Verwaltungs- und Gerichtswesen und Bewaffnung. In Burgos war das Hauptarsenal. Hier befanden sich Kanonen und Munition in großer Menge; hundert Bombardiere waren stets bereit, die Bedienung zu beschicken, wenn erforderlich, zu leiten. In den Grenz- und Provinzen gab es außerdem kleinere Arsenale: so in Pamplona, Pella, Valencia, Alicante u. a. m.; hier lagen auch beständig Waffen

¹⁾ Historia de Madrid (Madrid 1629), fol. 24. 379 ff. — Vgl. Relaz. de Contarini. 310.

²⁾ Satyrische Sonette von Luis Góngora de Argote. — Calderon, Tiempo al tiempo, jorn. prim.

³⁾ Vgl. Theil I. S. 24.

und Kleidungsstücke zur Ausrüstung von 50,000 Mann kosteten. Rüstungen, Piken und Sättel wurden meist aus Mailand bezogen, während Hieb- und Feuerwaffen und Geschütze in Spanien selbst verfertigt werden zu sein scheinen.¹⁾

Die Regimenter (Terzos), in welche die spanische Infanterie zerfiel, wurden entweder nach ihren Führern oder ihren gewöhnlichen Stand- (nicht Werbe-) Bezirken benannt. Es gab ein sizilianisches, ein neapolitanisches, ein lombardisches Terzo, ein Flottenregiment u. s. w. Das Regiment war eingetheilt in Kompagnien, deren Zahl übrigens nicht bestimmt, sondern im höchsten Grade verschieden war.²⁾ Ebenso wechselte auch die Zahl der Soldaten in der einzelnen Kompagnie von vierzig bis fast zweihundert Mann. Das Regiment wurde befehligt von einem Marqués de Campo (Oberst), dem ein Sargente-mayor — eine Art Regiments-Adjutant — zur Seite stand. Eine Eintheilung in Bataillone gab es nicht; die Kompagnie wurde befehligt von einem Capitán, dem ein Engarteniente (Lieutenant) und ein Alferez (Zweite Lieutenant) untergeordnet waren. Auch Unteroffiziere (Sargentos) gab es.

Gar stattlich machte sich ein solches spanisches Veteranen-Regiment. Voran Trommeln (cajas) und Pfeifen (pifas), hierauf die rothgelbe Fahne, auf dem Marsche gewöhnlich zusammengewickelt; dann die Mannschaft, sämmtlich noch in einem Helmen und Brustharnischen glänzend. Ein Theil der Truppe mit Feuerwaffen ausgerüstet und zerfiel wieder in Arcabuceros und Mosqueteros, je nachdem er leichte oder schwere Flinten trug; der andere Theil — die Picas „Lanzen“ — war mit Piken, aber mit vollständiger Eisenrüstung versehen. Unter 900 Mann waren gewöhnlich 300 Picas, 500 Arcabuceros, 100 Mosqueteros.

¹⁾ Relaz. di Franc. Soranzo 65.

²⁾ Vgl. u. A. Bleda, Corónica de los Moros, 984 f. — Die Zahl der Kompagnien jedes Regiments wechselt hier von 9 bis 21. Ich mag es nicht für verfehlt halten, wenn Bazzy, Etat militaire de l'Espagne sous Philippe II. die Zahl der Kompagnien für jedes Regiment zu fixiren versucht.

Interoffiziere trugen sämmtlich Hellebarden; die gänzlich getrennten Offiziere nur Schwerter.¹⁾ Größere Einheiten, als die heutigen, unsern heutigen Brigaden, Divisionen, Corps ent-
sprechend, waren nicht vorhanden. Forderte die Lage der Dinge in Krieg die Zusammenziehung größerer Truppenmassen, so wurde zu ihrem Kommando theils einer der unsern heutigen spanischen Provinzialgouverneuren entsprechenden Generale be-
stelt, theils ein besonderer General-Oberst (*maestre de campo* al) oder General-Kapitän ernannt. Es gab ferner auch
alle eine ganze Waffe — General der Kavallerie, Artillerie
u. — doch waren dies meist Sinekuren, die Günstlingen
verdienten Militärs verliehen wurden.

Die Kavallerie zerfiel in zwei Waffen: die schwere Reiterei
combres d'Armas — vollständig gepanzert, meist Spanier
Ballonen; und die leichte — *Cavalleros ligeros* — mit De-
und Karabiner²⁾ bewaffnet, meist Italiener, Deutsche oder
affschaffter. Außerdem gab es, aber nur in untergeordneter
l, *Arcauceros* zu Pferde, welche, den spätern Dragonern
gehend, gleichsam eine berittene Infanterie darstellten, indem
t Büchsen ausgerüstet waren und, wenn nöthig, vom Pferde
en, um wie die Infanterie verwendet zu werden. Die Rei-
terfiel in Kompagnien, eine größere feststehende Einheit war
selbe nicht vorhanden.

Besondere Sorgfalt wurde in der spanischen Armee, wie auf
militarische Technik, so auch auf das vereinigte Ingenieur-
artilleriecorps verwendet. Unter Philipp III. hatte in den

Baz. u. A. Fonseca, *Iusta Expulsion de los Moriscos* 258. 314 f. etc.
Recepción de documentos inéditos, t. XLVIII. p. 416. — Calderon,
alcaide de Zalamea, *jorn. prim.*:

Una arrollada Vandera
nos ha de llevar tras si
con una caxa.

Bazy, *Etat militaire de l'Espagne*, 35.

Niederlanden der General der Artillerie unter seinem Vize einen General-Kommissar, einen Intendanten, einen Rechnungsführer, fünf Kapitäne, 220 ordentliche Artilleristen und außerdem fünf artilleristen, die aus der Infanterie gezogen wurden, zwölf beibräutig, 180 Mineure mit aus der Infanterie genommenen Hülfsverleuten, 2000 Pioniere und Sappeure nebst zwei Befestigungs-Ingenieuren; ferner Zimmer-Wagenbauer- und Tischmeister mit ihren Arbeitern unter einem Ingenieur, Feuerwerker mit zwei Kapitänen, Petardiere unter einem Kapitän; den Quartiermeister endlich das Sanitätscorps unter vier Offizieren.¹⁾ Die geschicktesten Ingenieure Europa's waren stets in der spanischen Armee zu finden.

Die Anstrengungen der oft weiten Märsche wurden den Soldaten erleichtert durch die Spenden der Marktentenderin, welche die Kompagnie begleitete, freilich zur Hebung der Moral in der Armee wohl nicht sehr beitrug. Im befreundeten wie im feindlichen Lande verlangten die Soldaten nach zurückgelegtem Tagesmarsche ein Quartier bei den Bürgern oder Landleuten, gegen die sie sich übermäßig und gewaltthätig zu benehmen pflegten. Ein Unteroffizier ging voraus, der Quartiermeister — Commisario — voraus, bestellte bei den Dorfschönsten Quartiere und vertheilte dann bei Ankunft jener die Quartiere unter dieselben. Das Raufen der rohen und fecten Krieger war für friedlichen Einwohner ein Schrecken; man suchte den Soldaten zu befehlen, daß er anderswo Quartier mache.²⁾

¹⁾ Diego Usano, De la artilleria militar, citirt bei Bary, 34 f.

²⁾ Diese Angaben sind der reizenden Schilderung der Quartierverhältnisse in Calderon's Alcalde von Zalamea entnommen. Er glaubt sich bei der Lectüre derselben zum Theil in die entsprechenden Zustände versetzt. Auch in Calderon's El Pintor de su deshonra sieht man ein Bauer zwei Soldaten ins Quartier, nur wegen des Vergnügens, das bei ihrem Weggange empfinden wird:

que aunque molestias me dan
quando vienen, es muy justo
admitirlos, por el gusto
que me hacen, quando se van.

Man muß nun von der eigentlichen Armee die nur für den Dienst in Spanien bestimmten Truppen unterscheiden. Diese gehörten zuerst die königlichen Garden: die flamländische, 12000 Mann zu Pferde; 200 spanische und ebenso viele italienische Söldner. Zur Ausführung der gewöhnlichen königlichen Befehle standen stets die „kastilischen Garden“, 1500 schwere und 1000 leichte Reiter, bereit. Diese 3000 Mann waren mit Garnisonen in einigen Grenzstädten die ganze stehende Macht in Spanien — selbst das Aufgebot des Adels bestand noch in der Theorie; dagegen war es in einigen Provinzen und zwar in den hauptsächlich durch Moriskenaufstände bedrohten — gelungen, eine tüchtige kampfbereite Bürgermiliz einzurufen, die auf den Befehl des Vizekönigs der Provinz sich sofort, aber nur zur Verteidigung der Städte, erheben mußte: so in Andalusien 10,000 Mann, in Valencia 10,000 Mann. Bei Gelegenheit der Moriskenaustreibung zeigte es sich, daß diese Organisationen nicht nur auf dem Papiere standen, sondern in kürzester Frist benutzt werden konnten. Zum Kommando dieser Milizen waren stets die verabschiedeten Offiziere (*officiales reformados*) bereit, deren es eine große Menge gegeben zu haben scheint, und die auch bei neuen Bewegungen von Truppen häufig reaktiviert wurden.

Die spanische Regierung hatte sich viele Mühe gegeben, die allgemeine Wehrpflicht auf der Pyrenäenhalbinsel durchzuführen; hoffte — nach Abzug der überaus zahlreichen Adligen, Geistlichen, Morisken u. s. w. sowie der Schwachen — jährlich 13,000 Mann Rekruten in das Heer einstellen zu können, also etwa 1 Prozent der Gesamtbevölkerung. Indessen diese Versuche waren in Folge des Widerstandes gestoßen, daß sie nicht durchgeführt werden konnten. So mußte man sich mit dem System der freiwilligen Werbung begnügen, das jährlich 6000 Mann zum königlichen Heere zuführte.¹⁾ Die Werbungen wurden wohl

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli, 358; di Franc. Soranzo, 64. 125 f. — *ibid.* 31. Juli 1610 (p. 412).

unterstützt durch die große Achtung, in welcher das Handwerk stand. Nicht nur die Soldaten unter einander, Bürger, sondern auch die Offiziere redeten sie stets *Señores Sol* „Ihr Herrn Soldaten“ an.¹⁾ Wenn sie nur ihren Dienstungsgemäß verrichteten, wurden ihnen sonst gegen Bürger und Bauer alle Freiheiten gelassen; traten sie zu grob auf, so sie hierfür nur geringe Strafen, während auf alle rein militärischen Vergehungen strenge Züchtigung stand; auf Desertion der

Natürlich genügten die 6000 spanischen Rekruten, zu Kriegzeiten, dem jährlichen Bedarf der Armee nicht, deren je nach der politischen Lage begreiflicher Weise sehr viele Wallonen, Italiener, Deutsche wurden zu besondern Regimentern fernirt. Hierüber habe ich indeß schon an einem andern Orte gesprochen.²⁾ —

Zum Schutze der Seeküsten Spaniens sollten 25 Schiffe im Stande sein; indeß diese Zahl wurde nie erreicht, es meist nur wenige Schiffe sectüchtig, und diese wurden zur Vertheidigung der Meerenge und der Küsten von Portugal verwendet. Die Folge davon war, daß die mittelländischen Küsten gegen die Seeräubern ganz offen standen, die fast bis vor die Barcelonens's und Valencia's segelten und im Angesichte der Bevölkerung die Handelsschiffe fortnahmen.

Auf hohem Meere unterhielt der König von Span

¹⁾ Vgl. El alcalde de Zalamea.

²⁾ Ibid. Jorn. seg.:

Don Lopez:

Mal

los trabajos de la guerra,
sin aquesta libertad,
se llevarán, que es estrecha
religion la de un soldado,
y darles ensanches es fuerza.

u. a. a. S.

³⁾ Eb. I. Z. 39.

in stolzen Titel „Herr des Ozeans“ gab, zwei große Flotten, des Mittelmeeres, welche siebenzig bis achtzig Galeeren betragen und die des Ozeans, die aus Schiffen erster Größe zusammengekehrt war. Aber diese Flotten waren nie von der etatsmäßigen Stärke und Ausrüstung; der König bezahlte jährlich Dufaten (etwa 46,000 Thaler nach jetzigen Preisverhältnissen) für die in Dienst befindliche Galeere: davon suchten nun die Könige so viel wie möglich für ihren eigenen Nutzen zu ersparen. Am Ende unsers Zeitraumes, im Jahre 1609, waren die vereinigten Seestreitkräfte der spanischen Monarchie folgende: 21 Galeeren von Spanien, Portugal und Barcelona, 9 Galeeren von Neapel, 17 Galeeren von Neapel, 15 Galeeren von Genua, 15 Galeeren von der indischen Flotte; im ganzen die nicht unbedeutende Zahl von 62 Galeeren und 14 Galeonen; wobei indeß bemerkt werden muß, daß ein Vierteljahr vorher besondere Vermehrungen zur Ausrüstung dieser Flotten begonnen worden waren. Die höchsten „Admirals“-Würden von Kastilien, Aragon u. s. w. waren bloße Titel, die einzelnen Escadres wurden vielmehr von dem König durch den König ernannten „Generalen“ befehligt. Die Besatzung bestand, wie in der Jetztzeit, aus Matrosen und Seemann; häufig wurden noch Landungstruppen an Bord genommen. *)

*) Relaz. di Fr. Soranzo, 63. 113.; di Girol. Soranzo, 455. — Bleda, op. cit., 984 f. — Vermaletat der Flotte nach dem Regierungsantritt Philip IV. bei Benito de Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias de España (Pamplona 1629), 155b.:

Geschwader von Portugal	4 Galeeren,
Spanien	16 „
Genua	14 „
Neapel	16 „
Sizilien	22 „

Also Summe der europ. Geschwader . . . 72 Galeeren.

Die Kriegsschiffe für die Silberflotten und die in Amerika selbst gehaltenen Schiffe, welche übrigens zum größten Theil von der privilegierten Schiffschiffahrt von Sevilla unterhalten wurden, mit einem Aufwande von wenig unter einer Million Dufaten jährlich; Apuntamiento etc. in cam. ined. LV. 535 ff.

Indessen es stellten sich bereits im Beginne des 17. Jahrhunderts immer häufigere Zeichen von der innerhalb der spanischen Armee beginnenden Auflösung, des Verfalls von Zucht und Disziplin ein. Im Sommer 1602 empörten sich in den Niederlanden italienische Veteranen, Fußgänger und Reiter, im spanischen Sold weil sie ihre Löhnung lange nicht erhalten hätten. Sie besetzten sich der Stadt Hogstraeten, gründeten hier eine kleine Militärrepublik, die an die Mamertiner des Alterthums erinnerte und lachten der weltlichen und geistlichen Waffen, die der Cardinal-Erzherzog Albert gegen sie anwendete. Später traten sie mit den Generalstaaten, ja mit dem feindlichen Feldherrn, dem Prinzen Moritz von Oranien, selbst in Verbindung und Verbündeten. Erst 1604 unterwarfen sie sich wieder, nachdem man ihnen ihre Forderungen bewilligt hatte.¹⁾ Als die Regierung im Jahre 1609 die bisher in Italien stationirten Regimenter größtentheils nach Spanien kommen ließ, um die Austreibung der Morisken zu überwachen und zu befördern, vergaß sie gänzlich dieselben zu zahlen. Ein halbes Jahr lang warteten sie geduldig; dann lösten sie sich fast gänzlich auf, und man war gezwungen, es gut es gehen wollte aus Rekruten neu zu bilden.²⁾ Selbst galt die spanische Infanterie als die beste der Welt, und Philipp IV. stellte auch an der Armee die Früchte eines Verwaltungssystemes ernten, das an der richtigen Stelle das Recht zu sparen gezwungen war, weil es an der falschen die Güter des Staates vergeudete.

Der kriegerische Ruhm, welchen die Spanier schon im 16. Jahrhundert hindurch vor allen europäischen Nationen behauptet hatten, erfüllte sie mit hohem Stolge. Sie hielten sich nicht für das erste Volk der Welt; viele spanische Schriftsteller haben

¹⁾ Motley, History of the United Netherlands, IV. (span.) 93 ff. 196.

²⁾ Cabrera, 8. Mai 1610, p. 404.

ne des 17. Jahrhunderts weitläufige Werke mit großer
 rsamkeit abgefaßt, um zu zeigen, daß die Spanier an der
 e der Menschheit stünden, und daß bereits im Alterthum hei-
 nd profane Schriftsteller das vorher gesagt hätten. Doktor
 Baldez, Rath des königlichen Obergerichts in Granada, gab
 ahre 1602 ein Buch heraus, das bewies, wie der König von
 ien der höchste und geehrteste Monarch der Christenheit sei,
 er, wenn es gerecht zuginge, auch über Frankreich die Herr-
 führen müßte.¹⁾

Ein ganz anderes Bild von dem Spanien der Regierung
 op's III. giebt uns freilich die treffende Schilderung, die ein
 aus kompetenter und scharfblickender zeitgenössischer Beurtheiler
 est:

Der Spanier lebt meistens ärmlich, indem er schon mit dem
 nigsten zufrieden ist, und selbst hier mit wenigem, wie es sich
 iders im Essen zeigt, das sehr mäßig ist, und im Trinken,
 meistens in Wasser besteht; da man sich wenig um Genüsse
 nert und schließlich die Muße über alles andere setzt. Es
 gt ihnen, das Decorum aufrecht zu erhalten, was man
 ziego' nennt: und damit entfremden sie sich der Gewerk-
 gkeit. Lieber wollen sie hiermit den Mangel ertragen, als
 Anstrengungen Vortheile erwerben. Deshalb an Entbehrungen
 hnt, sind sie vorzüglich im Kriege durch ihre Unterwürfigkeit
 ihren Gehorsam, mit welchem sie die andern Nationen, die
 inander so sehr getrennt leben, zu knechten bestrebt sind.
 in den andern Beschäftigungen werden sie von den Fremden
 troffen, die sich bereichern, indem sie ihre Kunstfertigkeit in
 Arbeit sich übermäßig bezahlen lassen; den Spaniern in-
 n scheint es, als ob diese Fremden ihnen untergeordnet seien,
 Leute, welche dem Gelde dienen, und mit solchen An-

) De dignitate regum regnorumque Hispaniae, Granada 1602. —
 urtherwähnte Nachweis findet sich fol. 126 a. ff.

Indessen es stellten sich bereits im Beginne des 17. Jahrhunderts immer häufigere Zeichen von der innerhalb der spanischen Armee beginnenden Auflösung, des Verfalls von Zucht und Disziplin ein. Im Sommer 1602 empörten sich in den Niederlanden italienische Veteranen, Fußgänger und Reiter, im spanischen Schutze weil sie ihre Löhnung lange nicht erhalten hätten. Sie besetzten sich der Stadt Hogstraeten, gründeten hier eine kleine Militärrepublik, die an die Mamertiner des Alterthums erinnerte und lachten der weltlichen und geistlichen Waffen, die der Cardinal-Erzherzog Albert gegen sie anwendete. Später traten sie mit den Generalstaaten, ja mit dem feindlichen Feldherrn, dem Prinzen Moriz von Oranien, selbst in Verbindung und Verbündeten. Erst 1604 unterwarfen sie sich wieder, nachdem man ihnen ihre Forderungen bewilligt hatte.¹⁾ Als die Regierung im Jahre 1609 die bisher in Italien stationirten Regimenter größtentheils nach Spanien kommen ließ, um die Austreibung der Morisken zu überwachen und zu befördern, vergaß sie gänzlich dieselben zu zahlen. Ein halbes Jahr lang warteten sie geduldig; dann lösten sie sich fast gänzlich auf, und man war gezwungen, es gut es gehen wollte aus Rekruten neu zu bilden.²⁾ Indessen galt die spanische Infanterie als die beste der Welt, und Philipp IV. stellte auch an der Armee die Früchte eines Disziplinarsystems ernten, das an der richtigen Stelle das Recht zu sparen gezwungen war, weil es an der falschen die Ehre des Staates vergeudete.

Der kriegerische Ruhm, welchen die Spanier schon im 16. Jahrhundert hindurch vor allen europäischen Nationen besaßen, erfüllte sie mit hohem Stolge. Sie hielten sich nicht für das erste Volk der Welt; viele spanische Schriftsteller haben

¹⁾ Motley, History of the United Netherlands, IV. (S. 93 ff. 196.

²⁾ Cabrera, 8. Mai 1610, p. 404.

ne des 17. Jahrhunderts weitläufige Werke mit großer Samkeit abgefaßt, um zu zeigen, daß die Spanier an der der Menschheit stünden, und daß bereits im Alterthum heidnische und profane Schriftsteller das vorher gesagt hätten. Doktor Baldes, Rath des königlichen Obergerichts in Granada, gab im Jahre 1602 ein Buch heraus, das bewies, wie der König von Spanien der höchste und geehrteste Monarch der Christenheit sei, und daß er, wenn es gerecht zginge, auch über Frankreich die Herrschaft führen müßte.¹⁾

Ein ganz anderes Bild von dem Spanien der Regierung Philipps III. giebt uns freilich die treffende Schilderung, die ein aus kompetenter und scharfblickender zeitgenössischer Beurtheiler entworfen ist:

Der Spanier lebt meistens ärmlich, indem er schon mit dem geringsten zufrieden ist, und selbst hier mit wenigem, wie es sich anders im Essen zeigt, das sehr mäßig ist, und im Trinken meistens in Wasser besteht; da man sich wenig um Genüsse kümmert und schließlich die Muße über alles andere setzt. Es ist ihnen, das Deforum aufrecht zu erhalten, was man *honor* nennt: und damit entfremden sie sich der Gewerkschaft. Lieber wollen sie hiermit den Mangel ertragen, als durch Anstrengungen Vortheile erwerben. Deshalb an Entbehrungen gewöhnt, sind sie vorzüglich im Kriege durch ihre Untervürftigkeit ihren Gehorsam, mit welchem sie die andern Nationen, die in einander so sehr getrennt leben, zu knechten bestrebt sind.

In den andern Beschäftigungen werden sie von den Fremden verdrängt, die sich bereichern, indem sie ihre Kunstfertigkeit in der Arbeit sich übermäßig bezahlen lassen; den Spaniern in der Arbeit scheint es, als ob diese Fremden ihnen untergeordnet seien, Leute, welche dem Gelde dienen, und mit solchen An-

¹⁾ De dignitate regum regnorumque Hispaniae, Granada 1602. — Erwähnte Nachweis findet sich fol. 126 a. ff.

„Schauungen dünken sie sich dann groß. Indem sie alle „Profeßien bei Seite lassen, sind sie wenig geschickt geworden „den mechanischen Künsten; und auch in den freien bleiben „ziemlich weit zurück, weil sie ihren Geist nicht darauf reizen „wollen, obwohl sie im allgemeinen von Gott mit sehr schön „Ingenuum und eindringender Speculation begabt sind.“¹⁾

Anderer Völker beurtheilt fast ein jeder Berichterstatter seinen persönlichen Erfahrungen, seinem eigenen Charakter seiner Auffassungsweise verschieden; bei den Spaniern stimmen sie alle überein. Wo uns spanische Nationalität des sechzehnten Jahrhunderts geschildert wird, tritt sie uns als stolz, rith hochmüthig, bigott, ausdauernd und mäßig, aber unbezähmt ihren Leidenschaften, zähe, träge, abenteuernd, grausam entgegen die Ruine eines stolzen Gebäudes, die noch einiges von der artigen Herrlichkeit früherer Zeiten aufweist, aber doch in meisten Theilen verfallen, finster, abschreckend erscheint und Beschauer mit der Ueberzeugung ihrer baldigen gänzlichen Störung erfüllt. Uebermaß des heldatischen Geistes und Uebermaß Kirchlichkeit, unvermeidliche Ergebnisse der gesammten spanischen Geschichte waren vor allem die verhängnißvollen Ursachen gewesen, daß das ganze Volk in eine fast unheilbare Krankheit geworfen

Darin hat freilich der oben angeführte Venezianer Unrecht die damaligen Spanier in den freien Künsten zurückgelassen Ist doch diese Epoche — die Frucht einer bessern Zeit! — Blütheperiode der spanischen Literatur und Malerei.

Aber auch auf diesen Gebieten zeigt sich das eigenthümlich eng und sorgfältig abgeheftete Wesen der Spanier. Die Nation war weniger geeignet, den offenen und freien Lebensinn der Antike zu fassen und in sich aufzunehmen. Während also die andern Völker Europa's sich immer eifriger dem Geiste derselben zu erfüllen suchten, erstarb in Spanien

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli, 347.

Beginne des 16. Jahrhunderts so lebhaftes Interesse für die
 e völlig, und die Litteratur emanzipirte sich so gänzlich von
 , daß sie zum unerreichten Muster der romantischen Be-
 ngen in andern Ländern geworden ist. Zumal die grie-
 en Studien wurden gänzlich aufgegeben. Religion und Staat
 frigten die spanischen Prosaliker zur Zeit Philipp's III.; da
 die Spanier auf diesen Gebieten unter dem erdrückenden Joch
 cher und weltlicher Despotie lebten, so war alles hier Ge-
 me verkümmert und unfruchtbar. Absolutismus und Bigotterie
 ten den Blick, beschränkten die Anschauungen, machten den
 furchtsam, die Sprache gewunden und kriechend, ¹⁾ Umfang-
 dogmatische Werke über das Lehrgebäude des Katholizismus
 enen zumal von den Jesuiten; oder Geistliche und Laien —
 der Rechtsgelehrte Baltasar Ayala — vertheidigten die Su-
 erie der Kirche und ihres Hauptes, des Papstes über alles
 liche. Suarez behandelte in seinem großen Tractatus de Le-
 ac Deo legislatore die moralischen, religiösen und staatlichen
 ungen in der menschlichen Gesellschaft, aber alle vom engsten
 stischen und konfessionellen Standpunkte aus, mit vielem
 rffinn und großer Gelehrsamkeit, und doch unfruchtbar für
 nachwelt. Welch Gegensatz zu Grotius, der wenige Jahre
 über dieselben Fragen schrieb! Die historische Kunst, unter
 pp II. durch Männer wie Hurtado de Mendoza und Mariana
 eutert, lag unter Philipp III. gänzlich darnieder; begreiflich
 a, da für jedes freiere Wort der Kerker der Inquisition drohte,
 Campanella erlegen, selbst der fromme und loyale Mariana
 mit Mühe entgangen war. Glende Hofchronisten priesen die
 n eines Herrschers, den sie im Grunde verachteten, und eines

¹⁾ Vgl. A. F. v. Schack, Geschichte der dramatischen Litteratur und
 der Spaniens, II. (Berlin 1845) 8 ff. 29. — Hallam, Introduction to
 Literature of Europe, II. (London 1839) 61. — F. Ticknor, Geschichte
 der Litteratur in Spanien, übers. von N. H. Julius, 2. Aufl. I.
 1867), 368 ff.

Günstlings, den sie beneideten und haßten; man müßte überladenen, nichtsagenden und heuchlerischen Werken: vila, Porreño und Cabrera noch die rohen und einfältigen des frühen Mittelalters vorziehen.

Auf dem Gebiete der Poesie sah es bei weitem anders aus. Hier tummelte sich eine Menge von Dichtern, die nicht ohne Reiz und Verdienst waren; die gebildeten Nationen nahmen an der Dichtkunst den lebhaftesten Antheil. Stüger, welcher nach der Hand der reichen Erbin trachtete, ebenso gut, wie später der Höfling Ludwig's XIV., es der Dame ein zierliches Sonett, ein Liebesbriefchen in Versen eigener Fabrik zu Füßen zu legen.¹⁾ Nach ihm bildeten sich Poeten-Gesellschaften, die „der 11 in Valencia, die „Wilde Akademie“ in Madrid. Die Spanier für die leichtgebauten Romanzen aus der Maurenkriege ließ zahllose Gedichte dieser Art entstehen; Romanzen vom Cid sind erst zur Zeit Philipp's III worden.²⁾ Aber die Erzählung ist meist platt, die Sittenzeit sind verkehrt geschildert, der Styl ist übertrieben. Noch eifriger ward das Feld der Lyrik angebaut. Sogar klassischen Styl des Boecan und des Garcilasso de la Vega nur noch wenige nachahmen, wie Espinel, Mesa, Articiaco de Figueroa, vor allen Luis de Soto. Sie zeigen Vorzüge und Mängel, wie die oben genannten „petrarischen Meister des sechszehnten Jahrhunderts: die Sprache ist und wohlklingend, die Versifikation leicht und korrekt, wie eine einschmeichelnde Musik: aber der Gegenstand

¹⁾ Lope de Vega, La viuda de Valencia:
y grande hombre
de un soneto y un billete,
y con sus manos lavadas
los tres mil de renta presque etc.

²⁾ Hallam, III. 464.

tend, von ermüdender Gleichförmigkeit, die Gefühle sind zu zart ätherisch, um wahr zu sein. Indeß, wenn auch ohne tieferen Gehalt, verfehlen doch diese Gedichte eines angenehmen Eindruckes: da wollte das Unglück, daß eine Schule entstand, die, mit süßen Eiterlei der Schäfer- und Liebeständeleien unzufrieden, Höherem strebte. Weil man aber bei der immer mehr in ihnen um sich greifenden Ideenarmuth den Inhalt nicht zu verstand, so suchte man sich durch pomphafte Aufschmückung der Form zu entschädigen. Luis de Gongora gründete die Sekte der „Kulturisten“, die an Unnatur, Verschrobenheit, Wortverrenkung, Materie das Höchstmögliche leisteten und von der Regierung Philipp's III. an immer ausschließlicher die spanische Litteratur beherrschten. Auch tüchtige Poeten, wie Gongora selbst und Villegas, waren in diesem Wüste unter. Epik und Lyrik leiden bei den Spaniern gleichermaßen an Mangel fruchtbarer Phantasie, dichterischer Begeisterung, ungestörter Natürlichkeit. Wie die ganze Nation stolz, prahlerisch, artig, durch und durch verbildet war, so gehen auch ihre Dichter blindlings auf Stelzen, ein schwülstiger, hochtrabender Styl und erkünstelte Sentimentalität müssen bei ihnen das wahre dichterische Wesen erzeugen. Nur auf den Gebieten, wo sie mit Staat und Sitten in Berührung kamen, leisteten die spanischen Dichter durchaus Großes: in der Satyre und im Roman. In Bezug auf jene beschränke ich mich nur auf die Brüder Argensola und auf Duevedo, in Bezug auf diesen auf Cervantes, Montalvan, Mariana de Saad. Die frischen und naturwüchsigen „Schelmenromane“.

Und endlich das Drama! Das war ja die Lieblingsdichtungsart der Spanier. Man vergleiche hierzu: Velasquez, Geschichte der spanischen Dichtkunst, von Dieze, (Göttingen 1769), 205 ff. — Bousterwek, Geschichte der spanischen Dichtkunst, III. (Göttingen 1804), 328 ff. — Weiss, L'Espagne, III. ff. — Hallam, III. 464 ff. — Schack, II. 40 ff. — Ticknor, Geschichte der spanischen Litteratur, I. 372 ff.

des spanischen Volkes. Man schlug sich um die Mäße in dürftigen Bretterbuden, in welchen zu Sevilla, Valencia, und die feierlichen Autos Sacramentales, die lustigen Entremeses, die spannenden „Comödien“ (d. h. Dramen) von schätzbare kleideten aber begeisterten Schauspielern dargestellt wurden. half es, daß fromme Zeloten gegen die Schaubühne eiferten? half es, daß Philipp II. wenige Monate vor seinem Tod moralischen Rücksichten die Schauspiele gänzlich untersagte? Jahre später wurde sein Sohn von der öffentlichen Meinung gezwungen, sie — unter bestimmten Beschränkungen und unter Aufsicht eines besonderen Theaterrichters — wieder zu gestatten. Freilich Cervantes' feierlich-allegorische „Pastorala“ fand großen Anklang: dafür stand jedoch Lope de Vega im Anfang des 17. Jahrhunderts auf dem Gipfel des Ruhmes — sein Nachfolger Calderon ward 1600 geboren. Wer will die Vorzüge Lope's, des „spanischen Phönix“, verkennen? Seine erstaunliche Fruchtbarkeit, seine Gewandtheit in der Erfindung dramatischer und überraschender Situationen, die unglaubliche Reife seiner Versifikation, viele treffende Züge aus dem Leben entnommen, werden ihm für immer einen Platz unter den vorragenden und merkwürdigen Dichtern einräumen. Die Fehler, welche in Folge des Nationalcharakters der spanischen Literatur anhaften, sind ihm gleichfalls in reichem Maße zu Theil geworden. Die Entwicklung ist unwahrscheinlich widersinnig. Den Charakteren fehlt es an Zusammenhang und Konsequenz. Die Sprache ist geschraubt, voll von Kün-

¹⁾ Tiedke, I. 605. Anmerk. 1. — Schack, Gesch. der dram. Kunst in Spanien, II. 132 ff. — Theaterzensur scheint in Spanien nicht üblich gewesen zu sein; doch zog man die Schauspieler zur Verantwortung für anstößliche Dinge gegen die Regierung oder vornehme Familien. Don Quixote, Th. I. Kap. 48. — Amüsante Schilderungen spanischer Theaterzustände und der Weise, wie das Publikum dieselben zu erkennen gab, in Christ. Suarez de Figueroa's El Pantofo 103 ff., und in Alarcon's La culpa la pena, acto 2, escena 7.

es Genies gänzlich unwürdig find. Durchbildeter Tact und Geschmack werden völlig vermisst. Bei aller bunten Mannigfaltigkeit der einzelnen Situationen zeigen seine Stücke eine ermüdende Gleichförmigkeit der Charaktere. Es ist für den modernen Zuschauer unmöglich, mehrere Dramen Lope's in schneller Reihenfolge nacheinander in sich aufzunehmen. Und wenn das spanische Volk über alles an den Schauspielen großen Dramatiker Gefallen fand, so war es wohl weniger für die Poesie als solcher, als vielmehr die Lust an den klingenden Versen und vor allem an den schönen Phrasen, die Religion und ritterlicher Ehre, die durch alle spanischen Dramen sich wie ein rother Faden ziehen und dem Geringsten im Volk als Ausdruck echt spanischen Wesens, wie es auch in ihm selbst, erschien. Wie könnte an den freien und lebenswürdigen Werken unbefangener Dichtung ein Volk sich ergötzen, in dessen Dichtung und energischer Seele außer für plötzlich aufflackernde düstere Leidenschaftliche Leidenschaften und für Ruhm und Waffenthaten kein Raum war für selbstzerfleischende mönchische Askese, für Hingebung an das Uebernatürliche, erdvergeßende Ekstase, für Fanatismus! Auch in der Kunst macht sich fast durchgehends derselbe Mangel geltend, von dem nur wenige und zwar spätere Meister sich auszeichnen verstanden. Die Plastik diente in Spanien ganz ausschließlich kirchlichen Zwecken; und zwar waren es nicht sowohl freie Schöpfungen des Genies, die selbst innerhalb dieser Grenzen entstanden, sondern vielmehr ornamentale Werke: Reliefs an Kirchenwänden, Kanzeln und Altären, und ganz vorzüglich Grabsteine. In diesen Arbeiten kann sich der überaus feine Geschmack der spanischen Künstler für zierliches Detail, für Reinheit der Ausführung, für Fülle der Einzelheiten, für malerische Anordnung und Wirkung des Ganzen betheiligen. In dieser Weise, aber auch in solcher schufen Alonso Berruguete's Schüler Esteban Jordan, Gregorio Hernandez sowie der Andalusier Juan Montañes

Treffliches und Bleibendes. Und selbst in dieser reinsten und befangensten Richtung der spanischen Kunst finden wir eine prägnantesten der traurigen „Kulturisten“-Art, den durchsichtigen, geistreichen Juan de Juni, dessen affectirte Gesichter ihren haushügeligen Gewändern lebhaft an die Poesien Gonzales des Grafen von Villamediana erinnern.¹⁾

Die spanische Baukunst hatte zur Zeit Philipp's III. Blüthe schon verloren. Nichts bezeichnet den Wechsel der Zeit und des Geistes im spanischen Volke besser als seine Kunst. Zur Zeit des fröhlichen Aufblühens von Spanien unter Ferdinand und Karl's V. Regierung hatte sich hier durch die Vermischung der Renaissance mit arabischem und gothischem Geschmacke eine glänzende, formenprächtige, zauberhafte Platereskenstyl gebildet. Philipp's II. großartige aber finstere Weise ließ dies frohlockende Treiben nicht mehr zu; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangte vielmehr der strenge klassische Styl zur Geltung, der aber hier ganz besonders den Charakter einer finsternen Einfachheit, majestätischer aber schwerfälliger Grandiosität annimmt. Juan de Toledo's und Juan de Herrera's, der Schüler des Escorial, Schüler und Nachfolger — deren bedeutendster Francisco de Mora, der Hofarchitekt Philipp's III. — ließen den Baustyl in düstere Plumpheit und Armutlichkeit ausarten, die darauf nur dem entgegengesetzten Extreme kleinlichen und geistlosen Strebens nach überladener Ornamentik Platz machten.²⁾

Ebenso deutlich, wenn auch in ganz verschiedener Weise äußerte Spaniens Volkscharakter sich in seiner Malerei. In dieser Kunst hatte man sich, wie in jeder andern und in der Litteratur, zu Anfang des 16. Jahrhunderts den Italienern angeschlossen.

¹⁾ Vgl. W. Lübke, Geschichte der Plastik (2. Aufl. Leipzig 1870) 755 ff. — Nachrichten über Jordan in den Docum. inéd. LV., 603 f.

²⁾ D. José Caveda, Geschichte der Baukunst in Spanien, übersetzt von Paul Heyse, herausgegeben von Franz Augler (Leipzig 1858), S. 271.

er; bald aber macht sich das besondere spanische Wesen nach Richtungen hin geltend. Die feurige und für Einzelheiten haft interessirende Art der Spanier machte sie zu trefflichen in eines glänzenden und originellen Kolorits; ihre unduldsame und ekstatische Frömmigkeit beschränkte sie fast ausschließlich religiöse Stoffe und innerhalb dieser auf streng und innigste Auffassung und Darstellung. Allerdings sind hier Cano, Murillo und Murillo auszunehmen, die aber einer spätern Zeit angehören. Die Maler dagegen, deren Blüthe unter die Regierung Philipps III. fällt, wie Juan de las Moedas, Francisco Pacheco, Pedro Herrera d. Ae., die Meister der sevillaner, sowie die Carducho, Luis Tristán, Antonio Pereda, die Repräsentanten der Sevilianer Schule, sind gänzlich in ascetischer und enthusiastischer Hingabe befangen.¹⁾ Philipp III. unterhielt beständig drei Hofmaler an seinem Hofe; doch ging es bei diesen Anstellungen, wie in Spanien gewöhnlich, mehr nach Konnexionen, als nach Verdienst.²⁾ Das finstere schwärmerische, stolze und leidenschaftliche Wesen des spanischen Spanier, oft bis zum Fanatismus in den Leidenschaften, so gut wie in der Frömmigkeit gesteigert, beherrscht auch die Kunst und Poesie. Dies zeigt sich in den Gemälden aus Madrid und Sevilla ebenso deutlich wie in den gewaltigen Klostern des Escorial, dessen riesiger Gebäudecomplex den Märtyrersankt Laurentius nachahmen soll. Ein Genie, wie Lope de Vega, äußert einen grimmigen und grenzenlosen Haß gegen Andersdenkende, welche den Leser auf das schmerzlichste aufregt;³⁾ ein Talent, wie Lope's Zeitgenosse, der treffliche Dramatiker

F. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, II. (Berlin 1837),

Docum. inédit. LV. 432 f. — Ueberhaupt sind die in diesem Bande enthaltenen Documentos inéditos para la historia de las bellas artes en España (p. 201 ff.) für den Kunsthistoriker von großem Werthe.

Das ganze Auto El niño inocente de la Guardia ist von diesem Geiste seiner kraßesten Weise erfüllt.

Zweites Kapitel.

Die Vertreibung der Morisken.

1609 — 1610.

die Morisken; ihre Behandlung. — Vertheidiger der Morisken. —
der klerikal-fanatistischen Partei gegen dieselben. — Don Juan de
Erzbischof von Valencia. — Wachsender Einfluß der Feinde
Morisken; die Gründe davon. — Lerma und der Papst für die
Vertreibung der Morisken gewonnen. — Vorbereitungen. — Austreibungen
gegen die valencianer Morisken. — Umfassende Einschiffung nach
Sizilien. — Schicksal der Vertriebenen. — Aufstand im Süden von
Spanien. — Gänzliche Reinigung Valencia's von den Morisken. —
Verfahren bei der Ausweisung der Morisken aus den übrigen
Provinzen: Andalusien; Aragon und Katalonien; Kastilien und Estre-
madura. — Zweite und gänzliche Vertreibung. — Muthmaßliche Zahl
Vertriebenen. — Schädliche Wirkungen dieser Maßregel in politischer,
moralischer und ökonomischer Beziehung. — Unheilbarkeit der
hieraus resultirenden Schäden. — Reißendes Sinken der Bevölkerung; Spanien
nicht mehr eine Großmacht zu sein.

Die völlige Unterwerfung der maurischen Eindringlinge durch
die spanische Bevölkerung Spaniens hatte den durch achthundert-
jährigen politischen und religiösen Kampf erzeugten Haß zwischen
den Stämmen weder bei den Ueberwundenen noch bei den
Uebern abgeschwächt. Bei diesen hätte man es eher erwarten
können, aber Großmuth war dem spanischen Charakter fremd.

Abkunft, Denkungsweise und Sitte trennte Spanier und Moris derart, daß, da bei jenen von Mitleid gegen die Besiegten keine Rede war, ein Ausgleich unmöglich schien. Die gewissenlose in in der schon seit Ferdinand dem Katholischen die mit Graus geschlossenene Uebereinkunft gebrochen worden, hatte den Haß verschärft, den Uebermuth und die Verachtung von der einen, die glühende Rachsucht von der andern Seite vermehrt. Indes die Spanier waren die Stärkern, und so sahen die Morisken sich in immer unerträglichere Lage versetzt. In den Jahren 1570 und 1571 hatte religiöse und politische Verzweiflung einen großen Aufstand unter ihnen hervorgerufen; nachdem er niedergeschlagen, hatte die Mißhandlung nur zugenommen.¹⁾ Aber schon nach hatte Philipp II. aufgehört, das im ganzen milde und nachsichtige Verfahren seines Vaters, der dabei die völlige Billigung der Kirche hatte, gegen sie zu beobachten. Vielmehr beschloß er, sie nicht allein zu der Religion, sondern auch zu der Sprache und Sitte der Spanier zu zwingen. Er befahl ihnen keinerlei Verkehr mit einander zu pflegen, die maurische Sprache aufzugeben. Er nahm ihnen die Negerklaven, die sie mit derselben Fürsorge, wie ihre eigenen Kinder erzogen — damit sie dieselben nicht in der mohamedanischen Religion unterrichten möchten. Er zwang sie, die arabischen Kleider zu verlassen und unter großen Kosten Leinwand zu kaufen. Er nöthigte die Frauen, öffentlich entschleiert zu erscheinen und ließ ihre Häuser, die sie vor den „alten Götzen“ verschlossen hielten, mit Gewalt öffnen. Diese Verordnungen schienen einem Volke, das so eiferfüchtig auf die Bewahrung von den Vätern überkommenen Gebräuche war, unerträglich. Die Furcht, es sei alles dies nur der Beginn schrecklicherer Befehle,

¹⁾ Don Florencio Janer, *Condicion social de los Moriscos de España* (Madrid 1857, 4^o.) — A. de Circourt, *Histoire des Maures Mudejars et Morisques*, III. (Paris 1841), p. 152 ff. — A. L. v. Rochau, *die Juden in Spanien* (Leipzig 1853), ist fast nur ein Auszug aus diesem letztem!

²⁾ Mendoza, *Guerra de Granada* (ed. 1776) p. 20 f.

riff die Morisken, welche sahen, daß die heiligsten ihnen gegebenen Versprechungen, die ihnen von den frühern Königen ertheilt worden, ungeachtet verletzt wurden. Der Aufstand brach aus.

Nachdem derselbe unter vielem Blutvergießen unterdrückt war, ihm selbstverständlich die Härte der gegen die Morisken verhängten Satzungen zu. Besonders die in das Innere von Spanien überdachten Theilnehmer des Aufstandes wurden unter die tyrannischsten Gesetze gestellt. Mit hundert Peitschenhieben oder vierjähriger Leerenhaft wurde derjenige bestraft, der arabisch sprach oder lieb, in einer Banne badete — was bei dem Mangel an Bädern in Spanien zur Reinlichkeit des Körpers in dem heißen Klima fast unentbehrlich und zumal den Morisken altererbtes Bedürfniß war — einen maurischen Tanz übte oder ein maurisches Instrument spielte, außerhalb seines Hauses schlief, ohne Genehmigung seinen Wohnort veränderte oder ein nicht vorn abgestumpftes Messer besaß. Keine Moriskenfamilie durfte mit einer andern in demselben Hause, alle sollten wo möglich in verschiedenen Stadtteilen wohnen. Die Morisken durften nicht bei einander als Arbeiter oder Handwerksgehülfen in Lohn stehen. Die Frau mußte die Uebertretungen dieser Gesetze den Mann, der Sohn den Vater anzeigen, bei Strafe von einem Monat Gefängniß und mehr.

Beaufsichtigung der Morisken und zur Entscheidung der sie betreffenden Angelegenheiten wurde zu Madrid eine Spezial-Junta eingesetzt, deren Thätigkeit freilich stets eine sehr geringe blieb. Die Krone that gleichfalls alles, um den Morisken das Leben beschwerlich zu machen. Sie theilte sich mit den weltlichen Herren, der Staatsverwaltung und der Inquisition in die Ueberwachung derselben. Eigene Schulen wurden zur Erziehung der Morisken gegründet, Missionäre geschickt, welche mehr durch Drohungen und Beleidigungen, als durch Milde sie zu bekehren suchten.¹⁾

¹⁾ Fonseca, *Justa Expulsion de los Moriscos* (Rom 1612), p. 433.
— Gaspar Escolano, *Decadas*, col. 1787 ff.

sie imaginäre Vergehungen; wenn sie vor dem Reichthiger knieten, spotteten sie seiner und der heiligen Handlung. Sie verboten viele Bischöfe, ihnen das Abendmahl zu geben. Predigten verstopften sie sich die Ohren und machten: schiebene Weise ein solches Geräusch, daß man kein Wort konnte. An den Sonn- und Festtagen thaten sie öffentliche Arbeiten. Dagegen hielten sie streng das Fasten des Ramadan; in den Nächten desselben hielten sie dann die gleichen Festgelage, wobei sie häufig von den Dienern der Inquisition in flagranti ertappt wurden. Der im Koran verbotenen Ruzmal des Wildes und des Schweinefleisches, sowie des enthielten sie sich sorgfältig. Ihre Kinder suchten sie der zu entziehen; glückte dies nicht, so wuschen sie nachher zu die Berührung des Taufwassers mit warmem Wasser ab, die Söhne beschneiden und gaben den Kindern neben den lichen noch arabische Namen, die sie später mit Vorliebe gebrauchten. Bei Hochzeiten ließen sie sich in der Kirche einsegnen; aber Hause zurückgekehrt, schlossen sie ihre Thüren und feierten ihre Vermählung noch einmal nach moslemitischem Ritus. Nie ließen sie einen „alten Christen“ einen Einblick in ihr Hauswesen haben, hatten deshalb keinerlei Umgang mit denselben. Manche äußern Vortheils halber, Priester, aber diese strebten um so mehr einer Gelegenheit, den aufgezwungenen Glauben wieder ablegen können, und verleugneten ihn bisweilen öffentlich. Auf Todtenbette weigerten sie sich, die letzte Oelung zu empfangen. Wurde ein Moriscke wegen irgend eines Vergehens hingerichtet, so starb er fast regelmäßig mit dem lauten Bekenntnisse zu Mohammed's. Alle, die von der spanischen Inquisition gequält wurden, hielten sie für Märtyrer. Den Söhnen der von der Inquisition Hingerichteten vermählten sich die schönsten und reichsten unter den Morisken.')

1) Bleda, passim. — Fonseca, lib. II. — P. Aznar Cardona, Esp.

in aragonesischer Mäure scheute sich noch im Jahre 1603 nicht, den Mohamed's in altspanischer Romanzenform zu ver-
 en und diese seine Dichtung zu veröffentlichen.¹⁾ Der
 er Abscheu gegen christliches Wesen, christliche Sitten und
 ungen, der sich in solchen Handlungen seitens der Morisken
 ch, konnte natürlich ihren christlichen Nachbarn und zumal
 iestern, die beständig mit ihnen zu thun hatten, nicht ver-
 bleiben. Aber die Mehrzahl der Einsichtigern und Bessern,
 en Weltlichen und Geistlichen, nahmen ihnen einen Wider-
 nicht zu übel, der bei ihnen so natürlich war! Nicht allein
 ammung der Morisken, auch ihre Behandlung seitens der
 en Regierung konnte ja keine andere Folgen haben. Wie
 hig erwähnt Cervantes in dem gerade um diese Zeit (1605)
 en Don Quixote der Morisken.²⁾ Fromme Geistliche ver-
 r sich für sie und riethen, gegen sie nur milde Mittel an-
 en. Daß die valencianer Standesherrn ihnen sehr günstig
 und jede Beeinträchtigung von ihnen fern zu halten suchten,
 man allerdings dem Interesse zuschreiben, daß sie wegen
 inkünfte an dem Wohlergehen des Morisken haben mußten.
 brigens waren die Morisken auch darauf bedacht, sich durch
 Bemühung Freunde an den entscheidenden Stellen zu ver-
 Das Geld, in den Verfolgungen das einzige Schutzmittel
 terdrückten, stand auch ihnen zur Seite. Am Hofe des
 besoldeten sie als ihren Protektor den Grafen von Orgaz,
 jährlich über 2000 Dukaten für diese seine Mühewaltung
 ten. Dieser war ihr öffentlicher Vertheidiger; sie hatten
 la de los Moriscos Españoles (Huesca 1612), II. fol. 33 v. — M.
 aljara y Xavier, Memorable Expulsion (Pamplona 1613, 4^{te}).
 Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen
 literatur (Wien 1589), S. 524 Anmerkung.
 9. 16. Kapitel des ersten Theiles, 2. 3. Kapitel des zweiten Theiles.
 Calderon nimmt in seinem Drama Amar despues de la muerte
 te Partei der Morisken.

deren aber auch geheime, welche bei den Ministern viel galten und sich ihrer Sache warm annahmen: aber das waren sicher nicht bloß, wie die Feinde der Moristen meinten, bezahlte Heißen der egoistischen Freunde, sondern einsichtige und menschlich fühlende Leute, deren doch die spanische Nation nicht ganz entbehren konnte. In Rom unterhielten sie gleichfalls einen offiziellen Vertreter, den päpstlichen Referendar Wigr. Quesada. Eine große Menge Doktoren der Theologie, durch das gute Geld der Moristen angelockt, erbieten sich, deren Sache in Rom oder wo es sonst zu verfechten.¹⁾ Das war aber bei dem heiligen Stuhle nicht möglich: wie die Päpste sich der Einführung der Inquisition in Spanien widersetzt hatten, so schlugen sie auch den Moristen gegenüber den mildern Weg ein, indem sie sich der Meinung allerding's einer Täuschung! — hingaben, als ob die Moristen mehr aus Unwissenheit als aus Verstocktheit gegen die Verheißung des Christenthums frevelten. Im Jahre 1599 erließ der überaus gütige und versöhnliche Klemens VIII. ein Gnadenedikt für die spanischen Mauren, in welchem ihnen abermals eine Frist von einem Jahre — sie wurde nachher auf achtzehn Monate ausgedehnt — zu ihrer endlichen Bekehrung gesetzt wurde. Missionäre wurden beauftragt, den Moristen zu predigen und bei Gelegenheit des herannahenden hundertjährigen Jubiläum's zur Besserung zu ermahnen. Neben den freundlichen und belehrenden Worten sollten die Prediger aber auch die Drohungen nicht fehlen. Wenn sie sich dieses Mal nicht bekehrten, so würde die weltliche Gewalt Mittel zur Befiegung ihrer Hartnäckigkeit suchen. Die Missionäre gaben sich in der That die größte Mühe, nicht nur Worten, auch durch Thatlichkeiten. Wer für einen Fall für heimlichen islamitischen Priester gehalten wurde, den ließen sie ins Gefängniß werfen und katechisirten ihn gründlich, um ihn der Inquisition überweisen zu können. Nichts half. Keinen ein-

¹⁾ Bleda, *Corónica de los Moros de España* (Valencia 1618) p. 85

n aufrichtiger Belehrung konnten die Missionäre konstatiren. wenig halfen reichliche Stiftungen für maurische Männer-
auenkloster. Die Morisken folgten ihren alten Gewohn-
nach wie vor. Man mußte im Königreich Valencia die
höher anbringen, um sie der Befudelung und Verstümmle-
rch die Morisken zu entziehen.

o bildete sich in dem spanischen Klerus eine starke Partei,
die Christianisirung der Morisken als ein unfruchtbares,
ich zu realisirendes Unternehmen aufgab; da aber die Glaubens-
in Spanien unter allen Umständen aufrecht erhalten werden
o blieb dann nur die Ausrottung der Morisken oder min-
ihre Vertreibung aus Spanien als einziges Auskunfts-
übrig. Es waren meistens Dominikaner, die eifrig für die
en Maßregeln gegen die Ketzer wirkten. Man ging den
den König mit Bitten und Denkschriften an, in den Pro-
gnoden des Klerus war davon die Rede: wenn diese Feinde
igion und des Vaterlandes nicht entfernt würden, so würde
rings von Ketzern (im südlichen Frankreich) und Ungläu-
(in Afrika) umgebenen Spanien nicht allein der Glaube,
auch schließlich die Freiheit des Landes selbst untergehen,
Zeiten König Roderich's und Tarif's.

n Beginne hatte diese zelotische Partei unter dem Klerus
nig Erfolg, sowohl bei dem Papste als bei den weltlichen
abern. Einem der eifrigsten unter jenen Dominikanern,
ruder Jaime Bleda, erwiderte Klemens VIII. mit schlecht
scherzhafter Form verhehlter Bitterkeit: „Das ist kindische
; wenn, da ihr Spanier so mit diesem Zaume gezügelt
von Feinden umringt seid, niemand mit euch fertig werden
was würde daraus werden, wenn ihr frei davon wäret?“
wohlwollenden Ansichten des Papstes in Betreff der Mo-
wurden selbst von einigen spanischen Bischöfen — wie z. B.
ten von Orihuela und Simancas — getheilt; sie meinten,
pischuld an den Vergehungen der Morisken liege an den

Predigern, die — anstatt in maurischer — in der jenen ganz verständlichen kastilischen Sprache zu ihnen redeten.

Nicht besser erging es diesen Leuten bei den spanischen Großen selbst. „Wer Mauren hat, hat Gold“, war damals spanisches Sprüchwort; die großen Grundbesitzer zogen den fleißigen, betriebsamen und geschickten maurischen Unterthanen viel Vortheil, um sie so leicht dem Fanatismus der Geistlichen aufzuopfern. Mit spöttischen Reden wurden die Dominikaner den Herren des Hofes heimgeschickt. Auch der König Philipp so eifrig und rücksichtslos er sonst der Sache des Glaubens war, hatte doch von der Austreibung vieler Hunderte fleißiger und nützlicher Unterthanen aus seinem sich eben völkernden Königreiche nichts hören wollen.¹⁾

Zum Unglück für die Moristen stellte sich einer der reichsten und gelehrtesten spanischen Prälaten, Don J. Ribera, Erzbischof von Valencia und Patriarch von Antiochia, an die Spitze ihrer Gegner. Das war überhaupt wüthend fanatischer Mann, wie er auch zu denjenigen gehörte, im Jahre 1604 laut gegen den Frieden mit den englischen, und Exkommunizirten“ zeterten.²⁾ Er stand an der Spitze der klerikalen Partei, welcher die Politik Philipp's III. und noch nicht fromm genug war, jener Partei, welche ein Jahrhundert später sich nicht entblödete, die Unglücksfälle, die befallen, dem Mangel an Katholizität in seinem Verfahren

¹⁾ Prescott, Hist. of Philipp II., III. 139. — Die Stellen, dagegen Buckle, Hist. of civilisation, Bd. II. Kap. 1, Note 132 Denkchriften des Erzbischofs Ribera anführt, beweisen gerade, daß sich trotz jahrelanger Beschäftigung mit der Angelegenheit nie zur Ertheilung des Ausweisungsbefehles hat entschließen können. Uebrigens hat P. von Kimenez verfaßter Biographie so ausnehmend Glück zu wünschen, daß man findet dieselben bei Bleda und anderwärts.

²⁾ S. Bd. I. S. 369, Anmerkung 1.

ben.¹⁾ Ribera hatte sich den Morisken immer als ein
ger und harter Herr gezeigt. Obwohl er wußte, daß dieselben
n furchtbaren Steuerdruck unterlagen, erließ er doch an die
lichkeit seiner Diözese das Verbot jeder Fürsprache zu deren
chterung. Wurden sie von der Last aus Spanien vertrieben,
besser! Zumal die Wohlhabendern und Einflußreichern
n durch Drohungen, sie nach Kastilien ins Glend zu senden,
Befehrung gezwungen werden. Die geringe Besserung, die
in den Jahren 1599 und 1600 nach dem päpstlichen Gnaden-
an den Morisken wahrnahm, brachte endlich den fanatischen
aten zu dem Entschlusse, seinen und seiner Anhänger ganzen
uß zur Vernichtung jener aufzubieten.

Im Januar des Jahres 1602 reichte er dem Könige eine
schrift ein, in welcher er auf die schleunigste Ausrottung der
rei der Morisken drang. Die Klagen gegen sie seien nicht, wie
he behaupteten, neu, sondern bereits achtzig Jahre alt; wer sie
unrichtig darstelle, müsse dies entweder aus Unwissenheit oder
Unbesonnenheit thun. Er selbst habe leider durch seine
rige Erfahrung als Leiter der Kirche von Valencia diese
bestätigt gefunden. Die Morisken vertrauten wegen der
e der Zeit, wo man ihre Frevel dulde, fast auf völlige Straf-
eit. Aber nicht allein geistliche Erwägungen, sondern nicht
er menschliche Klugheit rathe, Spanien von einer Volksklasse
efreien, die nur auf die Gelegenheit warte, es dem Türken
einem andern Tyrannen auszuliefern. Die größten Unglücks-
der Monarchie, der Untergang der unbefiegbaren Armada im
e 1588, das vorjährige Mißgeschick in Algier,²⁾ seien nur dem
hen Borne über die Duldung der Morisken zuzuschreiben,
e nicht allein viele „alte Christen“ leiblich tödteten, sondern

¹⁾ Vgl. Memoria sobre las causas de la decadencia de España, escrita
den del C. D. de Olivares, 1629; Docum. ined., LV. 5 ff.

²⁾ Vgl. L. E. 183 f.

deren Kinder stählen, um sie in mohamedanische Länder zu verkaufen. Schon Philipp dem Zweiten habe er — Ribera — ihm vorgestellt; jetzt möge der König das ihm von seinen Verfahrern überlassene glorreiche Werk selbst vollbringen und so das Götze erfüllen, das einst der Erzengel Michael dem frommen Juan Jimenez überbracht habe!

Dieses, so eigenthümlich aus politischen und religiösen Erwägungen zusammengelesene Memorandum hatte am königlichen Hofe wenig Erfolg. Der königliche Beichtvater, Fray Gaspar de Cordoba, den wir bereits als einen milden und gerechten Mann kennen gelernt haben, sowie andere, zumal kastilische Theologen wollten erst bestimmte Fakten sehen, ehe sie schwere Maßregeln über eine so zahlreiche Klasse der Bevölkerung verhängten. Die religiösen Gründe des eifrigen Erzbischofs von Valencia trafen sie, gestützt auf die päpstliche Autorität, nicht an. Denn Philipp III. waren froh, durch dieselben einem so mühseligen Unternehmen enthoben zu werden. Nur die Behauptung von 300 Schwörungen unter den valencianer Morisken, wenn sie auch keine Thatfachen erwiesen war, machte Eindruck. Da sich bei angestellter Zählung erwies, daß in ganz Valencia nur 30,000 maurische Familien, also etwa 150,000 Morisken wohnten, fühlten der König und seine Minister sich beruhigt. Doch forderten sie den Erzbischof auf, seine Ansichten und Pläne in Betreff der Morisken genauer zu formuliren.

Ribera entsprach diesem Verlangen mit Eifer. Er schickte sofort eine zweite Denkschrift ein, in welcher seine Vorschläge auf eine eigenthümliche Weise entwickelt wurden. Man könne eine Million Menschen tödten, noch dürfe man sie alle auf einmal vertreiben, weil dann — soweit eröffnete sich doch der spanische Prälat politischen und ökonomischen Erwägungen — der Staat des Königs und des Landes ein zu großer sein würde. Er schloß deshalb alle Morisken Spaniens in zwei Klassen. Die ersten Mauren Kastiliens, Extremaduras und Andalusien's umfaßten

sofort unschädlich gemacht werden; denn diese seien durch ihre Sprache und Kleidung so sehr mit den alten Christen vermischt, daß sie keiner besonderen Beaufsichtigung in politischer oder religiöser Beziehung unterworfen werden könnten: ein Umstand, der ihre Gefährlichkeit für die Sicherheit des Reiches und die Glaubensstreue ihrer Umgebung bedeutend erhöhe. Deshalb sollten man hier die Erwachsenen als Sklaven verkaufen, die jungen an die Arbeit auf den Galeeren oder in den Minen setzen, die Kinder unter sieben Jahren im christlichen Glauben erziehen. Gegen die zweite Klasse, die Morisken von Valencia, Aragonien und Katalonien, seien diese Maßregeln noch aufzuschieben und erst allmählig durchzuführen — nicht etwa aus Milde — weil sie durch ihre Absonderung von den alten Christen weniger gefährlich seien und hauptsächlich weil mit ihrer sofortigen Vertreibung in jenen Gegenden Ackerbau und Verkehr aufhören und völlige Entvölkerung eintreten werde.

So machte der Erzbischof sich kein Gewissen daraus, unzählige Menschen, denen nichts als Anhänglichkeit an ihre alten Ueberzeugungen Schuld gegeben werden konnte, und die sich übrigens schon mehr mit der übrigen Bevölkerung assimilierten, ins tiefste Elend zu stürzen, kaltblütig Hunderttausende von Unschuldigen zur Galeerei und zu den Galeeren zu bestimmen. Es ist wahrhaftig, daß der „heilige Prälat“, selbst wenn er von der Nothwendigkeit dieser Strenge überzeugt war, nicht ein Wort des Bedauerns für die halbe Million Menschen fand, deren Lebensglück und ganze bürgerliche Existenz er mit wenigen Federstrichen zu zerstören beabsichtigte! Nur einem Spanier war solches möglich! Sadeß so selbst- und habgüchtig auch der spanische Hof war, so wenig Gewicht er auf Menschenglück und Menschenleben zu legen pflegte: zu einer so schauerlich erhabenen Abstraktion von humanen Erwägungen vermochte er sich doch noch nicht aufzulassen; dazu kamen die schon erwähnten zu Gunsten der Alten sprechenden materiellen Gründe bei vielen Großen und

den Machthabern selbst. Einige edle Prälaten übernahmen die Führung der den Zeloten Widerstrebenden: so selbst der General der Dominikaner, Kardinal Xavierre, der Bischof Don Jerónimo von Figueroa, die beiden einander folgenden königlichen Beichtväter Gaspar de Cordoba und Vater Mardones. Man stellte den Könige vor, man dürfe nicht den Unschuldigen zugleich mit den Schuldigen verderben; unmöglich seien alle Moristen Verächter und Ungläubige; nur wer solcher Verbrechen überführt werden könne, solle bestraft werden. Zumal die kastilischen Moristen, die Ribera zuerst dem Verderben überliefert haben wollte, zeigten sich allgemein als eifrige Christen, so daß in den letzten Jahren die Bischöfe alle kirchlichen Ausnahmemaßregeln gegen sie aufhoben hatten; während gerade die Moristen der Krone Aragon, welche er noch geschont haben wollte, wie durch ihre Menge und Besondere sonderung gefährlicher, so in kirchlicher Beziehung schuldiger waren. Man bezichtigte deshalb den Erzbischof offen ganz gemeinen Egoismus, der noch über seinen Haß den Sieg davon getragen habe, indem er nur Furcht habe, die Zehnten zu verlieren, die die valencianer Moristen ihm bezahlten. Beschuldigte man ihn schon längst, eben aus Habgier alle päpstlichen Breven, durch welche ihm Dotirung von Schulen für die Moristen anbefohlen worden, gänzlich unbeachtet gelassen zu haben.¹⁾

Am meisten waren über die gegen die Moristen gerichteten Umtriebe die Edelleute von Valencia entrüstet. Hätten sie nicht mit den Moristen ihre besten Einkünfte verloren! Den Brüdern von Valencia reichten sie im Beginne des Jahres 1604 eine Denkschrift ein, in der sie sich über die Mönche lustig machten, die aus ihren Klöstern Komplette entdecken wollten. Man hatte doch einmal für solche Chimären juristische Beweise beigebracht. Freilich seien die Moristen von Valencia unwissend in der Religion, aber das sei die Schuld der Priester, die sie schlecht

¹⁾ Mich. Geddes, *Miscellaneous Tracts* (London 1702), 78 f.

n. Das ganze Unheil, erklärten die Edelleute mit über-
der Einsicht, komme von dem unchristlichen Unter-
e, den man zwischen alten und neuen Christen

diese Gründe bestärkten den ohnehin nicht grausamen König
ma, sich der mildern Behandlung der Moriskos zuzuneigen.
erhielt auf sein zweites Memorandum gar keine Antwort,
er mehrere Male erneute Kopien desselben dem Könige
te. Die Anhänger der Austreibung konnten trotz aller ihrer
ungen bei Philipp III. keine Audienz erlangen.

unglücklicher Weise erhielten damals die Feinde der Moriskos
kamsten Bundesgenossen in diesen selbst. Die Bedrückungen,
denen sie beständig lebten, die Furcht, infolge der Auf-
en der klerikalen Partei noch übler behandelt zu werden,
ürliche Wunsch, wieder nach dem Triebe ihres Herzens und
esinnersten Ueberzeugung leben zu können: verleiteten sie
landesverrätherischen Unterhandlungen mit den Türken und
rs mit Heinrich IV., deren wir bereits gedachten.¹⁾ Im
r 1605 wurde die Verschwörung der valencianer Mauren
, die ja nichts minderes im Auge hatte, als sich mit fran-
Hülfe der Hauptstadt und der Provinz Valencia zu be-
en. Einer der Angeber, der bekehrte Maure Ribera, wußte
als 4000 Moriskos als Theilnehmer des Planes namhaft
hen.

Die Entdeckung dieser Verschwörung ist die Veranlassung zur
ung der Moriskos aus Spanien geworden. Als der Erz-
von Valencia diese Gelegenheit benutzte, um dem Könige
eine Brandschrift zu überreichen, fand er sich nicht mehr
den einflussreichen Persönlichkeiten des Reiches allein, sondern
von Seiten einiger der angesehensten Beistand. Don Ber-
Sandoval, der Oheim Verma's, Kardinal = Erzbischof von

Toledo und später — seit 1608 — Großinquisitor, ermahnte die Regierung, nach den letzten Erfahrungen müsse sie die Morisken entweder sofort ausnahmslos vertreiben oder sie gar bis auf den letzten Mann ausrotten, ohne die Frauen und Kinder zu schonen. Wie der Oheim des allmächtigen Ministers, so schloß auch dessen Bruder, der Marques von Villamizar, sich lebhaft der Moristen-Partei an.¹⁾ So näherte diese sich auch dem Herzoge von Bragança selbst, welchen die Verbindung zwischen den Morisken und dem Reich doch allmählich bedenklich zu stimmen begann.

Da die beiden mächtigsten Prälaten Spaniens sich zu der Vernichtung der Morisken vereinigten, so glaubten sie mit leichter Mühe den Papst zur Billigung ihres Vorhabens bewegen zu können, zumal auf dem Stuhle Petri der milde Clemens VIII. dem eifrigen und zelotischen Paul V. Platz gemacht hatte. Aber sie täuschten sich. Der Papst mochte sich von der allgemeinen Schuld der Morisken nicht überzeugen und sah das ganze Vertreiben des Erzbischofes von Valencia als ein mehr aus politischen als religiösen Beweggründen hervorgehendes an. Wie waren die beiden Prälaten überrascht, als sie (1606) eine Breve des Papstes erhielten, in welchem ihnen die eifrige Bekehrung der Morisken zur Pflicht gemacht wurde. Als ob es ihnen darum zu thun gewesen wäre! Der Papst schrieb über die Sache an den König, dieser mußte sich wohl oder übel der Meinung jenes anschließen. Im Mai 1606 schrieben beide an den Erzbischof von Valencia, die Predigten unter den Morisken sollten von neuem beginnen; Pfarreien und Seminarien für dieselben gegründet werden; in Berathung über die besten Mittel zu diesen Zwecken solle der Erzbischof seine drei Suffraganbischöfe und den Bischof von Tortosa um sich versammeln.

So war noch einmal Juan de Ribera's Fanatismus zu Tage gelegt, und zwar jetzt ganz unerwarteter Weise. Der Erzbischof

¹⁾ Bleda p. 970.

hte nur sehr widerwillig. Die ganze fanatische Partei war es äußerste erbittert. Im Jahre 1606 behauptete in Alcalá ein Theologe in Katalonien, Paul Vidal, öffentlich: Wir erbunden, als Glaubensartikel anzunehmen, daß Klemens VIII. Jesuliche Art gewählt und wahrer Papst gewesen: aber es ist moralisch gewiß, daß Paul V. wirklich der Stellvertreter ist. Als der Papst von diesen Dingen erfuhr, ließ er dem Inquisitor schreiben, er solle dergleichen Erörterungen unter-
 1) Der Erzbischof von Valencia verzagte auch keineswegs. Er wußte, daß er im königlichen Rathe angesehene Freunde und Beförderer habe, so beschloß er die vom Papste zum Heile der Morisken anbefohlenen Maßregeln in ihr Gegentheil auszu-
 en.

Er berief die von Paul V. angeordnete Provinzialsynode zu-
 en, zu der auch der König, da es sich um wichtige Staats-
 Inquisitionssachen handelte, den Vizekönig von Ba-
 , Luis Marques von Caracena, und einen Inquisitor, den
 Bartolo Sanchez, sandte. Während diese Synode, unter
 Titel Junta, seit dem 22. November 1606 feierlich im
 te des Vizekönigs, dem Befehle des Papstes gemäß, über die
 I zur Besserung der Morisken berieth, hatte der schlaue Erz-
 f den Schwerpunkt der Verhandlungen bereits anders wehin
 t.

Er berief aus eigener Machtvollkommenheit eine andere Junta,
 sechs Mönchen verschiedener Orden, vier Weltgeistlichen und
 ffen der Theologie bestehend, zusammen. Dieser legte er
 die Fragen vor: 1) Sind die Morisken rückfällige Ketzer?
 arf man ihre Kinder taufen und sie ihnen belassen? 3) Soll
 sie zur Annahme der Sakramente zwingen, obwohl man
 en muß, sie dadurch eine Entweihung begehen zu lassen?

*) Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition (übersetzt von Höck,
 1821) III. 514.

4) Darf man ihnen erlauben, ihre Glaubenszweifel darzulegen, und das Geständniß derselben in der Beichte entgegenzunehmen, oder sie der Inquisition anzuzeigen? — Indes so sehr der Präfekt befehl hatte, in dieser Versammlung von ihm erwählter Vertrauensmänner nur Anhänger seiner d. h. der unduldsamen Ansichten zu finden, war doch ein Theil dieser Theologen anderer Meinung. Nur über die vierte Frage einigten sie sich, allerdings in negativem Sinne, wegen der allzu großen Verstocktheit der Moristen. Sie traten mit der Willenskraft und Unbedenklichkeit in der Wahl der Partei, welche die klerikale Partei stets ausgezeichnet haben, trat hier der Erzbischof dazwischen, indem er die von ihm an die Versammlung gestellten Fragen nunmehr selbst entschied: „Ja, die Moristen sind rückfällige Keger. Nein, es ist nicht erlaubt, ihre Kinder zu taufen. Nein, man darf sie nicht zum Abendmale zulassen.“ Diese Entscheidungen wurden als die der Nebenjunta der offiziellen Junta mitgetheilt, welche hiernach ihren Bericht fertigte. Es wurde scheinbar ganz nach dem Willen des Papstes — eine ausführliche Instruktion für die mit den Predigten unter den Moristen beauftragenden Geistlichen angefertigt, ja in übertriebener Wohlwollen Geld verlangt, um die Moristen auch hier mit anzulocken, „in Nachahmung Jesu Christi unser Herr, von dem das heilige Evangelium sagt: Coepit Jesus facere, et benefacere) et docere.“ Aber was hinter all diesen Worten verborgen lag, was die eigentliche Meinung der Junta war, zeigte sich am Schlusse des Berichtes, wo es hieß: man ersuche einstweilen den Moristen die Taufe zurückzunehmen und sie während der Dauer eines neuen von dem Papste zu erlangenden Erlasses unterrichten; würden sie dann nicht verlangen, neu getauft zu werden, so sollten sie sämmtlich vertrieben werden. (März 1607).

Die Moristen wurden durch ihre Spione von der Umwälzung, die sich zu ihren Ungunsten am kastilischen Hofe vollzog, und den Berathschlagungen der valencianer Juntten gegen sie in

richtet; keine Wunder, daß sie dem drohenden Unheil durch allgütige Verschwörungen entgegen zu wirken suchten. Sie erneuerten ihre alten Verbindungen, setzten sich Syndiken und Prokureatoren an die Spitze und wählten wieder einen allgemeinen König, welcher Encomendado hieß, und dessen Gemahlin, die den bedeutamen Namen Esperanza führte, als Königin verehrt wurde. Sie schickten zwei Abgeordneten, Suleiman aus Torrestorres in Valencia und Said aus Torrella in Aragon, nach Konstantinopel. Wie gewöhnlich, wurde etwas von diesen Vorbereitungen aufgedeckt: der König ernannte Untersuchungskommissionen, die in die verschiedenen Provinzen sich vertheilten, und von denen immer schrecklichere Sachen herausbrachte als die andere. Die ersten hatten sich einen Khalifen gesetzt, welcher mohamedanischer ernannte und Ablass für die gräßlichsten Sünden für Geld verkaufte, welches Geld dem Türken zur Unterstützung seiner Unternehmungen gegen die Christenheit ausgeliefert wurde. Große Schätze wurden heimlich von den Morisken nach Konstantinopel geschickt. Die Fälschmünzerei wurde systematisch von ihnen betrieben. Die Morisken in Estremadura hatten einen förmlichen Rath eingerichtet, dem alle gehorchten, und der häufig Christen tödtlich oder gefährlich tödten ließ. Das war aber noch nicht das Schlimmste: die Morisken hatten Muley-Silan, den Sultan von Marokko, gebeten, mit einer Armee in Spanien zu landen, worauf sie sich sämmtlich erheben und ihm 150,000 Streiter stellen würden. Daß sie mit Frankreich und den „Inselrebelln“ gleichfalls Freundschaft hielten, verstand sich von selbst; den letztern hatten sie versprochen haben, ihnen einen festen Platz an der Meerseite von Gibraltar zu verschaffen.¹⁾

Diese und andere Greuel förderten die Untersuchungskommissionen und die Inquisition mit um so größerer Sicherheit

¹⁾ Cabrera, 11. April 1609. p. 367. — Cardona, Expulsion just. Mor. esp., II. fol. 39 b. 44 b. ff.

zu Tage, je mehr sie es von vorn herein auf dergleichen Entdeckungen abgesehen hatten, und je weniger Gewicht sie auf genaue Konstatirung der Thatfachen legten. Einkerkierungen und Hinrichtungen in großer Zahl fanden unter den unglücklichen Morisken Statt. Ueber ganz Spanien verbreitete sich ein blinder Schrecken. Von den Priestern aufgebrachte Wundermärchen gingen von Munde zu Munde. In Valencia hatte man während mehrerer Tage eine glänzend weiße, mit blutigen Streifen durchsetzte Wolke gesehen. Ein Bild der Jungfrau war — ein häufiges Srafel! — ganz mit Schweiß bedeckt erschienen. In Daura sah sich in dem Augenblicke, wo eine Prozession das Kloster verließ, in den Lüften ein schreckliches Getöse von Trommeln und Timpeten vernehmen lassen.¹⁾ Die mit so vieler Beharrlichkeit, mit großem Eifer gepflegte Saat der kirikal-politischen Partei begann endlich zu reifen. Der Riß zwischen alten und neuen Christen war so erweitert, die Feindschaft zwischen ihnen so groß geworden, daß das, was König, Minister, Geistlichkeit, Adel, Volk noch kürzlich verworfen hatten, sich immer mehr allen als Nothwendigkeit aufdrängte.

Vor allen war der Herzog von Lerma jetzt von dieser Nothwendigkeit, mit den Morisken ein Ende zu machen, überzeugt. Zweimal hatten ihre Umtriebe ihn in seiner Ruhe und seinen Vergnügungen gestört; und das war eine Sünde, die ihnen nicht leicht vergeben wurde. Im Beginne des Jahres 1608 legte der König den Staatsräthen so wie mehreren Theologen, auf Befehl Lerma's, die Fragen vor: ob es für das Staatsinteresse nicht wäre, wenn die Morisken vertrieben würden? und ob dies nicht gegen das Gewissen liefe? Der Staatsrath, so wenig er zur Leitung der großen Politik geeignet war, zeigte sich doch hier, wie fast immer, besonnener und einsichtiger, als der König und sein Günstling. Die Mehrheit der Räthe hatte den Rath

¹⁾ Bleda p. 921 ff. — Fonseca, Justa Expulsion.

em immer mehr sich verstärkenden Strome der öffentlichen
als auch dem Wunsche des allmächtigen Ministers sich
setzen. Sie stellten die Nachtheile vor, welche Ackerbau
del und die Kasse des Königs durch die Vertreibung der
erleiden würden. Es sei außerdem ein so furchtbarer
wie der von 1571, zu besorgen; und selbst fände dieser
att, so würden die Vertriebenen die Kräfte der nord-
hen Mauren verstärken, diese zur Feindschaft gegen Spa-
freizen und ihnen als Rundschafter große Dienste zu
Stande sein. Auch brauche des Königs Gewissen sich
ibehaltung der Morisken nicht beschwert zu fühlen; die-
würden sicherlich ganz gute Christen werden, wenn erstens
ger jenen verständlich d. h. in arabischer Sprache reden
zweitens die Geistlichen mehr Sanftmuth und Geduld
als bisher; drittens für häufigere Zwischenheirathen zwischen
risten und Morisken Sorge getragen würde; viertens man
er der letztern in besondern Kollegien in der Religion
ete.

ie einsichtigen Erinnerungen und Vorschläge der Mehrheit
tsrathes, obwohl auch sonst von treuen und bewährten
des Königs unterstützt,¹⁾ vermochten jedoch wie immer,
en den einmal von dem Herzoge von Lerma unweigerlich
Beschluß, die Morisken aus Spanien zu entfernen. Die
angen, welche die Minderheit der Rätke gegen das von
Allegen vorgeschlagene mildere Verfahren den Morisken
machte, waren zwar ganz verkehrt und nur durch theo-
bründe einigermaßen in ihrer Schwäche herausgeputzt:
starke Einfluß des Herzogs stand hinter ihnen. Wie ge-
war dessen Wille auch des Königs Beschluß, das Schicksal
aken war besiegelt.

arta de D. Manuel Ponce de Leon á S. M., 28 agosto 1609;
ndicion social, 285 ff.

Indessen der Zelotismus Ribera's und der quietistische Lerma's — der sich wohl auch aus den Gütern der neuen Reichthümer zu verschaffen hoffte — bedurften des Der Religion, um ihre entsephliche Härte einigermaßen zu beß. Dieses Mal gelang es leicht, eine Versammlung gelehrte logen zu der mit Sophismen verbrämten Erklärung zu l es sei erlaubt, so viele christlich Getaufte in die Verberei zu senden, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den Krallen lam anheimfielen.

So hatte man durch weltliche und religiöse Berathm Vertreibung der Moristen scheinbar gerechtfertigt. Dama es auch der Feuerzeifer und die Konsequenz der Klerikale den bisher so durchaus abwehrenden Papst für ihre Sad winnen.

Im Mai 1608 erschien der unermüdliche Dominikan von neuem in Rom, um Paul V. die Angelegenheit vor mit der er vor fünf Jahren bei Klemens VIII. so wenig gefunden hatte. Dieses Mal gelang es ihm, dem Papste l in einem andern Lichte erscheinen zu lassen: England feperisch; in Frankreich herrsche Gewissensfreiheit und existir der Politiker d. h. gemäßigten Katholiken — welches die Regerei sei die jemals existirt habe, und die Autorität t am meisten bedrohe; ¹⁾ in Venedig beginne leider dieselbe zu verbreiten; in Deutschland seien fünf Sechstel der De feperisch; ebenso seien Flandern, Ungarn, Polen mit Repet Spanien sei noch der einzige der Kirche treu geblieben der müsse von Moristen und Maranen gesäubert werden durfte seine Sache vor dem Kardinalskollegium plaidiren Gegner wurden zum Schweigen gebracht: die spanischer

¹⁾ en Francia . . . se admitia la secta de los Politicos, y mas contraria heregia que jamas huuo, y que mas derogaba a la de la Iglesia; Bleda p. 971 f.

en, daß sie von Rom keine Opposition in ihrem heiligen Vorhaben mehr zu fürchten hatten.

So waren alle Wege geebnet, das Gewissen Philipp's III. König und als katholischer Christ beruhigt. Im Juli 1609 ertheilte dann Lerma dem Könige auf das bestimmteste, um dem Veruche einer neuen Empörung seitens der Morisken, unterstützt von Marokkanern und Türken, zuvorzukommen, müsse man sie aus Spanien entfernen. So ging die Prophezeiung des heiligen Vincenz in Erfüllung:

Lo any nou

Donara un gran bram lo bou,

Jahre neun wird der Ochse einen lauten Ruf ausstoßen“, einen Ochsen führte Lerma als Verwandter des Hauses Habsburg im Wappen. Der König, schon längst bearbeitet und gewöhnt, Befehle seines Ministers anzunehmen, aber doch nicht ohne Aufstehen der Folgenschwere dieser That, erwiderte: „Das ist ein großer Entschluß, den wir gefaßt haben; führt ihn aus, wie es beliebt.“¹⁾

Die Vorbereitungen waren zum Theil schon getroffen. Seit Beginne des Jahres 1609 hatte der Vizekönig von Valencia, Marques von Caracena, die Miltz der Provinz ordnen und auflösen lassen. Auch nahm er die Zahl aller altchristlichen und muslimischen Haushaltungen im Königreiche Valencia auf: es fanden sich 63,731 altchristliche Häuser, 28,701 maurische, letztere mit 50,000 wehrfähigen Männern.²⁾ Im Mai 1609 wurde dem Vizekönigen von Neapel und Sizilien und dem Gouvernador von Mailand Befehl gegeben, alle Soldaten, die sie irgend entsenden könnten, bereit zu halten, damit sie auf weitem Befehl sofort auf den Galeeren der betreffenden Provinz nach Spanien ab-

¹⁾ Grande es la resolucion que hemos tomado, hazedlo vos Duque; p. 932.

²⁾ Diese Schätzung wehrfähiger Männer ist jedenfalls im Verhältniß zur Bevölkerungszahl ziemlich um das Doppelte zu hoch gegriffen.

gehen könnten. In der That kam der Befehl Ende Juli, mit Mitte August hatten sich an dem bestimmten Orte des Rendezvous, Mallorca, die Flotten von Spanien, Portugal, Barcelona, Sizilien, Neapel, Genua, zum Theil auch von Indien eingefunden, 62 Galeeren und vierzehn Galeonen, besetzt mit 7725 Soldaten, die fünf verschiedenen Regimentern angehörten. Sie durften keine Schiffe das Auslaufen aus dem Hafen von Palma erlauben, damit keine Kunde von ihrer Vereinigung nach Spanien käme.¹⁾ Sodann wurden Ordres gegeben, um im geeigneten Augenblick die spanischen Hommesd'armes und leichten Reiter, welche die stehende Macht in Spanien selbst ausmachten, unter dem Befehle ihres Generalinspektors (Veedor general) Don Pedro Pacheco an die Grafschaft Valencia's führen zu können; denn mit dieser Provinz als der am meisten bevölkertsten und deshalb bei längerem Zögern gefährlichsten sollte der Anfang gemacht werden.

Nachdem diese Dinge in der höchsten Stille vorbereitet waren, verließ der König (4. Juli 1609) den Maestro de Campo Don Augustin Meria, einen in den flandrischen Kriegen bewährten Soldaten, zu sich, ernannte ihn zum Generalobersten der Armee in Spanien und theilte ihm sein großes Vorhaben mit. 60,000 Goldthaler wurden ihm vom Herzoge von Lerma vorläufig aus dessen Privatmitteln mitgegeben, damit die Finanzbeamten davon von der Sache erführen. Nur mit dem Bischof von Valencia sollte Meria die Angelegenheit mit aller Verschwiegenheit behandeln. Mit vieler Andacht wohnte er dem Gottesdienste bei — es war der 4. August und, dies war wohl kein Zufall, gerade das Fest des heiligen Dominikus — und bat Gott um Hülfe bei seinem heiligen Vernichtungskriege gegen die Keger. Zu Hause angekommen, fand er den Staatssekretär Andres de Prada die nöthigen Depeschen an den Bischof, Erzbischof und einige Militärbeamte Valencia's vor.

¹⁾ Porreño, Dichos y Hechos do Phelipe III. 285.

ie Meria mitzugeben.¹⁾ Der König bekreuzte sich, unterschrieb tief dabei aus: „O, wer in Person dieser Ausführung theilen könnte!“ Nachdem Don Agustin die Depeschen empfangen, rief er den König um seinen Segen, den ihm dieser mit den Worten erteilte: „Geht mit Glück, Gott möge Euch beistehen!“ Er umarmte ihn Perma zum Abschiede — und nach dieser kurzen Scene reiste der Unglücksbote mit den verhängnißvollen Briefen nach Valencia ab. Der Vorwand war, daß er die Bergwerke dieses Königreichs inspiciren solle.

Merkwürdig! Der Mann, der sich am meisten über diesen Vorfall der Dinge hätte freuen sollen, der Erzbischof Juan de Ribera war gar nicht zufrieden damit, daß der König mit den valencianer Morisken den Anfang machen wollte: und zwar weil durch eines beträchtlichen Theiles seiner Renten verlustig ging; es doch in seiner Diözese nicht weniger als 17,086 Morisken waren, alles fleißige und tüchtige Arbeiter, nach deren Abzug es dem Eingehen der Zehnten traurig aussehen mußte.²⁾ Als die Priester seiner Partei ihn besuchten, sagte er ihnen: „es, von jetzt an können wir wohl Brod und Kräuter essen, unsere Schuhe flicken.“ Er machte sogar einige schwüchternen Theologen, dem König noch einmal zu seiner bereits 1602 geäußerten Meinung hinüberzuführen, daß man die valencianer Morisken erst allmählich vertreiben müsse.³⁾ Indesß der König wies diese Rathschläge scharf zurück. So hatte wenigstens der Haupturheber der Moriskenverbannung keine Freude an diesem Vorhaben.

Inzwischen konnten die häufigen Zusammenkünfte des Bize-

¹⁾ Die sehr instructive Depesche an den Erzbischof Juan de Ribera, sich u. A. in der Coleccion de documentos inéditos para la historia de España, t. XVIII, p. 29 ff.

²⁾ Fonseca, Justa expulsion de los Moriscos, p. 224.

³⁾ Carta de Juan de Ribera al Rey, 23 ag. 1609; Coleccion XVIII.

königs, des Erzbischofs und Don Agustín Meria's, so heimlich auch abgehalten wurden, den scharfen Augen der Valencianer lange verbergen bleiben. Dazu kamen die Nachrichten von der Ansammlung der Flotte bei dem nahen Mallorca. Die aufgeklärten Valencianer ahnten sofort, daß diese geheimnißvollen Vorberathungen der Austreibung der Moriskos gälten. Mit witziger Anspielung auf die Vornamen des Erzbischofs und den Familiennamen des obersten hieß es bald: Hay Juan y Mexia, avrá redempcion; Johannes und Messias sind da, da wird es Erlösung geben.¹⁾ Die Rathgeber des augenscheinlich um seine Person sehr besorgten Königs, der zahlreiche Lebensmittel in sein Haus einnahm und dort einquartirte, als fürchte er eine Belagerung, machten den König zur Gewißheit. Auch die Morisken konnten sich das ihnen drohende Schicksal nicht länger verbergen; sie hörten auf, den König von Valencia zu besuchen, der dadurch plötzlich in großen Noth gerieth. Auf den Bergen der wilden Sierra de Espadà, wo die Moriskenaufuhr des Jahres 1571 noch in schauerlicher Erinnerung lebte, glaubte man nächtliche Feuerzeichen zu sehen, als die Morisken sich abermals zum Widerstande rüsteten.

Der Adel von Valencia, der sich immer der Morisken angenommen hatte, weil er mit ihrer Vertreibung den größten Theil seiner Einkünfte verlieren mußte, gerieth jetzt begreiflicherweise in große Aufregung. Es versammelte sich also der „mayor Arm“ der Stände, 90 Mitglieder stark,¹⁾ was ihm nach der Verfassung erlaubt war; und da er von dem Vizekönig keinen genügenden Aufschluß erhalten konnte, beschloß er, eine Deputation direkt an den König zu senden, um dessen Gunsten der Morisken zu thun. Aber ein Mitglied, don Lancelotti, und sein Sohn widersprachen, und da dieselben auf die Drohungen und Schmähungen, mit denen man sie über ihre Ansicht beharrten, nach der Verfassung aber zu

¹⁾ Porreño p. 287.

ßen eines Standes Stimmeneinheit nothwendig war, so mußte sich unverrichteter Sache trennen. Am nächsten Tage half sich, wie so häufig der polnische Reichstag bei ähnlichen Vorurtheilen: das widersprechende Mitglied ward gewaltiam entfernt, als sie eben im Begriffe waren die Abgeordneten zu ernennen, erst auf Befehl des Vizekönigs der Präsident der Audiencia (des Kriegergerichts) von Valencia, der Doktor Juan de Aguirre und befahl bei ihrem Lehnseid, sich nach Hause zu begeben. Alle diese Urtheile vermochten indeß die Entschlossenheit des Adels, seine Lehen und sein gutes Recht zu verfechten, nicht zu vermindern.

Am folgenden Morgen (16. Sept.) kam man von neuem zusammen, und als der Präsident wiederum einreden wollte, nahm die Versammlung eine so drohende Haltung an, daß der fränkliche Präsident im höchsten Schrecken vom Schlage getroffen wurde und zusammenstürzte. Ohne sich stören zu lassen, erwählten die Abgeordneten ihre Deputirten und gaben ihnen die Instruktion, bei dem Könige und Lerma auf das entschiedenste gegen die Austreibung der Morisken zu protestiren, welche den gänzlichen Ruin des Königreichs Valencia zur Folge haben würde.

Es war zu spät; der Vizekönig hatte durch seine Verzögerungen sein Ziel erreicht, die Zeit zum Handeln war verstrichen. Am 17. September hatten die Abgesandten bei dem Könige Audienz. Sie stellten vor, die Vertreibung verlege ihre Freiheiten, ruinire den Adel, Geistlichkeit und Universitäten. Sie thaten die weitestgehenden Vorschläge die Ruhe der Morisken zu sichern. Der König antwortete, ihre Vorstellungen seien unzeitig, er habe den Befehl zur Austreibung der Morisken bereits erlassen und sei derselbe sicher während ihrer Abwesenheit veröffentlicht worden. Uebrigens habe er den Ständen in einem besondern Schreiben die Gründe, die ihn zu dieser Maßregel bewogen, mitgetheilt, und diese würden sie hoffentlich von der Nützlichkeit derselben überzeugen.

Die Ankündigung des Königs war nur zu wahr. An eben

dem Tage, wo die Deputirten Valencia verlassen, hatte der aus fanatische Don Pedro de Toledo seine italienischen Regimenter in Valencia gelandet und sie in die Küstenstädte dieses Reiches vertheilt; während das gebirgige Innere von den Provenzalischen besetzt wurde, und auch auf der Flotte Truppen blieben, um Hülfe an jeden Ort, wo es nöthig werden würde zu bringen. 1500 Mann von den schon seit dem 1. Sept. fleißig geübten Milizen von Aragon wurden zur Beisehung Pässe und Straßen zwischen dieser Provinz und Valencia wendet, um jede Kommunikation zwischen den Moristen Landesetheile unmöglich zu machen. Dann wurde auch das Pulverthurn in Valencia durch starke Besatzungen

Nachdem so alle militärischen Vorbereitungen getroffen waren, konnte man zu dem Geschäfte der Austreibung der Moristen Valencia's mit einem Hebe von Truppen zu schreiten. Am 21. Dezember berief der Vizekönig alle Würdigen und die Stände des Königreiches Valencia zu sich und ließ jedem einzelnen ein königliches, vom 11. September datirtes Schreiben, in welchem unter Mittheilung der vermeintlichen und religiösen Gründe der königliche Wille der Austreibung der Moristen eröffnet wurde. Die Stände, aus Patriotismus und Religiosität man im Grunde nie appellirte, erwiderten, daß sie freilich große Einbußen an Geld für sich aus diesem Unternehmen verhersehen, daß sie aber den königlichen Befehle sich unterwerfen und zur Ausführung des das wenige, was ihnen bliebe, verwenden wollten. Sie deputirten sie sofort 3000 Dukaten, um sich und ihre Leute zu bewaffnen. Sie schrieben dies auch dem Könige, indem sie fügten, daß er ihren letzten Dukaten und ihren letzten Blut fordern möge, er sei sicher, bei ihnen nur Gehorsam zu finden.

Am 22. September morgens durchzogen die öffentlichen Truppen die Straßen der Stadt Valencia, feierlich begleitet von Stadtknechten, Keulenträgern, Spielleuten und Trommlern

igten an den belebtesten Plätzen das königliche Dekret, welches Philipp III. die Morisken der Provinz, obwohl er „überführte Keger, Apostaten und Verräther an göttlicher menschlicher Majestät an Leben und Gütern züchtigen könnte“, zte und vertrauend auf den göttlichen Beistand, sie aus iche nach der Verbererei verbannte. Drei Tage nach der ittlischung des Ediktes sollten alle Morisken mit den beweg- ütern, die sie auf ihrer Person mit fortzuschaffen könnten, ihren t unter Leitung der dazu bestimmten Kommissarien ver- nd sich in den bereitstehenden Fahrzeugen nach der Ver- nschiffen. Vergrabung irgend welcher Werthsachen, Zer- der Häuser und Anpflanzungen wurde den Morisken bei rase untersagt, da die zurückgelassenen beweglichen und un- hen Güter den Herren, deren Vasallen jene gewesen, als rigung überwiesen werden sollten. Zur Aufsicht und Be- z sollten in jedem Orte von hundert Häusern sechs durch sherrn zu bestimmende maurische Familien zurückbleiben. dürften Morisken, die von lange her nach dem Zeugniß der en ungewisse Frömmigkeit gezeigt hätten, und ferner unter vier Jahren unter Einwilligung ihrer Eltern oder der in Spanien belassen werden. Niemand solle die n auf ihrem Wege belästigen noch sie, bei sechsjähriger rstrafe, verbergen oder gegen den Austreibungsbefehl schützen. in Moriske sich nach einem andern Lande, als der Ver- nschiffen, so solle es ihm gestattet sein.

e Stimmung der ungeheuren Menge, welche diese Ver- ig vernahm, war eine sehr gemischte.¹⁾ Das gewöhnliche hm sie mit Jubel auf, theils aus Fanatismus, theils weil berung und Beute erhoffte, theils aus dem natürlichen er Aermern gegen Wohlhabende.²⁾ Der Adel und die

Fonseca, 219.

Flor. Janer, Condicion social de los Moriscos de España (Madrid 1).

die Mehrzahl der Geistlichen war untröstlich, sich des Theiles ihrer Einkünfte beraubt zu sehen. Die ruhigen fürchteten einerseits die entfesselte Leidenschaft des Pöbels, seitens einen allgemeinen Aufstand der Morisken. Um j Unruhen zu verhüten, bot der Vizekönig am 24. Septem sechs Regimenter der städtischen Miliz, die Polizeimannschaft Diener der Inquisition und des königlichen Palastes auf theilte die Stadt zur genauesten Bewachung unter sie; die Mönche wurden bewaffnet, Tag und Nacht Pulver fabricir

Wie die weltlichen Mittel aufgeboten wurden, die Ausführung des Ediktes zu sichern, so auch die geistlichen, um den Enthusiasmus der „alten Christen“ bei der Vertreibung der Morisken zu entflammen. Der Erzbischof befahl in allen Klöster und Klöstern der Diözese Ausstellungen des heiligen Sacramentes, Prozessionen, Predigten und Bittgebete zu veranstalten. Die Ordensleute, besonders der Bischof von Orihuela, gaben sich alle Mühe, die maurischen Väter durch allerlei Vorstellungen zu bewegen, ihre kleinen Kinder in Spanien belassen möchten. In diesem Versuche, doch noch eine Anzahl Moriskenseelen zu gewinnen, hatten sie wenig Erfolg. Die Mauren mietheten sich Kinder an, die oft mit drei bis vier kleinen Kindern besetzt waren; andere Väter sagten, eher würden sie ihre Kinder als sie unter den Christen lassen. Als dies die frommen maurischen Väter hörten, entschlossen sie sich, so viele Moriskenkinder zu gewinnen, wie sie vermöchten. Die Anführerin dieser Räuber war die erste Dame des Königreiches, Don Isabel de Belacar, Gemahlin des Vizekönigs, welche also ungescheut den königlichen Befehl, daß nur mit Genehmigung der Eltern und Vermittlung maurischen Kinder zurückgehalten werden sollten, übertrat.

Die Morisken von Valencia hatten den Schlag treffen sollte, wohl geahnt, aber nun, da er wirklich niederfiel, waren sie doch vom äußersten Schrecken betroffen. Zumal sie, des frühern Verfahrens der Spanier gegen sie eingedenk

als die Einschiffung sei nur ein Vorwand, um sie widerlos in die Hand zu bekommen; in Wahrheit wolle man sie tödten. Die erste Regung war daher, sich zu widerlegen. Sie wollten sie noch den Weg der Ausöhnung versuchen und einige ihrer Angesehensten und Reichsten an den Vizekönig senden, wenn man sie in Ruhe belasse, wollten sie sofort dem Könige eine große Summe schenken, in Zukunft beständig vier Galeeren, Kanonen und Festungen zur Sicherung der Küsten von Valencia halten, alle von den afrikanischen Korsaren gemachten christlichen Gefangenen zurückkaufen. Indessen der Marques von Denia wies sie ab: es sei der unveränderliche Wille des Königs, das Reich verlassen sollten; sie möchten sich dem friedlich unterwerfen, sonst seien sie mit Weib und Kind dem Tode verfallen. Die Abgesandten mit dieser trüben Antwort zu ihren Stammesgenossen zurückkehrten, brausten diese in wildem Grimme auf. In Guazil und Uxo rotteten die Morisken sich zusammen, in den Provinzen Almerique und Alcocer ihrer mehr als zweitausend. Sie bewaffneten sich mit kurzen Musketen, die sie in großer Menge beschert hatten, mit Spießen und Degen, mit Hacken und Schindeln und besonders mit Schleudern, mit welchen sie sich seit ihrer Jugend zu üben pflegten. Sie bereiteten Pulver und Schießpulver auf. Indessen die Ankunft der Soldaten, welche die wichtigsten Orte besetzten, schreckte sie, und dazu mochten die Vorbereitungen, die allerseits zu ihrer Einschiffung getroffen waren, sie überzeugen, daß es mit der letztern ernst sei. In einer abermaligen Versammlungen beschloßen die Häupter valencianer Morisken, sich der Austreibung zu unterwerfen. Da schlug bei diesen leidenschaftlichen Menschen die Stimmung plötzlich um. Sollte es denn ein so großes Uebel sein, ein Land zu verlassen, in welchem ihnen fremde Religion, Sprache, aufgedrängt, sie dabei als Auswürflinge und Verfluchte be-

handelt wurden, ihr Leben jeden Augenblick in Gefahr stand! Sollten sie nicht nach Afrika befördert werden, zu ihren Stamm- und Glaubensbrüdern, wo sie zwanglos und frei nach dem Takt ihres Herzens würden leben können!

Die anfängliche Verzweiflung verwandelte sich unter diesen Erwägungen in fröhliche Entschlossenheit. Alles brach auf und folgte den königlichen Kommissarien nach den Häfen Gra-Valencia, Denia und Alicante, um so bald wie möglich das jüdische Land zu verlassen. Dem zuletzt von der Moristenversammlung gefaßten Beschlusse gemäß, wollten auch die sechs Familien von hundert, welche die Herren der verschiedenen Orte zum Festbleiben auswählten, nicht in Spanien verweilen; da die Juden sie sehr darum baten, damit sie ihre Künste in Aderbau und Fabrikation verpflanzten, stellten sie die unmögliche Bedingung, zum Islam bekennen zu dürfen. Wie dies natürlich ihnen vom Patriarchen und Vizekönig abgeschlagen wurde, ließen sie sich nicht mehr halten; denn lieber, sagten sie, wollten sie Bajallen der Türken, als Sklaven der Spanier sein.¹⁾

Alle wollten unter denen sein, welche gleich zuerst befreit würden. Unter Führung ihrer bisherigen Herrn oder königlichen Kommissarien, geleitet von Gerichtsboten, zogen die Schaaren in großer Anzahl einher, zu Fuß und zu Pferde, mit dem Kostbarsten beladen, die Frauen in ihren Festtagskleidern, Musik, die die Weisen spielte, voran. Wenn sie an das Meer kamen, so knieten sie sich nieder, küßten den Ufersand, dankten Allah und Moyses für ihre Befreiung, wuschen mit dem Seewasser sich Gesicht und Hände, ja tranken begierig von der Salzfluth, als ob sie das Edelste Bismuth wäre.²⁾ Männer und Frauen von neunzig Jahren und älter freuten sich voll Freude ein. Gelähmte, Sterbende, eine Greisin von 103 Jahren ließen sich von ihren Angehörigen auf die Fähr-
 1) Cabrera, 24. Oct. 1610; p. 385.
 2) Bleda 1003.

nur wollten sie nicht in dem verhaßten Lande der Sklaverei n. Eine maurische Frau, die im Begriffe war, niederzukommen, alle Hülfe, die man ihr auf dem Lande angedeihen lassen, zurück; in ihren Schmerzen mußte man sie auf ein Schiff senken, damit sie ihr Kind in Freiheit zur Welt brächte. Schon wegs und in den Häfen bekannten sie sich, den langen Zwang froh von sich werfend, zur Religion Mohamed's; die bisher aufrichtige Christen gewesen waren, ließen dem allgemeinen Taumel sich mit fortreißen. Sie verheirateten sich unterwegs in, von der Kirche verbotenen Graden und feierten die Hochzeit unter Gesang, Tanz und Flötenspiel, mit den Gewändern angethan. Dazu kam, daß die Einschiffung in einem so beständig schönen Wetter begünstigt wurde, daß die Leute behaupteten, es sei dergleichen seit fünfzig Jahren nicht vorgefallen.

Wären nur genug Schiffe vorhanden gewesen, so hätte sich gleich zuerst die Mehrzahl fortführen lassen. Zuerst fuhren, am 1. Oktober, von Denia 5555 Morisken aus den Besitzungen verjagt von Gandia ab. Bald nachher gingen in Alicante 1000 Morisken unter Segel, und vom Hafen von Valencia; alle theils auf den königlichen Galeeren, theils auf vom Volk gemietheten Privatfahrzeugen. Noch einige andere Tausende Morisken mochten die Zeit der Rückkehr der Schiffe erwarten und mietheten Privatfahrzeuge, um nur so schnell möglich zu ihren Glaubensgenossen zu gelangen. So wurde die Anzahl der Morisken, die bis zum 7. Oktober Valencia verließen, auf 10,000 berechnet. Die übrigen erwarteten mit Sehnsucht die Rückkunft der Armada, die sie nach Afrika hinüberführen sollte.

Indeß es traten doch baldigst zahlreiche Umstände ein, die den Eifer der Morisken für die Einschiffung bedeutend

¹⁾ Fonseca, 270. ff. — Bleda 1000 ff. — Cabrera, 385.

abkühlten, ja ihn zum Theil in den völligen Gegensatz zu stellen.

Zunächst konnten nicht alle Morisken die ihnen bestimmten Häfen glücklich erreichen. Der christliche Pöbel hatte zu erwarten, daß die Morisken würden Widerstand leisten, um sie dann ungenügsam zu misshandeln und ausplündern zu können. Als die Morisken aber ihm einen solchen Gefallen nicht thaten, wollte er der ersehnten Beute nicht verlustig gehen. Er zettelte kleine Scharen zusammen, überfiel, beraubte und tödtete einzelne Morisken in großer Anzahl.¹⁾ Freilich waren diese so sehr, daß sie sich zur Wehr und erschlugen bisweilen ihre Feinde. So erstachen die Morisken auch Don Gines de Perellos, von Des Aguas, der sie durch gewaltsame Mittel zum Verlassen dieses Ortes hatte zwingen wollen.

Indeß diese Mißthelligkeiten waren nicht die einzigen, die zwischen Morisken und alten Christen erhoben. Die Morisken benutzten häufig die Austreibungsordnungen, um ihre Schulden den alten Christen nicht zu bezahlen. Außerdem betrogen sie die letzteren durch falsches Kupfergeld, das sie anscheinend unter großem Aufwand um sich für die Reise zu erleichtern, gegen Silbergeld umtauschten, während es andrerseits natürlich auch nicht an Täuschungen und Gewaltthaten der Christen gegen die Abziehenden fehlte.

Zu diesen Gründen der Unzufriedenheit und ablehnenden Stimmung der Morisken kamen bald Schreckensnachrichten über das Schicksal der Eingeschifften nach Spanien zurück. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Regierung alles that, um den Morisken eine leichte und ungefährliche Abreise zu bereiten. Als man sah, daß die königlichen Galeeren eine Menge der Abfahrenden nicht ausreichten, wurden zum Theil Fahrzeuge in den spanischen Häfen mit Beschlag belegt und die Morisken gegen Bezahlung zur Verfügung gestellt: und

¹⁾ Aktenstücke darüber bei Janer, 307 ff.

00 zur Abfahrt benutzten. Den Governadoren der spanischen Küste an der afrikanischen Nordküste wurde zur Pflicht gesetzt, die Morisken frei und ungehindert durch ihr Gebiet zu lassen.¹⁾ Auch auf der Fahrt selbst wurden sie von den gleichen Befehlshabern im ganzen gut behandelt. Zuerst liefen sie günstige Nachrichten von den früher Eingeschifften ein; diese kamen sogar zurück und schilderten ihre gute Aufnahme in Tunis, Oran, Algier, Tlemcen und andern großen Städten der afrikanischen Küste. Hierauf hatten sich wie erwähnt, gleich 20,000 Morisken für eigene Kosten auf den mit Embargo belegten Privatfahrzeugen eingeschifft. Indessen bald hörte man gerade Entgegengesetztes. Auf ihrem Weiterzuge in das Innere des Landes waren unglücklichen Flüchtlinge nicht nur erschreckt durch die Unstetigkeit des Sandbodens, der einen so traurigen Kontrast machte zu den reichen Gefilden der Huerta von Valencia; sondern waren auch von den Beduinen, ihren eigenen Glaubens- und Stammesgenossen, überfallen, ausgeplündert, getödtet, ihre Frauen entehrt worden. Nach dem Urtheile der Leute, welche die Bewohner des Westens von Nordafrika genau kennen, hat bei deren Verkehr eine solche Schändlichkeit nichts Auffallendes.

Am schlimmsten ging es denjenigen, die sich auf Privatfahrzeugen eingeschifft hatten. Obwohl die Kapitäne sich an dem hohen Fahrgehalte, das sie ihnen abnahmen, außerordentlich befreuten, so waren die Habgierigen hiermit doch noch nicht zufrieden. Sie schlugen die ihnen anvertrauten Morisken todt, warfen sie in das Meer, setzten sie auf wüste Inseln aus, um ihrer Habe zu bemächtigen — kurz sie verübten gegen dieselben alle die Gräueln, welche auch die Juden bei ihrer Vertreibung aus Spanien im Jahre 1492 von den Seeleuten zu erdulden

¹⁾ Wir haben allerdings nur den Befehl an den Gov. v. Tanger, October 1609 (bei Davila, Vida de Felipe III., p. 230); indeß es kein Zweifel, daß die übrigen Governadoren ähnliche Befehle empfangen

gehabt hatten.¹⁾ Wer von diesen schändlichen Kapitänen der in-
nischen Justiz in die Hände fiel, wurde mitsammt der mitschuldigen
Schiffsmannschaft martervoll hingerichtet. Aber wer mag es den
unglücklichen Moriskanen verdenken, daß sie vor einer Fahrt zurück-
schreckten, die sie auf dem Meere räuberischen Seelenten, auf dem
Lande den nicht minder schlimmen Beduinen aussetzte? Soll nicht
etwa die Hälfte der Eingeschifften auf die eine oder die andere
Weise umgekommen sein!

Schon aus diesen Gründen kehrten viele der noch zurück-
gebliebenen Moriskanen zu dem ersten Entschlusse zurück, sich der
Ausreibung mit den Waffen in der Hand zu widersetzen. Es
wirkte aber nach dieser Richtung hin auch der Umstand, daß nach
dem anfänglich günstigem Erfolge der Einschiffung die Regierung
begann, die Milde und Fürsorge, die sie aus Furcht vor den Ri-
siken diesen gezeigt hatte, in größere Strenge und Rücksichtslosig-
keit umzuwandeln. Sogleich nach dem Beschlusse, sich der Aus-
treibung zu unterwerfen, hatten die Moriskanen, die ja nur um
ihrer Person Werthsachen fortschaffen durften, die Vertheilung
aller ihrer beweglichen Güter, als Weizen, Gerste, Zucker, Feigen,
Früchte, Geflügel, Vieh, Hausgeräth bezogen. Da sie nicht
zu Schlanderpreisen loschlugen, drückten sie die Preise der Lebens-
mittel in ganz Spanien. Dadurch geschah den Landleuten in
übrigen Provinzen großer Schaden; auch verloren hiedurch die
Herren der verschiedenen Orte bedeutend, da ihnen die Vertheilung
gelassenen beweglichen Güter der Moriskanen zur Entschädigung
den Verlust ihrer Renten verheißen war. Die Folge war
bittere Beschwerden der Barone bei dem Vizekönige, welcher
am 1. Oktober den Moriskanen bei Strafe der Nichterfüllung
Verkauf aller unbeweglichen Güter, sowie der Lastthiere, Pferde,
Früchte u. s. w. unterlagte.²⁾ Nicht lange darauf wurde auch

¹⁾ Graetz, Geschichte der Juden, VIII. 371.

²⁾ Coleccion de doc. ined. XVIII. 11. ff.

n die unentgeltliche Beförderung nach Afrika entzogen; hen wurde anbefohlen, für die Armen den Preis der Ueber- t zu bezahlen.¹⁾

Folge dieser Maßregeln und der immer ungünstigern ten von den Eingeschiffen bemächtigten sich Unmuth und lung der valencianer Morisken. Es fiel auf, daß sich seit Oktober fast nur Frauen, Kinder und Greise auf die Fahr- gaben: plötzlich hörte man, daß die kräftigen maurischen er der Gebirgsgegenden südlich vom Xucar sich erhoben hätten. n Augustin Meria, ein tapferer kriegserfahrener Soldat, daß hier sofort eingegriffen werden mußte, um den Auf- h nicht ausdehnen zu lassen. Er sandte deshalb 136 Sol- ich Murla, einer von „alten Christen“ bewohnten Stadt bedrohten Gegend. Dieser Ort liegt in der Mitte der Al-Aguar, des wilden Gebirgsstockes, welcher südlich die aer Küstenebene, die fruchtbare Huerta de Valencia, be- und sie von der Huerta von Murcia trennt. Indes die dieser geringen Zahl Soldaten, weit davon entfernt, die n zu entmuthigen, gab vielmehr das Signal zum all- t Aufstande. Die Soldaten hatten selbst hierzu beigetragen, e den Morisken höhnisch zuriefen: sie möchten nur nach gehen, da würden sie alle niedergemacht. Diese Worte die Verzweiflung der Morisken. Die ganze Sierra war er den Waffen, aufgestachelt von einem Mauren Mellini , der zum Widerstande werdend im Gebirge umherzog. risken beschloßen, lieber im Vaterlande mit den Waffen and zu fallen, als auf fremdem Boden elend und un- umzukommen. Sie fielen in die Ebene ein, tödteten viele , beraubten die Ortschaften, steckten Häuser, Kirchen und : in Brand, verhöhnten die kirchlichen Geräthe, zer- ten die Heiligenbilder. Die friedlichen Morisken wurden

gezwungen, sich mit den Aufständischen in die höchsten Thäler der Sierra M-Aguar zu begeben; Mund- und Vorräthe wurden hier aufgehäuft. Mellini Saquien wurde König dieser Aufständischen erwählt.

Die Einfälle derselben in die Küstengegend trugen Früchte. Auch hier erhoben sich, von dem Moristen angeführt, dessen Stammesgenossen; 15—20,000 Moristen allerdings nur nothdürftig bewaffnet, an dem Aufstand. Sie streiften bis nach Lombay, nördlich vom Xucar, et Meilen von Valencia, so daß der Vizekönig den Ort durch abgesandte Truppen sichern mußte (Ende Oktober). In der ganzen Gegend südlich vom Xucar waren es nur die Küsten und das rings von den Feinden eingeschlossene Murla, gegen die Empörer hielten.

Die spanischen Oberoffiziere konnten nicht mit der Freiheit, wie sie es wohl gewünscht hätten, dem Aufstande treten, weil sie ihre wenigen Soldaten in den Küstenstädten auf der Flotte vertheilt hatten und mit dem geringen Moristen in ihren natürlichen Festungen nicht anzugreifen. Unterdeß ging aber auch die zweite Abtheilung von unter Segel, so daß bereits 70,000 im ganzen fortgeschick. Dadurch wurden die Truppen in den Küstenstädten frei, gleich kam eine königliche Ordre an, welche die strenge Drückung des Aufstandes anbefahl. Deshalb rückte Don de Luna, als er von dem bedrohten Zustande des nur in kleinen Garnisonen und den Einwohnern vertheidigten Murla mit den drei Kompagnien seines neapolitanischen Regiments nicht auf der Flotte waren, nach Murla. Kaum hier angekommen überfiel er mit nur 300 Mann eine starke Moristenherrschaft aus dem Guadalestethale den Aufständischen zur Hülfe und im Begriff war, und zersprengte sie völlig. Aber auf die wohin die Geschlagenen sich zu den übrigen flüchteten Don Sancho ihnen nicht zu folgen. Bald sah die kleine

sich von den Aufständischen förmlich belagert. Auf den Bergen, die rings in den Ort hineinschaute, hatten diese Banner aufgesteckt und riefen den Soldaten unten höhnische zu. Aber das Städtchen auszugreifen wagten sie aus Mangel großen und kleinen Feuerwaffen nicht.

In den ersten Tagen des November kamen die neapolitanischen von ihrer zweiten Fahrt nach der Verbererei zurück, mit Kompagnien des entsprechenden Regimentes. Nunmehr be-

Don Agustin Meria, sich selbst mit diesen Streitkräften den verfügbaren Milizen nach Murla zu begeben. Das Thal dieses Ortes wurde besetzt und durch Verschanzungen verteidigt; bald trafen auch 500 Mann vom sizilischen Regimente fast zweitausend Milizen des Königreiches Valencia ein. Die

litten in dem engen wasserarmen Thale, in dem es auch Mühlen gab, viele Noth: aber Don Agustin verfuhr nichts- weniger mit großer Bedächtigkeit und ließ sich sogar mit den Morisken in Unterhandlungen ein, die jedoch zu keinem Resultate führten. Während die Soldaten und Milizen und selbst Don Sancho de Luna über diese Langsamkeit murrten, wurden die Morisken schließlich dadurch so übermüthig, daß ihr König an Don Agustin sandte, er möge innerhalb dreier Tage das Thal von Murla verlassen, damit sie ihre Familien dort unterbringen könnten: sonst würden sie mit Feuer und Schwert über ihn kommen.

Der Generaloberst beschloß, diese Prahlerei nicht ungestraft stehen zu lassen. In der Nacht vom 15. auf den 16. November überfiel Don Sancho de Luna ein altes Kastell, das über dem Thale lag, mit 500 Morisken besetzt, welche von da aus die Bewegung der Truppen hemmten. Da die Aufständischen nur mit Steinschleudern bewaffnet waren, so wurden sie mit großer Mühe überwältigt, sechszig von ihnen getödtet. Die Soldaten hatten dreißig mit Steinen Verwundete: ein Beweis zu- gunsten für den tapfern Widerstand der Morisken und die Ungleichheit ihrer Waffen. Am nächsten Tage nahmen frisch

anlangende Milizkompagnien vor dem andern Schlosse, welches den Eingang zum Thale Murla beherrschte, Preßur daß es ungesährlich gemacht war.

Meria sah ein, daß es Zeit sei, mit dem Aufstand zu kommen, ehe der Winter hereinbreche und die Berge unzugänglich mache. Seine Milizen hatten sich inzwischen auf 7000 verstärkt. Don Pedro Pacheco war mit einer Abtheilung kastilischer Reiter eingetroffen, ebenso die noch übrigen Kompagnien des sizilischen Regiments, sowie ein Flottenregiment. Er brachte auch etwa 12,000 Mann gutbewaffneter und zu sehr wohl disziplinirter Truppen beisammen. Noch einmal den Morisken Amnestie an: einen ganzen Monat sollten zur Einschiffung Zeit haben, alle ihre beweglichen Güter verkaufen, eine hinreichende Wache sollte sie inzwischen zu Unbill schützen. Da aber die Morisken, um Zeit zu bestimmen Antwort verzögerten, so beschloß der Generaloberst mehr die äußersten Mittel anzuwenden. Seine Macht war als hinreichend, die an Zahl etwa gleichen, an Stellung legenen, aber an Kriegserfahrung und Bewaffnung so schwächern Morisken zu überwältigen.

Murla liegt an dem östlichen Ende eines ziemlich etwa eine Meile langen, von einem Gebirgsbache gebildeten Thales, das südlich von der schon erwähnten Sierra del Aguár, von etwas minder wilden und rauhen Bergen eingeschloßen ist. Der östliche Ausgang des Thales, im Osten von Murla, von dem Schlosse Pop fest verschlossen, das, obwohl von neuem umlagert, noch in den Händen der Morisken und überliefert war. Westlich von Murla lagen drei, von Morisken besetzte Orte, Aguár, Lugar del Medio, Primo Lugar. Von dem letzten aus weiter nach Westen wurde das Thal schluchtähnlich,

¹⁾ Circourt, Histoire des Maures Mudejares et des Morisques (Paris 1846) p. 199 f.

das hohe Plateau von Gargas gänzlich gesperrt wurde. Von den d. h. von außen, wo der Ort Benizembla lag, war dieses nur durch eine grauenhafte Felseinöde, eine halbe Meile zugänglich. In diesen Felsmassen und auf dem Plateau von Gargas stand der „König“ Mellini Sequien mit seiner Hauptstadt; eine starke Schaar hielt Pop besetzt; eine dritte Abtheilung, tausend Menschen meist Wehrlose, Weiber und Kinder, waren in drei Dörfern westlich von Murla. Die Hauptsache für den Kaiserlichen mußte die Wegnahme des Plateaus von Gargas, welches das ganze Thal beherrschte und den Zusammenhang der spanischen mit den westlich benachbarten Gebirgsthälern sicherte. Er befahl deshalb dem größten Theile der Milizen, das Schloß Pop dicht zu umringen, ließ einen Hauptmann mit 400 Mann Murla zurück und beorderte ein Milizregiment, bei diesem stehen zu bleiben und, wenn das Plateau von Gargas gewonnen sei, die Sierra del Aguaz hinaufzustoürmen und so den Feinden in Rücken und Flanke zu fallen. Mit der größten Menge regulären Truppen aber überschritt Don Augustin Meria in der Nacht vom 20. auf den 21. November das nördliche niedrige Gebirge, kam nach beschwerlichem Marsche in Kälte und Dunkelheit links wendend, nach Benizembla und begann am Morgen des 21., von hier aus gegen das Plateau von Gargas zu marschiren. Mühsam kletterten im tiefsten Schweigen die Soldaten den Felsen hinauf, voran, als Führer der aus 400 Mann bestehenden Vorhut, Don Sancho de Luna, überall der erste in der Reihe. Plötzlich stießen sie auf die Posten der Morisken; „Santísimo“ riefen die Christen, „Mohammed“ ihre Feinde. Die Morisken setzten sich mit der größten Tapferkeit; mit Stöcken in der Hand schoben sie sich in die Mitte der Soldaten, noch vor den Mündungen der Musketen mit Schlägen fortfahrend. Aber was sollten sie mit den Schleudern, wenigen alten Musketen, die fast stets versagten,¹⁾

¹⁾ Fonseca (p. 309) hält dies für ein besonderes Wunder.

und Keulen gegen die wohlbewaffneten Arkebussiere und der spanischen Regimenter? Es war ein reines Schlacht-Kampf: bei den Christen kamen nur leichte Verwundungen — ein Soldat starb, aber nur weil ihm die Musketen — während unter den Morisken die Kugeln schrecklich auf. Als auch ihr „König“ durch einen Hellebardenstoß niedergeworfen worden, ergriffen sie die Flucht, von den Soldaten mit Grausamkeit in das Thal und auf die Sierra verfolgt. drang auf das vom Generalobersten gegebene Zeichen I de Leyva mit seinem Reserve-Regimente die Sierra hinauf, unter den Wehrlosen schrecklich wüthend. Thal u waren des Mordes voll. Weder Weibern noch Kinder Pardon gegeben; vergebens flehten die erstern mit ausg Armen um Barmherzigkeit, nur der Todesstreich war die des Soldaten, dessen thierische Wuth nicht einmal durch die Verluste entschuldigt werden konnte. Das Echo der starr tönte von dem Geschrei und Wimmern der Opfer wieder meistens waffenlose¹⁾ Morisken jeden Alters und Geschlechts niedergemetzelt. Wer konnte, rettete sich auf die den unzugänglichen Felsspitzen der höchsten Sierra. In verlassen Dörfern und an den Körpern der Erschlagenen die Soldaten reiche Beute; man behauptet, dieselbe habe 300 katen an Werth betragen.²⁾

Nur das feste Schloß Pop widerstand noch, in dem 10,000 Morisken vereinigt hatten.³⁾ Don Augustin I schloß, nicht durch gewaltsame Erstürmung unnütz Bl gießen, sondern die Veste eng umschlossen zu halten, um fungen des Hungers und Durstes abzuwarten. Seine !

¹⁾ „Die meisten Frauen, Kinder und Greise“ (los mas mugos y viejos); Bleda, 1014.

²⁾ Fonseca, 325.

³⁾ Fonseca spricht von 22,000!

ist fehl. Acht Tage lang boten die Morisken der Kälte Mangel Trost; da mußten sie, nachdem schon viele von ihnen starben, am 29. November ihre Ergebung anbieten. Don Juan war edelmüthig genug, ihnen nicht allein Leben und Habe zu lassen, sondern sie auch, als sie von Erschöpfung und Entkräftung halb todt aus der Burg hervorwankten, zu erfrischen und zu stärken. Dann ließ er sie unter guter Bewachung warten, bis zu ihrer Einschiffung gekommen sein würde. Während so die Empörer im Gebirge unterworfen wurden, wendete das lombardische Regiment gegen die aufständischen Morisken bei Muela de Cortes gewendet, die bis dahin die Landschaft beherrscht und eine christliche Reitereschaar in der Schlacht geschlagen hatten. Sie hofften auf die Erscheinung des Erlösers in Grün — die Farbe des Propheten — gegen den Reiter, der sie vor den Christen retten sollte. Als er nicht erschien, dagegen der Oberst Don Juan de Cardona mit seinem regulären Regimente und vielen Milizen: so erbot sich auf Gnade und Ungnade, indem sie versprachen, sich zu ergeben und sich in allem gehorsam zu zeigen. Der Oberst gab ihnen darauf Unversehrtheit des Lebens und Eigenthums. Die Soldaten, um so mehr über die Entziehung der sicheren Beute entrüstet, als sie von den Plünderungen ihrer Kameraden im Gebirge hörten, mißhandelten Männer und Weiber und nahmen ihnen viele Kostbarkeiten ab (Ende November). — In den nächsten Wochen wurden dann die Besiegten der Ebene auf die Schiffe gebracht und nach Afrika befördert. Da 150,000 Morisken waren mit Ende des Jahres aus Spanien entfernt, *) abgesehen von den Ermordeten, in den Gefallen, an den Strapazen Gestorbenen. Von der Zahl der Ausgetriebenen wird sehr verschieden angegeben. Fontanar: 100,000; Porreño: 140,000; Bleda: 150,000; Girol. Soranzo (p. 468): Cardona: 250,000 für die gesammte Krone Aragon; etc.

wachsenden blieben nur einige Hunderte Bersprengter zu- nach den letzten Rebellionen sich nicht hatte ergeben wollen ihnen war Turigi, der „König“ der Küstenmoristen. Er für Geld von den Seinigen verrathen, gefangen, nach Madrid gebracht, wo eine ungeheure Menschenmenge ihn wie ein Thier begaffte, und dann hingerichtet. Etwa 300 Moristen sich als Räuber in den Gebirgsgegenden umher und räd durch Ermordung einzelner Christen an der verhassten Außerdem waren einige Tausende von ihren Eltern oder aus Hunger verkaufter kleiner Kinder zurückgeblieben eifrig in der christlichen Religion unterrichtet wurden.

Das Königreich Valencia war von den Ungläubigen „reinigt“. Eine fleißige Bevölkerung von fast 200,000 war vertrieben, vernichtet worden. 204,000 Dukaten hat der König die Vertreibung der valencianer Moristen gekostet wie viel schwerer wiegen die 100,000 Menschenleben, die im Jahre vom 4. August 1609 zum Opfer gefallen sind!

Unter dem blinden Volke Valencia's war hohe Freude die Nachrichten von den über die Wehrlosen davon- Ziegen anlangte, und als die Einschiffung stätigen nahm. Zumal die klerikale Partei war glücklich ihr Ziel zu haben. Der Patriarch ließ Prozessionen und Dankfeste durch die ganze Provinz veranstalten. In deren Hauptstadt wurde eine Marmortafel aufgestellt, deren goldene Inschrift die vollbrachte Großthat den spätem Geschlechtern vorstellte. Jetzt wollte der Patriarch selbst die kleinen und Kinder, welchen ihre Eltern abhanden gekommen waren, haben und so einem sichern Tode preisgeben. Inzwischen die Barone und Magistrate der Provinz sich durch Bezahlung der ihnen zugefallenen Ländereien der Vertriebenen für die Verluste schadlos zu halten. Aber diese einst so blühenden

1) Cabrera 391. — Janer, Condicion social 83.

ehrten fernerhin des sorgfamen Anbaues; häufig hatten sogar Herren zu klagen, daß sich überhaupt niemand finden wollte, Ländereien der Morisken in Besitz zu nehmen.¹⁾

Die Grausamkeit und zugleich Schändlichkeit der Moriskenvertreibung mußte nach den Vorgängen in Valencia jedem Einzelnen offenbar sein. Fremde spotteten bereits über Spaniens Muth an Menschen und Geld; aus den Cortes und dem Staatesrath an Menschen und Geld; aus den Cortes und dem Staatesrath erhollen fortwährend laute Klagen über das zunehmende Uebel des Staates. Die Regierung, der sich doch die handlichen Beweise dafür überall aufdrängten, schien allein kein Verständniß für Spaniens Lage zu haben. Der König und Verma-
nen in ihrer verderblichen Operation fort, ehe noch deren erster Theil völlig abgeschlossen war. Es ist wahr, daß sie hierbei einen allzu großen Theil des Volkes auf ihrer Seite hatten. Die Freude, welche die Masse der Spanier über die Vertreibung der verhaßten Rasse befeelte, fand in satyrischen Volksromanzen einen unmittelbaren und unzweifelhaften Ausdruck.²⁾

Nach den Morisken von Valencia kamen zunächst die von Aragonien an die Reihe, die etwa um die Hälfte weniger zahlreich waren. Sie hatten übrigens ihr Schicksal seit der Veröffentlichung des Vertreibungsbefehls in Valencia vorausgesehen; und so hatten 20,000 von ihnen — wahrscheinlich die vermögendern — freiwillig eingeschifft, ehe die Nöthigung für sie eintrat.³⁾ Sie waren die Glücklichen. Während Don Agustín Mexía

¹⁾ Deliberacion del Consejo Patrimonial de Valencia, el dia 22 de Mayo; Colecc. de doc. ined. XVIII. 21 ff. — Deliberacion del Cons. Patrimonial, el dia 11 de febr. 1610; *ibid.* 24: Per cuant lo Batle de la vila de Agallent ha representat, no troba qui prenga les terras dels moriscos etc.

²⁾ De cómo y por qué el rey don Felipe III. expelió á los Moriscos de España (Sevilla 1610); wieder abgedruckt bei Ducan, *Romancero general*, ed., II. (Madrid 1849) nr. 1198; siehe Beilage.

³⁾ Bleda, 1041.

auch hier den militärischen Oberbefehl erhielt,¹⁾ wurde doch die spezielle Leitung der Austreibung dem Don Juan de Mendez Marques von San German übertragen, welcher in Sevilla am 20. Januar 1610 den königlichen Befehl über die Vertreibung der Morisken von Andalusien, Granada und Murcia veröffentlichte. Eine wesentliche Erschwerung gegenüber dem in Valencia angewandten Modus war es, daß — entsprechend einer Hinweisung des Erzbischofs von Valencia, den man überall wiederfindet, — es das Verderben der Morisken gilt —²⁾ die Ausfuhr von Edelmetallen sowie des gemünzten Geldes und der Wechsel, mit Ausnahme der Reisegehrung, völlig verboten wurde; vielmehr sollten die Morisken zwar ihre beweglichen Güter veräußern, aber den Erlös dafür nur in spanischen Waaren mit sich nehmen und von denen sie noch dazu die Ausfuhrzölle entrichteten mußten. Außerdem wurde befohlen, allen denjenigen Morisken, die nicht in ein christliches Land übersiedeln wollten, die Kinder unter zehn Jahren abzunehmen, um dieselben in Spanien christlich zu ziehen.³⁾

Trotz jener harten Anordnungen der Regierung ging die Auswanderung der Morisken aus diesen Provinzen mit großer Eile vor sich. Sie drängten sich zum größten Theile jubelnd den Schiffen, mit der festen Drehung, sie würden bald zurückkehren, um Spanien für sich zu erobern. Im Kampfe mit rohem Gewalt wußte entschuldbare List die drückenden Bestimmungen des Dekretes zu umgehen. Sie verschafften sich Wechsel, die leicht verbergen ließen. Der französische Gesandte erkaufte ihrer und lieferte ihnen trotz des Verbotes umfangreiche Summen auf französische Bankiers. Große Koffer, mit dem dafür ge-

¹⁾ Cabrera, 20. Dezember 1609; p. 391.

²⁾ Carta del 23. de oct. 1609; Col. de doc. ined. XVIII. 31.

³⁾ Vgl. über einige mildernde Ausnahmen Orden de S. M. C. 1. 1. los Prelados de sus Reynos sobre las excepciones de la Expulsion 9. Februar 1610; Abreu, Tratados, I. 543.

— 2½ Mill. Livres, nach heutigem Geldwerthe etwa 5½ Mill. — gefüllt, gingen nach Frankreich, durch das Siegel der Reichthumsgeheimhaltung geschützt. Da die Ausfuhr von Edelmetallen überhaupt verboten war, wurde einer der Koffer in Baytrago angehalten; der Gesandte beschwerte sich so laut und stolz über den Verstoß gegen das Völkerrecht, das einem Gesandten gehörige Gepäck beschlagnahmte, daß das Embargo aufgehoben wurde und die Morisken ihren Weg nach Frankreich fortsetzten.¹⁾ Erhält aber eine Anschauung von dem Wohlstande der Vertriebenen, wenn man liest, daß trotz jener Geschäfte der kleine Ort Baza allein 20,000 Dukaten, einzelne Morisken je 4000 Dukaten Ausfuhrzoll für die nach Afrika mitgenommenen Waaren zahlten. Ihre kleinen Kinder mußten sie sich zu bewahren, indem sie den Weg nach der Nordküste von Afrika zunächst über Italien und besonders Frankreich nahmen.²⁾ Aus Andalusien nebst Graus wanderten nach geringer Schätzung 80,000, aus Murcia 100,000 Morisken aus.³⁾ So ging Schritt für Schritt die Ausrottung der ehemaligen Morisken der pyrenäischen Halbinsel vor sich. Das Unheil, welches im Nord-Osten und Süden des Reiches betroffen hatte, näherte sich nach dem Nord-Osten, den Provinzen Katalonien und Aragon, wo damals 82,000 Morisken ihren Wohnsitz hatten.⁴⁾ Schon seit dem Oktober 1609 hatte der Vizekönig dieser Provinzen, Don Francisco de Moncada Marques von Aytana, ein Fanatismus und Unfähigkeit gleich ausgezeichnete Mann, Vorkehrungen zur Austreibung treffen müssen. Die Mo-

Gettington am Trumbull, 14. Februar 1610; Winwood Memorials, 3. — Watson, Philipp III.

Cabrera, 13. März 1610 (p. 399).

Bleda, Corónica. — Cabrera p. 402 spricht von mehr als 100,000. Cascales, Discursos Historicos de Murcia (Murcia 1621) fol. 261.

Porreño, 28. — Cabrera, 8. Mai 1610 (p. 405) etc. — Bleda, a. 1049. 1053. — Andere viel höhere Schätzungen übergehe ich.

rieten wurden entwaffnet und zur Ruhe ermahnt, die „Christen“ zur Miliz aufgezeichnet, die beherrschenden S in den Gebirgsgegenden besetzt. Die Morisken, durch d anstaltungen geschreckt, ließen sich durch schändlich heuchle sicherungen und Versprechungen des Vizekönigs¹⁾ nicht sondern trafen alle Vorbereitungen, ihr Vermögen schon : viel wie möglich in Sicherheit zu bringen. Dann wandte an Heinrich IV. mit der Bitte, daß ihnen die Kolonist Landes — jener öden Haiden, die sich am Gestade de von Biscaya von den Pyrenäen bis zur Garonne erst von ihm gestattet werden möchte. Wenn Heinrich IV. m Erwägungen einen Einfluß auf seine Entschlüsse gestat so würde die einfachste Ehrenhaftigkeit ihn veranlaßt habe Volke, daß zumeist seiner Verbindung mit ihm zum Op den Eintritt in seine Staaten zu erlauben, zumal da d so überaus nützliche Bürger zu werden versprochen. Von Intoleranz kann bei diesem Könige sicher nicht die D Aber die Politik, welche — neben seinen sinnlichen Zeit — die einzige Meisterin Heinrich's IV. war, rieth ihm, risiken gegenüber mit der größten Behutsamkeit aufzutreten er doch im Begriffe, im Bunde mit protestantischen Für Krieg gegen die österreichisch-katholischen Interessen am in der jülich-kleveischen Erbschaftsangelegenheit — zu welcher frommen Katholiken ein großes Mergerniß gab. glaubten ohnehin nicht, daß er jenen Kampf nur um willen, ohne jede Rücksicht auf religiöse Motive führt schrieb ihm vielmehr Feindseligkeit gegen die katholisch zu. Begünstigte er jetzt auch die ungläubigen, wegen ih aus Spanien vertriebenen Morisken: welch' vorzüglichen

¹⁾ Bleda, Corónica, 1045.

²⁾ Noch bis zum Jahre 1609 war Heinrich durch die g Edelleute De Panissaut und De Clavierie mit den Morisken in : geblieben; Benoit, Histoire de l'Edit de Nantes, Delft 1693, I

Deklamationen gegen ihn hätten die Freunde des Hauses Habsburg gefunden, wie hätte man ihn beim Papste verleumdet und guten Katholiken gegen ihn aufgereizt! So gab er seine Einwilligung zur Aufnahme der Morisken in Frankreich nur unter Bedingungen, die von einer Ablehnung nicht sehr verschieden waren. Er verpflichtete die Morisken nicht nur zu treuem Bekenntniß der katholischen Religion unter Androhung der Todesstrafe, sondern unterwarf sie auch der beständigen drückenden Aufsicht des Bischofs von Narbonne.¹⁾ Den Durchzug durch Frankreich hat Heinrich damals noch allen Morisken gestattet, und wohl 70,000 Unglücklichen benutzten denselben, obwohl ein jeder dafür ein Eintrittsgeld von zehn Dukaten erlegen mußte: wenige Wochen später (Mitte April) verbot er auch diesen, kein nichtkatholischer Christ sollte mehr Eintritt in das Königreich haben.²⁾ Es war überhaupt eine Zeit, wo Heinrich, wie von dunkler Ahnung oder Gefahr ergriffen, auffallende Angstlichkeit und Unvorsichtigkeit zeigte.

Wie aus Valencia, so ging auch aus Aragon eine Deputation Cortes an den König, ihn um Beibehaltung der Morisken zu bitten, von denen sie, nach ihrer Behauptung, sechs Millionen spanischer jährlicher Einkünfte zogen: selbstverständlich blieb ihr Ansuchen ohne jeden Erfolg. Am 29. Mai 1610 wurde gleichzeitig Barcelona und Zaragoza der Ausweisungsbefehl veröffentlicht. Es sieht, wie mit der allmählichen Verminderung der noch in Spanien zurückbleibenden Morisken das heuchlerische Wohlwollen der Regierung für dieselben abnimmt, um Habgier und Haß zu machen. Den valencianer Morisken war erlaubt worden, Geld mitzunehmen; den andalusischen, so viel sie davon in Spanien mit fortschaffen konnten; den aragonisch-katalonischen Mo-

¹⁾ Edikt vom 22. Februar 1610; *Mercure françois*, II. (ed. Schön 1615) S. 11.

²⁾ La Grange, *Mémoires de La Force*, II. 263. — *Mercure françois*, 1610. — Cabrera, 402. 415.

rieten wurde nur gestattet, Geld zur Reise und sonst bloß von ihren beweglichen Gütern zu behalten, wie sie an Personen tragen konnten. Alles übrige bewegliche und unbewegliche Vermögen sollte theils den Gutsherren theils dem Könige fallen.¹⁾ Das war die Milde gegenüber den Moristen, man früher geprügelt hatte.

Was sollten gegen eine Streitmacht von etwa 15,000 Mann und Milizen die fast schon ganz vereinsamten Moristen Katalonien und Aragon unternehmen? Sie ließen sich in Haufen von 2 bis 3000 durch die königlichen Kommissare ihre Bestimmungsorte führen. Der größere Theil dieser Haufen wurde in dem Hafen von Alsaques nach der Verberei einverpackt und die letzten segelten erst im September 1610 ab. Aber nur 14,000 an der Zahl, wandten sich durch Navarra nach der spanisch-französischen Grenze, die sie trotz des Verbotes des französischen Königs überschreiten zu können hofften. Diese Reise war ein Leidensweg für die Unglücklichen, die von der fanatischen Bevölkerung schrecklich mißhandelt wurden. Alles mußten sie bezahlen: jeden Schluck Wassers, den Schatten des Baums, unter welchem sie von der Hitze und Ermüdung des Weges ausruhten,²⁾ indem sie ihre Reise in der furchtbaren Gluth der Sommermonate machten. Mangel und Erschöpfung stellten sich bei den Flüchtlingen ein und tödteten eine Menge von ihnen.

Als diese Aermsten (Ende Juni) an der französischen Grenze anlangten, war Heinrich IV. bereits dem Messer des Mörderers erlegen. Die Regentin, bigott katholisch, hatte schon irgend einen Moristen Frankreich betreten zu lassen, und ebenso hatte das Parlament von Toulouse den Moristen

¹⁾ Bleda, *Defensio fidei in causa Neophytarum* (Valencia, 1602 ff. 612 ff. — Auch der Stadtrath von Murcia hatte gegen die Vertreibung der Moristen protestirt (17. Okt. 1609); Janer, 317 f.

²⁾ Bleda, *Corónica*, 1049: pagando el agua y la sombra del camino.

szug durch die Languedoc untersagt. Der Marquis von La e, der Gouverneur von Bearn, hatte in Folge dieser Weisungen Grenzen mit Truppen besetzt und diesen bei Todesstrafe aufzugen, keinen Morisken nach Frankreich hineinzulassen.

Indessen konnten die Morisken den unter so vielen Beden zurückgelegten Weg nicht noch einmal machen; sie erz sich, einen Goldthaler für jede Person — etwa sieben Thaler heutigem Geldwerthe — zu entrichten, wenn man sie durchn lassen wollte. Der Vizekönig von Aragon sandte den Don o Coloma an La Force mit der Bitte, die Unglücklichen ren zu lassen, deren Untergang sonst gewiß sei. Aber La e wies ihn mit dem Bescheide zurück: er dürfe nur auf diehle der Regentin Rücksicht nehmen. Darauf berichtete derog von Medina, welcher einen Theil der Galeeren befehligte, den elenden Zustand der Unglücklichen nach Madrid. Aberar kein Erbarmen zu finden. Man wies den wackern undchlich fühlenden Admiral an, keine Schonung walten zua; es müsse zum Besten des Staates und der Religion derunter den Morisken mit dem Bösen leiden.

Von beiden Seiten zurückgewiesen, geriethen die Moriskenie traurigste Lage: sie waren zwischen unerbittlichen Gegnernflemmt in die rauhen und öden Pyrenäenschluchten. Dazu n die Spanier sie fast ihrer ganzen Baarschaft beraubt undzen ihnen jetzt Lebensmittel nur zu unerschwinglichen Preisen.

Glend wurde unerträglich. 6—7000 Morisken erklärten, lieber mit Gefahr ihres Lebens einen Durchgang durch die rge erschleichen oder erzwingen zu wollen, als sich länger den lereien ihrer Peiniger und dem sichern Hungertode auszusetzen.

La Force hatte über diese Verhältnisse mitleidig an den Hof rieben, und so eifrig kirchlich und spanisch Marie von Medici onst war, zu dem kalt grausamen Fanatismus eines Ribera lerma vermochte sie sich nicht aufzuschwingen. Sie erlaubte W für den Nothfall, die Morisken unter allen möglichen

Verfichtsmaßregeln, in Trupps von höchstens tausend in verschiedenen Straßen, in bestimmten Etappen nach den Mittelmeerhäfen zu geleiten. So ließ (August 1610) diese Kernsten Südfrankreich durchziehen. Aus Mitleid kläglichen Zustande, in welchen die spanischen Mündeltruppen versetzt hatten, gab er diesen auch den größten Geldes, das sie zur Bezahlung der ihnen beigegebenen Mannschaft entrichtet hatten, wieder zurück. Die Regent that dies und ließ La Force die dabei gehaltenen Auslagen Staatskasse zurückzahlen. Einige französische Beamte, die hülfslose Lage der Morisken zu deren Mißhandlung und Ausbeute hatten, wurden streng bestraft.¹⁾

Man sieht nicht ohne Grausen, mit welcher Sicherheit und mittheilslosen Berechnung die spanische Regierung bei der Vernichtung des Glückes und Eigenthums, ja von Hunderttausenden zu Werke ging. Philipp's III. sich bagliche Ruhe wurde keinen Augenblick durch die Erwägung ob es denn wirklich recht und gut sei, seine Minister setzten an dem Ruin unzähliger Familien arbeiten. Ebenso wenig drängte sich den Werkmeistern selbst theils gewissenlos theils vom furchtbarsten Fanatismus waren — das geringste Bedenken bei ihrer unheilvollen auf. Mit der größten Sorgfalt, ja auch hier wieder und Trug,²⁾ war inzwischen die Austreibung auch der Morisken vorbereitet worden. In Betreff dieser war

¹⁾ *Mercure françois*, II. (Köln 1615) p. 18 ff. — *La Grange de La Force*, II. 8 ff.; *Corresp.* p. 288. 289. 297 ff. 301 f. 30 — Die Anschuldigung der Bestechlichkeit, welche damals von französischen (vgl. Bleda, *Corónica*, 1049) Seite gegen La Force erhoben ist in den angeführten Aktenstücken hinreichend widerlegt. — *Mémoires de Richelieu*, I. 87 (ed. Petitot).

²⁾ Vgl. *Erkelt des Königs* vom 11. Oktober 1609; Bleda, 1036 f. — Vgl. *Carta real*, 11. oct. 1609, *recomendando a lo buen trata para los moriscos de Castilla, con el fin de evitar a tantas se expulsaban los de Valencia*; *Janer*, 338 f.

in ungerechtesten, da sie durch Sprache, Sitte und Glauben fast gänzlich mit den „alten Christen“ verschmolzen waren, wenige Generationen, und man würde hier beide Stämme nicht mehr haben von einander unterscheiden können. Aber die Morisken machten sich kein Gewissen daraus, auch diese größtentheils der Kirche fest gewonnenen Seelen dem Grundsatz der Einheit und sofortigen Glaubenseinheit zum Opfer zu bringen. Bernardino de Velasco y Aragon Graf von Salazar, ein Mann und dabei käuflicher Mensch, wurde zum Exekutor des königlichen Willens in jenen Provinzen ernannt.

Obwohl noch waren die andalusischen Morisken nicht fortgeschafft, alonischen und aragonischen nahmen gerade eine etwas trügliche Haltung an: so beschloß die Regierung, gegen die Morisken zunächst einmilde Saiten aufzuziehen und sie zum freiwilligen Verlassen des Landes zu bewegen. Am 2. Januar 1610¹⁾ in Alt- und Neukastilien sowie in Estremadura ein königlicher Befehl veröffentlicht, nach welchem alle Morisken dieser Provinzen binnen einer bestimmten — später mehrmals ausgedehnten Frist Spanien verlassen könnten mit ihrer gesamten fahrenden Habe, aber diese nicht in Gestalt von Geld oder Edelmetallen, sondern nur von Waaren. 16,713 Morisken jeden Alters und beider Geschlechter benutzten diese Erlaubniß, um ihren Weg über die See zu nehmen. Es stellte sich indeß bald heraus, daß der königliche Befehl wegen der Verwandelung der fahrenden Habe der Morisken in Waaren durchaus unpraktisch sei: einmal wurden viel Geld und Kostbarkeiten von den Morisken heimlich ausgeführt, obwohl man zum abschreckenden Beispiel einen Vertreter, den man entdeckte, in Burgos an den Galgen — an einem Tage einmal 32;²⁾ andererseits drohte, in

Bleda, Corónica: am 18. Januar; indeß da der betreffende Bericht nicht datirt ist, welcher den 2. Januar angiebt (p. 393), schon den 16. Januar datirt zu sein, muß die Behauptung Bleda's unrichtig sein.

Watson, III. 174.

Folge des massenhaften Aufkaufes eine große Theuerung i
Industrieerzeugnisse einzutreten. So wurde (März 16
Morisken die Mitnahme von Münzen und Edelmetallen
gestattet, wenn sie nur die Hälfte davon dem Könige ent
Selbstverständlich hüteten die Morisken sich vor allen
Verobachtung dieser Klausel. Auch hier fanden sich zum
tuziesische Geschäftsleute, die gegen gute Provision den
Wechsel auf Frankreich gaben, die sich leicht den Augen
Abziehenden registrirenden Beamten verbergen ließen.
nahm das ein Ende, als der Durchzug durch Frankreich
wurde: noch 10,642 Morisken wurden über Cartagena
afrikanischen Küste dirigirt.

Endlich, vom 10. Juli 1610 datirt, erchien der
Befehl, der auch die Morisken von Alt- und Neufastilien
madura und der Mancha — die letzten in Spanien —
Dieses Dekret ist ein prächtiges Muster offizieller Heuch
wurde hier die Austreibung dieser Morisken damit begrün
sie durch den häufigen Gebrauch, den sie von der königli
wanderungserlaubnis gemacht, gezeigt hätten, sie seien
schlechte Christen und verrätherische Unterthanen, wie ihre
brüder in den andern Provinzen! Als ob der König d
gehabt hätte, sie zurückzuhalten, wenn sie von jener
nicht Gebrauch gemacht und die gewaltjame Austreibung
haben würden! Philipp III. behauptete weiter, er sei
den kastilischen Morisken als Hochverräthern Leben und
nehmen: aber nirgends findet sich das mindeste Faktum
allgemeine und deshalb so bequeme Anklage zu erhärten
der That den kastilischen Morisken gegenüber völlig un
ist.²⁾ In zwei Monaten mußte die Räumung vollzogen

¹⁾ Bleda, Defensio fidei, 607 ff.

²⁾ Mit der in Spanien einmal üblichen vernunftlosen ~~Wirkung~~
setzt wieder die Umwandlung des beweglichen Vermögens der ~~Spanier~~
spanische Waaren anbefohlen.

Gerade in Kastilien waren die Ausnahmen der Auswanderung von den Bischöfen als fromm bezeichnete und besonders seit hundert Jahren gut christliche Familien maurischer Abstammung — häufig. Trotzdem belief die Zahl der Ausgewanderten sich erstens auf 65,000.¹⁾

Nach der überall auf die bescheidensten Angaben basirten Zählung waren schon 383,500 Morisken aus Spanien vertrieben, abgesehen von den in Spanien selbst in den Aufständen und in Strapazen des Weges Verstorbenen, die man mindestens 50,000 Menschen berechnen muß. So war Spanien bereits 35,000 seiner fleißigsten und tüchtigsten Bewohner beraubt, noch war die klerikale Wuth nicht befriedigt. Der letzte Abkömmling der verhassten Rasse sollte von dem heiligen Boden Spaniens vertilgt werden. Im Jahre 1611 wurden auch die Morisken, die man wegen bewährten christlichen Eifers oder weil sie bereits seit Jahrhunderten christianisirten Familien angehörten, zurückgelassen hatte, durch wiederholte königliche Befehle vertrieben. Diese Leute, der Kirche und dem Staate treu ergeben, wurden vom Grafen von Salazar mit der größten Strenge und unter den härtesten Bedingungen in das Exil gestoßen. In den Provinzen der Krone Kastilien betrug ihre Anzahl allein 44,672 Menschen — durchaus friedliche Bürger und gute Christen. Jeder verbannte Moriske, der wieder zurückkehrte, wurde mit dem Tode auf Lebenszeit bestraft. Um solche Morisken zu entdecken, wurden Kommissionen ernannt, Spione in den Hafenorten anstellt. Sie bekamen genug zu thun; seltsame Sehnsucht nach ihrer heimatlichen Heimath oder auch Hoffnung auf Gewinn führten viele der Verbannten nach Spanien zurück. Im Jahre 1613 schickte der Graf von Salazar auf einmal aus nur fünf Dörfern solcher Unglücklichen auf die Galeeren; die Kosten des Verbanntens mußten die Richter tragen, die, allzu menschenfreundlich,

¹⁾ Ich folge der offiziellen Berechnung in Bleda's Corónica, 1053 ff.

bei der Wiederansiedelung ihrer alten Mitbürger durch die Gesehen hatten!') Ueberall waren eben die bessern Kl. Bevölkerung einsichtiger und humaner, als die Regierung blinde Wuth dem unglücklichen Volke gegenüber gar keine kannte.

Selbst die kleinen Kinder, welche einst die frommen von Valencia den Morisken gestohlen, um sie in der Religion aufzuziehen, wurden jetzt entfernt. Der Grund, der fanatische Erzbischof für diese Maßregel anführte, und in den Erwägungen des königlichen Rathes entschied, 3 sehr damals die Spanier bereits an ihrem eigenen Volkst Zweifelten. Die Vermehrung der Morisken sei eine verhältnißmäßig größere, als die der eigentlichen Span jene diesen hierdurch bald wieder überaus gefährlich werden Niemals aber hat eine so richtige Erkenntniß zu so Maßregeln geführt.

Im Thale von Ricote im Königreiche Murcia lebten Ortschaften etwa 15,000 Morisken, die seit Jahrhunderten die Vorrechte alter Christen hatten. Sie waren deshalb allgemeinen Austreibung übergegangen worden. Indes die Eiferer wurmte es, diese friedlichen Ortschaften von nichtung verschont zu sehen, die sonst alle Morisken hatte. Man behauptete daher, sie hätten mit den Vertriebenen Verbindung unterhalten und einige heimlich geführte verborgen. Im Herbst 1613 wußte Lerma die zur Ausweisung dieser letzten Nester der Moriskenbewegung!')

Man konnte, blieben auch wenige einzelne zurück, in 1614 die Austreibung der Morisken aus Spanien als

1) Cabrera, 1. Juni 1613; p. 522. — Janer, 351 f. 355 f.

2) Bleda, Corónica, 1058 ff. — Cabrera, 16. Nov. 1613; — Cascales, Discurs. polit. de Murcia fol. 262: die letzten Morisken wurden erst 1618 fortgeschafft.

zen. Die zweite Beförderung seit dem Jahre 1611 hatte der 60 bis 70,000 dieses Stammes aus Spanien entfernt. Im ganzen kann man also die Zahl der Bewohner, die Spanien durch diese „glorreiche“ Maßregel Philipp's III. und Verma's verloren hat, auf etwa eine halbe Million annehmen, den sechszehnten Theil der Gesamtbevölkerung — diese Schätzung ist überall auf die bescheidensten und deshalb allerdings wahrscheinlichsten Angaben gegründet.¹⁾

Die traurigen Folgen, die jeder Einsichtige für den Wohlstand einzelner und des ganzen Volkes von dieser Massenausreibung erwartet hatte, traten sofort in vollem Umfange ein. Girolamo Ranzano, der venezianische Gesandte in Spanien, erkannte dies schon in seinen Depeschen vom Ende 1609 und Beginn 1610. Er spricht er der Signorie seine Ueberzeugung aus: „Der Schaden, welchen Spanien von jener Maßregel empfangen würde, gar nicht zu beschreiben!“²⁾

Überall im Auslande brachte die Thorheit und Grausamkeit dieser Maßregel, welche noch Richelieu bezeichnet als „den kühnsten und barbarischsten Beschluß, welchen die Geschichte aller frühern Jahrhunderten erwähnt“,³⁾ den übelsten Eindruck hervor. Ein Reiz des Entsetzens ging durch ganz Europa. Man erzählte Grauen die gegen jene Unglücklichen verübten Grausamkeiten, von der einmal angeregten Phantasie noch um vieles verstärkt wurden; 30,000 Morisken, Männer, Frauen und Kinder, seien in die See geworfen worden. Die herzliche Abzugung, die ohnedies schon überall gegen die Spanier herrschte, wurde dadurch nicht wenig gesteigert. Die politischen Feinde Spaniens benutzten den Abscheu, welchen diese Greuel hervor-

¹⁾ Die Schätzungen von 900,000 bis zu einer Million, welche Bückle *of. civilis. Bb. II. Kap. 1* Note 142) aus vielen spätern Schriftstücken anführt, sind sämtlich übertrieben.

²⁾ Bar. e Berchet, I., I. p. 469 Note 1.

³⁾ Mémoires de Richelieu, I 86 (ed Petitot).

riefen, um gegen jene Macht zu wirken und zumal den Protestanten gegen das Haus Oesterreich zu erhöhen.¹⁾

Aber bei weitem größer war der Schaden, welchen das in ökonomischer Hinsicht erlitt. Die Schriftsteller der Zeit, verkehrten Ansichten huldigend, betonten ganz besonders die Luße an baarem Gelde und Kostbarkeiten, welche die Moristen öffentlich theils im Geheimen mit sich schleppten. Sie war denn der Moriste war sparsam, und der Silber- oder Gold der einmal in seine Hände gelangt war, kam nicht leicht aus denselben heraus. Die spanische Regierung berechnet diesbezüglichen Ausfall auf 800,000 Dukaten²⁾ oder — nach Verhältnißmäßigem Werthe — 5 1/4 Millionen Thaler. Diese Summe muß aber als viel zu niedrig erscheinen, wenn man die Thätigkeit, Einfachheit und große Sparsamkeit der Moristen denkt; und wenn man ferner hört, daß ein einziger Morist Valencia, Alami Delascar aus Alverique, 100,000 Dukaten sich nahm. Berechnet man, daß jeder Familienvater unter Moristen von Valencia — die ja ihr bewegliches Gut hatten kaufen dürfen — durchschnittlich nur 40 Dukaten ausgeben, so gingen jener Provinz allein etwa 1,200,000 Dukaten oder etwa acht Millionen Thalern entsprechend — verloren. In allen Moristen ausgeführten Summen kann man etwa die Dreifache jenes annehmen, also auf 3,600,000 Dukaten, 2 Millionen Thaler nach jetzigem Geldwerthe. Zu diesem Schaden kam noch die ungeheure Masse falschen Geldes, welches die über ihre Leistung erbitterten Moristen noch schließlich in Umlauf hatten. Unter dem Vorwande, sich zur Reise um jeden Thaler Goldgelde versehen zu wollen, gaben sie für einen Dukaten

¹⁾ MS. Dep. Cardena's v. 27. Jan. 1610; Arch. v. Sim. 1610 1462. — MS. Consulta des spanischen Staatsrathes v. 3. Febr. 1610 K. 1427. — Göttington an Trumbull, 27. Sept. 1609 H. St.; W. Mem. III. 73.

²⁾ Watson, III. 471.

nze vier Dukaten in bronzenen und silbernen Scheidemünze: dieselbe war aber durchgehends gefälscht. Die Verwirrung der Entdeckung dieses Vorganges wurde unbeschreiblich; zumal Königreich Valencia war mit dem falschen Gelde überschwemmt. dasselbe in der Hauptstadt dieser Provinz für ungültig erklärt wurde, brach ein Aufstand der untern Volksklassen aus, der zu vielen Verwundungen und Tödtungen führte, so daß die Obrigkeit eingeben mußte: jede geprägte Münze wurde für gültig erklärt, „unmarkirte Messing- und Bleistücke sowie Nagelknöpfe“ wurden geschloffen. Dies aber machte das Uebel noch größer, denn arbeiteten die altchristlichen Falschmünzer mit neuer Kraft weiter, und die Fluth verfälschten Geldes stieg unaufhörlich. Man sah, daß hier zu einer Radikalkur geschritten werden müsse. Einer gab sich, wenn auch schweren Herzens, die Stadt Valencia her, die falschen Münzen auf ihre Kosten einzuziehen; es kam der Stadtkasse auf 300,000 Dukaten — fast zwei Millionen der nach relativem Werthe — zu stehen. Andererseits wurde Strafe für Falschmünzer gemäß den Bitten der Valencianer Könige auf Einrichtung geschärft: nun verging kaum eine Woche, daß nicht zwei oder drei solche Verbrecher in Valencia hingerichtet wurden; aus Murviedro, dem alten Sagunt, wurden 55 Falschmünzer geköpft, darunter ein Edelmann. Noch 2 Jahre hatte Valencia an diesem Uebel zu leiden.¹⁾

Indeß die Einbuße an baarem Gelde und die üblen Folgen Falschmünzerei waren in Wahrheit unbedeutend und vorübergehend im Verhältnisse zu den übrigen Schäden, die aus der Massenvertreibung hervorgingen. Fast die gesammte Wollenzufuhr von Toledo, bisher in mehr als fünfzig Fabriken betrieben, wurde von den Morisken nach Tunis verpflanzt; nur 2 Fabriken blieben in Toledo zurück.²⁾ Der Ackerbau, ohnehin

¹⁾ Fonseca, *Justa Expulsion*, p. 325 ff. — Cardona, *Expulsion justif.*, L. 53a ff.

²⁾ Laborde, *Spain* (London 1809), IV. 338.

in Spanien in übelster Lage, verfiel in manchen Provinzen an fast gänzlich. Die Felder standen öde und gaben keine Ernte; in den Schneider- und Schusterwerkstätten und webereien, die zumeist von den Morisken betrieben worden, ruhte die Arbeit. Auch die Gewerbe der Seiler, Mattenflechter, Tapeziere, Gärtner und Thierärzte, der Hausfirer und Kleidermacher — in allen diesen hatten die Morisken die Mehrzahl gebildet und trugen beträchtlich ein. Freilich gaben sich die Grundbesitzer dadurch ihre besten Einkünfte verloren, die größte Mühe, lassenen Orte wieder zu bevölkern; aus Kastilien, Mallorca, ja bis aus Genua wurden Einwanderer herbeigeholt, wurden ihnen die Ländereien ganz unentgeltlich überlassen unter der Bedingung der jährlichen Abgabe eines Theiles der Ernte in den meisten Fällen des Viertels.¹⁾ Aber diese Wiederbesiedelung konnte unmöglich den gewünschten Erfolg haben. Wie eine halbe Million Menschen so schnell ersetzen. Freilich die baren Ländereien fanden bald Anbauer — wie denn die üppige Huerta von Valencia binnen wenigen Jahren sich wieder mit Bewohnern gefüllt hatte²⁾ — aber die steinigern und wasserärmern Gegenden, welche nur durch die fleißige Mühe der Morisken der Kultur gewonnen und bebaut worden waren, vermochten niemanden anzuziehen: sie verfielen wieder in die alte Wüste und Oede. Zahlreiche Ortschaften, früher bevölkert, enthielten keine lebende Seele mehr und zeigten Häuser und Hütten in Ruinen. Besonders Andalusien hatte ungemein an Bewohner verloren. Dazu kam, daß doch die neuen Anbauer Spanier waren, die nur ein wenig Landbesitz oder Gewerbe mit den rentablen Ländereien im Tausch gegen die baren Ertriche vertauschen wollten. So wurde auf die

¹⁾ Cardona, *Expulsion justif. de l. Mor. esp.*, II. fol. 34h.

²⁾ Vgl. die Pachtregulirung vom 13. August 1610; *Navarra* ined. XVIII. 25 ff.

³⁾ Bleda, *Corónica*, 1030.

lich verloren, was man auf der andern gewann. Auch die neuen Ankömmlinge von den Herren nicht die Folgen gefallen, die früher auf den Morisken gelastet übernahmen nur unter viel mildern Bedingungen die an die Herren, welche dadurch auf immer einen Theil ihrer Renten einbüßten. Auch der Staat und der Verkehr litten empfindlich unter der Einbuße. Auf die oder moriskenischen Gemeinden ruhten zahlreiche Renten, Erbauung und Unterhaltung von Straßen, Brücken, Fechtsanstalten, Klöstern bestimmt waren: alles dies fiel ohne daß man für jene Werke und Institutionen einen andern hätte. Man versuchte zwar, denselben andere Einkommens zu verschaffen; aber bei der Ueberfülle des Volkes mit Steuern und bei der übermäßigen Größe des Staatsschatzes gab es keine Möglichkeit der

alle diese Umstände mußten die von der Austreibung der Provinzen in die übelste ökonomische Lage gerathen. Der arme Grundherren wenigstens die Möglichkeit zur Erhaltung ihrer Gläubiger zu geben, mußte der König ihnen 1614 die eingezogenen Moriskenländereien, die ihm zuwar, weil sie freies Besizthum gewesen, vertheilen. Das war doch nur der dringendsten Noth abgeholfen, und der arme blieb eine überaus gedrückte. Das Schlimmste in Folge der in allen Schichten des Volkes eingetretenen Veränderung der Verhältnisse eine arge Geldkrise eintrat. Die Bank in Valencia machte Bankerott mit einem Deficit von einer Million Dukaten. Ebenso die Bank von Valencia, welche die angesehenste und reichste in allen Ländern von Aragon gewesen war. Um dem hieraus entstehenden Schaden zu helfen, wußte man nichts Besseres vorzuschlagen,

als den Werth des Geldes künstlich zu erhöhen! Nur die Kaufleute von Saragoza hielt sich noch.¹⁾

Die Einzigen, die von der Austreibung der Morisken Theil zogen, waren — wie gewöhnlich — der Herzog von Lenna und seine Familie. Von den Steuern und Geldern, die von den unglücklichen Vertriebenen abgepreßt hatte, ließ sich Lenna 250,000 Dukaten geben; der Herzog von Uceda, sein ältester Sohn, 100,000; ebenso viel der Graf von Lerma; und dessen Gemahlin, Lerma's zweite Tochter, 50,000. So hatte die Familie des Günstlings sich mit einer halben Million Dukaten oder — nach relativem Werthe — $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler aus der jenen unterdrückten abgenommenen Beute bereichert, während sonst der Staat und die Privaten durch die Maßregel auf das empfindlichste verletzt wurden.²⁾

Ueber all das Unheil trösteten sich die frommen Spanier, indem sie meinten, man müsse das kleinere Uebel für das größere Gut, zu Ehren Gottes gelitten zu haben, ertragen. Auch die auf die Austreibung der verruchten Morisken nach außen gefolgten Erfolge der spanischen Waffen, nach innen reichlichere Ernte, folgte. Uebrigens sei der Schade nur ein vorübergehender, vorüberblicklicher. Wie man sich gern einer schmerzhaften Operation unterwerfe, um einem stets beschwerlichen und lebensgefährlichen Uebel ein Ende zu machen: so müsse man auch die Uebel, aus der Moriskenanustreibung entstünden, ertragen, da sie die tödtliche Krankheit aus dem Körper Spaniens entfernt habe. So werde dieser, völlig geheilt, wieder aufblühen.³⁾

Sollten die spanischen Staatskünstler wirklich dieser Meinung gewesen sein, sie nicht bloß vorgegeschügt haben, so mußten sie ihren gänzlichen Irrthum einsehen. Nichts vermöchte

¹⁾ Cabrera, 8. Febr. 1614; p. 546.

²⁾ Watson III. 175.

³⁾ Fonseca, 331 f. — Bleda, Corónica, 1030.

des Königreiches und die Gemeinde- und Privatgüter
te ist der große Schade, den sie durch die Austreibung
aben, so gewiß und unzweifelhaft, da bei Gelegenheit
igen Wiederbevölkerung des Königreiches viele Personen
n Orten weggezogen sind, um in die von den Morisken
en sich zu begeben. Hierdurch ist aber der Schaden
emeinden offenbar. Sie haben auch sonst noch sehr be-
n Schaden erlitten, da es in ihren Gemarkungen viele
orte gab, wie bei Orihuela, Alicante, Kativa, Garcarent,
und dem ganzen Thale des Xucar-Flusses u. s. w., aus
sie sehr großen Vorthail zogen durch den Handel und
der Morisken, die sich in jene Städte und Flecken be-
m zu kaufen und zu verkaufen, indem sie dabei Abgaben
Sachen zum beträchtlichen Vorthelle und Nutzen jener
bezahlten. Dies hat ganz aufgehört, so daß in allen
emeinden die durch die Austreibung verursachte Ver-
g der Renten sehr groß ist, und sie sich heute in der
hkeit sehen, ihre Abgaben zu bezahlen".¹⁾

waren nach zwölf Jahren die Folgen der Ausweisung
ken, und zwar in derjenigen Provinz, welche sich in
e unglaublichen Fruchtbarkeit am schnellsten und meisten

im größten Theil Spaniens; die Fabriken schlossen sich, theils weil niemand sie zu leiten verstand, theils weil die Arme zu Arbeit fehlten. Der Handel verringerte sich, da die Erzeugnisse, die Geldmittel, die Verzehrer abnahmen. „Spanien“, so lag im Jahre 1618 dem Könige eine offizielle Kommission, „Spanien steht in Gefahr völligen Niederganges, da seine Städte überall Ruinen sind, ohne daß jemand sie wiederbaute, und seine Städte und Dörfer wie ebenso viele Ruinen daliegen“.¹⁾ Die Verminderung der spanischen Bevölkerung wuchs reißend. Im Jahre 1609 hatte das Königreich Valencia 486,860 Einwohner gezählt; nach der Vertreibung der Morisken blieben nicht 300,000 dort übrig. In den Jahren 1600 bis 1619 verringerte die Zahl der Bauern in dem Bisthume Salamanca sich von 8384 auf 4135. Ganz Spanien zählte, als 1621 Philipp IV. den Thron bestieg, nur noch sechs Millionen Einwohner — gegen die 11 Millionen, die es noch im Jahre 1555 — mit Ausschluß Portugals — enthalten hatte!²⁾ Ein solches Volk konnte nicht Anspruch auf die Rolle einer Großmacht unter den jährlich aufblühenden Staaten Westeuropas erheben.

„Wenn nicht die Meinung von ihrer frühern Größe“, schreibt schon im Jahre 1605 der englische Geschäftsträger, „gewonnen durch ihre Bemühungen in vergangenen Zeiten, ihren Ruhm im Auslande aufrecht erhalten würde: so ist ihre Trägheit, ihre Vernachlässigung ihrer wichtigsten Angelegenheiten so ordentlich, daß es der ganzen Welt die Enttöschung und Elend ihrer Länder offen legen müßte“.

¹⁾ M. Geddes, *Miscellaneous Tracts*, 163 f.

²⁾ Ag. de Blas, *Poblacion de España* (Madrid 1833) p. 133. 134. Davila, *Vida y hechos*.

³⁾ Dep. Cernvallio' v. 17. Juli 1605; *Winw. Memorials* II 8.

Drittes Kapitel.

Feste Begründung des Königthums in Frankreich.

1602 -- 1606.

Bouillon entzieht sich dem Befehle des Königs, an den Hof zu
zu kommen. — Seine Flucht nach Deutschland. — Unzufriedenheit der
Hugenotten. — Der Papst als Antichrist. — Heinrich eifrig katholisch:
erlaubt die Jesuiten nach Frankreich zurück. — Vater Cotton. —
Verfolgung der Hugenotten zu Chatellerault. — Rosny, königlicher
Feldherr. — Neuerrichtung der hugenottischen Union. — Friedensschluß
zwischen König und Hugenotten. — Verschwörung der Familie En-
glebert. — Entdeckung der Verschwörung. — Doppelter Verrath des
von Auvergne. — Bündniß desselben mit Bouillon. — En-
glebert und seine Tochter begnadigt, Auvergne in die Bastille gesetzt. —
En-
glebert's fortgesetzte Umtriebe entdeckt. — Schnelle Ueberwältigung
der Mitverschworenen. — Mérargues. — Bouillon in Sedan be-
festigt. — Rosny wird Herzog von Sully. — Bouillon's Wieder-
kehr zum König. — Unterschied dieser Empörungsversuche
von den frühern. — Feste Begründung des Königthums in Frankreich.

Während das spanische Königthum die unumschränkte Macht,
die es zu seinem und seines Landes Unheil ver-
ursacht hatte, Heinrich IV. gegen die partikularistischen Gelüste
der weltlichen und der religiösen Parteien zu kämpfen, Gelüste, die
seit seiner Vorgänger und seines eigenen Regierungsantrittes
bis an die Grenze völligen Zerfalls geführt hatten.

Heinrich IV., von Natur wenig zum Despotismus geneigt, kannte doch unter dem selbstsüchtigen Ringen der Parteien darob der Patriotismus fast gänzlich abhanden gekommen als einzige Rettung für den Staat ein starkes alleiniges Königthum. Und so viel Schonung er auch den einzelnen gegenüber bewies, die einzige Geltung der Staat was im Augenblick damit identisch war, der königlichen beschloß er um jeden Preis durchzuführen. Merkwürdig immerhin, daß der Herd der religiösen wie der aristokratischen Opposition der Süden Frankreichs war, als ob man sich immer, nach Verlauf von fast vier Jahrhunderten, nicht Beherrschung von dem so verschieden gearteten Norden wöhnen könnte.

Den gelegentlichen Widerstand der Parlamente kannte Heinrich leicht. Die berechtigten Forderungen der Kleriker kannte er an; in ihrem Streben nach selbstständiger Verwaltung räumte er ihnen nur ein, wozu er sich durch die momentanen gezwungen gesehen hatte, hielt dies zwar auch fernerhin fest, aber allen weitergehenden Bemühungen zähnte er entgegen. Gegen die Opposition der Großen, mit welcher 1598 hatte paktiren müssen, ging er, wo sie sich zeigte, nicht los vor. Noch einmal hatten sich aristokratische, religiöse zum Theil populäre Elemente unter Biron gegen ihn erhoben, aber mit Geschicklichkeit und großer Thatkraft hatte er diesen Aufstand erstickt, ehe derselbe noch zum Ausbruch kommen war.

Der entschiedene Fortschritt, den Heinrich durch die Bethätigung der königlichen Gewalt gemacht, hatte sich in der Eilfertigkeit erwiesen, mit welcher die Genossen der Verschwörung dessen Sache verlassen und sich dem Könige zu Füßen geworfen hatten. Nur Einer hatte sich zurückgehalten: der Herzog von Guise, der Souverän eines kleinen Gebietes, konnte es sich nicht erlauben, dem Könige zu Füßen zu fallen.

gewinnen, vor einem andern Souverän, gleichsam seinem Pair, zu demüthigen. Mit einem Male sollte er alle seine Pläne, zwischen Frankreich und Spanien einen achtungsgebietenden — etwa nach der Weise Savoyen's — zu gründen, aufgeben! Das mußte dem Stolzen schwer ankommen; aber außerlegte er selbst große Besorgnisse für die Sicherheit seiner Person, und zwar nicht ohne genügenden Anlaß. Keiner war in die Entwürfe Biron's verwickelt gewesen; niemand hatte hochverrätherischen Umtriebe weiter und konsequenter durchgeführt, niemand war auch mehr im Stande gewesen, dem Staate dem Könige zu schaden. Andererseits konnte man ihn füglich schwärzesten Undanks zeihen, denn seine hohe Stellung im Reich, seinen Rang als Pair von Frankreich und sogar als römischer Fürst verdankte er nur Heinrich, gegen dessen Macht Person er sich nun so gewissenlos erhoben. Diejenigen, deren Glück mit der seinen die größte Aehnlichkeit besaß, Biron und Luvergne, sah er in den Kerker geworfen, obwohl jener die größten Verdienste um den Staat besaß, dieser aus königlichem Geblüte. Konnte er selbst da Besseres hoffen? Er begab sich also in die Grafschaft Turenne im südlichen Frankreich und zog es vor, hier aus in vorsichtiger Entfernung den Gang der Dinge in der Hauptstadt zu beobachten (Juni 1602¹⁾.

Die folgenden Ereignisse konnten ihn in diesem Entschlusse, Stolz und Schuldbewußtsein ihm eingegeben, nur bestärken. Er sah das Haupt Biron's fallen; und wenn Luvergne seine Freiheit zurückerhielt, so geschah das offenbar nur auf die Einwilligung von dessen Stiefschwester Henriette, der mächtigen Geliebten des Königs. Er hütete sich also wohl, sich dem Hofe zu

¹⁾ Ob Sully's angebliche Versuche, Bonillon bereits im Juni und Juli zur Rückkehr an den Hof zu bewegen (Oec. roy. chap. CXIII. p. 421 Michaud), auf Wahrheit beruhen, lasse ich bei dem bekannten Charakter Sully'schen Wertes und bei seiner nicht minder bekannten Feindschaft gegen Richelieu dahingestellt.

nähern, sondern blieb in einer Provinz, unter deren großen reformirten Bewohnern er viele Freunde zählte, und von der er mit Leichtigkeit nach dem Auslande entfliehen konnte.

Dem Könige aber war hiermit nicht gedient. Er wollte geschlossen, jeden Keim der Verschwörung in seinem Lande zureutten, und so konnte er nicht dulden, daß einer der am meisten Kompromittirten entkäme, ohne Züchtigung erhalten oder daß ihm sich gedemüthigt zu haben. Es sollte aller Welt klar sein, daß man nicht ungestraft ihm trösten könne, und daß selbst wo er Verzeihung eintreten lasse, dies nicht aus Ohnmacht, sondern aus seiner Gnade und seinem Belieben heraus geschehe. Trotzdem hielt Heinrich sich einige Monate ruhig, bis die Aussagen Feinville's, Montpensier's und Mureigne's, Tur' und d' die volle Größe von Bouillon's Schuld erwiesen hatten. Seitdem bekanntlich der König verziehen hatte, obwohl er ja im Jahre 1600 in innigem Verkehr mit Spanien gestanden, offen, er selbst habe von dieser Macht 12,000 Ecus mit der Erlaubnis auf weitere 48,000 erhalten, um mit dem Herzoge v. Bedford gleichfalls spanisches Gold empfangen habe, gemeinsam Truppenaushebungen gegen Heinrich zu veranstalten. Er hatte dann sogar, Bouillon habe auch nach der Hinrichtung dieser Verhandlungen mit Spanien fortgesetzt.¹⁾ Wenn auch diese Anklage, die doch immerhin Besorgniß einflößen mußte, nicht erwiesen war, so konnte dagegen in den andern Punkten Zweifel in Betreff ihrer Glaubwürdigkeit in dem Geiste des Königs nicht bestehen: ob er Bouillon wirklich bestrafen wollte, daß er wohl von dem Benehmen desselben abhängig machen, wie er es einst bei Viron gethan hatte.

Er vermied es also, sogleich mit aller Strenge gegen

¹⁾ MS. Chiffrierte Depeſchen Alcala's an Erzherzog Albert vom 11. Dezember 1600, 18. Januar 1603, Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, C. 188. — Memoir Herſſen's an die Generalstaaten, 13. April 1603: *let et Négociations de Buzanval*, 391 ff.

zog aufzutreten. Gerade in Bezug auf Bouillon mußte ihm zu liegen, den Weg der Milde bis aufs äußerste zu verfolgen, in keinem Punkte zu übereilen, auch nicht den mindesten Verdacht von Voreingenommenheit oder prinzipieller Abneigung zu erregen. Handelte es sich hier ja nicht um eine reine Personensache. Bouillon war einer der angesehensten Häupter der Reformen, und wie leicht konnte diese empfindliche und ohnehin mißtrauische Partei die Kränkung des Herzogs als eine absichtliche und sie selbst geschleuderte Beleidigung, als Ausfluß der Feindschaft des Königs gegen die ganze evangelische Gemeinschaft in Frankreich auffassen! Ferner war Bouillon warmer Unterstüßter durch die besten Verbündeten des Königs gewiß. Durch die zweite Vermählung mit Elisabeth von Nassau war er der Schwager des Prinzen Moriz von Oranien und des Kurfürsten der Pfalz geworden. Die Königin von England und die protestantischen Fürsten Deutschlands betrachteten ihn als den tüchtigsten und trefflichsten Vorkämpfer der guten Sache in Frankreich. Heinrich mußte sich darauf gefaßt machen, alle diese Mächte nachdrücklich für den Herzog eintreten zu sehen: um so vorzuziehen mußte er in dieser Angelegenheit vorschreiten.

Von diesem doppelten Gesichtspunkte: einerseits Bouillon zur Verwerfung zu nöthigen, andererseits aber in vorsichtigen und weichen Formen, so lange es möglich, gegen ihn zu verfahren, mußte er aus.

Er richtete also an Bouillon ein Schreiben (18. Nov. 1602), in welchem er ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken aufrief, unverzüglich an den Hof zu kommen. In den letzten Tagen der Zeugen des Biron'schen Prozesses habe sich der Name des Herzogs in diese unglückselige Angelegenheit verwickelt gefunden. Der König zweifle zwar nicht an seiner Unschuld, zu welcher er ihm so große Wohlthaten erwiesen; aber gerade deshalb müsse der Herzog zu des Staates und seinem eigenen Besten sich dem falschen Verdacht so bald wie möglich reinigen.

Beuillon ließ sich durch den anscheinend freundlichen Inhalt dieses Briefes nicht blenden. Sein Gewissen sagte daß der König bereits so viel Gravirendes über ihn erfahren müsse, um von seiner Schuld fest überzeugt zu sein, und eine weitere Untersuchung diese Gewißheit nur verstärken. Er bemerkte auch wohl, daß in dem königlichen Schreibe wohlwollend es gehalten, jedes Verprechen freien Geleites & Verzeihung für den Fall wirklich erwiesenen Verbrechens vermieden war. Er konnte also zwischen den Zeilen lesen, daß nur zu wahrscheinlichen Falle, wo seine Schuld sich als zweifelhaft herausstellte, der König ihm gegenüber keine Schärfe anwenden würde. Das Schicksal Biron's stand ihm furchtbar Augen; auch jener war auf ähnliche Weise an den Hof worden, um dann einem schimpflichen Tode überliefert zu werden. Sich dem Könige zu Füßen zu werfen, reumüthig seine einzugehen und um Verzeihung zu bitten, litt sein Stolz und ferner, wer stand ihm dafür, daß Heinrich, durch seine Treulosigkeit schwer gereizt, nicht dennoch seinem Grimme ihn freien Lauf lassen werde? • Dazu kamen ihm noch Seiten Warnungen zu; man schrieb ihm vom Hofe und woher: wenn er in die Gewalt des Königs käme, sei er ein lothrerer Mann. Man wolle ihn, den Reformirten, hinrichten, die Katholiken wegen der Exekution Biron's zu trösten.¹⁾

Indessen war der Entschluß über die Art, wie der offene Ungehorsam gegen des Königs Aufforderung zu meiden lasse, nicht so leicht zu fassen, und Beuillon verfuhr durch Täuschung Heinrich's Zeit zu gewinnen. Er sandte dem Monarchen sofort eine Antwort (22. Nov.), in welcher er sich in wenigen Tagen, sobald sein gegenwärtiges Unwohlsein abgeklungen werde, an den Hof zu kommen. Zu gleicher Zeit benachrichtigte er seinen Sekretär Du Maurier in Paris, daß

¹⁾ Mém. de Du Plessis Mornay, 292.

Reise unter keiner Bedingung unternehmen werde:¹⁾ und
tze Tage später war er unterwegs — nicht etwa nach Paris,
ern nach Castres.

In Castres war in Folge des Ediktes von Nantes eine halb
Katholiken halb aus Protestanten zusammengesetzte Kammer
errichtet, die über die Angelegenheiten der Reformirten von
Languedoc zu entscheiden hatte. Obwohl nun Bouillon als Marschall
Frankreich nur vor dem pariser Parlamente zu Gericht zu
kommen hatte — wo es ja auch eine Kammer für die Reformirten
— beschloß er, sich seiner Eigenschaft als Grundbesitzer in
Languedoc zu bedienen, um sich vor das Forum der Kammer zu
stellen. Hier war er von Seiten seiner Glaubens-
genossen der wohlwollendsten Aufnahme und milder Beurtheilung
würdig; hier war der Herzog von Ventadour, sein Verwandter,
Leutnant des Gouverneurs und hatte er früher selbst das Kommando
geführt; hier war er weit vom Könige entfernt und konnte in
vollständiger Sicherheit dessen Beschlüsse abwarten. Hier
konnte er seiner Schuld nicht leicht überführt werden, denn
Beweise und Zeugen für dieselbe waren in Paris, und die
Reise nach Castres zu überführen, war schwierig. Er zeigte diesen Ent-
schluß dem Könige in einem Briefe an, den er erst mitten auf
seiner Reise (30. Nov.) schrieb, und den er offen an Du Maurier
gab, um durch diesen dem Monarchen mitgetheilt zu werden.²⁾
Vorwand, weshalb er nicht seinem ersten Versprechen gemäß
nach Paris komme, führte er an, daß er seitdem die Namen seiner

¹⁾ Ouvré, Aubéry du Maurier (Paris 1853), p. 77.

²⁾ Am 29. November war er auf seiner Reise bereits durch Figeac ge-
gangen; Brief des Königs an Sully vom 5. Dezember, Oec. roy. ch. CXIII.
— Ueber die Gründe, weshalb Bouillon sich nicht vor die Chambre
des Comptes von Guyenne, wo die Vicomté Lurenne lag, zu Nérac, sondern
vor die Kammer der Languedoc gestellt hat, siehe den Beschluß der letztern vom
1. September 1602 (MS. Nat. Bibl. zu Paris, Manusc. français, vol. 4020
p. ff.)

Ankläger erfahren habe, und daß der König, wenn er schuldigungen so schändlicher Menschen gegen den treu vornehmsten seiner Diener Glauben schenke, nothwendig zu solchen vereingenommen sein müsse. Uebrigens sei die von Castres das ihm zuständige Gericht, und hier hoff von jedem unwürdigen Verdachte frei zu machen.

Der König war von diesem plötzlichen Sinneswechsel wenigstens anscheinend derselbe sich in dem zweiten Ersprach — auf das tiefste betroffen. Er berief sofort den vornehmsten Rathgeber um sich nach Fontaineblau und zog Vertreter der Huguenotten am Hofe, Herrn von St. Ger der Berathung. Die Angelegenheit konnte im Grund Zweifel nicht unterworfen sein. Man durfte die Verhöhn königlichen Befehls durch den Herzog nicht gestatten. Man ferner nicht dem Herzoge Gelegenheit zu einer — hier haften — Freisprechung und so zu einem Triumph des König geben. Dazu kamen aus Castres bald weitere Nachrichten bedenklicher Natur.¹⁾ Der Herzog, am 5. Dezember in angelangt, hatte sofort die Reformirten aufgefordert, genliche Sache mit ihm zu machen und nicht zu leiden, ihn seinen rechtmäßigen, ihm durch das Edikt gesetzten entziehe. Der König konnte nicht dulden, daß die damals in gereizter Stimmung befindlichen Protestanten durch Verhöhnungen noch mehr in Gährung versetzt wurden, es bei aller Schonung in der Form — doch energigisch gegen Ungehorsam vorgegangen werden, der bereits die Gestalt ruhrs anzunehmen begann. Aber der König wollte sich Recht vollständig auf seiner Seite haben: sinnen doch die wärtigen Fürsten, vor allen die Königin von England, Vorstellungen gegen die Behandlung Bouillon's zu machen.

¹⁾ Instr. an Beaumont in London, 24. Dezember 1602; Lett. V. 723 ff. — Vgl. den Auszug aus der Depesche Beaumont's bei Siri, Mem. recond, I. 69.

in einer für den französischen Monarchen ziemlich beleidigenden
abgefaßt waren.¹⁾

Heinrich begab sich deshalb nach Empfang dieser Nachrichten
nächst nach Paris zurück und versammelte hier einen großen
um sich, der nicht nur aus den Mitgliedern des Geheimen
es sondern auch den Parlamentspräsidenten von Paris und
in angesehenen Männern bestand. Man erkannte einstimmig
daß für Personen vom Range des Herzogs und für die Qua-
der ihm zur Last gelegten Verbrechen nur das pariser Par-
nt kompetent, daher die Kognition der Sache dem Parlamente
Castres zu entziehen und der Prozeß in aller Form bei dem
er Parlamente zu instruiren sei. Alle anwesenden Prinzen,
en und hohen Würdenträger fanden diesen Beschluß voll-
ig gerecht: Heinrich hatte wohl nichts anderes erwartet und
nicht. Dennoch beschloß er, die Mäßigung in der Form bis
letzten Augenblicke zu bewahren. Er gestattete den Freunden
Herzogs, ihm privatim von dem Ausfalle der Berathung
richt zu geben, damit er Zeit zur Ueberlegung habe. Offiziell
e der Staatsrath von Caumartin an Bouillon abgeordnet,
denselben den Befehl des Königs, vor ihm in Paris zu er-
en, abermals auszusprechen. Im Falle einer Weigerung von
n des Herzogs sollte hierauf mit aller Strenge verfahren
n. Vor allem aber war es nothwendig, die Protestanten zu
igen. Die beiden Deputirten der Huguenotten, die sich am
befanden, mußten sich zu ihren Glaubensgenossen in allen
ten und Provinzen des Königreichs begeben, um ihnen zu
ren, daß es sich bei der Angelegenheit nicht um die reformirte
e überhaupt, sondern nur um die Person Bouillon's handle.
der Guyenne entsandte Heinrich den reformirten Marquis

¹⁾ MS. frès. der Nat.-Bibl. zu Paris, fol. 4020 p. 81a ff. Elisabeth
Bouillon für ganz unschuldig trotz der Anklagen, mit denen Heinrich
erhöhte.

de la Force, mit der Vollmacht, durch Güte oder Gewalt a
ständischen Regungen der dortigen Hugenotten niederzuhalt

Der Herzog von Bouillon, im Voraus von der Kai
martin's benachrichtigt, stand vor der überaus wichtige
scheidung, welchen Weg er einschlagen sollte? Drei Mögl
lagen vor ihm: entweder er gehorchte dieses Mal der kön
Aufforderung und begab sich nach Paris; oder er rief seine
und Glaubensgenossen auf, mit den Waffen für seine Sa
zustehen; oder endlich er entzog sich der Gefahr durch die
Den ersten Weg zu betreten, litt er jetzt sein Stolz und
die Sorge für seine Sicherheit noch viel weniger, als
Der zweite Weg war ein überaus gefährlicher und, wie d
einmal lagen, ziemlich aussichtsloser. Der Herzog mußte
zu deutlich der schroffen Abweisung erinnern, die ihm vor
des hugenottischen Generalraths zu Theil geworden, als
selben seine hochverrätherischen Pläne offenbart hatte.²⁾ (n
nur die dritte Eventualität übrig: die Flucht in das Ausland.
es war die in vieler Beziehung persönlich unangenehmst
Herzog kam dann als ein armer Vertriebener zu seinen F
um bei deren Gnade Aufnahme und Unterhalt zu such
währten sie ihm diese, so setzten sie sich dadurch der Ge
vielleicht sogar thätlichen Angriffen von Seiten des fr
Königs aus. Der Herzog mußte also fürchten, überall k
Freunden Kälte, ja Zurückweisung zu finden! Aber es k
kein anderer Ausweg übrig aus der Sackgasse, in die er
einmal verrannt hatte.

Also die Abreise nach Deutschland beschloß der Herz
nun mußte er dieselbe so schnell wie möglich antreten. Er
die Ankunft Caumartin's nicht abwarten, um nicht dur

¹⁾ Mémoire Kerjien's vom 13. April, p. 395. — Instruction an S
24. Dezember 1602; L. M. V. 726. — Mém. de la Force I. 157;
345 f.

²⁾ Theil I. S. 201 ff.

ng eines so feierlich überbrachten königlichen Befehls seine zu erhöhen. Aber ehe er sich von Castres fortbegab, er noch einen Beschluß der dortigen Parlamentskammer, der seinen Gunsten abgefaßt war. Das Parlament erklärte demselben für völlig kompetent und lobte das friedliche Verhalten Bouillon's sehr. Zwar habe der König der Kammer an, von der Sache des Herzogs Kenntniß zu nehmen, und sie deshalb den Supplikanten ab, indeß nicht ohne ihm ein Urtheil über sein durchaus gesetzmäßiges Betragen auszustellen.¹⁾ In der Form einer Abweisung erhielt so Bouillon von der Kammer zu Castres eine förmliche Unschuldserklärung, mit der er sich die Augen uneingeweihter und oberflächlicher Beurtheiler zeigen vermochte. Mit diesem Dokumente versehen, brach er von Castres auf und ging, verfolgt von der königlichen Auffree, unter mancherlei Fährlichkeiten über Dranges nach der Mitte Dez.) Vorher hatte er noch an seinen Schwager, Herzog de la Tremoille, und an den König Schreiben gesandt: er die öffentliche Ruhe nicht stören und nicht die Gerechtigkeit in der Sache durch Gewaltthätigkeit mindern, wozu seine ihn drängen zu wollen schienen; deshalb räume er das Land auch in Genf hielt er sich nicht lange auf. Nachdem er die Feierlichkeiten wegen der verunglückten Escalade des Herzogs beigewohnt, eilte er nach Heidelberg zu seinem Bruder, dem Pfalzgrafen. Dieser indeß nahm ihn erst nach einigem Schwanken und Zögern auf.²⁾ In Genf gerieth auf die Nachricht von Bouillon's Flucht zu- in große Erregung. Die Rectheit, mit welcher der Herzog

Castres, 7. Dez. 1602; MS. Bibl. Nat. zu Paris, Manuser. franc. 10 p. 86 b ff. — Der Procureur du Roy zu Castres reiste eigens nach Paris, um dem Könige das friedliche Benehmen Bouillon's zu schildern; Winwood's vom 18. Dezember 1602; Winwood Mem. I 454.

Buzanval an Billeroy, 25. Febr. 1603; Vreede, Negociations, 387. force, I. Corresp. 346 ff.

überall verkündet hatte, er sei völlig unschuldig und dem makellos treu ergeben, und nur diejenigen, die bisher schlimmste Feinde gewesen, hätten seinen Sturz veranlaßt: r Heinrich in hohen Zorn. Auch fürchtete er seit Entdeckung Viron'schen Anschlages mehr als früher für seine persönliche Sicherheit, so daß er stets von Wachen umgeben erschien, und man wohl im ersten Augenblicke glauben, Bouillon werde direct schläge gegen sein Leben unternehmen — wozu dieser kein fähig war. So traf er hastig Vorsichtsmaßregeln, um etwaigen aufständischen Versuchen begegnen zu können. Kompanien leichter Reiter, jede 200 Mann stark, wurden ausgehoben, die 1602 gegen Viron frisch gebildeten Regimenter und de Bourgh, die wieder aufgelöst werden wurden beibehalten.¹⁾ Aber bei ruhiger Ueberlegung mußte König einsehen, daß er doch keine Ursache habe, in Betreff Bouillon allzu große Besorgniß zu hegen. Derselbe hatte durch seine Flucht deutlich gezeigt, daß er am Erfolge einer gewaltsamen Erhebung in Frankreich völlig verzweifelte; und daß er etwa von pfälzischen Kurfürsten oder den andern protestantischen Fürstenlands bewaffnete Unterstützung erhalten werde, war um wahrscheinlicher, als diese Fürsten auf Frankreichs Hülfen Kaiser und die sich täglich mehrenden Uebergriffe der kaiserlichen Partei in Deutschland nothwendig angewiesen waren. Da brauchte also ein gerichtliches Verfahren gegen Bouillon nicht beschleunigt zu werden. Auf der andern Seite jedoch war es ihm zu schlossen, seine Autorität in dieser Angelegenheit fest zu erhalten und dem Herzoge nur nach völliger Unterwerfung Verzeihung, zu der er freilich in Erinnerung an Bouillon's Dienste stets geneigt blieb, angedeihen zu lassen.

Hierin konnten ihn auch keine Vorstellungen fremder

¹⁾ MS. Dep. Napoléon's vom 18. 23. Jan. 1603; Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, C. 188.

die er übrigens von vorn herein hatte gefaßt sein müssen, irren. Besonders Elisabeth von England nahm sich des vornehmsten Reformirten Frankreichs auf das lebhafteste an; immer wieder türmte sie Heinrich durch ihren Gesandten in Paris, dem Herzog Verzeihung oder, wie sie vielmehr sagte, Gerechtigkeit anzuweisen zu lassen. Sie wurde eben so schroff zurückgewiesen,¹⁾ der Pfalzgraf, als er seine anfängliche Zurückhaltung gegen seinen Schwager nun durch eine warme Befürwortung für ihn bei dem Könige wieder gut machen wollte. Sonst mußte Bouillon bittere Erfahrungen einsammeln, wie der im Unglück Befindliche die Hülfe auf seine nächsten Freunde aufzugeben hat. Der eine seiner Schwäger hatte ihn nicht aufnehmen wollen, der andere — Prinz von Dranien — hatte so viele Besorgniß vor dem Unwillen des Königs, daß er sich nicht entschließen konnte, bei demselben ein Wort zu Gunsten des Herzogs einzulegen!²⁾

Auch mit seinen eigenen Vorstellungen hatte Bouillon keinen Erfolg bei dem Könige, zumal er sie durch La Tremoille übermitteln ließ, welcher Heinrich gleichfalls verdächtig war. Sobald der Herzog in Genf angekommen, richtete er an Tremoille die Bitte, für ihn vom Könige den weitem Unterhalt der Garnison in Sedan, sicheres Geleit nach diesem Orte durch französisches Gebiet, endlich unverdächtige Richter zu erlangen. Alles wurde beiden Herzögen abge schlagen: da man Bouillon mißtraute, so ließ man ihm nicht Soldaten halten; Geleit gebe man nur Freunden und Feinden; endlich komme es dem Könige zu, die nach dem Gesetze kompetenten Richter zu bestimmen, nicht dem Angeklagten,

¹⁾ Vgl. die Instruktionen an Beaumont aus den Jahren 1602 und 1603 in Band 6. Theil der *Lettres Missives*. — Ueber die Schritte von Kurprinz Moritz Ritter, Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, I. (München 1870) S. 403 f., 405 ff. Die kurpfälz. Gesandten irren sich, wenn sie meinen, daß außer Rosny auch Villeroi bei dem Könige thätig ist.

²⁾ Verschiedene Depeschen Buzanval's vom Februar und März 1603; *de Negoc.* 384 ff., sowie MS. Nat. Bibl. zu Paris, Manuser. frs. I 5, 953.

äten, ihnen die Verkündigung eines Artikels zu gestatten, wie er ja wüßte, setzten sie beschäfter Weise hinzu — von der Grundlage ihres Bekenntnisses gewesen sei, zu dessen Aussprache aber sie durch äußern Zwang veranlaßt

wessen die Vernünftigen unter den Hugenotten — Du Rosny, die Deputirten St. Germain und Des Verdes — doch, daß es thöricht sein würde, aus dieser verhältniß-
erregenden Ursache einen gewaltsamen Konflikt zwischen dem
und den Reformirten entstehen zu lassen, der nur beiden
verderblich sein könnte. Durch ihre Vermittelung wurde
t Vertrag zwischen Heinrich und seinen kalvinistischen
nen abgeschlossen. Dem königlichen Generalprokurator in
wurde in der Angelegenheit Ferrier's Schweigen auferlegt,
der verschob man die Einfügung des neuen Glaubens-
in die gedruckten Bekenntnisse.¹⁾ So war der Streit
beigelegt, aber eine gewisse Bitterkeit blieb aus dem-
den Herzen zurück.

läßt sich nicht leugnen, daß Heinrich in diesen Jahren
scher gegen die Hugenotten gefinnt war, als ihr treues
a in der Beuillon'schen Angelegenheit verdiente. Hatten
sch in derselben nur zu einer Fürbitte bei dem Könige
t und waren, als dieselbe schreß zurückgewiesen wurde,
verstummt. Unter Heinrich's Regierung ließen die Huga-
sch noch nicht — wie es unter der Herrschaft Ludwig's XIII.
e eigenen Verderben geschah — von ehrgeizigen und
eigenen Adligen zum Werkzeug nichtsnutziger Herrsch- und
mißbrauchen. Aber der König hatte sie immer in Ver-

1) Oec. roy. ch. CXXV. p. 516 ff. — Mém. de Du Plessis, 2^{es} Lettres de Du Plessis depuis 1600. I. 40 ff. 49 ff. — P. Matthieu II. 2^{er} ausführlichste Bericht über die ganze Synode). — Thou I. CXXIX. 2^{ed} ed. Francof. 1628 pars III.) — Benoist, Histoire de l'Edit de Nantes, 1693, 4^o), 394 ff.

hier den Antrag, den Papst für den Antichrist zu erklären als Dogma in das Glaubensbekenntniß aufzunehmen drucken und an alle Gemeinden Europa's zu versenden wußten selbstverständlich, wie unangenehm eine solche dem Könige sein würde. Er mußte entweder derselben entgegen treten und so die Gewissensfreiheit der Reform legen oder sich auf ärgerliche Verwickelungen mit dem Kaiser machen, dem es unmöglich gleichgültig sein konnte größtentheils katholischen Lande ganz ungeschont öffentlich Antichrist erklärt zu werden. Vielleicht rechneten die Union Proposition auf die Entstehung eines Konfliktes zwischen Könige und den Hugonotten; vielleicht wurden sie auch mißverstandenen und übertriebenen Religionsseifer geleitet war ein solcher Glaube immer unter den Calvinisten eine wie große Rolle spielte diese Ansicht unter den schottischen Puritanern! — aber er war doch niemals festlich aufgenommen worden. Es drangen aber die Jesuiten gerade deshalb jetzt darauf, weil Jeremias Leffessor der Theologie zu Nîmes, ein unruhiger ehrgeiziger gern von sich reden machte, auf Grund öffentlicher dieser Tages vom Parlamente zu Toulouse wegen Verlangt worden war. Wirklich ließ die Synode sich bei bedenklichen Antrag anzunehmen.

Der König gerieth hierüber in um so heftigern Meinte, der Beschluß sei in der hinterlistigen Absicht gegen ihn mit Clemens VIII. zu entzweien, mit dem er wissen — auf's Beste stand, und der in der That durch seines Verfahrens den Protestanten wenig Grund zu Feindseligkeit gegeben hatte. Da sich wirklich der Leffessor seinen Nuntius in Paris bitter über das Benehmen der Jesuiten beschwerte, drohte Heinrich, alle Bücher, in denen dieselben druckt würde, mit Beschlagnahme zu belegen und die Druckerei zu belangen. Die Reformirten ihrerseits erklärten, daß

zu hätten, ihnen die Verkündigung eines Artikels zu gestatten, — wie er ja wüßte, setzten sie boshafter Weise hinzu — von einer Grundlage ihres Bekenntnisses gewesen sei, zu dessen öffentlicher Aussprache aber sie durch äußern Zwang veranlaßt worden.

Indessen die Vernünftiger unter den Hugenotten — Du Plessis, Rosny, die Deputirten St. Germain und Des Verdes — wußten doch, daß es thöricht sein würde, aus dieser verhältnißmäßig geringen Ursache einen gewaltsamen Konflikt zwischen dem Könige und den Reformirten entstehen zu lassen, der nur beiden Theilen verderblich sein könnte. Durch ihre Vermittelung wurde ein Art Vertrag zwischen Heinrich und seinen kalvinistischen Anhängern abgeschlossen. Dem königlichen Generalprocurator in La Rochelle wurde in der Angelegenheit Ferrier's Schweigen auferlegt, er aber verschob man die Einfügung des neuen Glaubensartikels in die gedruckten Bekenntnisse.¹⁾ So war der Streit äußerlich beigelegt, aber eine gewisse Bitterkeit blieb aus dem Herzen in den Herzen zurück.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Heinrich in diesen Jahren unheimlich gegen die Hugenotten gefinnt war, als ihr treues Verhalten in der Benillon'schen Angelegenheit verdiente. Hatten sie sich doch in derselben nur zu einer Fürbitte bei dem Könige geäußert und waren, als dieselbe schroff zurückgewiesen wurde, gleich verstummt. Unter Heinrich's Regierung ließen die Hugenotten sich noch nicht — wie es unter der Herrschaft Ludwig's XIII. ihrem eigenen Verderben geschah — von ehrgeizigen und thörichtigen Adligen zum Werkzeug nichtsnutziger Herrsch- und Gier mißbrauchen. Aber der König hatte sie immer in Ver-

¹⁾ Sally, Oec. roy. ch. CXXV. p. 516 ff. — Mém. de Du Plessis, — Lettres de Du Plessis depuis 1600. I. 40 ff. 49 ff. — P. Matthieu II. ff. (Der ausführlichste Bericht über die ganze Synode). — Thou I. CXXIX. Col. f. (ed. Francof. 1628 pars III.) — Benoist, Histoire de l'Edit de Nantes, I. (Delst, 1693; 4^o), 394 ff.

achtet aller üblen Vorahnungen schickte sich La Tremoille zu thun an. Aber die beständigen Aufregungen, die fortwährende Enangst waren zu stark für seinen siechen Körper. Noch in März wurde er krank und starb nach wenigen Tagen in den Armen seines schnell herbeigeeilten Freundes Du Plessis (20. Okt. 1611.¹⁾ Der König hatte für seinen alten Freund und Waffener nur die kalten Worte: „Ich sehe, daß die Parteiz- und adelstüchtigen seiner Religion bekümmelter wegen seines Todes, als die Guten.“²⁾ Unter den Händeltüchtigen war vor allem der wackere Du Plessis verstanden. Ohne Zweifel war er froh, so der zwei bedeutendsten reformirten Herren — Mornay's und Tremoille's — entledigt zu sein.

Dieses Verfahren des Königs reizte die Hestigern und Entzweiungern unter den Hugenotten immer mehr, und die Besonnenern mußten oft viel Mühe verwenden, um sie zurückzuhalten. Zu dieser Zeit aber nahm der König ihre schlimmsten Feinde zu sich an.

Im Jahre 1595 waren in Folge des Mordversuches des Jean Chastel auf den König, in den mehrere Jesuiten verwickelt gewesen, sämtliche Jesuiten durch Beschluß des Königs und des Parlements aus Frankreich auf ewige Zeiten verbannt worden.

Die Pyramide, die man an Stelle von Chastel's niedergelegtem Hause erbaut hatte, war auch des Antheiles der Jesuiten an dem Komplott in einer für den ganzen Orden sehr schändlichen Weise gedacht. Seitdem nun die Jesuiten sahen, daß der König vor allem suchte, sich als eifrig katholischer Monarch zu zeigen und besonders auch sich mit dem Papste gut zu stellen, sahen sie die Hoffnung, durch Heinrich IV. selbst wieder in Frankreich eingeführt zu werden. Ihrer Gewohnheit gemäß sahen sie sich in der Umgebung des Monarchen nach einem Manne um,

¹⁾ Mém. de Du Plessis, 300 ff. — Oec. Roy. ch. CXL. p. 572. ff. — VI. 308 f. — Lettres de Du Plessis depuis 1600, I. 68 ff.

²⁾ Heinrich IV. an Joyeuse, 5. Nov. 1604; L. M. VI. 329.

dem einmal die Neigung und dann auch der nöthige Ein-
 zutrauen wäre, ihre Sache bei dem Könige glücklich zu re-
 klug wie immer erwählten sie sich zu ihrer Vertraue
 Wilhelm Fouquet Herrn von La Varenne, einen Mann
 durch die niedrigsten Mittel emporgekommen war und dem
 Vertrauen seines Herrn in vollem Maße befaß. Ursprüng-
 lich bei Madame Catherine, der Schwester des Königs, war
 als Mantelträger in dessen Dienst getreten. Zuerst bei
 ginnne von Heinrich's Liebeshändeln mit der schönen Gabr
 Unterhändler benutzt, hatte er bei dieser und andern
 Gelegenheiten so viel Verschlagenheit, Witz und Discretion
 daß er sich dadurch den König sehr verband. Es war il-
 allein gelungen, sich bei diesen zweideutigen Geschäften hi-
 reichern, daß er allein von seinen Ländereien 50 bis 60,000
 (150,000 Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich zog,
 auch von dem dankbaren Monarchen zum General-Kontroll-
 Posten und zum Staatsrath ernannt.¹⁾ Nachdem La Var-
 diese Weise ein Mann von Rang geworden, war er wie-
 den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht wor-
 den also dem Charakter und der Stellung nach ganz dazu
 den Jesuiten bei ihren Bemühungen behülflich zu sein;
 wegen seiner moralischen Nichtsnutzigkeit empfanden
 Aber auch sein Interesse mußte ihn dazu veranlassen. Di-
 der Fürsten Leuten, wie er war, gegenüber ist unzuverlässig
 bei dem geringsten Versehen oder auch schon in dem Augen-
 wo sie überflüssig erscheinen. Deshalb mußte La Varenne
 sein, sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, der ihm
 nach dem Tode Heinrich's IV. sehr nützlich werden konnte.
 dem hatte er mehrere seiner Söhne in dem geistlichen
 untergebracht und hoffte, dieselben durch die Jesuiten hi-

¹⁾ Seine frühere Herrin sagte zu ihm: La Varenne, tu es plus
 à porter les poules du roi mon frère qu'à piquer les miens. — S.
 Winwood's vom 24. Jan. 1601 (1602); Winwood Mem. I. 380.

ten Ehren in der Kirche erhoben zu sehen. So ging er freiwillig auf das Bündniß mit den Vätern ein und war bereit, das Gemüth des Königs diesen günstig zu stimmen.

Vor jedem entscheidenden Versuche wollten die Jesuiten die Meinung des Königs ihnen gegenüber erforschen. Auf seiner Reise nach Metz (Anf. März 1603) kam derselbe durch Verdun, — weil dieses Bisthum nicht zu dem eigentlichen Frankreich gehörte — die Jesuiten ein Kolleg besaßen. Die Väter des letztern ermahnten den König während seines Aufenthaltes in Verdun aufzuheben das Verbot, welches gegen den Besuch der Jesuiten aus dem Auslandes ergangen war, nicht auf ihr Kolleg auszuheben. Heinrich, schon vorher von Varenne bearbeitet und bereits entschlossen, jeden noch bestehenden Zweifel an seiner Religiosität durch die Wiedereinführung der Jesuiten glänzend zu beseitigen — und das war um so wichtiger, als man sich demnächst auf eine neue Papstwahl gefaßt machen mußte — gab ihnen eine sehr freundliche Antwort, in der er nicht nur ihrem Ehren entsprach, sondern ihnen auch aus freien Stücken ihre Schüler immer gnädig aufnehmen zu wollen.¹⁾

So viel Güte von Seiten des Königs hatten die Jesuiten erwartet. Auf Grund dieses Erfolges beschloßen sie sofort, dem König um ihre Widerzulassung in Frankreich anzugehen. Auf Rath La Varenne's stellte man fest, daß man Heinrich in Paris und zwar während der Heiligen Woche aufsuchen wolle, wo durch die zahlreichen religiösen Uebungen in eine hinreichend fromme Stimmung versetzt sein würde.

Am Donnerstag vor Ostern 1603 wurden die vier Abgesandten der Jesuiten durch La Varenne in das Kabinet des Königs gebracht, wo sie auch den Herzog von Epemon, Villeroi und Herrn Sevres — alle drei sehr fromme Personen — gegenwärtig hatten. Sie fielen vor dem Könige auf die Knie, dieser ließ sie

¹⁾ Oec. roy ch. CXXIX p. 526. — Palma Cayet, Chr. sept. 242.

tius, Billeroy und besonders La Barenne — alles auf, 1 Zeitpunkt der Rückberufung zu beschleunigen. Alles, was Hofe mit dem Scheine der Frömmigkeit zu umgeben ließ stürmte den König in dieser Richtung. Der Aufforderung Königs in Metz entsprechend, kamen im Anfang Juni 16 einige Jesuiten an den Hof, der Provinzial Armand und de Cotten, der als geschickter Weltmann und beredter Prediger Ansehen in seinem Orden genoß. Es gelang besonders dem wandten Priester, durch liebenswürdiges und friedfertiges sich sehr schnell in der Gunst des Monarchen festzusetzen, so daß ihn bald zu den geheimsten Verathungen heranzog. Kurz gestattete er ihm sogar, in offener Verletzung des Edikts tainebleau vor dem Hofe, ja öffentlich in Paris zu predigen; ausgezeichneten Reden des Jesuiten zogen bald alle Welt; Kanzel. Cotten bemühte sich dabei, die größte Mäßigung Beziehung zur Schau zu tragen. Dem König und seinen Ministern schmeichelte er, indem er häufig predigte, es sei bei Steuern zu zahlen, als Almosen zu geben; denn dieses eine Ermahnung, jenes ein Befehl. Von den Jesuiten er als von „unsern Gegnern in Bezug auf die Religion „anders nicht“. Calvin nannte er — man behauptete, dies von Seiten eines katholischen Geistlichen noch nicht vorge — stets höflicher Weise „Herr“. ¹⁾ So wurden systema Gemüther allmählich für den Orden gewonnen, der Schritt seinen Sieg weiter verfolgte. Auch die Väter Alexander, an diplomatischer Klugheit und einschmeichelnde heit den beiden ersten Ankömmlingen gleich, fanden sich im des Sommers bei Heinrich IV. ein. Sie versprachen im des Ordens, daß sie gute Franzosen seien, dem Könige nach dienen und nur Franzosen zu Provinzialen in den drei

¹⁾ P. Cayet, Chr. sept., 276. — Supplém. à l'Estoire, 331
Dupleix, Henry le Gr., 347. — Occ. roy ch. CXXIX. p. 326.

ischen Provinzen ihrer Gesellschaft wählen wollten. Zwar ließen Heinrich auch dringende Gegenvorstellungen gegen die Re-
aration der Jesuiten von Seiten Jakob's I. ein:¹⁾ aber das
nochte ihn in dem einmal gefaßten Beschlusse um so weniger
afend zu machen, als er im Gegentheile die Einnischung fremder
sten in die innern Angelegenheiten seines Reiches stets sehr
ern sah.

Gegen Ende des Sommers versammelte der König seine vor-
nsten Minister und Beamten, um die Rückberufung der Je-
en in Erwägung zu ziehen. Nach mehrtägigen Berathungen
hloß die Mehrheit, der schon bekannten Ansicht des Königs
utreten. Auch der Reformirte Rosny war Höfling genug, um
e Stimme hierfür abzugeben; nur der muthige Präsident
Thou rieth, die Angelegenheit dem Parlamente anheimzustellen
h. die Jesuiten abzuweisen. Endlich, im September 1603,
hrend seines Aufenthaltes in Rouen, erließ der König ein Edikt,
h welches die Jesuiten in die Städte, wo sie sich früher nieder-
assen hatten, und einige andere namentlich aufgezählte zurück-
ähret und mit ihren konfiszirten Besigthümern von neuem be-
t wurden. Freilich wurden ihnen einige Bedingungen gestellt:
e Niederlassungen der Jesuiten durften nur mit königlicher Ein-
igung geschehen; nur geborene Franzosen durften in Frankreich dem
en angehören; jeder Jesuit mußte dem Könige und dem ganzen
de Treue und Friedfertigkeit schwören; Erbschaften durften sie
t annehmen, keine Schenkung erhalten, keinen Kauf abschließen
e Genehmigung des Königs, u. s. w. Indeß die Hauptsache,
legale Existenz in Frankreich, hatten die Jesuiten erlangt, und
einschränkenden Bedingungen, durften sie hoffen, würden in
e der günstigen Gesinnung des Königs bald zum todten Buch-
n oder vielleicht gänzlich aufgehoben werden.

¹⁾ Auszug aus der Dep. Beaumont's vom 23. Juli 1693; bei Siri,
Recond. I. 239 ff. — Du Pleßis an La Fontaine, 26. März 1604; Mém.
tres de Du Pleßis, I. 46 f.

So groß die Freude der Jesuiten und ihrer Anhänger stark waren auch der Kummer und die Entrüstung ihrer Feinde. Und zu diesen gehörten nicht etwa allein die Reformirten, sondern auch die Katholiken, welche in den Jesuiten ihre schlimmsten Feinde sahen. Das Parlament, das sich einst mit aller Kraft dem Edikte von Fontenay widersetzt hatte, war doch nicht fanatisch genug, die Gefährlichkeit der Jesuiten zu übersehen. Einmal fühlte es sich gekränkt, daß ein feierlicher Parlamentsbeschluß nun plötzlich besondere Veranlassung umgestoßen werden sollte; und damit tete es, die Jesuiten möchten entweder den König sich machen oder, wenn ihnen dies nicht gelänge, schwere Lasten im Reiche hervorrufen. Das Parlament griff also zu seinem liebsten Mittel, der Verschleppung. Ein Monat nach dem Edikte verging, ohne daß das Edikt auf die Tagesordnung gesetzt war. Der König sprach persönlich mit einigen hervorragenden Mitgliedern des Parlamentes: vergebens. Endlich gab Heinrich IV. dem bestimmten Befehl, das Edikt zu registriren. Am 24. Dezember 1603 suchte nun zwar der erste Präsident der würdige Achill von Harlay, in dreiviertelstündiger Sitzung selbst von den Gegnern bewunderter Rede den König umzustimmen, aber da Heinrich IV. sich einmal fest zu Gunsten der Jesuiten geschlossen hatte, so konnte keine Macht der Erde ihn mehr zurückbringen. Er antwortete nach seiner gewohnten Weise dem einen Punkte auf den andern überspringend, in Fäulnissen, mit zahlreichen Gleichnissen. Dann verwies er, wenn er keine bessern Gründe wußte oder sie nicht äußern wollte, auf seine überlegene Kenntniß und Einsicht und schloß mit dem Machtspruche, der freilich mehr werth war, als alle seine Gründe. „Laßt mich diese Angelegenheit leiten, ich habe andere wichtigeren zu Stande gebracht; und sinnt nur noch darauf, was ich euch sage.“¹⁾

¹⁾ P. Matthieu, Hist. de Henry IV. ed. 1631 p. 621. — Thoul. Hist. p. 1044 ff., der die Reden wörtlich, natürlich in latein. Uebersetzung, anführt.

Das Parlament glaubte, seine Pflicht gethan zu haben und mehr dem bestimmten Willen des Königs keinen Widerstand zu leisten zu dürfen. Trotz der Gegenbemühungen einiger hartziger oder besonders pflichteifriger Rätthe wurde das Edikt am Januar 1604 in die Register des höchsten Gerichtshofes eingetragen. Der Jesuitenorden bestand wieder zu Recht in Frankreich. Nach wenigen Wochen predigten und lehrten die Schüler das Jesuitensystem wieder in allen großen Städten des Landes.

Heinrich fuhr fort, ihnen einen Gunstbeweis über den andern zu geben. Auf die Bitte La Barenne's schenkte er das königliche Schloss, das in dessen Geburtsorte La Flèche (im nördlichen Anjou), den Jesuiten, um dort ein Kolleg und eine Kirche zu bauen, in welcher letztern einst die Herzen des Königs und der Königin beigesetzt werden sollten.¹⁾ Brachte diese Schenkung eines königlichen Schlosses an die Verhafteten die Reformirten schon in Verwirrung, so mußte es sie geradezu mit ernstlichster Besorgniß erfüllen, als der König den einschmeichelnden und klugen Cotton zu seinem Hofprediger, Gewissensrath und Beichtvater wählte. Von seit einiger Zeit von Heinrich nicht nach Wunsch behandelt, fürchten sie jetzt, daß der Jesuit das Ohr und das Herz des Königs völlig gegen sie einnehmen werde.

Eine weniger ernsthafteste, aber darum doch persönlich recht geliche Opposition fand der arme Cotton, der übrigens seinen Ruf keineswegs mißbrauchte, in dem lockern Gefinde des Hofes, welches fürchtete, daß sich Heinrich in Folge der großen Macht, ein Beichtvater über ihn besaß, bestimmen lassen möchte, dem seinen Leben am Hofe ein Ende zu machen und ein ernstes und strenges Wesen an demselben einzuführen. Hierin irrten sie freilich sehr. Denn einmal war Heinrich wenig geneigt, sich von irgend jemand in seinen Vergnügungen und Genüssen stören zu lassen, und dann haben — soweit wir das verfolgen können —

¹⁾ Supplém. à l'Est. 366.

die Jesuiten auch nie versucht, in dieser Richtung eine auf Heinrich's Charakter auszuüben. Indes die jungen am Hofe waren anderer Ansicht und verfolgten den Ba mit ihrem lebhaftesten Hasse. Sie reizten die Pagen u des Hofes zu Spöttereien gegen den Jesuiten,¹⁾ und al dafür durchgepeitscht worden, unternahmen sie aus 9 Mordversuch gegen Cotton, der jedoch mit einer stark wunde davonkam. Der König und seine Gemahlin über dieses Ereigniß sehr entrüstet, allein die darüber Untersuchung blieb ohne jedes Ergebnis.²⁾ Natürlich Folge dieses Martyriums Cotton Heinrich dem Vierter so lieber, der bald auch in politischer Beziehung keinen Entschluß mehr faßte, ohne zuvor den Rath des kluge gehört zu haben.

Mit dem größten Eifer begünstigte der König die 9 des Ordens über ganz Frankreich. Nicht nur gestatt Städten, die ihn darum angingen, die Einführung der sondern er zwang diese auch Orten auf, die von ihnen nichts wissen wollten. Die Einwohner von Rouen, dai Bürgerkriege stark gelitten hatte, wollten zu dem Unt dortigen Jesuiten nichts beitragen; durch einen sehr u königlichen Befehl wurden sie dazu gezwungen. Die u und angesehensten Bewohner der Provinz Poitou wi aus Liebe zum religiösen Frieden der Errichtung eines klosters in ihrem Hauptorte. Aber gerade deshalb lag Cotton sehr am Herzen, daß in Poitiers der Wille der l

¹⁾ Vieille laine, viel cotton; P. Cayet, Chr. sept., 277. - Spottvers Supplém. à l'Est. 361. — Lat. und französ. Spottreden über Cotton in der MS. Depeche Aysala's vom 25. Mai 1605; F

²⁾ In etwas verschiedener Auffassung erzählt von P. Cayet, 276 f.; und Dupleix, Hist. de Henry le Gr., 349. Ersterer giebt des Ereignisses Ende Februar 1604 an; indes Heinrich IV. selbst von bereits in seiner Instruktion an Beaumont vom 17. Jan. 1601 einem Ereignisse, das mehrere Tage früher stattgefunden hat.

erhögesezt werde, und so erließ wirklich Heinrich an die dieser Stadt ein sehr dringendes Mandat, die Jesuiten ögern aufzunehmen. Selbst in das bisher so streng itische Bearn wurden im Jahre 1608 die Jesuiten ein-

ne jede Schwierigkeit erlangten die Jesuiten nun auch die isung der Pyramide, die zu ihrer Schande aufgerichtet der König wollte das Parlament veranlassen, selbst den zur Niederreißung des Denkmals, das gerade auf Berord- s hohen Gerichtshofes aufgestellt worden war, zu ertheilen; dieser Selbstdemüthigung war die Körperschaft nicht zu . So wurde die Pyramide auf einfache königliche Ordre ernt. — Dem Vater Cotton bot Heinrich sogar ein Bis- t, das dieser jedoch ablehnte, theils um nicht den Reid en Orden zu verstärken, theils wohl auch, um nicht die iche Stellung eines königlichen Beichtvaters aufgeben zu

: Begünstigung der Jesuiten durch den König lockte dann Orden nach Paris, und bald füllte sich die Stadt mit neu n Klöstern der verschiedensten Regeln. Heinrich IV. hatte Genugthuung, von Seiten des Papstes und der übrigen ürsten die herzlichsten Glückwünsche ob der glänzenden Be- iner treuen kirchlichen Gesinnung zu erhalten. Alle in ch bestehenden Mönchsorden wurden von dieser großen Be- erfaßt. Erwähnt sei hier nur die allerdings in ihren der Wissenschaft sehr erspriessliche Reformation des Be- rordens, begonnen durch eine Bulle Klemens VIII. vom l 1604. Auch in den Frauenklöstern begann eine ge- Religiosität sich geltend zu machen. Die Nonnen trieben e Bußübungen, daß viele von ihnen darüber starben; der

Papst selbst sah sich bewogen, ihnen Mäßigung anzuerkennen. Von der Zeit des Skeptikers Heinrich datirt die moralische Wiedergeburt des französischen Klerus. Der fromm katholischen Valois arg verweltlicht, fing er jetzt an Eifer, Sittenstrenge und Wissenstrieb zu erfüllen. —

Indessen so ganz ungetreu wurde doch Heinrich der bisherigen Politik, die ja wesentlich die der Vermittelung lichten Unparteilichkeit gewesen war, nicht, daß er Begünstigungen, welche er den Katholiken erwiesen hatte, nun auch den Reformirten einige Benefizien zugestand. Er hatte hierzu um so mehr Veranlassung, als gerade im Jahre 1604 und 1605 die innere Ruhe des Reiches von vielfachen geheimen Umtrieben bedroht war; zumal da er in dieselben verwickelt war, mußte dem Könige sehr zu liegen, die Reformirten von jeder Betheiligung an den Unruhen fern zu halten. Die Richtschnur seines Verfahrens in diesen Angelegenheiten ist bekannt: er war gewillt, den Reformirten die Freiheit des Bekenntnisses und Bürgschaft für ihre Sicherheit zu gewähren, als dies mit der allseitigen Unterordnung der Macht des Staates vereinbar war. Eine Immunität der Staatsgewalt sollte nirgends gestattet sein, vielmehr die in der hugenottischen Gemeinde unter Aufsicht und oberster Leitung der Staatsregierung

Durch ihre gesetzmäßigen Deputirten bei dem Könige von St. Germain-Monroy und Des Barres, die Hugonotten im Herbst 1604 den König um die Bewilligung politischer Generalversammlung angingen. Sie stellten gerade den gegenwärtigen Umtrieben gegenüber, in die sie fortwährend hineinziehen wolle, eine Verständigung mit Sr. Majestät und ihnen vom höchsten Nutzen sein werde. aus den oben angeführten Gründen gewillt, den Reformirten

¹⁾ Ranke, Päpste (4. Aufl.) II. 426.

allen zu sein, erließ in der That ein Brevet, welches eine Generalversammlung der Hugenotten auf den 1. Mai 1605 nach tellerault in Poitou berief.¹⁾ Aber diese Gunst sollte doch auf andern Seite auch dazu dienen, die Hugenotten dem Staate zu unterwerfen. Der König befahl deshalb den beiden calvinistischen Deputirten, ihren Glaubensgenossen durch ein Circulär anzuzeigen, daß von nun an jeder ihrer Synoden und politischen Versammlungen ein königlicher Kommissar beiwohnen solle: eine wichtige Neuerung, die abermals beweist, wie konsequent Richelieu seine Ziele vor Augen hatte! Wie er auf der einen Seite die Jesuiten — trotz aller Begünstigungen — von dem Einflusse der Staatsregierung für jeden Augenblick abhängig machte, so sucht er auch den Hugenotten immer mehr jene Selbstständigkeit zu nehmen, in der sie sich vor wenigen Jahren noch in ihrer Abart des holländischen Staatswesens konstituiert hatten.

Freilich sahen die Reformirten wohl ein, was der König mit dieser Maßregel bezweckte. Das sei, sagten sie, eine unerhörte Maßregel, die selbst unter den frühern Königen nie vorgekommen sei; so viel weniger sei sie von dem jetzigen Könige zu erwarten, der doch so viele Beweise der Treue gerade aus der Mitte der calvinistischen Versammlungen erhalten habe. Keine Versammlung im Königreiche — und es seien ihrer doch viele, die der Vergangenheit größern Grund zum Mißtrauen gegeben — werde unter besonderer Aufsicht eines königlichen Kommissars zu stehen. Es sei klar, ihre Feinde hätten den König verleitet, sie als verdächtige Menschen brandmarken zu wollen.²⁾ Sie trugen ihre Deputirten, dem Könige ihre Beschwerden und Forderungen vorzulegen. Sie verlangten, daß zu den politischen

¹⁾ MS. Königl. Bibl. zu Berlin, Manuser. gall. fol. vol. 21 p. 51 a. b. Brevet ist vom 28. Okt. 1604. — Ueber die Vorgeschichte dieses Brevets s. Du Plessis an St. Germain vom 24. Aug. 1604; Mém. et Lettr. II.

²⁾ Dep. Hesperien's an Sillery vom 8. März 1605; Mém. et Lettr. a Plessis, I. 91.

ihnen die Aufnahme eines königlichen Kommissars zu und endlich, die Versammlung in Chatellerault aufzuheben. Sie mit den Vorbereitungen zu derselben noch nicht zu Ende. Der König erwiderte (28. April 1605): den Zusammen Versammlung schiebe er bis zum 25. Juli auf, über die Forderungen würde ihnen zu Chatellerault selbst ein günstiger Bescheid werden durch einen königlichen Kommissar ein Reformirter sein werde.¹⁾

So freundlich auch dem Wortlaute nach diese Antwort des Königs war, schloß sie doch augenscheinlich einen den Reformirten ungünstigen Bescheid ein. Freilich, der an sich bedenkliche Aufschub der Versammlung wurde gewährt; aber der Haß der Hugenotten, von dem königlichen Kommissar bei den Rathungen verschont zu bleiben, wurde auf schlaue Weise. Heinrich kündigte nicht geradezu an, daß er fernerhin die Abgesandten zu den hugenottischen Assembleen schicken würde, sondern nur dieses Mal wollte er einen Reformirten zu Chatellerault abordnen, um ihnen seine Willensmeinung mitzutheilen. Aber jedem Nachdenkenden war vorn herein klar, daß dieser Fall in Zukunft als ein Präzedenz benützt werden würde. Man wußte am Hofe ganz genau, daß Heinrich über die Weigerung der Hugenotten, einen Reformirten Kommissar zu ihren Berathungen zuzulassen, sehr ungehalten

n begann, Hoffnungen auf die Streitigkeiten zwischen
ge und den Hugonotten zu setzen.¹⁾ Die Beantwortung
en Beschwerden wurde verschoben, d. h. einstweilen und
Versammlung blieb es bei den Maßregeln, welche die
n hatten abgestellt sehen wollen.

ffen die Unwillfährigkeit Heinrich's den erwähnten Wün-
Kalvinisten gegenüber ging nicht aus Uebelwollen gegen
hervor, sondern nur aus seinen unwandelbaren Grund-
Betreff der innern Gestaltung des Staatslebens. Auf
Seite hatte er vielmehr die Versammlung zu Chatellerault
estimmten Absicht gewährt, den Reformirten den Besitz
herheitsplätze, der nach dem Wortlaute des Ediktes ihnen
bis Ende 1606 zugestanden war, um mehrere Jahre zu
1.²⁾ Das sollte wahrscheinlich das Gegengeschenk an die
n sein für die Rückberufung der Jesuiten. Den Be-
n unter den Reformirten wurde dieses Versprechen sowie
ge mitgetheilt, daß Rosny der Vertreter des Königs auf
ammlung sein werde.

ny war in der That die einzige Persönlichkeit, die sich
zu seinem Kommissar in Chatellerault aussuchen konnte.
rmirter mußte es sein, um die Hugonotten nicht ganz in
zu bringen. Aber unter den Reformirten würde man
er jenem niemanden gefunden haben, der sich seinen
genossen kühl genug gegenüber stellte, um erforderlichen
ch gegen ihre Interessen und Wünsche die Sache des
i vertreten. Nur Rosny, der religiös ziemlich indifferent
ausschließlich deshalb Hugonott blieb, weil er einsah, daß
cher dem Könige mehr sei, wie als Katholik³⁾ — nur

3. Dep. Zuñiga's v. 14. Mai 1605; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1460.
consulta des span. Staatsr. v. 8. Febr. 1605; ibid. K. 1426.

Force an seine Gemahlin, 28. Nov. 1604; Mém. de La Force,

wegs bestimmt, geheim gehalten zu werden.) Der
darauf hin, wie der eigentliche Zweck der Versammlung, d
schaftslegung der bisherigen reformirten General-Deput
die Ernennung neuer an ihrer Stelle, auf eine einf
weniger lärmende Weise hätte erreicht werden können. I
besonderer Gnade und in der Ueberzeugung, die Ver
werde nur die Folge haben, daß die Reformirten sich
ander in der Treue und Dankbarkeit gegen den König
würden, gestattete er ihnen die Assemblée. Indessen
derselben kein fremder Fürst zum Protektor der Refor
Frankreich ernannt werden. Zweitens aber sollte
letzte politische Versammlung der Hugenotten
reich sein. Zu Zwecken der Lehre und religiösen Diszi
sie ihre Synoden, politisch könnten sie überall nach
stimmungen des Edictes bei den kompetenten Richtern
und die Ernennung der beiden Generaldeputirten könn
auf andere, weniger umständliche Weise erfolgen. Kein
die über das Edict von Nantes hinausgingen, solle Rosn
und wenn die Versammlung doch auf dergleichen besteh
sokort darüber an den König berichten. In einem befo
hang wurde der Versammlung ausdrücklich untersagt: 1
klärung, daß der Papst der Antichrist sei, wieder zu
2) Briefe von Bouillon oder von einem auswärtigen

berollmächtigten Deputirten zuzulassen. Wenn die Re-
sten sich in diesen Beziehungen dem Willen des Königs
könnten sie auf die Verlängerung des Besizes der Sicher-
läge rechnen. Nur das Geld für die Garnisonen in den
Kon'schen Festungen werde der König unter keiner Bedin-
weiter auszahlen.

Der König beabsichtigte also, der politischen Wirksamkeit und
nifikation der Hugonotten ein für alle Male ein Ende zu
n. Von seinem Standpunkt aus hatte er hierin nicht Un-
aber ebenso wenig kann man es den Reformirten verdenken,
be gegenüber den zahlreichen Begünstigungen, die Heinrich IV.
den Katholiken zukommen ließ, und besonders gegenüber der
en Unsicherheit, welche Gesinnung zukünftig der Nachfolger
th's gegen sie hegen würde, ihre bisher so glücklich behauptete
Organisation, der sie im Grunde ihre ganze Existenz ver-
nicht leicht hin aufgaben. Obwohl die königlichen In-
nen nicht im voraus bekannt gegeben wurden, konnten doch
anzösischen Calvinisten aus den frühern Erklärungen des
sowie aus den Nachrichten, die sie vom Hofe empfingen, 1)
hr die Willensmeinung desselben erkennen und bei Zeiten
genüber Beschlüsse fassen.

Besonders Du Meffis zeichnete sich durch seinen Eifer in
Angelegenheit aus. Er that den Reformirten Vorschläge,
im ganzen später von der Versammlung angenommen
find. Man solle dem Könige vorstellen, wie groß die
Haft gegen die Reformirten noch unter den französischen
ken sei, zumal seitdem die Jesuiten von neuem immer
ger im Königreiche würden. Deshalb möge der Monarch
nicht nur den Besiz sämtlicher Sicherheitsplätze auf mög-
geraume Zeit hinaus verlängern, sondern auch die bereits

1. Du Meffis an Rivet, 22. Mai 1605; Mém. et Lettres de Du Pl.,
I.

um die Hälfte verringerten Summen zum Unterhalt in jenen Plätzen nicht weiter schmälern. Rosny freundlich empfangen, ihn aber unter gütlichen Theilnahme an den Berathungen der Versammlung. In Anbetracht der üblen Lage der Dinge sollte gleich anfangs den Eid der Vereinigung der *Franchise* und des Geheimhaltens der Verhandlungen freilich unbeschadet des Gehorsams gegen den Dauphin.¹⁾

Dieser letztere Punkt war wohl der nicht die Hugonotten in der That diesen Eid und die politische Verbindung, so traten sie den hinfälligen Forderungen des Königs stracks entgegen. Denn bei der dringenden Lage auch gegen den König und würde, konnte trotz der entgegengesetzten Formel keinem Zweifel unterliegen. Die Hugonotten abermals eine politisch abgeschlossene Körperschaft geworden.

Die Deputirten, die in viel größerer Zahl, genehmigt war, aus allen zehn Provinzen und der *Assemblée* entsandt waren, traten am 2. Rosny bewarb sich um den Vorsitz in der Versammlung ein beratendes Votum in derselben, aber man ließ ihn nicht zu. Er wurde nur unter keiner Bedingung bei Zulassung: trotz der zahlreichen Geldmittel, die er mitgebracht, fanden sich nur zwei *Cent* Stimmen, und unter denselben war die eines gewonnenen Advokaten.²⁾ Es war dies eine gr-

¹⁾ Die betr. *Memoires Du Pleissis* befinden sich in I. 109—113. 116—121. — Vgl. *Vie de Du Pl.* p. 304

²⁾ *Marbault*, 91 f. — *Benoist*, *Hist. de l'Ed. de France*, 2, findet sich ein Auszug zwischen Rosny, dem Könige, Villeroi und Sillery über

Rosny's, da er sonst auf Du Plessis Vorschlag in
Weise von der Theilnahme an der Versammlung fern
e.

aptentscheidung jedoch brachte unmittelbar der folgende

Juli. Hier beschworen die Deputirten von neuem
evangelischen Kirchen „unter sehr demüthigem Ge-
en den König“. „Wir versprechen und beschwören“,
er, „zu bewahren und auszuführen sowie bewahren
ten zu lassen mit unserer ganzen Macht alles, was in
ärtigen Versammlung beschlossen und festgesetzt werden
Gut, Ansehn und Leben hierfür anzuwenden, ohne
irgend einer Weise und bei irgend einer Gelegenheit
zugehen, bis durch diese oder eine folgende Versamm-
s beschlossen werden wird; niemandem, wer es auch
Vorschläge und Meinungen der Anwesenden zu offen-
ebenso wenig die Beschlüsse, deren Geheimhaltung die
Versammlung beistimmen wird; und wenn jemand für
rung und Ausführung der genannten Beschlüsse ver-
belästigt wird, für seine Schadlosgkeit alle unsere
iter und Leben anzuwenden; auch nicht von der gegen-
Versammlung ohne deren Urlaub zu scheiden“. Dieser
von sämtlichen Deputirten unterzeichnet. 1)

ig diese Formel über Du Plessis Vorschläge hinaus und
runde eine offene Kriegserklärung gegen den König.
s, daß die Hugonotten diesem ihre Unterwerfung zu-

ault. Indeß derselbe ist mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da
reiche offenbare äußere und innere Widersprüche vorhanden
iginale dieser Briefe sollen noch dazu sämtlich „verbraunt“

Actes de l'Assemblée de Châtellerault; in Manuscr. gall.
der Königl. Bibliothek zu Berlin: Assemblées politiques de
la Religion, p. 67a ff. — Der Eid findet sich p. 70b ff.
ngen der Ergebenheit sind übrigens, in Gemäßheit von Du Plessis
f den Dauphin ausgedehnt.

sicherten, wenn sie gleich darauf beschworen, die Mittheilungen der Versammlung gegen jedermann ohne Vertheidigung, niemandem — also auch dem Könige und Richtern nicht — die Vorschläge und geheimen Verfügungen der Deputirten verrathen zu wollen? Einige Hiskörper¹⁾ gaben consequenter Weise auf dem einmal betretenen Wege Vorschläge vor, diesen Eid allen Gouverneuren der Provinzen aufzuerlegen, die königlichen Beamten von allen Augen fern zu halten, in jeder Provinz einen beständigen Aufseher zu stellen und endlich sich um fremde Unterstützung zu bemühen. Mit der Annahme dieser Propositionen wäre der Mißverstand zwischen dem Könige und den Reformirten unheilbar geworden, ein gänzlicher Konflikt zwischen den ehemaligen Waffengefährten stand in Aussicht. Müstete sich doch der König schon zum Vordringen nach dem Süden, wo er natürlich nur an der Spitze der Armee erscheinen wäre.

Man macht häufig die Beobachtung, daß Beratungen in der Hitze einer erregten Sitzung über die wirklichen Willen hinaus fortgerissen werden. So auch Heinrich durch Mosny seinen ersten Zorn über diese Verhältnisse erkennen gab,²⁾ kamen die hugenottischen Deputirten zu einer Besinnung. Es wäre unter diesen Umständen an eine Verlängerung des Besizes der Sicherheitsplätze von Seiten des Königs nicht zu denken gewesen, und da diese den Reformirten einstweilen unentbehrlich waren, so konnte dann die Fortdauer des religiösen Bürgerkrieges kaum noch eine Frage der Tagesordnung sein. Es aber so weit kommen zu lassen, fühlten die Führer

¹⁾ Das folgende ist aus Mosny's Briefwechsel, der — nach Sully's „Documents“ — Wahres mit Falschem vermischt zu enthalten offiziell sind indeß diese weitergehenden Vorschläge in der That nie zur Sprache gekommen, denn in den Akten findet sich nichts von ihnen.

²⁾ Wie ernst der König die Unionspläne der Reformirten ansah, zeigt sein Brief über diesen Gegenstand, noch am 12. Aug. an Du Bellay Lettr. Miss. VI. 503.

i Calvinismus um so weniger Neigung, als sie wußten, hierbei die Masse ihrer Glaubensgenossen nicht hinter sich würden. Sie beschloßen also, gelindere Saiten aufzuziehen. Inmal geleisteten Eid konnten sie zwar nicht rückgängig, aber sie machten ihn gewissermaßen gegenstandslos, indem keine Beschlüsse faßten, die ihm eine praktische Bedeutung geben können. Ja, sie gingen in ihrer Neue so weit, daß i Wünsche des Königs, sie möchten nicht sofort zwei General- te, sondern sechs Kandidaten ernennen, damit er aus ihnen eine hl treffe, nach frühern Sträuben jetzt bereitwillig erfüllten auf¹⁾: ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, da sie sich doch jedes Indniß erst abzwängen zu lassen pflegten. Dafür verlangten Belassung der Sicherheitsplätze auf weitere acht Jahre. so war der Friede zwischen König und Reformirten schnell ellt, ehe er recht gestört worden. Mit Murren hatten sich die Hugenotten dem Willen Heinrich's unterworfen, aber ten sich doch eben wiederum gefügt. Die hauptsächlich en des Monarchen waren erfüllt; man hatte weder vom noch vom Herzoge von Bouillon gesprochen, selbst die engere dung unter den französischen Protestanten war wieder auf- worden. Solchen Beweisen der Treue gegenüber machte einrich KonzeSSIONen. Die Versammlung hatte beschloßen, enn der König ferner besondere politische Versammlungen ormirten nicht bewilligen würde, die politischen Angelegen- wann auf den Generalsynoden zu verhandeln seien, zu denen in Falle auch die vornehmsten weltlichen Führer der Part: werden sollten. Indessen es war von dem Verbetz solcher mlungen ferner nicht mehr die Rede. Unter den sechs aten wählte der König den Abtigen De la Noue und den entorath Ducros aus, zwei eifrige Protestanten, der letztere ansfiling des Marshalls Lesdiguieres. Endlich, was das

Wichtigste war, der König verlieh den Besitz der Städte den Protestanten auf weitere vier Jahre und erklärte, daß die frühern acht Jahre des Besizes erst vom Tage der Verkündung des Ediktes von Nantes durch das letzte Parlament, Rennes, also vom August des Jahres 1600 gezählt werden. Auf diese Weise blieben den Reformirten die Sicherheitsweilen bis zum August 1612.

Die Versammlung dankte dem Könige für seine Güte und ging dann, nachdem sie den Generaldeputirten noch gewöhnlich, ein Fest mit weitem Forderungen und Anreicherungen hatte, friedlich aus einander (9. August 1605¹⁾) wie man wohl von beiden Seiten gefürchtet hatte, zur Lösung des Zwistes zwischen Königthum und Huguenotten hatte sie offenbar beide Parteien über ihre gegenseitigen beruhigt. Bei aller Verschiedenheit der Interessen und Interessen gab es doch zwischen Heinrich IV. und seinen reformirten stets ein gewisses Etwas, das sie immer wieder führte und, trotz augenblicklicher Mißstimmung, wirkliche Fühlung zwischen ihnen nicht aufkommen ließ. —

Viel gefährlicher, weil gewissenloser und gehässiger, lebten Unternehmungen einiger Mitglieder der aristokratischen Partei gegen Heinrich IV. Aber sie vermochten doch einem wirklichen Partei- und Bürgerkriege sich aufzuwerfen und blieben vielmehr auf enge, persönliche Umtriebe beschränkt.

Der Graf Karl von Auvergne hatte sich, wie wir wissen, Unzufriedenheit mit der — seinen Fähigkeiten völlig entsprechende — unbedeutenden Stellung am Hofe bereits der Biron'schen Verschwörung angeschlossen und war dann vom Könige entlassen worden. Bald aber fand er einen zweiten Verführer, der ihn der Treue für König und Vaterland neuerdings zu machen: und zwar dieses Mal niemanden andern,

¹⁾ MS. Actes de l'Ass. de Chat. p. 81a—101a.

Halbschwester, die Geliebte des Königs, die Marquise Gen-
 en Verneuil. Diese stolze und ehrgeizige Frau hatte sich
 it lang eingebildet, die rechtmäßige Gemahlin Heinrich's IV.
 den. Sie glaubte sich ihrem Ziele nahe, als sie von dem
 das schriftliche Versprechen erhielt, nach der Geburt des
 Sohnes seine Gemahlin zu werden. Indes die Minister
 's hatten trotz dieser Zusage, die sie für ungültig hielten,
 emählung des Monarchen mit Marien von Medici ver-
 und endlich auch abgeschlossen. Henriette, welche diese
 durch jede Art von Intrigen hatte verhindern wollen, war,
 dies nicht gelungen, zuerst vor Zorn außer sich gerathen,
 sie dem Könige nicht mehr den Zugang zu sich hatte ge-
 wollen. Freilich hatte Heinrich sie wieder besänftigt, aber
 e dabei doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Maria
 thar bleiben, oder daß der König dieselbe aus irgend einem
 Grunde nach Florenz zurücksenden werde. Sie sagte öffent-
 e sei des Königs Gemahlin, und nannte ihren Sohn
 n.¹⁾ Hielt sie sich doch für weit vornehmer, als die „dicke
 Frau von Florenz“, die Tochter reich gewordener Banquiers!
 sie sah ihre Hoffnungen eine nach der andern erlöschen.
 gebär ihrem Gemahle einen Sohn und ein Jahr darauf
 chter; und trotz der häufigen Streitigkeiten zwischen den
 en Gatten wurde nach außen der Schein guten Ein-
 tens zwischen ihnen aufrecht erhalten. Das erfüllte die
 ise mit höchstem Ingrimm, und von nun an sann sie dar-
 an Heinrich IV. zu rächen. Noch mehr wurde sie hierzu
 durch ihren Vater, den alten D'Entragues, einen grundsag-
 änglich verderbten Menschen, welcher gehofft hatte, in Folge
 de des Königs zu seiner Tochter sein Haus mit Gütern
 ren überhäuft zu sehen,²⁾ und sich nun hierin getäuscht

Mémoires de Claude Grulard (Petitot vol. XLIX. p. 431.)

Er gesteht das ganz offen ein in seiner Rechtfertigungsschrift; MS.

fand. Uebrigens hatten die Marquise und ihre Angehörigen der That Grund zur Besorgniß. Maria hatte von dem ihrigen Versprechen ihres Gemahles an ihre verhaßte Nebenbuhlerin und fürchtete, daß dieselbe es nach dem Tode des Königs ihrem und ihrer Kinder Nachtheil anwenden werde. Sie half den König beständig, der Marquise und deren nichtswürdige Familie dieses Schriftstück zu entreißen. Heinrich gehorchte gerechtfertigten Verlangen seiner Gemahlin; aber er fand die Marquise um so weniger Gehör, in je gereizterer Stimmung sie überhaupt war. Sie antwortete dem Könige: wenn er das Schriftstück nie zurück erhalten, er möge es auch nicht suchen.¹⁾ Als die Königin hiervon hörte, gerieth sie in Zorn und großen Borne zugleich und ließ sich wohl in ihrer Ansehnlichkeit zu offenen Drohungen gegen Henriette hinreißen. Es ist bekannt, an Geschäftigen, welche diese der Marquise in noch anderer Weise hinterbrachten.* Die Königin, so erzählten sie ihr, sagt: wenn ihr Gemahl nicht mehr lebe, werde sie die Henriette in ein Gefängniß setzen, wo diese ihre Tage beschließen werde. Henriette begann also wirklich, für ihre und ihrer Kinder Zukunft Besorgniß zu hegen. Von beiden Seiten wurde der König bestürmt: von seiner Gemahlin, seine Geliebte zur Herausgabe des Schriftstückes zu zwingen; von dieser, ihr Zicheln zukünftige Verfolgungen zu gewähren. Auf beides mußte Heinrich nicht eingehen. Es widerstrebte ihm, strenge Gewalt gegen seine reizende Freundin zu gebrauchen. Er kannte auch sie und zumal ihre Familie zu gut, um die Festungen, Truppen und Geldmittel zu überliefern, die sie in

Procès criminel fait au comte d'Auvergne etc. (Manusc. gall. fol. 100. der Königl. Bibl. zu Berlin.) Ich folge in dem Berichte über die Verurtheilung hauptsächlich den authentischen Quellen, da die Darstellung (Mem. second. I. 292 ff.) ganz romanhaft ist.

¹⁾ Oec. roy, ch. CXXXI. p. 538.

²⁾ MS. Aussage der Marquise am 17. Dec. 1604; s. den vierten Anmerk. citirten Band.

enen Augenblicke ohne Skrupel gegen ihn selbst oder seinen
folger verwenden konnten. Indessen nun verdarb er es mit
t. Sein Verhältniß zur Königin wurde immer gespannter,
nz unhaltbar, und die Marquise wollte ihn gar nicht mehr
ngen, indem sie Gewissensbedenken vorschützte, welchen diese
e und ehrgeizige Frau sicher unzugänglich war.

So war die Familie Entragues in höchster Unzufriedenheit
em Könige und zugleich in großer Unruhe über ihr zukünftiges
hal. Es kostete so gewissenlosen Leuten, wie diese Familie
rihielt, nicht viele Ueberwindung, auch die ungesetlichsten
l zu gebrauchen, um sich sicher zu stellen und zugleich an der
ichen Familie zu rächen.¹⁾ Sie beschloßen also, sich an den
chen Botschafter, damals (Frühjahr 1603) noch Don Juan
sta de Tassis, zu wenden, um in dem spanischen Könige
ichere Stütze für ihre Pläne zu gewinnen. Es bot sich dem
von Entragues dazu eine bequeme Mittelsperson dar. Er
vor nunmehr dreißig Jahren einen Engländer Namens Morgan
t gelernt, der damals die Interessen der gefangenen Maria
t in Paris vertrat. Mit diesem war er in Verbindung ge-
t; andrerseits aber hatte Morgan, von Dürftigkeit bedrängt,
in spanischen Botschafter als Spion zu Verfügung gestellt.

Morgan also suchte Entragues mit Tassis anzuknüpfen; und
war nur allzu bereit, auf die Pläne des Herrn von En-
s einzugehen. Ließ sich doch auf diese Weise ein Mittel
nach dem Tode Heinrich's IV. entweder die Ruhe Frank-
wirklich zu stören oder doch durch die Aufstellung des Schreck-
eines Kronprätendenten den Nachfolger Heinrich's zur Er-
eit in den Willen Spanien's zu treiben. Indesß die Be-

¹⁾ Das Folgende nach dem MS. Procès criminel fait au Comte d'Au-
Marquise de Verneuil et sieur d'Entragues (Berlin, Königl. Bibl.,
r. gall. fol. 43). Die Ergebnisse der Untersuchung sind zum Theil
klar. Es ist zu bemerken, daß das Parlament die Angeklagten nicht
Schwerraths, sondern nur wegen Majestätsverbrechens im höchsten Grade
majesté au premier chef) verurtheilte.

günstigung und Beschützung der Marquise von Ven für Spanien nur dann von Nutzen sein, wenn dieselb Dokument besaß, welches als Anhalt für das Erbrecht benutzt werden konnte. Tassis fragte also sogleich bei Zusammenkunft mit Entragues, ob es mit dem jährlichen Versprechen des Königs an die Marquise und mit der von deren Kindern seine Richtigkeit habe. Entragues Nun forderte Tassis eine Kopie dieses Versprechens u Entragues eine jährliche Pension von 10,000 Thalern für Lieferung des Versprechens oder einer beglaubigten Kopie. Entragues weigerte sich einstweilen — so ganz mochte noch nicht in die Hände der spanischen Regierung gekommen. Damit hatten die Verhandlungen keineswegs ein Ende. vielmehr theilte Entragues sie jetzt auch seinem Stiefvater Grafen von Auvergne, mit. Der Marquise, seiner Tochter sie in diesem Stadium noch verschwiegen zu haben. Juni 1603 fanden sich, von Morgan geführt, Auvergne, Entragues in der Nähe des Stadthauses mit Tassis zusammen. Gespräch, mit Allgemeinheiten begonnen, wendete sich bald zum Schicksal der Marquise. Entragues und der Graf sprachen die Befürchtung aus, Henriette werde nach dem Ableben keine Sicherheit mehr in Frankreich finden, und fragten sie sich dann in ein dem spanischen Könige gehörendes Land ziehen können? Tassis mußte über diesen Gegenstand reichende Instruktionen empfangen haben, denn er antwortete: „Ich kenne den Willen des Königs, meines Herren, ich verspreche Ihnen in seinem Namen, daß immer, die Frau Marquise gefallen wird, sie und ihre Kinder mit Sicherheit und Unbeschränktheit werden aufgenommen, wie in ihrem eigenen Hause.“¹⁾

Bis zu diesem Punkte läßt sich das Verfahren

¹⁾ MS. Schriftliche Aussagen Auvergne's vom 18. Juni 1603

leute noch mit dem so natürlichen Wunsche entschuldigen, der equise und deren Kindern im Nothfalle eine Zufluchtsstätte zu sein. Aber sie blieben hierbei nicht stehen, sondern verhandelten eheut — so weit man aus den sich widersprechenden und vielbeschönigenden Aussagen des Grafen und des Herrn von Entragues noch ersieht — über die Mittel Spaniens, nach dem Tode rich's Frankreich anzugreifen. Mit versteckten Worten erbot er Graf von Auvergne, mit 10,000 Pikeniern und einer erhebenden Anzahl Arquebusiere sowie mit zehn Geschützen von allen aus in Frankreich einzubringen: natürlich um das Erbfeind seiner Neffen gegen Ludwig XIII. zu verfechten. Nachdem er so seine wahren Absichten deutlich genug geoffenbart trennte man sich für dieses Mal.

Fünf bis sechs Monate lang ruhten die Unterhandlungen, denen Auvergne indessen seiner Halbschwester Nachricht gegeben

Inzwischen war Tassis abberufen und Don Baltasar Niza an seine Stelle nach Paris geschickt worden. Wenige vor der Abreise Tassis (Ende Dezember 1603) ließ derselbe Morgan Herrn von Entragues und den Grafen von neuem anbieten. Als sie bei Tassis eingetreten waren, bat dieser auch seinen Nachfolger, Don Baltasar, der bereits von der Gelegenheit unterrichtet sei, zu der Verhandlung ziehen zu lassen. Von neuem bot Tassis dem Herrn von Entragues 50 Thaler Pension, wenn er den König von Spanien in Besitz des Originals oder einer Kopie jenes viel berührten Heirathsvertrages setzte. Entragues lehnte dies abermals ab, wiederholte Tassis zweimal den wörtlichen Inhalt des Dokumentes. Kein Zweifel, daß aus demselben die spanische Regierung sich eine gute Waffe gegen Heinrich's IV. Nachfolger schmieden wollte. Auf versprach Tassis, die Verhandlung mit seinem Könige, zu der er nun zurückkehre, weiterführen zu wollen; Mitte Mai, später aber im Juni sollten sie Bescheid, und zwar direkt vom Könige Philipp, erhalten.

Tassiss reiste ab, aber Morgan blieb mit Don Baltar unausgesehntem Verkehr. Die Marquise hatte sich gänzlich von König Heinrich zurückgezogen und verbat sich Vertraulichkeit von seiner Seite. Eine Dazwischentunft, der dazu von Heinrich aufgefördert war, wies sie scharf (April 1604¹⁾). Die Folge davon war, daß der König im Verdacht gegen sie schöpfte und ihr ihre Kinder wegnah. Vorwande nach um dieselben mit dem Dauphin erziehen zu in der That, damit die Marquise sie nicht außer Landes. Henriette konnte ihren Unwillen darüber vor den Augen nicht verbergen.²⁾ Es war dies ganze Verfahren ein Streich von Seiten der Marquise, da der König aus dieser plötzlichen scharfen Sinnesänderung immer steigenden Argwohn gegen ihre ihm ohnehin genugsam verdächtige Familie schöpfte. In der That hatte Tassiss noch bei der letzten Zusammenkunft das entschiedenste angerathen, daß die Marquise gerade Scheine um die Gunst des Königs sich bewerben solle. Im Gegentheile zeigte sich die stolze Marquise, um den Franken, gegen die glänzendsten Herren des Hofes sehr ließ sich in eine Menge Liebeshändel ein, theils um ihren Geliebten zu ärgern, theils um auch ohne ihn Stützen zu gewinnen.

So wurde Heinrich auf das Treiben der Entragues' milie aufmerksam. Inzwischen erhielt Entragues durch aus Spanien Geschenke, für welche er, wiederum durch Don Baltasar de Zuniga seiner völligen Ergebenheit. Dabei gebrauchte er (28. März 1604) die vieljagende „Ich bin sein Diener und werde ihm bald davon einen Beweis geben, für den er mich lieben wird“. Morgan

¹⁾ Oec. roy. ch. CXXXIV. p. 550 ff.

²⁾ MS. Dep. Ayalas v. 30. April, 23. Juni 1604; Staatsarchiv, C. 188.

³⁾ MS. Aussage Huvergne's v. 24. Nov. 1604.

stig genug, diesen Brief nicht zu verbrennen, sondern bei sich
ragen. Der König, dem der Verkehr dieser längst verdächtigen
Sulichkeit im Hause des spanischen Gesandten bekannt war,
— wahrscheinlich auf's geradewohl, des Versuches halber —
gan verhaften (in der Nacht vom 2. zum 3. Juni 1604¹⁾).

Brief Entragues', in geheimnißvollen Worten abgefaßt, wurde
hm gefunden und leitete den König auf die Spur der Ver-
brung. In seiner übergroßen Liebe zur Marquise gab er dieser
k von seinem Hunde Nachricht und suchte sie und, theilweise
ihre Mithülfe, auch ihren Vater, den er deshalb nach Paris
den ließ, zum Geständnisse zu bewegen. Henriette leugnete
haft, irgend etwas in der Angelegenheit zu wissen; während
atragues dem Könige seine Verhandlungen mit Tassis offen-
; dabei aber nur das anführte, was auf die Rettung seiner
ter vor einer zukünftigen Gefahr Bezug hatte.²⁾

Der König glaubte weder dem alten D'Entragues noch der
quise und beschloß zur weiteren Aufklärung der Sache den
En von Auvergne zu befragen. Er sandte also den Herrn
Escures an Auvergne, mit dem Befehle an diesen, in einer
wichtigen Angelegenheit sofort an den Hof zu kommen (Mitte
1604). Aber der Graf, schon vorher durch ein Billet seiner
rester gewarnt, hatte keine Lust, sich wie Viron in die Gewalt
geführten Monarchen zu begeben. Er entschuldigte sich also
Escures und erbot sich dem Könige, ihm alles Vergangene
Renbaren und sich gänzlich seinen Befehlen zu unterwerfen,
k Heinrich ihn unter dieser Bedingung seiner Verzeihung ver-
k wollte. Der König sah mit Verachtung die klägliche Schwäche
k Betters, der im Bösen eben so wenig Ausdauer und Muth
k wie im Guten, und sandte ihm durch D'Escures einen Brief
d, in welchem er ihm unter der Voraussetzung völligen Be-

¹⁾ MS. Dep. Ayala's v. 3. Juni.

²⁾ MS. Aussage der Marquise vom 17. Dez. 1604.

kenntnisses seine Verzeihung verhiess. Nunmehr eröffnete er dem Herrn von Oesures nicht allein seinen Antheil an den Verträgen mit Tassis — selbstverständlich nur in Bezug auf die mehr unschuldige Seite der Verhandlungen — sondern ihm auch nachträglich noch manche Aufschlüsse über seine Verhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen und dem Könige von Viron.

Alles dies war nur Komödie; im Grunde war er keineswegs gewillt, seine geheimen Verhandlungen mit Oesures aufzugeben. Um sie mit völliger Sicherheit betreiben zu können ohne bei dem Könige, der ihn nunmehr ohne Zweifel genau achten liess, Argwohn zu erregen, fasste er einen wahrhaft trüchtigen Plan. Doppelt wollte er Verräther sein, um gestraft sein zu können. Er bat durch Oesures den König die Verhandlungen mit ihm und die ihm gewährte Verzeihung zu halten und ihm zugleich zu erlauben, daß er zum Ende die Negotiationen mit den Spaniern fortführen dürfe; dadurch er wichtige Geheimnisse von diesen zu erfahren, und die dann getreulich dem Könige mittheilen.

Heinrich war zuerst entsetzt über diese Botschaft. Ein Mann von dem Range Auvergne's, der letzte Abkömmling des königlichen Geschlechtes der Valois, gab sich zu der gemeinen und verrätherischen Spion's her! Aber der hatte selbst zu viel Lust an solchen geheimen Wegen, glaubte wie er selbst später sagte, ¹⁾ im allgemeinen zu sehr, den Feinden zu lieben und nur den Verräther hassen zu dürfen: als daß er moralischen Abscheu über das Anerbieten Auvergne's empfinden würde; zumal er sich mit den frühern Intrigen nicht nur wohl rechtfertigen konnte. Freilich kam ihm der Gedanke, Graf möchte ein doppeltes Spiel treiben, aber einmal waren die Versprechungen und Betheuerungen desselben so heiss und so

¹⁾ Oec. roy. ch. CXLIII p. 589.

an glaubte der König auch wohl, die Intrige jederzeit hinkontrolliren zu können. Aus diesen Gründen ging er auf die Vorschläge ein. Er übersandte demselben nunmehr einen förmlichen Gnadenbrief über alle seine frühern Vergehungen, die zu keinerlei Nachtheil gereichen sollten; *) und zugleich ließ er durch Escures auffordern, nach Paris zu kommen und ihm zu Anerbieten mit ihm zu berathen. Aber Auvergne mißtraute den Intentionen des Königs ihm gegenüber noch immer und griff einen Vorwand, sich bei dem Monarchen wegen der Verurtheilung zu entschuldigen. Dagegen setzte er Escures seine vorläufigen Absichten in Betreff seiner zukünftigen Verhandlungen mit Spanien und Savoyen auseinander und bat um ein Brevet d'indult, das ihm diese geheimen Negotiationen ausdrücklich erlaubte und ihn für dieselben gänzlich schuldlos erkläre. Auch erwähnte ihm Heinrich, forderte ihn aber noch einmal unter dem Vorwand, nach Paris zu kommen. Auvergne antwortete (August), der König möge ihn von der Reise befreien, denn derselbe würde nur der Verdacht der zu täuschenden Gegner werden; und dabei schrieb er an den König und Villeroi (August) so glühende Bethenerungen seiner Ergebenheit und solche Versicherungen seiner tiefen Reue, daß diese nicht umhin konnten, ihm zu glauben.

Während Heinrich nur fälschlich meinte, nach dieser Seite hin zu ziehen aus der Entdeckung der Verschwörung gezogen zu werden, hatte er sie in einer andern Beziehung besser verworthen.

In dem mehrfach erwähnten berliner MS. Das Patent ist datirt auf den 12. und aus Menecaur. Hier hielt sich der König vom 12. bis zum 24. Monats auf. Da Auvergne bereits am 24. auf das Patent antwortete, so ist es in der Zeit vom 12. bis ungefähr 18. Juli ausgefertigt worden. Die Briefe, die Sully (Oec. roy. ch. CXLIII. p. 950 ff.) über diese Angelegenheit mittheilt, sind, wie man aus der Vergleichung mit den authentischen Urkunden ersieht, entweder gänzlich gefälscht, um Sully auch in dieser Angelegenheit thätig darzustellen — wovon in den Prozeßakten selbst nichts zu sehen ist — oder doch wenigstens falsch datirt.

Durch die Androhung harter Strafe bewog er D'Entragues verhängnißvolle Eheversprechen an seine Tochter vom 1. Juli ihm herauszugeben (22. Juli 1604), und zwar in 'mehrerer Prinzen, Minister und Staatsräthe und unter Versicherung, daß sowohl dies das einzige Schriftstück Er über diesen Gegenstand, als auch er selbst — Entragues der Meinung gewesen sei, das Dokument solle nur Schwichtigung seines eigenen Gewissens und zur Abwehrwürfen dienen.¹⁾ Diese letzte Versicherung war eine Unwahrheit, zu der D'Entragues durch den König wurde; und so durfte dieser sich nachmals nicht wundern, daß D'Entragues andererseits ihm verschwieg, daß er dem Gesandten wörtlich Kenntniß von dem Inhalte jenes gegeben hatte.

Auvergne begann indessen, seine verrätherische und Rolle zu spielen. Er setzte den König zum Scheine Leuten, die er an Tassis nach Spanien, an Karl Es an den Grafen Fuentes sandte, sowie von den Aufträgen ihnen mitgab, und den Antworten, die er erhielt, in In Wahrheit aber waren das eitel Verspiegelungen um mit den Spaniern ganz andere Dinge, als er dem K zu theilen für gut fand. Und gleichzeitig erinnerte er alten Verbindungen mit Bouillon und begann, sich k neuem zuzuwenden.

Der König hatte immer gefürchtet, daß Bouillon sich Ungnade durch neue Verschwörungen rächen würde. Im dem Dezember 1602 hatte er dem Marquis de la B andern hohen Beamten Vollmacht zur Unterdrückung alle gegeben, die aus der Anwesenheit Bouillon's in der Gangued'oc entstehen könnten.²⁾ Bouillon war inzwi-

¹⁾ Der Akt über diese Zurückgabe findet sich in dem *criminel fait au Comte d'Auvergne etc.*

²⁾ S. die betr. Briefe in den *Mem. de La Force, I.*, und in den *Lettr.*

worden, durch eigene Briefe an Heinrich und Mosny sowie emde Verwendung den König um seine Begnadigung an-
aber immer vergebens. Als nun Bouillon's Bemühungen
re 1603, dem Könige in den protestantischen Fürsten
zu erwecken, die Heinrich zu seiner Rückberufung nöthigen,
tenfalls Sedan vertheidigen helfen sollten, gecheitert waren:
er, Unruhen in Frankreich selbst anzustiften, während er
er berühmt hatte, „man sendire ihn von Frankreich aus,
seele und Herz hielten ihn in der Treue“. Von Sedan
er in ziemlicher Sicherheit lebte, lenkte der Herzog die
er Verschwörung. Wie er sich schon früher nicht gescheut
it den Spaniern in Verbindung zu treten, so machte er
st sich kein Gewissen daraus. Sein Mittelsmann war
al der spanische Gouverneur von Luxemburg, den er von
inen Plänen benachrichtigte, und von dem er Geld aus-
empfang. Selbst einen der reformirten Generaldeputirten,
bermain, hatte er gewonnen. Den Anfang mit der Er-
sollten zwei verwegene Gesellen machen, der Kapitän Jean
aus Earlat und ein Herr von Fondamiere. Dieselben
en Lieutenant des Gouverneurs des bei Bordeaux gelegenen
s Le Ha, mit Namen La Barre, gewonnen, und mit
ülfe wollten sie sich Bordeaux bemächtigen. Auch auf
Besten der Guyenne dehnten sich die Anschläge dieser beiden
n aus, die von Spanien reichliche Geldunterstützung er-
Ferner gewann Bouillon mehrere Edelleute im südlichen
ch; zumal mit den protestantischen Verwandten des Mar-
Biron, welche dem Könige dessen Hinrichtung noch nicht
hatten, stand er in fortwährendem Verkehr. Durch seine
ngen mit den Spaniern hatte Bouillon wohl auch Einiges
Verhandlungen Auvergne's mit Tassis gehört, und es er-
ies in ihm den Wunsch mit jenem, seinem Genossen in
nischen Verschwörung, von neuem in Verbindung zu treten.
neinschaftliche Freundin, Frau von Chateau-Gay, versprach

Bouillon, den Grafen zu gewinnen. Auvergne war bereit, seine kühnen Pläne durch den Anschluß an die Berni Entwürfe zu verstärken und zu erweitern. Er versprach dem gemeinsamen Aufstande hundert Edelleute und tausend Infanterie zu stellen, sowie den Verschworenen die festen Städte des Gouvernements zur Verfügung zu liefern. Der Kern dieser Umtriebe war, man dürfe es nicht mehr dulden, daß die Höflinge und des Königs Despotismus der französischen Nation gänzlich unterdrückt werde.¹⁾

So wirkten Protestanten und Katholiken, Franzosen und Spanier wieder einmüthig zusammen, um Unfrieden und im Innern des kaum beruhigten französischen Reiches zu rufen. Aber sie fanden im Grunde wenig Anklang. (Feldherren ohne Armeen, höchstens mit einigen Offizieren aber die Mannschaften vollständig fehlten. Es genügte geringste Hauch vom Throne herab, und diese ganzen vernünftigen Gebilde zerfielen wie Seifenblasen.

Dem Könige mußte es bald auffallen, daß die Nachrichten, die er von dem Grafen von Auvergne ohne jeden Belang waren, während er doch von den Unterhandlungen desselben mit den Spaniern durch die mit denen er denselben umgeben hatte,²⁾ genaue Nachrichten erhielt. Er sah ein, daß der Graf ihn betrogen habe und noch seine Forderungen erhöhe, und beschloß daher, ihn unter jeder Bedingung Gewalt zu bringen. Es war dies deshalb schwierig, weil er von allen Seiten gewarnt, nicht nur entschlossen seiner Provinz zu bleiben — wo er ziemlich beliebt war —

¹⁾ MS. Coniuration de Bouillon, par Roissy, commissaire des Manusc. franç. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020 p. 108. Thou l. CXXXIV. t. III. p. 1088 (ed. Francof. 1621 fol.) — I. 417.

²⁾ Unter diesen ist besonders der Schatzmeister Murat zu nennen. roy. ch. CXLIII. p. 590.

Haupt die höchste Vorsicht anzuwenden und sich nie in die alt königlicher Diener zu begeben. Aber es gelang, ihn zu Revue einer kleinen Truppenabtheilung in der Nähe seiner Stadt Clermont zu locken: und während er sich dabei für den ernstesten Fall auf die unvergleichliche Schnelligkeit seines Pferdes verlassen hatte, wurde er plötzlich von vier als Bediente des Obersten Mirestan verkleideten Soldaten hinterrücks vom Pferde gerissen (November 1604), nach Niqueperse und von da nach Paris get, wo er am 20. November in der Frühe eintraf.¹⁾ Er wurde in die Bastille einlogirt, und zwar in dieselbe Zelle, in der Biron am letzten Tage verlebt hatte. Sein Stiefvater und seine Stiefkinder wurden erst am 11. Dezember verhaftet; der erstere wurde in die Conciergerie gebracht, die Marquise dem Chevalier Suet zur Bewachung überwiesen, mit der strengen Weisung, derselbe mit seinem Leben dem Könige für ihre genaue Verpflegung stehe; zwanzig Polizeidiener umgaben die Gefangene Tag und Nacht.²⁾ Der Prozeß wurde unter Leitung des ersten Präsidenten des Parlaments, Herrn von Harlay, mit allem Eifer geführt. Es fand sich nur die Schwierigkeit, daß der Gnadenbrief des Königs für die frühern Untriebe Auvergne's mit den Spanischen und sein Brevet über die Straflosigkeit der zukünftigen das Leben wenigstens gegen diesen Angeklagten ganz unmöglich machen drohten. In dieser Verlegenheit half sich der König, indem er erklärte (25. Dezember): die Amnestie sei nur unter

¹⁾ Occ. roy. ch. CXLIV. p. 597. — P. Cayet, Chr. sept. p. 317 f. — Matthieu, II. 366 ff. — L. M. VI. 334. — La Force an seine Gemahlin, 13. Nov.; Mem. I. 318 f. — Supplém. à l'Est. 379. — Thou. I. XII. p. 1051 f.

²⁾ La Force an seine Gemahlin, 13. Dez.; Mem. I. 385. — Supplém. à l'Est. 380. — MS. Dep. Alyata's vom 12. Dez. 1604; Staatsarchiv zu C. 188. — In einer chiffirten MS. Depesche des Pecquius vom Aug. 1607 (Archives générales du Royaume zu Brüssel) wird ein Herr Jortan als Mitschuldiger an der Verschwörung der Verneuil genannt. Diese Persönlichkeit wird auch bei P. de l'Estoile (III. 475 ed. Petitot) erwähnt, aber als Engländer.

Am 1. September 1605 sie selbst durch
die vielen Verletzungen und Unterjochung
zu einem unbeschränkten Genuß ihrer
Güter wieder eingesetzt.

Am 1. Oktober erging es dem Grafen von
Entragues triumphirend und
herzoglied, blieb der letzte Nachkomme
der Familie: weil er sich mit seiner
Frau, überworfen hatte. Daß
es nicht zu leugnen: aber wo
Entragues und dessen Tochter?
nicht am ehesten Verzeihung
bei weitem ungefährlicher als die
von viel übertraf und verm
darüber im Reiche erregen konnte!
Die Königin mit dem Grafen, als sein
er ihn mehrmals, wenn auch ve
Der König selbst milderte seinen Haß
nicht mehr; derselbe hatte durch
So lange Heinrich IV. lebte
angestrichen, in strengem Ge
1606 wurde er noch
neuen Mordversuches befo

Bouillon, par H.
Bibl. zu Paris
t. 1088 (ed. Fran.

der Schap

der Voraussetzung der freiwilligen Reise des Grafen an und eines vollständigen reumüthigen Bekenntnisses all sein triebe ihm ertheilt worden; da er nun aber diese Voraussetzungen nicht erfüllt, so seien auch jene Schriftstücke ungültig gewesen.

Das Parlament, welches diese Erklärung hervorgerufen, fuhr also den größten Theil des Januar hindurch mit dem Hören der Gefangenen fort. Henriette von Verneuil beharrte hochfahrend und trotzig, wie immer. Sie ließ sich, als die Richter gefordert wurde, zur Ader und weigerte sich aus Grunden, zu kommen. Zwei Tage darauf erschien sie vor dem Tribunal, den Arm noch in der Schärpe, selbstbewußt und schlossen, wie in gewöhnlichen Zeiten, sich geläufig und d'fangenheit vertheidigend. Entragues gestand scheinbar den unschuldigen Theil seiner Verhandlungen mit La Fayette aber nur um den schlimmern abzuleugnen. Für den wurde es verhängnißvoll, daß er im Verlaufe der Kontroverse in scharfen Streit mit der Marquise gerieth: dieser Umstand ihm zum Verderben gereichen. Schon am 1. Februar 1600 that das Parlament sein Urtheil über die vier Angeklagten: La Fayette, D'Entragues, Morgan und die Marquise. Die drei erstern erklärte für „überführt und überzeugt des Verbrechens der Majestätsverletzung im höchsten Grade“, deshalb aller Würden und beraubt und verurtheilt, geköpft zu werden; ihre Güter sollten den Könige anheimfallen. In Betreff der Marquise sollte eine Untersuchung eintreten; und einstweilen sollte sie in die Bastille bei Tours eingeschlossen werden.

Es war vorauszusehen, daß der König dieses Urtheil in seiner ganzen Strenge bestätigen würde. Es würde ihm nicht unangenehm gewesen haben, den letzten Valois wegen eines nur versuchten Hochverrathes hinrichten zu lassen. Auch der Graf, der Schwiegersohn des allgemein geachteten und beliebten Connetable von Montmorency war, machte für ihn einen Schutz aus. Für den alten D'Entragues und seine Tochter

laut die verderbliche Neigung, die Heinrich nicht aufhörte, e zu hegen. Unter dem Vorwande, in Rücksicht auf die dung des gerade als englischer Botschafter in Paris weiz Herzogs von Lenox, eines Neffen des Herrn von Entragues, eln, hob Heinrich einstweilen die Ausführung des Urtheils ie Verschworenen auf, indem er Lenox zugleich versprach, en und die Güter Entragues demselben zu lassen;¹⁾ von ie aber, für den Lenox ganz besonders sein Wort eingelegt hwieg er. Auch die Frau von Entragues und die Gräfin vergne warfen sich mehrmals vor dem König auf die Knie, um Gnade für die Ihrigen anzuflehen; der Entragues er behauptete Heinrich wiederum, er bewillige das Leben agehörigen um ihrer willen.²⁾ Von seiner Geliebten, der ie, verlangte Heinrich nichts weiter, als daß sie ihn um ung bitte. Indesß dazu war die stolze und eingebildete ht zu bewegen. Sie tröste beständig auf ihre Unschuld; ade wolle sie sondern Gerechtigkeit. In der Seele des tobt heftiger Kampf; aber endlich konnte er die Liebe zu en nicht überwinden und beschloß, trotz der entgegen gesetzten äge aller seiner Minister, ihr völlige Verzeihung angedeihen a. Victo iudice vicit Amor, sagt eine Satyre der da- Zeit.³⁾

o gestaltete sich das Schicksal der Gefangenen ganz den en der Marquise gemäß. Zuerst wurde die Einschliefung

Instr. an Beaumont vom 6. März 1605; Lettr. Miss. VI. 357. — k. Dep. Zuñiga's vom 6. Febr. 1605, Arch. von Sim. K. 1460. — Nachrichten über die Verhandlungen Lenox', zugleich sehr belehrend rich's IV. Charakter, findet man in den MS. Dep. Ayala's von 14., Jan., 4., 18. Febr., 11. März 1605; Haus-, Hof- und Staatsarchiv I, C. 188.

Mercure françois (Genf 1619), I. 7b.

Supplém. à l'Est.. 380 ff. — MS. Dep. Ayala's v. 17. Dez. 1604. Behauptung Zuñiga's (MS. Arch. von Sim. K. 1460), die Königin be alles aufgeben, um ihren Gemahl zur Bestrafung der Marquise : Verwandten aufzureizen, scheint unbegründet.

der letztern in das Kloster Beaumont bei Tours in einen arrest zu Verneuil verwandelt (19. März 1605). Dann die gegen Auvergne, D'Entragues und Morzan verhängte strafe für die beiden ersten auf ewiges Gefängniß, für den auf ewige Verbannung aus Frankreich herabgesetzt (15. in der That konnte Heinrich, wenn er Entragues und in seine eigenen Unterthanen, schenke, nicht gegen Morzan als Fremder viel weniger schuldig war — den Tod verhängen Befehl ihrer Güter sollte allen Dreien bleiben. Das P beschloß, dem Könige Vorstellungen über seine allzu groß zu machen: aber vergebens.¹⁾ Vielmehr war die Gunst von wieder schnell im Steigen. Der König scheute nicht das liche Vergerniß, nicht den Zorn seiner Gemahlin, die in verderbliche Neigung zu einem so unwürdigen Weibe gerufen werden mußten. Schon im Frühjahr 1605²⁾ er der Marquise, ihren Vater heimlich in dessen Interné Boisgancy, einem seiner Landgüter, aufzusuchen und so in gefangenenschaft zu brechen. Da, er kündigte ihr seinen Besuch an: „Liebe ich Sie doch nur zu sehr. Lieben Sie mein Herzchen, denn ich schwöre Dir, daß die ganze Welt mir nichts gilt neben Dir, die ich küsse und in „millionenmal“.

In Folge dieser unwürdigen Schwäche des Königs in selbstsüchtige Geliebte — einer Schwäche, die um so tadeln ist, als der König von ihrer und ihrer Verwandten zu überzeugt war, wie er dem spanischen Gesandten ungehörig Gesicht sagte³⁾ — wurde ihr Vater bald von jeder Gefahr

¹⁾ MS. Arrêt de vérification vom 22. Aug. 1605 in der H. Kopie der Presejanten zu Berlin.

²⁾ In diese Zeit fällt ohne Zweifel, den Umständen nach, der Lettr. Miss. VI. 340 fälschlich an das Ende Dez. 1604 gerichtete Brief an die Marquise.

³⁾ MS. Dep. Zúñiga's vom 22. März 1605.

ndlich im September 1605 sie selbst durch königliches Patent
llen weitem Verfolgungen und Untersuchungen losgesprochen
in vollen unbeschränkten Genuß ihrer persönlichen Freiheit
hrer Güter wieder eingesezt.

Niel schlimmer erging es dem Grafen von Auvergne. Wäh-
die Familie Entragues triumphirend und unbeschädigt aus
Drozesse hervorging, blieb der letzte Nachkomme des Hauses
s in der Bastille: weil er sich mit seiner Stiefschwester, der
gen Maitresse, überworfen hatte. Daß er sein Schicksal
at, ist freilich nicht zu leugnen: aber worin war er schul-
als D'Entragues und dessen Tochter? Hätte ihm da seine
nnung nicht am ehesten Verzeihung verschaffen sollen?
er doch bei weitem ungefährlicher als die Marquise, die ihn
higkeiten um vieles übertraf und vermittlest ihrer Kinder
iele Unruhen im Reiche erregen konnte!

Mehr Mitleid mit dem Grafen, als seine Schwester, hatte
tragues, der ihn mehrmals, wenn auch vergeblich, zu befreien
hte. Der König selbst milderte seinen Haß gegen den Grafen
uvergne nicht mehr; derselbe hatte durch seinen Betrug ihn
gekränkt. So lange Heinrich IV. lebte, blieb Auvergne in
astille eingeschlossen, in strengem Gewahrsam. Ja, im No-
r des Jahres 1606 wurde er noch enger eingekerkert, da
ihn eines neuen Fluchtversuches beschuldigte.¹⁾

¹⁾ Heinrich an den Connetable, 29. Sept., 8. Okt. 1605; Lettr. M. VI.
538 f. — MS. Dep. Simon's (des belgischen Ges.-Sekretärs in Paris)
7. Nov. 1606; H. H. und St.-Archiv zu Wien C. 189. — Thomas
an, der Helfershelfer dieser Verschwörung, erlebte noch eine bunte Reihe
benteuern. Da er dem Urtheile, Frankreich zu räumen, nicht gehorchte,
er im Jahre 1607 in das Gefängniß gesetzt. Freigelassen begab er sich
Brüssel und wollte sich von Dünkirchen nach Spanien einschiffen. Aber
turm verschlug ihn an die englische Küste, wo er erkannt und als Ka-
und früherer Anhänger Maria Stuarts festgenommen wurde, trotz einer
pist, die er kurz vorher an Jakob gerichtet hatte. Doch auch hier entließ
hn wieder; noch immer nicht gewisigt, kehrte er nach Paris zurück und
s sich im Hause des spanischen Gesandtschafts-Sekretärs Erraraga. Hier

Wenn nun auch auf diese Weise die Familie Guisa schädlich gemacht worden, so hatte doch der König noch mit ihr zu kämpfen. Derselbe ließ sich durch das Schicksal seiner Verbündeten nicht im mindesten abschrecken; sondern wälte einerseits in seinen vergeblichen Bemühungen, die Huguenoten sich in Aufstand zu bringen, nicht ermüdete, setzte er anderseits seine Umtriebe im südlichen Frankreich mit nur um so mehr Energie fort. So stand er mit den unzufriedenen Edeln der Perigord und der Guyenne in engster Verbindung. In der Hoffnung, ihren durch die Verhaftung Auvergne's einigermassen gesunkenen Muth wieder zu heben, spiegelte er ihnen vor, jeder Zeit aus Deutschland 40,000 Mann und 100,000 Thaler zur Hülfe erlangen, auch sei ihm spanischer und portugiesischer Beistand gewiß. Besonders zwei Edelleute, Rignac und Bassignac, waren seine eifrigen Agenten. Dieselben veranstalteten im Jahr 1608 eine Versammlung der ihrer Sache geneigten Edelleute in der Gegend, an den Ufern der Dordogne. Hier schworen Viele auf die Hand von Rignac und Bassignac, daß sie Gut und Blut der Herzöge zur Verfügung stellten, gegen jedermann, auch gegen den König. Die Emisäre Vouillon's versprachen, sowie ihre ersten Erfolge errungen habe, würden England, Spanien und mehrere deutsche Fürsten sich offen für sie erklären. Gu

machte die französische Polizei, die dieses Haus sorgfältig bewachte, ausfindig, und, für den abermaligen Bruch des Verbannungsbefehls, erwiderte er wiederum in das Gefängniß (Ende 1608). Im Jahre 1609 erhielt er Freiheit wieder und begab sich nach Spanien, wo er zur Belohnung für seinen Spionendienst mit einer Pension begabt wurde. Er wird von den Zeitgenossen als eitler Schwärmer, Trunkenbold und Lügner geschildert. — G. MS. Dep. Pecquius vom 13. und 31. Decemb. 10. November 1608 (Brüsseler Staats-Archiv, Négoc. de France). — G. H. und St. A. in Wien, P. C. 190. — MS. Arrest du Conseil Th. Morgan, 13. dec. 1607, (Nat.-Bibl. zu Paris, Manusc. esp. n. p. 379 a. — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 5. Jan. 1610 (Simancaz, K. 1427. — P. de l'Estoile, IV. 192 (ed. Petitot)

sie tiefes Geheimniß an, theilten Geld und in noch größerem Maße Versprechungen aus. Dann wurde die Aushebung einer Armee und die Ueberraschung mehrerer festen Plätze im südlichen Frankreich beschlossen: Toulon, Beziers, Narbonne, Leucate, Villefranche bei Agen und andere Orte wurden dabei in's Auge gefaßt. Am 5. Juli 1605 sollte gleichzeitig die Erhebung stattfinden. Aber die Mittel, die zu diesem Unternehmen nöthig waren, fehlten, so wurde dasselbe gar nicht versucht. In den ersten Tagen des September 1605 versammelten sich die Verschworenen einmal und beriethen nächtlicher Weile, aber ohne daß es zu einem bestimmten Resultat gekommen zu sein scheint. Der Bruder des Marschalls von Biron, Armand von Contaut d'Arpajon, wurde von Bouillon angegangen, er solle jenen rächen, indem er den Verräther La Fin tödte; tausend Thaler sollte er für die dabei verwendeten Mühen und Kosten erhalten. Aber Chezboutonne weigerte sich klüglich, da seine Mutter alle Rachepläne untersagt hatte.¹⁾

Bouillon selbst hatte zu dieser ganzen Sache kein rechtes Interesse. Bei seinem nächsten Agenten Bassignac fand sich, ein Mann, von ihm voll Befürchtungen, man werde seine Umtriebe entdecken; er rieth darin, jede Unternehmung auf später zu verschieben, ohne aber, um seine Anhänger nicht allzu sehr zu entzweien, den Aufschub von ihm abzuleiten. In der That war das Unternehmen auf unzureichende Mittel gegründet und unglücklich angelegt und wurde nicht minder kopf- und planlos geführt. War die Verschwörung Biron's gefährlich, die des Herzogs von Auvergne bedenklich für den König gewesen, so konnte die von Bouillon's Beginnen nach der Art, wie es angegriffen wurde, nur

¹⁾ MS. Seconde Sentence contre aucuns de la faction de Bouillon, de la Conjuración de Bouillon, par Roissy, commissaire royal; Nat. Bib. de Paris, Manuscr. franç. vol. 4020 p. 96b. f. und 101b. ff. — Hist. de Du Plessis 310. — Thou l. CXXXIV. t. III. p. 1088 f. (ed. 1621 fol.).

nöthig gewesen. Indessen dasselbe wurde so wenig dem Könige bald von allen Seiten Nachricht zukam.

Zuerst schon durch die Aussagen Entragues und von Auvergne. Freilich erhielt er von diesen nur Auf die Anträge, die Bouillon ihm durch die Frau von gemacht hatte, da Auvergne in die Einzelheiten der Pläne wohl selbst nicht eingeweiht war. Aber es war genügend, um den Verdacht, den Heinrich stets gehegt, noch zu verstärken. Was konnte es da helfen Schweizer, die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg andere deutsche Fürsten von neuem gemeinschaftlich um Gnade baten und sich sogar für des Herzogs verbürgen wollten? Der König unterbrach die Gesandte diese Vorstellung übermittelten, zornig mitten in ihr verbot ihnen, ihm von dieser Angelegenheit zu sprechen, sie seien gekommen, um ihn um Hilfe für Bündner anzugehen. Besonders ergrimmt war er gegen den Pfalzgrafen, der ihn ganz offen mit einem Hugenotten bedroht hatte. Einige Tage später schon beruhigter, schriftlich (26. April 1605): Bouillon und nur die königliche Gnade, nicht Mangel an Geld, die gerichtliche Untersuchung gegen ihn auf. Nicht dem Herzog verzeihen, als bis dieser an den Hof

engesucht, dieses Mal von Bouillon selbst, blieb ganz ohne Veränderung.¹⁾

Als Bouillon sah, daß er durch eigne und fremde Greiheitsbetheuerungen den König nicht zu täuschen vermochte, suchte er es auf eine andere feinere Weise. Er sandte an den (Ans. Sully) den Herrn von Russy, um ihn von einer Veranlassung zu benachrichtigen, die auf Veranlassung des Landgrafen von Hessen mehrere deutsche Fürsten gegen das Hausreich abschließen wollten. Diese Fürsten, die Bouillon — wichtiger zu machen — noch nicht nennen wollte, würden sehr den Beistand des Königs erlangen und sich dafür verpflichten, und dem Dauphin in jeder Gefahr beizustehen. Bouillon sich nun, die Verhandlung mit diesen Fürsten zu führen, um wie er sagte — durch einen wichtigen Dienst den König von Treue zu überzeugen.²⁾

Aber einmal war Heinrich von dieser Angelegenheit schon unterrichtet; andererseits konnte er das Anerbieten des Herrn so weniger ernst nehmen, er konnte sich in um so geringerem Grade auf die Verheißungen Bouillon's verlassen, als er zu dieser Zeit ganz ausführliche und vollständige Nachricht über die Bouillon'schen Pläne und Einverständnisse erhielt; und von einer Seite, von welcher er es wohl am wenigsten erwartet hatte.

Die Königin Margarethe, die seit vierundzwanzig Jahren von Paris auf ihrem Schlosse Usson in der Auvergne lebte, auf irgend eine Weise, die uns nicht näher bekannt ist,³⁾

— MS. Dep. Ayalas vom 17. Mai 1605; Staatsarchiv in Wien C. 188. — die beschönigende Darstellung Lettr. Miss. VI. 425.

¹⁾ La Force, Mém. I. (Correspondance) 392 f. — Groen van Princkhove, Archives de la maison d'Orange — Nassau, II. II., 324 ff.

²⁾ Sillery an Rostky, 12. Juli (Oec. roy. ch. CLIV. p. 51). — Vgl. Briefe des Königs vom 13. Juli; Lettr. M. VI. 471 ff. — Die Akten über den Plan selbst bei M. Ritter, Briefe und Acten, I. 443 ff.

Sully's Darstellung dieser Entdeckung in den Oec. roy. ch. CLIV.,

Kenntniß der Umtriebe, welche in der Guyenne gegen geschmiedet wurden, erhalten. Vielleicht hatten die Be sich selbst an sie gewendet, als an die einzige Verm Verbündeten Karl von Auvergne, in dem Glauben, die und von ihrem frühern Gemahl so ungnädig Behandel ihnen um so leichter anschließen; natürlich würde ihnen d des letzten legitimen Sproßes der Valois von großem wesen sein. Wie dem auch sei, die Königin Marg diese Gelegenheit für eine gute, ihren Frieden mit maligen Gatten zu schließen. Das Alter machte sich fühlbarer, und es wurde hohe Zeit, dem leichtsinnigen schweifenden Leben, das sie bisher geführt, ein Ende und sich einen behaglichen und friedfertigen Lebensab schaffen. Sie deutete also dem Könige an, daß sie il Entdeckungen über die Unruhen im Perigord, Limous und vorzüglich im Agenois zu machen habe. Darauf bef ihr unverzüglich (c. 20. Juni) an, so bald wie möglich zu kommen: eine Maßregel, die für alle nicht Ginge Gegenstand großer Verwunderung und der mannigfach maßungen war;') andrerseits ließ er ihr ohne Zu

Ire section, p. 40 ff. ist — obwohl nach der bekannten Weise i reichlich mit vorgeblichen Dokumenten belegt — gänzlich unzuwerl Mitte Juni hatte der König von Margarethen die ersten Nachri Verschwörung erhalten; folglich konnte Rosny nicht einen vollen die ersten Verhandlungen über diese Entdeckung mit der Kön Berner sollen La Chapelle-Biron und einige andere Edelleute der ersten Offenbarungen ihrer Schuld gemacht haben, um durch i Vermittelung die Verzeihung des Königs zu erlangen. Die Unm Angabe liegt auf der Hand. Margarethe war so sehr als dem Kö bekannt (vgl. Supplém. à l'Est. p. 386), daß die Verschworenen zuletzt als Vermittlerin zwischen sich und dem Könige benutzt hätt

') MS. Dep. Zuniga's v. 22. Juni 1605. Die einen sagten wolle ihr Vorwürfe über ihre Leichtfertigkeit machen, die andern, a' ein intimes Verhältniß mit ihr beginnen. Vgl. Supplém. à l' Rosch andere sagten, Margarethe wolle aller Welt zeigen, daß sie von dem Könige keine gezwungene sondern eine ganz freiwillige i MS. Dep. Ayala's v. 12. Juli 1605.

Einzelheiten abfragen, denn wir sehen ihn schon am 15. Juli genau von allen Thatfachen unterrichtet, während Mar- nicht vor den ersten Tagen des August in Paris eintraf. rat sie, das Weinliche und Gefährliche ihrer Lage fühlend, emüthig auf. Sie nahm in einer Privatwohnung, dem des Erzbischofs von Sens, Logis; ja, die stolze Balois er- te sich soweit, ihrer glücklichen Nebenbuhlerin, der „dicken rsfrau von Florenz“ — wie ja die Verneuil Marien von spöttisch zu nennen pflegte — ihre Aufwartung zu machen, sie sich auffällig unterwürfig benahm.¹⁾ Der König drückte uch aller Welt seine Zufriedenheit mit ihrem Betragen aus. Wunsch, in Paris zu bleiben, war bei der lebensfrohen Frau t, daß sie sich die Duldung des Königs durch Einsetzung uphins zu ihrem Universalerben erkaufte.²⁾

inige Zeit darauf erfuhr Heinrich von einem gewissen Ka- Belin neue Einzelheiten über die Verschwörung und scheint ogar über die bevorstehende Zusammenkunft der Verschwörer ptember unterrichtet worden zu sein. Belin erhielt für seine lungen die mäßige Summe von 1200 Livres.³⁾

einrich hatte sofort, nachdem er Genaueres über die Ver- ung erfahren, nach seiner Weise energische und umfassende geln getroffen. Zunächst hatte er sich des Herzogs v. Eprenon ri, auf den noch immer von der Biron'schen Verschwörung rdacht lastete. Indessen derselbe gab jetzt dem Könige hin- de Pfänder seiner Treue und kam dann selbst an den Hof. von Themines, der Gouverneur von Quercy, sollte diesen gften Distrikt in Ordnung halten, während dem treuen ce die Bewachung des Perigord und die der Departements ordeaux und Agen dem Marschall Drnano, dem General-

MS. Dep. Zúñiga's v. 5. August.

Relaz. di Angelo Badoer, bei Barozzi e Berchet, II., I., 125.

Mercur françois (Genf 1619) I. 9b.; vgl. dazu MS. Coniuration llon, par Roissy, 102a.

gouverneur der ganzen Guyenne, aufgetragen wurde. 2 von Feuergewehren und das Abhalten bewaffneter Besatzung für die ganze Provinz untersagt.¹⁾ Diese drei sollten stets nach gemeinsamer Verabredung und in Uebereinstimmung handeln. Kaum erschien La Force, der als ein durch seinen Namen und zugleich als Freund des Königs eines hohen Ansehens genoß, im Perigord, als — geschreckt von den Vorbereitungen — das Haupt der dortigen Verschwörung, an ihn sandte. So weit war die heilsame Wirkung der staatlichen Gewalt doch gewachsen, für so eitel mußten die Empörer ihr eignes Werk erkennen, daß man ihren kindischen Umrissen gegenüber Ernst zu zeigen nichts Besseres zu thun wußten, als jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben. La Chapelle erbot sich also in seinem Namen, sie wollten sich dem Könige ergeben und ihm alles entdecken, wenn er ihnen noch einmal Leben schenkte; sonst würden sie alle mit dem Degen in der Hand. La Force, mit einem Theile der Verschwörer durch verwandtschaftliche und religiöse Bande verknüpft, rieth dem Könige, und dieser sicherte ihnen in der That seine Gnade zu, ihm nichts von der Wahrheit verhehlen wollten (26. Aug.). Indes noch ehe des Königs Schreiben anlangte, war aber schon Umschlag eingetreten. Die Milde und das Zögern des Königs und seiner Beamten wurden der Furcht derselben vor den Verschworenen zugeschrieben. Gleich zuerst hatten die Anführer den Schritt La Chapelle-Biron's gemißbilligt, war Streit unter ihnen entstanden. Dann kam ein Schreiben von Bouillon's von Sedan aus in das Land, Herr von Sedan, welcher durch seine Verheißungen den Muth der Besatzung belebte und die Zusage auswärtiger Hülfe erneute.

¹⁾ Der König an Epemon, 6. Juni; L. M. VI. 447. — 1 und Billeroy an La Force, 15. Juli; der König an La Force, 28. Juli; La Force an den König, August; Mém. de La Force, I. Corresp. 399

nten Rignac und Bassignac, die sich nach dem festen Lu-
im Perigord geworfen hatten, es verstärkten und Miene
n, sich dort zu vertheidigen, ihre Verbündeten zur Ausdauer
kühnheit. Da brachen dieselben wirklich alle Verhandlungen
a Force ab, rotteten sich zusammen und begannen, das Land
paffneten Banden zu durchstreifen. Das konnte natürlich nur ihnen selbst Verderben bringen.
König sandte sofort den Herzog von Epemon, den Gou-
er des Limousin, mit zehn Kompagnien des Fußvolks der
, deren jede bis auf 200 Mann gebracht worden war, und
vier Kompagnien leichter Reiter, die der König unterhielt,
welche zusammen wohl auch 800 Mann betrugen, schleunigst
die Aufständischen ab. Er selbst rüstete sich mit 3000 Mann
ff und den 500 Gensdarmen von den Kompagnien Dau-
Bendome und Verneuill dem Herzoge zu folgen. Die Wahl
en's war bei dessen frühern Verbindungen mit den Auf-
schen ein kühner Schritt; der König hatte ihn wohl unter-
nimen, weil er den Empörern zeigen wollte, daß sie auf den
g gar nicht zu rechnen hätten. Die Haltlosigkeit des Auf-
s zeigte sich in dem Schrecken, welcher dem kleinen Armee-
des Herzogs voranging. Die Mehrzahl der Verschworenen
nichts Besseres zu thun, als sich zu ihren Freunden in den
barten Provinzen zu retten. Trogdem hielt der König es für besser, auch seinerseits nach
von der Verschwörung betroffenen Distrikten abzugehen. Er
dadurch zeigen, daß er die Sache ernst nähme, um so einen
d zu haben, endlich einmal die ganze Strenge des Gesetzes
die unermüdlischen und unverbesserlichen Anzettler beständiger
rungen walten zu lassen. Blanchart, der Intendant Bouillon's
ine Güter in der Auvergne, hatte eben erst dem Könige

Enthüllungen gemacht, aus welchen die Unterstützungschwörung von Ballabelid her sich ergab. Ueberall erzählt der Marschall Bouillon wolle ihm mit spanischen Den Krieg machen. Um das Gewicht seines Marsches mußten ihn auf demselben sämtliche fremde Gefolgsleute Don Baltasar, begleiten. Am 19. September 1605 brach er von Paris auf, um sich zu Komorantin in Berry mit dem Herzog von Epemon zu vereinigen und so die immerhin nicht geringe Streitmacht von 5000 Mann Infanterie und 120 Kanonen zusammen zu bringen. Sechszehn Geschütze folgten unter Rosny's, als des Großmeisters der Artillerie, dem Klein

Aber Heinrich hatte nicht nöthig, von den Waffen zu machen. Bouillon sah jetzt wohl ein, daß es für ihn Anhänger unmöglich sei, einen gewaltsamen Widerstand und daß es zumal für ihn selbst das Beste sein würde, des Königs nicht noch mehr zu reizen. Er gab also Befehle in den ihm gehörigen festen Orten den Leuten ohne Widerstand dem Könige auszuliefern. Er ließ er Heinrich durch ein Schreiben aus Sedan, datirt vom 20. September, an. Bouillon spielte auch in diesem Briefe als unschuldig Verfolgter meisterhaft fort, aber die Gegenbeweise gegen seine lebhaften Bethenerungen waren so stark, als daß die Leuten noch irgend einen Erfolg haben konnten. So erhielt der König immerhin eine ziemliche Anzahl von Festungen, die noch beträchtliche Zeit ihm zu leisten vermocht hätten, in die Hand. Da er nun sich ihm im Süden nichts mehr zu thun bleibe, kehrte er (G

¹⁾ Sully, Oec. roy. ch. CLV. p. 73, giebt als Datum des Königs von Paris le quinzième ou seizième de septembre aber der Depesche Zuñiga's v. 18. September. — Vgl. Zuñiga's v. 29. Aug. bis 18. Sept. K. 1607, Arch. v. Enregistrement de Bouillon; MS. Dep. Araya's v. 18. Aug. 10. 6 des Königs und Sully's an La Force, Mém. de la Force, I. 410 ff.; Mercure fr. I. 9b.

Limoges wieder nach Paris um, aber nicht ohne eine Kriminal-
 mission unter dem Requetenmeister de Roissy in Limoges zurück-
 zukehren, die gegen die Schuldigen einen förmlichen Hochverraths-
 proceß einleiten sollte. Der Seneschall von Quercy, Herr von
 Limoges, ward mit der polizeilichen Verfolgung der Angeklagten
 betraut, und wirklich gelang es ihm, eine Anzahl der Flüchtigen
 zu ergreifen, von denen fünf hingerichtet, die andern zu ewigem
 Kerkerbegräbnisse begnadigt wurden. Mehrere Hauptanführer des Auf-
 stands wußten sich freilich jeder Strafe durch glückliche Flucht
 zu entziehen und konnten nur in effigie hingerichtet werden —
 unter ihnen La Chapelle-Viron, der wohl die größte Schuld an
 der ganzen Verschwörung trug. ¹⁾

Die Verbündeten Bouillon's im eigentlichen Frankreich waren
 bestraft theils doch unschädlich gemacht; aber der König
 ließ es um nichts mehr dulden, daß der Herzog ihm von seinem
 Reichthum und Staate aus fernerhin troge und ungestraft fortfahre, Em-
 gesversuche in Frankreich zu stiften. Heinrich beschloß also,
 Bouillon vollständig ins Klare zu kommen. Indessen noch
 lange wurde seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gezogen.

Die Spanier, waren, wie wir gesehen, an all' den Unruhen
 Theil genommen gewesen, die in den letzten Jahren Frankreich's innern
 zu zerrütten hatten. Sie hatten Auvergne unterstützt, wie
 auch, sie hatten nicht minder mit dem Reher Bouillon unter-
 standen. Mit den Verschworenen der Guyenne waren zugleich
 Brüder Luquise hingerichtet worden, provenzalische Edelleute,
 die in Verbindung mit den Spaniern einen Anschlag auf Nar-
 bonne und Beziers gemacht hatten. Aber bald kam man einer
 gefährlicheren spanischen Verrätherei auf die Spur.

¹⁾ MS. Sentences données à Limoges et exécutées contre aucuns de
 la faction du duc de Bouillon (Deg. 1605); Nat.-Bibl. zu Paris, Manuser.
 vol. 4020 p. 93b. ff. — Mercure fr. I. 9b. 10a. — Verff. an
 Oldenbarnevelt, 12. Oct.; Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt,
 I. — Thou I. CXXXIV., t. III. 1089.

Louis de Galagonia de Mèrargues — ein provenzalischer Mann, von hoher spanischer Abstammung, mit den Geschlechtern des Königreiches verschwägert, aber von müthigem und unzuverlässigem Charakter, daß derselbe Gegend zum Sprüchwort geworden — war vom Könige Kommando zweier Galeeren beauftragt, welche die Polizei in dem Hafen von Marseille und dessen Umgegend sehen hatten. Obwohl Mèrargues ein reicher Mann von Einkünften war, ließ er sich dennoch von dem damals verbreiteten Fieber der Geldgier und Genußsucht ansteigeln auf unerlaubten Wegen nach deren Sättigung. Er nutzte hierzu den Vertrauensposten, der ihm vom Könige war, indem er sich den Spaniern erbot, mit Hülfe Galeeren, die er befehligte, und der Autorität, die er in Marseille besaß, ihnen diesen überaus werthvollen Hafenplatz auszuliefern. Den Spaniern kam es schon darauf an, in dem südlichen Frankreich festen Fuß zu fassen, von hier aus mit den zahlreichen unzufriedenen Elementen zumal in der südlichen Hälfte des französischen Reiches waren, in engem Zusammenhange zu stehen, ihnen jezt die Hand reichen zu können und zugleich einen Zeitpunkt zu gewähren. Sie beabsichtigten wohl nicht, sich die Anerbietungen Mèrargues' zu Nutzen zu machen, die Verhandlungen mit demselben fortzusetzen, bis die — ein neuer Aufruhr in Frankreich oder ein äußeres Ereigniß ihnen möglich machten, die Maske der Freundschaft abzuwerfen. Sie nahmen also nach ihrer Gewohnheit schlagend Mèrargues' freundlich auf, gaben ihm aber keine Antwort und zogen die Negotiationen in die Länge. Er, wegen hoher Abkunft und Reichthums bei seinen Genossen in der Provence ziemlichen Ansehens genoss, kam Abgesandter nach Paris, wo er seine verrätherischen Absichten so bequemer fortzusetzen beschloß und eine Miethwohnung

verpflichteten Manne bezog. Diesen weihte er bald in sein Einmiß ein und machte ihn zum Zwischenträger in seinem Lehre mit dem spanischen Gesandten. Don Baltasar de Zúñiga handelte übrigens bald, um Aufsehen zu vermeiden, nicht persönlich mit Mèrargues, sondern durch seinen Sekretär Meau, einen Belgier, der Mèrargues oft besuchte und sich dann ihm in dessen Kabinett einzuschließen pflegte. Indes das Glück, das Heinrich IV. bisher vor allen solchen Anschlägen geschützt hatte, verließ ihn auch diesem Anschläge gegenüber. Ein Galeerensträfling, den Mèrargues zu mehreren gelehenen Botschaften benutzt hatte, schöpfte Verdacht, und es gelang ihm in der Hauptsache den Verbindungen seines Herrn auf die Spur zu kommen. Für das Versprechen der Freiheit verrieth er dem Gouverneur der Provence, dem Herzoge von Guise, und theilte das Gehörte dem Könige mit. Die Aussage eines Leiden Menschen, wie der Sträfling, konnte jedoch einem ansehnlichen Edelmann gegenüber nicht ins Gewicht fallen, und der König beauftragte deshalb den schlauen und gewandten La Barre, sich wegen der Schuld Mèrargues' zu vergewissern und die Anklage sich bewahrheiten, wo möglich unwiderlegliche Beweise herbeizuschaffen. La Barrenne bestach den Wirth Mèrargues'; dieser offenbarte ihm die Zusammenkünfte seines Miethers Bruneau und versprach, ihn bei der nächsten Konferenz der Rathgeber rechtzeitig zu benachrichtigen, daß man sie auf frischer That ertappen könne. Und so geschah es. Am 5. Dezember Abends wurden Mèrargues und Bruneau verhaftet, als sie gemeinschaftlich das Kabinett des erstern verlassen wollten; wichtige Schriftstücke, die die Schuld Mèrargues' vollständig darthaten, wurden theils in ihrer Person theils in dem Kabinett gefunden. Mèrargues, so überzeugenden Beweisen gegenüber sein Verbrechen einräumte, wurde schon nach vierzehn Tagen hingerichtet (19. Dezember 1605). Den Belgier hatte man ins Chatelet gebracht; auf die lauten Proteste und Drohungen Zúñiga's hin, der

vorgab, sein Sekretär habe nichts Uebles beabsichtigt, übrigens durch das Völkerrecht geschützt, wurde nach einem Wortwechsel zwischen dem Könige und dem Gesandten und gerechten Zögern Bruneau wieder freigegeben. Hatte der sonst so zurückhaltende Erzherzog Albert sich dem Bruneau verwendet und die spanische Regierung sogar diesen Fall ganz ernstlich zu einem *casus belli* zu machen. Er rächte sich für diese neue Treulosigkeit der Spanier, indem er die starke Szene, die er dem Don Baltasar bereitet hatte, weiter erzählte und sogar duldete, daß sie durch fliegend dem größten Publikum bekannt gemacht wurde.¹⁾

Die ganze Konspiration, die sich von neuem auf all bedrohlich gegen den König erhoben hatte, war jetzt vernichtet, nur Bouillon, obwohl entmuthigt und all Unterstützung beraubt, war noch nicht zu förmlicher Unterdrückung gebracht. Er tropte auf seine Festung Sedan, die einem Felsen lag, von starken Werken umgeben, in das lebendige Gestein eingehauene Gräben geschützt, die sechszig Kanonen, mit denen er die Wälle verschossen, Ueberall hielt man den Platz für uneinnehmbar; nur das konnte ihn bezwingen. Freilich bot Bouillon, geschreckt

¹⁾ MS. Dep. Zuniga's v. 8. Dez. 1605, 3., 10. Jan. 1606; Sim. K. 1460. — MS. Consulten des spanischen Staatsr. v. 22. 7., 10., 21. Jan. 1606; ibid. K. 1426. — MS. Instruktion an Dupuy, 28. Jan. 1606; ibid. K. 1451. — MS. Dep. Ayala's vom 1. Dezember 1605; Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, C. 188. — Instruktion der Erzherzoge Albert und Isabella an Ayala v. 19. Dez. MS. Interrogatoire de Louis d'Algonia de Mérargues, le 5. déc. 1605 Châtelet (Bibl. Nat. in Paris, Manusc. franç. vol. 4020 p. 14). MS. Manifeste sur le fait de Mérargues (bas. p. 242 a. ff.) — MS. des événements mémorables de 1605—1608; Bibl. Nat. in Paris, frs. vol. 2947 p. 89 a. ff. — La Force an seine Gemahlin, 14. D. I. Corresp. 421. — Der König an Moriz von Hessen, 7. Dez. 1606 mel. 262 ff. — Anonyme Briefe; Groen v. Prinsterer, Arch. d. Nassau, II., II., 357 ff. 361. — Siri, Mem. recond. I. 354 ff. franç. I. 12 b. ff. — Supplém. à l'Est. 389. — Thou l. C. p. 1089 f.

Mal Auvergne's und seiner eigenen Verbündeten in der
 inne, sowie von der Drohung des Königs, den Prozeß gegen
 bei dem Parlamente von Paris einzuleiten, eine Art von
 werfung an. Der Herr von Teneuil kam als sein Abgesandter
 Könige (November. 1605) und erklärte in seinem Namen:
 Herzog wolle sich zur Verantwortung stellen, auch seine Fehler,
 t er solche begangen, eingestehen und den König um Gnade
 , wenn dieser ihm andrerseits Verzeihung und Wiederein-
 g in seine Güter zusichere. Vor drei Jahren wäre der König
 solchen Bedingungen zufrieden gewesen; jetzt genügte ihm eine
 formelle Unterwerfung nicht mehr; er wollte thattsächliche
 schaften für des Herzogs fernere Treue haben und ihm die
 ichtigkeit nehmen, sich jeden Augenblick in sein souveränes
 thum und hinter die Kanonen von Sedan zurückzuziehen. Nach-
 er also mit Absicht Bouillon zwei Monate hindurch in ängst-
 Spannung gelassen, sandte er Herrn von Teneuil an
 ken zurück mit der Antwort: der König wolle in jedem Falle
 s Schloß von Sedan einen Gouverneur und eine Garnison
 , welche ihm den Herzog zur Treue zwingen sollten (Ende
 ar 1606).

Das war für Bouillon unannehmbar. Es hieß das, mit einem
 die stolzen Pläne aufgeben, in denen er sich so lange gefallen
 Sedan zum Ausgangspunkte einer großen unabhängigen Herr-
 zu machen, von hier aus den Fußstapfen Philipp des Guten
 Karl des Kühnen nachzufolgen. Uebergab er Sedan dem
 ge, dann war es mit dem ganzen Souveränitätsstolze vorbei,
 nt zum Range eines Unterthanen herab. Also das Verlangen
 icht's wollte er durchaus nicht erfüllen. Den Rath zur Unter-
 ng, den ihm seine Schwiegermutter, die verwittwete Fürstin
 ranien, und der wackere La Force mit Einwilligung des
 urch den Hugenotten De la Noue zukommen ließen, wies
 . Er wollte den König zu seinem und Sedan's Protektor
 n; er wollte zugeben, daß derselbe so oft und mit einer so

großen Begleitung, wie es ihm beliebe, in Sedan wollte gestatten, daß der Gouverneur und die Besatzung zugleich dem Könige, ja für den Fall der Empörung des Herzogs nur dem Könige schwören sollten; er ließ die Wahl seines Aufenthaltes dem Belieben des Königs lassen: aber die Festung ganz auszuliefern, darauf er eingingen.

Heinrich andererseits beschloß, bei seiner Forderung und mit der ihm so gefährlichen Souveränität zu Ende zu machen. Freilich suchten ihn auch jetzt nicht abzustanten von einem gewaltthätigen Unternehmen abzuhalten um einen so oft von ihnen zur Zuflucht benutzten Ort wie Sedan, nicht in katholische Hände gelangen zu lassen, gegen drängte Rosny oder — wie er seit dem 21. Jahres (1606) in Folge königlicher Ernennung hieß — von Sully, welcher Bouillon wegen seiner bedeutenden Gaben beneidete und haßte, den König zum Kriege gegen ihn zu bewegen. Heinrich IV. ließ sich nicht beirren und überlassen, sondern schlug einen Mittelweg ein, der hier der richtige war. Einerseits traf er gegen Bouillon Vorichtsmaßregeln, daß jeder seinen festen Willen, für Sedan's zu machen, erkennen mußte. 10,000 Franken wurden ausgehoben, 6000 Schweizer wurden Frankreich geführt. Andererseits wurde noch einmal nach Sedan geschickt. Der Sekretär Bouillon's hatte zu bieten, daß er entweder Sedan ganz an den König oder in dem dortigen Schlosse eine königliche Garnison zu lassen. De la Noue an der Spitze aufnehmen so schlug Bouillon trotz der wiederholten dringenden Mahnungen der Schwiegermutter und der verwittweten Herzogin ab. Er könne Sedan nicht verkaufen, und wenn man ihm nicht alle seine Besitzungen in und bei Sedan abkaufen wolle; und im Schlosse wolle er niemanden

als daß er selbst der Stärkere dabei bleibe. Ebenso weiserte er sich, einige zu ihm geflüchtete limousinische Edelleute auszunehmen.

Als Du Maurier mit diesem Bescheide in Paris anlangte (18. März), verzichtete der König auf jede weitere Zögerung und ließ sich, Gewalt anzuwenden. Erneute Vorstellungen der Räte — mit Ausnahme Sully's — vermochten hierin nichts zu ändern. In feierlicher Sitzung des Geheimen Rathes (19. März) wurde vielmehr beschlossen, daß es der Würde Sr. Majestät entspreche, den Herzog von Bouillon thätlich zu verfolgen, ihm Vorbehalte, ihn, wenn er genügende Bedingungen annehmen würde, mit offenen Armen aufzunehmen. Diese Resolution des Rathes war vollständig den Absichten des Königs entsprechend. Er beruhigte nur noch die besorgten Hugonotten, indem er nach, nach Unterwerfung des Herzogs einen reformirten Gouverneur für Sedan zu ernennen; und ebenso sandte er Herrn von Glas nach Deutschland, um die dortigen protestantischen Fürsten besonders den Kurfürsten von der Pfalz von jeder Unterthänigkeit Bouillon's fern zu halten.

Am 14. März nahm der König feierlich von seinem Hofe und dem Parlamente Abschied und empfahl ihnen während seiner Abwesenheit den Dauphin, den er zu diesem Behufe nach Paris kommen lassen. Den folgenden Tag brach er nach Reims auf, um dort zunächst das Osterfest zu feiern und dann gegen die Spanier zu ziehen. Seine Rüstung war eines Königs von Frankreich wohl würdig. 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter begleiteten ihn, während Sully fünfzig Kanonen und einen bedeutenden Vorrath aufstellte, welche dem Heere binnen kurzem nachrücken sollten. ¹⁾

¹⁾ MS. Dep. Teraraga's v. 18. März. Arch. v. Sim. K. 1460. — Conjuncta des span. Staates. v. 11. April; ibid., K. 1426. — MS. Dep. v. 14., 17. Febr., 3. März; H. H. und St. A. in Wien C. 189. — Roue an Du Plessis, 17. Febr.; Du Plessis an Rivet, 10., 20. März; et Mém. de Du Plessis, I. 149 ff. — La Force an seine Gemahlin,

Trotzdem ruhten die Unterhandlungen keinen Augenblick. Du Maurier und der Marquis de la Bievre gingen wieder zwischen dem königlichen Lager und Sedan. Der holländische Resident in Paris, der gerade eine Mission nach dem Haag gemacht hatte, nahm seinen Rückschlus auf Sedan und gab dem Herzoge den dringenden Rath, sich dem Könige zu unterwerfen. So lange Heinrich noch verharrte, so lange Bouillon, in dem Glauben, der König werde es nicht wagen, ihn anzugreifen, fest bei dem wiederholt gegebenen Versasse, Herr von Sedan zu bleiben, und fing an, Hand in Frankreich und Deutschland Aushebungen vorzunehmen. Aber als die königliche Armee sofort nach der Feier des Ostersfestes eiligst gegen Sedan heranzog und selbst schon am 28. März in Donchery bei Sedan anlangte, auch Sully mit seiner Artillerie bereits in Suippes in der Gegend angekommen war: begann Bouillon, das Unnütze des Widerstandes einzusehen und sein ganzes Benehmen zu ändern.

Möglichst erschien Merffsen im königlichen Lager und an, daß Bouillon mit dem Herrn von Billeroy zu unterhandeln begehre (28. März). Der Herzog konnte hiermit nur sprechen baldiger Unterwerfung geben, sonst würde er nicht den ersten Beamten Heinrich's für auswärtige Angelegenheiten verlangt haben. Nach kurzen Verhandlungen zwischen von der einen, Billeroy und d'Inteville auf der andern theils in Torcy, dem letzten französischen Grenzbefehlshaber nach Sedan, theils im Schlosse von Sedan selbst geführt, einigte sich vollkommen (31. März). Auch dem Könige war viel da

25. Jan., 3. Febr.; Mém. I. Corresp. 423 f. — Mercure françois. I. — Suppl. à l'Est. 395. — Oec. roy. ch. CLIX. p. 134 ff. — Oubéry du Maurier, 125 ff. 325 ff.

, mit Bouillon nicht bis zum Aeußersten zu kommen. Er erte sich der alten Dienste des Herzogs, der nicht am wenigsten zu den Siegen Heinrich's von Navarra über seine zahlreichen Feinde beigetragen hatte. Auch hatte Bouillon erst kürzlich Anordnungen des spanischen Gouverneurs von Luxemburg und selbst Grafen Fuentes, ihm beizustehen, zurückgewiesen¹⁾ — in endlichem Erkenntniß von der Fruchtlosigkeit solcher spanischer Zusagen. Dann mußte Heinrich wirklich fürchten, Sedan werde seine vorzüglichen Befestigungen seinen Angriffen lange Trost geben, und das wäre doppelt gefährlich gewesen: einmal wegen der zum Ruhe gebrachten Unzufriedenen und Ungetreuen im Innern; und zweitens wegen der Spanier. In der That hatten sie bereits an den großen Rüstungen des Königs Anstoß genommen und ihre Garnisonen im Luxemburgischen verstärkt. Es fand sich auch jemand gefunden, welcher dem madridener Kabinett, Bouillon und Sedan in den Dienst des belgischen Erzbischofs zu ziehen. Zwar hatte dieses Mal die spanische Regierung Vorschlag abgelehnt — er sei gefährlich und könne wenig Nutzen bringen, meinte der Staatsrath²⁾ — aber wer mochte dafür bürgen, die frühern Unterhandlungen zwischen Spanien und Bouillon nicht doch bei größerer Bedrängniß des letztern wieder angeknüpft werden? Ferner waren die protestantischen Fürsten Deutschland's aufgebracht darüber, daß Heinrich trotz des schon achtjährigen Friedens noch immer keine Miene machte, die ihnen früher entzogenen Summen zurückzuzahlen. Man war deshalb fest davon überzeugt, daß sie Bouillon, wenn auch nicht offen so doch unter der Hand, Beistand leisten würden. Bongars, der bisherige französische Gesandte bei diesen Fürsten, hatte Villeroy auf das eifrigste in dieser Richtung gewarnt. Und nicht minder sah

¹⁾ Thon I. CXXXVI. p. 1122.

²⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 11. April; Arch. v. Sim. K. 1426.

³⁾ Conf. desf. v. 20. April; ibid. K. 1607.

Trotzdem ruhten die Unterhandlungen keinen Augenblick. Du Maurier und der Marquis de la Bievville gingen wieder zwischen dem königlichen Lager und Sedan. Ispanische Edelmänner Nottancourt, ein Hugonett, strengte an, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Auch der holländische Resident in Paris, der gerade eine Reise nach dem Haag gemacht hatte, nahm seinen Ruf nach Sedan und gab dem Herzoge den dringenden Rath, sich dem Könige zu unterwerfen. So lange Heinrich noch verharrte Bouillon, in dem Glauben, der König werde nicht wagen, ihn anzugreifen, fest bei dem wiederholt versagten, Herrn von Sedan zu bleiben, und fing an, Hand in Frankreich und Deutschland Aushebungen vorzunehmen. Aber als die königliche Armee jeder Feier des Osterfestes eiligst gegen Sedan heranzog und selbst schon am 28. März in Denchery bei Sedan anlangte, auch Sully mit seiner Artillerie bereits in Suippes in pagnie angekommen war: begann Bouillon, das Unnützfähliche jedes weitem Widerstandes einzusehen und sein ganzes Benehmen zu ändern.

Plötzlich erschien Kerffen im königlichen Lager und an, daß Bouillon mit dem Herrn von Villeroy zu unterhandeln (28. März). Der Herzog konnte hiermit nur sprechen baldiger Unterwerfung geben, sonst würde er in den ersten Beamten Heinrich's für auswärtige Angelegenheiten verlangt haben. Nach kurzen Verhandlungen zwischen dem einen, Villeroy und d'Inteville auf der andern theils in Torcy, dem letzten französischen Grenzbefehlshaber zu, theils im Schlosse von Sedan selbst geführt, einig und vollkommen (31. März). Auch dem Könige war viel

25. Jan., 3. Febr.; Mém. I. Corresp. 423 f. — *Mercure françois*. — Suppl. à l'Est. 395. — *Oec. roy. ch.* CLIX. p. 134 ff. — *Cronique du Maurier*, 125 ff. 325 ff.

mit Bouillon nicht bis zum Aeußersten zu kommen. Er e sich der alten Dienste des Herzogs, der nicht am wenigsten den Siegen Heinrich's von Navarra über seine zahlreichen beigetragen hatte. Auch hatte Bouillon erst kürzlich Angen des spanischen Gouverneurs von Luxemburg und selbst afen Fuentes, ihm beizustehen, zurückgewiesen¹⁾ — in end-Erkentniß von der Fruchtlosigkeit solcher spanischer Zug- gen. Dann mußte Heinrich wirklich fürchten, Sedan werde eine vorzüglichen Befestigungen seinen Angriffen lange Troß und das wäre doppelt gefährlich gewesen: einmal wegen m zur Ruhe gebrachten Unzufriedenen und Ungetreuen im ; und zweitens wegen der Spanier. In der That hatten reits an den großen Rüstungen des Königs Anstoß ge- n und ihre Garnisonen im Luxemburgischen verstärkt. Es ch auch jemand gefunden, welcher dem madrider Kabinett Bouillon und Sedan in den Dienst des belgischen Erz- zu ziehen. Zwar hatte dieses Mal die spanische Regierung rschlag abgelehnt — er sei gefährlich und könne wenig meinte der Staatsrath²⁾ — aber wer mochte dafür bürgen, frühern Unterhandlungen zwischen Spanien und Bouillon ch bei größerer Bedrängniß des letztern wieder angeknüpft ? Ferner waren die protestantischen Fürsten Deutschland's fgebracht darüber, daß Heinrich trotz des schon achtjährigen s noch immer keine Miene machte, die ihnen früher ent- Summen zurückzuzahlen. Man war deshalb fest davon gt, daß sie Bouillon, wenn auch nicht offen so doch unter nd, Beistand leisten würden. Bongars, der bisherige fran- Gesandte bei diesen Fürsten, hatte Billeroy auf das ein- hste in dieser Richtung gewarnt. Und nicht minder sah

Thou l. CXXXVI. p. 1122.

MS. Conf. des span. Staatör. v. 11. April; Arch. v. Sim. K. 1426.

Conf. des. v. 20. April; ibid. K. 1607.

England diesen Krieg sehr ungern; sein Gesandter in Paris mit offener Feindseligkeit gegen denselben.¹⁾

Aus allen diesen Gründen des Herzens und des Muths war Heinrich zu einer Ausöhnung mit dem Herzoge Am 2. April wurde zu Donchery die Uebereinkunft endg. gestellt. Die Souveränität Sedan's verblieb Bouillon, dem in alle Ehren und Aemter, die er in Frankreich wieder eingesetzt wurde. Allen Anhängern des Herzogs vollständige Amnestie bewilligt, Bouillon selbst eine Summe fernung der von ihm angeworbenen Fremden. Der Kaiser auf vier Jahre in das Schloß von Sedan einen G. und fünfzig Soldaten, die ihm ebenso wie die Schöffen Treue schwören werden. Der Gouverneur soll Herr von court sein, Hugonott — wie schon erwähnt — und Bouillon's. Während dieser vier Jahre soll der Herzog nicht betreten, nach deren Verlauf aber in den freien Stadt und des Schlosses wieder gelangen.

Am demselben Tage stellte der König den sehr gehaltenen Gnadenbrief für Bouillon aus, und schon später registrierte ihn das Parlament ein.²⁾

Der König hatte seinen Zweck erreicht und die Unterwerfung gezwungen. Er war darüber sehr glücklich „Cousine“, schreibt er an die Fürstin von Oranien, „sprechen wie Cäsar, Veni, vidi, vici, oder wie das

¹⁾ MS. Dep. Buzenval's v. 8. März; Nat. Bibl. zu Paris frs. vol. 15,953. — MS. Dep. Ayalas v. 9. März; H. B. zu Wien C. 189. — Auf die Stellung des pfälz. Kurfürsten und Verhandlungen mit dem franz. Gesandten Montglat in Betreff der Angelegenheit kann ich hier nicht näher eingehen. Die bezügl. Dekr. der oben erwähnte Brief Bongars' vom 23. März 1606, bei Ritter.

²⁾ MS. Konvention zwischen Heinrich IV. und Bouillon; Arch. (Paris) K. 1460. — MS. Akten über die betreffenden Begebenheiten Bibl. zu Paris, Manuscr. frs. vol. 4020 p. 106 a. ff. — MS. des événements mémorables de 1605 à 1608, p. 93 a. ff.; das. — Außerdem verschiedene Circuläre und Briefe hierüber.

ge hat meine Lieb' gedauert und war nach drei Tagen
; so sehr war ich Liebhaber von Sedan." Aber mehr
heit gemäß schrieb er an La Force: „Die Waare ist
heuer, doch gut." In der That war die Uebereinkunft,
gängliche, einstweilige Unterwerfung Sedan's unter des
Macht vorausgesetzt, sehr günstig für Bouillon. Die
on von Donchery forderte vom Herzoge viel weniger,
König vor seinem Ausmarsche von ihm verlangt hatte.
blieb, worauf er ja stets das meiste Gewicht gelegt hatte,
seines kleinen Landes und kam nach Ablauf von vier
wieder in den völlig freien Besitz desselben. Daß in der
eit keine Uebergriffe gegen seine Autorität von Seiten
lichen Besatzung unternommen wurde, dafür bürgte ihm
inge Stärke und die Person ihres Befehlshabers. Nottan-
a bescheidener und übrigens unbedeutender Mann, war
e sein Vermuthen zu der Ehre gekommen, Gouverneur von
werden;¹⁾ nur der Wunsch des Königs, Bouillon jeden Ver-
nehmen, als werde doch vielleicht eine Ueberraschung gegen
ouveränität beabsichtigt, konnte diese Wahl erklären.
selbst war sehr zufrieden mit dem Verlaufe der An-
it, aber auch unter allen seinen Glaubensgenossen in
war die Freude groß; Merffen's Einfluß schrieb man
lich den guten Erfolg zu.²⁾ Aber es hatte sich doch recht
zeigt, daß Bouillon's Opposition eine durchaus persönliche,
em allgemeinem Principe getragene war. Und damit
völlige Ausichtslosigkeit gegenüber der von der Zeit-
getragenen königlichen Macht völlig entschieden. Ein
die Hugonotten, daß sie dies von vorn herein wenn
gesehen, so doch geahnt hatten!

L. Angel an La Force, 6. April; Mém. de la Force, I. Corresp.

S. Dep. Erraraga's (des span. Gesandtschaftssekretärs in Paris) v.
Arch. v. Sim. K. 1460.

Wenige Tage nach Abschluß der Uebereinkunft (kam Bouillon in das Lager des Königs hinaus und kniete diesem das Knie. An demselben Tage wurde in Paris' Kirchen das Te Deum wegen des glücklichen Ausgangs der Belagerung gesungen. Dann zogen Heinrich und seine (unter Glockengeläut und Kanonendonner in Sedan ein, um dem Siege über Bouillon und dem Protektorat Frankreich die Stadt einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Erst 1 (Tagen verließen der König und seine Gemahlin Sedan um langsam nach Paris zurückzukehren, wo sie (28. Ap mit großem Enthusiasmus und einer glänzenden (Menge empfangen wurden. Der Hofdichter Malherbe feierte (eleganten und wohlgefügten Versen des Königs auf und friedenbringendes Glück. Das große Heer, welches Sedan gezogen war, wurde aufgelöst und die Leute wurden entlassen, ohne daß einer von ihnen einen Schuß gel

So große Bedeutung auch der König schon durch sein Zeichen seinem Siege über Bouillon beizulegen suchte, diesem doch keinen Groll nach, sondern war im Gegentheil bestrebt ihm zu zeigen, daß er, der alten Fremden gedenkend, ihn liebe und begünstige. Die enge Verbindung mit den Hugonotten und besonders auch mit den deutochristlichen ließ es dem Könige rathsam erscheinen, ihn wieder an seine Person zu fesseln. Die innern Verhältnisse trugen auch dazu bei, Bouillon's Einfluß schnell lassen. Die Königin wollte sich für den Fall einer Noth — den sie, um so viel jünger als Heinrich, stets im Auge — an Bouillon eine Stütze sichern. Sie wandte ihn ihre Gunst zu. Schon ehe sie von Paris zum Lager war, hatte sie ihn durch zuverlässige Leute wissen lassen, die Dinge nicht zum äußersten treiben, sondern eine Behalt abwarten; sie wolle ihm wohl und werde ihn dies, wenn Gelegenheit es erlaube, schon merken lassen. Billeroy und d

Siegelbewahrer ernannte Sillery waren zwar sonst eifrige
 elisten, aber der Haß, den beide — besonders Villeroi —
 an Sully hegten, trieb sie zur Parteinahme für Bouillon hin-

Den schnellen und glücklichen Abschluß der Konvention
 in Unterrichtete zum guten Theil auf Rechnung dieser Stim-
 g Villeroi's, der jene auch schnell vor der Ankunft Sully's
 Lager zu Stande gebracht hatte. Jedenfalls ging der König
 dieser Angelegenheit mehr die Wege seines Ministers des Aus-
 wärtigen als die seines Ministers des Innern. Als Bouillon
 ersten Male vor ihm in Donchery erschien, sagte er dem-
 an bereits: es liege ihm weniger an dem Plaze Sedan, als
 an den guten Diensten, die er von seiner — Bouillon's —
 noch erwarte. Auf dem Wege nach Paris begleitete der
 zog das königliche Paar; Heinrich suchte eine Versöhnung
 jenem und Sully herbeizuführen und wünschte sogar die
 mählung des ältesten Sohnes Sully's mit einer Tochter
 illon's. Indeß das gelang ihm nicht, vielmehr wurde der
 ger des eifersüchtigen Sully über die wachsende Gunst seines
 ners und über dessen enge Verbindung mit Villeroi und
 er immer größer. Unmittelbar vor dem Könige zog Bouillon
 den Prinzen und Herzogen in Paris ein, allerdings einfach
 det und auf dunklem Pferde, aber in so stolzer und sieges-
 Haltung, daß es schien, als ob er den König in Triumph
 sich her führe. Auch dem Parlamente — bei dem Bouillon
 wie bei allen Ständen des Volkes sehr beliebt war wegen
 ritterlichen Tapferkeit und wegen seiner Feindschaft gegen
 allgemein verhaßten Sully — erklärte Heinrich: er habe
 Zug unternommen, nicht so sehr um Sedan wie um
 Herrn desselben in seine Gewalt zu bekommen, dessen Arm
 Rathschlag er von nun an zum Besten Frankreich's zu
 zen gedenke. Den protestantischen Fürsten in Deutschland
 e der König wenige Wochen später seine volle Befriedigung
 Dem Betragen Bouillon's seit der Kapitulation aus. Allen

schien der Marschall bald der erklärte Favorit des Königs zu sein.¹⁾

Mit Strenge und Güte hatte Heinrich alle Aufstände gegen seine Person und gegen die königliche Gewalt gedrückt. Man braucht nur den Verlauf dieser Bestrebungen zu vergleichen mit den furchtbaren innern Kämpfen seiner unmittelbaren Vorgänger und noch in den ersten Jahren seiner eignen Regierung: um zu sehen, wie er immer fester seine Macht begründet hatte. Immer wechselten die Unzufriedenen und Händelsüchtigen, immer ebneten sich neue Versuche; unter Biron noch dem Könige und dem La Roche die diese schließlich nur noch ihren eignen Urhebern gegenüber dem starken Felsen königlicher Autorität zerfielen. Die schwache Brandung der Empörung. Das französische Volk, es von Herzen satt, sich auf das Gebot ehrgeiziger und fanatischer Priester unter einander zu zerfleischen. Es war eine Familie, die nicht ein Glied in den Bürgerkriegen verlor. Eine Provinz, die in denselben nicht ihre Fluren verwüstet, ihre Städte geplündert und verbrannt gesehen hätte. Dagegen konnte das starke Königthum nun schützen. Da konnte alle Hülfe der Händelsüchtigen Spaniens nichts nützen, der Energie Heinrichs gegenüber hatte kein Aufstand mehr Aussicht auf Erfolg. Heinrich IV. ist wie nach außen, so auch nach innen für das französische Königthum der Begründer einer Machtfülle, wie nirgends im Europa des 17. Jahrhunderts existirte. Es war ein Aufathmen aus langer Noth, wenn man überall Malherbe's sich wiederholte:

¹⁾ MS. Dep. Sarrataga's vom 17. April, 8. Mai, 24. Jan. MS. Dep. Ayala's v. 17. Febr. 1606. — Merc. frçs. I. 76b. — pierre, Mémoires p. 46 f. (Mich. et Pouj. II. VI.). — Thou I. p. 1122 f. — S. IV. an Moritz von Hessen, 20. Mai 1606; Rom — Benoist I. 431.

Die Furcht vor Heinrich gilt als Bollwerk unsern Orten,
Der Wache brauch't's nicht mehr auf Mauern und an Pforten,
Den Posten zieht man ein auf unsrer Thürme Spitzen:

• Das Eisen wird nur mehr dem Ackermanne nützen;
Das Volk, noch zitternd jüngst, vom wilden Krieg erschreckt,
Wird nur zum Tanze durch die Trommel jetzt erweckt.¹⁾

Wig konnte nunmehr der König, nach seiner stätigen und
ig sichern Art an den innern Ausbau seines Reiches, an die
ig und Hebung von dessen innerm Zustande gehen.

Bgl. die enthusiastische Schilderung der Sicherheit in Frankreich im
tiefen von Bongars an Camerarius; Lettres latines de Bongars
1668, 12^o), p. 968.

1:1

Viertes Kapitel.

Frankreich's innere Zustände unter der Regierung Heinrich
1598 — 1610.

Frankreich unter Heinrich IV. eine wesentlich absolute !
— Schwäche aller dem Königthume gegenüberstehenden Gen
Der König. — Marie von Medici. — Des Königs Geliebter
Minister: der Kanzler, die Staatssekretäre, Villeroy, Sully. —
— Die großen Rathskollegien. — Heinrich's Regierungsweise.
sätze in Bezug auf die Verwaltung. — Sicherung von Ruhe
nung. — Duellgesetze. — Vernichtung der Macht des hohen
Politische Polizei. — Sorge für die Gesundheitspflege. —
ordnung. — Die Paulette. — Advokatenordnung. — Steuer
Erleichterung des Volkes durch Heinrich IV. und Sully. —
in der Steuerverwaltung. — Einnahme- und Ausgabebudget
nehmende Tilgung der Staatsschuld. — Günstiges Resultat der
Finanzverwaltung. — Der Ackerbau; Olivier de Serres. —
verhältnisse der damaligen Zeit. — Befreiung des Getreides von
allen Schranken. — Austrocknung der Sümpfe. — Beseitigung
Barbarische Jagdgesetze. — Bergwerke. — Großartige
der Industrie und ganz besonders der Seidenmanufaktur. —
Handel. — Wege- und Brückenbauten. — Flußregulirungen und
bauten; großartige Pläne des Königs. — Transportmittel; die
Günstige Entwicklung des äußern Handels. — Heinrich's IV.
politik. — Französische Kolonisationsversuche; Kanada. — Ver
schöpfung der französischen Armee; Artillerie, Ingenieur- und
Wesen. — Festungen. — Marine. — Bauten. — Zustand der
tektur und der bildenden Künste. — Unterrichtswesen; die
Universität. — Die Wissenschaft zur Zeit Heinrich's IV. — Die

; alte und neue Schule. — Drama und Komödie; Bühne
 uspieler im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts. — Große
 it; lebhafte Broschürenliteratur. — Reichthum von Paris. —
 d Spielwuth der damaligen Zeit. — Charakterisirung der
 durch einen Zeitgenossen.

der Betrachtung der innern Zustände Spanien's entrollte
 das betrübende Bild eines schnell sinkenden, unauffhaltsam
 lle begriffenen Staatswesens und Volksthumes. In ge-
 nd erfreulichem Gegensatz hierzu steht das Frankreich
 IV. Hier stoßen wir überall auf noch schlummernde
 lebensfähige Kräfte, die unter der geschickten Einwirkung
 telligenten, scharfblickenden Regenten ins Dasein treten,
 ickeln und erhöhen und hiernach auf allen Seiten die
 n Erfolge hervorbringen. Wenn Frankreich bald darauf
 thum, Glanz und allgemein verbreiteter Kultur ebenso
 olitischer Macht das erste Land Europa's wurde, so hat
 Anregung und Anleitung dazu Heinrich dem Vierten zu
 . Lange herrschte die Meinung, der König habe nur
 lassen, das Hauptverdienst komme seinem Minister
 r; ganz mit Unrecht, da Sully sich vielmehr den
 n Reformen seines Herrn nach Kräften widersetzt hat.
 ig selbst vielmehr darf auf den Ruhm Anspruch machen,
 e seines Landes und Volkes neu begründet zu haben.
 agen in seiner Schöpfung neben den Licht-, auch bereits
 n Schattenseiten, welche ihr bei ihrer brillantesten Ent-
 eiden geblieben sind.

der Friede von Bervins Heinrich den Vierten auf dem
 ch immer wankenden Throne befestigte, hieß er seit neun
 König von Frankreich, seit einem Vierteljahrhundert König
 arra: aber erst jetzt eröffnete sich ihm die Möglichkeit,
 zu regieren. Bis dahin war er nur immer der Führer
 rei, allerdings einer in den letzten fünf Jahren stetig

wachsenden Partei gewesen, Freunden und Feinden gleich machtlos. Jene hatte er durch Bitten, Hoffnungen, Schenke, Herablassung gewinnen, diesen das Opfer seines Ge-
der Staatsmittel, mancher Kronprerogative bringen müssen hatte in Heinrich's Seele einen tiefen Stachel zurückgelaßt während die Außenseiten seines Charakters: sein Hume sich stets gleich bleibende Freundlichkeit, seine gutmüthige Fei-
keit, noch für einige Zeit die Welt über sein wahres täuschten, trug er sich von Beginn an mit dem festen Pl durch die Religionskriege unterbrochene Zentralisationsven
Vorfahren auf dem französischen Throne mit aller Kraft aufzunehmen und zu verfolgen. Mit größter Geschickli-
nutzte er hierzu die Vortheile seiner persönlichen Stellung allgemeinen Lage: die tiefe Friedenssehnsucht des fran-
Volkes, den ritterlichen Ruhm, der ihn selbst umgab, die rität, welche sein geistreich gefälliges Benehmen ihm w-
zeitweise in allen Klassen des Volkes verschafft hatte. Es zeigt worden, wie Heinrich die Religionsparteien in de-
seines Staates hineinzwang, wie er mit seinem Wesen in eigener Strenge jede Regung aristokratischer Selbständig-
nichtete. Eigisten und Huguenotten gehorchten ihm, wo murrend; ihre Führer, um deren Gunst der König lang hindurch demüthig hatte buhlen müssen, waren theils ge-
gestreckt, theils lebten sie unterwürfig am Hofe des Königs nicht frei von der Furcht, daß nach Biron, Auvergne und auch an sie die Reihe kommen könnte, die Gewalt des Königs erdrückend auf sich niederfallen zu sehen.

Weniger gewaltsam, aber mit derselben Entschiedenheit er allen populären Beschränkungen seiner monarchischen vollkommenheit gegenüber. Die Generalstände des Reichs sammelten sich unter seiner Regierung zum letzten Male in den Jahren 1596 und 1597, d. h. zu einer Zeit, wo noch die tagne in Waffen stand und die Spanier siegreich im

ordrängen, wo also der König dringend auf die durch das Volk angewiesen war. Aber mit dem wo die innern und äußern Feinde unschädlich gemacht, und wo Heinrich sich mit Recht König von Frankreich, stand der Entschluß bei ihm fest, nie mehr die des gesammten Reiches einzuberufen. Freilich nicht den Fehler, welcher so oft die Entwürfe absoluten Königen hat scheitern lassen, daß sie durch Verdrüss und Mißregierung das Volk beständig reizten, und sich an dessen Unterstützung zu appelliren gezwungen. Mehr pflegte er die geistlichen und zumal alle materiellen der Unterthanen sorgsam, und die musterhafte Finanzmacht es dem Könige möglich, ohne erhöhte An- die Steuerkraft des Volkes auszukommen. Was gelegen, als im Jahre 1610, wo ein großer und eg dem Reiche bevorstand, sich die unzweifelhafte der Nationalvertretung zu verschaffen? Doch man So beseitigte Heinrich ohne Gewaltthat, ohne und stillschweigend jene mächtigen Stände, die seinem Gehege distirt hatten.

Provinzialvertretungen konnte Heinrich nicht in verfahren. In den sogenannten pays d'Etats — ne, dem größten Theile der Gascogne, dem frankarra und Bearn, dem Languedoc, der Provence, der r Bresse und Burgund — bedurfte man der dort stigen Stände nicht nur zur Erneuerung der Pro- und der Regelung des Provinzialbudgets, sondern elmäßigen Verwaltung dieser Provinzen, die durch nen zum größten Theile in der Hand der Stände Nur eine gewaltsame Umwälzung, zu welcher bei dem uten Verhältnisse zwischen König und Volk keine war, hätte die Autorität der Stände in diesen Pro- sten können. In andern Gebietstheilen — in der

Picardie, der Normandie, dem Orleanais, Maine, Anjou, Berry, Nivernais, Bourbonnais, der Marche, Poitou, Angoumois, Guyenne — spielten die Stände eine scheidene Rolle, daß sie dem Königthume nur erwünschten indem sie ihm besoldete Beamte ersetzten: sie vertheilten Steuern und trugen dem Könige die Wünsche und Interessen ihrer Provinz vor. Daß Heinrich IV. diese politisch : Art von Ständen begünstigte, wird uns nicht Wunder

Indeß die Freiheiten der pays d'Etats duldeten nur unter der Bedingung, daß diese Stände ihm Gehör und seinen Wünschen nachkamen. Die Steuerverweigerung Poitiers und Limoges im Jahre 1602 wurden mit Gewalt gezwungen. Als in den Jahren 1605 bis 1608 die Stände sich weigerten, die mit bedeutenden Geldopfern Expropriation und Vernichtung mehrerer Adelschlösser in der Provinz auszuführen, und dem Könige nur eine geringe Steuer — don gratuit — bewilligten, beschied Heinrich IV. sich zu sich nach Paris. Da fuhr er sie hart an: „d'Etats hätten ihn stets getäuscht; sie hielten nichts, was sie ihm versprochen, und es schien ihnen, daß sie, wenn sie drei oder vier Jahre über eine Angelegenheit streichen ließen.“ Indem er ihnen ihre Unterlassungshandeln hielt und gute Rathschläge für ihr zukünftiges Benehmen enthüllte er zugleich seinen innersten Gedanken über die Staatsverfassung: „Sie sprachen ihm immer von den Privilegien des Landes; diese Privilegien seien nur da, um Aufwiegeln zu ermöglichen; die schönsten Privilegien, welche die Stände hätten, seien die, in der wohlwollenden Gnade ihres Königs zu verharren.“²⁾ Man sieht, daß sind ganz die Gr

¹⁾ Vgl. Theil I. S. 50.

²⁾ Poirson, Histoire, du règne de Henri IV. (3. Aufl.) III. 13 ff. — Wenn ergreife ich diese Gelegenheit, um meinen Lesern vielfache Anregung und Belehrung auszusprechen, die ich für die

Absolutismus, welche Richelieu und Ludwig XIV. erfüllten. Wenn Heinrich IV. dies unterließ, so war dieser Schonung ein Rest von Gewissenhaftigkeit, die aufrührerischen Verbindungen mit dem noch mächtigen de und vor allem der Mangel an wichtigen Ver-

Aber über seine Gesinnung und seine Wünsche in Bezug kann ein Zweifel nicht bestehen.

ihren Provinzen — der Champagne, Isle de France, Poitou und Limousin — war die Krone durch keine Art in beschränkt. 1)

Es war des Königs Benehmen den municipalen Freiheiten über. Er bestätigte, ja erneuerte sie — aber nur unter der Bedingung, sich dem Staatsganzen unterzuordnen, ihm selbst nie unbequem zu werden. Die Städte

Arten von Behörden. Die eine, die Assemblée générale, ursprünglich die Versammlung aller Bürger, war in

den Städten zu einer mehr oder minder beschränkten bestimmten Berechtigten oder von deren Abgesandten

von Poirson's erhalten habe. Ich habe es in diesem Abschnitte oft in der inneren Geschichte Frankreich's unter Heinrich's IV. Regierung mit trefflichem Fleiße, großer Umsicht, Sachkenntniß und Geschicklichkeit grundlegende Weise von Herrn Poirson geschildert worden, und fast alle Darstellungen jener auf ihn werden zurückgehen müssen. Ich habe nur allzu große Bewunderung für seinen Helden und Mangel ist den Sully'schen Angaben gegenüber vorwerfen. Ich hoffe durch Beziehung seine Darstellungen ergänzt zu haben. In Bezug auf die Politik ist Poirson's Buch nicht zu gebrauchen, da er sich auf das hier recht mangelhafte gedruckte Material beschränkt inbedingte Hochschätzung Heinrich's IV. sowie die altüberkommene der Rechtmäßigkeit und Naturgemäßheit französischer Vorherrschaft in freier Blick benehmen. — Leider läßt sich dem Buche von J. J. Jonnès, *Etat économique et social de la France de 1589 à 1610* (1867), ein entsprechendes Lob nicht zollen. Seine Berechnungen scheitern sehr oft an mangelhafter Genauigkeit; und zumal der Abschnitt über die Finanzen ist sehr oberflächlich.

T. Lasferrière, *Etude sur les Etats provinciaux; Comptes rendus de l'Académie des sciences morales et politiques*, LIII. (1860)

eingeschrumpft. Sie mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten um ihre Zustimmung gefragt werden, und wählte selbstlich ausführende Stadtoberkeit, das Corps de ville, 1 Namen Maires, Capitouls, Jurats, Konsuln, Prevots chands, Chevins (Schöffen). In Paris wurden die Stadt der Prevot des Marchands (Oberbürgermeister) jedes gewählt; der letztere aber — als der höchste Magistrat der Stadt — bedurfte der königlichen Bestätigung.¹⁾ Die Stadtoberkeiten leiteten die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten des städtischen Vermögens, mußten aber bei der Aufhebung städtischer Abgabe die Genehmigung des Königs einholen. Bitte der Stände der Provence wurden die Magistratspersonen der Kommunen der Verbindlichkeit, mit ihrer eigenen Freiheit kommunalischulden zu stehen, enthoben.²⁾ Die Magistrate übten in vielen Städten und deren Bannmeilen die Polizeigewalt niedere Gerichtbarkeit aus — ebenso wie die großen auf ihren Gütern — während selbstverständlich die Appellation die königlichen Gerichte jederzeit freistand. Zahlreiche große und mittlere, waren entweder ganz von königlichen Truppen befreit oder nur zur Aufnahme einer bestimmten Anzahl Soldaten verpflichtet. Die geringe Stärke des Heeres überhob den König jeder Anwendung, diese Bestimmung zu verlegen. Zum größten Theile — und das war die Ursache für ihre Freiheiten — mußten die Bürger der Stadt die Sicherheit ihrer Stadt gegen innere und äußere Feinde übernehmen. Häufige Uebungen und Bogelschießen mußten Bürger zum Waffenhandwerke geschickter.³⁾

¹⁾ Mercure françois (Genf 1619) I. 83 a.

²⁾ So gestattet Heinrich, in Orleans zur Vollenbung der gepflasterten ein Detroi einzuführen; Manusc. français der Nat. Bibl. vol. 5809 fol. 217 a.

³⁾ Das. fol. 213 a.

⁴⁾ Das. fol. 130 b. 133 b. — Vgl. Relazione di Pietro Prati e Berchet II., I, 202 f.): Die souveränen Fürstenthümer in d

, hatte der König durch seine Aufsicht über das
zuweisen, durch sein Recht der Anordnung von
Messen, durch die Ausübung der Polizeigewalt ge-
größten Orten und die Reservirung der Berufung
ichen Gerichte schon von vorn herein auch die mäch-
e dem Staate untergeordnet: so unterließ er es doch
in die gesetzlichen städtischen Freiheiten einzugreifen,
unbequem wurden. Nach der Steuerverweigerung in
n er willkürlich der Bürgerschaft das Wahlrecht ihrer
in es hundert Notabeln — oder, wie man sie in
nannte, prud'hommes — zu übergeben. Die
sich weigerten, seinem Wunsche gemäß den Jesuiten
h einzuräumen und Unterhalt zu gewähren, wurden
agen des Königs hierzu gezwungen.¹⁾ Wollte der
vornehmen Fremden ein Fest geben, so trug er
r guten Stadt Paris auf, die natürlich die Kosten
hatte. Seine Hochzeitsfeier mußte die Stadt Lyon
elche zu diesem Zwecke auch alle Landstraßen der Um-
stellen hatte. Auf seinen Befehl mußten die Städte
fremde Gesandte aus ihren eignen Mitteln prächtig
ad bewirthen.²⁾ Diese letztern Beispiele betreffen gewiß
n Dinge: aber sie beweisen, daß der König sich kein
raus machte, überall mit angeblich festbegründeten
ach eigenem willkürlichsten Ermessen zu verfahren.
h wie möglich, aber mit fester und stetiger Methode
auf allen Gebieten die vom Staatsoberhaupte un-
bewalten zu Schattengebilden zu machen, indem man

rum et mixtum imperium, das Recht, Münzen zu schlagen,
seit ohne Appell besaßen, waren: Sedan, die Vizegravschafft
Fürstenthum Dombes, die Graffschafft Auvergne, Rousson und

s Missives, VI. 354. 366, VII. 612.

Miss., V. 21. 324. 349, VII. 569.

ihnen nur den Schein der Macht beließ, das Wesen der Agenten der Zentralregierung übertrug.¹⁾

Wie wenig die Parlamente dem Könige gegenüber sich durchzusetzen vermochten, haben wir an mannichfachen gesehen.

Trotz der Gestattung provinzieller, kommunaler und Selbstständigkeit nach verschiedenen Seiten hin suchte er es doch dahin zu bringen, daß sein Wille in allen und die derselbe sich zu erstreckender Veranlassung habe, siegreich sei. Auch den Zeitgenossen erschien das Verhältniß so, daß der königliche Wille jederzeit allmächtig sei. In lehrreichen Abhandlung „Bemerkungen über den Zustand reichs“, die bald nach Heinrich's IV. Tode abgefaßt ist,

„Frankreich ist eine reine, wahre und absolute!
 „Wahr ist es, daß sie scheinbar etwas von der Aristokratie,
 „aber das ist eben nur scheinbar; denn in Wirklichkeit
 „nur einer, der zu befehlen hat, der Souverän, von dem
 „andern ihre Autorität empfangen, nicht mehr noch wie
 „wir unser Licht von dem der Sonne erhalten, und als
 „dem Monde und den Sternen mittheilt. In der
 „Autorität beschließt er den Krieg, verhandelt den Frieden,
 „die höchsten Beamten ein, giebt neue Gesetze, läßt
 „und legt die unklaren aus, beaufsichtigt in höchster Instanz
 „Urtheile der Behörden, erteilt Gnade gegen die Straftäter,
 „Gesetze, beruft die Stände ein, wann es ihm gut dünkt,
 „legitimirt, naturalisirt und adelt, verleiht Mark-, Salz- und
 „Holzprivilegien, entsendet ordentliche und außerordentliche
 „läßt Münzen schlagen und verfügt über die Finanzen.
 „höchste Gewalt über all' dieses, obwohl er nichts darin that.“

¹⁾ So blieb in vielen Städten bis zur Revolution von 1789 die Bildung kommunaler Freiheit bestehen, aber unter der immer zunehmenden Beschränkung und Einmischung seitens der königlichen Beamten; *Voyez L'ancien régime et la révolution*, I. II. ch. 3.

durch die Prüfung seines Großen oder seines Geistes gehen oder durch das Parlament, den Steuerhof rechnungskammer bekräftigen zu lassen, und er je nach Wichtigkeit der Angelegenheiten bisweilen den Rath der drei Königreiche einholt¹⁾.

Ist ein solches Staatswesen das vollkommenste Bild des regierten und durch die Gesetze geregelten Absolutismus? Regierungsform war also in Frankreich im großen und Abse, wie in Spanien. Aber wie verschieden waren die Verhältnisse an der Spitze beider Staatswesen standen!

Heinrich IV. war von mittlerer, eher kleiner Statur, aber mit kräftigem Körperbau. Sein Kopf war im Verhältniß zu dem Körper das Haar, der Schnurrbart und der volle Kinnbart dunkel, ja seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts geworden. Der Mund, durch den Bart halb verdeckt, einen unentschiedenen sinnlichen Ausdruck. Die Stirn war hoch und breit, energisch und entschlossen. Die Augen, mäßig tief liegend, lebendig funkelnd, drückten Festigkeit aus, während die tiefen Furchen auf der Stirne und die stark hervorspringenden Wangen kluge List und die Macht der Nervenreizungen ahnen ließen. Die Nase, adlerartig gebogen. Es war keine schöne, aber eine fante und anziehende Erscheinung.²⁾ Früher in den Anstrengungen und Mühseligkeiten stets ungestörter Geistes war er, seitdem die Aufregung des Krieges ihn nicht mehr erhielt, in Folge seiner Ausschweifungen den Qualen

Remarques sur l'estat de la France (Bibl. de Bourgogne, 10,741) fol. 1. — Alle venezianischen Relationen geben das-

italienische Gesandtschaftsberichte. — Mercure françois (Genf 1619) Schilderung der 1793 von seinem wohlerhaltenen Kopfe abgesehene Nase bei Michelet, XI, 163 f. — Tallemant des Reaux, schildert nach seiner medizantischen Weise den König wahrhaft ab-

der Gicht und anderer, besonders Haut-Krankheiten verfiel ihn nunmehr fast unablässig plagten und mehrfach sein Leben in Gefahr brachten. Trotzdem konnte er körperliche Leibesanstrengung nicht entbehren; es war deshalb und vorzüglich die Hege der Hirsche, seine Lieblingsbeschäftigung. Alle Zeit, die er den Staatsgeschäften abzugewinnen konnte, verwandte er auf diese Vergnügungen. Indessen man glaubte, daß er darüber seine Pflichten als König vernachlässigte. Nicht in der geringsten Sache durfte eine Entscheidung getroffen werden, ohne daß vorher seine Willensmeinung eingeholt worden. War er einmal bei der Arbeit, so konnte seine unermüdete Natur keine Ermüdung noch Unterbrechung. Ungeduldiger trug er es, wenn die Krankheit körperliche oder geistige Beschäftigung gleichermaßen verhinderte. Seine Bildung sehr gering, aber er ersetzte diesen Mangel durch die Reife seines Wesens, seine schnelle Auffassungsgabe und ein treues Gedächtniß, das ihm einen reichen Schatz von Erfahrungen darbot, aus welchem er vielfach und mit großer Fertigkeit zu schöpfen pflegte. Die feierlichen Formen vermied er, ein offenes Wort machte ihm Freude, jedem auf seine Weise zu antworten; seine Kleidung war einfach, ja ärmlich. Er liebte es auch nicht, feierliche Zusammenkünfte zu halten — dazu war er schon allzu ungeduldig — sondern verhandelte die meisten Angelegenheiten, indem er mit einem oder wenigen seiner vertrautesten Freunde in den Galerien oder dem Garten des Louvre oder des von Fontainebleau auf und ab spazierte. Auf seinen Reisen er indess selten — nie zum Vergnügen, sondern immer zu politischen oder militärischen Zwecken — unternahm, beauftragte ihn stets seine vornehmsten Minister. Die wichtigsten Gesetze wurden hier von ihm gefaßt. Das Edikt von Nantes, die Verurteilung der Jesuiten wurden auf solchen Reisen von ihm festgestellt und verkündet. Während seiner Reise nach

brachte er in dem strasburger Bisthumstreite eine vorläufige Vergleichung zu Wege. Auf seinen Ausreisen pflegte er die Bürger und Landleute, die ihm anzuhalten, um sich von ihnen ihre persönliche Lage, und die Weise ihrer Beschäftigung, den Preis der Dinge, ihre Ansichten und Wünsche auseinander zu setzen. Ueberhaupt hatte er seinen Wachen befohlen, kommener französischer Weise allen, die eine Klage zu bringen hätten, den Zutritt zu ihm zu gestatten. So unterrichtete er sich über die Zustände und eines Volkes, erlangte eine Menge nützlicher Kenntniss, gewann zugleich an Popularität. fand er bei solchen Mißbräuche auf, so zögerte er nicht, ihre sofortige Beseitigung zu bewirken.

Obwohl seiner Stimmung heiter, gesprächig, unzeremoniös, von scheinbarer Herzlichkeit, ließ er sich doch leicht in die Irre führen, in welchem er seine Ausdrücke wenig überwachte. Bravaden und Drohungen auch Schimpfreden und Verwünschungen ausstieß. Indes besänftigte er sich leicht. Oft war sein Zorn ein nur erheuchelter, zu ganz bezaubernd wohl berechneter. Rachgier war ihm gänzlich fremd. Gegen die Feinde des Staates gegenüber war er unerbittlich, gegen persönliche Kränkungen und Beleidigungen gern nachsichtig. Nachdem alle ernstliche Gefahr von Seiten der ligistischen Partei abgewandt war, ließ er jedem, auch dem früher eifrigsten Feinde, auf vorhergehende Bitte Vergebung zu Theil werden. Eine umfassende Amnestie trat bei Gelegenheit der Taufe

Mathieu, Histoire de la mort de Henry IV., (Paris 1612, 8°) Mercure françois, I. 258 b. — Fontenay — Mareuil (éd. Pe-
54 f. — Du Pleissis' Besorgnisse, daß der König im Frieden
Lüften untergehen könnte (Histoire de la vie de Mess. Phi-
lay; Leyden 1647 p. 259 f.), waren nicht ganz unbegründet,
doch nicht verwirklicht.

des Dauphins ein.¹⁾ Gern versprach er; doch muß sich nicht allzu fest auf die wirkliche Erfüllung des Banns verlassen.

Auf die traurigste Seite von Heinrich's Wesen, j halten zu seiner Gemahlin und seinen zahlreichen A wollen wir nur soweit eingehen, als es zur Charakterist Mannes und der Zeit und zur Erklärung der Thata bedingt nothwendig ist. Zumal der Charakter Mariens v muß kurz geschildert werden, da sie bestimmt war, später entscheidenden Einfluß auf die Geschichte Frankreich's zu ü

Diese Königin wird von den französischen Geschicht meist übel genug behandelt. Wenn man die brillante u tastische Schilderung all' dieser Persönlichkeiten und Bei Michelet liest, so sollte man Heinrich's Verirrungen nur natürliche und höchst entschuldbare Folge seiner Verzeiw die körperlichen und geistigen Mängel seiner Gemahlin Michelet schildert sie als trägen und niedrigen Geistes, ab und bigott, ränkesüchtig, von einem Schwarm von Gal Cicisbees umgeben. Was ihre körperliche Beschaffenheit so nennt er sie „eine schwere Fleischmasse“, von harten r rigen Zügen, früh gealtert. Wie sehr ist doch Henriette t trageß, „die lebendige und reizende Französin“, vorzugs „dicken dummen Deutschen“ — wie es Herrn Michelet d wegen ihrer deutschen Mutter zu nennen beliebt. Da auch die übrigen französischen Geschichtschreiber etwas u und nüchterner in ihrer Schilderung Mariens sind, so in doch noch immer schlimm genug bei ihnen fort. Es ist d natürlich. Mußte doch die zurückgesetzte, tausendmal g Gemahlin in recht ungünstigem Lichte erscheinen, damit Hei des nationalen Liebling's, Fehlritte leicht Verzeihung f

¹⁾ Vgl. Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020 fol. 1 vol. 5809 fol. 142a. 204a ff.

diese „Italienerin mit deutschem Blute und spanischen
die dunkle Folie abgeben, auf der sich die glänzenden
des Bearners und Richelieu's um so strahlender ab-

entsprach Maria von Medici nicht dem Ideale einer
Braut. Wir sind in Hinsicht auf sie nicht auf die
Zeitgenossen angewiesen. Ihr Porträt in der dresdener
die lange Reihe ihr gewidmeter Bilder von Ruben's
und im Louvre führen sie uns lebendig genug vor.
Vermählung schon 27 Jahre alt, hatte sie nach Art
n Frauen den Schmelz und die Zartheit der Jugend
loren. Aber ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, ihre
ilich etwas zu stark entwickelt, doch verhältnißmäßig und
on bemerkenswerther Schönheit ist die feine längliche
zugleich fleischige Hand. Der erste Eindruck, den sie
te, war ein gewinnender, günstiger; auch der König
ersten Tagen der Ehe sehr entzückt von ihr.¹⁾ Maria
ihrer Religion eifrig ergeben und hatte schon deshalb
e Neigung für das spanische Wesen, das überhaupt in
n der damaligen Zeit vorherrschend war, aber ihr doch
Hofe kaum zum Vorwurfe gereichen kann, der später
ginnen mit Verliebe direkt aus dem Hause Oesterreich
agegen konnte von Unwissenheit und Rohheit bei ihr
cht sein, da sie von einer feingebildeten römischen Dame,
ancesca Orsini, auf das sorgfältigste unterrichtet worden
Handschrift ist zierlich, ihr Briefstyl gewandt und

Winwood's v. 4. Dez. 1600 (A. St.); Winwood Memorials,
18. Dep. Philipp de Ayala's an Erz. Albert, v. 18. Dez. 1600:
ment c'est une belle et gracieuse Prince^{ss} et se faict aymer
ien, H. H. u. St.-A., C. 188). Was hatte Ayala der Königin
da doch die spanische Partei diese Heirath sehr ungern sah? —
gelo Badoer (Bar. e Berch. II., I.) p. 111: La regina è di
mente angeliche. — Fontenay — Mareuil (éd. Petitot I., L.
die Königin sei viel schöner gewesen als die „schöne Gabriele“.

angenehm; die Lektüre poetischer und selbst gelehrter Bücher ihre Lieblingsbeschäftigung in ihrer Mädchenzeit antrat sie zunächst ruhig, zurückhaltend, ja schüchtern mit auf, so daß Leute, die sie seltener sahen, sie für bornü geneigt waren.¹⁾ Indes diese Schüchternheit war an ihrer Erziehung — und ihr Gatte konnte sich von dem nicht täuschen lassen. Maria war die Tochter des Franz I. von Toskana und Johanna's, der Tochter Ferdinand's I. Johanna starb frühzeitig vor Kummer unbezwinglichen Liebe, mit der ihr Gemahl der schon nerin Bianca Capello ergeben war. Die verhaßte i mit ausgesuchter Bosheit vom Großherzoge zur Erkleinen Prinzessin ernannt worden; nach dem Tode der Mutter sah Maria deren Nebenbuhlerin sich zur Etz sept. So wuchs sie freundlos und abgetrieben an Vater fast ebenso gehaßt wie von jener Venezianerin; rung an die Eltern, sonst auch dem Unglücklichsten Trost, rief in ihr nur Gefühle theils bitterer Abneherzfränkender Trauer hervor. Auch als mit dem Tode und der Thronbesteigung ihres Oheims Ferdinand befi sie angebrochen waren, lebte sie still und abgetheff ihren Studien. Kein Wunder, daß Maria, als sie inmitten des Glanzes königlicher Würde, in das GeIntrigenspiel eines großen Hofes versezt sah, schüchter legen sich zeigte. — Daß die Siebenundzwanzigjährige eine Neigung für ihren glänzenden Vetter Don Bir Herzog von Bracciano gehegt, ist wohl glaublich; indes seitdem sich anderweitig vermählt, und die übelsten

¹⁾ Galuzzi, *Istoria del Granducato di Toscana*, III. Freer, *Henry IV. and Maria de Medici*, II. 157 f.

²⁾ MS. Dep. Juniga's v. 5. Aug. 1605 (Arch. v. *Em. Relaz. di Pietro Priuli*; 208 f.

n unziemlichen Vertraulichkeiten der beiden nahen nichts zu berichten.

Stelle man sich diese junge blühende Prinzessin vor, die noch alle seine Freuden zu fordern hatte, vor ihren bejahrten grauhaarigen Gemahl, der sie zuerst hindurch in Frankreich allein ließ, um dann mit dem Schweiß der Reise bedeckt bei ihr einzutreten und Brutalität, an die er bei seinen Maitressen sich gewöhnt hatte, die Gattenrechte bei ihr geltend zu machen. Indem die Marquise von Verneuil nur einen Tag vor der Thronenscyon unter schimpflichen Drohungen gegen diese Prinzessin fuhr fort, sich für die rechtmäßige Königin zu erheben, nun war Maria einen Monat verheirathet, als sie ihren Gemahl ihre Gesellschaft wieder mit derjenigen vertauschen sah. Woher hätte sie wohl aufopfernde Tugenden schöpfen sollen? Richelieu, der ihr gewiß nicht allzu wohlwollen sollte, bezeugt, daß sie zuerst alle Wege der Verführung beschritt, um Heinrich seinen Ausbruch zu entreißen; erst als nichts versagen wollte, verlor sie die Geduld und begann, dem Könige heftige Szenen zu be-

weisen in Zurückgezogenheit, in strenger spanischer Sitte erzogen; nun sah sie sich plötzlich an einen frivolen, halb keizerischen französischen Hof versetzt, die Schüchternheit verachte, ihr fremdes Wesen verachtend mit den Geliebten ihres Gemahles verglich; selbst ihr die Schmach anthat, bei ihrer ersten Ankunft zu öffentlichem Empfange der fecken Entragues zu gehen. Das Schicksal ihrer Mutter stand der unglücklichen

des de Richelieu, 4 f. (ed. Petitot, Serie II. t. 21; Paris 1823).
de Conti, Histoire des amours du grand Alexandre, Ar-
s, XIV. 335 ff. — Mémoires de Bassompierre (ed. Petitot,

Marie deutlich genug vor Augen. Mit der ganzen getäuschten, gereizten und beängstigten Seele hing sie an die einzigen Vertrauten aus der Heimath, die ihr die Kammerfrau Leonore Galigai und ihren Kavaliere Gewiß, diese Personen, ihres Vertrauens unwürdig, dasselbe zu ihren eigensüchtigen Zwecken; aber es waren die einzigen, welche unter all' den Fremden und Eingenommenen Anhänglichkeit bezeugten, sei es auch nur aus Interesse, da sie ganz auf dieselbe angewiesen waren.

Es ist hier nicht der Ort, auf die heftigen Szenen, welche diese Verhältnisse unter den beiden hohen Königen hervorriefen; wer an diesen Dingen Interesse darüber in den Memoiren und in den diplomatischen Berichten der Zeit genügende Nachricht finden.¹⁾ Maria II. Königin gebieterisch das Aufgeben des Verkehrs mit Frankreich, Heinrich von seiner Gemahlin die Verstärkung seiner Vertrauten und mehr Kälte gegen ihre Freunde gegen welche sie in der That bei deren häufigen etwas demonstrative Zärtlichkeit an den Tag legte. mochten sich beide nie zu einigen; es soll sogar zu zwischen ihnen gekommen sein.²⁾ Indes sie versöhnt wurden, sei es aus einem Reste wahrer Zuneigung, oder Skandal zu verhüten, sei es endlich weil der König

¹⁾ Die betreffenden Stellen in den gleichzeitigen Memoiren Sully, sind allen zugänglich. Die spanischen Gesandten an Frankreich Vorfällen u. A. in ihren Depeschen vom 3. Febr. 1667, 10. Oktbr., 6. Nov. 1667, 19. Aug. 1668, 5. Febr. 1669. [Paris] K. 1460—1461 B); die belgischen in ihren Dep. v. 22. Aug., 29. Dez. 1666, 27. Aug. 1667 (H. H. und C. 188—190); der englische Agent Winwood in seiner Dep. v. (gedruckt in Winwood Memorials, I. 398).

²⁾ Richelieu, I. 6. — Um die Demüthigungen zu erwecken, ließ der König seine Gemahlin, seinen Maitressen gegenüber, fortwährend man nur seine Briefe an die Verneuil, Lettr. Miss. VII. 595. — Doch wurden die Streitigkeiten der beiden Gatten vom König getrieben; L. M. VII. 377.

ing seiner Gemahlin einen Zweifel auf die Legitimität des
S werfen wollte. Wenn man Richelieu Glauben schenkt,
Der erste Grund der bestimmende gewesen: Heinrich soll
seinen Vertrauten geäußert haben, „daß, wenn Maria
eine Frau wäre, er alles opfern würde, um sie zur Ge-
zu haben“. ¹⁾ Die große Zahl von Kindern, die sie mit
hatten, scheint dies einigermassen zu bestätigen.

ie aber dem auch sei, Mariens Charakter ist jedenfalls bei
fester, zuverlässiger und reiner, als der jener intriganten,
losen und untreuen Frau, die ein Jahrzehnt hindurch den
in schmachvollen Fesseln hielt: Henrietten's von Entragues.

Der König auch den Entschluß faßte, sich von dem ge-
n und leidenschaftlichen Weibe zu trennen, ihr heiter geist-
Besen, ihr anmuthiges Geplauder — und das vermochte
sich bei der ernstern und schwerfälligern Marie nicht zu
— zog ihn immer wieder zu ihr zurück. Kaum war die
örung, in die sie gemeinschaftlich mit ihrem Vater und
Bruder gegen ihn verwickelt gewesen war, unterdrückt: als
sie, allen seinen Vorsätzen, seinen Versprechungen gegen
Gemahlin, den Rathschlägen seiner Minister, dem Wunsche
Hes ²⁾ zum Troste, von neuem zur frühern Gunst erhob.
Augenblick dachte er daran, ihr einen Gatten zu geben, um
ihr zu trennen; indeß schlaun genug spannte sie ihre An-
so hoch, daß er von diesem Gedanken wieder zurückkam. ³⁾

Richelieu, I. 11 ff.

Bauquelin des Belair feierte in seinem Gedichte Adraste (Oeuvres
ie Verstößung der Marquise; es heißt da u. A.:

Enfin il a rompu ces chaines malheureuses

Et se laissant aller aux amours de la France

Se fait de plus en plus de soy mesme vainqueur.

MS. Dep. Ayala's vom 22. Aug. 1606 (Wien, C. 181). — In Betreff
blischen Abhängigkeit des Königs von der Marquise vergleiche man
ien beide Briefe an sie. L. M. VII. 376 f.

Nach abermaligen Kämpfen mit der Königin verlangte sie noch einmal die Erlaubniß, das Reich verlassen zu dürfen, aber Staats- und Herzensgründe bewogen in gleicher Weise den König, ihr dies zu verweigern.¹⁾ Er besuchte sie noch häufiger, und bekanntlich hat er die Kinder, die er von ihr befaß, und dabei verrieth ihm diese Frau in jeder Beziehung in politischer: ungewarnt und unbeeinflusst von fremden Mächten, knüpfte sie von neuem mit den Spaniern, mit Don Pedro de Toledo, dem wüthendsten Feinde und insbesondere Heinrich's IV., den es überhaupt so sehr auch in Herzensangelegenheiten: mit dem Könige unter andern unterhielt sie ein so intimes Verhältniß, daß man von ihrer Verheirathung mit ihm sprach.²⁾ Vielfaches Gerücht der Zeit über sie verschweige ich.

Als die Entdeckung der von der Marquise mitgewirkten Verschwörung den König für einige Zeit gezwungen zu werden, suchte er Entschädigung bei Jacqueline Gräfin von Moret. Leider war deren Gemahl hiermit unzufrieden und sprach seinen Entschluß aus, jeden allseitigen Verkehr seiner Frau mit dem Monarchen zu hindern. Heinrich wußte dagegen Mittel: jener wurde durch die Verhaftung in der Bastille zur schweigenden Duldung gezwungen. Die Frau im Begriffe stand, dem Könige den zweiten Thron zu schenken, hatte man wenigstens so viel Schicklichkeit, Bischof von Paris ihre Ehe mit dem Grafen lösen zu lassen. Dabei waren alle fest überzeugt, daß sie dem Könige treu sei, sondern ihm den Prinzen von Joinville vorgezogen.

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 23. Juli 1607 (Bien).

²⁾ S. darüber MS. Brief der Verneuil an Don P. de Toledo vom 1608; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1461.

³⁾ MS. Dep. Pecquius' vom 16. Januar 1608 (Arch. du Royaume in Brüssel, Négociat. de France, 3): . . . *annonce que la Marquise est enceinte du Ducq.* — Pierre de l'Estoile III. 479.

von Heinrich mit den schlimmsten Drohungen verfolgt, bringen begeben mußte.¹⁾

Schimpflicher war Heinrich's Verbindung mit einer der ersten Frauen der Zeit, Charlotte des Essars, die er zur Gräfin Morantín erhob. Obwohl sie — außer mit vielen andern — auch mit einem Kirchenfürsten, Ludwig von Lothringen von Guise, in innigem Verkehre gestanden und ihm sogar geboren hatte, ließ sich dennoch der König seit dem 306 in eine Liebschaft mit ihr ein, die er der Königin te und brutalste Weise selber erklärt hat. Er erhielt eine von ihr, die im März 1608 legitimirt wurde. Indess später setzte die Marquise von Verneuil — dem Könige — fast noch eifersüchtiger und unduldsamer als seine Gemalin — alle Hebel an, die Nebenbuhlerin aus Heinrich's Gunst zu drängen: was ihr auch bei ihrer weit überlegenen Schönheit leicht gelang. Der getreue La Barenne mußte mit ihr über die Bedingungen handelseinig werden, unter denen sie alle Ansprüche auf den König aufgab.²⁾

Erst mit diesem Erfolge hatte die Marquise nicht viel gewonnen. Kaum war Charlotte des Essars beseitigt, als der leichtgläubige Monarch sich in der Verneuil's schönen Schwester, Balzac von Entragues, verliebte. Er zeigte seine Neigung offenbar, daß sie von jedermann bemerkt werden mußte. Selbst er mehrere Tage hinter einander bei dem Fräulein. Es war — trotz der niedrigen Moral der Zeit — über diese Liebschaft eines nun fast sechzigjährigen Mannes ent-

1) lieber die Gräfin von Moret führe ich von noch unbenußtem Material MS. Depeschen Alyala's vom 20. Nov. 1606, Pecquius' v. 28. März, 1607 (Wien), und Traraga's vom 26. März, 12. Mai 1607 (Sim.); Laz. di Ang. Badoer (Bar. e Berch. II., I.) 110, welcher behauptet: *ezza di spiriti di questa donna è causa che la regina non ha a se il re l'ami, purchè con tal mezzo ei si scordi della marchesa Verneuil*.

L. M. VII. 138. 510 f.

rüstet. Dessen ungeachtet setzte der König seine Maria von Enragues fast ein ganzes Jahr hindurch man bereits erwartete, ihr Einfluß werde ihren Ehemann Grafen von Auvergne, aus dem langjährigen Frankreich Und dabei wußte der König sehr wohl, daß sein Nebenbuhler bei der Schönen einer seiner Unterthanen, liche Genosse seiner Ausschweifungen, der schon Lothringer Franz von Bassompierre war!

Ueber die letzte und verderblichste Neigung die zu der kaum siebzehnjährigen Prinzessin von Guir wir später noch zu reden haben. Sie stand auf dem fränkischen Greis in einen europäischen Krieg hinein ist die mittelbare Ursache seines Todes geworden.

Unzählige vorübergehende Liebesaffären lasse ich

Was uns an dieses Königs erotischen Abenteuern aus anwidert und für ihn betrübt, ist der unglückliche an Zartgefühl und Selbstschätzung, den er in ihnen jeder von seinen Geliebten mußte er erkennen, wie jüngern und schönern Nebenbuhler vorzog; aber seine Sinnlichkeit fragte nichts nach der Unwürdigkeit nichts nach der Lächerlichkeit und Geringschätzung Verhältnisse reichlich über die Person des Mannes mußten.¹⁾

Es war unumgänglich, diese trüben Dinge theils weil sie wirklich oft die Wichtigkeit politischer saßen, theils weil sie die Zeit und die Personen in ganze Richtung des absoluten Königthums in Frankreich helfen. Der frische geistige und sittliche welchen die Wiedergeburt der Wissenschaften und die Bewegung dem Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts

¹⁾ MS. Dep. Toledo's vom 14. Nov. 1608 (Arch. n. 2 und Dep. Cardenas' v. 13. Juni 1609 (daf. 1461 B).

²⁾ Vgl. Fontenay-Mareuil (éd. Petitot, I. L.) p. 15.

ing unter einer immer mehr sich entwickelnden materialistischen schnell zu Grunde. Reichthum, Macht, Genuß, als Lösungswort des Tages. Ohne Zweifel hat das vorpraktische und sinnliche Wesen des Königs viel hierzu an. Wie Heinrich IV. nach innen und außen dem Königs vierzehnten und fünfzehnten Ludwig den Boden geebnet Beispiel gegeben hat, so war er auch in der rücksichtsfriedigung der sinnlichen Lust ihr kaum noch über Vorbild. Es knüpft eben das Ueble wie das Gute in stischen monarchischen Zentralisation an die Person dieses an. Nur daß bei allem dem der Bearner seine Gelder weislich zusammen zu halten wußte!

Es gehen wir zu einer erfreulichern Seite von Heinrich's IV. Zeit über: zu seiner innern Verwaltung des Reiches. Hier ihm die schönsten unbefleckten Vorbeern, zumal er dabei, hat, zwar tüchtige Rätthe und Gehülfsen gefunden hat, chaft Bestimmende und der Urheber fast alles hier Ges aber selbst gewesen ist. Der König besaß die Hauptnes Regenten, überall den richtigen Mann an den richt zu stellen und gute Vorschläge so in sich aufzunehmen, nach denselben angeordneten Thaten wahrhaft als sein Werk erschienen. Nirgends begnügte er sich mit verMaßnahmen; vielmehr ordnete in seinem klaren und chen Kopfe sich alles zu umfassendem Zusammenhange, energischer Wille zögerte nicht, das so Erkannte durch ende und weittragende That zu verwirklichen.

einem eigentlichen Ministerium in unserm heutigen ann zu Heinrich's IV. Zeiten nicht die Rede sein. Es als für einen Herrscher nur zwei Weisen zu regieren: er war ein Schwächling, wie Philipp III. und Ludwig XIII., tzte er die Last der Geschäfte auf einen einzigen Berann, einen Prinzipalminister, ab; oder er gedachte, selbst en, wie Philipp II. und Heinrich IV., dann wählte er sich

Rathgeber aus den verschiedenen Verwaltungszweigen einzeln oder beliebig vereint zu konsultiren, je nach gut dünkte. In jedem Falle war eine kollegialität nicht vorhanden; es galt nur der Wille des Einen. Spitze des Staates stand, sei es als Monarch, sei Großwesir.

Als erster aller Civilbeamten des Reiches, um dem Könige, galt der Kanzler, als Siegelbewahrer Justizverwaltung. Der erste Kanzler Heinrich's IV de Chiverny, ein Mann, welchem die monarchische Seite als der eifrige Katholizismus, zu dem er sich sonst Chiverny war eigentlich unentschiedenen Sinnes, geneigt, anzustoßen, alle und alles zu schonen, sich der Mehrheit als frommer Katholik zu empfehlen: um so mehr ist es daß er sich vom Beginne an der Sache Heinrich's als die einzig rechtmäßige und dem Lande heilsbringend und daß er ihr in den schlimmsten und zweifelhaftesten blieb. Dabei war er dem Könige vom wesentlichen Mit großer Umsicht und vielem Geschicke war er der Ausführer von dessen politischen Entwürfen zehn Jahre in einer Zeit, während deren Heinrich's eigene Thron durch militärische Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Die Kanzler, die ihm nach seinem im Jahre 1563 Tode folgten, waren weit davon entfernt, einen ihrerseits ebenso entsprechenden Einfluß auf die Leitung der Regierung zu üben. Der Präsident Pomponne de Bellievre (3 welcher die Kanzlerwürde bis zum 9. September 1610 seines Todes, inne hatte, war ein tüchtiger, rechtschaffener lehrter Justizbeamter — der unter anderm neue das Kanzleramt entwarf¹⁾ — aber da ihm bedeutend

¹⁾ MS. Evénements mémorables de 1605—1608, fol. 179a. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 2947).

en abgingen, so gehörte er nie zu den vertrauten Rath-
des Königs. Vielmehr entzog Heinrich ihm aus Un-
heit mit seinen politischen Leistungen im Jahre 1604 die
ihn sonst dem Namen nach im Genusse seiner Kanzler-
lassend. In politischer Beziehung bei weitem hervorragender,
levre, war dessen Nachfolger als Siegelbewahrer und
Nikolaus Bruslart Marquis von Sillery (geboren 1544).
den wichtigsten Antheil an dem Abschlusse des Friedens
vins gewonnen. Dann hatte er in den Jahren 1599
0 in Rom und Florenz mit Glück die Unterhandlungen
welche die neutrale Stellung des päpstlichen Stuhles
des französisch-savoyischen Krieges sowie die Vermählung
igs herbeiführten. Er besaß, nach dem Zeugnisse eines
petenten und ihm keineswegs günstigen Beurtheilers¹⁾
rfahrung und höfische Geschicklichkeit — er war zuerst vor-
urch die Gunst der schönen Gabriele, später durch blinde
fung unter die Absichten Villeroys emporgekommen —
örte wegen jener Eigenschaften zu den Männern, welche
ig bei allen bedeutsamen Angelegenheiten zu befragen
aber in der Rechtskunde war er ebenso unwissend wie in
bern Disziplin, und ferner war er ein geldgieriger, kalter,
und selbstsüchtiger Mensch, ohne die Gabe, sich für eine
der eine Persönlichkeit zu begeistern. Für seinen Herrn
eifrig, mit all' seiner geduldigen Schlaueit und seinen
kenntniß ihm dienend, zeigte er ihm doch nie herzliche
lichkeit und hütete sich, für irgend eine politische Richtung
Partei zu ergreifen. So war er dem Könige im Grunde
vider und hat zu dessen eigentlichen Freunden und Ber-
nännern nie gehört.²⁾

Giebelien, I. 19. — Vgl. Rel. di Ang. Badoer, 120; Relaz. di
auli, 228. — Alle Berichterstatter sind einstimmig im Lobe seiner
im Tadel seiner Unwissenheit und Falschheit.

¹⁾ Vgl. Pierre de l'Estoile, IV. (ed. Petitot I., XLVIII.) p. 233.

Wenn Heinrich IV. zu den höchsten Bewahrern
 teit nur Männer nahm, welche die Rechtskontinuität
 sischen Monarchie nie durch eine Anerkennung i
 Empörung geschädigt hatten, so war er in Bezieh
 übrigen Rathgeber weniger skrupulös. Neben den
 hörten zu den eigentlichen Ministern die Staatsse
 mäßig vier an der Zahl, welche alle je ein Quartal
 eigentlichen Amt als offizielle Sekretäre des Königs
 Verfügungen und Edikte gegenzeichneten, zu verwa
 außerdem aber noch jeder an die Spitze eines beson
 der Administration gestellt zu werden pflegten. Und
 Philipp Surget Herr von Fresne (geboren 1544) mi
 Leitung der religiösen Angelegenheiten betraut.
 einer der edelsten und sympathischsten Charaktere d
 gelehrter Bildung und feinen Kunstgefühles, fern i
 großen Intoleranz, hat er sich durch bescheidene
 Unterstützung von Wissenschaft und Kunst die he
 Verdienste erworben. Dabei hatte er sich als allezeit
 des Königthumes bewährt. Noch von Heinrich III.
 rath und Finanzsekretär erhoben und mit einer wich
 schaft nach Spanien betraut, war er von Heinrich I
 dessen Regierungsantritte zum Staatssekretär ern
 Als solcher verfaßte er die höchst geschickt stylisirten i
 und Proklamationen des Königs während des Bürger
 in noch bei weitem höhern Grade verdiente er den
 Gutgefinnten durch seinen hervorragenden Antheil a
 von Nantes, dessen Entwerfung wesentlich sein We
 Generalintendant der Bauwerke kommt ihm ein umf
 dienst bei der lebhaften und erspriesslichen Bauthe
 Heinrich's Regierung zu. — Anton de Lomenie (ge

¹⁾ MS. Remarques sur l'estat de la France (Bibl. de
 Brüssel, vol. 10,741) fol. 24 a.

viel geringere Rolle, als De Fresne. Auch er gehörte zu jenen, welche dem Könige von Beginn seiner Regierung an, welche dem Könige von Beginn seiner Regierung hatten. Im Jahre 1591 von den Ligisten gefangen worden hatte er diesen Umstand benutzt, um Billeroy und den bedeutendsten Politiker zum Könige herüberzuziehen. Er erhielt den Titel eines Secrétaire des commandements du Roi, die Leitung der königlichen Privatgeschäfte oder, wie wir es heute würden, das Ministerium des königlichen Hauses. — Herr von Gesvres, einer alten Parlamentsfamilie schon unter Karl IX. und Heinrich III. in hohen Ämtern beschäftigt, Staatssekretär seit 1589, war gewissermaßen ohne Portefeuille, indem er zu verschiedenen wichtigen Aemtern verwendet wurde. Er hatte u. a. im Jahre 1602 die Verhandlung gegen Biron zu leiten.

Die drei Staatssekretäre wurden an Bedeutung und Einfluß von ihrem vierten Kollegen Nikolaus von Neufville von Billeroy (geboren 1543) übertroffen. Ueber die Persönlichkeit und die Gesinnung dieses frühern Ligisten ist schon gesagt worden. Was Heinrich an Billeroy besonders schätzte, war, trotz dessen trotz katholischer Tendenzen echt französische Gesinnung, welche denselben unter den Ligisten zu einem der entschiedensten Gegner der spanischen Sekundogenitur-Gelüste gemacht hatte, sowie dessen Besonnenheit und geschäftliche Geschicklichkeit in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er kannte die Verhältnisse aller Staaten und Regierungen, wie kaum ein Mann seiner Zeit. Billeroy war ebenso, wie sein Freund und Kampfgenosse Jeannin, Repräsentant derjenigen Partei, welche den Sieg im Bürgerkriege davon getragen hatte, welche den König: nämlich der, welche einen französischen, aber durchaus katholischen Monarchen gewollt

hatte.¹⁾ Es war natürlich, daß Heinrich einem scharfsichtigen und höchst geschäftsgewandten Vertreter dieser selbst sich hatte unterwerfen müssen, einen hervorragenden an der Staatsverwaltung einräumte. Zuerst zum zähligen Staatssekretär ernannt, wurde Villeroi nach des Staatssekretärs Revol (17. Sept. 1594) dessen in der Leitung der äußern Angelegenheiten, die er in des Königs beibehielt, ohne auch nur einen Augenblick Stellung zu wanken. Der Eigensinn, der Egoismus stoßende Wesen, welche man an Villeroi tadelte,²⁾ bekamen keine Nupharkeit für den Staat nicht im mindesten. Am 4. März 1606 wurde der Gemahl seiner Enkelin, Puyfleur, ein Sohn des Kanzlers Sillery — gebildeter Mann, der unter Villeroi selbst seine diplomatischen gemacht hatte — zum Gehülften und präsumtiven desselben ernannt.³⁾

Neben Villeroi war das wichtigste Mitglied in der Oberintendant der Finanzen, Maximilian von B. von Sully. Wir kennen den Charakter desselben Großen und Ganzen; seine Thätigkeit in den Finanzen werden wir noch zu besprechen haben. Hier nur ein Bemerkungen. Sully war, wie die Reformirten damals sehr wohl unterrichtet. Aber die gelehrte Bildung hat Fülle und Neuheit der Gedanken noch Geschmack

¹⁾ Man fühlte das im Publikum wohl. Bei der Erhebung zum wirklichen Staatssekretär sang man in Paris auf den Straßen:
 Le Roy n'a pu vaincre la Ligue:
 Il n'appartient qu'à Villeroi,
 Qui a si bien conduit sa brigade
 Qu'enfin la Ligue a pris le Roy;

L'Estoile, III. 85.

²⁾ Relaz. di Ang. Badoer, 119 f. — Rel. di P. Priuli.

³⁾ Flassan, Hist. de la Diplomatie française, 2. Aufl. II. 241 f.

re darzuthun, braucht man nur auf seine *Oecomies royales* eisen. Der Styl derselben ist überladen pomphast, von der Weitſchweifigkeit, mit erdrückenden Wiederholungen und Phrasen überfüllt und dabei unklar und unkorrekt. 1) In die Weise seiner Geschäftsführung betrifft, so läßt sie wir bald des nähern ersehen werden, in zwei Worte zusammen: genaue und gewissenhafte Buchführung und Unerschlichkeit den Forderungen der Hof- und Edellente und der Beamten gegenüber. Es soll nun keineswegs die Höhe der Wichtigkeit dieser Verwaltungsgrundsätze verkannt werden; und nach der schmähtlich unordentlichen und verschwenderischen Art von Sully's unmittelbaren Vorgängern ist seine strenge Ordnung und seine Unerblichkeit den Ansprüchen auch der ersten Großen und der Maitressen selbst gegenüber höchlichst lobenswerth. Indes von schöpferischer Thätigkeit, von Entdecken neuer bis dahin ungekannter Wege zur Hebung des Wohlstandes und zur Bereicherung des Staates ist bei ihm keine Rede, vielmehr hat er sich allen dergleichen Maßnahmen gegenwärtig nach Kräften widersetzt. Das Hauptverdienst an der Hebung der französischen Finanzen haben die Fruchtbarkeit des, seine altüberkommene Kultur, die Betriebsamkeit seiner Regierung und die zwölf Friedensjahre seit 1598. Wir wollen es nicht zum Schlimmen anrechnen, daß seine Unzugänglichkeit und sein Stolz ihm den Haß aller derer zuzog, die von den öffentlichen Geldern zu leben pflegten; es ist gewiß übertrieben, wenn auch fremde Staatsgläubiger vorwarfen, „daß seine Regierung im Grunde nur darin bestünde, die Gläubiger um ihren angemessenen Ansprüche zu betrügen“; 2) aber ohne Zweifel war es, daß er, welcher andern den Staatsschatz sorgfältig zu erhalten, Mittel fand, sich selbst durch seine Stellung schamlos

Ein ähnliches Urtheil fällt u. A. der besonnene und nüchterne Sismondi, XII., 23 f.

Galuzzi, *Istoria del Granducato di Toscana*, III., 101.

zu bereichern — nicht daß er wirklich gestohlen hätte, als sich mit Pensionen und Einkünften vom Könige überhäufte; jeder Bittsteller mußte ihn mit Werthgeschenken zu. Dazu kam sein rauhes, barsches, anmaßendes Wesen, die Eitelkeit, die ihn zuerst in einen Streit mit de von Soissons verwickelte²⁾ und im Jahre 1609 alle Prühn ihn aufbrachte, da er dem Gesetze zuwider eine Kompanie Gend'armes auf seinen eignen Namen ausheb.³⁾ er verhaßt bei Groß und Klein;⁴⁾ in Schmähschriften ihm seine Grobheit und Rohheit vor, seine Wuth, sein und Selbstsucht, seine unersättliche Habgier.⁵⁾ Nachdem der König habe ihn wegen dieser Eigenschaften entfernen Amt auf Arnaud übertragen wollen, sobald der im bevorstehende Krieg in Deutschland zu Ende geführt werden sollte, doch das wollen wir dahingestellt sein lassen, da Heinrich zufrieden war, einen Minister zu besigen, der von ihm

¹⁾ MS. Dep. Nyalas vom 3. Juni 1605; Wien. — Michel — Die Schätze Sully's waren sprichwörtlich; Bongars ad amicitias latines de Bongars, p. CXXXIV.

²⁾ Neben Sully's eigener Darstellung davon sehe man MS. grace de Rosny envers le Comte de Soissons (Nat.-Bibl. in Paris vol. 911, ohne Seitenzahlen); Discours au vrai etc. (Estoile, III. 399 ff.)

³⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 13. Juni 1609; Arch. v. Sim. I

⁴⁾ MS. Dep. Becquius' v. 13. März 1607 (Wien); nach dem Sturze Sully's, peu aimé des grands et petits. — Egl. weob's v. 29. Mai 1601 (Winw. Mem. I. 331). — Abrégé d'Hist. de France, VI. 209. — P. Mathieu, Hist. de H. IV., I. 93b. ff. — 2 württemberg. Agenten Burwinshausen vom 30. August 1599 (mit M. Ritter, Sitzungsberichte der Münchener Akad., 1872, V., 580): im menniglich feind, (er) auch schwerlich seines Lebens sich Derf., 13. Jan. 1603 (ebendaf. 581), wirft Sully geitz, ungehörte unbescheidenheit und undanckbarkeit vor; etc. Es ist zu haufen weiter unparteiisch noch zuverlässig in seinem Urtheil; ist Jakob I. von England als eine Art Ideal eines Fürsten!

⁵⁾ Unter vielem andern sehe man die MS. Remonstrances de Rosny (Nat.-Bibl. zu Paris, Supplém. vol. 911); und die MS. de M. de Rosny (daf. Manusc. franç. vol. 4020 fol. 64b. ff.)

Volk's wegen seines Geizes und seiner Geldauffpeicherung in Maße auf sich nahm.¹⁾ Der Kanzler, die vier Staatssekretäre und der Oberintendant Finanzen — der außerdem Großmeister der Artillerie und jeder aller Wege und Landstraßen war — machten das eigentliche Ministerium aus. Als oft befragter Rath des Königs dem noch der Präsident Jeannin zu nennen, der seinem Rangsgenossen Villeroi in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beigeordnet war. Indes er spielte neben ihm doch die zweite Rolle, nicht nur des mindern Ranges wegen, sondern weil seine Tüchtigkeit mehr auf dem Gebiete der Einzelverwaltung, der praktischen Diplomatie lag.

Heinrich IV. hatte seine Werkzeuge und Helfer mit großer Umsicht gewählt. Es waren Männer von den verschiedensten Ansichten — mit Ausnahme der Unversöhnlichen, der Ultras, die er nicht gebrauchen konnte. So war jeder Gesichtspunkt vertreten, und keine Partei brauchte sich zurückgesetzt zu fühlen. Es war der lebendigste Gegensatz zu einem konstitutionellen Regime: bei diesem regiert der Monarch mit der Mehrheit, die er deshalb ihren Willen aufdrängt; Heinrich umgab sich mit Parteien seines Volk's, um eben deshalb über alle Parteien zu herrschen und seine Beschlüsse, je nach seiner freien Ansicht, bald nach der einen bald nach der andern Richtung zu fällen zu können. Gerade diese grundsätzliche Verschiedenheit der Meinungen unter seinen Ministern sicherte ihm selbst die völlige Freiheit seines Willens.

Keiner der Minister hatte durch hohe Geburt eine besondere, von der königlichen Gunst unabhängige Bedeutung. Jeder war ein jeder von ihnen vorzüglich in seiner beschränkten Sphäre, aber keiner ein umfassendes Talent. Es ist klar, ein solches

¹⁾ So beurtheilt sehr richtig die Sage Galluzzi a. a. O. p. 151 f. — di Ang. Badoer, 104 f. — Ähnlicher Ansicht ist übrigens schon gewesen André d'Ormesson in seinen Memoiren (A. Chéruel, Hist. de la monarchie en France, I. 357).

Kollegium konnte unmöglich auf eigenen Füßen stehen, es von oben, von dem Herrscher her, Richtung und Leitung empfing. Als der belebende Hauch, der, vom Könige ausgehend, in Bewegung setzte, mit seinem Tode verschwand, auseinander, und dieselben Männer, die unter Heinrich's und einsichtiger Führung Vortreffliches geleistet hatten, sich selbständiger geworden, höchst mittelmäßig.

Steigen wir die administrative Leiter etwas tiefer hinunter. Unter dem Ministerium gab es drei große Räthe.

Der Staats- und Privatrath (Conseil d'Etat et privé) bestand aus den Prinzen, den hohen Kron-Würdenträgern, den Gouverneuren der Provinzen und der Grenzfestungen, französischen Kardinälen, einigen Erz- und Bischöfen, den von Frankreich und Navarra, den Staatssekretären, den französischen Agenten im Auslande, den Parlamentspräsidenten, Generalprokuratoren und sonstigen vom Könige ernannten Gliedern. Die meisten Angehörigen dieser Kategorien trugen den Titel „Staatsrath“; die wirklichen Mitglieder erhielten jährlichen Gehalt von 2000 Livres (etwa 16,000 französischen Geldwerthe). Der Staatsrath hatte sich ausschließlich mit Fragen der innern Verwaltung und des Staats besäftigten. Eine eigene Abtheilung desselben bildete der Finanzrath (Conseil des finances), zu welchem noch zwanzig Beamte unter dem Titel „Finanzräthe“ gehörten.

Der Geheime Rath (Conseil secret) wurde jedesmal aus vielen Männern des königlichen Vertrauens gebildet, als es dem Monarchen angemessen erschien; es war also keine feste Behörde. In dem Geheimen Rathe wurden die wichtigsten Gelegenheiten der äußern Politik verhandelt. Gegen Heinrich's Regierung wurden in denselben besonders der Cardinal de Sully, Billeroy, Seannin berufen.

Die kirchlichen Angelegenheiten unterlagen der Entscheidung des Großen Rathes (Grand Conseil), der sich

des Königs oder doch in einem Umkreise von
 Vieues von demselben befinden mußte.¹⁾
 rich litt nicht, daß — wie in Spanien — die
 h zu einem Schreiberregimente verflache. Seiner
 tur gemäß war vielmehr die ganze Administration
 zugespitzt. Er pflegte meist nur zwei Stunden
 Staatsgeschäften zu arbeiten. Aber in dieser kurzen
 aglaublich viel erledigt. Wenn nicht feierlichere
 zu halten waren, so mußten ihm seine Minister
 während er auf- und abging. Nach Anhören jeder
 schnell mit kurzen Worten einen bestimmten Be-
 meistens nichts mehr zu ändern war. Hatte er
 ache fest beschlossen, so betrieb er deren Ausführung
 cher Zähigkeit. Die Kenntnisse seiner Minister,
 Menschenkenntniß, Erfahrung und Intelligenz und
 werther Instinkt für das allezeit Richtige erstem
 gel an Bildung und gelehrtem Wissen und er-
 seine schnellen Entscheidungen. Bei wichtigen
 ndern Politik berief er die wenigen Vertrauten des
 es um sich; in eine Fensternische gelehnt oder auf-
 hörte er ihren Debatten zu, um dann schließlich
 llensmeinung und seine Befehle kund zu thun.
 n Manne athmete Thätigkeit und Energie. Wenn
 sandten Audienz ertheilte, fanden sie ihn nie sitzend.
 ergehend hörte er sie an und antwortete er ihnen.
 spät war er in körperlicher Bewegung; um so un-
 ag er die stets häufiger wiederkehrenden Krankheiten.

marques sur l'estat de la France (Brüssel), fol. 28b. ff.
 g. Badoer, 113 f. — Relaz. di Andr. Gussoni e di Agost.
 e Berchet, II, I., 463 f. — Die Organisation des Finanz-
 1605 erfieht man aus den Mémoires d'A. d'Ormesson,
 st. de l'Administration monarchique en France dep.
 jusqu'à Louis XIV., Paris 1855, I. 356.

Fast niemals wurde eine Angelegenheit vertagt; was gekommen, so mußte sie auch zu Ende geführt werden. Freunde und zumal für seine Gegner mit Gutmüthigen Schenkungen verschwenderisch, besetzte er doch die wichtigsten Ämter nur nach Verdienst oder Vortheil für den Staat. War mit Bitten nichts zu erlangen, vielmehr sind geeigneten Leute, ohne daß sie Ansprüche erhoben seiner Nähe gewesen wären. So machte er unter De Vic zum Gouverneur von Calais, Lebdiguieres D'Ossat und La Rochefoucault zu Kardinälen, wessend und ohne Ahnung von ihrer bevorstehenden Verurtheilung waren.¹⁾ Dagegen wurde von ihm die übermäßige Verschwendung, die alle auf Kosten des Staatsfächels lebten, beträchtlich vermindert.²⁾ In diesem Sinne erließ am 28. Mai 1599 ein Dekret, nach welchem alle Staatssekretären durch Ueberraschung oder Täuschung und Schenkungen erschlichen hatten, ohne daß die Urkunden mit dem großen Siegel versehen wären, null und nichtig sollten.³⁾

Ueberallhin erstreckte sich des Königs Aufmerksamkeit; er entging seinem scharfen Blicke. Trat in Frankreich durch Naturereignisse ein Nothstand ein, so war die Fürsorge sofort bei der Hand, ihn durch die geordneten Maßnahmen zu mildern.⁴⁾

Aber vor allem andern wurde Heinrich's ernstlich erfordert zur Wiederherstellung von Ruhe und Sicherheit Reichthümern, ohne welche in der That an eine gedeihliche Verwaltung desselben nicht zu denken war. Der Zustand des

¹⁾ Fontenay-Mareuil, ed. Michaud, II., V., 18 ff. — III. 82.

²⁾ Occ. Roy. ed. Petitot, II., IV., 62.

³⁾ Sp. Sp. und St.-A. zu Wien, C. 188.

⁴⁾ L. M. VII. 289 f.

ar in dieser Beziehung ein ungemein trauriger. In den Bürgerkriegen hatte der Soldat sich daran gewöhnt, auf es friedlichen Bauern zu leben, nicht allein Beköstigung zu verlangen, ihm seine Thiere fortzutreiben, sondern Mißhandlungen und Drohungen sein Geld zu erpressen. dem Ende der innern und äußern Kämpfe die Soldaten den Theile verabschiedet wurden und nun mit den Waffen eben beschäftigungslos sich umhertrieben, ward das Uebel ich noch schlimmer. Diesen gefesselten Zustand benutzten die Vandedelleute, um von ihren Schlössern die Umländernd und gelegentlich auch mordend zu durchstreifen. In solchen Umständen ließ man die Felder öde liegen, der Vertheuerung auf. Aber Heinrich griff hier mit aller der Entschiedenheit so große Mißstände forderten, durch; es mußte in der Härte, ja mit Grausamkeit verfahren werden, wenn anders die nördlichen Provinzen vor völligem Verderben sollte. Schon am 24. Februar 1597 ward den Kriegsbefehlshabern, sich ohne Erlaubniß auf die Felder zu zerstreuen und widerhandelnde für vogelfrei erklärt. Am 4. August 1598 wurde überhaupt das Tragen von Feuerwaffen auf den öffentlichen Straßen untersagt; die Edelleute durften sich ihrer nur auf Jagd bedienen. Uebertreter durften und mußten von jedem Ort ins nächste Gefängniß abgeliefert werden; Konfiskation und Strafe wurden für die erste Uebertretung, für die zweite Todesstrafe verhängt. Dieselbe Strafe traf sogleich das erste Verbrechen, welcher die leicht zu verbergenden und deshalb gefährlichen Taschenpistolen trug.¹⁾ Diese Bestimmungen mit großer Strenge gewahrt; ja, der König sorgte sogar auch die Länder seiner Nachbarn von seinen Soldaten Schaden erlitten. Als sich im Jahre 1599 eine Anzahl

ambert, Recueil des anciennes lois françaises, XV. (Paris 1829) t. 1. 359. — De Thou l. CXX., t. III. 826 (ed. Francof. 1621) etc.

Kriegsleute aus den nordöstlichen Grenzfestungen zur Luxemburg's zusammen gethan hatten: schickte der Groß-Propst Nikolaus Rapin mit einer gehörigen An- dorthin, um diese Unruhestifter als Majestätsverbrecher zu züchtigen.¹⁾ Diese harten Gesetze und ihre unnachlässige Führung hatten die besten Folgen. Während der Regierung Heinrich's hört man nur selten von Unsicherheit oder von Räubereien im größern Style.²⁾ Auch für die Polizei wurden eingehende Anordnungen getroffen: es ist bestimmt, daß nach Eintritt der Dunkelheit niemand die Straße betreten dürfe.³⁾

Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Heinrich's Strenge auch gegen eine der schlimmsten Unsitte gegen die überall herrschende Duellwuth, entfaltet hätte: die sinnliche Richtung der Geister nach dem Ende der Regierung begünstigte die Duelle; das Abenteuerliche, Gefährliche diese abgestumpften und blasirten Menschen einen eigenthümlichen Reiz aus. Man wartete nicht etwa ab, um sich zu schlagen, sondern man suchte die Zweikämpfer begleiteten drei bis vier Sekundanten, die gleichfalls mit der entsprechenden Anzahl von Gegnern schlugen. Es gab Duelle, wo zehn, ja fünfzig auf jeder von beiden Seiten fochten. So glichen die kleinen Schlachten; in achtzehn Jahren sollen 4000 die Folge derselben ihr Leben verloren haben.⁴⁾

¹⁾ Dekret Heinrich's IV. vom 22. Juni 1599, Brief Beaulieu von derselben Zeit; H. H. und St.-A. in Wien, C. 188.

²⁾ Der schlimmste Bandit war der Kapitän Guillery, welcher und Poitou unsicher machte und bisweilen an 400 Mann zusammenbrachte; i. J. 1608 ward er mit 62 seiner Gefährten gefangen und in La Rochelle lebendig geräubert. E. Fournier, *Variétés littéraires* (Paris 1855) I., 289 ff.

³⁾ Montell, *Histoire des Français des divers états* (Paris 1847) III., 218.

⁴⁾ Supplém. à l'Est. (ed. Petitot) IV. 37. 72. — *Paris*

Heinrich IV. fühlte, wie sehr ihm die Pflicht obliege, dieser Zerschleischung seines Adels ein Ende zu machen, nicht zu dulden, daß das Land seiner tapfersten Vertheidiger beraubt, und Familien zerstört würden. Auf der andern Seite hatte er zu viele Lust an solchen Abenteuern und zu viele Achtung vor in ihnen entfalteten Muthe, als daß er gegen die eingelegten Duellantentaxen einen recht lebhaften Zorn hätte fassen können. Er schloß also, sich gewissermaßen selbst zur Strenge zu zwingen. Im April 1602 erschien ein Edikt, das alle Theilnahme an Duellen mit Todesstrafe unter sagte. Sully hatte sich einer so sinnlosen Bestimmung von vorn herein widersetzt, da er wohl wußte, daß sie niemals zur Ausführung kommen werde. Was er vorhergesehen hatte, geschah: der König konnte sich nicht entschließen, einen einzigen von den Leuten auf das Schaffot zu bringen, an deren Stelle er — wie er sich recht wohl bewußt war — selbst anders gehandelt haben würde. Die Bände der königlichen *Lettres patentes* auf der pariser Bibliothek sind angefüllt mit Gnadenenerklärungen für Duellanten. Es dauerte lange, bis der König sich zu einem neuen Dekrete über diesen Gegenstand entschloß, das, indem es ausführbare Anordnungen enthielt, nicht ohne Buchstabe blieb und das Uebel, wenn auch nicht verminderte, so doch schwächte und einschränkte. Ein zweites Edikt vom Jahre 1609 erklärte abermals die Duellanten für Majestätsverbrecher und enthielt von Seiten des Königs den Eid, ihnen niemals zu vergeben; dagegen erlaubte es jedem, der sich in seiner Ehre gekränkt fühlte, sich an den König oder an die Marschälle zu wenden: diese würden über den Fall statuiren und, wo es unvermeidlich, den Kampf anordnen. In der That kam in den wenigen

sogar, in den Jahren 1598 bis 1608 seien 8000 Edelleute in Duellen umgekommen *senza quelli di minor condizione* (Relaz. p. 212)! Das ist sehr übertrieben. — Beispiele von Duellen in großer Anzahl finden sich bei Brantôme, *Discours sur les Duels*; *Oeuvres* (Paris 1822. 3)

Monaten von Heinrich's IV. fernerer Regierung kein ein-
mehr vor.¹⁾

Auch abgesehen von den Duellen, wurde jede In-
jungten Adligen unterdrückt. Als es zu Tage kam, daß
hundert Edelleute einen „Grünen Bund“ gebildet, mit
den Feind eines jeden einzelnen von ihnen zum ge-
Feinde zu haben (mit Ausnahme des Königs) — ließ
ihn sofort auf und überschüttete seinen Leiter, den
Nevers, mit den heftigsten Vorwürfen.²⁾

Wir haben gesehen, daß Heinrich die Gebiete seiner
vor Schaden zu sichern suchte. Ebenso sehr hielt er
daß Verbrecher, die über die Grenzen geflüchtet waren,
zöfischen Justiz wieder ausgeliefert wurden. Er gab
Angelegenheiten wichtig genug, um wiederholt ihre
Briefe an die fremden Herrscher zu richten.³⁾

Wenn Heinrich IV. auf diese Weise für die Eid
die Ruhe seiner Unterthanen sorgte, so konnte er doch
eine feste und dauernde Unterlage nur verleihen, indem
seinen eigenen Erfolgen und der Gunst der Umstände
der Unabhängigkeit des hohen Adels für immer ein Ende
und das Königthum bleibend und unwiderruflich über-
erhob. Es war eine bedeutende Stärkung der Macht
zöfischen Krone, als Heinrich durch Edikt vom Juli
weiten und schönen Domänen des Hauses Bourbon an
einigte. Damit brachte er ihr drei Herzogthümer —
Beaumont und Alençon — und zwölf Grafschaften zu
das Herzogthum Vendôme reservirte er, um seinen ältesten

¹⁾ Isambert, Anc. lois franç., XV. 266 ff. 351 ff. — Sall.
(ed. Petitot). — L. M. VII. 727. — Fontenay-Mareuil (ed. Pe-
Ugl. übrigens dazu p. 93 f.

²⁾ MS. Dep. Traraga's vom 30. Nov. 1606; Arch. v. Ein-
Confédération verte.

³⁾ L. M. VII. 475 ff. — Estoile, IV. 55.

⁴⁾ Isambert, XV. 20. 328 ff.

schönen Gabriele, Cäsar, damit auszustatten. Auch die
 ften Clermont und Auvergne, welche die Königin Mar-
 auf Lebzeiten inne hatte, wurden mit der Krone vereinigt.¹⁾
 souveränen Fürstenthümer Navarra und Bearn hat er un-
 bestehen lassen, doch bereitete er ihre Einverleibung in
 vor, die dann im Jahre 1620 erfolgt ist.

war nur eine weitere Ausführung dieses Planes, die
 und die königliche Familie zu bereichern und weit über alle
 Adelsgeschlechter zu erhöhen, wenn er im Jahre 1598 den
 von Mercoeur zwang, seine einzige Tochter und Erbin
 soeben erst dem Säuglingsalter entwachsenen Cäsar von
 zu verloben: so fielen diesem Königssohne die un-
 Besizungen des Hauses Penthièvre zu, auf Grund deren
 er noch als lester die Fahne der Liga in der Bretagne
 halten vermocht hatte.²⁾

enso eifrig wie der König die Macht der Krone stärkte
 ob, suchte er die Kräfte selbst der dem Throne zunächst
 n großen Familien zu beschränken und wo möglich zu ver-

Den Prinzen von Gebürt sowie vom Hause Lothringen
 de glänzende und reiche Heirath verwehrt. Ein zeit-
 her Schriftsteller³⁾ legt dem Könige geradezu die Absicht
 e Familien erlöschen zu lassen oder sie wenigstens durch
 erbindungen der Macht und des Reichthums zu berauben.
 unt in der That die tyrannische Hartnäckigkeit, mit welcher

König der treuen langjährigen Liebe seiner Schwester
 te und ihres Betters, des Grafen von Soissons, wider-
 d dadurch beide unglücklich machte. Soissons, noch mehr
 ten andern Better, Condé, hielt er in solcher Armut, daß
 sich von seiner Gnade abhängig waren. Den Provinzial-
 waren, die bisher kleinen Königen geglichen hatten, setzte er

¹⁾ Merc. frçs. I. 288 b.

²⁾ de Thou, I. CXX., t. III. 822 (ed. Francof. 1621 fol.).

³⁾ Fontenay-Mareuil, 25 f.

Stellvertreter (General-Lieutenants) an die Seite, deren gesichert war; jede Regung der Selbstständigkeit bei je unterdrückt; von der früher gebräuchlichen Erblichkeit Gouvernement's war nicht mehr die Rede. Auch den 1 gegenüber wurde ihre Macht vermindert, ihren willkürlichen pressungen ein Ende gemacht.¹⁾

Eine Reihe weiterer Maßregeln war bestimmt, die Königs in dieser Richtung zu sichern und zu voll wurde verboten, ohne Genehmigung des Monarchen Aushebung von Soldaten zu veranstalten,²⁾ ein (freilich nur so lange Kraft behielt, als Heinrich IV. die über seine Ausführung zu wachen. Die Waffen, welche vaten so oft zu ihrem eigenen und des Staates Beden einander angewendet hatten, sollten in der Hand des 3 einigt werden, welcher sie nur zum Schutze aller seiner 4 benutzen konnte. Im Dezember 1601 erschien das königliche welches die Bewahrung von schweren und leichten sowie deren Ein- und Ausföhrung über die Grenze speziellen königlichen Erlaubniß abhängig machte. Alldrücklich gestatteten Waffen wurden confiscirt. Die des Schießpulvers wurde den Manufakturen des Staates Wäre nur unter Heinrich's Nachfolgern für die genaue 5 dieser Geseße Sorge getragen worden, es hätte kaum hand Richelieu's und der feinen Staatskunst Mazarin um das Ziel von Heinrich's IV. innerer Politik, die 6 gewalt, gegen jede Anfechtung zu sichern.

Wenn der König so beflissen war, seinem Adel 7 zur Auflehnung zu entziehen, durfte er auch nicht 8 die Verbindung mit dem Auslande unmöglich zu machen, selben so oft erst die Mittel und Kräfte zur Empörung

¹⁾ Sully, III., 241 f.

²⁾ Manusc. frs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 64

³⁾ Isambert, XV. 262.

und wohl auch künftig noch geben konnte. Zu dem Ende zur Ueberwachung der fremden Gesandten eine förmliche Polizei organisiert. Ihre Häuser wurden ausgekundschaftet. Minister und Beamten durften nur auf jedesmaligen Befehl des Königs mit ihnen verkehren; die Hofleute wagten nicht, sie zu sehen, ja kaum, mit ihnen zu sprechen. Der König und seine Räte äußerten oft und nachdrücklich, daß Seine Majestät den Umgang seiner Unterthanen mit den Fremden nicht wünsche.¹⁾ Er muß gestehen, daß diese Vorsicht von Seiten des Königs nicht unbegründet war. Trotz des traurigen Schicksals Karls des Zehnten fanden sich in den nächsten Jahren immer Leute, bereit, die Interessen und die Sicherheit ihres Vaterlandes gegen die Fremden zu verkaufen. Und man glaube nicht, daß es nur die niedern Ranges, ohne Ansehen, Macht und Reichthum waren. „Man bedauert“, schreibt der belgische Agent im Jahr 1607 an Erzherzog Albert, „die lange Abwesenheit des Königs, um so mehr, als es hohe Herren dieses Reichs giebt, die gern mit ihm verhandeln möchten, aber es mit den Ministern nicht thun wollen.“²⁾ Im Anfange des Jahrhunderts hatte Spanien einen Parlamentspräsidenten von Ronen, der monatlich gewonnen. Als man später seiner Entlassung zu können glaubte, bestürmte er den Botschafter mit Bitten, ihn wieder zu besolden, da er sehr wichtige Dienste zu geben im Stande sei!³⁾ Wie weit war es mit der Zeit gekommen, wo die höchsten Würdigen der Monarchie sich zu so schändlichen Dingen drängten! Aber wie die Magistrate, so verriethen auch Kriegerleute schamlos den

MS. Chiffre des Dep. Ayala's vom 7. Jan. 1603; G. G. und St. A. C. 188.

MS. Dep. v. 29. Mai 1607 (Bien): d'autant qu'il y a des seigneurs principaux [chiffre] de ceste Cour qui traicteroient volontiers avec et ne le veulent faire avecq ses secretaires.

MS. Dep. Pecquius' vom 8. Dez. 1607 (Brüssel, Arch. génér. du Ministère de France, 3).

Dienst des Landes und des Königs. Im April 1608 i
der französische Kapitän Cäsar von Rustici dem Sekretär
nischen Botschaft einen genauen Plan, wie man sich mit
Mühe des Hafens von Marseille bemächtigen könne. Da
es damals in Madrid für gerathen, das Anerbieten abzu
Natürlich bezahlte die französische Regierung Spanien mit
Münze. —

Der alles umfassende, alles bevernundende Charakter
zösischen Königthums erscheint deutlich genug schon zu jenen
Zeiten. Auch auf die Ausgaben der Unterthanen erließ
seine Anordnungen. Der Gebrauch von Gold- und Silber
wurde mehrfach untersagt, im August 1609 wurde
gemeineres Edikt zur Beschränkung und genauen Bestimmung
des Aufwandes in der Kleidung publicirt. „Das ist
ein Zeitgenosse, ein Edikt, das alle Jahre ausgerufen
„neuert wird, aber in einem Jahre ebenso sehr geändert
„im andern“.“²⁾

Weit vernünftiger und wirksamer war die Fürsorge
der König der damals so arg vernachlässigten Sanität
gedeihen ließ. Hier sind seine Verdienste sehr große und
nachwirkende. Von den Straßenbauten in Paris und in
Provinzialstädten, durch welche er diese nicht nur reiner
sondern auch gesünder machte, wird noch später die Rede
hier nur wenig über die sanitätspolizeilichen Maßregeln
Dezember 1607 hieß es in einem Edikte, für dessen Ausführung
der Oberaufseher der öffentlichen Wege — damals der
von Sully — zu sorgen hatte: „Wir haben verordnet
„bieten allen unsern Unterthanen, in die Straßen zu
„gehen“

¹⁾ MS. Chifferte Dep. Pecquius' v. 15. April 1608 (Paris).
Cens. des span. Staater. v. 7. Mai 1608; Arch. v. Sim. (Paris) I

²⁾ Manusc. frçs. (Paris) vol. 4020 fol. 426 b. — Isambert II
263. 303. — P. de l'Estoile, IV. 194 (ed. Petitot). — P. Mathieu
65 b ff.

Unrath des Tages oder in der Nacht zu gießen; Wiesen Gärten mit vorspringenden Winkeln anzulegen; Haufen von Holz oder andern Dingen auf den Straßen und öffentlichen Wegen länger als vierundzwanzig Stunden liegen zu lassen, und auch das ohne Hinderung für die Passanten. — verbieten, Rinnen anzulegen, die höher sich befinden als die Gassen, wenn sie nicht bis zu den genannten Erdgeschossen hinunter sind. — Alle Unreinlichkeiten müssen außerhalb der Stadt an besondere Stellen gefahren werden. — „Es wird in jeder Stadt ein Maurer oder eine andere kundige Person ernannt werden, um den Straßen Richtung zu geben“. — Nicht selten wurden Vorkehrungen gegen die von toll gewordenen Thieren drohende Gefahr ergriffen. 1)

Solche Verordnungen kontrastiren in erfreulicher Weise mit der Sorglosigkeit, mit welcher man anderwärts diese wichtigen Dinge behandelte. Aber Heinrich IV. begnügte sich nicht, durch seine Dekrete indirekt oder negativ für die öffentliche Gesundheit zu wirken, er war auch unmittelbar und in höchst positiver Weise für dieselbe thätig. In Paris gab es damals nur ein einziges Krankenhaus, und zwar von beschränkten Dimensionen, das Hotel-Dieu; bei ansteckenden Epidemien war es bald überfüllt und wurde dann eine Stätte des Verfalls nicht nur für die darin aufgenommenen Patienten, sondern für alle umliegenden Viertel der Stadt. Der König veranlaßte nun nicht allein die Brüder von St. Johann, mit seiner Unterstützung ein neues Hospital in Paris zu gründen: er erbaute vielmehr auch das Hotel-Dieu beträchtlich und baute selbst noch neue Krankenhäuser: das Sanct Annen-Hospital in der südlichen Vorstadt Saint-Marcel und das prächtige Sanct Ludwigs-Hospital für Pestkranke in der nördlichen Vorstadt Saint-Laurent. Bestimmte Abgabe, vom Salzhandel in dem Finanzbezirke

Isambert, XV. 335 ff. — Estoile III. 466.

von Paris erhoben, sicherte den Bestand und die vielen neuen Institute, welche schon in den nächsten Jahrenlichen Wirkungen der Epidemien unter den Bewohnern in auffallendem Maße verminderten.

Nicht weniger war der König auf Förderung errichtung der nöthigen Hospitäler in den Provinzialstädten. Viele bestätigte er und ließ er umbauen, die ihnen Güter wurden ihnen zurückgestellt, der Unterschlagungskünfte gesteuert. Im Dezember 1599 setzte er eine Reform der Hospitäler, Krankenanstalten und des Königreiches ein. Heinrich's Regierung trat auf viele vielfach schöpferisch auf; auch für die Sanitätsfürsorge. Im Juni 1603 erhielt der Leibarzt des Königs, die Anweisung, in jeder Stadt des Königreiches einen Chirurgen mit der Einreichung eines regelmäßigen Rapportes an ihn über den Krankenstand der betreffenden zu beauftragen.

Wie hätte Heinrich die Fürsorge für seine Untertanen betheiligen können, als auf diese Weise? Er und seine wurden übrigens für ihren Eifer belohnt: kein Wunder, ungemein schnelle Zunahme der französischen Bevölkerung in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zum Theil diesen sanitätlichen Veranstaltungen zuzuschreiben ist, in Beziehung noch bis auf den heutigen Tag in Frankreich blieben sind.¹⁾

Daß Heinrich's IV. Verdienste um eine besser verlässigere Rechtspflege, wie er sie durch sein Edikt vom 17. April 1598 anstrebte, und damit um die moralische Gesundheit kaum minder groß sind, als die um dessen leibliches

¹⁾ Poirson, III. 684 ff. — L. M. VI. 102. VII. 533. — Mezeray, VII. 204 f. — MS. Jeannin, A la memoire de Louis XIII (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,739). — Merc. fr. I. 1

hen erwähnt worden. Betrachten wir hier nur kurz die dazugehörige Organisation des Justizwesens.

Ganz Frankreich zerfiel in Gerichtsbezirke (Prevotés oder Vies), an deren Spitze ein Prevot oder Viguiér des Königs, der großen Vasallen oder endlich der städtischen Magistrats, welcher als Polizei- und Bagatellrichter und zugleich als städtische Polizeibehörde fungierte. Mehrere solcher Bezirke standen unter einem Amtmann (im Norden Bailli, im Süden sénéchal genannt), der, früher Appellrichter, jetzt nur der ausführende Beamte des Präsidialhofes geworden war. Im 16. Jahrhundert waren nämlich 63 Präsidialhöfe errichtet worden und zwar in jeder Hauptstadt der größeren und wichtigeren Amtsbezirke; ein Präsidialhof umfaßte Gerichts- und die kleineren Amtsbezirke in einem bestimmten abgegrenztem Sprengel (Présidialité), und empfing hier die Appellationen. Er hatte Civilprozesse, bis zu einem gewissen Betrage des Streitobjectes, in letzter Instanz zu entscheiden, während in allen andern Angelegenheiten Appell an das Parlament der Provinz erhoben werden konnte. In Paris vertrat Châtelet die Stelle zugleich des Prevotal- und des Präsidialhofes, während als Chef des Sicherheitscorps hier, wie in Orleans, Lyon, der Chevalier du Guet fungierte.¹⁾ Ein Parlament, d. h. einen Gerichtshof höchster Instanz oder „Souveränen Hof“, wie man es damals nannte, gab es in der Hauptstadt eines jeden der 13 Länderkomplexes: zu Paris für den gesammten Norden, zu Rouen für die Normandie, zu Rennes für die Bretagne, zu Bordeaux für Guyenne und Gascogne, zu Toulouse für Languedoc, zu Aix für die Provence, zu Grenoble für die Dauphiné, zu Dijon für Burgund. Die Parlamente hatten in der ersten Instanz wichtigere Civil- sowie bei Appellation des Appellanten oder der „Leute des Königs“²⁾ alle Kriminalprozesse zu

¹⁾ Vgl. u. A. C. Dareste de la Chavanne, Hist. de l'administration en France, Philippe-Auguste jusqu'à Louis XIV. (Paris 1848) I. 228 ff. 282 ff.
²⁾ Les gens du Roi: procureurs, procureurs généraux, avocats généraux.

wollen waren. Sollten dem Parlamente ein Edict
oder für das Reich verderblich zu sein, so durfte es die
desselben aufschieben und bei dem Könige Vorstellungen
monstranzen* — dagegen erheben. Indes einem
schlusse des Königs gegenüber war der Widerstand
machtlos. Wies der König die Remonstranz zurück,
Verifikation des Edictes ohne weiteres zu erfolgen;
die in Anwesenheit des Monarchen — im jargon
justice — dem Parlamente überreicht wurden,
weiteres eingetragen werden. Man sieht, weder den
den Befugnissen nach läßt sich irgend ein Vergleich
französischen Parlamenten und den Volksvertretungen
Art aufstellen, deren Rolle sie mehrfach, auf die
immer unglücklich, zu spielen versucht haben. Ueber
sofern eine nicht sehr vortheilhafte Verbindung nicht
administrativer Befugnisse ein, als die Parlamente
beikommen ließen, wichtige polizeiliche Anordnungen
auch ohne königliche Bestätigung für ihren Spreng
bindliche Kraft besaßen. Freilich entschädigte der König
durch häufigen Eingriff in die Justizverwaltung,
jedem beliebigen Prozesse den Parlamenten die Sache
entziehen und dem öffentlichen Ankläger
erlegen konnte.

Pairs und großen Krenbeamten sowie für gewisse besonders wichtige Hochverrathsprozesse galt.

Die Versammlung der Pairs des Reiches hatte zuerst das Recht von Paris ausgemacht, so daß der Ursprung desselben demjenigen des englischen Parlamentes entspricht. Aber hatten diese aus gleicher Wurzel entsprossenen Stämme sich immer verschiedenen Richtungen entwickelt. Seit dem zwölften Jahrhundert waren der französischen Pairsversammlung Rechte beigelegt worden, um seine Urtheile zu leiten; und je mehr der folgenden Zeit der hohe Adel Frankreich's die wirkliche politische Macht, weil sie mit vielen Pflichten verknüpft war, dem Glanze einer bevorzugten sozialen Geltung opferte, um so hatte er sich auch gewöhnt, Sitz und Entscheidung im Parla- ment den königlichen Rechtsgelehrten zu überlassen. Zu der Zeit mit der wir uns hier beschäftigen, erschienen die Großen nicht sehr seltenen, ganz besonders feierlichen Gelegenheiten im Parla- mente, das dann den Namen des Pairshofes (Cour des Pairs) annahm.

Das Personal des Pariser Parlamentes bestand damals aus einem ersten Präsidenten, zehn (Kammer-) Präsidenten, hundert und einigen neuen Rätthen, einem Generalprokurator mit Substituten, zwei Generaladvokaten, sechszehn Requettanten, einem Gerichtsvollzieher (greffier) mit seinen Gehülfen, Sekretären. Der gesammte Hof zerfiel in acht Kammern. Die erste und angesehenste von denselben war die Große Kammer (la Grande Chambre): sie hatte die Verifikation der Edikte und bei allen wichtigern Fällen mit zugezogen. Die zweite nahm die Chambre de la Tournelle ein, welche die Kriminalsachen abzuurtheilen hatte. Dem Range nach zunächst stand die Chambre de l'Edit, welche, einen Präsidenten, drei Richter und drei reformirte Rätthe umfassend, in Folge des Ediktes von Nantes zur Aburtheilung aller Angelegenheiten, bei denen Reformirte interessirt waren, eingerichtet worden. Die

höchste Entscheidung in Civilprozeßten war den fünf gleichen Enquetenkammern übertragen. Bei ganz besonders bedeutenden welche das Wohl des ganzen Staates oder sehr hochstehenden jenen betrafen, versammelten die drei ersten oder auch alle 8 sich in dem Saale der Grand' Chambre, um hier eine gemeinsame Berathung und Entscheidung eintreten zu lassen.¹⁾

Bekanntlich waren seit Ludwig XII. die Finanzämter Franz I. auch die Gerichtsstellen käuflich. In Folge dieses Mißbrauchs war man zu der Vorstellung gekommen, die Aemter, die früher durch königliche Ernennung besetzt waren, Privatbesitzthum der Käufer seien. Indes es gab noch einige Beschränkungen des Rechtes der Letztern, nach gewissen Bedingungen dem Könige das Ernennungsrecht überliefert wurde. Heinrich IV. aber hat, um einer seiner Leidenschaften, dem Aufspeichern von Geld, zu genügen, letzten Hindernisse dieses verderblichen Handels mit der Zeit, dieser Monopolisirung der Justizämter beseitigt. Im Aufschlage seines Finanzrathes Karl Paulet bestimmte er gegen Ende des Jahres 1604, daß die Amtsinhaber für eine jährlich von vier Deniers auf jede Livre der letztbezahlten Summe (1 2/3 %) ihre Aemter zu vollständigem, vererblichem und käuflichem Privatbesitze erhalten sollten. Zwar trafen einige Einschränkungen, die auf den ersten Blick recht unangenehm und vortheilhaft erscheinen möchten: die Uebernahme war an Prüfungen der moralischen und wissenschaftlichen Eignung des Berechtigten geknüpft und die Krone behielt sich vor, das Amt bei einem Todesfalle von dem Erben nach der Schätzung des augenblicklichen Werthes zurückzukaufen und nach Gutdünken zu verleihen. Allein es ist ersichtlich, daß diese Beschränkungen, im Einzelfalle immer schwierig auszuwachen

¹⁾ MS. Remarques sur l'etat de la France; Brüssel, Bibl. nationale, 10,741 fol. 30b ff.

gänzlich außer Anwendung kommen, zu leeren Worten höchstens Formalitäten herabsinken würden. Auch hatte der wohl die Absicht, auf diese Weise einen besondern, durch uralte Traditionen gefestigten Richterstand zu bilden, der Lage und des Willens sei, sich allem Drängen von oben entgegen gegenüber unbeflusst und unbeweglich zu behaupten, der politischen Richtung und von den Launen der Günstlinge offen unabhängig. Das ist ja zum Theil nun auch eingetreten; indeß wie bei allen Monopolen und Privilegien haben sich unter den Wirkungen der Paulette — so nannte man die Erfinder dieses „jährliche Recht“ (*droit annuel*) im Vergleich — die schlimmen weit die guten Folgen übertroffen. Die Einkünfte stiegen durch ihre erhöhte Sicherung für den Staat ungemein; sie wurden zur Sache reiner Geldspeculation. Der des Parlamentsrathes wurde gegen Ende von Heinrich's IV. mit 70,000 Livres (entsprechend heutigen 152,000 Thlrn.), der Requetenmeisters gar mit 100,000 Livres (= 217,000 Thlr.)

Den beträchtlichen Kauffchilling suchte man durch Höhe der Steuern, Verschleppung der Prozesse und durch Annahme von neuen Steuern baldmöglichst wieder einzutreiben. Nicht die allgemeinen Interessen, sondern nur die selbstsüchtigen oder höchstens die Loterie wurden dem Richterstande maßgebend. Die Jugend indes ward hochmüthig und hielt es nicht für nöthig, sich auf die zukünftige Stellung die unentbehrlichsten Kenntnisse anzueignen, da sie ja des Erbes ohnehin völlig sicher war. Der Stand trat bald selbst dem Königthume feck und aufrührerisch entgegen. Allen Talenten aus der ärmern Klasse war die Richter- vom niedrigsten Amte bis zum höchsten gänzlich ver-

1)

De Thou, I. CXXXII., t. III. p. 1052 (ed. Francof. 1621 fol.). — Mareuil, 31 f. — Supplém. à l'Estoire, III. 509 f. IV. 154 f. (ed. Petitot). — Abrégé de de l'histoire de Mezeray, VI. (Amsterdam) 303 ff. — Testament politique de Richelieu, ed. Petitot II.,

Man sah dergleichen üble Folgen sogleich voraneigung gegen die neue Maßregel war eine allgeß richtete sich wiederum gegen Sully, welcher die gebilligt hatte, und gegen Paulet, der sie verzeigla wäre im April 1609 darüber beinahe erdolcht worden

Wenn Heinrich IV. mit der Einführung der Zweifel der französischen Justiz einen schweren Sch hat, der freilich unter seiner starken und aufmerksam sich kaum noch zeigte: so suchte er andererseits sie so billig wie möglich zu gestalten. Vor der R Stellen, welche dem Schape sehr einträglich, dem eine Erhöhung seiner Lasten zu sein pflegten, hat fältig gehütet. Nur wo das Bedürfnis des Dienstes forderte, oder an geringerer und minder wichtiger (zu dem bei seinen Vorfahren und Nachfolgern so bel mittel der Aemtervermehrung gegriffen. ¹⁾ Im Geze im Jahre 1602 durch das Parlament befehlen, daß — um deren übermäßige Erpressungen und Geldid verhüten — über das von ihren Klienten empfangene Quittung ausstellen sollten, und daß jeder Höhe des ihnen geschuldeten Entgeltes vor dem richtshofe entschieden werden sollte. Die Advokaten Sprengels, dreihundert an der Zahl, weigerten sich länger bei irgend einem gerichtlichen Akte theilzunehmen setzten das Parlament und der König zunächst ihren aber die Gewalt der Thatfachen und der Einfluß des standes ließen diese segensreiche Anordnung bald wiessenheit gerathen. ²⁾ Uebrigens waren sonst die pari

XI. — Merc. frs. I. 256 b. — Legrain, Decade de Henry I Neuen 1633, 8°), 840 ff. — Vgl. Tocqueville, L'ancien révolution, I. II. ch. 4. 10. 11.

¹⁾ L. M. V. 272. 280. 466, VI. 163.

²⁾ Sully, IV. 165 ff. — Manusc. frs. (Nat.-Bibl. zu P

er ehrenwerthe Korporation, wie der König selbst ihnen der Einleitung des Ediktes bezeugt; in der Versammlung tandes, die sie zweimal in der Woche abhielten, übten sie ttenaufsicht und Disziplin über ihre einzelnen Genossen

hdem wir Einrichtung und Weise der Verwaltung in h unter Heinrich IV. kennen gelernt, ist es an der Zeit, den finanziellen Zuständen des Reiches in dieser Epoche en. Es ist dies eine der Glanzseiten von dieses Königs ig, welcher die hier erlangten Erfolge, nächst den all- Ursachen, hauptsächlich dem Herzoge von Sully zu danken Wir werden hier die erstaunlichen Folgen einer sorgfältigen ng und des sich entwickelnden Wohlstandes eines thätigen elligenten Volkes erkennen. Der Gegensatz gegen ein Kapitel dieses Bandes wird sich uns auf jedem Schritte gen.

ist schon erwähnt worden,²⁾ daß es der Regierung ge- var, bereits am Ende des Bürgerkrieges trotz der großen an Zinsen für die ungeheure Schuld (über 116 Mill. er — nach heutigem Geldwerthe — ca. 757 Mill. Thlr.) liches Gleichgewicht im Budget herzustellen. Freilich waren iern nicht gering!

e wichtigste Einnahmequelle des Königs war die Taille. lle war eine Vermögenssteuer, welche der Tiers-Etat, also ger- und Bauerstand, entrichtete — Adel und Geistlichkeit ie nicht zu bezahlen — mit Ausnahme einzelner Privi- und der Bewohner der „Freien Städte“ (Villes franches) erjenigen Städte, welche der Sitz eines Parlamentes, alhauptorte oder Grenzfestungen waren, königliche Schlösser

ff. — P. de l'Estoile, III., 331 ff. — Thou I. CXXVIII p. 956 f. sthien, II. 111b. ff. sambert, XV. 166. Th. I. S. 45 ff.

den Städten zu Markte ziehenden Bauern hatten entrichtet. Indessen einsichtiger, als in Spanien, hatte man bald und ökonomische Verderblichkeit einer solchen Steuer sie durch lokale Zuschläge zur Taille ersetzt. Endlich dazu die sogenannten Subsidien, welche die von der Taille befreiten Villes franches an deren Stelle entrichteten.

Im Jahre 1598 belief die Summe aller dieser Vermögenssteuer sich auf rund zwanzig Millionen 54,200,000 Francs jetziger Münze oder endlich, wenn man den relativen Werth des Geldes in jener und in unserer Zeit tracht ziehen, auf $43\frac{1}{2}$ Mill. Thaler; das heißt etwas mehr als die direkten Steuern in Preußen nach dem Voranschlag für das Jahr 1869 ausmachten (42,9 Mill. Thlr.). Wenn wir erwägen, daß Preußen zweiundeinhalbmal so viele Einwohner hatte, als das damalige Frankreich, daß dieses von dem Bürgerkrieg zerfleischt und ruinirt war, und endlich daß diese Steuern ausschließlich auf der zwar zahlreichsten aber ärmsten Bevölkerung lasteten: so werden wir leicht erkennen, welche die Besteuerten drückte. Dazu kamen noch die Zehnten der Geistlichen, die Frohnden und die Spezialabgaben, u

Abgaben sich leisten ließen; diese Art von Steuer zu erst Sully den Vernehmen verboten.¹⁾ Königs und Sully's Verdienste auf diesem Gebiete sind r. Sie waren bestrebt, die Leiden des Volkes und Landbevölkerung, die aus vielen Gründen am härtesten alle betroffen wurde, zu lindern. Zunächst durch ab- hsezung der Steuer. Schon 1598 wurden alle Rück- Jahre 1589 bis 1595 erlassen: sie beliefen sich auf er als 20 Mill. Livres, ein volles Jahreseinkommen.²⁾ n die ärmsten Theile des Volkes von einer vorzugs- lich drückenden Last befreit — die Krone würde doch viel von jenen Rückständen erhalten haben. Hierauf eine bedeutende Herabsetzung aller der unter dem ande crue zusammengefaßten Zuschläge zu der eigent- e (also des Tailles, der Equivalents u. s. w.) eintreten. 1599 hatten Taille und Zuschläge zusammen 16¼ Mill. ¼ Mill. Thaler nach heutigem Geldwerthe) Nettoertrag — die übrigen 3¾ Mill. wurden schon in den Pro- t zur Auszahlung von Besoldungen und zur Deckung uszahlungen verwendet. In den nächsten drei Jahren Verminderung von durchschnittlich 1,400,000 Livres (vgl. 3,033,000 Thlr.) ein.⁴⁾ Im Jahre 1609 endlich le und Zuschläge sich zusammen auf nur 14,295,000 Livres t ganz 31 Mill. Thlr.) netto:⁵⁾ also seit zehn Jahren

ges Picot, Histoire des Etats Généraux, Paris 1872, III. 397.
y, III. 226. — P. Matthieu, I. 77 a. b.

Taille 9,771,717 £.

Zuschläge 6,458,700 £.

Summa 16,230,417 £.; Sully VIII. 12 ff.

bert, XV. 276.

Taille 9,849,000 £.

Zuschläge 4,446,000 £.

Summa 14,295,000 £.; Sully VIII. 17. 20.

seine armen Unterthanen um vier Millionen Livres einen

Indeß dies war erst die eine Art des Verdienstes der König und vorzüglich sein Finanzminister sich die Erleichterung des Volkes erworben. Dazu kommt noch die Vertheilung der Vermögenssteuer, indem man etwa 40 die sich während der Unruhen der Bürgerkriege unter Vorwänden von der Taille frei gemacht hatten, derselben unterwarf und um ihre Beträge den armen Landmann. Freilich ging das nicht ohne Ungerechtigkeit ab; denn welche von Heinrich III. den Adel gekauft hatten, nach jetzt, nach Sully's rücksichtsloser Weise, ohne jede Entschädigung. Bei weitem wichtiger aber war die bessere Regelung der Erhebung und der Rechnungsablegung.

Das System war folgendes.¹⁾ Jedes Jahr schloß der intendant der Finanzen dem Staatsrathe die Summe der erhebenden Vermögenssteuern vor. Wenn der Staat dieselbe Beschluß gefaßt hatte, so wurde sie auf die Generalitäten²⁾ oder Steuerprovinzen des Reiches vertheilt.

¹⁾ Das. S. 18.

²⁾ Legrain, Decade de Henry le Grand, 736 ff. — Beroalde die Bewohner von Angers berüchtigt wegen ihrer Sucht, sich zu anzuweisen; Beroalde de Verville, Le Moyen de parvenir (ed. p. 134.

³⁾ MS. Remarques sur l'etat de la France.

Provinzen — *pays d'élection* im Gegensatze zu den *pays*, wo die Stände die Verwaltung der Steuern hatten — te der Generaleinnehmer (*receveur général*) der Steuer- die ihm aufgetragene Summe wieder auf die ihm unter- Steuerbezirke (*Elections*); das Haupt eines jeden der- der „Erwählte“ (*élu*, übrigens ein vom Könige gewählter r) legte die Steuer weiter auf die einzelnen Städte und seines Bezirkes um. Hier wurden nun von den Bürgern auern selbst „Assessoren“ gewählt, die jeden einzelnen ihrer lichtigen Ortsgenossen nach Verhältniß seines Vermögens ten, die betreffenden Beträge einzogen und an die Steuer- nier (*receveurs des tailles*) abführten. Letztere beförderten ihnen eingekommene Geld an die Generaleinnehmer, diese an den Staatsschatz oder, wie man es damals nannte, „des Sparkasse“ (*Epargne du Roi*), von welcher sie darüber ig erhielten. Jährlich mußten die Generaleinnehmer in der rungskammer (*Chambre des Comptes*) in Paris genauen erstatten.

es System scheint gar nicht so übel angelegt und ge- Aber unter dem schlaffen Heinrich III. und während der riege hatten alle Finanz- und Steuerbeamten, vom Ober- ten und den Rechnungsräthen bis zum geringsten Steuer- ger herab, sich zur unrechtmäßigen Selbstbereicherung, zur ung des Volkes und Beraubung des Staates verbündet. gesetzliche Unordnung in der Zentral-Buchführung und der verwaltung überhaupt erleichterte die Betrügereien der Pro- anten. Das wurde nun unter Sully anders. Es von ihm wiederholt genaue Reglements gegeben, die der Erhebung und Beförderung des Geldes wenigstens an- bestimmt, die Buchführung geordnet, der Unsitte, den einnehmern bald Gelder über den gesetzlichen Termin zu bald sie ihnen vorweg zu nehmen — was natürlich be- Verwirrung und endlose Betrügereien verursacht hatte —

für immer ein Ende gemacht.¹⁾ Dies kam dem den Steuerzahlern gleich sehr zu gute. Eine große war es ferner für das Volk, daß, auf die Verfi Stände der Provence, der König den Quälereien in Betreff der Geldarten der Steuerzahlungen ein (indem er jede beliebige im Reiche gestattete Geldsorte befahl.²⁾ —

Zu den direkten Abgaben können wir noch die v lichen entrichteten Steuern zählen. Alle Inhaber fi nefizien mußten ein Zehntel ihrer Einkünfte an de geben; außerdem mußten sämtliche Geistliche zu d der allgemeinen Versammlung des Klerus festgesetzt steuer nach ihren Einkünften beitragen. Indes d Jahre 1608 und den folgenden betrug sie 1,385, oder nach jetzigem Geldwerthe 3,001,310 Thaler — im Verhältniß zu den bedeutenden Einkünften der G gering, die im Jahre 1615 bereits den dritten jährlichen Einkommens des Königreiches besaß jellen.³⁾ Diese Steuer wurde aber, ihrer veränder wegen, zu den außerordentlichen Einnahmen gerechnet unten die Stelle sein wird.

Gehen wir zunächst zu den ordentlichen indire über, deren es in dem damaligen Frankreich eine jede einzelne indes meist von geringem Betrage, gab.

Die wichtigste derselben war die Gabelle, das Salzverkaufes. Das Salz war eigentlich königliches! Ausbeutung der Salinen ward aber an Privatunter pachtet. Jedes Jahr gingen Rätthe des Steuerhofes

¹⁾ Sully, III. 262 ff.; VII. 180 ff. 445 ff.

²⁾ Manusc. frçs. der Nat.-Bibl. in Paris, vol. 5809 fol.

³⁾ Estoile IV. 133.

⁴⁾ MS. Remarques sur l'etat de la France, fol. 39a: Ce possèdent la troisieme partie du Revenu de ce Royaume.

) in den der Gabelle unterworfenen Provinzen umher, um ungetrockneten Pfarren nach ihrem Bedarfe abzuschöpfen. Die Pfarren entnahmen nun aus ihren Speichern nach dieser Taxation welches sie für theuern Preis der Pfarre lieferten, die sie unter ihre Angehörigen vertheilte. Hatte jemand zu viel, so durfte er es weder verkaufen noch selbst verschenken, und der noch nicht gedeckte Bedarf natürlich wieder dem Pächter des Pächters entnommen werden mußte. Diese tyrannische rüddende Steuer hatte unzählige Versuche des Betruges und unerträgliche Prozesse, Präventivmaßregeln, Quälereien zur

Nicht weniger als zwanzigtausend Beamte waren zu ihrer Verwaltung und Kontrolirung und der Schlichtung der dabei entstehenden Prozesse angestellt. Sully versuchte mehrmals, eine Milderung der durch die Gabelle herbeigeführten Leiden des Volkes zu bewirken: indeß eine durchgreifende Reform hat er nicht zuwege gebracht.¹⁾ Die Steuer wurde übrigens in ihrem vollen Maße nur von den Generalitäten Paris, Orleans, Tours, Orléans, Moulins, Burgund, Chalons, Soissons, Amiens, Rouen bezahlt — den *pays de grandes gabelles* — bezahlt; in geringerem Maße in den *pays de petites gabelles*: Orléanais, Beauce, Maconnais, Berry, Vivarais, Breffe, Provence, Languedoc, Rouergue und einem Theile der Ober-Auvergne. In den lothringischen Bisthümern wurde die Steuer von den Bischöfen selbst erhoben — *pays de salines*. Die Provinzen Agenois, Auvergne, Quercy, Guyenne, Bretagne, Auvergne, *pays redimés*, *exempts* oder *de franc salé* — und die Stadt La Rochelle hatten sich von der Gabelle losgekauft und bezahlten nur ein verhältnißmäßig geringes Äquivalent für dieselbe.²⁾

¹⁾ Sully VI. 94; VII. 140 f. 183 f. — Die Richter in Gabelle-Prozessen *Ben grenetiers*; *Le Moyen de parvenir* (Paris 1852), p. 356.
²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 1. Sept. 1609; Arch. v. Sim. K. 1461 B. *Procès de la Chavanne*, Hist. de l'administration en France, dep. Louis XIV. (Paris 1848), II. 101 f. — G. Picot, Hist. des Gabelles (Paris 1872), IV. 106.

Das Gesamt-Nettoverträgniß der Gabelnpacht betrug 1610: 1,280,699 Livres; das des Salzverkaufes in den genannten Provinzen und nach dem Auslande 337,700 zusammen 1,618,399 Livres, nach heutigem Geldwerth 1 Thaler.¹⁾ Eine sicher viel höhere Summe verichlang der Pächter und die Erhaltung ihrer zahllosen Beamten.

Die Menge anderweitiger indirekter Steuern, vom Detailverkauf der Lebensmittel (Aides), vom Salz nach der Provinz ein Achtel oder ein Zwölftel des Ertrags — die Ein- und Ausgangszölle (Foraines), von der Fabrikation, von der Fischerei u. s. w. will ich nicht näher anführen, zumal sie in den verschiedenen Provinzen in bunter und verwirrender Mannichfaltigkeit bestanden, in keiner Weise abgeholfen hat. Wir finden hier schon oben bemerkt worden ist: die Ordnung, Strenge und Mäßigkeit, welche Sully in die Finanzverwaltung einbrachte, bewundernswerth, und ihre Folge Erhöhung des Staats bei bedeutender Erleichterung des Volkes; aber die originellen und schöpferischen Gedanken ist bei ihm zu finden. Mit einem Manne, wie Colbert, darf man vergleichen.

Das Gesammtverträgniß dieser kleinen indirekten Steuern, weil sie sämmtlich verpachtet waren, unter dem „Pachten“ (Fermes) zusammengefaßt wurden — Jahre 1610 netto 1,606,520 Livres²⁾ oder nach heutigem Werthe 3,481,000 Thaler.

So belief das Nettoverträgniß der indirekten Steuern sich nur auf 3,224,919 Livres, heute etwa 7,087,000 Livres entsprechend. Das ist keine beträchtliche Summe. Die Nettoeinnahme aus direkten und indirekten Steuern macht

¹⁾ MS. Estat general des Finances (Brüssel, Bibl. de Bo)

²⁾ Ich habe das Ergebniß zusammengestellt aus den einzelnen in dem letztangeführten MS.

Im Jahre 1610 etwa 17,500,000 Livres aus, nach jetzigem Geld-
gleich 38 Millionen Thaler. 6,025,000 Livres betrug
die Kosten der Steuererhebung, die Besoldung der Pro-
vinzialbeamten sowie die Zinsen gewisser auf die Provinzial-
hypothekisirter Schulden, alles Beträge, welche, zu zwei
Theilen aus direkten, zu einem Drittheile aus indirekten Steuern
, von den Generalempfängern gar nicht nach Paris ab-
geführt wurden.¹⁾ So betrug die gesammte Summe der ordent-
lichen Steuern, welche das Volk gegen Ende der Regierung
Heinrich's IV, aufzubringen hatte, 23,525,000 Livres oder, nach
dem Werthe, etwa 51,075,000 Thaler. Im Jahre 1869
betrugen dieselben Steuern in dem dreimal so bevölkerten Frankreich
eine Höhe von 320 Millionen Thaler. Wir sehen, an und für
sich der Druck nicht zu groß gewesen, hätte er nur nicht
ausschließlich auf dem ärmeren Theile des dritten Standes

merkbar war den durchgehenden Unterschied in der Steuer-
last zwischen Frankreich und Spanien. In diesem letztern
waren fast sämtliche Steuern — auch diejenigen,
die einzelnen Provinzen direkt an die Krone zu bezahlen
— indirekt, während in Frankreich die indirekten
Steuern dreimal so gering waren wie die direkten.
Trotz dieses Unterschiedes für die ökonomische Entwicklung
beider Länder liegen klar vor Augen. Man war in dieser
Hinsicht in Frankreich damals besser daran, als heutzutage;
auch freilich jene günstige Entwicklung der Steueranlage
an die Eigenmacht der Bevorrechteten, welche an den indirekten
Steuern theilnehmen mußten, zuzuschreiben ist, als der Einsicht
mangelnden.

Die Ueberwachung der Steuerpächter und höchsten Entscheidung

Poirson, III. 119. — Die Summe von 22 Mill., die Peirson nach
für die gesammte Steuersumme giebt, ist also etwas zu gering.

der Prozesse in Finanz-, Gabel- und Steuerfachen wo der Steuerhof (Cour des Aides) errichtet. Hier w Dinge keineswegs in administrativen Formen, sondern Weise und unter der Garantie gerichtlichen Verfahrens Sully kommt übrigens das Verdienst zu, die Steuer aus den gierigen Händen der Großen gerettet und für bei weitem ergiebiger eingerichtet zu haben.¹⁾

Indeß mit dem Erträgniß der Steuern waren die der Krone noch nicht erschöpft. Die sogenannte Partid. h. die Amtsverkäufe und die Ergebnisse der Paul jährlich 1,200,000 Livres²⁾ (entsprechend 2,600,000 £. Dazu kommen die Einkünfte von einem Theile der Domänen, sowie von denjenigen Budgetposten, die gezahlt wurden: als Strafgebern, Konfiskationen, Zin Gebühren für Erhebung in den Adelsstand, sowie für Obrechnungskammer ausgestellten Legitimationen und fationen. Aus diesen Posten gingen jährlich über 1 Livres ein. Aus ihren Wälbern zog die Krone 1 dem 282,271 Livres. So betrug das Einkommen Kapitel des Einnahme-Budgets zusammen etwa 2½ Livres, oder, nach heutigem Geldwerthe, nicht ganz 5½ Thaler.

Die ordentlichen Einkünfte des Reichs

¹⁾ Sully, III. 228 ff.

²⁾ 400,000 écus; MS. Remarques sur l'estat de la France muß dieser Zahl, die in einer 1615 niedergeschriebenen wohl Denkchrift enthalten ist, mehr Glauben schenken, als der Angabe (2,263,751 Livres, bei Poirson, III. 136), der über ein Jahrhundert dieser Zeit lebte. Wenn Sully sagt (VI. 92), daß er aus den parties und dem aydes (d. h. den Fermes ohne die Gabelle) jährlich 2½ Millionen zog, so stimmt das als runde Zahl völlig mit unserm Resultat überein.

die Fermes: 1,606,520 £.

die parties casuelles: 1,200,000 £.

zusammen: 2,806,520 £.

näß jährlich 26,025,000 Livres,¹⁾ was jetzt 1,000 Thalern entsprechen würde.

Ein förmliches Chaos erwartet uns aber, wenn wir zu denentlichen Einnahmen übergehen. Zu denselben gehörten die Einnahmen der Geistlichen, die Einkünfte des bei weitem größten Theils der königlichen Domänen, die Ergebnisse der mit den auswärtigen abgeschlossenen Geschäfte, die wiederholten bedeutenden Ausgaben der derselben u. a. m.²⁾ Eine genauere Uebersicht über den wichtigsten Theil des Budgets besitzen wir nicht. Er wuchs sehr an Umfang, zumal in Folge der Vergrößerung des Reichthums durch Rückkauf und ganz besonders durch Heinrich's IV. Schenkungen. Hier aber scheint Sully absichtlich ein undurchdringliches Dunkel über seine Verwaltung gebreitet zu haben: ich denke, nur um sich unentbehrlich zu machen. Weder in den Oeconomies royales noch in Rechnungsbüchern oder sonst wo hat man bis jetzt Aufschluß über die Beschaffenheit und die einzelnen Einnahmequellen dieser Art gefunden. Was die Einnahme der gesammten außerordentlichen Einnahmen betrifft, so — mit Ausnahme eines einzigen Jahres — auf eine hundert Jahre später verfaßte, allerdings sehr gewissenhaft angewiesen:³⁾ in Büchern und Manuscripten der Zeit kann man nichts darüber. Das Ergebniß ist: in den Jahren 1605 betrug die außerordentliche Einnahme jährlich durchschnittlich $4\frac{1}{2}$ Mill. Livres, im Jahre 1607 aber schon etwa 5 Millionen Livres,⁴⁾ im Jahre 1609 nicht weniger als 64 Livres.

Dies stimmt mit der Gesamtsumme Mallet's (Peirsen, III. 135), der in den einzelnen Posten geirrt hat.

Sully, IX. 63 f.

Mallet, Comptes rendus de l'administration des finances 1600 bis 1789 (Paris 1789) p. 191.

P. Priuli (Relaz. p. 233) schätzt für dieses Jahr die gesammten Einnahmen Frankreich's auf 10,727,000 Ecus = 32,181,000 Livres; davon abgezogen die Ausgaben mit etwas über 26 Mill. L. bleiben für die außerordentlichen Einnahmen c. 6 Mill. L.

Danach wurden gegen Ende der Regierung rich's IV. die gesammten Einkünfte der französischen sich auf 39,112,000 Livres belaufen nach jezigem Maßstabe etwa 84,743,000 Thaler. Im Jahre 1869 betrugen die gesammten Einnahmen des dreimal so bevölkerten Frankreich's 525 Mill. Thaler, in verhältnißmäßig das Doppelte. Das spanische Einnahmen wie wir gesehen haben, gleichfalls doppelt so stark, schwächerer und ärmerer Bevölkerung. Also noch einmal, von der falschen Vertheilung der direkten Abgaben, von der Spannung der Steuerkraft an und für sich keine über-

Schwieriger noch, als die Feststellung der Einnahmen Vertheilung der einzelnen Kapitel, unter welche die Ausgaben vertheilt, da hierüber irgend erschöpfende Angaben vorhanden sind.

Der wichtigste Posten des Budgets der ordentlichen Ausgaben umfaßte die Zinsen der Staatsschuld. Etwa 10 Millionen Livres wurden, wie wir schon bemerkt, von den Provinzen einnehmen zur Bezahlung der Provinzialbeamten, zur der Erhebungskosten und zur Entrichtung der Zinsen an die Provinzen hypothekisirter Schulden vorweg abgezogen, an den Staatsschatz abgeliefert. Dazu aber kamen 10 ordentlichen Ausgaben noch unter verschiedenen Titeln Zinsen im Betrage von zusammen 3,627,681 Livres.¹⁾ Vermußte man ferner (1610) im Auslande placirte Schuld 310,000 Livres jährlich amortisiren. Endlich die fest übernommenen Renten (Pensionen) betrugen 1,720,554 Livres. Zusammen außer den in jenen sechs Millionen zu Zinszahlungen gehaltenen vier Millionen noch 5,658,235 Livres in den

¹⁾ Berechnet aus dem schon öfters angeführten MS. 14,267 in Bourg. in Brüssel. Ich bemerke, daß unter diese Summe die Staatsschulden mit einbegriffen sind, da sie auf die Taille und Gabeln treffenden Provinzen hypothekisirt waren.

n zu vertragsmäßiger Zins- und Rentenzahlung
men verwendet. Es ergeben diese Zahlen für den
f eine Summe von mehr als 9½ Millionen oder,
osten der Steuererhebung und Provinzialverwaltung
, 11,683,235 Livres, was nach jezigem Maassstabe
13,000 Thaler betragen würde — etwa neun
gesamten ordentlichen, neun Dreißigstel aller
Davon waren 3,428,000 Livres auf das pariser
eschrieben.¹⁾

t des königlichen Haushaltes wurden für das Jahr
2,981 Livres veranlagt, also einer Zivilliste von
Thälern nach jezigem Geldwerthe entsprechend.²⁾
erner vom Könige freiwillig verlichene, nicht ver-
nsionen, die nicht unter die Staatsschuld gerechnet
in großer Anzahl. Sie beschränkten sich keines-
reich. In Rom zahlte der König jährlich 60,000 L.
in Deutschland 36,000 Livres,³⁾ in England und

III. 147.

t general etc. Die einzelnen Posten sind:

aux deniers	430 Livres
.	186,000 "
.	270,000 "
ie	90,000 "
affaires de la Chambre du Roy	120,000 "
.	8,400 "
isses	51,000 "
a Corps	32,000 "
de l'hostel	200,151 "
es mains du Roy	52,200 "
le la Reyne	150,000 "
du Roy	80,000 "
stilshommes de la Maison du Roy	21,000 "
.	180,000 "
estrennes	36,000 "
es du Roy	48,000 "
de toutes les Pensions que donne le Roy de France o Bourg. 10,742); am Ende steht die Bemerkung: C'est u temp du feu Roy Henry [IV.].	

den Niederlanden zusammen 100,000 Livres. Am meiste die den Schweizern bezahlten Pensionen und Bartegelder des Schatz in Anspruch; sie betrugen nicht weniger als 1,267,000 oder, relativ, 2,745,178 Thaler jährlich. Die Gesammtsumme freiwilligen Pensionen betrug im Jahre 1608: 2,075,150 oder — relativ — 4,496,174 Thaler.

Das Kriegsbudget stellte verhältnißmäßig bescheidenen Anforderungen an den Schatz. In dem Voranschlage zum Haushalte des Jahres 1611 waren dafür 4,263,200 Livres gesetzt, jetzt 9,236,600 Thalern entsprechend; d. h. $\frac{1}{2}$ & $\frac{2}{3}$ Thaler auf den Kopf der Bevölkerung, während in deutschen Reiche jeder Bewohner durchschnittlich $2\frac{1}{4}$ Thaler die bewaffnete Macht steuert.¹⁾ Die gesammte Marine des Atlantischen Ozeans wurde mit 18,000 Livres jährlich unterhalten, während die des Mittelmeeres allerdings 240,000 Livres kostete. So mußte die Marine sich mit einer jährlichen Subvention von 258,000 Livres oder — verhältnißmäßig — 559,000 Thalern begnügen.

Für die diplomatischen Agenten Frankreich's im Ausland waren 190,000 Livres ausgeworfen — jetzt würden diese 411,700 Thalern nicht mehr zufrieden sein. Der Generalgouverneur der Provinzialgouverneure war mit 100,000 Livres angezogen. Für außerordentlichen Belohnungen waren 180,000 Livres bestimmt. Zur Bestreitung der laufenden Finanzgeschäfte hatte Sully 180,000 Livres in Händen. Nicht weniger als 1,350,000

¹⁾ Estoile IV. 133.

²⁾ Die einzelnen Posten des Kriegsbudgets sind:

Gendarmerie	930,000 Livres
Gaiges d'officier de l'artillerie	75,000 „
Fortifications	450,000 „
Achapt d'artillerie	170,000 „
Gens de Guerre en Campagne	1,188,200 „
Garnisons	1,450,000 „

(Summa 4,263,200 Livres)

Thaler nach heutigem Maaßstabe — waren für Ausgaben reservirt. Endlich waren die Unwerthe, w. auf 179,022 Livres berechnet.

nte sichere ordentliche Ausgabe des königlichen für das Jahr 1611 — also auf Grund der letzt- ts Heinrich's — auf 15,000,627 Livres ver- . nach jetzigen Werthverhältnissen 32,501,358 Thlr. ie dem Schatze nicht angerechneten, schon von den rn verausgabten 6,025,000 Livres. So betrug r ordentlichen jährlichen Ausgaben Frank- nde von Heinrich's IV. Regierungszeit Livres oder relativ 45,555,525 Thaler.

Ziffern ergibt sich bereits die vortreffliche Lage, rich's IV. weise Politik, Cully's Strenge und ind des französischen Nationalwohlstandes glückliche e französischen Finanzen versetzt hatten. Da die fünfte um dieselbe Zeit 26 Millionen Livres be-

. 62) nimmt sie für 1610 ein wenig höher an: 15,697,000 L. hende Züllichsche Krieg wohl größere Ausgaben in Aussicht rgleichung theile ich das Ausgabebudget für 1607 ali, p. 233 f.) mit. Die Ecus sind der leichtern Ver- gleich in Livres (drei auf einen Ecu) verwandelt:

haushalt mit Kosten der Gebäude,	
, Heffschargen etc.	3,699,000 Livres
.	190,002 "
berneure	70,002 "
isionen	735,552 "
!	930,000 "
ß	186,702 "
.	258,000 "
Pensionen	1,967,490 "
England und Holland	99,096 "
Befestigungen, Arsenale, geheime	
gen, Artillerie, Weg- und Brücken-	
etc.	

zusammen 15,453,204 Livres.

enaue Uebereinstimmung einzelner Posten wie des Gesamt- a oben angeführten Etat von 1611.

trugen, so ergiebt sich ein Ueberschuß von fünf Millionen oder — verhältnißmäßig — fast elf Millionen Thaler das war bei weitem noch nicht alles. Waren ja an Heinrich's Regierung auch noch über 13 Millionen außerordentlichen Einnahmen zur Verfügung des Königs. Es stand also einer Einnahme von mehr als 39 Millionen Gesamtaußgabe von nur 21 Millionen gegenüber man einen reinen Ueberschuß von 18 Millionen — nach heutigem Geldwerthe 39 Millionen.

Welch' Gegensatz zu Spanien! Dort ununterbrochene, chronisches Defizit, von Zeit zu Zeit ein minder verhüllter Staatsbankerott, Mangel an Ordnung, Unregelmäßigkeit, stets pünktliche Bezahlung der Steuern, Ueberschuß, der beinahe die Hälfte des Budgets betrug.

Wie verwendete nun Sully diese beträchtlichen?

Auf dreierlei Weise: zur Anlegung eines öffentlichen Schatzes, zur Amortisirung der Staatsschuld und zum Aufrechterhalten der königlichen Domänen.

Ein Staatschatz war in jener Zeit schwieriger als in der Gegenwart bei eintretenden Kriegsfällen. Am 26. Juli 1604 königliches Dekret, alle baaren Ueberschüsse in die Staatskasse zu führen, die man zu diesem Zwecke in den Gewerken aufgestellt hatte. Im Jahre 1609 betrug dieser 2,30 Millionen Livres — 65 Millionen Thaler nach heutigem Geldwerthe. Im Jahre 1610, zur Zeit von Heinrich's IV. in der Bastille nur 23,460,000 Livres, doch waren die an baarem Gelde für die nächste Zeit noch 17,885,000 Livres geschuldet: so daß die gesammte Reserve an baarem Gelde 41,345,000 Livres oder nach heutigem Maasstabe 89,584,000 Thaler betrug — mehr als das Doppelte des heutigen deutschen Reichthums.

*) Sully V. 413, VIII. 124, IX. 62. — Freilich ist die

sehr Geld, als der König in der Bastille hat¹⁾, wurde in Frankreich sprüchwörtlich für ungeheuren Reichthum.¹⁾

Was die Rückzahlung der Schulden betrifft, so begann Sully nach seiner Ernennung zum Finanzminister im Jahre 1598 mit, die fremden Souveräne und die Großen für ihre Antheile an den indirekten Steuern zu entschädigen, weil sie dieselben eine allzu geringe Summe erhalten hatten, der Staat also anderweitiger Verpachtung derselben weit größern Ertrag erzielte. Mit richtiger Einsicht ging man dann an die allmähliche Zahlung zunächst der im Auslande kontrahirten Schulden, weil eben die Zinsen aus dem Lande herauszuziehen pflegten. Man ließ sich hier andererseits durch das Drängen der Fremden überreizen, um nicht wieder Unordnung in den Staatshaushalt bringen, sondern widmete dieser Amortisation jährlich einige Millionen Livres. Im Jahre 1606 waren von den 67 Millionen, welche diese Art der Schuld betrug, bereits 29 1/4 Millionen, so fast die Hälfte — abgetragen. Die Unterwerfung der spanischen Niederlande war mit 32 Millionen erkauf worden. Im Jahre 1606 hatte man davon 13 3/4 Millionen getilgt. Im ganzen belief im Jahre 1606 die Summe der Amortisationen sich auf 67,330,200 Livres. Ein Jahr später, bei Heinrich's Tode, soll die Summe der getilgten Schuld hundert Millionen Livres (216 1/3 Mill. Thaler) betragen haben, so daß Heinrich noch eine Million Livres mehr als in dem langen Kampfe um die Ruhe des Reiches erhalten hatte.²⁾

Der Rückkauf der dem Staate auferlegten Renten und der

zahlen nicht sehr zuverlässig. An andern Orten giebt Sully etwas andere Summen. Wenn auch nicht in den Einzelheiten, so stimmt doch im Ganzen der Betrag mit Sully's im Texte angeführter Angabe Fontenay-Mareuil (ed. Petitot) p. 62.

¹⁾ Regnier, *Œuvres* XIII. B. 262 mit der Note Viollet-le-Duc's.

²⁾ Sully III. 228, VI. 93. 129, VII. 158. 473.

Domänen war im Jahre 1610 in der Höhe von mehr Millionen veranstaltet worden.¹⁾

Außerdem wurde eine besondere Kommission eingesetzt, die alle während der Bürgerkriege geschehenen Mißbräuche Kronländereien aufzuspüren und wieder rückgängig zu machen.

So hatte Heinrich's IV. Regierung trotz der Sünden Fremde und Bürger, die ihre erste Hälfte erfüllten, bedeutenden Subsidien, die sie ihren Verbündeten gab, Erleichterungen und wichtigen Anlagen aller Art, den Kapital von 60 Mill. Livres wieder zugeführt und dadurch dem damaligen Zinsfuß — eine Verringerung seiner Ausgaben um mehr als vier Millionen Livres (im Maßstabe etwa neun Millionen Thaler) eintreten lassen.

Als Sully im Jahre 1598 die Verwaltung übernahm,

¹⁾ Das. VII. 473. — Es ist die kleinste der verschiedenen über diesen Punkt mitgetheilten Angaben und deshalb die gläubigste. Wahres Kreuz ist es für den Forscher, daß bei den Berechnungen des Roy. weder die Summe mit dem Ergebnis der einzelnen Zahlen an verschiedenen Orten gegebenen Summen mit einander jemals einstimmen. — Die Summe von 60 Millionen entspricht übereinstimmend dem Präsidenten Jeannin in seiner Rede: MS. A la memoir de Henry Quatriesme (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,739); nach Heinrich für 25 Millionen Livres Pensionen d. h. Renten getilgt. Rücklauf der Domänen mit den Steuerpächtern auf 40 Millionen. Demgemäß sind Poirson's Angaben (III. 147 ff.), der beide zusammen 180 Millionen berechnet, um 120 Millionen zu hoch. Woher hätte Heinrich IV. in zwölf Jahren 280 Millionen zur Tilgung und zum Domänen- und Rentenrücklauf nehmen sollen? Er hätte 23 1/2 Mill. Livres darauf verwenden müssen! Wir haben aber auch Poirson selbst stimmt damit überein — daß sogar am Ende der Regierung, also in der finanziell günstigsten Zeit, der zu solchen wendbare freie Ueberschuß nur 18 Mill. Livres betrug. Nach unserer gewissenhaften Schätzung — 160 Millionen — hätte man durchschnittlich 13 1/2 Millionen Livres für diese Ausgaben reservieren müssen. Ich gestehe, diese Summe scheint mir schon beinahe zu hoch zu sein, noch die für den Schatz reservierten Summen (41 1/2 Millionen) rechnen sind!

²⁾ Manuscr. fröys. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809, fol.

fand er die Staatsschuld in Höhe von 348,600,000 Livres und zwölfjähriger Verwaltung hatte er sie auf etwa ionen — zwei Drittheile! — ermäßigt. Das Aktiv- des Staates war durch Vermehrung der Domänen be- rhöht. Die Steuern gingen regelmäßig und ohne große verluste ein, waren nicht allzu drückend und durch ihre ng als hauptsächlich direkte Steuern der Zunahme des es nicht gefährlich. Dabei hatte Sully seinem Herrn gegeben, eine in allen Ländern Europa's geachtete und he Stellung einzunehmen. Solche Erfolge werden dem danten der Finanzen für immer einen hervorragenden der Geschichte seines Landes anweisen, auch wenn wir i eines finanziellen und ökonomischen Reformators, mit ihn oft umgeben hat,²⁾ nicht als berechtigt anzuerkennen

Mittel, durch welche Sully dies alles erreicht, waren m Theil recht harte. Seine Untergebenen hatten ein Leben, und oft genug erpreßte er von ihnen durch z langwieriger gerichtlicher Untersuchungen Summen, mit den Staatsschatz bereicherte. Indes begnügen wir uns länzenden Resultaten, ohne uns die Befriedigung durch me Betrachtung der zu denselben führenden Wege zu

aller Geschicklichkeit und alles Eifers würde es Sully igen sein, die französischen Finanzen in eine so beneidens- ge zu versetzen: wenn nicht die durch die Bürgerkriege drückte Produktionskraft des französischen Volkes nunmehr neuem frisch entfaltet hätte. Freilich hat auch hieran ung mehr als ein Verdienst. Das erste und wahrlich ichtigste war, daß sie sich nicht unnöthig bevermündend

. I. S. 48 Anm. 1.

auch Michelet, Bd. XI.

in die Produktion mischte. Hier waren nicht, wie i unzählige Barrieren aufgerichtet, hier waren nicht, w Halbinsel, der Acker- und der Handelsmann auf Schr durch Polizeiverordnungen beengt und gequält.

Dem Ackerbau gab Heinrich die Grundbedingw günstigen Entwicklung zurück, die Sicherheit. Der mit vielen Genossen in der ummauerten Stadt wof sich leichter schüten: aber der Landmann im Einzelzel dem schwach bevölkerten Dorfe war jeder Unbill von Kriegsmänner und der Edelleute ausgesetzt. In der gegen Ende der Bürgerkriege der Ackerbau sich in te Heinrich und Sully zogen ihn aus derselben. Welch Gegensatz ist es gegen die Meinung der spanischer daß nur in kaarem Gelde der Reichthum eines La wenn Sully sich äußert:¹⁾ „Ackerbau und Viehw beiden Brüste, welche Frankreich ernähren, und die w und Schätze Peru's!“

Gemäß dieser weisen Ansicht handelte auch der k Edikt vom 26. März 1595 wurden der Landmann von haft, seine Ackergeräthe und seine unentbehrlichen Hand Pfändung befreit. Die Gesetze gegen die herumstreichende leute und gegen das Tragen von Waffen schützten ihn samten Angriffen und ließen ihn in Ruhe und z Arbeiten betreiben, auf welchen damals zum bei we Theile der Wohlstand des Landes und die Erhaltung Staatsebens beruhte. Alle Bedrückungen des A wurden streng geahndet. „Was“! rief der König bei Gelegenheit aus, „wenn man mein Volk zu Grunde l „wird mich ernähren, wer wird die Lasten des Sta „wer wird Ihre Pensionen bezahlen, meine Herrn

¹⁾ III. 195: disant souvent au Roy, que le labourage et estoient les deux mamelles dont la France estoit alimentée et mines et tresors du Perou.

„Ich, mein Volk beeinträchtigen, heißt mich beeinträchtigen.“¹⁾ Verminderung der Steuern, die genauere Kontrolle, welche die Steuerbeamten ausgeübt wurde, beließen dem Volke die zu kräftigerer Nahrung, zu sorgfältigerer Bebauung seiner Felder. So ausgeprägter sonst noch die feudale Gliederung des französischen Volkes war, um so anerkennenswerther ist das königliche Edikt, welches jede Jagd in sprießendem und reisendem Verbot: und vom 1. März bis zur Ernte in den Weinbergen untersagte.²⁾

Der französische Landbau hatte nicht nur das Glück, in Heinrich IV. einen intelligenten und eifrigen Beschützer, sondern auch in einem schlichten hugenottischen Edelmann aus Langue'doc einen Förderer und Lehrer zu finden, der durch Wort und Beispiel den größten Vortheil brachte.

Julien de Serres (geboren 1539) hatte die sorgfältige Bildung, wie den meisten Reformirten seiner Zeit zu Theil geworden war, schon frühzeitig zum Studiren aller bekannten Schriften im Ackerbau verwendet. Die so gewonnenen theoretischen Kenntnisse hatte er der Prüfung einer mehrjährigen praktischen Anwendung unterworfen und sich demgemäß eine zuverlässige Fertigkeit über dieselben gebildet. Nach mehreren Abhandlungen über die Zucht der Seidenwürmer veröffentlichte er im Jahre 1600 die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen in dem *Théâtre d'Agriculture*, von welchem in der That eine neue Epoche des französischen Ackerbaues datirt. Serres' großer Vorzug vor den meisten landwirthschaftlichen Schriftstellern war, daß er nicht bloß Theoretiker war, sondern auch vollendeter Praktiker!

Sein „Theater des Landbaues“ hatte einen glänzenden Erfolg. In 30 Jahren erlebte es fünf Auflagen und wurde dann bis zum Jahre 1675 immer von neuem gedruckt. Man sieht, welche

Matthieu et Péréfixe, Recueil de quelques actions et paroles de
de Grand, 423 f.

Kambert, XV. 248.

tiefe Einwirkung es auf die französische Agrikultur zu muß. Heinrich IV. hat durch sein Beispiel nicht wenig Popularität des Buches und seines Autors beigetragen. Schon vor der Veröffentlichung des Werkes Serres zu hi ihn zur Herausgabe desselben ermuntert, die Widmung des des Landbaues“ angenommen. Als es an's Licht get ließ der König sich drei bis vier Monate hindurch is demselben vorlesen.¹⁾ (Es ist begreiflich, daß die ren narchen für dieses Werk bewiesene Vorliebe zur Erhö Popularität des letztern in hohem Grade beitrug. Auch König der erste, sich als gelehriger Schüler De Serres' indem er die von ihm erfundenen „künstlichen Wiesen“ schiedenen seiner Domänen anlegen ließ, allen seinen u zum guten Beispiele.

Die Früchte dieser weisen Beschützung und einflüß derung des Ackerbaues konnten um so weniger ausblei giebiger der Boden Frankreich's an sich ist. Die Lom Garten Frankreich's“, das Mezer Land, Quercy, Gup Picardie und die Normandie, vor allem aber die Pom Gegend nördlich von Orleans, welche man den Le von Frankreich nannte — zeichneten sich vor fast allen Europa's durch ihren intensiven Getreidebau aus. In vance kultivirte man Weiz in großer Ausdehnung. In blühte vorzüglich in der Gegend von Orleans „dem L Paris“, in der Gouenne, wo der Wein von Grare für t galt, in Langued'oc, wo der Chantoperdrix und der M Frontignac vorzüglich gepriesen worden, in der Champ in Burgund, wo die Weine von Beaune am höchsten wurden. Südfrüchte erzielte man in Langued'oc — auch S bäume wurden hier gepflanzt — und in der Provence. : Provinz wurde zugleich die Kultur des Zuckerrohrs eifrig!

¹⁾ Scaligerana, II. 306.

der Dauphine holte man die bescheidenern Kastanien. Safran an man in der Auvergne. Die Wiesenwirthschaft und Vieh- blühten besonders in Berry, von wo Paris zum größten e mit Schlachtvieh versehen wurde, in der Auvergne, Picardie der Bretagne.¹⁾ Pferde wurden schon in jener Zeit vor- h in der Perche, dann in der Presse gezüchtet. Der König selbst ein Mustergestüt in Meung an.²⁾

Es mögen hier einige Andeutungen über die Höhe der Preise mer Zeit folgen. Ein Pfund Fleisch galt damals durch- slich vier Sols d. h. dem Metallwerthe nach 54 Centimes. tägliche Brodnahrung eines gesunden Mannes wurde auf Sols oder 27 Centimes geschätzt. Ein Schoppen Wein in der Mitte und dem Süden Frankreich's einen Sol oder Centime. Daher sei erwähnt, daß das Weizenbrod damals trüß, der Weingenuß dagegen etwas durchaus gewöhnliches. Ein Hammel galt vier Livres, an Metallwerth jetzigen rs. 84 Centimes oder zwei Thaler 26 $\frac{2}{3}$ Sgr. entsprechend. Schwein kostete etwa das Fünffache, also 14 Thlr. 13 Sgr. Pfund Butter wurde mit fünf Sols, d. h. mit 68 Centimes $\frac{1}{2}$ Sgr. heutiger Münze bezahlt, das Duzend Eier mit Sols (27 Centimes). Ein Puter kostete etwa 26 Sols, etwas über 28 Sgr. Der erste Ackerknecht erhielt jährlich res Gehalt, das sind dem Metallwerthe nach 32 $\frac{1}{2}$ Thaler; Derer Knecht 25 Livres oder 18 Thlr. Der Oberhirt bekam res oder 26 Thlr. Damit waren die Knechte, bei da- n Preisen, nicht schlechter gestellt, als heutzutage. Von abert Livres jährlich, an Metallwerth gleich heutigen

MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 57 b ff. — Andrée me, Antiquitez de toute la France (4. Aufl. Paris 1629, 8°.), — Mit Krebßen, einem sehr beliebten Lederbissen, ward Paris haupt- von Etampes aus versehen; Du Chesne, 249.

L'Histoire du commerce de France, par Is. de Laffemas (Paris abgedruckt bei L. Cimber und F. Danjou, Archives Curieuses, Ab. XIV. p. 421.

1355 Francs oder 361 $\frac{1}{3}$ Thln. konnte ein einzelner Mann anständig aber ohne jeden Luxus leben.¹⁾

Noch lange wurde die Regierungszeit Heinrich's IV französischen Bauern goldenes Zeitalter betrachtet, nach jener sehnsüchtig zurückjah, als ob damals „die Felder vor „Ertragniß, die Wiesen von frischerm Grün, die Bän von Früchten gewesen wären.“²⁾

In allen Ländern Europa's wurde damals der Mann mit der äußersten Ungunst behandelt, als eine Art Nothtracht, die nur dazu vorhanden sei, für die übrigen Nation Lebensmittel hervorzubringen. Wir haben jetzt aus diesem Grunde in Spanien der Getreidehandel in aller Art umgeben wurde, in der Absicht, in jeder Korn so billig wie möglich zu machen, und wie in jeder spanische Ackerbau mehr und mehr sank. Da ist wahrhaft bewundernswerth, wie gänzlich sich Heinrich IV beschränkten ökonomischen Anschauungen der Zeit eman: „Die Erfahrung lehrt uns“, sagt er in einem seiner Edikte, „daß die Freiheit des Handels, welchen die Völkern, eines der vorzüglichsten Mittel ist, sie wohlhabend und begütert zu machen, und in Hinsicht hierauf nicht verhindern, daß ein jeder seinen Vortheil aus seinem Thume ziehe durch das Mittel und die Wohlthat des Handels.“ Mit scharfem zugleich und weitem Blicke sah der König

¹⁾ Du Haillan, Sur les causes de l'extremesme cherte, par Fournier, Variétés historiques et littéraires, VII. 137 ff. — I des Ecclesiastiques de France; Arch. Curieuses, XIV. 433. 437. rean de Jonnés, Etat écon. et social de la France, 40.

²⁾ Mémoires de Michel de Marolles (éd. 1755, 12^e) I Ennuis des Paysans champêtres, adressez à la Royne regnante bei Fournier l. c. 295 ff.

³⁾ Décret vom 12. März 1595; Poirson, IV. 615.

und ständischen Beschränkungen hinweg und sprach den zu
 leit so selten verstandenen Grundsatz aus: jeder hat das
 die Frucht seiner Arbeit so zu verwerthen, wie er es für
 vortheilhaftesten glaubt. Wie in Bezug auf Steuerfragen
 in Bezug auf Freihandel dachte Heinrich IV. einsichtiger
 heutigen Machthaber in Frankreich. „Die Einwohner
 Königreiches“, fährt er in dem erwähnten Edikte fort,
 für ihre Lebensbedürfnisse nicht nöthig, die Hülfe des
 an anzurufen, der seinerseits alle Tage gezwungen ist,
 auf unserm Gebiete zu suchen.“

Die Zweifel war dies, wie wir später sehen werden, im
 und großen für das damalige Frankreich richtig. Heinrich IV.
 e sich aber nicht damit, solche Grundsätze auszusprechen,
 energischen Weise gemäß setzte er sie vielmehr sofort und
 in's Werk. Es war dies keineswegs leicht. Vorurtheile
 ale Selbstsucht traten ihm immer wieder in den Weg.
 ommer 1604 verbot das Parlament von Toulouse aus
 Machtvollkommenheit die Ausfuhr von Getreide aus seiner
 . Drei Jahre später erließ der Richter von Saumur einen
 a Befehl für die Ausdehnung seiner Jurisdiktion. Aber

Antreiben Sully's griff hier der König jedesmal energisch
 strafte die schuldigen Beamten und kassirte deren Ver-
 en.¹⁾ Sofort nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1589
 e der König den getreidereichen Provinzen die ungehinderte,
 ch eine geringe Abgabe erschwerte Ausfuhr ihres Ueber-
 Während des Krieges gegen Spanien (1595—1598)
 ie. Erlaubniß freilich wieder zurückgezogen: aber nur aus
 2 Gründen, wie sie noch jetzt im Kriegszustande für das
 des Getreideexportes maßgebend sind. Seit 1598 wurde
 Isfuhr erst einzelnen Provinzen, 1601 aber dem ganzen
 wieder gestattet, ja zugleich von fast allen auf ihr lastenden

Sully, Oec. roy. V. 338 f. VII. 191. 255.

Abgaben befreit.¹⁾ Dieser Zustand dauerte, zum großem Theile des französischen Ackerbaues, bis zum Tode des Königs Heinrich II. genommen den kurzen Zeitraum des spanisch-französischen Krieges (oben S. 76). Die Folge war ein lebhafter Anbau des französischen Getreides, besonders nach dem nördlichen Spanien. Wenn die Getreidepreise anbelangt, so waren dieselben überall so auch in Frankreich außerordentlich wechselnd. In den schlimmsten Nothjahre dieser Zeit, 1595, stieg der Preis des Weizens (240 Pfund) Getreides auf 25 Livres, was nach heutigem Werthe nach heutigem 67¾ Francs während er gewöhnlich nur 5¾ Livres (= 15½ Fr.) betrug. Luxus war damals bei weitem theurer als zu jener Zeit. Man machte sich kein Gewissen daraus, eine vorzügliche Weinflasche mit einem Goldthaler — 2½ Thaler dem Metallwerthe einen guten Apfel mit vierzig Sous — fünf Francs 4 — zu bezahlen.²⁾

Indeß der König war nicht damit zufrieden, nur die frucht- und fleißige Bebauung des schon vorhandenen Ackerlandes zu ermöglichen und auf jede Weise zu befördern: auch die Wüsten, die bisher von der Natur selbst der Kultur überlassen worden waren, suchte er für dieselbe zu gewinnen. Er wollte allem wünschen, er die Sümpfe in den Provinzen Poitou, Vendée, Saintonge, Bretagne u. s. w. auszutrocknen, um dieselben dem Ackerbau zu übergeben. Er ging dabei mit ganzem Enthusiasmus ökonomisch naiver Anschauungen der gleichen Unternehmungen zu Wege, keine Kosten und Anstrengungen zur Vollbringung eines so nützlichen Werkes scheuend. Im April 1599 erschien ein Dekret, welches alle Lehnsherrn zur Uebernahme der Austrocknung der Sümpfe verpflichtete, ihnen dafür den Besitz der Hälfte des von

¹⁾ Dekrete vom 12. März 1595, 26. Febr. 1601; Poirson.

²⁾ Estoitille III. 134. 368. — Monteil, Histoire des Français des derniers siècles, III. (Paris 1847, 3. Aufl.), S. 145.

ien Territoriums verheißend. Indeß den Franzosen schien b vielleicht nicht ohne guten Grund, daß der pekuniäre für den Unternehmer bei dem Umfange der nöthigen Ar- ein sehr problematischer sei. Es fand sich niemand. Ein abanter von wahrscheinlich englischer Abstammung, Hum- Bradley, aus seiner niederländischen Heimath mit Wasser- vertraut, war kühn genug, das schwierige Werk zu über- l. Bradley sollte das Recht, die Austrocknung zu beginnen, n denjenigen Sümpfen haben, deren Eigenthümer ihm nicht nächsten fünf Monaten zuvorkämen. Zum „Großmeister ämme“ ernannt, mit mancherlei Verrechten ausgestattet, Bradley die Hälfte der von ihm trocken gelegten Ländereien i; die andere Hälfte fiel der Krone zu. Den bisherigen jümern ward nur das Recht des Vorkaufes an den Bradley enden Territorien gelassen. Ausgenommen von der Trocken- waren die Salzsümpfe, die Fischteiche und diejenigen e, welche Festungsgräben, Häfen und schiffbaren Flüssen das hrliche Wasser zuführten.

doch Bradley's Bemühungen hatten nicht den gewünschten

Ohne Zweifel stellten die Kosten sich höher, als der er- zugen. Aber der König ließ sich nicht entmuthigen. Durch dikt vom Januar 1607 führte er Bradley eine Anzahl s und frischer Kapitalien zu, verhiess der neuen Gesellschaft e materielle Vortheile, sowie ihren tüchtigsten Theilnehmern el und erleichterte die Expropriation der zu bearbeitenden ten. Er versprach ferner, zur Erhöhung des Werthes der gelegten Strecken auf ihnen Ortschaften zu erbauen, in welche je Einwohner gesiedt werden sollten durch langjährige Be- von allen Steuern und verschiedene weitere Privilegien. ') enn nun auch diese Bestrebungen des Königs ohne großen geblieben zu sein scheinen, so ist die Gesinnung, die sie

hervorrief, darum nicht minder lobenswürdig. Von menschlichen Gesichtspunkten gingen die Ordonnancen aus, die Heinrich die Wälder zu schützen suchte, da ein großer Theil derselben der Krone gehörten. Die Ausbeutung fremder Wälder bei der ländlichen Bevölkerung nie auf große Gewinn gestrebt; man mag sich nun vollends vorstellen, wie in der Bürgerkriege in den königlichen Forsten gehandelt wurde. Heinrich stellte durch verschiedene Edikte eine genauere Uebersicht der Forste her, verschärfte die Dienstreglements, schuf Schulen und beschränkte die Abholzung.¹⁾ Diese war schon des ganzen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts betrieben worden; aber besonders in den letzten fünf Jahren waren die Wälder der Verwüstung und der Plünder überliefert worden. Theils waren sie von den Partisanen Brand gesteckt worden, theils hatte man sie durch ungeschickte Schläge ohne Plan und Ziel zerstört. Das Geldbedürfnis in unruhigen und verschwenderischen Zeiten hatte den Wald vielfältigt, ja Privatleute hatten aus Staatswäldern Forste nach ihrem Belieben.²⁾

So lassen die Anordnungen Heinrich's IV. zum Schutz der Wälder und zumal der Staatswälder sich nach jeder Seite hin rechtfertigen. Da der König dem Landmanne Gelegenheit zu seinem Lebensunterhalt auf rechtliche Weise zu verschaffen hatte, er wohl die Befugniß, das Besizthum der Krone zu übergreifen der Bevölkerung zu schützen, zumal da allein Frankreich vor der reißenden Vernichtung seiner Wälder gerettet zu werden vermochte. Man könnte auch an nichts dagegen einwenden, daß Heinrich der Ungelegenheit der Bürgerkriege in Bezug der Wildddieberei ein Ende suchte. In der That waren Hirsche, Rehe, Eber, Fuchs,

¹⁾ Ebenda. 141 ff.

²⁾ L. T. Alfr. Maury, *Les forêts de la Gaule et de l'ancien Empire* (Paris 1867), S. 455 ff.

pfen fast völlig ausgerottet. Aber die Weise, in welcher der hier verfuhr, und die Strenge der Strafen, die er ver-; beweisen recht deutlich, daß der bearner Landadelmann dem e immer noch im Blute steckte; er hat ihn nie ganz über- a können und ließ ihn überall hervortreten, wo seine eigene iltigkeit, seine innersten Neigungen und Interessen in's kamen. Die Liebe zur Jagd, welcher ja Heinrich so oft öglich oblag, mag nicht wenig zu der in diesen Edikten ent- en barbarischen Strenge beigetragen haben. „Was die Leute, Handwerker, Ackerbauer, Landleute und andere solche e von gewöhnlichem Volke anbetrifft“, so wurde ihnen die völlig untersagt, da der König „der Meinung war, sich e Vergnügen vorzubehalten, um sich dessen mit seinen Prinzen seinem Adel zu erfreuen“. Der Gebrauch der Feuerwaffen e Jagd wurde gar bei den Nichtadligen mit dem Tode be- den Hunden derselben wurden, wenn man sie im Walde die Flecken der Hinterbeine durchschnitten. Die Strafen, f Wildddieberei standen, waren bei dem ersten Male Geld- und Waffenkonsfiskation, im Rückfalle die Peitsche und Ver- ng auf acht Meilen, ja nach Belieben des Richters sechs- Galeerengefangenschaft! Ueber den hartnäckigen Wildddieb, ne Verbannung übertreten und abermals der Jagd obliegen verhängte Heinrich sogar die Todesstrafe. Endlich lud eine mung von schändlicher Immoralität jeden Landmann ein, erräthter seines Nachbarn zu spielen, indem sie dem De- nten ein Drittel der Geldstrafen und Konfiskationen zusprach. as einzig Lobenswerthe an diesen ebenso bornirten wie fchen Verordnungen war der Paragraph, welcher die Be- ang der Jagdvergehen dem Belieben der Forstbeamten entzog e den ordentlichen Gerichten zur Garantie gegen tückische und ne Willkür übertrug.¹⁾

¹⁾ Edikte vom Januar 1600, Juni 1601, August 1603, Juli 1607; t XV. 228. 247. ff. 287. 330 ff.

Es wäre verkehrt, an solche Gesetze den Mangel Anschauungen legen zu wollen; die rohen und harten der damaligen Zeit erforderten grausame Repressiven. Zumal die Wildddieberei führte häufig genug zum Raub. Das Feuerrohr, das der verwilderte Bauer oder lichterliche Hasen und Mehe anlegte, konnte leicht auch in der Menschen sein Ziel suchen, wenn großer Vortheil zu. Aber kein Zweifel auch, daß Heinrich, von Vorurtheil die Jagd in der That für ein spezifisch adliges Vergnügen dessen genießen zu wollen bei dem „Returier“ das Zei Vermessenheit, strafbarer Anmaßung war; und daß aus moralischen Rücksichten, als zum Schutze seiner die Buße für den Wildfrevel so unverhältnißmäßig geste

Auch die Ausbeutung der Bergwerke war in den Zeiten der Lige unterlassen worden. Und doch konnte sich großer metallischer Schätze rühmen, die um so viel als in England und Deutschland viele später entdeckt noch nicht bekannt waren. Gold- und Silberminen, in von den Römern ausgenutzten Werken, waren erst für Pyrenäen und der Grafschaft Foix wieder aufgefunden. Goldplättchen in den Wassern der Ariege. Bei Carcass Silberminen, in den Cevennen und dem Gerando. Zinn, ebenso im Vivarais Blei, in der Auvergne tief bei Briquebec und Cotentin in der Normandie. So am meisten Hoffnung erregten die anscheinend sehr Silber- und Goldminen, welche man im Jahre 1601 in den Dörfern St. Martin in der Nähe von Lyon entdeckte. Königs Befehl hier gegraben wurde, fand man große Goldes. Alles jubelte, Schmeichler erklärten dem König „übrigen Segnungen seiner Regierung habe Gott Frankreich „ein Peru geschenkt.“ Der König ging lebhaft auf zenden Hoffnungen ein. Durch Edikt vom Juni 1601 alle Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Zinnminen

richtete eine besondere Zentralverwaltung des neuen Staats-
thums ein. Die Höflinge, voll Aussicht, sich auf diesen
zu bereichern, ließen sich die höchsten Stellen ertheilen.
Groß-Stallmeister Bellegarde wurde Großmeister, der Lieblings-
erdienener des Königs Beringen — ein Deutscher — General-
Leutnant, und so fort. Privatunternehmer wurden zur Betheili-
an dem wichtigen Werke aufgefodert, indem sie die Aus-
ung der Minen, freilich unter beständiger Beaufsichtigung des
es, in Pacht erhalten sollten. Der Eifer war so groß, daß
arbeit an den Bergwerken selbst für die meisten Festtage ge-
wurde.

Indeß diese ausschweifenden Hoffnungen wurden völlig ge-
t; Frankreich sollte sein Peru nur nach Sully's Anspruch
Leiste und in der Geschicklichkeit seines Volkes finden. Der
sische Arbeiter, an bequemes Leben und gute Bezahlung ge-
t, zeigte sich für die beschwerliche Minenarbeit untüchtig und
te zu hohen Tagelohn. Nun ließ man deutsche Arbeiter
en: jedoch dieselben waren nicht lange in Frankreich, als sie
den Lohnsätze, wie die Franzosen, zu beanspruchen begannen.
Der Ertrag war nicht groß genug, um die Kosten zu decken.
ert Jahre früher, als noch nicht die aus Amerika zufließenden
in des Edelmetalls den Preis des Goldes und Silbers ge-
hatten, würde man vielleicht mit Nutzen gearbeitet haben,
und jetzt die Pächter nur Schaden hatten.

Der König gab sich noch nicht für besiegt. Im Mai 1604
n ein Staatsrathsbeschluß, welcher die Pächter der Berg-
zur Beschleunigung ihrer Arbeiten, unter Androhung des
ftes ihrer Rechte aufforderte. Dieser Beschluß zeichnet sich
die lobenswerthe Sorgfalt aus, die er für die Interessen
Arbeiter kundgibt: dieselben sollten vor allen Gläubigern der

MS. Remarques sur l'estat de la France (Brüssel). — Isambert,
58 f. — Thou l. CXXIX. p. 988. — Matthieu, II. 96 a ff. — Sully,
B. — Abrégé de Mezeray, VI. 254 f.

n allein im Hotel-Dieu in Paris 416 Personen, die meisten
 lge von Mangel und Entblößung. Eine Frau wurde ver-
 t, die ihre verhungernnden Kinder durch schnellen Tod hatte
 e wollen. In einem einzigen Viertel von Paris gab es
 Arme. Die Armentaxe mußte verdoppelt werden. Ander-
 fröhnten der Adel und die großen Bankiers einem aus-
 fenden Luxus in Speisen und zumal in Kleidung, zu welcher
 Stoffe unter großen Kosten aus dem Auslande beschafft werden
 n.¹⁾

Wie sollte man diesen traurigen Uebelständen abhelfen? Sully
 einem beschränkten und harten Sinne hatte die Antwort schnell
 r Hand: man muß den Luxus verbieten, die Ausfuhr von
 unterfagen, die Armen aus der Stadt auf das Land treiben,
 e mit mühseliger Arbeit sich kargen Lohn verdienen sollen:
 nur so werden sie zu Soldaten tüchtig. Die Industrie schien
 ur gut, Müßiggang und unnützen Aufwand zu erzeugen.²⁾
 ich aber, von Oliver de Serres und Bartholomäus Laffemas,
 tüchtigen Praktiker und Theoretiker in Handelsachen, eines
 n belehrt, erfaßte diese Dinge von einem viel höhern Gesichts-
 e. Den Sitten der Zeit durch Verordnungen erfolgreich
 it zu gebieten, schien ihm mit Recht unthunlich. Er hielt
 ch für etwas gar nicht so Schlimmes, daß der, welchem die
 l zum Genuße des Lebens zugefallen sind, sie wirklich benutze.
 ante die Anstelligkeit, den guten Geschmack des französischen
 ers: deshalb wollte er den Luxus der Großen zur Wieder-
 nung des Volkes an Thätigkeit und zur Ernährung desselben
 nden. So hoffte er es körperlich und meralisch von seiner
 Verkommenheit zu heilen, so ohne Zweifel es auch in po-
 r Hinsicht ruhiger und friedliebender zu machen, so endlich
 eigenen Einkünfte zu erhöhen. „Eines der hauptsächlichsten

) P. de l'Estoile (ed. Petitot), III. 156 ff. — Thou l. CXXIX.
 p. 996 f.

) Sully, V. 64 ff.

Mittel“, sagt er selbst in einem Edikte,¹⁾ „unzere Ma-
 „aus den Verwirrungen und der Zerrüttung des Vi-
 „zu ziehen, ist die Einrichtung von Gewerben und Man-
 „sowohl wegen der Hoffnung, die sie geben, dieses Re-
 „reichern und zu verschönern, sowie, daß wir nicht
 „Bettler und arm an Erfindung zu unsern Nachbarn u-
 „flucht nehmen müssen, um weit zu suchen, was wir be-
 „sigen; als auch weil dies ein leichtes und angenehmes
 „ist, unser genanntes Reich von so vielen Lasten zu
 „welche der Müßiggang hervorbringt“.

Also moralische und praktische Zwecke zugleich war
 Heinrich bei der Begünstigung der Industrie im Au-
 Besserung der untern Volksklassen, politische Beruhigung
 Erhebung Frankreich's zu dem ihm unter den Nationen ge-
 Range, Bereicherung des Landes. Wie groß das u-
 welches er bekämpfen wollte, geht daraus hervor, daß
 rechnete, nur für Seidenstoffe gingen jährlich sechs
 Livres (= 13 Millionen Thaler), für alle vom Auslande
 Kleidungsstoffe sogar sechs Millionen Ecus (= 39
 Thaler) über die Grenze.²⁾ Die andern Einfuhrartikel
 eben noch nicht mit einbegriffen. Der französische Export
 war damals fast gleich Null.

Der König begann sein schwieriges Werk mit der
 der noch im Lande vorhandenen Industrie. Das er-
 welches er hierzu anwandte, war ein höchst rationelles
 freierung des Kleingewerbes von den drückendsten Fesseln
 Edikt vom April 1597 schaffte er die unendlichen Här-
 Kosten und Schwierigkeiten, mit welchen Lokaltyrannie u-
 neid bisher die Erlangung der Meisterschaft erschwert
 einem Schlage ab. Die einzigen Bedingungen, wel-

¹⁾ Aug. 1603: Isambert, XV. 283.

²⁾ MS. Jeannin, A la memoire perpetuelle de Henry IV
 (Bibl. de Bourg., Brüssel, vol. 10,739). — P. Cayet, Chron. 47

nige Edikt für die Erlangung der Meisterschaft aufstellte, Ablegung eines Eides durch den Kandidaten vor dem Ober der Handelskammer (gardes jurés de commerce) ab, sein Gewerbe gewissenhaft ausüben zu wollen; und, einer einmaligen Gewerbesteuer von zehn Goldthalern unter, je nach der Wichtigkeit und Einträglichkeit des Gewerbes. Nur die Apotheker, Wundärzte und Bader wurden — aus begreiflichen Gründen — einer Prüfung, nicht etwa vor den Konkurrenten, sondern vor einer unparteiischen städtischen königlichen Kommission unterzogen.¹⁾ Indessen ist es irrig, wenn einige Schriftsteller behaupten, es sei das System völliger Gewerbefreiheit eingeführt worden — blieb in allen Gewerken die bestimmte Zahl von Meisterschaften, die nur durch Erbschaft oder Kauf oder in einigen Fällen durch königliche Verleihung erworben werden konnten. Trotz des Edikts von 1597 eine bedeutende Erleichterung, ein Fortschritt.²⁾ Derselbe unbefangene Geist zeigt sich seitens der Regierung in der Heranziehung tüchtiger fremder Arbeiter, welchen eine Naturalisation mit großer Leichtigkeit ertheilt wurde.³⁾ Der Kaiser verfolgte Heinrich den verständigen Weg, nichts von sich ab zu dekretiren, sondern allerwärts nur nach dem Gutachten der Sachverständigen zu entscheiden. So setzte er aus Mitglie-

Lambert, Recueil général des anciennes lois françaises, XV. 135 ff. (III. 306 ff.) preist das Edikt als Eröffnung der Aera der Gewerbefreiheit; sehr mit Unrecht. Die Beschränkung in der Zahl der Meister wurde beibehalten. Ich verweise zum Belege hierfür auf XV. 211er, 127, wo die Zahl der Fischverkäufer in Paris noch beschränkt wird; L. M. VII. 320, wo einige neue Stellen von Viehhäusern in der Normandie errichtet werden; L. M. VII. 331, wo der Anlaß Gelegenheit der Geburt des Herzogs von Orleans je vier neue Stellen für alle Gewerbe in allen Städten des Reiches errichten und vertheilen; endlich auf den Art. 1 des Ediktes vom April 1597 selbst, wo die Zahl der Meister der Krone ausdrücklich reservirt werden.

18. Jeannin, A la memoire etc. — Manusc. frs. der Nat.-Bibl. vol. 5809 fol. 78a. b.

war ein im Januar 1599 veröffentlichtes Einfuhrverbot Gold- und Silberbrokate und Seidenstoffe, das aber nur höchte Thätigkeit des Schmuggels zur Folge hatte. Der überzeugte sich bald von der Unfruchtbarkeit dieses Mittels Sug — gegen Sully's Willen — angemessenere Wege nach sorgfältigen Studien und Untersuchungen mit einem en Geschäftsmann, wie Bartholomäus Laffemas, und einem nen, wie Oliver de Serres, ließ er im Jahre 1601 durch ernen in den königlichen Gärten zu Paris und Fontainebleau tausende von Maulbeerbäumen pflanzen und auf denselben Raupen züchten; Leute, in dieser Beschäftigung erfahren, nicht allein aus dem Süden Frankreich's sondern auch aus weit herbeigezogen. Die Privatindustrie, zuerst in Paris, in den Provinzen, ahmte das vom Könige gegebene Beispiel nach; unter der Aufsicht Laffemas' als Generalkontroleurs wurde es wurden Maulbeerschößlinge und Eier der Seidenraupen aus den königlichen Anstalten unentgeltlich an zahllose Leibe und Privatleute ausgegeben: weite Strecken Frankreichs bedeckten sich mit dieser nützlichen Kultur, die am Ende Sully murrend in sein Gouvernement Poitou einführte. Dort blühte sie außerdem in den Generalitäten Paris, Tours, Lyon. Vom Könige eingesetzte Kommissäre reisten in den Provinzen umher und hatten die erste Anpflanzung der Raupen, die Behandlung der Raupen, die Ernte und Bereitung des zu überwachen. Ebenso ließ er mit großen Kosten aus Italien einige Italiener, aus dem Oriente dort angekommene nach Paris kommen, um hier die Kunst der Gold- und Silberweberei zu lehren. Die Goldfädenmanufaktur des Mai-Lurato in Paris ersparte dem Lande jährlich 1,200,000 (Gros Mill. Thaler), die sonst für dieses Fabrikat ins Ausland waren.

Dauerte nicht lange, daß Heinrich die Früchte aus diesen seiner Umsicht und Energie und vielen Kosten betriebenen

Vorbereitungen zu ziehen vermochte. Natürlich konnte Industrie zunächst nur durch das Monopol begründet werden. Im August 1603 gab er einer Gesellschaft von sechs auf zwölf Jahre das Monopol der Seidenfabrikation und Umgegend, der Gold- und Silbermanufaktur in Frankreich. Die Unternehmer und ihre Nachkommen wurden ihren Arbeitern — fremden und einheimischen — grob verheißten. Den Unternehmern schenkte der König 300,000 und ließ ihnen 150,000 ohne Zinsen auf zwölf Jahre. Im Verlauf dieser Zeit sollten ihre tüchtigen Arbeiter Meisterbriefe für dieselben Geschäftszweige erhalten. Allein dieses pariser Musterinstitut, auch in den Provinzen die Seidenfabrikation nunmehr mächtig auf. Die Regierung veranlaßte der König, ihren Seidenfabrikanten ein Handbuch zur Verfügung zu stellen. In Troyes ward eine Damastfabrik errichtet. Die Einfuhr von Seide in Frankreich hatte fast völlig ein Ende erreicht, wie die zeitgenössischen Schriftsteller einstimmig berichten. Die Fabriken in Lyon, Troyes, Tours u. s. w. reichten für das Bedürfnis des Landes in Seide, Gold- und Silberstoffen völlig aus. Das Land von Rouen aus mit feinen Tüchern verfeinerte gröbere Tuche mußten, wie später noch erwähnt wird, während Heinrich's Regierung aus England zugeführt werden. Vendôme und Issoudun blühten durch ihre Handweberei, Beauvais durch Töpfereien und Spinnereien, Châteauneuf-Moulines durch Messerfabriken, St. Etienne durch Eisenfabriken.¹⁾

In den zwölf Friedensjahren seit 1598 hatte sich die

¹⁾ Thou, I. CXXIII. CXXIX. p. 891. 996 f. Isambert, I. 278 ff. 283 ff. 291 ff. — P. Matthieu, I. 159 b f., II. 212 a f., V. 206 f., VI. 284, VII. 438. — B. Laffemas, Recueil de lois, etc., 222 ff. — P. Cayet, chr. sept., 258. 283 f. — B. Laffemas, de la Noblesse (1603); Fournier, Variétés, VII. 303 ff. — Antiquetez, 259. 409. 488. 568. 624. 656.

Frankreich's völlig umgestaltet. Während bis 1598 dessen Reich darnieder gelegen hatte, so daß das Land in dieser Zeit gänzlich von den Fremden abhängig war: hatte es sich unter Heinrich's Regierung sich nicht allein von diesen befreit, sondern Frankreich hatte noch Ueberfluß an gewerblichen Erzeugnissen gewonnen, deren Placirung im Auslande eine der größten Sorgen des Königs war. Freilich läßt dergleichen ausschließlich von oben her schaffen. Aber die industrielle Thätigkeit und die natürliche Intelligenz des französischen Volkes würden weit weniger hervorgebracht haben, wenn der König nicht mächtig anregend auf den erschlafften gewerblichen Geist der Nation gewirkt hätte, wenn er nicht außerdem von vorurtheillich liberalen Gedanken in Bezug auf Handel und industrielle Thätigkeit erfüllt gewesen wäre. Aus einem faulen und unproduktiven Volke hätte der König bei dem besten Willen nichts machen können; aber mit Männern an der Spitze des Staates, wie Richelieu III. und Verma, hätte auch ein noch so tüchtiges Volk leicht zeitweise verkümmern müssen.

Es ist so recht einer von jenen durch einen wahren Instinkt der Klarheit eingegebenen Gedanken Heinrich's IV., daß er das Hauptwerk der von ihm theils erbauten theils beabsichtigten Verbindung zwischen Louvre und Tuilerien tüchtigen Gewerbsleuten zur Verfügung und zum Verkauf ihrer Waaren unentgeltlich zu stellen wollte. ¹⁾ „Im Louvre würden“, wie Michelet sich ausdrückt, „König und Volk unter demselben Dache gewohnt haben“.

Industrie, von Heinrich IV. ermuthigt, unterstützt, gefördert, wurde trotzdem nur ein kurzes, künstliches Leben haben können, wenn ihr nicht durch die Schaffung ausgedehnter Absatzmärkte die Möglichkeit gewinnreicher Verwerthung ihrer Erzeugnisse gegeben worden wäre. Zu der Zeit aber, wo der vierzig-

—
Maignan, Décade, p. 863 f. — Fontenay - Mareuil, p. 88 (ed.

jährige Kriegszustand durch den Frieden von Vervins wurde, war es mit den Ausichten zu einem vortheilhaften Verkehr in Frankreich nicht besser bestellt, als etwa zu dem in Spanien. Die streitenden Armeen auf ihren ständigen Kreuz- und Querkügen durch das Land hatten zu ihm die meisten Brücken abgeworfen. Niemand hatte an Wiederaufbau oder zur Ausbesserung der Landstraßen. Diese letztern befanden sich deshalb im traurigsten Zustand. Die großen Herren — Geistliche und Laien — waren den Zölle verliehen worden, unter der Bedingung, jene in passablem Stande zu erhalten. Die Herren hatten gefahren, die Zölle zu erheben, aber die ihnen dafür obliegenden Pflichten vernachlässigten sie gänzlich. In Folge dessen auch die Flüsse versandet, unbefahrbar geworden. In naheliegenden Orten konnte aus Mangel brauchbarer Transportationen kein Verkehr mehr stattfinden.¹⁾ Diese Hindernisse dem Aufblühen des innern Handels im Wege; und größere Schwierigkeiten aber lähmten die Ausfuhrschiffes französischer Produktion nach dem Auslande.

Wollte man Heinrich's IV. Grundsatz, „daß jeder Besitzthum nach freier Wahl möglichst vielen Nutzen können“, in Wirksamkeit versetzen; wollte man verhindern, daß der Ueberfluß der einen Provinz nutzlos zu Grunde geht, die benachbarte darbt; wollte man erzielen, daß die Gewerthätigkeit durch die Hoffnung leichter und Verwerthung ihrer Produkte zu gedeihlicher Anstrengung werde: so mußte man ohne jeden Zweifel zunächst die Straßen Sorge tragen. Das Wichtigste unter dem wieder zuerst die Landstraßen mit den Brücken.

Heinrich IV. fand hierbei das rechte Werkzeug

¹⁾ Isaac Laffemas, Histoire du commerce de la France sous Louis XIV. passim.

re 1599 wurde dieser mit dem beträchtlichen Gehalte von Livres (entsprechend 21,667 Thalern) zum Groß-Bege- von Frankreich und besonderen Begemeister von Paris .¹⁾ Sully sah ein, daß man sich hier nicht mit klei- sen, gelegentlichen Anlagen oder Wiederherstellungen be- könne, sondern daß die Wichtigkeit des Gegenstandes die- lung eines umfassenden und allgemeinen Planes erheische. solchen legte er im Jahre 1601 dem Könige vor, und it genauer Unterscheidung dessen, was bei diesem Werke vom was von den Provinzen, Gemeinden und Privaten geleistet müßte. In der That hatte er ein Recht, diese Beihilfe zu , indem den Städten gewisse Steuern zu dem ausdrücklichen die Wege im Stande zu halten, überwiesen worden waren. So r sowohl die Gemeindeweisen als auch die mit Zöllen belehnten , ihren Verpflichtungen in dieser Hinsicht genau nachzukommen. bre 1606 bezahlte die Normandie allein für ihre Brücken, nd Kanäle 100,500 Livres jährlich, jetzt 217,800 Thalern jend. Dennoch versäumte auch die Regierung ihre Pflichten- stellung guter Kommunikationen nicht. Es wäre vielmehr- chen, daß das betreffende Kapitel in unsern jetzigen Budget- r verhältnismäßig ebenso freigebig bedacht wäre, wie unter- waltung Sully's. Im Jahre 1607 waren bereits für- chausseen und Brücken, allerdings auch die Wasserbauten, mmen von 4,855,000 Livres ausgegeben, nach heutigem be 10,519,000 Thaler. Dies würde auf das Jahr etwa) Livres (= 1,300,000 Thaler) ausmachen.²⁾ Diese Aus- nahmen seit 1604 jährlich zu und erreichten 1609 die Höhe 149,000 Livres (= 2,490,000 Thaler). Da nun die ge-

Sully, VI. 331. — Isambert. XV. 222 ff.

Sully, IV, 20. 30. VII., 143 f. 161. — Die Zahlen VIII. 14 ff. sh, daß die Ausgaben für diese Zwecke besonders seit d. J. 1604 t. Es bestätigt dies die (III. 357) von Poirson angeführte Stelle Dunaid.

sammten Ausgaben des Staates um diese Zeit 21 bis 22 betrug, so nahmen die Kommunikationsmittel mehr zwanzigsten Theil derselben in Anspruch.

Die Ergebnisse entsprachen diesen Anstrengungen. bedeckte sich mit prachtvollen Landstraßen, welche sich dasselbe in dieser Beziehung zum Muster für Europa wie dieses Reich es heutzutage noch ist. An beiden Seiten der Straßen mit Ulmen bepflanzt, welche dem Wanderer Schatten und in der Dunkelheit sichere Führung gewährt behauptet, daß das Volk diese Bäume noch heutzutage Namen des Ministers „Rosnis“ nenne. Auch waren die zum großen Theile gepflastert.¹⁾

Mit der Herstellung der Wege hing die Anlage von naturgemäß zusammen; sie wurde nicht vernachlässigt. In den Bürgerkriegen oder durch spätere Ueberschwemmungen zerstörte Brücken über Seine, Marne und Loire wurden wieder hergestellt. Mit nicht minderm Eifer und nach wohldurchdachtem Plan begann man an die Errichtung neuer Brücken. Ueber die Bauarbeiten in Paris werden wir später zu berichten haben. In Rouen arbeitete man hier am Pont-Neuf, erhielt die unteren Brücken zu Saint-Cloud, Nantes und Rouen. Es hing alles von der Absicht des Königs zusammen, der untern Seine eine große Bedeutung für den Handel zu geben. Deshalb erbaute er das Bett der Seine zwischen Rouen und Havre rectificiren — was er allerdings nicht mehr hat fertig bringen können — deshalb legte er in Rouen einen Hafen an, die Hauptstadt der Normandie zu einem Seehandelsplatz.

¹⁾ Laffemas, Hist. du commerce; Arch. Curieuses II. H. Martin, Hist. de France (4. Aufl.), XII. 25. — MS. Jean memoire de Henry Quatriesme (Bibl. de Bourg., Brüssel, 1077) restablir les pontz que la fureur des guerres auoit desmolles, et nouveaux, aplanir les chemins, refaire les Antiens pauez, en faire de

²⁾ P. Cayet, Chron. septén. (ed. Michaud) p. 282 — I. 210 b. — Sully, VII. 449, VIII. 16. 18.

Die häufigen Brücken über den Unterlauf der Seine mußten sich zu der Belebung des Verkehrs in diesen Gegenden beitragen. Im Jahre 1608 waren die Brücken- und Arbeiten in Rouen vollendet. — Indeß auch der Süden des Landes wurde nicht vernachlässigt. Die Brücke über die Rhone, die Avignon führte, und welche in strategischer Beziehung minder wichtig war als in kommerzieller, war halb in Ruin gesunken, zumal der Papst als Herr von Avignon mit den Königen wegen der Oberhoheit über dieselbe sich nicht einigen konnte.

Sully ließ die Angelegenheit genau untersuchen: selbstlich kamen die königlichen Juristen in Toulouse zu der Meinung, daß die Brücke ausschließlich und zweifellos dem Könige gehöre. Hierauf ward sie, wenn auch ziemlich nothdürftig, hergestellt.¹⁾

Es giebt bekanntlich keine Staatsausgabe, die sich besser auswirken würde — zumal wenn wirklich nach Bedürfniß und festem Plane verfahren wird — als die auf Straßenbauten verwandten Summen. Erfahrung konnte man in dem damaligen Frankreich alle machen. Das von der Natur so reich und mannichfaltig besegnete Land sah bald zwischen allen seinen Provinzen einen lebhaften, für alle gleich vortheilhaften Verkehr entstehen. Die kostbaren Früchte und Wohlgerüche des Südens wurden leicht für das Getreide des Zentrums oder die Industrieprodukte des Nordens und Ostens. Das Schlachtvieh und die Wolle der westlichen Gegenden — das erstere brauchte damals nicht aus Deutschland und Ungarn eingeführt zu werden — liefen die großen Städte des Reiches, zumal Paris mit seinem zu jener Zeit ungeheuern Konsume. Die Kapitalien der Provinzen, die außer in Paris vorzüglich in Lyon ihren Sitz aufgezogen hatten, zirkulirten durch das Land und belebten Industrie und Handel.²⁾ Auch auf diesem Gebiete Gedeihen, Thätigkeit, Aufblühen,

¹⁾ Michelet, XI. 141 f. — Sully, V. 400 ff., VII. 143. 161. 408.

²⁾ MS. Remarques sur l'etat de la France.

während in Spanien das kommerzielle Leben immer mehr auf- und wie im Anbau so in Wandel und Verkehr tette. Letztes über die weiten Fluren Kastilien's lagerte.

Wir müssen hier noch einen Augenblick auf die noch großartigen Wasserbauten eingehen, welche während der Regierung Heinrich's IV. betrieben wurden. Großes wurde vollbracht, bei weitem Größeres geplant und begonnen. Diese Dinge stifteten stets einen unbestreitbaren Ruhmestitel für jenen ersten König auf dem französischen Throne ausmachen.

In einer Zeit, wo die Transportmittel zu Lande im Allgemeinen noch so wenig ausgebildet waren, hatten die Wasserstraßen bei weitem größere Wichtigkeit, als heutzutage, wo man auf andere Weise umfängliche Lasten zu billigen Preisen befördern kann. Der König legte mit Recht auf die Herstellung jener so großes Gewicht, daß er nicht nur seinen Groß-Vizekönig sondern auch das von ihm eingesetzte Allgemeine Handels-Gesetz mit der Berathung und Leitung der betreffenden Arbeiten auftrug. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, die Einzelheiten dieser mühsamen und unablässig fortgesetzten Arbeiten zu verfolgen, die Dife und der Therain in Isère de France und die der Armançon und der Arroux in Burgund, die Aube in der Champagne, die Vienne und der Clain in Poitou wurden in ihrem Bette verbessert und schiffbar gemacht. In ganzen Provinzen erstreckten sich die Segnungen dieser Maßregeln. Leider hat spätere Nachlässigkeit wieder vieles von dem durch diese Arbeiten Geschaffenen verfallen lassen.

Noch um vieles großartiger waren die Ideen, mit denen die Regierung sich trug in Betreff einer Verbindung aller Flüsse Frankreich's unter einander und damit auch des Atlantischen Ozeans mit dem Mittelmeere. Ja, noch mehr. Man wollte auf der einen Seite die Seine mit der Loire, diese mit der

¹⁾ Treffliche Auseinandersetzung bei Poirson. III. 367 ff.

und die Garonne mit dem Mittelmeere, so auf der andern Seite mit der Saone, die Saone mit der Maas verbinden. Diese Weise hätte man eine Frankreich durchschneidende direkte Straße hergestellt von der Nordsee zum Hafen von Marseille, wichtiger für die Schifffahrt, als man damals zur Umgehung Spanien's oft fünf bis sechs Monate gebrauchte. Die Regierung hoffte hiermit, ganz abgesehen von andern Vortheilen, an Durchgangszöllen für Waaren, die bis dahin die Straße von Brabant hatten durchfahren müssen, zwei Millionen Gold (= 13 Millionen Thaler) jährlich zu gewinnen.¹⁾ Man übrighens mit diesen Kanälen eine vierfache Straße hergestellt: erstens von der Seine durch Loire und Garonne nach dem Löwen; zweitens von der Seine durch Loire, Saone und Maas zur Nordsee; drittens von der Seine durch Loire, Saone und Rhone nach dem Hafen von Marseille; und endlich von der Nordsee durch Maas, Saone und Rhone nach dem Hafen von Marseille. Das waren herrliche Pläne. Leider sind sie nur zum geringsten Theile ausgeführt worden.

Der König beschäftigte sich zunächst mit der wichtigsten von allen Linien, die, von der Seine nach dem Löwengolse führend, die feste Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Mittelmeere herstellen, Rouen und Paris, Nantes und Tours, Bordeaux und Toulouse in unmittelbarem Zusammenhang bringen sollte mit Marseille und Toulon. Man begann mit dem, der der Stadt zunächst liegenden Theile dieser Linie, der Strecke zwischen der Seine und der Loire. So entstand der Kanal, der den Contarais den Loing, einen Nebenfluß der Seine, verläßt bei Briare, etwa sechs Meilen oberhalb Orleans, die Loire erreicht. Der Kanal hat eine Länge von zwölf Lieues, also von etwa sieben deutschen Meilen. Bei des Königs Tode war er noch auf zwei Lieues vollendet; er war mit nicht weniger als

¹⁾ P. Cayot, Chr. sept. 283. — Sully. V. 207. VIII. 80.

33 Schleusen wegen der großen Ungleichheit des Terrains sehen. Dem Staate hatte er bis dahin ungefähr 1,260,000² (= 2,730,000 Thaler) gekostet; ferner hatten aber auch die theiligten Seine- und Loireprovinzen beitragen müssen, die mandie allein jährlich 30,000 Livres (= 65,000 Thaler) zusammen 210,000 Livres (= 455,000 Thaler).¹) Ohne Uebertreibung die Beiträge der übrigen Provinzen zusammen das Vierfache rechnen. Es würde sich demnach Provinzialmitteln ein Zuschuß von 1,050,000 Livres, auch 2,275,000 Thalern nach heutigem Geldwerthe, ergeben. Seine-Loire-Kanal hätte also unter Heinrich's IV. Regierung 2,300,000 Livres oder nach jetzigen Preisverhältnissen 4, Thaler erfordert.

Schon ehe Heinrich die Arbeiten an dem Kanal zu beginnen ließ, hatte er an die Ausführung der entgegengesetzten Sektion gedacht, welche vom Löwengelfe nach der Garonne werden sollte. Er beauftragte den Cardinal von Tournon vorläufigen Untersuchung der Vertickeiten, welcher übergebrunß seiner Nachforschungen am 2. Oktober 1598 den Bericht abstattete.³) Der Kanal sollte bei Toulouse die verlassenen und nach einem Laufe von vierzehn Meilen Cassenne die Rude treffen, welche sich in den Löwengelf. Dieser Plan ist später wirklich ausgeführt worden — ein auch für seine technische Vertrefflichkeit. Die Schwierigkeit das Steigen des Terrains auf der Wasserscheide zwischen beiden Flüssen der Füllung des Kanales entgegengesetzte, durch gehoben werden, daß man die hochgelegenen Gewässer

¹) Sully, V. 396, VII. 143 f., VIII. 14 ff. — Legrain, I. Henry le Grand (Neuen 1633), p. 859. — Thou l. CXXXII. p. MS. Jeannin, A la memoire etc. Wenn er dem Kanale 17 Liniel rechnet er wohl den Lauf des Volng mit ein. — Relaz. di Ang. Bad e Berch. II., I.). 83.

²) Manusc. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4019 fol 40.

in denselben leitete. Die Breite des Kanals wurde auf die Tiefe auf sechs Fuß Wasser bestimmt: so sollte er von tausend Zentnern zu tragen im Stande sein. Die untkosten schlug Joyeuse nur auf 600,000 Ecu's (etwa 000 Thaler nach jetzigem Geldwerthe), die Dauer der Arbeit auf 21 Monate an. Dieses großartige Werk, welches ausgeführt, den Namen Canal du Midi trägt, damals aber mal de Langued'oc projektirt wurde, ist zu Heinrich's Leb- nicht mehr begonnen worden.

ür andere Sektionen wurden gleichfalls Vorarbeiten gemacht:

den Kanal des Charolais, der von dem Arroux, einem flusse der Loire, nach Chalon-sur-Seine gehen sollte, wie dies in den Jahren 1783 bis 1793 auch ausgeführt hat; ür den Kanal von Burgund, der von dem Armançon, Seitenflusse der Yonne, bei Dijon in die Duche, einen fluß der Saone, geleitet werden sollte.) Indes mannig- andere Angelegenheiten, besonders aber der frühe Tod des und die bald darauf folgende Verabschiedung des Ministers Herzogs von Sully — ließen es nicht einmal zum Be- der Ausführung kommen. —

der König begnügte sich nicht damit, seinem Volke Straßen ade und zu Wasser zu schaffen, er sorgte auch dafür, nem auf denselben genügende Transportmittel zu Gebote e. Die Reisevorkehrungen waren damals noch auf einem ursprönglichen Stande. Männer pflegten ihre Reisen rde zu machen, Damen sich in Sänften tragen zu lassen. i jenem nicht kräftig oder zu beidem nicht bemittelt genug iah sich auf zwei Arten von Reisegelegenheiten angewiesen: e königlichen Posten und die öffentlichen Kutschen. Jene rten außer den Regierungsdepeschen auch Privatbriefe, Rei- und endlich Waaren ganz geringen Umfanges; aber sie

waren sehr theuer. Billiger waren die unter der Regierung entstandenen öffentlichen Kutschen. Unter Heinrich III. Privatmann das Monopel erhalten, in denselben Kutschen Paris nach Amiens, Orleans sowie Beauvais und Menen diesen Städten wieder nach Paris zu führen. Indes die Richtung war sehr mangelhaft: denn wie bis vor kurzem italienische Betturini, suchte der Kutscher von den Reisenden hohe Fahrpreise zu erpressen; die Fahrzeit war zu Belieben gegeben; und endlich die Fahrt war auf verhältniß wenige und kurze Strecken beschränkt. Der König griff seinem bekannten Organisationstalent ein; er zeigte sich ernst er eine Sache nähme, welche dem Oberflächlichen aus unbedeutend erscheinen mochte. Ein Edikt vom 1. stellte die öffentlichen Kutschen unter die Aufsicht eines kommissärs, welcher dafür zu sorgen hatte, daß Pferde stets in gutem Stande seien, die Kutscher ihr Amt verstünden, und daß die Kutschen dreizehn bis vierzehn am Tage zurücklegten. Zugleich wurde ein Tarif festgesetzt: Paris nach jedem der Endpunkte der drei Linien und umgekehrt kostete 1 1/2 Ecu (etwas über acht Thaler heutigen Geldes) weiter nach Verhältniß; der Waarentransport war so billig, indem jedes Pfund Waare einen Sou kostete, 3 1/2 Sil. nach jetzigem Werthe, der Centner also fünf Livres (= 10 Thalern 25 Silbergroschen)!

Der hohe Preis, die Unbequemlichkeit und vor allem die geringe Ausdehnung dieser Institution waren große Mängel, die den König lebhaft berührten. Sobald er einigermaßen Gelegenheit war, ging er deshalb mit umfassender Reform der Verhältnisse heran. Ein Edikt vom März 1597 ermunterte Leute durch große Vorrechte, an bestimmten Orten der Straßen in Entfernung von jedesmal zwölf bis fünfzehn Relais von Pferden aufzustellen, welche auf je einen Tag bestimmte mäßige Taxe — 30 bis 35 Sous (= 3', bis 3

attergeld mit einbeziffen — dem Reisenden zum Reiten vorspannen geliehen wurden oder auch längs der Flüsse sein zogen. Auch konnte man die Pferde tagweise zum Ziehen Tragen von Lasten oder zur Bebauung des Feldes miethen.

Pferde waren mit der königlichen Namensschiffre gekennzeichnet; wer sie entwendete, sollte mit dem Tode bestraft werden, wer sie gegen den Willen des Relaismeisters gebrauchte, verleihefalls schwerer Strafe. Die Relaispferde durften unter Bedingung gepfändet werden. Ihre Herren waren von den Steuern frei.

Diese Einrichtung der Relais hatte solchen Erfolg, daß sie oft gänzlich zu Grunde zu richten drohte. Durch neues vom August 1602 vereinigte deshalb der König die Relais mit Post, indem er den Postmeistern das ausschließliche Monopol solche Relais zu unterhalten, ertheilte. In allen als Handels- oder Sitze von Parlamenten und andern höhern Behörden samten Orten wurden zur Bequemlichkeit der Reisenden die Relais eingerichtet.¹⁾ Man darf freilich die Wichtigkeit dieser Einrichtungen nicht überschätzen. Der große Kaufmann that besser daran, sich selbst Pferde zu halten, zumal da er den Preis sich unter allen Umständen beschaffen mußte. Der Großhändler hat also aus den Postregulirungen keinen besondern Nutzen gezogen. Um so praktischer waren sie für den kleinen Kaufmann und Bauer, die nur gelegentlich Sendungen größern Umfangs zu versenden hatten und sich so für verhältnißmäßig billigen Preis Transportmittel verschafften; sowie für denjenigen, der nur reiste, und dem dabei Stand und Verhältnisse die Haltung Reitpferdes unterlagten. Ebenso wie praktischer Nutzen sich auch erhöhte Annehmlichkeit des Lebens für weite Kreise der Bevölkerung vom Könige bewirkten Erleichterung der Transportmittel.

¹⁾ Ueber diese Posteinrichtungen siehe man Isambert, XV. 88 ff. 131 ff.

Bemerkenswerth ist übrigens die große Theuerung der G.
Ein Logis in einem Hotel ersten Ranges kostete für einen
zwei Livres, also $5\frac{1}{2}$ Franken dem Metallwerthe nach —
wie heutzutage, bei sonst dreifach mäßigen Preisen; die
Verköstigung sogar vier Livres, elf Franken. Miethete man
auf Wochen ein, so mußte man in allem fünf Livres, $18\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$
tägliche Pension bezahlen. Auch möblirte Zimmer waren, wie
in der Hauptstadt, sehr theuer. Ein solches der feinsten Art
mit sechs Ecus den Monat, $48\frac{3}{4}$ Franken dem Metallwerthe
bezahlt werden.¹⁾ —

Es ist natürlich, daß alle diese Einrichtungen: Anlage
Bögen, Erbauung von Brücken, Regulirung von Flüssen,
Führung von Kanälen, Entwicklung des Transportwesens
überaus fördernden Einfluß ausübten nicht nur auf den
Handel der Nation sondern auch auf den äußern, internen
vorzüglich soweit er eben auf der Ausfuhr französischer Erzeugnisse
beruhte. Denn selbstverständlich mußte das Vorhandensein
eines schnelleren und billigeren Kommunikations- und Transport-
wesens dem französischen Kaufmann ermöglichen, seine Preise im
Inlande niedriger zu stellen, als früher, wo er dieser Vortheile
entbehrt hatte, und so den französischen Waaren einen im
gebreiterten Absatz auf den fremden Märkten gewinnen.
denn auch in den spätern Jahren von Heinrich's IV. war
die Handelsbilanz Frankreich's eine ungemein günstige.

Als Heinrich IV. durch den Frieden von Vervins die
Friede erhielt, sich ernstlich um die Wohlfahrt seines Reiches
kümmern, fand er den französischen Handel nach dem
eben so sehr daniederliegend, wie alle andern Erwerbszweige
Frankreich entbehrte gänzlich einer Kriegsmarine, welche die
pazifischen und afrikanischen, mohammedanischen und chri-

¹⁾ Ch. Read, Journal du voyage de Dan. Chamier (Paris)
S. 25. 29. 39.

r in Respekt zu halten vermocht hätte. Und da es zu m Mächten seit 1589 stets entweder in dem Verhältniß n des oder in dem eines Hülfebittenden gestanden hatte, hten auch diplomatische Vorstellungen hier keine Hülfe n. Die angenehme Gewohnheit, französische Schiffe aus- n, wurde also zunächst auch nach Abschluß des Friedens t seefahrenden Nationen fortgesetzt. Es ließ sich noch en, daß die Türken und Berbern ebenso wie alle andern t Völker auch die Franzosen zur See belästigten. 1) war es schon zu ertragen, daß auch die Spanier mitten en nicht nur französische Fahrzeuge kaperten, sondern ie Unterthanen, die des Handels halber nach der pyrenäischen gekommen waren, durch Polizeimaßregeln belästigten oder ter allerlei Vorwänden zu Grunde zu richten suchten. 2)) sollte man dazu sagen, daß die schlimmsten von allen der französischen Handelsflotte des Königs beste und älteste die Engländer, waren? Und doch verging fast kein ohne daß Engländer gegen hülflose französische Fahrzeuge bariſcher Piraterie ausübten. 3) Unter den unzähligen ieler Art will ich nur einige herausheben, damit man : Begriff von dem Zustande der Seefahrt in damaliger nachen im Stande sei. Im Frühling 1600 trafen eng- saren zwei französische Fahrzeuge aus St. Malo; nicht abten sie dieselben, sondern versenkten auch das eine von t der gesammten Mannschaft. Zwei Jahre später tödtete lifche Equipage einen Theil der Mannschaft eines fran- Fahrzeuges vom Havre, mißhandelte die übrigen; dann ffelbe nebst seiner Ladung an die Berbern verkauft, und ht einige in Fez wohnende Franzosen es verhindert hätten, ch der Rest der Mannschaft von ihren christlichen Brüdern

. M. 197. 757, VII. 441 ff.

af. V. 223. 416. 434.

af. V. 16. 77. 197. 200. 202. 737. 738. 749 etc.

an die Ungläubigen als Sklaven verkauft worden sein: so sah man sich, dieselben irgendwo nackt und bloß auszuweisen, während die englischen Privaten das Faustrecht gegen die Franzosen in Anwendung brachten, mußte ihre Regierung Befugniß an, die französischen Fahrzeuge durch die *visitiren* zu lassen, ob sie nicht etwa den Spaniern oder Kriegskontrebande zuführten.²⁾ Die maritime Schwäche reich's ermunthigte selbst die Beamten eines Großherzogs von und eines Herzogs von Savoyen, sich die empörendsten Un- und Bedrückungen gegen die französischen Kaufleute, in *den* Bereich kamen, zu gestatten.³⁾

Solchen Zuständen mußte vor allem ein Ende gemacht werden, wenn dem französischen Export die Aussicht auf gedeihliche Entwicklung nicht gänzlich genommen werden sollte; und zu der König zunächst bestrebt sein, hier eine Besserung einer Marine herbeizuführen, für die er einstweilen Mittel besaß.

Mit den Engländern hielt es schwer, zu besserem Ein- zu gelangen. Die Königin war über Frankreich ungeheuer Heinrich in der Rückzahlung des ihm früher von ihr vorgeliehenen Geldes saumselig war; und Geldfragen machten bekanntlich *den* empfindlichsten Punkt aus. Ihre Minister waren geneigt, den englischen Unterthanen diese einträgliche *den* Bereicherung zu entziehen. Die Admiralitätsgerichte *den* fast stets zu Ungunsten der Franzosen. Vereinbarungen Verbot alles Seeraubes von beiden Seiten — wie die Jahren 1599 und 1600⁴⁾ — hatten nur wenig Erfolg. Monate später war man schon wieder im heftigsten

¹⁾ Daj. V. 231. 686. 757.

²⁾ Daj. V. 752.

³⁾ Daj. V. 744, VI. 126.

⁴⁾ Camden, *Rerum Anglicarum Annales* regnante Elizabetha (1625), II. 766 f. — Isambert, XV. 224 ff.

den französischen Gesandten in London bis zu persönlichen
gegen die Königin fortrif. ¹⁾ Als gar keine Genug-
für die französischen Ansprüche abzusehen war, drohte
der König mit Repressalien. Er kündigte an, daß er auf
stehe, seinerseits Korsaren gegen die englischen Schiffe
zu senden und Kaperbrieife gegen sie auszustellen. ²⁾ Indes auch
andere Mittel versagte nicht, da Frankreich nur wenige
Schiffe aufzustellen vermochte. Heinrich versuchte nochmals
sonstiges. Vergebens: auch die lebhaften Verhandlungen, die
1602 zwischen zwei französischen Gesandten und dem
Ministerium über die Handelsstreitigkeiten betrieben
führten zu keinem Ergebnisse. ³⁾ Nur erst als der hart-
näckige Elisabeth der nachgiebigere Jakob gefolgt war, erreichte
IV. Beharrlichkeit ihr Ziel. Im Februar 1606 wurde
England und Frankreich ein Vertrag abgeschlossen, welcher
den Handel zwischen beiden Nationen, vorbehaltlich
der nötigen Eingangsabgaben, stipulirte und durch eine Reihe
anderer Bestimmungen sicherte. Die Kaperei ward einstweilen
verboten. ⁴⁾

Daß noch der französische Handel von seinem schlimmsten
von englischen Piraten, erlöst war, hatte Heinrich auch mit
Ismail Achmed unter dem 20. Mai 1604 eine Vereinbarung
welche den Franzosen im Oriente weitgehende Privilegien
Gewährte. Sie sollten in Zivil- und Kriminalfällen durch ihre
Konsuln gerichtet werden. Jeder gegen sie begangene
Verstoß sollte mit dem Tode bestraft werden. Andere christliche
Handelsgesellschaften durften nur unter französischer Flagge im türkischen
Handel treiben und standen unter der Jurisdiktion der

Winwood, 29. Jan. 1601; Winw. Mem. I. 291.

ep. Winwood's, v. 3. Juni 1601; Winw. Mem. I. 333 — Instr.

und Beaumont, v. 6. März 1602; L. M. V. 752.

Winw. Mem. I. 389 ff.

Beaumont, Corp. diplom., V., II., 61 ff. — Isambert, XV. 294 ff.

französischen Konsuln. Alle französischen Gefangenen in Barbarenstaaten sollten sofort, mit Restitution aller ihrer in Freiheit gesetzt werden.¹⁾ — Der im Jahre 1604 mit Spanien abgeschlossene Handelsvertrag ist schon öfter erwähnt. Der von Savoyen wurde im Juli 1603 gezwungen, seinen Hafen Villafranca, der bis auf 20 Seemeilen in das Meer hinein geübt worden war, aufzugeben.²⁾

So hatte Heinrich seinen Unterthanen sichern und ungehinderten Verkehr nach allen Ländern Europa's erschlossen. Freilich traten noch einzelne Fälle von Seeraub gegen sie vor; aber es waren dieselben doch nur gering an Zahl, und der König sorgte sehr dafür, daß den Gekränkten ihr Recht werde.³⁾ Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit verfolgte er unter sonstigen noch so vielen Händeln die kommerziellen Interessen seiner Unterthanen. Unbill wehrte er von ihnen ab: auch den französischen Meeren verschaffte er die bisher ihnen verweigerte Erlaubniß, in denselben zu verkehren. Er verfügte die Einsetzung von Konsuln in dem französischen Handel wichtigen Orten, selbst in den Häfen der Barberei. Uebrigens pflegte er, seiner gewöhnlichen Weise getreu, keine den Handel betreffende Angelegenheit zu entscheiden, ohne die bei derselben Betheiligten und Interessirten Rathe zu ziehen.⁴⁾ Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß kein französisches Schiff ohne einen von dem Admiral von Havre ausgestellten Paß auslaufen durfte, und daß der König seinerseits für das vertragsmäßige Verhalten seiner Unterthanen zur See Sorge trug.⁵⁾

Mit großem Eifer warfen die französischen Kaufleute jeder sich in die ihnen so erschlossene Bahn. Die spanischen

¹⁾ Dumont a. a. O. p. 39 ff.

²⁾ Picot, Etats Généraux, IV. 136.

³⁾ Eine Reihe von Briefen über diesen Gegenstand, L. M. VII. 1.

⁴⁾ L. M. 197. 241. 417.

⁵⁾ Das. V. 16. 200, VII. 922.

Mittelpunkte des Exportverkehrs waren: Amiens in der , das zumeist mit den spanischen Niederlanden Handel n der Normandie und Bretagne, die hauptsächlich mit , daneben auch noch Spanien und dem Oriente ¹⁾ handelten, Havre, Dieppe und Caen, Brest, St. Malo, Vitré, Sables e, Nantes; in Saintonge La Rochelle, von wo Kaufleute i Rußland gingen;²⁾ in Guyenne und Langued'oc, die be- mit Spanien verkehrten, Bordeaux, Bayonne, Saint Jean in der Provence und dem Lyonnais, deren Handelsrichtung alien und dem Oriente ging, Marseille und Lyon. In Städten sammelten sich die Produkte der eigenen und der rten Provinzen an, um in das Ausland versührt zu

Nach England gingen hauptsächlich die grobe Leinwand tagne zur Segelverfertigung, das grobe dunkle Salz von die Weine der Guyenne. Aus letzterer Provinz wurden nd gefalzene Fische nach Spanien geführt. Die feinen von Laval, die Luxuspapiere von Angoulême und von t in der Auvergne, die Waffen, Werkzeuge und Maschinen n, die feinen Leinen von Beauvais, die Stahlwaaren von i waren in ganz Europa beliebt. Einer der gesuchtesten hen Ausfuhrartikel war der Safran der Provence und 'oc's. Die Beauce sandte ihr Getreide nach Spanien, t der französischen Kornzufuhr völlig abhing. Große von Schlachtvieh wurden von Frankreich nach Italien, s nach Venedig, gebracht.³⁾ Das Land begann, die gün- folgen dieses lebhaften Verkehrs zu empfinden. „Der , sagt ein Zeitgenosse, „zog das Geld der Fremden herbei

¹⁾ M. V. 223. 749. 754, VII. 451.

²⁾ M. VII. 449.

³⁾ Remarques sur l'estat de la France, fol. 57b ff. — Lettres esades de Fresnes-Canaye (Paris 1605), I. passim. — Relaz. di Badoer (Bar. e Berch. II., I.) 84. — Du Chesne, Antiquitez, 4. — Causes de l'extresme cherté, nebst Note 2, bei Fournier, historiques et littéraires, VII. 153.

„durch den Verkauf der Dinge, welche die Fruchtbarkeit Frankreichs
 „in größerer Fülle hervorbringt, als es sie für seine Bedürfnisse
 „nötig hat. Und mit diesem Gelde stärkte er sich gegen
 „Fremden selbst. Denn man sah in Frankreich nur Pistolen,
 „und Halbdukaten aus Spanien; Gulden und Alberts der
 „lande; Jacobus, Engel und Nobel aus England; Zechinen aus
 „Dukaten aus Deutschland: mit welchen sich die Koffer des Königs
 „füllten, und die Börsen der Privatleute waren reich damit versehen.¹⁾

Der Haupt-Exporthafen war übrigens Marseille. Verschiedene
 Gesandte, die ihn kurz nach dem Tode des Königs sahen, sahen
 ihn als Venedig weit überlegen, ja als „das Imperium
 Europa's“. In seiner weiten und sichern Rhede lagen mehr
 300 große Fahrzeuge. Mit siebzig Schiffen handelten die
 Marseiller selbst nach dem Oriente allein, die nach Italien und
 in andere bestimmten Schiffe uneingerechnet. Sie führten
 Tuche, Seidenzeuge und Wolle dorthin aus und brachten
 hauptsächlich Gewürze, Spezereien, Baumwolle, Rohseide von dort
 Acht Millionen Goldthaler (nach jetzigem Geldwerthe 8
 Thaler) sollen dort jährlich verdient worden sein.²⁾

Das Land begann, großen Geschmack an dem internationalen
 Handel zu finden. Während in Spanien die Cortes den Export
 und Ausfuhrverboten um die Wette riefen, weil sie fürchten
 die Spanier weder in der Fremde noch daheim die Kosten der
 Ausländer mehr zu ertragen vermöchten: war man in Frankreich
 die kurze Untersagung des Verkehrs mit Spanien im Jahre 1667
 sehr ungehalten und übertrat sie trotz der strengen darauf
 Strafen.³⁾ Man war in Frankreich damals so aufgebracht
 die Einfuhr fremder Produkte keineswegs für ein nationales
 Glück zu halten — ein Standpunkt, zu dem sich bekanntlich
 Staatsmänner jetzt noch nicht zu erheben vermögen. Im Jahre

¹⁾ Legrain, Decade, 854.

²⁾ Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 494 ff.

³⁾ Sully, V. 337. — Estolle, III. 426.

der König auf das Andringen mehrerer Fabrikanten in — dieses Mal gegen die Ansicht Sully's — die Einfuhr der Manufakturen. Aber die Klagen, die aus dem Lande gegen diese Maßnahmen erschollen, wurden so laut, daß sich schon nach einem halben Jahre sein Edikt zurücknahm.¹⁾ Freilich ganz vermochte selbst die damalige französische Regierung es nicht, sich den thörichten Verurtheilen der Zeit zu entziehen und von dem alles erfüllenden Geiste der Handelsbeschränkung zu machen. So hielt sie an der schon seit Franz I. bestehenden Regelung fest, daß alle vom Norden und Osten nach Frankreich führenden Waaren nach Lyon gebracht und hier verzollt werden mußten. Die Folge davon war, daß der Transithandel zwischen Nordwesten und dem Süden Europa's den sonst nächsten durch Frankreich sorgfältig vermied. Ebenso mußten alle Export bestimmten Gegenstände aus den Provinzen Languedoc, Provence und Dauphine nach Lyon in das Entrepot gebracht werden, um hier eine ganz widersinnige Ausfuhrsteuer zu zahlen. Auch von den innern Quanen konnte man sich keineswegs völlig trennen.²⁾ Ferner theilte besonders Sully die Ansicht jener Epoche, daß man durch Gestattung der Gold- und Silberverarbeitungen die Verarmung des Landes herbeiführe; auf sein Verbot ein Dekret vom 13 Oktober 1601 die Ausfuhr von Edelmetallen in geprägtem und ungeprägtem Zustande. Mit stürmischer Freude theilte der habgierige Minister die Gelder, die die Späher bei dem Versuche des Exportes an der Grenze abhandelt hatten, mit dem Könige.³⁾

Abgesehen von diesen, bei den allgemein verbreiteten ökonomischen Ansichten jener Zeit leicht verzeihlichen Fehlern, war die Handelspolitik Heinrich's IV. eine gesunde, kräftige und heilsame,

¹⁾ Sully, III. 304.

²⁾ P. Matthieu, I. 167 a ff. — H. Martin, XII. 36 f.

³⁾ Manusc. frs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 8b. — Sully, II. — P. Matthieu, II. 65a. b.

nicht nur in Förderung des Exportes aus dem eigenen Lande, sondern auch in Bezug auf die Einfuhr aus der Fremde.

Zuerst ist zu bemerken, daß überhaupt der Import französischer Waaren in Frankreich, im Anfange dieses Zeitraums beträchtlich, nach der durch den König selbst bewirkten Senkung der heimischen Industrie naturgemäß bedeutend abnahm; nützte das Land im großen und ganzen sich selbst. Es waren hauptsächlich dreierlei Arten von Waaren, die gegen Heinrich's Regierung noch eingeführt wurden. Einmal die französischen: Felle, thierische Fette, Schiffsbaumholz, Metalle u. d. d. gleichen. An diesem Handel waren die deutschen Hansestädte stark theilhaftig, weshalb auch im Herbst 1604 eine Gesandtschaft derselben in Frankreich erschien, um Bestätigung und Erneuerung ihrer Handelsprivilegien zu bewirken.¹⁾ Zweitens mittelwichtige und gröbere Tuche aus England. Hier entspann sich nach dem Frieden von Vervins ein langdauernder Zwist, wegen des gegenseitigen Verhältnisses Englands und Frankreichs nicht vermittelte. Die französische Regierung behauptete nämlich, die englischen Tuche, die hauptsächlich in der Bretagne, in Cognac und in La Rochelle eingeführt wurden, nicht in angemessener Weise gearbeitet seien und ohne Beobachtung der Verordnungen und Zollgesetze importirt würden. Sie ließ im April 1600 alle in Frankreich befindlichen englischen Tuche Beschlagnahme belegen und verbot künftighin die Einfuhr aller gefärbten Wollenstoffe. Alle Bemühungen der englischen Regierung, eine Rücknahme dieser Anordnungen durchzusetzen, blieben erfolglos, bis der schon erwähnte Vertrag mit König Jakob vom Jahre 1604 den frühern Zustand ungehinderter Einfuhr wieder herstellte.

¹⁾ MS. Dep. Ayala's v. 4. Nov. 1604 (Wien). — *Causés de l'Échec*, 186.

²⁾ Lettr. Miss. V. 752, VI. 392. 419. — *Zahlreiche Briefe* Bd. I. der Winw. Mem.

endlich wurden die Erzeugnisse des Orients sowie West-
frankreich eingeführt.

Beschränkungen waren nur zeitweise aus besondern Ver-
n heraus getroffen worden; sonst aber war der Handel
den in Frankreich — natürlich unter gewissen Abgaben
Nur daß nach dem mittelalterlichen Gebrauche des so-
Droit d'aubaine die Güter der in Frankreich ver-
Ausländer, soweit sie solche bei sich hatten, dem Könige
en: übrigens verschaffte eine Nation nach der andern sich
; von diesem Mißbrauche, der mehr für die Fremden eine
ag als für den König einträglich war.¹⁾ —

es war noch nicht genug, dem Handel Straßen zu
b ihm das Ausland zu erschließen: es mußte auch dar-
acht werden, daß nicht das unabweisliche Kreditbedürfniß
durch freche Betrüger gemißbraucht und zum Verderben
haften Kaufmannes ausgenutzt werde. Das Uebel des be-
n Bankerottes hatte damals sehr weit um sich gegriffen.
nte schon das Kunststück, die Güter seiner Frau, seinen
der Freunden zu überschreiben, um dann eines Tages
häftsfreunde mit trügerischer Insolvenzerklärung zu über-
Die Aengstlichen pflegten nach einer solchen in das
zu fliehen, um jeder gerichtlichen Verfolgung zu ent-
e Muthigern blieben selbst in Frankreich, indem sie sich
rühen Mühe, dem infamirenden Abzeichen der Bankerot-
ten. Sully griff gegen diesen schreienden Mißstand mit
Schärfe ein. Nachdem er bereits im Jahre 1602
ügerischen Bankerotteur hatte hinrichten lassen, und nach
herleitenden Gesetze vom Jahre 1606 erschien 1609 ein
jen die (betrügerischen) Bankerotteurs, das freilich an
nichts zu wünschen übrig ließ. Alle solche Verbrecher
n verantwortlichen Kommis und Maffern wurden mit

p. Winwood's v. 28. März 1602; Winw. Mem. I. 399 f. —
KV. 343.

dem Tode bedroht; alle Schenkungen und Uebertragungen durch welche die Gläubiger beeinträchtigt würden, für nicht diejenigen, welche solche Schenkungen und Uebertragungen trügerischer Absicht angenommen, gleichfalls der Todesstrafe werfen; bei gleicher Buße jede Unterstützung und Ansehen Schuldigen verboten; endlich den Gläubigern bei Verweigerung Ansprüche und noch weiterer Strafe jedes Uebereinkommen solchen Bankerotteuren untersagt. Es sind das gewiß Bestimmungen, indeß die Größe des Uebels hatte schon gezeigt, wie bedeutend ihre Wirkungen waren, zeigte sich bald sie gegen einen gewissen Pingray zum ersten Male worden. Viele, die ihr Gewissen nicht rein fühlten, verließen schnell in das Ausland mit Rücklassung fast aller Vermögensthümer.¹⁾

Es war ferner eine im Geiste der Zeit vernünftige Maßnahme, welche durch Regelung des Zinsfußes das Geld der Wucherer zu schützen suchte. Der Zinsfuß wurde auf das höchste des 16. Pfennigs, d. h. also 6 1/4 Prozent, festgesetzt.²⁾

Viel weniger gut berathen, als bei diesen Maßnahmen, waren Sully und der König bei ihren Münzanordnungen, wollten verhüten — und diese Absicht war an sich nicht werth — daß das Königreich mit schlechten ausländischen Münzen überschwemmt wurde, für welche häufig die wohlwollenden französischen in die Fremde wanderten. Indesß bei der Wichtigkeit des internationalen Handels und bei der geringen Differenz des französischen Geldes im Verhältniß zu dem fremden und zum spanischen war dies unmöglich. Da Sully sein Münzausfuhrverbot nichts nützte, so traf er (1602) die Bestimmung, daß die Livre anstatt zwanzig Senen zu

¹⁾ Sully, IV. 169, VIII. 104. — Merc. frès. I. 245a ff. — XV. 302 f.

²⁾ Isambert, XV. 263. — P. Matthieu, II. 67a. — *Le grand dictionnaire de Henry le Grand*, 811. 833 ff.

es gelten sollte, d. h. er erhöhte willkürlich den Werth von Gold und Silber um $6\frac{2}{3}$ Prozent! Alle Welt murrte über das Edikt, dessen schädliche Folgen für den Verkehr und die Ohnmacht gegen den Mißstand, welchen es bezeugte, jedermann leicht erkannte. Das Parlament trotzte einmaligen Aufforderung, das Edikt zu registriren: endlich Sully's Eigensinne, dem bestimmten Befehle des Königs gehorchte dieser doch bedeutend durch jenes Gesetz zu ge-
Berechnung war die Bestimmung, nicht mehr nach 1 zu drei Livres zu rechnen: denn in der That lehrt die Erfahrung, daß, wenn die Landesmünze eine zu hohe Werth repräsentiert, auch die Preise zu steigen pflegen. Für die Verhältnisse, wo im allgemeinen das Geld noch dreimal so viel, als jetzt, war aber ohne Zweifel der Goldthaler (gleich 13 Centimes oder 2 Thalern 5 Sgr. dem Metall-
b) eine zu hohe Einheit.

Es sich durch die üble Aufnahme dieser Anordnungen nicht lassen, bereitete Sully im Juli 1609 ein neues Münzgesetz, das in der That der Gipfel der Ungerechtigkeit war. Die alten Münzen sollten verboten, alles Gold und Silber im Lande eingeschmelt, die bisher zirkulirenden fremden und einheimischen Münzen eingezogen, aber nur nach ihrem wirklichen, nicht ihrem Nominalwerthe und dann noch unter Abziehung der gesetzlichen Abnutzung bezahlt werden: hierauf sollte eine neue allein französische Münze ausgegeben werden. Auf diese Weise sollte ein Zwanzigstel bis ein Zehntel von seinem Baarwerthe verloren; und besonders die Hälfte der französischen und Bankiers hätten Bankrott machen müssen, zumal der Handel für lange aus Mangel an Münze stillgestanden war, da es gab in Frankreich an spanischem Gelde allein mehr, als in französischem.¹⁾ Glücklicherweise gab der König vor

¹⁾ berichtet wenigstens Cardenas in seiner Dep. v. 5. April 1610 m. K. 1462.)

dem allseitigen Widerspruche der höchsten Gerichts- und Höfe und vor dem lauten Murren des gesammten Volks (Edikt auf.¹⁾)

Anordnungen, welche die Interessen der Privatleute so schädigten, hatten die nie ausbleibende Reaction des Ungehorsams gegen die Gesetze und der Falschmünzerei zur Folge. Es ist erwähnt, daß der Schmuggel des französischen Geldes an der Grenze das Edikt von 1601 unnütz machte. Die Falschmünzerei aber wurde so stark betrieben, daß eine besondere Chambre Monnaies nur zur Aufspürung und Bestrafung der Münzverfälscher eingesetzt wurde. In den Motiven des Gesetzes heißt es: „Die königlichen Münzbeamten selbst hätten das Gewerbe der Falschmünzerei betrieben.“²⁾ Uebrigens unterdrückte der König energisch die Versuche, für das Ausland bestimmte falsche Münzen in seinem Reiche zu fabriciren. Jede Art der Falschmünzerei wurde mit dem Tode bestraft. Um den Umlauf falscher Münzen in seinem Reiche verhindern zu können, wurde der Geldwechsel auf wenige erblich hiermit belehnte Personen beschränkt, die strenger Kontrolle seitens der Münzämter ausgesetzt waren.“³⁾

Mit dem scharfen Blicke für das Nützliche und An-

¹⁾ Isambert, XV. 270 ff. — Sully, IV. 168 f. (Sully hat behauptet, es seien alle fremden Münzen durch das Edikt von 1601 in Frankreich verboten worden; man sehe die zahlreichen erlaubten Münzsorten in § 2 des authentischen Ediktes; Isamb. 273). — Dep. Mar. v. 15. Sept. 1602; Winw. Mem. I. 434. — P. Cayet, Chr. sept. P. Matthieu, II. 179 a. — Merc. frs. I. 257 a ff. — Thou, I. 113 III. p. 988 (ed. Francof.). — L'Estoile, III. 348 f., IV. 20 f., 316 ff. — Dep. Marine Cavalli's v. 9. Sept. 1602 (Bar. e Berol. 43) sehr verständig über das erste Edikt: più facilmente e con minor ragione si avrebbe rimediato colla sola regolazione delle monete che di peggior qualità s'introducano in Francia per esportarvi.

²⁾ Manusc. frs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 100 MS. Remarques sur l'estat de la France.

³⁾ L. M. VII. 464. — Isambert, XV. 323 ff. — P. de Lamoignon, IV. 174.

an die mangelnden Kenntnisse ersetzen mußte, erkannte er, einen wie großen Nutzen, zumal unter den Verhältnissen damaligen Zeit, Kolonien dem Handel seines Landes mußten. Sein Verdienst ist um so größer, als er hierbei den entschiedenen Widerspruch seines Ministers, Sully, stieß, falls, wo es sich nicht um das Alterprobte und dabei augenblicklich Praktische handelte, völlig unzulänglich wurde, dem jedes Mittel für alles weiter Entlegene, für jede kühne Neuerung; und namentlich in Bezug auf Kanada meinte er, man niemals großen Nutzen aus Gegenden ziehen, die über den 45ten Breitengrad hinaus lägen.¹⁾

Während Westeuropa war damals in Bewegung, um in die von Portugiesen und Spaniern eröffnete Bahn der Entdeckungen neuen Eroberungen mit einzutreten. In Holland, in England entstanden privilegierte west- und ostindische Handelsgesellschaften. Die Engländer suchten die nördliche Durchfahrt nach Indien, die Holländer die nach Amerika an der atlantischen Küsten. Am 13. März 1607 wurde die erste Niederlassung in Nordamerika, Jamestown in Virginien, gegründet.²⁾ Die Holländer zogen es inzwischen vor, den Spaniern ostindischen Besitzungen zu entreißen. Da wollten auch sie ihren Antheil an den Eroberungen in den neuen Gegenden haben; kühner Trieb nach der Ferne und dem Reichtum, Gewinnsucht, Nationalgeist hatten daran gleichen Antheil.

Der König, wie gesagt, ging mit vollem Eifer auf diese Bewegung ein, die er auf alle Erdtheile zu leiten suchte. Im Jahr 1604 begründete er eine Gesellschaft für den ostindischen Handel.

Sie erhielt auf fünfzehn Jahre das Monopol des Handels mit Ostindien; aber mit der Weite und Freiheit der

Sully, V. 69 f

Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten, I. (Berlin 1863), 10.

Ansichten, durch welche Heinrich IV. sich überhaupt in kommerziellen Fragen auszeichnete, beschränkte er das Nicht auf die Gründer der Gesellschaft, sondern setzte vielmehr daß dieselbe jeden als Mitglied aufzunehmen habe, der mind. 3000 Livres (nach jetzigem Maßstabe 6500 Thaler) ihr gab. Durch einen Holländer, Peter Vintgens, ließ er — zur Unzufriedenheit der Generalstaaten, welchen die Nivalin feindlich war — in den Vereinigten Provinzen erfahrene Kaufleute und Arbeiter für die Gesellschaft anwerben. Schließlich ließ er die Holländer sogar dahin, daß sie, um seine Gunst zu gewinnen, seiner ostindischen Kompagnie acht wohlbewaffnete Schiffe stellten.¹⁾ Indeß, all' seine Mühe war vergeblich; die holländischen Kaufleute wollten ihre Kapitalien nicht auf so große Entfernungen wagen: die Gesellschaft ging ein, ohne eine Fahrt nach Ostindien veranstaltet zu haben.

Heinrich ließ sich von diesem Mißerfolge keineswegs entmutigen. Im Jahre 1608 gestattete er einem Herrn De l'Hôpital, die Niederungen am Kap der Guten Hoffnung zu machen. Alle Eroberungen, die er dort einnehmen würde, sollten ihm gehören. Da die Souveränität über dieselben beibehielt der König sich vor. Bald stellte sich heraus, daß der Franzose allein seinen Zweck erreichen nicht im Stande sei. Bei der zahlreichen Flotte, die im Sommer 1609 wirklich nach dem Kap abging, spielten die Franzosen nur die zweite, die Holländer die erste Rolle.²⁾

Merkwürdig ist ferner Heinrich's Plan — der noch von keinem Schriftsteller erwähnt worden ist — die durch vortheilhafte und gesunde Luft gleich ausgezeichneten, damals aber noch unbewohnten Myrischen Inseln vor der Bai von Teulen zu besetzen. Ein Flämänder, Comans, hatte ihm den ersten

¹⁾ L. M. VI. 430. — MS. Dep. Zuñiga's v. 14. März 1605; Remonstranz Verffien's, 23. Febr. 1605; Bibl. Nat. in Paris, vol. 13.

²⁾ Manuser. fröys. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4029 fol. 10. MS. Dep. Cardenas' v. 5. Aug. 1609 (Arch. v. Sim. K. 1461 Bl.

gegeben. Der König wollte (1608) die Inseln mit Hol-
a und der Reformation ergebenen Flämändern bevölkern
ne Menge Dock's zur Erbauung von Schiffen dort errichten.

Man gefiel ihm so sehr, daß keine Einsprache des päpst-
Nuntius ihn von demselben zurückbringen konnte — jener
te nämlich, es werde die Kaperci sich von den nahen Hyeren
ich Italien verbreiten.¹⁾ Nur der frühe Tod des Königs

ein Unternehmen verhindert zu haben, welches der fran-
n Handels- und Kriegsmarine sowie der Machtstellung
eich's im Mittelmeere gleich vortheilhaft gewesen sein würde.

bei weitem fruchtbarer waren die Kolonisationsversuche der
sen in Kanada. Die Verdienste derselben um die Kenntniß
rdlichen Amerika sind überhaupt beträchtlich. Im Jahre 1504
sie Neufundland entdeckt, wo sie zuerst den Stoddfischfang

n. Unter Franz I. fanden sie Cap Breton, wo im Jahre
Cartier eine Niederlassung gründete; während Alphonse
or besuchte. Außer auf Cap Breton erbauten die Fran-

im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts Fort's und Ort-
t auf der Orleans-Insel im St. Lorenz, in Florida, in
ia (das nach Karl IX. seinen Namen erhielt), selbst in

en; aber alle diese Gründungen waren, von der Heimath
unterstützt, bald wieder untergegangen. Doch war der

, Kolonien in Amerika zu gründen, welche den Reichthum
tionen erhöhen und zugleich zur Ausbreitung der katholischen
n dienen würden, in vielen ausgezeichneten Köpfen zurück-

n. Freilich gab man sich über die Ergiebigkeit jener nörd-
Gegenden des West-Kontinents und über die Zahl ihrer Ein-
wohl übertriebenen Hoffnungen hin.

zum begann Frankreich sich einigermaßen von den Wunden,
der Bürgerkrieg ihm geschlagen, zu erholen, als man die

MS. Instruktion an Terraraga, vom 2. März 1608 (Arch. v. Sim.
?). — MS. Dep. Terraraga's v. 20. März 1608 (daf. K. 1461).

Kolonisationsideen in Bezug auf das von noch keinem Volk bewohnte Kanada wieder aufnahm. Die erste Expedition, welche im Jahre 1598 unter Leitung des Marquis de la Roche in See stach, scheiterte in Folge der Unwissenheit und ihres Führers. Zwei neue Unternehmungen (1600 u. 1601) unter dem gewissenlosen Chauvin hatten keinen bessern Erfolg. Inzwischen waren die Spanier auf diese Versuche aufmerksam worden. Da Kanada westlich von der berühmten Linie der's VI. lag, so hielten sie dasselbe natürlich für ihr rechtes Eigenthum. Sie protestirten deshalb bei Heinrich IV. gegen jede französische Festsetzung daselbst. Aber der König war nicht geneigt, ein Privileg als verbindlich für Frankreich zu kennen, welches damals bereits von Engländern und Holländern verläßt wurde. Er erwiderte, „es sei den Franzosen unzulässig, in unbewohnten Gegenden Eroberungen zu suchen.“¹⁾

Ununterbrochen gingen die Reisen nach Kanada fort. Nach einer Entdeckungsfahrt von Du Pont und Chabot im Jahre 1603 wurde Gué de Monts zum Generallieutenant und Vize-Admiral von Neu-Frankreich, das heißt aller Länder bis zum 52. Grade nördlicher Breite, von (dem jetzt New-York bis zur Nordspitze von Neufundland, etwa sorgfältigen Vorbereitungen, mit den umfassendsten Hilfsmitteln ausgerüstet, stach De Monts am 7. April 1604 im Atlantischen Ozean. Er führte besonders viele verheirathete Paare mit, damit die Kolonie sich um so schneller bevölkere.²⁾ An der Fundy-Bai, auf der Halbinsel Akadien (Neu-Schottland) eine Niederlassung gegründet, welche den Namen Port-Royal erhielt. Aber einerseits die große Sterblichkeit unter den

¹⁾ MS. Consulta des spanischen Staatsraths v. 4. August 1600 u. Sim. (Paris) K. 1426. — Näher auf den interessanten Gegenstand der französischen Kolonisation in Kanada einzugehen, muß ich mir vorbehalten, hebe nur einige, bis heute noch nicht oder weniger berührte Punkte hervor.

²⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 14. Februar 1604; das. K. 1604. — Consulta des span. Staatsr. v. 1. April 1604; das. K. 1426.

seits der Meid der französischen Kaufmannschaft gegen die girtte nordamerikanische Handelsgesellschaft zwangen De Monts, ihre 1607 die kaum gegründete Kolonie wieder aufzugeben. Indes der König nahm sich der Kompagnie kräftig an. Er erteilte ihr durch den Staatsrath für erloschen erklärtes Monopol des Pelzhandels und sorgte mit großer Energie dafür, daß andere Nationen Schiffe nach Kanada sende.¹⁾ So ermutigt,

die Kompagnie abermals im März 1608 drei Fahrzeuge Colonisten aus. Dieses Mal ward der Beharrlichkeit ihr das Unternehmen glückte, weil der rechte Mann an seiner stand. Während Champdoré die kleine Kolonie Port-Royal bevölkerte, legte nämlich Champlain — der durch seine Beschreibungen und Karten von Kanada sowie durch seinen Mund und seine Einsicht der verdiensteste unter allen den ersten isten Kanadas ist — den Grund zu Quebec. Die Lage der Stadt, die zugleich Binnenhandelsplatz und doch den größten Schiffen zugänglich ist, ihre fruchtbare Umgebung, ihr gemäßigt mildes Klima lockten bald neue Ansiedler herbei und ließen ihnen kurzem über alles Erwarten hinaus aufblühen.

So wurde unter Heinrich IV. und mit dessen lebhafter Beihilfe die französische Kolonisation Amerika's begonnen, die ein halbes Jahrhundert hindurch die glänzendsten Fortschritte machte, und die selbst zu einer gewissen Zeit die angelsächsischen Colonien daselbst zu erdrücken drohte. Wäre dies gelungen, hätten Franzosen und Spanier sich in Amerika die Hand gehalten, dieser Erdtheil würde, sicherlich zu seinem Nachtheile, in der lateinischen Rasse und Weise anheimgefallen sein. Zur selben Zeit, als Friedrich der Große mit Preußen's auch England's Zukunft rettete, ward dies vereitelt. Den ersten französischen Colonisten aber kann man seine Sympathie nicht verweigern; sie waren treffliche Repräsentanten eines frischen, tüch-

tigen, aufstrebenden Volkes. Von den Spaniern unter sich sehr vertheilhaft durch den Umstand, daß nicht sondern durchgehends nur tüchtige und ehrenhafte Leute zugelassen wurden; von Spaniern und Engländern Milde gegen die Eingeborenen, die sie nicht zu vernichten zu französischen bestrebt waren. Jeder bekehrte Eingeborene in allen Stücken als Franzose behandelt, genoß alle Rechte eines französischen Bürgers!') —

Wenn Heinrich IV. mit aller Mühe bestrebt war, die Kräfte seines Reiches zu entwickeln, dessen Wohlstand zu auch — wie später gezeigt werden wird — Kenntniß und Reichthum in demselben zu verbreiten: so versäumte er doch nicht, die Wehrhaftigkeit desselben zu stärken. Seine feste Absicht, die Obmacht des Hauses Oesterreich in Europa zu stürzen, ihm vielmehr die gedeihliche Entfaltung des Heerwesens wichtigste Ziel seiner Regierungsthätigkeit erscheinen ließen, auf welchen Grundlagen, auf welchen unter diesem Könige das Militärowesen beruhte, sind schon bezeichnet worden: möglicher Präsenzstand mit möglichster Fähigkeit der sofortigen Verstärkung und Mobilisirung; und Zurückdrängen des Charakters der Heere, wie er bisher hauptsächlich in der Vorherrschaft gewesen war.²⁾

Freilich die geringe Stärke, auf welche Heinrich IV. seine Friedensschlüsse in Bervins und Eyon sein Heer ge-
 —————

¹⁾ Charlevoix, Histoire et Description générale de la France, I. (Paris 1744, 12°.), livre III. p. 166 ff. — Dussier, sous la Domination française (2. Aufl. Paris 1762, 12°.), Poirson, III. 514 ff. — Thou I. CXXXII. p. 1053 ff. — P. O. septen., 263 ff. — Merc. frs. I. 226 b ff. — Legrain, Decade II. v. a.

²⁾ Theil I. S. 46 f. — Ich erwähne hier sogleich, daß die Stellung des französischen Heerwesens unter Heinrich IV. sich nicht so beschäufener ausfallen wird, als die Poirson's; und zwar weil die Lereien Sully's in den Oec. roy. als baare Münze nimmt, die sich unzweifelhaft echten Quellen gegenüber durchaus nicht aufrecht er-

ich bei den zahlreichen innern und äußern Verwickelungen beibehalten. Zu den vier Regimentern französischer Nationalanterie, die hauptsächlich zur Besetzung von Paris und der Feststädte verwandt werden waren,¹⁾ kamen bei Gelegenheit der neuen Verschwörung dauernd noch zwei neue Regimenter.

Das war auch die ganze Verstärkung, welche die Armee erhielt. An Kavallerie betrug der Stand nur vier Kompagnien reitender Reiter — die übrigens zum Schutze auch Brustpanzer, Sturmhäuben, sonst Degen und Pistolen trugen —²⁾ und wechselnde Anzahl von Genäs'armes-Kompagnien, wohl nicht als sieben. Außerdem blieben während Heinrich's gesammelter Truppe die beiden französischen Infanterie-Regimenter und 12 reitender Kompagnien in Holland bestehen. Ferner wurden kurze Zeit vor seinem Tode zwei Schweizer-Regimenter besoldet. Setzt man dazu die wenigen Hunderte von den am Hofe dienenden Schweizern und Gardes-du-Corps,³⁾ so hat man die gesamte Kriegsmacht — nicht über 20,000 Mann — welche sich in gewöhnlichen Zeiten unterhielt.

Nur durch diese geringe Zahl stehender Truppen wurde es dem Könige ermöglicht, seinen Finanzen so aufzuhelfen, wie er es that. Während Spanien seine letzten pekuniären Kräfte in stehenden Armeen verzehrte, hielt Heinrich es für vorteilhafter, einerseits das Geld, andererseits die Waffen und Vorräthe zu kaufen, um sich stets binnen kurzem ein bedeutendes Heer aufstellen zu können. Und hier stand ihm Sully's bewundernswürdiges Verwaltungstalent zur Seite, das in der That die Staats-Administration auf das trefflichste einrichtete.

Vor allem kam es darauf an, in den Arsenalen ein beträcht-

¹⁾ P. Matthieu, I. 74 b. — Es waren die Regimenter Piemont, Champagne, Navarra und Picardie, die sogenannten alten Regimenter; Gignet, *Militaire de la France*, (Paris 1849), I. 207.

²⁾ Rolaz, di Ang. Badoer, 89.

³⁾ MS. *Estat general des Finances* (Brüssel).

liches Material für dringende Fälle aufzuhäufen. Im Jahre 1607 besaß Frankreich im Zeughaufe von Paris allein hundert Geschütze, Waffen für 15,000 Mann zu Fuß und 3000 Pferde, zwei Millionen Pfund Pulver, hunderttausend Kugeln. Im Jahre 1607 waren seit zehn Jahren 12 Mill. Livres (= 26 Millionen Thaler) auf Armeematerial verwendet worden. In den nächsten Jahren wurde dann der Aufbruch zu neuen Geschützen und Waffen in geringerem Maße fortgesetzt.¹⁾ Frankreich war ohne Zweifel das am besten gerüstete Land von

Kein Wunder, daß es unter solchen Umständen dem möglich war, binnen kurzem große Armeen aufzustellen. Bouillon hatte er in einigen Wochen 24,000 Mann zu Fuß gebracht. Die Heere, die Ende Mai 1610 in Deutschland und Spanien agieren sollten, waren auf etwa 70,000 Mann berechnet, die zum größten Theile auch bereits beisammen waren. Mit den Besatzungstruppen würde man etwa 80,000 Mann an Mann und Waffen gehabt haben.

Eine aktive Feldarmee von 70,000 Mann vermochte keine andere Macht der Christenheit aufzustellen; Heinrich IV. hatte Frankreich, ohne es allzu sehr anzustrengen, zu einem Militäirstaate Europa's gemacht. Betrachtet man die Organisation der einzelnen Waffen, da Heinrich auch hier Neuerungen traf.

Die Infanterie machte er zum Hauptbestandtheile der Armee; sie verhielt sich unter ihm zur Kavallerie gewöhnlich wie sechs zu eins.²⁾ Die Kompagnie Infanterie betrug auf den

¹⁾ Sully, V. 213, VII. 160. — 1609 für Artillerie: 288,000 L.; 1611: achapt d'artillerie 170,000 L. (MS. Estat general etc.)

²⁾ Nach der MS. Korrespondenz des spanischen Botschafters Don João de Cardenas mit seinem Hofe; ferner: La Force, Mem. 215 ff.; Mercure frs., I. 297 a; Siri, Mem. recond. II.

³⁾ S. 318. — MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 28. März 1610; Archiv v. Sim. K. 1427. — MS. Decret vom 7. Mai 1610; das. K. 1462.

regelmäßig 200 Mann, während die Zahl der Kompagnien
Regimente unbestimmt, die Bataillonseintheilung ganz un-
bestimmt war.¹⁾ Besonders wichtig aber war es, daß Heinrich das
Element, das zur Zeit Franz I. und der Bürgerkriege in
der Infanterie vorgewogen hatte, so viel wie möglich zurückdrängte.

In der Lehnstreiterei waren es deutsche Landsknechte gewesen,
Marignano gesiegt, Schweizer Söldner, welche die Hugonotten
bei Jarnac und Montcontour geschlagen hatten. Heinrich dagegen
suchte sich auf eine nationale Infanterie zu stützen. Er pflegte
zu sagen, es gebe in Frankreich 300,000 Leute, alles Veteranen,
auf ihre eigenen Kosten im Bürgerkriege den militärischen
Krieg gelernt hätten.²⁾ Diese wollte er benutzen. Deutsche hat
er nicht mehr angewendet, und die Schweizer traten immer
in den Hintergrund. Bei der Belagerung Sedan's gab es
24,000 Mann noch 6000 Schweizer, bei der großen Aus-
scheidung im Jahre 1610 unter 80,000 nur 8000.³⁾ Heinrich also
als der eigentliche Schöpfer der nationalen Infanterie Frank-
reich zu betrachten. Am Ende seines Lebens hatte er wenigstens
in der Friedenszeit die Rolle der Schweizer in der Armee auf
eine kleine Kurus- und Haustruppe reduziert. Unter seiner Garde
waren 300 Schweizer und 200 wallonische Landsknechte, aber
zum Prunk und zur Bewahrung des alten Gebrauches, als
nicht mehr reellen Zweckes willen.⁴⁾ Freilich mußte auf die Heran-
zubereitung der französischen Infanterie viele Mühe verwendet werden.
Muthy besaß zwar der französische Soldat, aber an Aus-
bildung und Disziplin fehlte es ihm gänzlich; die mußten ihm nun
zugebracht werden. Als der beste Infanterist galt der beweg-
samen, anstelligen und ausdauernde Gasconier.⁵⁾

¹⁾ G. 249. — Sully, VIII. 361. MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan. 1610.

²⁾ Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.

³⁾ MS. Dep. Ayala's vom 14. Februar 1606 (Wien). — MS. Dep.
v. 7. Mai 1610.

⁴⁾ Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.

⁵⁾ Relaz. di Ang. Badoer, 89.

liches Material für dringende Fälle aufzuhäufen. Im Jahre 1604 besaß Frankreich im Zeughaufe von Paris allein hundert Feldgeschütze, Waffen für 15,000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde, zwei Millionen Pfund Pulver, hunderttausend Kanonenkugeln. Im Jahre 1607 waren seit zehn Jahren 12 Millionen Livres (= 26. Millionen Thaler) auf Armeematerial verwandt worden. In den nächsten Jahren wurde dann der Ankauf von Geschützen und Waffen in geringerem Maße fortgesetzt.¹⁾ Frankreich war ohne Zweifel das am besten gerüstete Land von Europa.

Kein Wunder, daß es unter solchen Umständen dem Könige möglich war, binnen kurzem große Armeen aufzustellen. Gegen Bouillon hatte er in einigen Wochen 24,000 Mann zusammengebracht. Die Heere, die Ende Mai 1610 in Deutschland, Italien und Spanien agiren sollten, waren auf etwa 70,000 Mann berechnet, die zum größten Theile auch bereits beisammen waren.²⁾ Mit den Besatzungstruppen würde man etwa 80,000 Mann unter den Waffen gehabt haben.

Eine aktive Feldarmee von 70,000 Mann vermochte damals keine andere Macht der Christenheit aufzustellen; Heinrich hatte Frankreich, ohne es allzu sehr anzustrengen, zum ersten Militairstaate Europa's gemacht. Betrachten wir nun die Organisation der einzelnen Waffen, da Heinrich auch hier wichtige Neuerungen traf.

Die Infanterie machte er zum Hauptbestandtheile des Heeres; sie verhielt sich unter ihm zur Kavallerie gewöhnlich wie fünf oder sechs zu eins.³⁾ Die Kompagnie Infanterie betrug auf dem Kriegss-

¹⁾ Sully, V. 213, VII. 160. — 1609 für Artillerie: 288,000 Livres. — 1611: achapt d'artillerie 170,000 L. (MS. Estat general etc.)

²⁾ Nach der MS. Korrespondenz des spanischen Botschafters in Paris Don Jñigo de Cardenas mit seinem Hofe; ferner: La Force, Memoires, I. 215 ff.; Mercure frçs., I. 297 a; Siri, Mem. recond. II.

³⁾ S. 318. — MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 13. Februar, 28. März 1610; Archiv v. Sim. K. 1427. — MS. Dep. Cardenas's vom 7. Mai 1610; das. K. 1462.

fuße regelmäßig 200 Mann, während die Zahl der Kompagnien im Regimente unbestimmt, die Bataillonsentheileung ganz unbekannt war.¹⁾ Besonders wichtig aber war es, daß Heinrich das fremde Element, das zur Zeit Franz I. und der Bürgerkriege in der Infanterie vorgewogen hatte, so viel wie möglich zurückdrängte. Neben der Lehnreiterei waren es deutsche Landsknechte gewesen, die bei Marignano gesiegt, schweizer Söldner, welche die Hugonotten bei Dreux und Montcontour geschlagen hatten. Heinrich dagegen beschloß, sich auf eine nationale Infanterie zu stützen. Er pflegte zu sagen, es gebe in Frankreich 300,000 Leute, alles Veteranen, die auf ihre eigenen Kosten im Bürgerkriege den militärischen Dienst gelernt hätten.²⁾ Diese wollte er benutzen. Deutsche hat er gar nicht mehr angewendet, und die Schweizer traten immer mehr in den Hintergrund. Bei der Belagerung Sedan's gab es unter 24,000 Mann noch 6000 Schweizer, bei der großen Aushebung im Jahre 1610 unter 80,000 nur 8000.³⁾ Heinrich also ist als der eigentliche Schöpfer der nationalen Infanterie Frankreich's zu betrachten. Am Ende seines Lebens hatte er wenigstens für die Friedenszeit die Rolle der Schweizer in der Armee auf die einer Kurus- und Hausstruppe reduziert. Unter seiner Garde waren 300 Schweizer und 200 wallonische Landsknechte, aber mehr zum Prunk und zur Bewahrung des alten Gebrauches, als um eines reellen Zweckes willen.⁴⁾ Freilich mußte auf die Heranbildung der französischen Infanterie viele Mühe verwendet werden. Kecken Muth besaß zwar der französische Soldat, aber an Ausdauer und Disziplin fehlte es ihm gänzlich; die mußten ihm nun erst beigebracht werden. Als der beste Infanterist galt der bewegliche, anstellende und ausdauernde Gasconier.⁵⁾

¹⁾ C. 249. — Sully, VIII. 361. MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan. 1610.

²⁾ Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.

³⁾ MS. Dep. Ayala's vom 14. Februar 1606 (Wien). — MS. Dep. Cardenas' v. 7. Mai 1610.

⁴⁾ Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.

⁵⁾ Relaz. di Ang. Badoer, 89.

Die Reiterei hatte in den Bürgerkriegen zum größten Theile aus freiwillig dienenden Edelleuten bestanden. Nichts war bewunderungswürdiger als deren kühner, jeder Gefahr trotgender Muth; aber nicht weniger auffallend war ihr völliger Mangel an Disziplin; und was das Schlimmste war, sie glaubten sich berechtigt, jeden Augenblick, wann es ihnen beliebte, die Fahne zu verlassen und nach dem heimischen Schlosse zurückzukehren. Eine solche Truppe konnte Heinrich nicht gebrauchen, welcher aus seiner Armee ein gefügiges Werkzeug für die Machtpläne des französischen Königthumes nach innen und außen zu machen gedachte. Von 1598 bis 1610 hat er deshalb seinen Adel nie zum Dienste aufgerufen. Im Jahre 1610 freilich, bei der wichtigen bevorstehenden Entscheidung, wollte er sich mit seinen getreuen Edelleuten umgeben: aber unter den 10,000 Reitern, die zusammen bei dieser Gelegenheit aufgestellt werden sollten, beabsichtigte er nur 1000 Edelleute zur Leibwacht unter der „weißen Standarte“ zu vereinigen.¹⁾ — Auch die Compagnie Kavallerie zählte auf dem Kriegsfuße 200 Mann.

Nicht minder folgenreich für die Zukunft der Armee war die ausgezeichnete Entwicklung, welche Sully der französischen Artillerie als deren Großmeister gab. Die Verwaltung war, vorzüglich organisiert, der Ankauf des Rohmaterials zu Geschützen, Kugeln und Pulver geschah stets aus erster Hand und wurde genau kontrollirt.²⁾ Sämmtliche Geschütze waren gleichmäßig aus Bronze gearbeitet.³⁾ Ein starkes stehendes Offiziercorps der Artillerie ward errichtet. Es ward zusammen mit 75,000 Livres besoldet;⁴⁾ nehmen wir an, daß jeder Offizier durchschnittlich 500 Livres erhielt (c. 1100 Thlr. nach heutigem Geldwerthe), so ergibt sich ein Corps von 150 Offizieren, die sicher im Stande waren, zweihundert Geschütze zu dirigiren. Der Armee von 36,000 Mann, welche im Mai 1610

¹⁾ Sully, IX. 66.

²⁾ Sully, III. 322, VII. 136.

³⁾ MS. Dep. Nyalas v. 21. Okt. 1600 (Wien).

⁴⁾ MS. Estat general des Finances (Brüssel).

bei Chalons gebildet wurde, gab man 40 Kanonen und noch einige Couleuvrinen und dergleichen bei. Die gesamte französische Feldarmee von 70,000 Mann hätte dem entsprechend alles in allem ungefähr hundert Feldgeschütze gehabt — eine für die damalige Zeit, welche mit sechs bis höchstens zwanzig Kanonen ihre Schlachten auszufechten pflegte, ganz unerhörte Leistung! Aus dem pariser Arsenal allein hatte man auf einmal 32 Geschütze mit allem Zubehör ziehen können.¹⁾ Sully selbst war ein umsichtiger und thatkräftiger Artilleriegeneral, wie er durch seine damals wundergleichen Leistungen bei den Belagerungen des javonischen Krieges bewiesen hatte.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht,²⁾ daß Heinrich IV. auch das französische Geniewesen geschaffen hat. Bisher hatte man nur Fremde, zumal Italiener, zur Leitung der Befestigungs- und Belagerungsarbeiten gehabt. Indes der König, welcher die Unzuverlässigkeit dieser Leute, die sich stets dem Meistbietenden verkauften, wohl kannte, bildete sich unter Sully's Beihilfe tüchtige Ingenieure, wie Saint-Luc, Chastillon und Errard, heran, die schon im spanischen Kriege (1595—1598) ihre Meisterschaft bewährten.

Nicht mindere Sorgfalt schenkte der König dem Verpflegungswesen, das in den übrigen Armeen des damaligen Europa auf ziemlich niedriger Stufe stand. Aber Heinrich wußte, daß Fleisch und Brod für den Soldaten und Heu für dessen Pferd nicht minder wichtig seien, als Pulver und Eisen. In dem Feldzuge von 1597 liegt ihm nichts dringender am Herzen, als seine Magazine und die Verpflegung für Mann und Roß.³⁾ Bereits im März 1610 war die Verpflegung für die Armee in der Champagne, die sich erst im Mai bilden sollte, geordnet, die Kontrakte

¹⁾ MS. Korrespondenz Cardenas' mit seinem Hefe, Januar bis Mai 1610. — Bgl. Merc. frs. I. 297.

²⁾ Poirson, III. 641 ff.

³⁾ L. M. IV. 699 ff.

abgeschlossen: täglich sollten 50,000 Brode zu zehn Deniers (= 2 Egr. 9 Pf. heutigen Geldwerthes), vierzig Last Hafer zu 65 Livres (= 141 Thaler) und 4000 Zentner Heu zu 28 Sous (= 3 Thlr. 1 Egr.) geliefert werden.¹⁾ Sully gedachte für jeden Feldzug 1,800,000 Livres (= 3,900,000 Thaler) für Geräthe, Brod, Wein, Heu und Hafer auszugeben.²⁾ Von Fleisch ist bei diesen Berechnungen merkwürdiger Weise keine Rede; es scheint fast, als ob die Armeen, zum Kampfe in Deutschland und Italien bestimmt, sich jenes durch Requisition zu verschaffen gedachten.

Indeß nicht nur äußerlich wurde durch Heinrich IV. die französische Armee gänzlich neu organisirt, auch für ihre innere Tüchtigkeit traf er die geeignetsten Maßregeln.

Jedem Regimente wurden bestimmte Aushebungsbezirke angewiesen, um so eine provinzielle Einheit und Selbständigkeit für jeden Theil des Heeres herzustellen. Die Rekruten wurden tüchtig eingeübt, bei dringenden Gelegenheiten vorzüglich im schnellen und richtig gezielten Schießen. Die gute Laune, die Disziplin und die Selbstachtung der Soldaten wurden durch ausreichende und regelmäßige Löhnung erhöht. Bei der Infanterie erhielt der Gemeine acht Sous (= 26 Egr.), der Unteroffizier (sergent) zehn Sous (= 1 Thlr. 2½ Egr.) täglich, wenn sie außer Verpflegung waren; ihre Kleidung mußten sie unter allen Umständen sich beschaffen. Der Reiter mußte, da er für sein Pferd zu sorgen hatte, ungefähr das Doppelte bekommen. In gewöhnlichen Zeiten rechnete man für eine Garnison, sämtliche Ober- und Unteroffiziere mit einbegriffen, auf den Kopf monatlich 18 Livres oder täglich zwölf Sous (= 1 Thlr. 9 Egr.) Ausgaben. Jedenfalls war die Löhnung für den gemeinen Mann bedeutender als jetzt. Die Aushebung geschah durch einen, von einem Kriegszahlmeister begleiteten Kriegskommissar.³⁾ War man ganz besonders beeilt, so

¹⁾ MS. Pecquius an Praet 30. März 1610 (Wien).

²⁾ Oec. roy. IX. 67.

³⁾ Sully, VIII 346 361. — Pecquius schreibt unter'm 26. April 1610

erhielten freilich die Hauptleute Geld, um selbst ihre Kompagnien so schnell wie möglich zu kompletiren.¹⁾

Urlaub wurde den höhern Offizieren oft auf längere Zeit ertheilt, doch mußten sie bereit sein, sich auf den ersten Befehl des Königs sofort wieder zu ihrem Truppentheile zu begeben. Im Allgemeinen war jeder Unterthan verpflichtet, die ihm zuertheilte Einquartierung bei sich aufzunehmen; doch wurden gewisse Klassen der Bevölkerung — besonders die Beamten — von dieser Last befreit.²⁾

Es war eine Maßregel, die nicht weniger von der Klugheit, als von der Menschlichkeit diktiert war, daß der König für diejenigen Offiziere und Soldaten Sorge trug, die im Dienst des Vaterlandes ihre Gesundheit oder ihre Glieder eingebüßt hatten. Er wußte, daß nichts mehr, als guter Unterhalt und Hoffnung auf sorgenfreie Zukunft, den Muth des Soldaten erhöhe. So bestimmte er im Juli 1604 das „Königliche Haus der christlichen Barmherzigkeit“, ein weites Gebäude in der Vorstadt Saint-Marceau, zur Aufnahme der Invaliden. Ein zweites Edikt vom 7. Juli 1606 vervollständigte diese Maßregel im liberalsten Sinne. Es wurden der genannten Anstalt reiche Einkünfte „zum Leben, zur Ernährung und zum Unterhalte der armen verwundeten, alten und schwachen Edelleute, Hauptleute und Soldaten“ angewiesen; eine besondere Kommission, „Kammer der christlichen Barmherzigkeit“, aus den höchsten Adligen und Beamten unter Vorsitz des Connetable zusammengesetzt, hatte die souveräne Verfügung über diese Gelder und den Schutz über die Interessen der Invaliden.³⁾

Allein nicht nur das körperliche, auch das geistige Wohl seiner

an Praep (Wien, H. H. und St.-A., C. 192): „Alles ist voll von Kriegsvorbereitungen, man hört die beständigen Salven der neuen Soldaten, welche eingeexercirt werden.“

¹⁾ MS. Dep. Ayala's v. 17. Febr. 1606 (Wien, C. 189).

²⁾ L. M. VII. 903. — Manuscr. frqs. der National-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 209 b.

³⁾ Isambert, XV. 291. 301. — Merc. frqs. I. 79 b. — MS. Evénements memorables (Manuscr. frqs., National-Bibl. zu Paris, vol. 2947) fol. 101 a ff. — Legrain, Decade, 851 ff.

Armee lag dem Könige am Herzen. Er wollte nicht nur ein tapferes, sondern zugleich ein wohl unterrichtetes Offizierkorps haben. Bemerken wir beiläufig, daß wir, wenn auch die meisten Offizierstellen von Adligen eingenommen waren, doch selbst höhern Offizieren mit bürgerlichem Namen begegnen. Wir haben schon von der Art Universität gesprochen, welche der König den Jesuiten in La Fleche gründete und die er mit einem königlichen Schlosse und 33,000 Livres jährlich (entsprechend 71,500 Thaler) ausstattete: er that dies nur unter der Bedingung, daß hier eine Anzahl junger Edelleute körperliche und wissenschaftliche Ausbildung zum bürgerlichen oder militärischen Berufe empfangen. Vielleicht war es zu diesem Zwecke, daß er im Jahre 1606 diesem „Kolleg“ die beträchtliche Summe von 300,000 £. (650,000 Thlr.) schenkte. Ebenso mußte besonders der Armee die Akademie zu Gutes kommen, die er für die Söhne von adligen und guten bürgerlichen Familien an seinem eigenen Hofe errichtete.¹⁾

Das Offizierkorps war in Bezug auf Subaltern- und Stabs-offiziere ähnlich wie das spanische zusammengesetzt; die Stufenleiter war Fähnrich (enseigne, cornette), Lieutenant, Hauptmann, Oberst (mestre de camp). Dagegen war die Organisation des Generalats etwas verschieden. Ueber den Obersten standen die Marechaux de Camp, die weder mit den eigentlichen Marschällen noch mit unsern Feldmarschällen zu verwechseln sind.²⁾ Dann hatte jede Waffe ihren eigenen Oberbefehlshaber. Der Herzog von Epemon war General-Oberst der französischen, der Herzog von Rohan General-Oberst der schweizer Infanterie, der Graf von Luvergne General-Oberst der leichten Kavallerie, Sully, wie erwähnt, Großmeister und General-Kapitän der Artillerie. Die ge-

¹⁾ Sully, VII. 137. — P. Cayet, Chr. sept. 276. — Legrain Decade, 877. — Spezielle „Etablissements d'instruction publique pour l'armée“, wie Boisson sie in seiner etwas übertriebenen Weise nennt, kann ich in diesen Ritterakademien nicht sehen.

²⁾ Manusc. frqs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 81a.

sammte Armee stand endlich unter dem Kollegium der Marschälle, an dessen Spitze sich der Connetable — der Herzog von Montmorency — befand. Nur die höchsten Befehlshaber hatten das Recht, sich tüchtige und durchbildete Offiziere als Adjutanten (*aides de camp*) beizugesellen. Der Connetable hatte ein Gehalt von 83,000 Livres (entsprechend etwa 179,800 Thalern), die Marschälle von 10 bis 36,000 Livres (21,660 — 78,000 Thaler). In Folge ihrer gleichsam kriegsministeriellen Stellung übten die Marschälle durch ihre *Prevoists* Gerichtsbarkeit über Deserteure und weiter über Liederliche und Vagabunden überhaupt aus.¹⁾

So hat auf dem Gebiete der Armee, wie auf allen übrigen, Heinrich IV. die Elemente zu der später alles überragenden Größe Frankreich's geschaffen. Soldaten, deren natürlicher Muth durch sorgfältige Uebung und gute Verpflegung gehoben wurde, wohl unterrichtete Offiziere, ein tüchtiges Ingenieurkorps, eine starke und vorzüglich bediente Artillerie, treffliches Material: das waren in der That alle Elemente zu einer Armee ersten Ranges. Nur der Tod hinderte den König, sein Werk noch weiter auszubilden und zu vollenden, er mußte das seinen Nachfolgern überlassen. Aber diese konnten weiterbauen auf den überall von ihm hergestellten Grundlagen.

Ebenso erhöhte der König die Sicherheit seines Reiches durch Verstärkung und Vermehrung von dessen festen Plätzen. In den zehn Jahren von 1598 bis 1607 hatte er auf diese Arbeiten eine Summe von 5,785,000 Livres, damals an Werth gleich heutigen 12,538,000 Thaler, verwendet. In den nächsten Jahren wurde eine entsprechende Summe von je 570,000 Livres für diesen Zweck bestimmt, während man im ersten Budget der Regentschaft nur 450,000 L. dafür auswarf. So wurden unter Heinrich's IV. Regierung von Staatswegen ungefähr 7½ Millionen Livres oder

¹⁾ MS. *Remarques sur l'estat de la France*, fol. 24b. — MS. *Estat de toutes les pensions* (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,742). — Fontenay-Mareuil (ed. Petitot, I., L.), 36.

nach heutigem Geldwerthe über 16 Millionen Thaler für Befestigungen ausgegeben. Dazu aber kamen noch die Summen, welche Provinzen, und einzelne Städte auf ihre eigenen Vertheidigungswerke verwandten.¹⁾ Es waren vorzüglich die Plätze der Nord-, Ost- und Südgrenze, wo Frankreich überall an spanisches oder den Spaniern ergebenes Gebiet stieß, welche der König neu befestigen ließ: Calais, Montreuil, Abbeville, Beaupais, Amiens, Ham, einige Plätze in der Champagne, ferner Bourg, Barrault, Grilles, Grenoble, St. Tropez, Antibes, Marseille.²⁾ Heinrich IV. hat so mit Hülfe tüchtiger Ingenieure, zumal Errard's, die ersten Schritte zur Anlegung des mächtigen mehrfachen Festungsgürtels gethan, welchen Vauban's Genie später vollendete, und der seine Wichtigkeit erst nach den neuesten Fortschritten der Kriegskunst zum Theil verloren hat. Diese Festungen haben bekanntlich im spanischen Erbfolgekrieg Frankreich gerettet. —

Weniger glückte es dem Könige mit einer Institution, die zur Sicherung eines von zwei großen Meeren umspülten Staates, wie Frankreich, nicht minder nothwendig ist, als Heer und Festungen: mit der Marine.

Als er nach dem Frieden von Bervins die Lage seines Reiches überschaute, fand er, daß eine Kriegsflotte ihm gänzlich abgehe. Er erkannte sehr wohl, welche üblen Folgen dieser Zustand nicht nur für den Handel Frankreich's, sondern auch für dessen Ansehen in den entlegenern Ländern haben müsse, und faßte deshalb schon im Jahre 1598 den Entschluß, einige Galeeren zu bauen „für die Sicherheit meiner Küsten, und um meine Freunde in Italien

¹⁾ MS. Estat des Finances. — Sully, IV. 112, VII. 161.

²⁾ Oec. Roy. und Lettr. Miss. passim. — Die großen Pläne in Betreff der Westküste, die Hr. Poirson nach Sully erwähnt, gehören, so lange kein weiterer Beweis dafür beigebracht wird, ebenso wie des Königs andere „magnifiques Entwürfe“, unter denen sie stehen, in das Nebelreich. Ebenso wenig kann ich Hrn. Poirson bei Sully's Angaben in Betreff der Marine folgen, da sie mit allem von anderer, zuverlässigerer Seite Berichteten in zu grollem Gegensatz stehen.

„und anderswo besser begünstigen zu können“.¹⁾ In der That war es ein des neuen Frankreich's unwürdiger Zustand, daß Provence und Languedoc jedesmal zitterten, wenn sich in irgend einem Hafen der apenninischen oder pyrenäischen Halbinsel einige spanische Galeeren zusammenfanden. Indes die nächsten Jahre waren so voll Unruhen, daß er an dieses Projekt nicht ferner denken konnte. Endlich, im Beginne des Jahres 1603, fand er Muße, abermals ernstlich an die Ausführung maritimer Pläne zu gehen. Er hatte dabei hauptsächlich das Mittelmeer im Auge, da es in der That politisch wichtiger für ihn war als der Atlantische Ozean. In diesem vertheidigten Holländer und Engländer ihn im Nothfalle gegen die spanischen Armaden, aber seine südlichen Küsten mußte er selbst schützen. Ferner wollte er die Verbindung mit Italien, die er durch die Abtretung Saluzzo's selbst aufgegeben hatte, durch die Flotte wieder herstellen. Endlich gab es auf dem Mittelmeer mindestens ebenso viele Korsaren, wie auf dem Ozean. So faßte der König den Entschluß, in Marseille eine Flotille von zunächst 20 bis 30 Galeeren zu bauen. Sechs waren im Jahre 1603 bereits vollendet; vier andere hatte ein genuesischer Unternehmer, Commelini, für zusammen 40,000 Dukaten (entsprechend 264,000 Thalern nach heutigem Geldwerthe) zu liefern unternommen; man sieht daraus zugleich, daß nur kleine Galeeren gebaut wurden. Zwei von diesen Galeeren besorgten die Polizei im Hafen von Marseille.²⁾ Es scheint indes, daß nur diese zehn Galeeren wirklich fertig gestellt worden sind; denn — ab-

¹⁾ L. M. VI. 893, 905.

²⁾ Dep. Winwood's v. 24. Jan. 1601 a. St., d. h. nach jetziger Weise zu zählen 3. Februar 1602 (Winw. Mem. I. 380); aber nach ihrem Inhalte ist die Depeche in das Jahr 1603 zu setzen. — Angelo Badier weiß selbst im Jahre 1605 nur von sechs Galeeren (Relaz. 91). — Vgl. oben S. 252. — Wo Hr. Poirson gefunden hat, daß die Oec. roy. VII. 191. 255 erwähnten Bemühungen, Ersatz für die von den frühern Galeerentypitänen unterschlagenen Kanonen zu erhalten, den Zweck hatten, d'en former un equipage entier pour un armement de galères dans le besoin (III. 671), begreife ich nicht; in den von ihm angef. Briefen steht kein Wort davon.

gesehen von einigen nichtsbedeutenden Redensarten — führt Sully in seinen Rechnungen keinen Posten für bestimmte Marinezwecke an. Man hatte zwar einen Admiral — den Herzog von Damville, jüngern Bruder des Connetable — und dazu noch einen General der Galeeren (den Grafen von Taigny:¹⁾ aber die Flotte mangelte diesen fast gänzlich.

Erst im Jahre 1607 wurde vom Könige ein neuer Anjaß zur Hebung des Flottenwesens gemacht. In diese Zeit gehört des Königs Plan, auf den Iberischen Inseln eine Kolonie von Niederländern anzusiedeln, die hier eine ganze Anzahl von Werften zur Erbauung von Schiffen errichten sollten.²⁾ Zu gleicher Zeit wurden 300,000 Livres, die man von der Geistlichkeit erhielt, zu maritimen Zwecken bestimmt. Der Staat selbst widmete in den Jahren 1607 bis 1610 ganz beträchtliche Summen der Marine, z. B. 1607: 258,000 Livres (gleich 559,000 Thaler), 1609: 465,175 Livres (entsprechend 1,007,779 Thaler), 1610 wieder 258,000 Livres. Auch hier übrigens wird fast nur die Mittelmeerflotte, die Marine du Levant bedacht, während für die Flotte des Ozeans, die Marine du Ponant, eine nur ganz unbedeutende Summe — 38,675 oder gar 18,000 Livres — bestimmt wird.

Sedoch großer Erfolge vermochte die französische Marineverwaltung sich trotzdem nicht zu rühmen; dieses Departement scheint unter Heinrich's IV. Regierung das am schlechtesten verwaltete gewesen zu sein. Es war für die Flotte ein Unglück, daß der König selbst vom Seewesen auch nicht das mindeste verstand und sich deshalb im Grunde wenig für dasselbe interessirte. Ferner wußte er hier nicht, wie in andern Verwaltungszweigen, die geeigneten Männer an die Spitze der Administration zu stellen. Wenn die Marine zu jener Zeit irgend eine beträchtliche Stärke gehabt hätte, so würde sie bis zum Jahre 1624 nicht

¹⁾ MS. Remarques sur l'estat de la France.

²⁾ MS. Instruction an Terraraga, 2. März 1608; Arch. v. Sim. K. 1452.

wieder völlig untergegangen sein. Von dieser Periode aber versichert uns Richelieu: „die Sorge um die Marine war bis dahin „dermaßen vernachlässigt worden, daß sie kein einziges Fahrzeug „besaß“. ¹⁾ —

Wir haben bisher unsere Aufmerksamkeit denjenigen Maßregeln gewidmet, die Heinrich IV. zum Schutze Frankreich's gegen äußere Feinde und innere Unruhen sowie zur Hebung von dessen materiellem Wohlstande getroffen hat. Jetzt haben wir in Betracht zu ziehen, wie er für die geistige Entwicklung des Volkes, für die Ausschmückung und Verschönerung des Lebens Sorge trug, und wie seine desfallsigen Bemühungen von der Nation aufgenommen und erwidert wurden. Wenn hier das Ergebnis nicht ganz dem Eifer und guten Willen des Königs entspricht, so ist das freilich zum Theile auch dessen eigene Schuld. Die französische Nation, ganz den materiellen Arbeiten des Wiederaufbaues ihres durch die Bürgerkriege zerstörten Wohlstandes hingegeben, hatte wenig Kräfte für literarische und künstlerische Thätigkeit übrig. Der Sinn für das gesund Praktische, für das Regelmäßige und ein für alle Male Geordnete, der Widerwille gegen alle „Ideologie“, die Vorliebe für die groben Genüsse des gewöhnlichen Lebens, welche sich von den höchsten Regionen des Staates aus verbreiteten, waren wenig geeignet, trotz materieller Unterstützung, bei den Unterthanen die Phantasie zu begeistern, den Geismuth anzuregen.

So liegen in Bezug auf seine ausgedehnte Bauhätigkeit die Verdienste Heinrich's IV. hauptsächlich auf dem Gebiete der Nützlichkeitsbauten. Hier hat er zumal für Paris Großes und Bleibendes geschaffen. Die französischen Städte waren damals alle häßlich und ärmlich aussehend, da der Adel sie sorgfältig vermied. ¹⁾ Paris im Besondern war, mit Ausnahme weniger neuer von den

¹⁾ Richelieu, Testament politique (ed. Petitot, II. XI. 276).

²⁾ Relaz. di Ang. Badoer, 85.

reichen Finanziers gebauter Straßen, eine Ansammlung enger, trummer und schmutziger Gassen, wie man sie noch in einigen Theilen des Quartier Latin erblicken kann, mit Plätzen, die kaum diesen Namen verdienten und Regelmäßigkeit ebenso wenig wie Breite, Licht und Luft kannten. Der größte freie Raum war der Greve-Platz, von elenden Häusern umgeben und mit seinem schrecklichen Schauspiele täglicher Marter und Hinrichtungen. Ungeachtet baute man die Häuser in die Straßen hinein, errichtete Verkaufsbuden noch vor den Häusern, sperrte die ohnehin so schmale Passage durch steinerne Treppen. Nach mittelalterlicher Weise sprangen die Stockwerke immer weiter hervor und schnitten der Straße Luft und Licht ab. Holz- und Kohlenhändler, Steinmessen, Zimmerleute, Wagenbauer pflegten ihre Arbeit bei schönem Wetter vor dem Hause zu verrichten, während Gerber, Färber und Wäscher ihre nassen Zeuge zum Trocknen in die Straßen flattern ließen. Das Pflaster war schlecht und unordentlich, der Weg schmutzig nicht nur durch die Wasser des Himmels, sondern auch durch die Unreinlichkeiten, welche man aus den Häusern darauf zu gießen pflegte. ¹⁾

Der König brachte in dieses düstere Chaos zuerst Luft und Licht, indem er durch Polizeiverordnungen die ärgsten Mißbräuche abstellte und für möglichste Alignierung der Straßen euergetische Sorge trug. Es wurde eine Gesellschaft von Unternehmern zur Reinigung der Straßen und Abfuhr der Abfälle gebildet, welche durch einen Dktroi vom Wein entschädigt wurde. Unter des Königs Einwirkung ließen nach einander die Prevots des Marchands (Ober-Bürgermeister) Miron und Sanguin mehrere Sadgassen öffnen, viele Straßen verbreitern, noch mehrere neu pflastern. Eines der dringendsten Bedürfnisse jeder großen Stadt, das reichlichen und gesunden Wassers, wurde durch zahlreiche Brunnen sowie durch Errichtung einer Maschine zur Hebung des Seine-

¹⁾ Isambert, XV. 239 ff. 335 ff.

wassers — leptere eine neue Erfindung des Finanzpräsidenten Claude de Monconnis — befriedigt.¹⁾

Aber Heinrich IV. trug auch selbst zur Verschönerung und Hebung von Paris bei. Mit dem Jahre 1605 beginnend, legte er auf der Stelle des alten Königschlosses der Tournelles die Place Royale an, einen regelmäßig quadratischen Platz von damals unerhörter Größe (5184 Quadrattoisen = 1296 Quadratrußen) mit soliden, hellen und lustigen Häusern, die, von 35 Pavillons unterbrochen, nach der Weise der Zeit sämmtlich ganz gleich gebaut sind und sich im Erdgeschoß mit 144 rings den Platz umlaufenden Arkaden öffnen.²⁾ Dieser Platz, von den Zeitgenossen als unvergleichliches Wunderwerk angestaunt, macht in der That durch die Regelmäßigkeit seiner Gestaltung sowie durch die gefällige Mischung von Ziegeln, Hausteinen und Schiefer und seine Terracottenverzierungen noch jetzt einen tüchtigen und befriedigenden Eindruck, wenn auch die ganze Anlage der Gebäude etwas schwerfällig und plump ist. Die Festigkeit des Baues, die Trefflichkeit der dazu verwendeten Materialien freilich verdienen der heutigen Architektur als Muster vorgeführt zu werden; es hat an diesen Gebäuden seit den 270 Jahren ihres Bestandes keine einzige größere Ausbesserung vorgenommen werden müssen.

Noch nützlicher war die große Verbindungsstraße, welche Heinrich IV. zwischen dem linken Seineufer, der Cité auf der Insel und dem Haupttheile der Stadt auf dem rechten Ufer herstellte. Paris hatte damals nur eine steinerne und mit Wagen befahrbare Brücke.³⁾ Heinrich III. hatte den Bau einer neuen steinernen Brücke, des Pont-Neuf, begonnen, welche die Spitze der Cité-Insel mit den beiden Ufern verbinden sollte; aber es waren erst

¹⁾ Merc. frçs., I. 83 a b. 257 b. — Legrain, Decade 868 f. — P. Matthieu, II. 265 b. — Vgl. André du Chesne, Antiquitez de toute la France (4. Aufl. Paris 1629. 8^o), 99 f.

²⁾ Merc. frçs. I. 163 b. — Legrain, Decade 864 f.

³⁾ P. Cayet, Chr. sept. 282.

zwei Bogen derselben vollendet, die übrigen Pfeiler nur begonnen. Im Jahre 1601 ließ der König die Arbeiten wieder aufnehmen, die bereits am Ende des Jahres 1603 vollendet waren. Diese prachtvolle Brücke ward die Lieblingspromenade der damaligen Pariser. An ihrer Mitte auf der Westspitze der Insel, legte man in Nachahmung der Weise der Place Royale das regelmäßige Dreieck der Place Dauphine (von 3120 Quadrattoisen = 780 Quadratruthen) an, in welche sich mehrere grade und verhältnißmäßig breite Straßen öffneten. Freilich ist dieser Platz noch einfacher, strenger und nüchterner gehalten, als die Place Royale. Nach Heinrich's Plan sollte hier, in der unmittelbaren Nähe des Justizpalastes, sich die Börse erheben. Indessen diese Konstruktionen brachten einstweilen nur halben Nutzen, weil am linken Seineufer sich der Pont-Neuf, abgesehen von den Quais nur auf die Gärten des Kapuzinerklosters öffnete. Der König ließ deshalb seit dem Jahre 1607 hier die gerade, dreißig Fuß breite Rue Dauphine anlegen, welche vom Pont-Neuf aus das Quartier St. Germain bis zur Porte Buffe durchschnitt.¹⁾

Im Jahre 1608 ward eine schöne hölzerne Brücke, der Pont Marchant — wie sie nach ihrem Erbauer genannt wurde — in der Nähe des heutigen Pont-au-Change erbaut. Auf ihr wurden, wie auf dem Pont-Neuf, nach damaliger Sitte zahlreiche Häuser errichtet, welche der Hauptfig der pariser Goldschmiedekunst wurden. Weitere vom Könige beabsichtigte Brücken kamen unter seiner Regierung nicht mehr zur Ausführung, und ebenso wenig sein großer Plan, durch Umwallung der Vorstädte diese mit der eigentlichen Stadt aufs engste zu verschmelzen.²⁾

Paris hob sich zusehends. Im Jahre 1605 zählte es bereits wieder 400,000 Einwohner. Es enthielt mehr als sechzig Kirchen,

¹⁾ Abrégé de Mezeray, VI. 304 f. — Merc. frès. I. 225a. — L'Estoile, IV. 34 f. — Legrain, 865 f.

²⁾ L'Estoile, IV. 203. 244. — P. Matthieu, Histoire de la mort de Henry 1. Gr., 180. — Regnier, Satyre XVI. (XVIII.) B. 59 ff.

von denen einige zwanzig Pfarrkirchen waren, drei große Abteien, acht Priorate, zahlreiche Klöster. Fünfzehn Thore führten in die Stadt.¹⁾ Die Großen und die Reichen ahmten dem Beispiele des Königs nach; alle erweiterten und schmückten Paris mit prächtigen Hotels. „Heute“, sagt im Jahre 1608 ein Pariser mit Stolz, „heute ist diese große Stadt die erste und schönste Europa's“. ²⁾ Ohne Zweifel wäre sie es geworden, wenn Heinrich dazugekommen wäre, seine großartigen Bauentwürfe durchzuführen. Wenigstens behauptet des Königs Topograph, Chastillon, derselbe habe im Viertel der Marais einen halbkreisförmigen Platz, Place de France, anlegen wollen, von welchem acht Straßen mit sechszehn Duerstraßen — deren jede den Namen einer französischen Provinz tragen sollte — fächerartig auszugehen hätten; eine monumentale Verherrlichung der durch Heinrich IV. wiederbegründeten nationalen Einheit Frankreich's, welche der Großartigkeit in Gedanken und Anlage nicht entbehrt haben würde. Keiner von des Königs Nachfolgern hat diesen Plan wieder aufgenommen.³⁾

Mehr als acht Millionen Livres (= 17,330,000 Thaler) hat Heinrich IV. auf Gebäude verwendet.⁴⁾ Neben den erwähnten Nützlichkeitsbauten ist auch die monumentale Architektur von ihm berücksichtigt worden. Unter seiner Einwirkung ließ der Bürger-

¹⁾ A. du Chesne, *Antiquitez de toute la France*, (4. Aufl. Paris 1629 8.) p. 33 ff. — Die drei Abteien waren: Ste Genevieve, St. Victor (beide Augustiner-M.) und St. Germain des Prés (Benediktiner-M.); Klöster besaßen die Karthäuser, Jakobiner, Dominikaner, Augustiner, Cluniacenser, Cistercienser, Prämonstratenser, Cölestiner, Bernardiner (Jeuillants).

²⁾ Abr. de Mezeray. VI. 305. — L'Estoile, IV. 176. 203. — P. Matthieu, II. 266a. — Relaz. di Ang. Badoer, 85.

³⁾ Man hat hiaweilen bezweifelt, ob Heinrich wirklich diesen Plan gehegt habe. Indes dieser Zweifel wird widerlegt durch folgende Stelle aus des unverdächtigen Jeannin Rede: A la memoire perpetuelle de Henry Quatriesme (Brüssel, Bibl. de Bourg. MS. nr. 10,739): Il fist faire . . . les places Royale et du Temple, autant de belles rues dans les Marais du Temple qu'il y a de provinces. Jeannin glaubt also sogar an die baldige wirkliche Ausführung des Planes.

⁴⁾ MS. Jeannin, A la memoire etc.

meister Miron den Rest der Fagade des Stadthauses ausbauen: ein Werk, welches sich indeß weder durch Geschmack noch durch Großartigkeit auszeichnete. Dagegen war das Innere mit wohlgeordneter Pracht geschmückt. Heinrich faßte die von Napoleon III. verwirklichte Idee, Tuilerien und Louvre mit einander zu verbinden, und begann, dieselbe in's Werk zu setzen. Die „Große Galerie“ des Louvre ist sein Werk, mit einer Länge von 1362 Fuß. Ebenso führte er die Fagade der Tuilerien, die nur einen geringen Theil der jetzigen Länge hatte, bis dicht an die Seine weiter und ließ hier den Flora-Pavillon errichten. Seine Architekten waren bei diesen Bauten Etienne du Peron und besonders Jean-Baptiste und Jacques du Cerceau, die Söhne eines berühmtern Vaters. Diese Bauten sind weit davon entfernt, die reiche, mannigfaltige und doch regelmäßige Schönheit der Renaissancezeit und des 16. Jahrhunderts zu bewahren. Sie zeigen eine gewisse massenhafte Großartigkeit, sind aber in allen Einzelheiten barock, widersinnig, geschmacklos. Jedes strengere Festhalten an einheitlicher Composition hört auf, und die Rustica-Ornamentik tritt in recht häßlicher und störender Form auf.

Für seine beiden liebsten Maitreffen erbaute Heinrich die Schlösser von Monceaux und Verneuil, die jezt nicht mehr existiren und von denen nicht einmal eine genügende Abbildung übrig ist.

Auch das prächtige Schloß von St. Germain en Laye ist, wie es von diesem Könige an der Stelle der jetzigen großen Terrasse angelegt werden war, völlig verschwunden. Es war von beträchtlicher Ausdehnung und enthielt einen schönen Garten, der mit Grotten, Statuen, Springbrunnen nach italienischer Art reich verziert war und terrassenförmig bis zur Seine hinabstieg.

Ebenso verdoppelte er die Gebäude des von Franz I. angelegten Schlosses von Fontainebleau, wo er sich einen großen Theil des Jahres hindurch aufzuhalten pflegte, um in dem benachbarten ausgedehnten Walde zu jagen. Indeß auch diese Gebäulichkeiten zeigen die Dekadenz der Baukunst; auszunehmen ist etwa

das große Thor auf dem Waffenplatze, ein Werk Samin's, das in der That imposanteste und würdigste Erzeugniß der Architektur unter der Regierung Heinrich's IV.

An gottesdienstlichen Gebäuden ist unter Heinrich's IV. Regierung wenig Bedeutendes gebaut worden;¹⁾ höchstens ist zu erwähnen, daß er die Wiederaufrichtung der von den Hugenotten zerstörten Kreuzeskirche in Orleans begann.

Man sieht, an Ermuthigung und Gelegenheit sich auszuzeichnen hat es Heinrich den Architekten nicht fehlen lassen. Er stellte ihnen die verschiedenartigsten Probleme, Bauten zu den mannichfaltigsten Zwecken — auch das Zeughaus in Paris ließ er errichten. Wenn sie all' dies nicht besser zu benützen verstanden, so lag das zum größten Theile an allgemeinen Verhältnissen. Die Kunst der Renaissance hatte ihren Höhepunkt überstiegen und ging mit schnellen Schritten abwärts, in dem Massenhaften, Kräftigen, Ungeheuerlichen Ersatz suchend für wahrhaft fruchtbare und künstlerische Ideen, die ihr allgemach abhanden gekommen waren. Eine falsche Einfachheit und „Majestät“ verdrängte die feine reiche Gliederung der französischen Baukunst des 16. Jahrhunderts.²⁾

Raum geringere Einwirkung hat der König auf die übrigen Künste ausgeübt. Die von ihm erbauten Räumlichkeiten des Louvre und der Tuilerien sowie das Hotel de Ville wurden mit zahlreichen aber unbedeutenden Skulpturen geschmückt. Der hervorragendste von allen Bildhauern, deren Blüthezeit unter die Regierung Heinrich's fällt, ist Francheville (geb. 1548 in Cambrai). Er war ein Schüler Johann's von Bologna, seinerseits eines Schülers von Michel Angelo. Orpheus und Cerberus, David und Goliath, eine Marmorstatue Heinrich's IV. sind noch von ihm vorhanden. Wenn ihm auch die Manierirtheit der florentiner Schule anhaftet, so bezeugen doch seine Statuen geschickte Anlage,

¹⁾ Eine Liste der betr. Kirchen bei Legrain, 868 f.

²⁾ Vgl. über diesen Abschnitt F. Kugler, Geschichte der Baukunst, Bd. IV. (Stuttg. 1867), Buch II (von W. Lübke), Kap. VIII. S. 275 ff.

kräftige und feine Ausführung. Barthélemy Prieur's, des bekannten Portraitbildhauers, Glanzzeit war während Heinrich's Regierung bereits vorüber. Er arbeitete freilich noch fleißig, selbst an Idealstatuen, aber das Streben nach Eleganz und Künstlichkeit hatte die frühere Schlichtheit und Naturwahrheit gänzlich bei ihm überwunden; Kraft und Großartigkeit der Auffassung hatte er nie besessen. Peter Bont's (gest. 1609) Meisterwerk ist die schöne Reiterstatue Heinrich's IV. über dem Portal des Stadthauses. Aber von Talenten ersten Ranges, die mit einem Jean Goujon oder selbst Germain Pilon verglichen werden könnten, ist zu Heinrich's IV. Zeit nichts zu spüren. Sie ist schon die Vorläuferin der Roccocoepoche; alles wird schwer und manierirt.

Noch schwächer, als die Skulptur, war die Malerei in dieser Epoche in Frankreich vertreten. Und doch förderte der König sie auf jede Weise. Junge Leute, die ihm talentvoll schienen, ließ er ausbilden und schickte sie zur Vollenbung ihrer Studien nach Rom. Seinem dortigen Gesandten trägt er in einem trefflichen Briefe auf, für die jungen Künstler „väterlich“ zu sorgen.¹⁾ Aber das Genie läßt sich nicht geben. Das frisch sprudelnde Leben der Renaissance ist erloschen; nüchterne Verständigkeit ist an seine Stelle getreten. Es hatte sich damals der allgemeinen und souveränen Herrschaft die bolognesische Schule der Carracci bemächtigt. Die Strenge, Gewissenhaftigkeit, Keuschheit und ausgebildete Technik dieser gelehrten eklektischen Malerschule behüteten deren Anhänger davor, geradezu Schlechtes hervorzubringen. Aber die Begeisterung, der mächtige Impuls, die erhabene Entfaltung der Einbildungskraft, welche allein geniale Werke einzugeben vermögen, fehlten, und so gehen denn die Bilder, mit denen Dubreuil, Jacob Lunel und viele andere die Galerien des Königs im Louvre und in den Tuilerien schmückten, nicht über das Mittelmäßige hinaus; das einzige, worin sie Besseres leisteten, war das Portrait.

¹⁾ Lettr. Miss. VII. 771.

Indeß ein Künstler ragt über seine Genossen um vieles hinaus: Martin Fréminet. Er wußte sich von den bologneser Einflüssen völlig zu befreien und schloß sich direkt Michel Angelo an, einem gewiß etwas gefährlichen Muster, dem aber seine kühn und originell entworfenen, schwungvoll und natürlich ausgeführten Arbeiten keine Unehre machen. Sein trefflichstes, wahrhaft großartiges Werk sind die Fresken in der Dreifaltigkeitskapelle in Fontainebleau, welche die Geschichte der Welt von der Schöpfung bis zum Tode Christi schildern, sie durch zahlreiche allegorische Figuren unterbrechend und vervollständigend.

Fréminet hatte keine Schüler. Seine wie des wenig jüngern Bouet Bemühungen, einen selbständigen frischen Zug in die französische Malerei zu bringen, waren vergebens. Die eklektisch-antikisirende Richtung erhielt entschieden das Uebergewicht.¹⁾

Im Guten wie im Schlimmen wurde in Heinrich's IV. Zeit der Keim gelegt zu allem, was wenig später die Glanzzeit Frankreich's charakterisirte. Auch die Kunstrichtung des „Zeitalters Ludwig's XIV.“ ist im Beginne des 17. Jahrhunderts begründet worden. —

Mit kaum geringerem Eifer als für die Kunst sorgte der König für Unterricht und Wissenschaft. Freilich müssen wir hier sofort eine bedeutende Einschränkung machen. Wenn wir von Unterricht sprechen, so wird dabei nur von dem höhern Unterrichte die Rede sein. Für Volks- oder professionellen Unterricht hat der König nicht das mindeste gethan. Wir haben uns deshalb die Volksbildung auf dem Lande auf der möglichst niedrigen Stufe vorzustellen; während in den Städten das lebhafteste politische Interesse der letzten dreißig Jahre die Kunst des Lesens ziemlich allgemein gemacht hatte.

Frankreich besaß damals dreizehn königliche Universitäten:

¹⁾ Vgl. hierzu F. Kugler, Geschichte der Malerei, II. 273 ff.; freilich gerade über unsere Periode recht wenig enthaltend.

Paris, Toulouse, Bordeaux, Poitiers, Bourges — durch Cujacius verherrlicht —, Orleans, Angers, Cahors, Caen, Nantes, Valence, Montpellier und Rheims. ¹⁾ Montpellier war zu einer der reformirten Akademien geworden, deren es außerdem noch vier: zu Montauban, Saumur, Nîmes und Sedan, gab. ²⁾ Indessen müssen wir uns die Universitäten nicht nach heutiger Weise eingerichtet vorstellen; sie umfaßten vielmehr in ihren Kollegien auch den Unterricht, welchen wir jetzt den Gymnasien zuweisen würden. Lateinische und griechische Grammatik, die Lektüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller wurde in elementarer Weise betrieben. Die sogenannte Artisten-Fakultät hatte sich mit anderem fast gar nicht zu beschäftigen; sie sollte eine Vorbereitungsstufe für die andern Fakultäten sein. ³⁾

Die bei weitem bedeutendste von diesen Universitäten war die pariser, seit einem halben Jahrtausend die berühmteste Schule der Christenheit, „die Mutter der Wissenschaften“. Sie bestand damals aus vier Fakultäten: der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der freien Künste. Die letztere, als die zahlreichste, zerfiel in vier Nationen: Franzosen, Picarden, Normannen, endlich Deutsche und Engländer; jede Nation stand unter einem Prokurator. An der Spitze der gesammten Universität befand sich der Rektor, an der jeder Fakultät und der Körperschaft der königlichen Professoren je ein Dekan. Die 47 Kollegien der Universität wurden durch ebenso viele „Regenten“ geleitet. ⁴⁾ Indeß trotz äußeren Glanzes waren die Studien an der Hochschule recht gesunken. In der juristischen Fakultät durfte nur noch kanonisches Recht gelehrt werden; in der artistischen Fakultät laß man an Stelle der alten

¹⁾ MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 10b.

²⁾ Th. I. S. 165 Anmerk. 2.

³⁾ Statuta facultatis artium artic. XIII. ff; Recueil des lois et règlements concernant l'instruction publique, I. 4 f.

⁴⁾ MS. Remarques etc., fol. 48b. — L'Estoile, III. 57 f. — Die Doktoren und Professoren der philosophischen Fakultät durften nicht verheirathet sein; Du Chesne, Antiquitez, 119.

Klassiker mittelalterliche und moderne Latinisten von geringem Werthe.¹⁾ So wie Heinrich im Jahre 1594 Paris betreten hatte, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, die Universität zu reorganisiren, zumal er deren Einfluß in den Zeiten der Liga zu seinem Nachtheile wohl erfahren hatte. Es wurde zu diesem Zwecke eine Kommission ernannt, welcher Reinald von Beaune Erzbischof von Bourges, ein durch Gelehrsamkeit und Welterfahrung gleich hervorragender Mann, vorsah. Im Jahre 1600 hatte diese Kommission für die gesammten Fakultäten neue Statuten ausgearbeitet, die sich wirklich durch verständigen Sinn und ziemlich liberale Gesichtspunkte empfehlen. In feierlicher Sitzung der Universität wurden sie im Beisein einer Parlamentsdeputation am 18. September 1600 verkündigt. Jeder Baccalaureus und Doktor mußte künftig dem Könige und den Staatsgesetzen Treue schwören.²⁾

Indeß des Königs Interesse an der Anstalt bethätigte sich durch noch verdienstlichere Maßnahmen. Er besoldete zwei öffentliche Professoren der Theologie, die von der Sorbonne gewählt, täglich unentgeltliche Vorlesungen über die Gottesgelehrsamkeit hielten. Er stellte das von Franz I. gestiftete, in den Unruhen der Bürgerkriege aber untergegangene College Royal (das heutige College de France) wieder her mit zwanzig Lehrstühlen; den Gehalt der Professoren erhöhte er von 600 auf 900 Livres (von 1300 auf 1950 Thaler nach heutigem Geldwerthe). Heinrich bemühte sich, der Universität den alten Glanz zurückzugeben, indem er die bedeutendsten Gelehrten an dieselbe berief. So ließ er, wie mehrmals erwähnt, Casaubon von Montpellier nach Paris kommen, um hier die humanistischen Studien wieder zu beleben, und sorgte für dessen Wohlergehen auf alle Weise. Neben Griechisch und Lateinisch wurde auch Hebräisch an der Universität ge-

¹⁾ *Statt. fac. artium artic. XXIII. p. 5.*

²⁾ *Thou l. CXXIII. p. 896 f. — L'Estoile, III. 295 f.*

lehrt, wie dies auf den protestantischen Akademien längst Brauch war. Freilich, der Gebrauch der Muttersprache blieb von der gesamten Universität, allen ihren Kollegien verbannt. Die Unterrichtssprache war und blieb auch nach dieser Reorganisation ausschließlich die lateinische. Die Unterrichtsstunden dauerten von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags.

Das College Royal wollte Heinrich gegen Ende 1609 zu einer eigenen Anstalt erheben. Er beabsichtigte zu diesem Zwecke ein großes Gebäude mit Hörsälen, Bibliothek, Wohnräumen für die Professoren und dergleichen zu errichten und es mit 10,000 Goldthalern (65,000 Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich zu dotiren. Es sollte ein Musterinstitut werden, an welchem die bedeutendsten Gelehrten der Welt zu unterrichten hätten. Indes der Tod entriß ihn der Ausführung dieses Planes, für welche er bereits eine Kommission, bestehend aus den kompetentesten Männern, gebildet hatte: dem Cardinal Du Perron, Sully, dem Parlaments-Präsidenten de Thou — dem berühmten Geschichtsschreiber — und dem Rathe Gillot, einem der Verfasser der großen Menippischen Satyre.¹⁾

Nicht minder wie die Universität hat der König das kaum weniger wichtige Institut der öffentlichen Bibliothek gefördert. Diese, von Karl V. gestiftet, war durch ihren diebischen Verwalter De Nully fast ganz zerstört worden. Kaum nach Paris zurückgekehrt, übergab Heinrich ihre Verwaltung dem ebenso feingebildeten wie ehrenhaften Präsidenten De Thou, welcher den Dieb zur Rückgabe der meisten geraubten Schätze nöthigte. Thou vereinigte mit diesen die Bibliothek der Königin Katharine von Medici, die sich vorzüglich durch 800 griechische Manuscripte auszeichnete, brachte sie in einem würdigen Lokale unter und eröffnete sie dem

¹⁾ L. M. V. 80. — Sully, III. 207 f. 341. — Legrain, 870 f. — MS. Jeannin, A la memoire de Henry Quatr. (Brüssel). -- Merc. frès. I. 288 b. f. — Vgl. zu diesem Abschnitte Ludwig Hahn, das Unterrichtswesen in Frankreich (Breslau 1848), I. 74 ff. 99 f.

Publikum. Seit dem Jahre 1603 erhielt die Bibliothek in Casaubon den angemessensten Leiter.

Zahlreiche französische und auswärtige Gelehrte und Dichter bedachte Heinrich mit Geschenken und Pensionen, so dem Muster Franz I. folgend und selber seinem Enkel Ludwig XIV. ein viel nachgeahmtes Beispiel gebend. Hugo Grotius, Justus Lipsius, mehrere andere große Gelehrte des Auslandes suchte er durch hohe Versprechungen nach Paris zu ziehen.¹⁾

Es ist nicht möglich, hier eine Geschichte der Wissenschaften zur Zeit Heinrich's IV. zu geben. Das würde den Zweck und den Rahmen dieser Darstellung völlig überschreiten. Erwähnen wir nur einige hervorragende Männer, um die geistige Thätigkeit in dem neuen Frankreich, welches Heinrich IV. begründet hatte, zu charakterisiren. Die verschiedensten Gebiete wurden mit großem Erfolge angebaut. Der kritische Geist, durch Rabelais und Montaigne nach Frankreich verpflanzt, ließ in allen Wissenszweigen neue Bahnen einschlagen. Franz Viète erhob die Algebra durch Einführung der Buchstabenrechnung zu dem Range einer Wissenschaft und wandte dieselbe auf die Geometrie an: eine Entdeckung, die man fälschlich Descartes zugeschrieben hat. Karl Duchesne benutzte die Chemie zu medizinischem Zwecke, und seine „Pharmacopœe“ bildete noch zu Boerhaave's Zeit ein allgemein benutztes Lehrbuch. Der jüngere Johann Riolan war ein vorzüglicher Anatom, der Vertheidiger der praktischen Medizin gegen die ausschweifenden Theoreme der Chemiker. Freilich wurden Arzneien in großer Menge und in hoher Kostspieligkeit verschrieben; so war es auch nicht selten, daß Apotheker ganz außerordentliche Reichthümer erwarben. Oliver de Serres' bahnbrechende Verdienste um Theorie und Praxis der Landwirthschaft sind schon erwähnt worden. Die französischen Philologen: Joseph Scaliger,

¹⁾ Merc. frçs. I. 345 b. — L'Estoile, IV. 294. — Ueber Heinrich's IV. Siehe zu den Wissenschaften (aus dem Französi.); Helmst. 1792; S. 16 f. 150 f.

Mercier des Barbes, Casaubon, waren damals die bei weitem vorzüglichsten in ganz Europa. Während sie die antiken Schriftsteller herausgaben und erklärten, wurden dieselben von Du Bair, Malherbe, Coëffeteau, freilich recht mangelhaft, übersetzt. Der Geist der Antike war noch mächtig in den Männern der Bürgerkriege; Heinrich IV. selbst hatte sich einen klassischen Wahlspruch erkoren: *ἡ νικᾷν ἢ ἀποθᾶναι*; und den Plutarch bezeichnete er seiner Gemahlin als „den Unterweiser seiner Jugend“. ¹⁾ — Peter Pithou, eine Zierde des Juristenstandes, veröffentlichte die *Lex Wisigothorum* und vertheidigte siegreich die gallikanische Kirche gegen die Anmaßungen der Ultramontanen. In der Philosophie ist ausschließlich Montaigne's Schüler und Nachfolger, der kühne und konsequente Skeptiker Charron zu erwähnen. ²⁾ In der Geschichtschreibung war man außerordentlich thätig. Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten auf diesem Gebiete war La Popeliniere (1540—1608). Er vertheidigte nicht nur die Verwendung der französischen Sprache für gelehrte Werke lebhaft gegen die lateinische, sondern war auch der erste, der sich bemühte, die Kritik auf den Boden der Historiographie zu verpflanzen. In seinem Buche „Geschichte der Geschichten“ ³⁾ giebt er eine räsonnirende Uebersicht alter und moderner Geschichtschreiber, bemüht, bei jedem die demselben eigenthümlichen Vorzüge und Mängel, besonders die Leptern, aufzuweisen. Alten Fabeln tritt er, auch wenn sie noch so festgewurzelt sind, mit bestimmtestem Unglauben entgegen; die zu seiner Zeit allgemein angenommene Geschichte von dem Trojaner Francus, welcher das Volk der Franken begründet habe, verwirft er. Auch Johann von Serres', eines jüngern Bruders des berühmten Oliver, muß hier gedacht werden. Er gehörte zu dem großen Kreise tolerant und unabhängig denkender

¹⁾ P. Cayet, *Chronologie novénaire* (Michaud et Poujoulat, I., XII.) 166. — L. M. V. 462 f. — Journ. inéd. de L'Est. p. 9.

²⁾ Ueber Charron findet man ausführliche Nachricht bei Tennemann. *Geschichte der Philosophie*, IX. 458—487.

³⁾ *Histoire des Histoires*, Paris 1599, 8°.

Männer, welche damals die Voten einer bessern, freier gesinnten Zeit waren, wie De Thou, Sully, De Fresnes, L'Estoile, Casaubon; wie Iepterer und wie später Leibnitz strebte er, der geborene Calvinist, die Versöhnung der neuen und der alten Kirche an. Als er so kühn war, ein eigens diesem Zwecke gewidmetes Buch herauszugeben,¹⁾ wurde er von den Assembleen seiner Glaubensgenossen in die Acht gethan. Heinrich IV., der nicht leicht einen so gesinnten Mann unbeachtet ließ, entschädigte ihn für jene Unduldsamkeit, indem er ihn zum Historiographen von Frankreich ernannte. Auch als Geschichtschreiber bewahrte er seine Unabhängigkeit den überkommenen Autoritäten gegenüber:²⁾ die Erzählungen von König Pharamund führte er nur mit beständigem „soll“ und „man sagt“ kurz an, um sich dafür weitläufig und mit gutem Verständniß mit den Sitten und Einrichtungen der alten Franken zu beschäftigen. — Als Historiker von bleibendem Werthe sind freilich nur zwei Männer — von sehr verschiedenen Richtungen — zu nennen: De Thou und Aubigné, die ich übrigens schon an einer andern Stelle zu charakterisiren versucht habe.³⁾

Es ist bereits bemerkt worden, daß der hohen Bildung in einem Theile der obern Schichten des französischen Volkes die grobe Unwissenheit in den untern gegenüber stand. Man kann sich deshalb über die ausgedehnte Herrschaft des Aberglaubens in dem damaligen Frankreich nicht wundern. Noch immer zog der wilde Jäger mit Peitschengesknall und Hundegebell durch die Wälder, noch immer fraßen in Wehrwölfe verwandelte Menschen die Frauen und Kinder: während die Dämonen mehr als je sich darin gefielen, menschliche Leiber zu ihren Wohnstätten zu erküren.

Im Jahre 1599 gab es einen höchst erbitterten Streit zwischen den Kapuzinern — den Teufelsbeschwörern von Beruf — und den Aerzten, welche Ieptern bereits von der Aufklärung angesteckt waren,

¹⁾ Apparatus ad fidem Catholicam, Paris 1597 fol.

²⁾ Inventaire général de l'histoire de France, Paris 1597, 12°.

³⁾ Th. I. S. 382 f. 388 ff.

wenn sie auch prinzipiell die Teufeleien noch nicht zu leugnen wagten. Brosfrier, ein Weber aus dem Städtchen Romorantin, ward der mühsamen und wenig einträglichen Arbeit überdrüssig und stiftete seine Tochter Martha, ein Mädchen von zwanzig Jahren, an, sich als vom Teufel besessen zu geben; so zog er mit ihr in Städten und Dörfern herum und stellte sie für Geld zur Schau aus. Endlich kam er mit dem Mädchen, das seine Rolle geschickt in Gemäßheit der über diesen wichtigen Gegenstand geschriebenen Bücher zu spielen wußte, auch nach Paris. Die Kapuziner bemächtigten sich dieses interessanten Falles, aber bei einer großen Probe in der Kirche St. Genevieve — dem Pantheon — gelang es dem Doktor Mareschot, den angeblichen Dämon ohne Exorzismus ganz trefflich im Zaune zu halten. Die berühmtesten Aerzte, unter ihnen auch Niclan, erklärten, hier könne von einer Besessenheit nicht die Rede sein, das Mädchen sei theils Betrügerin, theils hysterisch. Die Geistlichen aber wollten die willkommenen Beute sich nicht entreißen lassen; ganz Paris theilte sich in zwei Parteien über die Frage, ob Martha Brosfrier wirklich besessen sei oder nicht, Tumulte fanden Statt: da schritt das Parlament ein, nahm die Betrügerin in Gewahrsam und unterwarf sie genauer ärztlicher Untersuchung. Die Geistlichen riefen nun freilich von den Kanzeln über Religionsverlegung, da das Exorzisiren ausschließlich Sache der Kirche sei; aber das Parlament ließ sich nicht einschüchtern. Es bestrafte die kesseln Prediger und sandte Martha Brosfrier sammt ihrem Vater unter scharfer Verwarnung nach Romorantin zurück, das sie ferner ohne richterliche Erlaubniß nicht mehr sollten verlassen dürfen.¹⁾

Diese Niederlage der Exorzisten verhinderte freilich nicht, daß wenige Jahre später eine „Besessene“, deren Dämon wahrzusagen verstand, ungeheuren Zulauf hatte: selbst der fluge Beichtvater

¹⁾ Thou l. CXXIII. p. 879 f. — P. Matthieu, l. 161 b ff. — Estoile, III. 246 f. 249 ff. — Abr. de Mezeray, VI. 202.

des Königs, der Jesuit Cotton, machte sich lächerlich, indem er an die Betrügerin Fragen über die wichtigsten Gegenstände in Politik und Wissenschaft richtete.

Der verderbliche Glaube an Hexen und Zauberer war allgemein und fuhr fort, zahlreiche Unschuldige, Betrüger und Betrogene zum Opfer zu fordern. Im Jahre 1606 ward ein Zauberer in Grenoble hingerichtet. Im Jahre 1608 wurde ein Edelmann in Paris enthauptet, weil er ein wächsernes Abbild des Königs mit Nadeln durchbohrt hatte, um den Tod jenes herbeizuführen.

In demselben Jahre wurden mehrere Leute unter der Anklage der Zauberei eingezogen. Sie sollten sich zum Sabbathe auf der alten Richtstätte zu Montfaucon versammelt, Teufelsmessen gesungen und mit den Worten: Hoc est enim corpus diaboli, vom Leibe des Teufels das Abendmahl genommen haben; ein Priester, behauptete man, habe statt der Hostie eine Kröte konsekrirt. Im Juni 1609 wurden die Unglücklichen sämmtlich verbrannt. Denselben Tod erlitten in Bordeaux im März 1610 drei Spanier und eine Spanierin, die durch Zaubereien Feldfrüchte vernichtet, Thier und Menschen bis zum Tode geschädigt und die Kunst besessen haben sollten, augenblicklich die weitesten Entfernungen zu durchfliegen. Es versteht sich, daß in einer Zeit, wo der Aberglaube ebenso allgemein verbreitet war, wie die Sucht nach Reichthum und Genuß, die Schatzgräberei in hoher Blüthe stand. Ebenso wußten die Verfertiger von Zauberkräften von unglücklichen Liebhabern viel Geld zu ziehen.¹⁾

So standen sich damals alte und neue Zeit in unvermitteltem Zwiespalt gegenüber. Auf der einen Seite Bildung, Aufklärung, gelehrtes Streben; auf der andern Verdummung und finsterster Aberglaube, der leider das praktische Leben noch auf weiten Ge-

¹⁾ Thou I. CXXXII. 1053. — Manusc. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020. fol. 267 a ff. — Estolle, IV. 130. 167 f. — Merc. frçs. I. 247 a ff. — Discours de trois Espagnols et une Espagnolle etc.; bei E. Fournier, Variétés historiques et littéraires, I. 87 ff.

bieten beherrschte und von den höchsten Autoritäten des Staates anerkannt und getheilt wurde.

Mit diesem Aberglauben ging dann zum Theil in den gebildeten Kreisen der krasseste Unglaube Hand in Hand. Es gab Gesellschaften in der Hauptstadt, wo der Materialismus um so willkommener war, je cynischer er auftrat. Ein Sekretär des Königs scheute sich nicht, auf dem Sterbebette zu sagen, daß er stets sehr gern seinen Antheil am Paradiese für fünfzig Jahre längern Lebens aufgeben würde, und sich folgende Grabchrift zu setzen:

„Ich lebte sorgenlos und sterbe ohne Schmerz;
 „Da keinen ich beweint, wird niemand mich beklagen.
 „Wohin ich jezo geh', davon weiß nichts mein Herz;
 „Mag doch der Theolog dreh, was er wolle, sagen.“

Nicht weniger kam es vor, daß Verbrecher auf dem Richtplatze jeden priesterlichen Beistand zurückwiesen und laut ihren völligen Unglauben aussprachen.¹⁾

Auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens ist die Regierung Heinrich's IV. eine Zeit des Ueberganges, wo das Alte, längst Ueberlieferte zwar noch seinen Platz behauptet, aber nur in immer mühsamern Kampfe gegen das mächtig andringende Neue, das vom Throne selbst aus lebhafteste Begünstigung erfährt: ohne daß damit gesagt sein soll, das Neue sei auch immer das Bessere gewesen.

Auf manchen Gebieten ist dies ganz entschieden nicht der Fall; und zu denselben gehört vor allem die Dichtkunst. Kein Zweifel, daß die Epoche Heinrich's IV. den Grund zu der ganzen Weise der spätern französischen Poesie gelegt hat, daß damals die Richtung und die Grenzen bestimmt worden sind, innerhalb welcher die Litteratur Frankreich's im 17. und 18. Jahrhundert sich bewegte. Die neue Schule, die mit Malherbe hervortritt, trägt den Sieg davon über die Dichter, welche noch den Spuren Marot's, Ron-

¹⁾ Estoile, III. 428 f. 530.

farb's und der Pleiade folgten. Aber nicht zum Heile. An Stelle des rauhen, festen, oft ungeschliffenen und selbst rohen, dabei aber stets frischen, selbstbewußten, stolzen, lebenslustigen und wahren Frankreich, wo jeder Stand, jedes Individuum seine eigenthümliche Berechtigung besitz und ausüben will: tritt auch in der Poesie ein höfisch feines, abgemessenes, wohlgebildetes oft geschmackvolles Wesen, dem aber leider Originalität, Kraft, Innerlichkeit, Wahrheit gänzlich abgehen. „Ihre Hauptaufgaben“, sagte ein ausgezeichnete Kritiker von dieser Art der Poesie,¹⁾ „waren Lob der Fürsten und Frauen; Unterhaltung der Gesellschaft, sei es ihr schmeichelnd durch sinnreiche Galanterie, sei es auf ihre Kosten durch witzige Medisance, immer aber innerhalb gewisser konventioneller Schranken und nach einem normalen, Alles nivellirenden und daher auch Allen erreichbaren Maße, dem jeweiligen bon ton der eleganten Gesellschaft, mit Zurückdrängung jeder abnorm sich ausprechenden, darüber sich erhebenden Subjektivität, die leicht als mauvais genre angesehen werden könnte; und daher Gleichförmigkeit bis zur Monotonie, Aeußerlichkeit bis zur Flachheit, Beobachtung des Herkömmlichen bis zur Banalität“.

An der Spitze dieser neuen Schule stand François de Malherbe (1555 bis 1628).²⁾ Man weiß, wie übermäßig dieser Dichter von den Kritikern des goldenen Zeitalters, Voileau, LaHarpe und andern, gefeiert worden ist. Enfin Malherbe parut, ruft Voileau aus, von diesem Manne die neue, schöne Epoche der französischen Litteratur datirend. In der That besitz er der „klassischen Periode“ pedantische Regelmäßigkeit, wohlklingende Verse, elegante und gelehrte Anspielungen und knechtische Gefinnungen. Malherbe hat nach einander ohne Unterschied Heinrich III., die Eizisten, Heinrich IV., die Regentin, Ludwig XIII., Richelieu und dessen Feinde gepriesen, je nachdem sie die Herrschaft

¹⁾ Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalalliteratur (Berlin 1859) S. 732.

²⁾ Poésies de Malherbe, Paris 1800, 12^o.

in Händen hatten. Daß er formell viel zur Vollenbung der französischen Dichtkunst beigetragen hat, möchte ich nach dem Zeugniß so kompetenter Richter nicht in Abrede stellen. Aber sonst leitet er die Wendung zum Schlimmen ein; von Originalität, Wiß, Phantasie zur Kälte, Gezwungenheit, Nüchternheit, Einförmigkeit! Man hat in neuerer Zeit gesagt, Malherbe sei überhaupt kein Dichter, sondern nur ein Vers- und Sprachkünstler gewesen; und wenn wir Reichthum der Erfindung, Enthusiasmus, Schwung, lebhaftes Phantasie zu den nothwendigen Erfordernissen eines wahren Dichters zählen, so ist Malherbe sicherlich keiner. In seiner langen Schriftstellerlaufbahn gelang es ihm nur selten, in seinen mühsam gearbeiteten Gedichten einen originellen und erfreulichen Gedanken, eine glückliche Wendung anzubringen; und selbst wo er dies einmal erreicht, wie in den Stansen an Du Perrier über den Tod von dessen Tochter:

Et rose elle a vécu ce que vivent les roses
L'espace d'un matin;

verwässert er den Eindruck wieder durch unendliche Verse voll der gewöhnlichsten Gemeinplätze. Den gerühmten „Geschmack“ bei Malherbe zu finden, ist mir unmöglich. Was soll man zu einem Dichter sagen, der den König Heinrich IV. seiner Geliebten mittheilen läßt: er sei aus Liebe ein Skelett geworden und seine Haut so trocken, wie ein verfrorenes Beilchen?¹⁾ oder welcher eine langathmige Schilderung von Bellegarde's Kummer über den Tod Heinrich's IV. damit endet, „man hätte schließlich ‚Alceppen‘ wohl trösten können, indeß derselbe habe sich die Ohren verstopft,

¹⁾ Chanson pour Henri le Grand sur l'absence de la princesse de Condé:

Aussi suis-je un squelette;
Et la violette
Qu'un froid hors de saison
Ou le soc a touchée,
De ma peau séchée
Est la comparaison.

Wie kann man dergleichen mit dem Namen „Poesie“ belegen!

„aus Furcht etwas zu hören?“¹⁾ oder der von seinem Liebchen behauptet, „sie sei eigentlich die Sonne, welche der Welt den „Wechsel der Jahreszeiten anzeige?“²⁾ Und den Mann, der solche Flachheiten und Abgeschmacktheiten aus seiner Feder bringen konnte, rühmt Loharpe als das „erste Muster des edlen Styles und den Schöpfer der lyrischen Poesie“; und noch ein ganz moderner französischer Schriftsteller läßt sich von dem langgehegten Vorurtheile so befangen, daß er sagt: „Malherbe vollendete bei uns „die Schöpfung der höhern Dichtungskunst; er vervollkommnete eine „der Spezies dieser Art, die lyrische Poesie, in dem Maße, daß er „als deren wahrer Schöpfer zu betrachten ist.“³⁾ In der That, Malherbe ist das würdige Muster jener durch zwei Jahrhunderte in Frankreich herrschenden Dichterschule, welche „die Muse zu den Regeln der Pflicht zurückführte“⁴⁾ und kalt und pedantisch in sorgfältig gefeiltten Versen eine unwahre und deshalb bombastisch aufgeblähte Leidenschaft zur Schau auspulte, und deren Poesien Byron mit Recht als „leeres Wortgeflapper“ bezeichnete.

Malherbe genoß die Freude des Gerechten, durch sein Beispiel einen Sünder sich bekehren zu sehen. Vertaut (1552—1611), einer der geschmacklofesten und langweiligsten Anhänger der Ronsard'schen Schule, verließ dieselbe in seinen letzten Lebensjahren; er fühlte sich durch die eide Regelmäßigkeit Malherbe's

¹⁾ Stances sur la mort de Henri le Grand, au nom du duc de Bellegarde:

Ainsi de cette cour l'honneur et la merveille,
Alcippe soupiroit, prêt à s'évanouir.
On l'auroit consolé; mais il ferma l'oreille,
De peur de rien ouïr.

²⁾ Stances pour Alcandre, au retour d'Oranthe:

Certes l'autre soleil d'une erreur vagabonde
Court inutilement par ses douze maisons;
C'est elle (die Geliebte) et non pas lui, qui fait sentir au monde
Le change des saisons!

³⁾ Poirson, IV. 405.

⁴⁾ Qui réduisit la muse au règles du devoir.

Boileau.

unwiderstehlich angezogen.¹⁾ Ein anderer Dichter, den man gewöhnlich für einen Schüler Malherbe's ausgiebt, zeigt in Wahrheit nicht die mindeste Aehnlichkeit mit demselben: Honorat de Bueil, Sieur de Racan²⁾ (1589—1670). So viel Hochachtung Racan auch persönlich Malherbe bezeugt hat, so ist er doch keineswegs in dessen Manier verfallen; nur in Bezug auf Reinheit des Verbaues und der Sprache hat er seine Ermahnungen und sein Beispiel sich zu Herzen genommen. Sonst ist Racan ebenso anmuthig, natürlich, liebenswürdig, anspruchslos, wie Malherbe gespreizt, unwahr, hochtrabend und doch flach. Racan will von dem „höhern Genre“ des Malherbe nichts wissen; Liebe, Frühling, Hirten, Wein sind seine Gegenstände.

Noyons nostre ennuy dans le verre
 Sans nous tourmenter de la guerre,
 Du tiers-état et du clergé.

Phillis und Lircis, die unschuldigen Schönen, besingt er mit ungekünstelter Bewunderung. Er kümmert sich nicht um Haupt- und Staatsaktionen, Fürsten und Große; und ebenso wenig mischt er sich in konfessionelle Streitigkeiten:

Pour moy, comme une humble brebis,
 Je vais où mon pasteur me range,
 Et n'ay jamais aimé le change
 Que des femmes et des maris.

Viel deutlicher noch steht auf Seiten der Alten gegen die Neuen Vauquelin des Yvetaux,³⁾ ein Mann, der zu seinen Lebzeiten bekannter durch die Skandalgeschichten war, zu welchen er bis in sein achtzigstes Jahr Veranlassung gab, als durch seine Gedichte. In der That war er zu leichtsinnig, um ein bedeutender Dichter zu sein. Die meisten seiner Verse sind leicht hingeworfen,

¹⁾ Oeuvres poétiques de J. Bertaut, Paris 1605.

²⁾ Champagnac, Poètes français du second et du troisième ordre (Paris 1825, 12°), II. 41 ff.

³⁾ Oeuvres poétiques de Vauquelin des Yvetaux, par Blanchemain. Paris 1854.

meist um irgend einer besondern Gelegenheit willen oder auf Befehl eines Großen. Aber Anmuth und Bestimmtheit fehlen ihm nie. Und an manchen Stellen, wie in der Elegie über die Werke Desportes' und einigen Zeilen in der „Prinzenenerziehung“, zeigt er, daß er Bedeutendes hätte leisten können durch die Energie und wahre Originalität, zu denen er aber sich leider nur stets für kurze Zeit zu erheben vermag. In jener Elegie über Desportes zeigt er sich als erbitterten Feind von Malherbe's Anhängern, jenen gewöhnlichen Geistern, welche die herrliche Blume der Dichtkunst in groben Fingern zerdrücken.

An der Spitze aber derjenigen, welche der neuen Schule eine hartnäckige Opposition machten, stand der größte der damaligen Dichter, Mathurin Regnier (1573 bis 1613¹⁾). Er hat sich auf die Satyre beschränkt; aber in dieser hat er Unvergängliches geleistet, das seinen Werth und seine Anziehungskraft behalten wird, so lange die Menschen ihre Natur nicht ändern werden. Regnier besitzt den Vorzug wahrer Dichter, daß er bei der Schilderung individueller Eindrücke und der Sitten seiner bestimmten Zeit doch zugleich das ewige Wesen des menschlichen Herzens enthüllt und darstellt. Alle irdischen Verkehrtheiten und Schwächen werden uns vorgeführt: der Ehrgeiz des eiteln Strebers, die Geldgier des Habüchtigen, die Prahlerei des falschen Helden, die Vestecklichkeit des gewissenlosen Richters, die Heuchelei des Ueberfrommen; der einfältige und schmutzige Pedant, der ewig hungernde und sich selbst überschätzende Dichterling, der eingebildete und armselige Mäcen, die alte Kokette, die ihre noch immer regen Lüste unter dem Mantel der Frömmigkeit verbirgt, der gezierte Stutzer, der gewissenlose, allen Parteien dienende Advokat treten vor uns auf: und durch das Kostüm des sechszehnten Jahrhunderts scheinen deutlich die ewig wahren Typen. Alle seine Personen leben, bewegen sich, handeln und reden vor unsern Augen: wir glauben

¹⁾ Oeuvres de Mathurin Regnier, par Viollet le Duc, Paris 1822.

wahrhaft der Komödie des Lebens beizuwohnen. Dabei sucht Regnier nicht zu verwunden oder den Geist des Lesers zu betrüben und herabzustimmen: Gutmüthigkeit und Lebenslust lassen sich vielmehr unter der Maske des strengen Richters erkennen. Regnier weiß, daß er die Welt nicht umgestalten wird, und daß er selbst seinen guten Theil an den Lasten hat, die er schildert: das bewahrt ihn vor der Heftigkeit und Bitterkeit des Juvenal. Niemand wird die Satyren Regnier's ohne Erheiterung und Genuß durchlesen. Er ist geistreich, lebhaft, witzig, unerschöpflich an Einfällen. Seine Versifikation ist gewandt, er überrascht durch stets neue Wendungen, kühne Bilder, treffende Aperçus. Er ist nicht immer originell in seinen Schöpfungen; aber was er entlehnt, nimmt unter der Einwirkung seines energischen Geistes stets die ihm eigenthümliche Beschaffenheit und Form an. Seine Sprache gehört nur ihm an, er hat sie sich selbst gebildet, voll von Kühnheiten, Ellipsen, eigenthümlichen Wendungen. Wenn er durch Mängel im Versbau, archaische und gewöhnliche Ausdrücke und Trivialität oft anstößt, so sind das Fehler, die einem Satyriker am ehesten verziehen werden können. Sein Urtheil, auch das poetische, ist gesund und zutreffend; und so ist er der erbitterte Gegner jener höfischen, rein konventionellen Poesie Malherbe's. Schon äußerlich hing er mit der Mousard'schen Schule zusammen; sein Oheim und väterlicher Freund, Philipp Desportes, hatte durch gute Dichtungen in deren Manier Ruhm und Reichthum gewonnen. Aber selbst ohne diesen Umstand mußte Regnier's Genie ihn zum unverzöhnlichen Feinde dieser Poeten à la Malherbe machen, die in ihrer Unfruchtbarkeit und Gefühlsarmuth nichts konnten als

. . . prosier de la rime et rimer de la prose,¹⁾

die, wie sie selbst nur auf die äußere Form Acht geben, um

¹⁾ Vgl. C. Lenient, *La satire en France* (Paris 1866), p. 560. — Sainte-Beuve in seinem trefflichen *Tableau de la poésie française au seizième siècle* ist der erste, der Regnier in seinem wahren Werthe gewürdigt hat; er stellt ihn Montaigne an die Seite.

Prendre garde qu'un qui ne heurte une diphtonge,
so auch bei Beurtheilung der alten Dichter die Schönheiten des
Inhaltes gänzlich übersehen

Et pour quelque vieux mot estrange ou de travers
Prouvent qu'ils ont raison de censurer leurs vers.

Man muß diese ganze neunte Satyre „An Rapin“ lesen, die beste und wügigste, wahrhaft prophetische Verurtheilung des französischen sogenannten Klassizismus! Regnier hat den gegen diesen angestregten Prozeß bei der Mitwelt und seinen nächsten Nachfolgern verloren; aber die deutsche Literatur seit Lessing und ein guter Theil der französischen Kritiker und Dichter seit der Restauration geben ihm vollständig Recht.

Die Romanliteratur wurde zu Heinrich's IV. Zeiten durch ein Werk repräsentirt, welches ein Jahrhundert hindurch das Entzücken der guten Gesellschaft Frankreich's ausmachte: die „Astrée“ von Honoré d'Urfée, ein Schäferroman, dessen erster Theil, Heinrich dem Vierten gewidmet, im Beginn des Jahres 1610 erschien.¹⁾ Es ist in unserer, dem Realen zugewendeten Epoche schwer, sich in diese fiktive Welt hineinzuversetzen, uns für Verhältnisse und für Menschen zu interessiren, wie sie nie existirt haben. Indes die Sprache der „Astrée“ ist anmuthig, wohlklingend, reich und abwechselnd; sie hat ohne Zweifel sehr viel zu dem Beifall beigetragen, den dieses Werk so lange gefunden hat — der König selbst ließ es sich während einer langdauernden Krankheit täglich vorlesen.²⁾ Und wenn wir es über uns gewinnen, uns den Voraussetzungen des Autors zu unterwerfen, wirklich an das Vorhandensein dieser eleganten und gebildeten Schäferrepublik zu glauben, so mögen uns immerhin einige flüchtige Stunden hindurch die Liebesleiden Geladen's und Astrée's, die Abenteuer des schönen Alcippus, die Eifersucht Celion's und Belindens fesseln. Aber sich durch die ganzen fünf Theile des Werkes durchzuarbeiten: das ist

¹⁾ Hon. d'Urfée, L'Astrée, Lyon 1624 (2 Theile 8°.)

²⁾ Mém. de Bassompierre, ed. Petitet, II., XIX., 385.

eine Aufgabe, welcher ein moderner Mensch nicht gewachsen ist; wenn Urfee auch Sorge getragen hat, hier und da durch Anspielung auf wirkliche zeitgenössische Ereignisse die etwas einförmigen Erzeugnisse der bukolischen Muse zu beleben. Man muß nun, um die Begeisterung für die Schäferromane — den „*Pastor fido*“, die „*Diana*“ des Montemayer u. v. a. — sich zu erklären, sich in's Gedächtniß rufen, daß es außer den Ritter- und einigen satyrischen Romanen keine umfassenden Schilderungen romanhafter Natur gab; und gegen die Rittergeschichten machen in der That die Schäferromane einen großen Fortschritt aus, sie kommen der Wirklichkeit, dem wahrhaft Menschlichen doch schon bei weitem näher; es tritt in ihnen doch schon das psychologische Moment, Charakterisierung und Charakterentwicklung hervor. Sie bilden den Uebergang von jenen unmöglichen Ausgeburten einer wilden und erhitzen Phantasie zu der Darstellung des realen Lebens in der neuern Romanliteratur. Es mag dann noch erwähnt sein, daß die zahlreichen in die Ästräa verstreuten Gedichte gewandt und, nach dem Geschmacke der Zeit, der freilich nicht mehr der unsere ist, elegant und gefühlvoll find.

Das Lustspiel, unter Heinrich III. durch Larivey einigermaßen gehoben, verfiel unter seinem Nachfolger wieder völlig in das Burleske und Possenhafte. Die Tragödie war bei dem Ende des 16. Jahrhunderts gleichfalls gänzlich in das Gedankenlose und Rohe versunken; den ersten Versuch, sie zu heben, machte Alexander Hardy (1560—1631).¹⁾ Seine eigentlichen Tragödien zeichnen sich durch vergleichsweise Reinheit und Schicklichkeit der Sprache, durch Regelmäßigkeit der Anordnung und der Handlung und die Einführung einer größern Menge von Personen aus. Aber an Erfindung ist er unglaublich arm, indem er sich so eng wie möglich der heiligen und Helden-Geschichte und der Mythologie anschließt,

¹⁾ Ausgewählte Werke (54 Stücke) erschienen 1623 bis 1628 in sechs Bänden 8°.

denen er seine Gegenstände sämmtlich entnahm. Dazu kommt, daß alle seine Persönlichkeiten, so verschieden auch ihre Epoche oder ihre Lebensstellung sein mag, sich einer völlig gleichförmigen Sprachweise befleißigen. Das beste seiner Trauerspiele ist die „*Mariamne*“. Er brachte auch die geschmacklose „*Pastorale*“, das Schäferdrama, auf die Bühne und das Schauspiel im engern Sinne oder, wie man damals zu sagen pflegte, die Tragikomödie. In beiden ahmte er knechtisch Italienern und Spaniern nach, in beiden leistete er gar nichts bedeutendes. Dieser Dichter konnte sich mit Lope an Fruchtbarkeit vergleichen; nicht weniger als sechshundert Stücke soll er verfertigt haben, alle in heroischen Versen geschrieben. Sein hauptsächlichstes Verdienst besteht in dem Interesse, das er dem Publikum für das Theater einzuflößen verstand. Alle Stände des Volkes nahmen an demselben Antheil; auch der König begünstigte lebhaft diese Art von Volksbelustigung.¹⁾ Die Truppe, für welche Hardy schrieb, vermochte um das Jahr 1600 das erste ständige Theater in Paris zu gründen, das Theatre du Marais, in der Vieille Rue du Temple; hier wurde regelmäßig die Woche dreimal unter großer Betheiligung des Publikums gespielt; die Schauspieler, die zugleich Eigenthümer waren, erlangten einen gewissen Wohlstand. Später kam noch unter Heinrich's Regierung eine zweite stehende Bühne hinzu, im Hotel d'Argent. Außerdem waren oft fremde Schauspielergesellschaften in Paris; im Jahre 1603 spielte die italienische Truppe Isabelle Andreini's mit großem Beifall vor dem Hofe und der Hauptstadt; im Jahre 1604 waren spanische Schauspieler in Paris; im Jahre 1608 besoldete der König selbst eine italienische Truppe. Aber nicht allein hier, auch in der Provinz — z. B. in Bourges — gab es Theater.²⁾ In den Lustspielen scheute man sich nicht im mindesten, derbe Anspielungen auf die Gebrechen der Zeit und die Mißbräuche in der

¹⁾ Legrain, *Décade*, 821.

²⁾ P. Matthieu, II. 209 a. — P. de L'Estoile, III. 472, IV. 102. — Lettr. Miss. VII., 566: Der König an Cully, 6. Juni 1608.

Staatsverwaltung einfließen zu lassen. In einer Poffe, die vor dem Könige und dem ganzen Hofe im Januar 1607 im Hotel de Bourgogne gespielt wurde, legte man ohne Scheu das Elend des Volkes und die Spitzbübereien der Steuer- und der Finanzbeamten dar. Der König, der bei dieser burlesken Darstellung bis zu Thränen gelacht hatte, verbot, den Schauspielern dafür das mindeste Ueble anzuthun. Selbst die vom Könige so begünstigten Jesuiten durften in Poffen lächerlich gemacht werden.¹⁾

Für das Theater wie für so vieles andere war die Regierung Heinrich's IV. die Zeit der Wiedergeburt, der Revolution. Freilich wurde im Drama ebenso wenig, wie in den meisten andern Literaturzweigen, sehr Bedeutendes geleistet: aber aus Hardy's Schule sind Rotrou, Corneille, Racine hervorgegangen.

Ein Edikt, welches Heinrich IV. am 12. November 1609 erließ, damit die Schauspieler nicht zu späten Stunden ihre Aufführungen veranstalteten und überhaupt der Nachbarschaft kein Aergerniß gäben,²⁾ mag uns einigen Einblick in die damaligen Zustände des Theaters gewähren. Man scheint mit dem Beginn der Darstellung so lange gewartet zu haben, bis das Theater sich füllte; denn das Edikt setzt ausdrücklich fest, man solle die Aufführung zu den angeordneten Stunden beginnen mit dem Publikum, das sich inzwischen eingefunden. Die Vorstellungen fanden Nachmittags Statt; im Winter mußte schon um 2 Uhr begonnen und um 4½ Uhr geschlossen werden; die Thüren mußte man, um jeden Andrang zu verhüten, schon um ein Uhr Nachmittags öffnen. Es gab nur zwei Rangstufen in dem Zuschauerraume: das Parterre einer-, Gallerien und Logen andererseits. Ersteres kostete an Eintrittsgeld fünf Sous (= 68 Centimes, dem Metallwerthe nach), letztere das Doppelte.

Alle Theaterstücke mußten vor der Aufführung dem königlichen

¹⁾ P. de L'Estoile, IV. 27 ff. — Benoist, Hist. de l'Edit de Nantes, I. 401.

²⁾ Isambert, Anciennes lois françaises, XV. 359 f.

Profurator unterbreitet werden; indeß seine Zensur scheint weder in moralischer noch politischer Hinsicht sehr streng gewesen zu sein. —

Was nun die nebensächlichen Dichtungsarten betrifft, so fanden die poetische Erzählung, das leichte Epigramm einen in seiner Art trefflichen Meister in Jean Passerat,¹⁾ den Vorläufer Lafontaine's. Passerat's ganzes Wesen in seinen Vorzügen und seiner Beschränkung liegt in der Strophe:

Laissons, laissons regrets et pleurs
A la vieillesse!
Jeunes il faut cueillir les fleurs
De la tendresse.
En ce temps joli de mai,
Ores que le ciel est plus gai,
Aimons mignonne;
Ne combattons point le désir:
En ce monde n'a de plaisir
Qui ne s'en donne.

Und auch der komisch-satyrische Roman ist vertreten durch Beroalde de Berville's *Moyen de parvenir* (1610).²⁾ Das Buch ist von einer widerwärtigen Objsönität; zugleich aber enthält es zahlreiche Funken jenes altfranzösischen Witzes, dessen vorzüglichster Repräsentant Franz Rabelais war, auf welchen in der That die ursprüngliche Anlage dieses Werkes zurückgeführt wird.

Die Literatur hat in Heinrich IV. keinen lebhaften Förderer gefunden. Dafür ist er ihr aber auch nicht durch strenge Pressgesetze in den Weg getreten. Niemand war weniger rachgierig, als dieser König; ein guter Scherz, wenn er selbst auf seine eigenen Kosten, zumal aber wenn er auf Kosten seiner nächsten Diener und Freunde gemacht war, war sicher, ihm zu gefallen, und selbst bittere Kritik kränkte ihn wenig, wenn er auch noch weniger sich von ihr bestimmen ließ. Er war zu sehr Franzose,

¹⁾ Champagnac, *Poëtes du second ordre*, I. 159 ff.

²⁾ Ausgabe Paul Jacob's, Paris 1852.

zu sehr Gasconner, um es nicht natürlich zu finden, daß jeder rebete, wie der Mund ihm gewachsen war. Er ließ sich fast alle Erzeugnisse der Tagespresse, freundliche und feindliche, vorlesen und hatte seine Freude daran. Forderte man ihn zur Bestrafung der Pasquillanten auf, so pflegte er wohl zu sagen: „Wenn sie weiter nichts Böses thun, als mit dem Munde, so ist es ihnen wohl zu verzeihen“. Das wunderte die Fremden sogleich, wenn sie nach Paris kamen: das lebhafteste politische Interesse, welches man sich noch von den Bürgerkriegen her bewahrt hatte, und die große Freiheit des Volkes in seinen Reden.¹⁾ Zeitungen hatte man freilich noch nicht; aber Neuigkeiten — oft selbst geheimere Sachen — gingen in Abschriften oder auch in gedruckten fliegenden Blättern von Hand zu Hand.²⁾ Unermeßlich aber war die Zahl der ernststen und satyrischen Schriften gegen die Verwaltung, die Minister, den König selbst. Oft genug trafen sie den Nagel auf den Kopf. So die Remonstrances faictes au Roy sur l'administration et le gouvernement de l'Estat (1598), in welchen die Mißbräuche in der Finanzverwaltung schonungslos aber ohne Uebertreibung enthüllt wurden. Daß man Heinrich selbst nicht vergaß, zeigt der Titel eines im Jahre 1602 verbreiteten Pamphlets: Tyrannie des Tyrannies du Roy Henry IV. de France. 1605 erschien der Discours d'Estat pour faire veoir au Roy, en quoi Sa Ma^{te} est mal servie: hier waren die Bitterkeiten schon grundloser, meist nur von Rosny's Härte hergenommen.³⁾ In demselben Jahre wurde der Hof selbst auf das festste in seiner Lasterhaftigkeit gezeißelt durch Arthur Thomas „Beschreibung der Hermaphroditeninsel“. Das Büchlein wurde mit Begier gekauft,

¹⁾ MS. Dep. Maza's v. 12. Nov. 1600; Dep. Pecquius' vom 8. October 1607 (Wien). — Dep. Buwinkhausen's vom 22. Januar 1604 (1605); M. Ritter in den Sitzungsber. der Münch. Akademie 1872, S. 589.

²⁾ P. de l'Estoile, III. 365. 435.

³⁾ Manusc. frs. vol. 4020 fol. 160a ff. 384b ff. (Nat. - Bibl. zu Paris). — Dep. Winwood's v. 24. Jan. 1602; Winw. Mem. I. 380.

man bezahlte für ein Exemplar zwei Goldthaler (jezt dreizehn Thaler entsprechend). Der König ließ es sich selbst lesen, obwohl darin entwickelt war, „Frankreich sei jezt die Höhle und das Asyl jedes Lasters, jeder Wollust und Schändlichkeit, während es „früher eine ehrenvolle Akademie, eine Pflanzstätte der Tugend „gewesen“. Heinrich fand das wohl etwas frei und kühn, verbot aber, den Verfasser zu bestrafen; „denn“, sagte er lächelnd, „ich „mache mir ein Gewissen daraus, einen Menschen zu kränken, weil „er die Wahrheit gesagt“.

Der „französische Soldat“, welchen der König sich gleichfalls lesen ließ, drängte zum Kriege gegen die jedem guten Franzosen bitter verhassten Spanier und zürnte auf Villeroi und Jeannin, die alten Eizisten, welche er „gute Spanier“ nannte. Der „französische Bauer“ machte sich über die innere Verwaltung der Minister des Königs lustig. Gegen die Parlamente wandte sich das Buch Treslen's — des Sohnes eines Parlamentärs — „Die Gerechtigkeit zu den Füßen des Königs“ (1608).¹⁾

Unzählbar waren die von den verschiedenen religiösen Parteien ausgehenden Streitschriften; zumal die Reformirten, durchgehends gut gebildet und mit der Feder nicht minder vertraut als mit dem Degen, waren unermüdlich in der Broschürenliteratur. Ihre scharfen Publikationen vom Jahre 1596, welche das Zustandekommen des Ediktes von Nantes beschleunigten, sind schon erwähnt worden.²⁾ Dann erschienen „Der deutsche Edelmann an König Heinrich IV. über die Sicherheitspläge der Reformirten“ — ein gut geschriebenes aber kühnes und dem Könige keineswegs freundliches Werk —³⁾ und Du Moulin's „Wasser Siloah's, um das Fegefeuer auszulöschen“. Solchen Angriff auf ihre Dogmen konnten die Katholiken nicht dulden, und es erschienen dagegen

¹⁾ Estolle, III. 422. 442. 490 f., IV. 158. 234. — Vgl. Beilage III.

²⁾ Th. I. S. 147.

³⁾ In dem vor. Seite Anm. 3 angef. MS. fol. 249a ff.

Duval's „Eliasfeuer“ und des Konvertiten Palma-Cayet „Brennender Ofen“. ¹⁾

Der bestverleumdete Mann in Frankreich war ohne Zweifel Sully, welcher neben seinen vielen reellen unliebenswürdigen Eigenschaften schon die, Finanzminister zu sein, allgemein verhaßt machte. Wir haben einige von diesen Schriften schon erwähnt. Bereits 1600 erschien die Remonstrance faite à Mr. de Rosny, die noch ziemlich gemäßig ist. Der Tod Biron's, den man — fälschlich — Rosny zuschrieb, gab dann Gelegenheit zu den heftigsten Angriffen in Prosa und Versen auf ihn. Im März 1609 erschien ein bitteres Pasquill gegen Sully, „Privilegien und Freiheiten der Hauptstadt des souveränen Fürstenthumes Bosbelle“, welches sich E. Majestät selbst mit vielem Behagen vorlesen ließ und dann eigenhändig an Sully's ärgsten Feind, den Grafen von Sciffons, sandte. Des Ministers Zorn kannte keine Grenzen, indeß schon wenige Tage später kam eine neue Satyre gegen ihn heraus, die an Heftigkeit jene noch übertraf; und im September desselben Jahres heftete man im Louvre selbst ein Pamphlet gegen Sully an, das ihm den Galgen in nahe Aussicht stellte. Sully hatte aber weniger Geduld als der König; dem Herrn von Suvigni, der ihn im Discours d'Estat bitter angegriffen, ließ er als Majestätsverbrecher den Prozeß machen und ihn hängen — glücklicher Weise nur in effigie, da der Kritiker sich rechtzeitig geflüchtet hatte. ²⁾

Heinrich IV. dagegen verlor ob solcher Dinge keinen Augenblick den Gleichmuth. „Die Pressfreiheit“, sagt eine offiziöse Chronik der Zeit, „ist groß in Frankreich. . . . Das ist einmal die Mode bei uns. Jedes Jahr muß es eine Feder geben, die irgend eine neue These vertheidigt, um alle Federn zu gehöriger

¹⁾ Estoile, III. 388. 394. 488.

²⁾ Manusc. frs. Supplém. 911 (Nat.-Bibl. zu Paris). — Estoile, III. 498, IV. 235. 237. 312.

„Antwort in Thätigkeit zu setzen; und das Volk füttert sich damit, ohne daß es deshalb mehr Verwirrung gäbe. Se. Majestät kümmerte sich wenig um diese Schriften“.

Nicht alle Regierungen vor und nach Heinrich IV. haben so stoische Ansichten in Betreff der Pressfreiheit gehabt!

Die immensen Dienste, welche Heinrich IV. seinem Volke geleistet hat, mußten auch dem blödesten Auge erkennbar sein. Außerdem besaß der König persönlich so viele gefällige Eigenschaften, daß er schon dadurch der Popularität hätte sicher sein müssen. Später ist sie ihm ja auch reichlich zu Theil geworden; in der zweiten Hälfte seiner Regierung aber war er — nicht gerade verhaßt — aber durchaus nicht volksthümlich. Doch dürfen wir es ihm zum Ruhme anrechnen, daß die gesammte Intelligenz des Landes ihm völlig ergeben war. Der aufgeklärte, edle und wahrhaftige De Thou, der gelehrte Casaubon, der geniale De Serres, der geistvolle Regnier: alle zeigen sich als warme Bewunderer von Heinrich's Genie. Eigisten, wie Villeroi und Jeannin, eifrige Reformirte, wie Du Pleissis und Aubigné, unterwarfen sich mit gleicher Anerkennung den hohen geistigen Eigenschaften, den allseitigen Verdiensten dieses Monarchen.

Anders die große Masse der Bevölkerung. Es hatte allerdings eine Zeit gegeben, wo Heinrich IV. populär gewesen war. Als er nach zahlreichen Siegen über seine französischen Gegner durch seine Bekehrung zum Katholizismus den letzten Stein des Anstoßes beseitigt, den gehaßten Spaniern den Krieg erklärt und über sie bei Fontaine-Française einen wahrhaft romantischen Sieg davon getragen hatte: da freilich war sein Lob in aller Munde. Aber dies dauerte nicht lange. Als im Jahre 1596 Calais, Amiens, viele andere Festungen des Nordens den Spaniern in die Hände fielen, während Heinrich sich mit den Ländeleien der schönen Gabriele die Zeit vertrieb: schlug die Stimmung plötzlich um, und das Volk äußerte seinen Unwillen in zahlreichen Epigrammen, die — nach der Sitte der Zeit — zu stark gewürzt sind, um hier

wiedergegeben zu werden.¹⁾ Aber es kamen ernstlichere und bleibendere Gründe der Unzufriedenheit hinzu. Die Katholiken hielten instinktmäßig — trotz aller entgegenstehenden Thaten und Erklärungen Heinrich's — seinen Uebertritt für erheuchelt; und die überwiegende Masse des Volkes in den großen Städten besaß noch genug religiösen Zelotismus, um ihm deshalb abgeneigt zu sein. Die Reformirten dagegen konnten ihm den Abfall nicht vergessen und grollten darüber, daß er sie im Saume hielt. Die städtische Menge war ferner unzufrieden mit der strengen Zucht und der scharfen Gerechtigkeit, welche der König ausübte, und murrte über die drückende Last der Steuern. Der Adel war ergrimmt über das Aufhören der verschwenderischen Gaben, mit welchen die letzten Valois das Staatsvermögen an jeden vornehmen Bettler vergendeten; über seine Entfernung von den Staatsgeschäften; über die bestimmte und schneidige Weise, welche man des Königs Tyrannei nannte: kurz über die Einrichtung einer geordneten und zwar absolut-mönarchischen Staatsverfassung.²⁾ Das Landvolk, welches am meisten die Wohlthaten des Königthums empfand, hatte damals gar keine politische Bedeutung, die ihm ja in Frankreich überhaupt erst durch das allgemeine Stimmrecht gegeben worden ist. Zur Zeit des Münzedites war die Unbeliebtheit des Königs auf ihrem Gipfel; man durfte sich nicht scheuen in öffentlichen Gesellschaften

¹⁾ L'Estoile, III. 165.

²⁾ Daß dies Bild nicht übertrieben ist, dafür giebt es Zeugnisse der verschiedensten Art. MS. Dep. Toledo's v. 14. November 1608: Der Adel ist unzufrieden, das Volk wüthend über die Steuern. Toledo ist ein Spanier, aber auch der dem Könige sehr ergebene Venetianer Angelo Badoer (Relaz. p. 98 f.) spricht von den continui lamenti ed esclamazioni de'sudditi, von tante male soddisfazioni date ad ogni grado di persone u. s. w. Der unparteiische Engländer Winwood bemerkt (24. Jan. 1602; Winwood Mem. I. 380): The discontents of the Communalltie do daily multiply, for the Grievances of the Impositions; of the Nobillity, for that their Services are not remembred, their Pensions retrenched, and they themselves not respected, nor admitted to the Government of the Estate etc.

zu äußern, daß man zu den Gebeten ein *Libera nos domine* für einen geldgierigen König fügen müsse, denn nicht zufrieden, den Unterthanen das Blut ausgezogen zu haben, wolle er ihnen jetzt auch die Eingeweide entreißen. Der Marschall Ornano sagte dem Könige geradezu, nie sei Heinrich III. so verhaßt gewesen, wie jetzt er selbst; das Volk liebe ihn nicht im mindesten mehr.¹⁾ Klüglich gab der König in dieser Angelegenheit nach.

Das war überhaupt der große Vorzug des Königs, daß er zur rechten Zeit zu weichen verstand. Und so entwickelte doch der augenblickliche Grimm sich nie zu bleibendem Haffe, wie der hartnäckige Sully sich ihn redlich zugezogen hatte. Ein Umstand kam dem Könige sehr zu Gute: seine Gegnerschaft gegen die Spanier, die bei den Franzosen im allgemeinen und zumal bei den Parisiern von ihrem Auftreten im Bürgerkriege her sehr schlecht angeschrieben standen. Selbst die Boten des erwünschten Friedens im Jahre 1598 waren, wo sie sich blicken ließen, mit dem Spottrufe „Marannens“ empfangen. Affen, mit spanischer Tracht angethan, wurden ihnen zum Hohne vorgewiesen; Prügel und Dolchstiche zwischen Spaniern und Parisiern wurden nur allzu häufig gewechselt.²⁾ Bekanntlich gab man ihnen zunächst auch die Ermordung des Königs Schuld.

Wie viel Frankreich an Heinrich IV. besaß, kam dem Volke — wie so häufig — erst nach dessen Tode zum Bewußtsein. Ravailiac hatte geglaubt, mit der Ermordung des Königs eine der großen Menge der Franzosen höchst genehme That zu vollbringen; dieser merkwürdige Schwärmer war tief erschüttert, als er bemerkte, wie viel Achtung und Anhänglichkeit man doch — trotz vielfacher Mißstimmung — für den König bewahrt hatte.³⁾ Aber mehr als die durch das Mitleid erhöhte und wieder hervorgerufene

¹⁾ Estoile, IV. 300. 309 f.

²⁾ Daj. III. 227, IV. 161 f.

³⁾ Matthieu, Histoire de la mort de Henri IV.

Neigung des Volkes haben verschönernde Ueberlieferung und die Schriften theils gerechter theils schmeichelnder Autoren das Andenken Heinrich's allmählich zu dem populärsten in Frankreich gemacht.

Gerade die Pariser hatten am wenigsten Ursache, dem Könige gram zu sein; alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß unter seiner Regierung Paris, unter der Liga verkommen und verarmt, eine der reichsten Städte der Welt geworden sei. Unmittelbar nach der Uebergabe an den König hatten dort die traurigsten Zustände geherrscht. Die Stadt war voll Armer, die bei dem Mangel jeder polizeilichen Aufsicht durch den beständigen Zuzug des Proletariats aus der Umgegend vermehrt wurden. In zwei Wochen waren einst 14,000 Bedürftige in die Stadt hineingekommen, wo sie doch noch eher einen Bissen zu erlangen hofften. Die Armentaxe mußte verdoppelt werden. Ein Einkommen von sechs- bis siebentausend Livres galt als beispielloser Reichtum. Zumal in der Pfarrei St. Nicolas, in den Vierteln Montmartre und Petits Champs, den Vorstädten St. Honore, St. Martin und St. Denis — jezt den Sigen entweder der glänzendsten Aristokratie oder lebhaftester Geschäfts- oder Fabrikthätigkeit — war das hungernde Volk in engen schmutzigen Wohnungen zusammengehäuft; nur die häufigen verheerenden Krankheiten lichteteten einigermassen dieses grauenhafte Chaos. Die Unsicherheit in der Umgegend und auf den Straßen war groß; selbst Wölfe drangen bis in das Herz der Stadt und fielen dort Menschen an.¹⁾ Unter Heinrich's IV. ordnender und fördernder Regierung wurde das schnell anders; Wohlstand und Wohlleben wuchsen in überraschend kurzer Zeit. Man zählte 200 reiche Kaufleute mit einem Vermögen von mehr als 500,000 Livres (etwas über eine Million Thaler nach heutigem Geldwerthe), 20,000 mit mittlrem Vermögen.²⁾

¹⁾ Estoile, III. 134 ff. 141. 154. 163. 175.

²⁾ Monteil, Français des divers états, III. 216.

So reichlich — im Jahre 1605 — auch die Zufuhr aller Lebensbedürfnisse war, herrschte doch schon damals daselbst große Theuerung, und zwar deshalb, weil jeder tüchtig verdienen und gut leben wollte. Leben und leben lassen, war das allgemein verbreitete Losungswort. Die Beamten sahen durch die Finger, wenn die Höfer und Kaufleute zu hohe Preise forderten, alle Handwerker ließen ihre Arbeiten sich gehörig bezahlen — sechs- oder siebenmal höher, als in Venedig, meint Angelo Badoer.¹⁾ Eine ungeheure bunte Menge wogte in den Straßen, die von den lauten Anpreisungen der Trödlar und Höfer erklangen.²⁾ Der Pariser war damals schon, wie heute, feck, freimüthig, keine Würde achtend — mit des Königs Person pflegte man ohne viele Umstände umzugehen, jeder begehrte für seine Angelegenheiten freien Zutritt zu ihm — maliziös, vorlaut. „Ein wahrer Pariser“, meint einmal Estivale,³⁾ „das heißt ein Schwäger und Leichtfinn“. Die Unsitlichkeit in den großen Städten und auf dem Lande war wohl weder schlimmer noch geringer, als jetzt: nur trat sie damals viel freier und offener an das Tageslicht, und niemand, sei es Mann oder Weib, machte viel Hehl aus seinen Ausschweifungen. In Paris vollends sorgte die allgemeine Gleichgültigkeit dafür, daß das Privatleben der irgend hervorragenden Persönlichkeiten jedermann offen und bekannt war, um sofort in gereimten oder nicht gereimten Wigen dem unerschöpflichen Spotte der Menge zu verfallen. Wenn es wahr ist, daß, wie La Rochefaucauld gesagt hat, die Heuchelei eine Huldigung des Lasters an die Tugend ist, so haben wir in dieser Hinsicht allerdings seit jenen Tagen bedeutende Fortschritte gemacht.

¹⁾ Relaz. p. 86.

²⁾ Vgl. Regnier, Satyre X. V. 214.

³⁾ IV. 161: vrai parisien à la verité, c'est à dire badaut et estourdi. — Du Chesne, Les antiquitez de toute la France, p. II. leitet den Namen Parrisii von παρρησία ab, weil die Pariser bekanntlich die am freiesten und kühnsten redenden Leute der Welt seien.

In Folge des lockern Lebens war leider auch damals schon der Kindesmord in den großen Städten an der Tagesordnung.¹⁾

Die Rohheit war freilich, zum Theil in Folge der Bürgerkriege, zum Theil auch dem allgemeinen Charakter der Zeit gemäß, erschrecklich. So fanatisch fromm man auf der einen Seite war, so wenig scheute man sich doch vor beständigen Verwünschungen, Flüchen und lästerlichen Anrufungen des göttlichen Namens. Bei Exekutionen drängten Vornehm und Gering, Männer und Weiber, sich auf dem Greveplage, um Menschen köpfen, hängen, räubern, viertheilen, mit glühenden Zangen zwicken, mindestens auf's Blut peitschen zu sehen. Weit davon entfernt, auch nur das mindeste Mitleid mit den Unglücklichen zu empfinden, weidete man sich an den Qualen derselben, und oft suchten die Zuschauer dem Henker an seinen Opfern zuzukommen. Edelleute stiegen vom Pferde, um dasselbe zur Zerreißung eines Verbrechers zu leihen. Der Haufe brüllte dem Missethäter Vorwürfe und gemeine Schimpfwörter entgegen. Man rief dem Henker zu, es ihm tüchtig zu geben. Die Kriminaljustiz war dem entsprechend von furchtbarer Härte. Diebstahl wurde mit dem Galgen, Gotteslästerung und Blutschande mit dem Feuertode oder dem Rade bestraft, selbst der Versuch des Raubmordes wurde mit dem Rade geahndet.

Borzüglich offenbarte sich auch die Rohheit aller Klassen bei Zusammenkünften des Volkes, auf Jahrmärkten und Messen. Die große Messe von St. Germain ging nie ohne umfangreiche Prügelei, selten ohne Todtschlag ab. Es war ein Lieblingsvergnügen der Hofleute, mit einer Schaar Bedienten in das Volksgewühl zu fallen und alle, denen sie begegneten, weiblich durchwalken zu lassen. Lakaien und Soldaten, Studenten und Lakaien lieferten sich meistens bei solchen Gelegenheiten förmliche und blutige Schlachten.²⁾

¹⁾ Estoile, III. 186. — Man hat nur die Memoiren Bassompierre's und das Tagebuch Estoile's zu durchblättern, um über die sittlichen Zustände der damaligen Zeit hinreichend erbaut zu sein.

²⁾ Aus vielen Quellen.

Diese Nothheit war mit dem ausschweifendsten Luxus gepart. Der Aufwand in Kleidung und Speise war unermesslich, in den obern Klassen viel größer als in der Gegenwart. Der pariser Hof war derjenige in Europa, wo am meisten Luxus getrieben wurde, so bescheiden auch der König selbst auftrat; die Edelleute, die nicht durch ein Amt an den Hof gefesselt waren, hatten die Gewohnheit, neun Monate ärmlich auf ihrem Gute zu leben und Geld zu sammeln, um dann ein Vierteljahr hindurch mit um so mehr Glanz am Hofe auftreten zu können. Von diesem verbreitete sich der Luxus über den gesamten Bürgerstand. Den ganzen Winter erfüllten Bälle und Maskeraden, wo die Herren und die Damen geschminkt, wohlfrisirt und in kostbarsten Gewändern erschienen, um sich mit dem „Fünfschritt-Tanze“ und daneben mit Liebeshändeln und Spottreden über der guten Freunde Wesen, Betragen und Bildung zu unterhalten: Man gab Bankette, wo das Gericht fünfundvierzig Goldthaler — nach jetzigem Geldwerthe über 290 Thaler — kostete! Bei der Taufe des Sohnes des Connetable waren allein die Früchte mit 350 Ecus — also heutigen 2275 Thalern — bezahlt. Besonders lebhaft ging es gerade in den auf die Bürgerkriege folgenden Jahren 1598, 1599 und 1600 in der Hauptstadt zu. Bälle, Maskeraden und andere Festlichkeiten fanden ununterbrochen Statt; am meisten veranlaßte und nahm an ihnen Theil der berühmte Graf Karl v. Auvergne. In den Häusern der reichen Finanzbeamten baten die Adligen sich oft ganz ungenirt zu Gaste. Gold, Silber und edle Steine bedeckten die Kleidung bis zur Schuhspitze. Ein einziges Taschentuch, das sich die „schöne Gabriele“ stiften ließ, kam derselben auf 900 Ecus — jetzt etwa 5850 Thaler — zu stehen! Indesß das ist nicht zu verwundern, da es auch vorkam, daß die Frau eines einfachen Advokaten sich ein Kleid machen ließ, bei welchem die Schneiderrechnung allein sich auf hundert Livres — jetzt etwa 217 Thalern entsprechend — belief. Der Gebrauch seidener Gewänder, nicht nur für Frauen sondern nicht minder für Männer,

ward so gewöhnlich, daß selbst im Mittelstande niemand mehr Welle und Tuch tragen mochte.¹⁾ Wenn wir den Satyrikern Glauben schenken wollen, so waren damals vorzüglich bei den Damen die mannichfaltigsten Toilettenkünste nicht weniger gebräuchlich, als heute.²⁾

Eine Seite dieses Lurus war die Spielwuth, die sich aller Stände des Volkes bemächtigt hatte. Hier ging das Beispiel von oben aus. Der König war ein sehr starker — übrigens, wie es scheint, meist unglücklicher — Spieler. Alles ahmte ihm nach. Es wurden öffentliche Spielhäuser eingerichtet, in welchen Adlige, Aerzte, Advokaten, junge Kaufleute sich ruinirten. „Tausend „Pistolen“, sagt ein Zeitgenosse, „sind, wenn man sie sprechen „hört, weniger, als ein Sou zur Zeit König Franz des Ersten „war“. Im Jahre 1609 ward eine Art Spielhaus gegründet, wo man nicht Geld, sondern verschiedenartige Gegenstände gewann, und erfreute auch dieses sich bald großen Zulaufes.³⁾

Ebenso ungeschont fröhnte man der Böllerei im Trinken. Die Vornehmsten, Leute in vorgerücktem Alter und hohen Würden, hielten es nicht für unangemessen, einander unter den Tisch zu

¹⁾ Venezian. Relazioni. — Estolle, III. 97. 156 f. 166. 192. — Thou l. CXXIX. p. 997. — Regnier, Satyre V. B. 219 ff. — Mém. d'Ormesson, bei Chéruel, I. 339.

²⁾ Regnier, Sat. IX. B. 184 ff.:

L'amant juge sa dame un chef d'oeuvre d'icy bas,
Encore qu'elle n'ayt sur soy rien qui soit d'elle;
Que le rouge et le blanc par art la fasse belle,
Qu'elle aite en son palais ses dents tous les matins,
Qu'elle doive sa taille au bois de ses patins,
Que son poil, des le soir frisé dans la boutique,
Comme un casque au matin sur sa teste s'applique;
Qu'elle ait, comme un piquier, son corselet au dos, etc.

³⁾ Merc. frès. I. 235 a. — Estolle IV. 239 f. — Die Summen, welche nach Bassompierre's wiederholten Angaben am Hofe im Spiel gewonnen und verloren wurden, sind ganz unglaublich groß. — Beliebte Beschäftigungen der vornehmen Müßiggänger waren sonst Scheinfechten, Ringelstechen, Turnen, Pferdezureiten u.; Regnier, Sat. V. B. 224 ff.

trinken. Bei einem Gastmahle im Jahre 1596 mußten die Herzöge von Mayenne und Epernon, die Herren von Schomberg und Sancy von ihren Dienern besinnungslos trunken nach Hause getragen werden. Ganz besonders aber scheinen auch damals die Poeten, obwohl von der ihnen stets anhaftenden Armuth geplagt, die Annehmlichkeiten des Weines geschätzt zu haben; ihr Rendez-vous war im altberühmten „Lannenapfel“ bei der Notre-Dame-Brücke.¹⁾

Es war natürlich, daß die Menschen der damaligen Zeit, durch die langen Unruhen und Kriege an beständige Aufregung, körperliche Anstrengungen und soldatische Unbedachtsamkeit gewöhnt, sich, da mit dem Frieden Ruhe und Wohlstand zurückkehrten, den Ausschweifungen, dem Luxus und dem Spiel in die Arme warfen.

Geben wir zum Schlusse noch die Schilderung, welche ein gleichzeitiger Venezianer von den Franzosen entwirft; der Leser möge selbst beurtheilen, in wie fern sie heute noch gilt.²⁾

„Es lieben die Franzosen die Freiheit, sie sind freigebig, „generös und den Waffen sehr zugethan und deshalb kühn in „Gefahren. Im Gegentheil aber, obwohl sie die Freiheit lieben, „lassen sie sich zu Sklaven machen durch anscheinende Zentfeligkeit „ihrer Könige und Großen. Die Freiheit besteht bei ihnen in „Geschwägigkeit oder Verschwendung oder nutzlosem Gepränge. „Weil sie nun in keiner Sache Maß oder Ziel kennen, so erweisen „sie sich, wenn sie kühn in den Waffen sind, meistens verwegen „und berechnen in keiner Weise die Gefahr, da sie es auch für „Feigheit halten, sich derselben zu entziehen. Hieraus entstehen so „viele Duelle. . . . Sie vermögen nicht viel auszuhalten, weil sie

¹⁾ Estoile, III. 175. 349. — Ueber die Armuth der Dichter spricht Regnier, Satyre II. V. 41 ff:

Et que, la grace à Dieu, Phoebus et son troupeau,

Nous n'eusmes sur le dos jamais un bon manteau, etc.

und V. 129 ff; sowie Satyre X. V. 158 nebst der Note von Viollet-le-Duc.

²⁾ Relaz. di Pietro Priuli, Bar. e Berch. II., I. 211 f.

„in einem Lande aufgewachsen sind, das ihnen alle Bequemlichkeiten des Lebens reichlich liefert. Die meiste Treue findet sich bei ihnen im Duell, in welchem sie weder einen Verrath noch irgend eine Schändlichkeit begehen würden; für dieses halten sie die Ehre hoch. Sonst meinen sie, daß der Mensch sich der Schlaueit und der von dieser gewährten Vortheile in jeder Weise und in allen Fällen bedienen muß. Sie rühmen ihre Nation und verachten die andern, was von der großen Meinung herkommt, die sie von sich selbst haben, und dadurch werden sie hart und eigensinnig. Die Leidenschaften ihres Charakters erweisen sie allgemein, indem sie nun fast die ganze Welt mit Krieg belästigt haben und in ihrem eigenen Lande selbst in steten Unruhen leben“.

Beilagen.

I.

Zeitgenössische Romanze über die Austreibung der Morisken 1610.

De como y por qué el rey Don Felipe III. expelió á los Moriscos de España, y de la pena que les causó este destierro.

(Aus dem Romancero general des D. Agustin Duran, Bd. II. [Madrid 1851] p. 190 ff.

Gran revuelta hay en España,
Los reinos alborotados
De la morisca nacion,
Enemigos de cristianos.
Viva Dios y viva el Rey
A pesar de los paganos;
Y la Santa Inquisicion
Téngala Dios de su mano.
Castiguese al que es hereje,
Conózcase al que es cristiano,
Y todos vivamos unos
Como muy fieles hermanos.
Viva Margarita de Austria
Y gócela muchos años
El Leon, que con su nombre
Tiene al Gran Turco temblando.
Tiemblen nuestros enemigos,
Lloren con ojos entrambos,
Que mas vale que ellos lloren
Que no leales vasallos.
Y aquel cuchillo sangriento,

Y el corvo alfanje afilado
Que tenian para nosotros.
Sea en ellos ejecutado.
Pasen presto á Berberia,
Tomen sitio reformado,
Que aquí se comen las capas,
Oltro poquito á otro cabo.
El morisco que ponía
Duro alpargate de esparto,
Ahora trae borceguíes
Argentados alosados,
Vestido de terciopelo
En tafetan aforrado,
Y espada muy plateada,
Y puñal sobredorado.
Yel morisco que solía
Estar sujeto á su amo,
Quiere ahora que le sirvan
Criados de cuatro en cuatro.
Tan arrogantes andaban
Por las calles paseando,

Que miraban con donaire
 Al christiano desgarrado,
 Que por ellos no se pone
 Si un vestidillo de paño:
 Por ser mucha su pobreza
 Andan contino arrastrados.
 Y la morisca tendera
 Que solia fregar platos,
 Saca barretas de plata
 En los champines dorados,
 Con gran vestido de seda
 Collaretes extremados,
 Y gran cadena de oro
 Eslabones esmaltados;
 No solo salen con amas,
 Mas en coches adornados,
 Que parecen ser mujeres
 De señores venticuatro.
 Los adornos de sus casas
 De criadas y criados,
 Y el estrado de su asiento
 De brocados muy preciados.
 Las bodas y los bautismos
 Regocijos extremados,
 Las celebran con las zambras
 Compuestas á lo gallardo.
 Era tanta ya su pompa
 Y triunfo demasiado,
 Que por ellos no conócen
 El caballero y hidalgo.
 Estaban ya por Espanna
 Conjunto tan remontado
 Que cada cual ya pretende
 Oficios de mucho cargo.
 Habia muchos doctores,
 D'ellos muchos escribanos,
 Procuradores á vueltas
 Y muy peritos letrados.
 Los tratos y mercancías
 Estaban tan de su mano,
 Porque en solo su poder
 Estaban ya los estancos,
 Y el hombre que era de plaza
 Paseaba tan lozano,
 Con tal ser y gravedad
 Cual si fuera un veinticuatro

Yendo á la iglesia por fuerza
 Por minuta los llamando,
 Vestidos de oro y seda,
 De telas y de brocados;
 Mas no por la devocion
 Sino para ser mirados,
 En su grande triunfo y pompa
 Con que estaban levantados.
 Aquestos polvos, sennores.
 Estos lodos han causado:
 La desórden pone órden
 Al que está mas descuidado.
 Tantos annos de secreto
 El mortal tiempo operando
 Del hilo de nuestras vidas,
 ¡Quién pudiera imaginarlo!
 No vive mas el leal
 De lo que quiere el contrario,
 Y este lance fué lanzada
 Que á vosotros se ha tornado.
 ¡No confieis en Mahoma!
 ¡Mirad que es profeta falso,
 Y que es ahora el que os tiene
 A todos juntos llorando!
 A todos los de Valencia
 Y Aragon que viven cautos,
 Los de Madrid y Toledo,
 Los de Córdoba y Hornachos,
 De Sevilla y de Granada,
 Por traidores publicados
 A la corona real
 Que Dios guarde muchos annos,
 Y la insigne Andalucia
 Y sus pueblos comarcanos,
 Todos juntos van á un tiempo
 Pues en un tiempo pecaron.
 ¡Sabe Dios cuanto nos pesa
 Siquiera por ser criados,
 Nacidos en nuestra patria
 Y en nuestra fe confirmados!
 Quiero el remedio decir
 De los que vais embarcados,
 De la muy noble Sevilla,
 Que por copia se han sacado.
 Treinta mil y mas van juntos
 Hombres, mujeres, muchachos,

De grande y pequenna edad,
De pobre y de rico estado.
Del Aljarafe vinieron
Cinco mil y veinticuatro:
Otros cabos que no cuento
Casi llegon á otros tantos,
Embarcados juntos llevan
Que á quien los está mirando,
Le quiebran el corazon
Por ser forma de cristianos.
Unos dicen: — ¡Ay mi tierra!
¿Quién d'ella me ha desterrado? —
Mas no hay que lo preguntar,
Pues lo han hecho mis pecados.
Y las moriscas mujeres
Torciendo las blancas manos,
Alzando al cielo los ojos
A voces dicen llorando:
— ¡Ay Sevilla, patria mia!
¡Ay iglesia de San Pablo,
San Andres, Santa Marina,
San Julian y San Márcos! —
Otros lloran por los sitios
Donde tenian sus tratos:
Unos dicen el Alfafa,
Otros la puerta el Osario,
La Macarena y Carmona,
El Arenal y su trato,
La de Jerez y la Carne,
La del Sol que se ha eclipsado.
Otros lloran por la feria
Con sus cambios y recambios,
Sus tratos y sus comercios,
Con los del Canno — Quebrado.
Plaza de San Salvador,
La famosa Cal de Francos,
Cal de Génova y las Arenas,
Lo público y cultivado.
Otros llamaban á voces
A la virgen de Rosario
Y á la virgen de Belen:
Ella sea en nuestro amparo.
Tanto es su sentimiento
Que á los ninños en los brazos,
Que criaban á sus pechos

Por leche les daban llanto.
Las insinias que llevaban
Gran devocion provocando,
Todas mantellinas blancas
Compuestas á lo cristiano.
Cada cual lleva sus cuentas,
Que son devotos rosarios;
Va con ellas un pendon
Dibujado y esmaltado
Un devotísimo Cristo,
Adonde van contemplando;
Y muchos de los moriscos,
Antes de ser embarcados,
Dejaron muy ricas mandas
A los templos sennalados.
Hubo entre ellos mercader
Que en San Julian es nombrado,
Que á la virgen de la Iniestra
Dejó cuatro mil ducados.
Otros dejan para misas,
Otros hacen cabo de anno,
Celebrando por sus almas
Las obsequias de cristianos.
Aquesto, Sennores, basta
Para los que acá que damos,
A que roguemos á Dios
Que los tenga de su mano.
Al marques de San German
Prospérele Dios su estado,
Y sobre todo la vida,
Pues asi cumple el mandado
De su real Majestad,
Tercer Felipe llamado,
Que como buenos pastores
Tan bien guardan su ganado,
Apartando del que es bueno
El que es insolente y malo.
Con esto que dará Espanna
Limpia del Mahometo bando
Y acrisolada la fe
Cual oro de Dios formado.
Con esto, sennores, basta,
Aunque corto ne he quedado,
Porque vean por lo ménos
Lo mas de lo que he tratado.

II.

Etat der hohen spanischen Rätbe.

(Nach A. de Salazar, Inventaire général des plus curieuses recherches des Royaumes d'Espagne [Paris 1612, 8^o.] fol. 153 ff.)

1. Staatsrath.

Außer den Ehrenmitgliedern

2 Staatssekretäre zu 262 Dukaten $4\frac{1}{2}$ Realen . 524 Dukaten $8\frac{2}{3}$ Realen.

2. Rath von Kastilien.

1 Präsident	1,604	Dukaten	$5\frac{1}{3}$	Realen.
15 Rätbe zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.	12,033	"	6	"
4 Fiskale zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.	3,208	"	$10\frac{2}{3}$	"
4 Referendare zu 200 D. $5\frac{1}{5}$ R.	802	"	$1\frac{1}{5}$	"
6 Sekretäre zu 200 D. $6\frac{1}{5}$ R.	1,203	"	$4\frac{1}{5}$	"
1 Taxator	299	"	5	"
1 Registrator	534	"	$8\frac{2}{3}$	"
1 Kassirer	80	"	$2\frac{2}{3}$	"
1 Zahlmeister	1,069	"	$7\frac{1}{5}$	"
12 Portiers à 80 D. $2\frac{2}{3}$ R.	962	"	$9\frac{1}{5}$	"
1 Unterzahlmeister	802	"	$2\frac{2}{3}$	"
1 Kommiss desselben	267	"	$4\frac{3}{5}$	"
48 Beamte mit zusammen	22,869	Dukaten	$—\frac{2}{3}$	Realen.

3. Rath von Aragon.

1 Präsident	3000	Dukaten
5 Regenten à 1000 D.	5000	"
2 Referendare zu 300 D.	600	"
1 Fiskal	1000	"
1 Generalschatzmeister	3000	"
1 Stellvertreter desselben	600	"
4 Kommiss desselben zu 200 D.	800	"
1 Registrator	600	"
5 Kommiss zu 100 D.	500	"
1 Quittirer	100	"
4 Portiers zu 80 D.	320	"
1 Quissier	50	"
1 Pretenotar	800	"
1 Stellvertreter desselben	500	"
1 Rechnungsrath	2000	"
1 Stellvertreter desselben	600	"
6 Kommiss desselben zu 100 D.	600	"
3 Sekretäre zu 500 D.	1500	"

16 Untersreiber zu 12 D.	192 Dukaten
4 Schreiber zu 150 D.	600 "
2 Greffiers zu 150 D.	300 "
16 weitere Schreiber zu 100 D.	1,600 "
1 Wachsbeizer	50 "
1 Kurier mit 2 Leuten	500 "
25 Juriere zu 100 D.	2,500 "
120 Kapläne und Ordinarien zu 200 D.	24,000 "
227 Beamte mit zusammen	51,312 Dukaten.

4. Rath von Italien.

1 Präsident	2000 Dukaten
6 Regenten zu 1000 D.	6000 "
1 Sekretär	2000 "
1 Fiskal	1000 "
2 Referendare zu 500 D.	1000 "
6 Offiziale zu 1000 D.	6000 "
3 Portiers zu 120 D.	360 "
20 Beamte mit zusammen	18,360 Dukaten.

5. Rath von Indien.

1 Präsident	2,673 Dukaten	—	Realen
8 Rätbe zu 1336 D. 9 $\frac{3}{4}$ R.	10,695	"	— "
2 Fiskale zu 1336 D. 9 $\frac{3}{4}$ R.	2,673	"	8 $\frac{1}{2}$ "
2 Referendare zu 267 D. 5 R.	534	"	10 "
2 Sekretäre zu 267 D. 5 R.	534	"	10 "
2 Kommiss derselben zu 133 D. 10 R.	267	"	9 "
2 Quiffiers zu 106 D. 10 $\frac{1}{2}$ R.	213	"	10 "
1 Registrator	267	"	4 "
1 Siegelbewahrer	267	"	4 "
1 Zahlmeister	534	"	8 "
1 Kassirer	534	"	8 "
1 weiterer Sekretär	534	"	8 "
24 Beamte mit zusammen	19,732 Dukaten	2 $\frac{1}{2}$ Realen.	

6. Finanzrath.

1 Präsident	6000 Dukaten	—	Realen
1 Rechnungsführer	} zu 267 D. 4 R. 3208	"	4 "
4 Rätbe			
1 Schatzmeister			
1 Sekretär			
1 Fiskal			
4 Quiffiers			
13 Beamte mit zusammen	9208 Dukaten	4 Realen.	

7. Rath der Orden.

1 Präsident	1604	Dufaten	2	Realen
4 Rätbe zu 802 D. 1 R.	3208	"	4	"
1 Fiskal	802	"	1	"
1 Kommiss desselben	802	"	1	"
3 Advokaten zu 802 D. 1 R.	2406	"	3	"
1 Fiskalfeliziter	80	"	$\frac{2}{3}$	"
1 Referendar	267	"	4	"
1 Kommiss desselben	267	"	4	"
1 Fiskal von San Jago	160	"	$1\frac{1}{2}$	"
1 Sekretär von Alcantara	160	"	$1\frac{1}{2}$	"
1 Siegelbewahrer von San Jago	106	"	$10\frac{1}{2}$	"
1 Siegelbewahrer von Calatrava	80	"	$\frac{2}{3}$	"
1 Ordensregistrator	133	"	$7\frac{2}{3}$	"
1 Expedient	267	"	4	"
19 Beamte mit zusammen	10,346	Dufaten	$1\frac{1}{2}$	Realen

8. Inquisitionsrath.

1 Generalinquisitor	1604	Dufaten	4	Realen
6 Inquisitoren zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.	4813	"	$4\frac{3}{5}$	"
1 Fiskal	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
2 Sekretäre zu 267 D. 4 R.	534	"	8	"
1 Referendar	267	"	4	"
1 Oberalkalil	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
1 Prefurador	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
1 Geheimfiskal	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
2 Huissiers zu 80 D. $2\frac{3}{5}$ R.	160	"	5	"
1 Seliziter	80	"	$2\frac{3}{5}$	"
17 Beamte mit zusammen	10,669	Dufaten	$5\frac{2}{5}$	Realen

9. Rechnungsrath.

4 Rechnungsräthe zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.	3,208	Dufaten	$10\frac{2}{5}$	Realen
1 Fiskal	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
1 Referendar mit Kommiss	802	"	$2\frac{3}{5}$	"
4 Portiers zu 41 D. $1\frac{1}{5}$ R.	164	"	5	"
30 Zähler zu 800 D.	24,000	"	—	"
2 weitere Fiskale zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.	1,604	"	$5\frac{1}{5}$	"
2 Schreiber	2,406	"	$7\frac{1}{5}$	"
1 Cruzada-Rechner } zu 802 D. $2\frac{3}{5}$ R.				
1 Empfänger	267	"	4	"
12 Unterzähler zu 133 D. 7 R.	1,603	"	7	"
59 Beamte mit zusammen	34,860	Dufaten	$—\frac{3}{5}$	Realen

10. Kriegsrath.

1 Präsident	}	zu 424 D. $8\frac{2}{5}$ M.	3148 Dukaten	$6\frac{2}{5}$ Mealen
4 Auditoren				
1 Sekretär				
2 Offiziere zu 133 D. $7\frac{3}{5}$ M.		267	"	$4\frac{1}{5}$ "
2 Portiers zu 80 D. $\frac{7}{10}$ M.		160	"	$1\frac{2}{5}$ "
1 Referendar		106	"	$10\frac{1}{2}$ "
11 Beamte mit zusammen		3683	Dukaten	$—\frac{1}{2}$ Mealen

11. Kammerrath.

3 Auditoren	}	zu 267 D. $4\frac{1}{5}$ M.	1069 Dukaten	$5\frac{4}{5}$ Mealen
1 Geh. Großoffizial				
2 Portiers zu 80 D. $\frac{7}{10}$ M.		160	"	$1\frac{2}{5}$ "
1 Referendar		106	"	$10\frac{1}{2}$ "
7 Beamte mit zusammen		1336	Dukaten	$6\frac{7}{10}$ Mealen

12. Rath von Portugal.

2 Präsidenten	}	durch Sperteln bezahlt.
4 Rätbe		
1 Sekretär		
1 Fiscal		
8 Beamte.		

III.

Um die außerordentliche Lebhaftigkeit der Flugschriftenlitteratur jener Zeit zu erweisen, will ich hier nur kurz den Titel und Inhalt der durch den Soldat français von 1603 hervorgerufenen Broschüren anführen, soweit dieselben zu meiner Kenntniß gekommen sind.

1) Der Soldat français, verfaßt von Pierre l'Hostel de Roquebonne, aber anonym herausgegeben, erschien zuerst Ende 1603 (vgl. Pierre de l'Estoile, ed. Petitot, I., XLVII. 422). Ich habe eine Quodeztausgabe vom Jahre 1605 in Händen gehabt. Diese Broschüre, lebendig und interessant geschrieben, fordert den König dringend zu Eroberung des spanischen Navarra auf, das von Rechtswegen ihm gebühre. Sie athmet glühenden Haß und große Verachtung gegen die Spanier, die sie wegen ihrer eiteln Prahlucht heftig verspottet. Sie deckt unbarmherzig die Schwächen des anscheinend so starken spanischen Reiches auf.

2) L'Anti-Soldat français von Du Souhait erschien April 1604. Das Buch ist mir nur aus L'Estoile l. c. p. 442 bekannt, wo es wegen seiner hispanisirenden Tendenz scharf getadelt wird.

3) Pesponse du Roy au Soldat François qui demande la guerre: et au soldat Espagnol qui demande la paix; Douay 1604, 12°. Der kriegswüthige hugenottische Gasfognier und der listig in betrügerischer Absicht um

Frieden bittende Spanier tragen dem Könige ihre Wünsche vor. Dieser antwortet: er sei der Herr und werde nach seiner Ansicht handeln. Da er sie wohl durchschaue, werde er keinem folgen, er wolle weder Krieg beginnen noch (wahren) Frieden halten.

4) *La response de Maistre Guillaume au soldat François.* 1605, 12°. Der Verfasser haßt die Spanier nicht minder als der Sold. frs. oder stellt sich doch so, aber er räth vom Kriege ab, zu weiser Erziehung des Dauphins, zur Bereicherung des Volkes u. dgl. m. Er respektet das Huguenottenthum des S. fr. Man solle die verlorenen navarrischen Distrikte lieber durch Heirath wieder zu erlangen suchen.

5) *Response sur la Response de M. Guillaume au Soldat François.* 1605, 12°. Diese Flugschrift, übrigens recht unbedeutend, findet den Maitre Guillaume noch zu milde gegen den Sold. fr. Sie ist vor allem sehr katholisch gehalten und in einem für die Spanier nicht unfreundlichen Tone.

6) *La Replique Modeste.* Sur la Response de M. Guillaume au Soldat François; 1605, 12°. Auch diese Schrift ist sehr katholisch gehalten, erbittert gegen die Huguenotten und dem Frieden geneigt. Sie verteidigt nur den Adel und kriegerische Uebungen gegen die betreffenden Angriffe des M. Guillaume.

7) *Le Pacifique ou l'Anti-Soldat François à l'unique Uranie.* S. d. 12°. Es ist dies ein umfangreiches Plaidoyer für den Frieden und eine Anklage gegen die Acker und unruhigen aufrührerischen Geister.

8) *Le Pseudo- pacifique ou Censeur François* ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Es muß eine Schutzschrift für die in dem Sold. frs. ausgesprochenen Grundsätze und eine Kritik von Nr. 7 gewesen sein. Ich schließe dies aus.

9) *Le Politique François. Pour reprimer la fureur au Pseudo-Pacifique, ou Censeur François.* 1605, 12°. Das Büchlein enthält eine Vertheidigung des Pacifique. Wenn König Heinrich IV. Navarra als das Land seiner Vorfahren zurückerobern solle, so müsse er auch zur Okkupation von Troja als dem Lande des Francus und von Franken in Deutschland ausziehen.

10) *Recueil des Responses faites au Soldat François. Ou Rameau d'Olivier, présenté aux pseudes Soldats de l'une et l'autre milice.* Par Floride de la Forest, d'Auphinois. 1605, 12°. Der Recueil wendet sich, wie der Titel schon besagt, gegen die Schreier von beiden Seiten. Man solle schweigen, sich gegenseitig lieben und sich dem weisen Willen des Königs unterwerfen.

11) *Le Polemandre ou Discours d'Estat de la necessite de faire la guerre en Espagne;* 1605, 12°. Diese Flugschrift stellt sich wieder ganz auf den Standpunkt des Sold. fr. und des Censeur. Sie enthält heftige Anklage gegen den Ehrgeiz, die Treulosigkeit und die Feindschaft der Spanier. Um Frankreich groß und reich zu erhalten, muß man den Krieg in das immerlich schwache Spanien tragen, und zwar schnell, damit es keine Zeit habe, sich vorzubereiten und zu stärken. Durch einen solchen Krieg würden auch am besten die Unruhigen in Frankreich selbst beschäftigt werden.

12) *L'Harpocrate François;* 1605, 12°. Aehnlicher Tendenz, wie Nr. 10. Der König möge endlich einmal alle die Schreier zur Ruhe bringen.

Heinrich IV. und Philipp III.

Die
Begründung des französischen Uebergewichtes
in Europa.

1598—1610.

Von
Dr. Martin Philippson,
a. o. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Franz Dunder.
1876.

IV

Vorbemerkung.

und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, soweit dieselben bis zum Drucke des betreffenden Kapitels vorgeschritten waren, mittheilte, sondern auch gestattete, die Abschriften des Herrn Dr. Stieve aus dem pariser National-Archive mit meinen eigenen Excerpten zu vergleichen und letztere daraus an manchen Stellen zu vervollständigen.

Bonn, im September 1876.

M. Philippson.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung.	
Erstes Kapitel. Venedig und Graubünden. 1606—1607.	1
Das Frühjahr 1606 Beginn einer neuen, der offensiven Richtung in der äußern Politik Heinrich's IV.; S. 1. — Nothwendigkeit eines energischen Auftretens Frankreich's in Italien; S. 4. — Ausbruch des kirchenpolitischen Streites zwischen dem Papste und Venedig; S. 7. — Entgegengesetzte Stellung Spanien's und Frankreich's in diesem Konflikte; S. 9. — Unfruchtbarkeit der ersten französischen Vermittlungsversuche; der Papst auf spanischer Seite; S. 10. — Auch die spanische Vermittlung scheitert; S. 23. — Kriegerische Ausichten nach allen Seiten; S. 32. — Wiederaufnahme der französischen Intervention durch den Kardinal v. Joyeuse, erleichtert durch einen Sinneswechsel Paul's V.; S. 40. — Abschluß des Friedens durch Joyeuse; S. 48. — Sieg der Venetianer, Demüthigung des Papstthums; S. 49. — Erster großer Sieg der aggressiven Politik Heinrich's IV., aber beeinträchtigt durch die Unzufriedenheit aller theilhaftigen Parteien mit Ickern; S. 53. — Kämpfe der spanischen und der französischen Partei im Bündnerlande; S. 55. — Wiederholte Revolutionen in dem Ickern; S. 59. — Schließlich Sieg der französischen Partei; S. 64. — Erhöhtes Ansehen Frankreich's; S. 66.	
Zweites Kapitel. Der niederländische Waffenstillstand. 1607 bis 1609.	67
Friedensliebe des Erzherzog Albert; erste Unterhandlung der Jahre 1603 und 1604, von Frankreich durchkreuzt; S. 68. — Spanien sucht vergeblich ein englisches Bündniß gegen die Niederlande; S. 74. — Bemühungen Heinrich's IV. sich derselben oder doch eines Theiles von ihnen zu bemächtigen; S. 77. — Hierdurch wächst die Friedenspartei in Holland, an deren Spitze sich Barneveldt stellt; S. 82. 85. — Wiederbeginn der spanisch-holländischen Verhandlungen im Dez. 1606; S. 83. — Frankreich widerstrebt dem niederländischen Frieden; S. 87. — Trotzdem Abschluß eines achtmonatlichen Waffenstillstandes, März 1607; S. 94. — Bekehrung Heinrich's IV. zu friedlichen Anschauungen; S. 97. — Zögern Spanien's, das endlich nachgibt; S. 101. — Beginn der eigentlichen Unterhandlungen, Dez. 1607; S. 116. — Französisch-holländisches Bündniß vom 23. Jan. 1608; S. 119. — Gleichzeitiges Wiederauftauchen der spanisch-französischen Heirathspläne; S. 123. — Verschiedene Zwecke Frankreich's und Spanien's dabei; gefährliche Divergenz der Absichten; S. 130. — Sendung des Don Pedro de Toledo Marques von Villafraanca als außerordentlichen spanischen Botschafters nach Paris; S. 148. —	

Allgemeine Spannung auf die Ergebnisse dieser Mission; S. 154. — Sie scheitert durch die Festigkeit und Unklugheit Don Pedro's; S. 165. — Abbruch der Friedensverhandlungen im Haag; S. 182. — Französischer Vorschlag eines vielsährigen Waffenstillstandes; S. 184. — Abneigung gegen denselben in Spanien; S. 201. — Erzherzog Albert nimmt ihn gegen den Willen der spanischen Regierung im Prinzip an; S. 203. — Spanien weigert sich, den Vereinigten Provinzen die Souveränität ohne die vollkommene Freiheit des katholischen Kultus in denselben zuzugestehen; S. 204. — Vorschlag eines „einfachen“ Waffenstillstandes von Frankreich bekämpft und demgemäß von den Holländern verworfen; S. 220. 228. — Vergebliche Versuche der Spanier, durch England günstigere Bedingungen von den Generalstaaten zu erhalten; S. 222. — Toledo verläßt unverrichteter Sache Paris; S. 232. — Beurtheilung und Folgen seiner Sendung; S. 234. — Friedliche Entschlieung Verma's und Philipp's III.; S. 241. — Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes zwischen Spanien und den freien Niederlanden, 9. April 1609; S. 248. — Allgemeine Geringschätzung Spaniens in Folge dieses Friedens; S. 249. — Heinrich IV. entschließt sich zum baldigen Kampfe gegen die Habsburger; S. 252.

Drittes Kapitel. Die französische Partei in Europa. 1606 bis 1609

253

Umfassender Angriffsplan Heinrich's IV. gegen die spanische Monarchie; S. 254. — Zumal in Italien und Deutschland sucht er die längst begonnenen Bündnißverhandlungen zum Abschluß zu bringen; S. 255. — Wichtigkeit Savoyen's für einen französisch-spanischen Krieg in Italien; S. 255. — Mit Spanien unzufrieden, knüpft Karl Emanuel durch Vermittelung des Kardinals Aldobrandini Verhandlungen mit Frankreich an; S. 258. — Heimlicher Zweck, den Heinrich hierbei verfolgt; S. 258. — Unwille der Spanier gegen den Herzog; S. 261. — Beginn direkter Unterhandlungen zwischen Paris und Turin durch die Sendung Chevrieres'; S. 265. — Verhandlungen von Joveuse, Champigny und Fresnes in Turin; S. 267. — Karl Emanuel schickt Gattinara nach Paris; S. 268. — Die Venetianer kühl gegen Frankreich und Savoyen; S. 270. — Karl Emanuel entledigt sich seiner spanisch gesinnten Rätke; S. 272. — Vergebliche Versuche Spaniens, den Herzog wieder für sich zu gewinnen; S. 274. — Sendung des Herrn v. Jacob nach Paris; S. 278. — Unerwartet kalte Aufnahme desselben in Paris; Gründe hierfür; S. 281. — Spanien bemüht sich abermals um die Freundschaft der italienischen Fürsten; S. 289. — Geneigtheit Karl Emanuel's, darauf einzugehen; S. 291. — Frankreich bietet plötzlich Savoyen und Venedig ein Angriffsbündniß gegen Spanien an, zieht sich dann aber bei veränderten Umständen ebenso schnell wieder zurück; S. 293. — Karl Emanuel sendet den Grafen Verrua nach Spanien; S. 301. — Lebhaftes Mißtrauen Verma's gegen Savoyen; S. 302. — Chimärisehe Anerbietungen Spaniens, von dem Herzoge verworfen; S. 305. — Kriegerische Entschlieungen Heinrich's IV. und endliche Verständigung mit Karl Emanuel; S. 306. — Sonstige Mitglieder der französischen Partei in Italien: Mantua, Venedig; S. 314. — Dreifaches Ziel der französischen Politik in Deutschland; S. 315. — Heinrich's IV. und Spaniens Einnischung in die Kaiserwahl; S. 316. — Französische Bemühungen, eine Union der deutschen Protestanten untereinander und mit Frankreich zu Wege zu bringen; S. 321. — Gründung der evangelischen Union zu Ahausen; S. 325. — Frankreich und Brandenburg; S. 325.

**Viertes Kapitel. Der jülicher Erbfolgestreit und die Ermor-
dung Heinrich's IV. 1609—1610. 327**

Die jülich-Kleve'sche Erbschaft; S. 329. — Ihre Wichtigkeit; S. 330. — Stellung Heinrich's IV. und Spanien's zu derselben; S. 331. — Eröffnung der Erbschaft 25. März 1609; S. 339. — Die possidirenden Fürsten; S. 342. — Feindseligkeit des Kaisers gegen dieselben; Erzherzog Leopold in Sülich; S. 345. — Heinrich für die Possidirenden; S. 347. — Schwäche des Erzherzogs Albert; S. 351. Frankreich als Mittelpunkt der europäischen Politik anerkannt, allseitige Gesandtschaften; S. 353. — Heinrich und der Papst; S. 355. — Heinrich und der Kaiser; S. 361. — Heinrich und die Unirten; S. 365. — Entschlossenes Auftreten Spanien's; kriegerische Ausichten; S. 369. — Heinrich sucht nach Allianzen; Savoyen endgültig gewonnen; S. 370. — Venedig, England, Holland, Lothringen dem französischen Bündnisse ungünstig; S. 381. — Umfassende diplomatische und militärische Anstrengungen der Spanier; S. 384. — Entmuthigung Heinrich's IV.; friedlichere Gestaltung der Dinge und Wiederaufnahme der spanisch-französischen Heirathsverhandlungen; S. 389. — Heinrich IV. und die Prinzessin von Condé; S. 395. — Flucht Condé's mit seiner Gemahlin nach den spanischen Niederlanden; S. 397. — Bestürzung Heinrich's, er verlangt die Auslieferung der Flüchtigen; S. 398. — Ablehnung seitens Albert's und der Spanier; S. 400. — Erneute kriegerische Entschlüsse des Königs; S. 402. — Abschluß der Heirathspräliminarien mit Savoyen; S. 405. — Ueberweite Bündnißverhandlungen; S. 406. — Vergebliche Versuche Heinrich's, durch Güte oder List die Prinzessin wieder in seine Gewalt zu bekommen; S. 410. — Condé wird in Mailand internirt und geräth in die Hände der spanischen Kriegspartei; S. 417. — Gefährliche Spannung zwischen Frankreich und Spanien; S. 419. — Bündniß zwischen Frankreich und der Union zu Schwäbisch-Hall; S. 422. — Französisch-savoyischer Kriegsplan; S. 428. — Französische Rüstungen; S. 429. — Fortdauernde Kühle der Venetianer; S. 432. — Sowie England's; S. 434. — Auch Holland den offensiven Plänen Frankreich's abgeneigt; S. 437. — Die Unirten zurückhaltend; S. 441. — Die französischen Minister werden bedenklich; Wiederaufnahme der Vergleichsverhandlungen mit Spanien; S. 443. — Sie scheitern an der Weigerung der Spanier, die Prinzessin von Condé auszuliefern; S. 447. — Ausdehnung der französischen Rüstungen; S. 451. — Spanisch-flandrische Gegenrüstungen in größtem Umfange; S. 457. — Abschluß des französisch-savoyischen Angriffsbündnisses zu Prosolo; S. 461. — Beurtheilung desselben; S. 468. — Mantua gleichfalls für Frankreich; S. 470. — Heinrich's Feldzugsplan; S. 470. — Seine bangen Ahnungen; S. 473. — Freie Nachgiebigkeit des Erzherzogs Albert; S. 474. — Dagegen Spanien zum Kriege entschlossen; S. 476. — Ansicht über dessen mögliche Gestaltung; S. 478. — Regentschaft und Krönung Marien's von Medici; S. 481. — Ermordung Heinrich's IV. durch Ravallac; S. 482. — Hatte Ravallac Mitschuldige? S. 482. — Stimmung der fremden Regierungen bei dem Empfange der Todesnachricht; S. 485. — Freude darüber in Spanien; S. 487. — Schluß: Würdigung von Heinrich's IV. Regierung; er überträgt das Uebergewicht in Europa von Spanien auf Frankreich; S. 488.

Beilage: Ueber Sully's Memoiren 493



Erstes Kapitel.

Venedig und Graubünden.

1606—1607.

Das Frühjahr 1606 Beginn einer neuen, der offensiven Richtung in der äußeren Politik Heinrich's IV. — Nothwendigkeit eines energischen Auftretens Frankreich's in Italien. — Ausbruch des kirchenpolitischen Streites zwischen dem Papste und Venedig; entgegengesetzte Stellung Spanien's und Frankreich's in diesem Konflikte. — Unfruchtbarkeit der ersten französischen Vermittelungsversuche; der Papst auf spanischer Seite. — Auch die spanische Vermittelung scheitert. — Kriegerische Aussichten nach allen Seiten. — Wiederaufnahme der französischen Intervention durch den Kardinal von Joyeuse, erleichtert durch einen Sinneswechsel Paul's V. — Abschluß des Friedens durch Joyeuse. — Sieg der Venetianer, Demüthigung des Papstthums. — Erster großer Erfolg der aggressiven Politik Heinrich's IV., aber beeinträchtigt durch die Unzufriedenheit aller beteiligten Parteien mit letzterm. — Kämpfe der spanischen und der französischen Partei im Bündnerlande. — Wiederholte Revolutionen in demselben. — Schließlicher Sieg der französischen Partei. — Erhöhtes Ansehen Frankreich's.

Der Beginn des Jahres 1606 bildet einen wichtigen entscheidenden Abschnitt für die äußere Politik Heinrich's IV. von Frankreich. So lange derselbe sich von zahlreichen einheimischen Feinden bedroht sah, so lange bald Eizisten und bald Hugenotten, bald der Adel, welcher das Königthum zu beherrschen, und bald

die Städte, welche die Lasten desselben abzuwerfen gewohnt waren, sich hier und da gegen die neu gegründete absolutistische Monarchie erhoben, ja zum Theile mit dem äußeren Feind gegen sie in ein Bündniß traten: währt die vorbereitende Periode von Heinrich's IV. äußerer Politik. Er begnügt sich damit, die gegen ihn geführten Streiche abzuwehren, aller Orten seine diplomatischen Intriguen einzufädeln, die Gegner der Habsburger anzustacheln, denselben unter der Hand einen vorsichtig abgemessenen Beistand zu gewähren. Wenn er einmal zu den Waffen greift, so ist es nur wider einen schwachen Feind, der in der That Frankreich eine ihm rechtmäßig gebührende Provinz vorenthielt, nirgends aber tritt Frankreich entschieden und bestimmend in den Vordergrund der Ereignisse. Hier weiß Heinrich in bewundernswerther Weise sein ungestüm und feurig veranlagtes Temperament in den Schranken ausdauernder und umsichtiger Geduld festzuhalten. Dieser lebhaft sanguinische Mann zeigt die klarste und kühlste Besonnenheit in der Abschätzung der Verhältnisse, in der allmählichen Ausführung seiner Entwürfe, bei der er mit planmäßiger Langsamkeit und ruhiger Beharrlichkeit zu Wege geht.

Diese vorbereitende Periode von Heinrich's IV. Politik versuchten wir im ersten Theile dieses Werkes zu schildern und darzuthun, wie das unruhige, anspruchsvolle und doch energielose Verfahren Spanien's ihm überall in die Hände arbeitete.

Bei den zahlreichen und eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Heinrich von allen Seiten umgaben, war eine solche bedächtig abwägende und vorschreitende Methode gewiß kühnen schnellen Schlägen vorzuziehen gewesen, die alle bisherigen Ergebnisse seiner Bestrebungen auf Einen Würfel gesetzt und im Falle des Mißlingens Frankreich in die grauenvolle innere Zerrüttung zurückgeworfen haben würden, aus der Heinrich's Geschichte und zugleich feste Hand dasselbe soeben erst gezogen hatte.

Und hier schien es mir am Plage, im Einzelnen nachzuweisen, wie Heinrich die durch den Bürgerkrieg seinem Lande geschlagenen

Wunden zu heilen verstand, wie er ihm Wohlstand, Betriebamkeit, kraftvoll zusammengeschlossene Einheit zurückgab; wie er das absolute Königthum in Frankreich begründete und überall, im Guten und Schlimmen, dem französischen Volke und Staatswesen die Richtungen anwies, die es zwei Jahrhunderte lang verfolgt hat. Dem gegenüber mußte gezeigt werden, wie in dem rivalisirenden Nachbarreiche die zersetzenden und tödtlichen Kräfte thätig waren und immer mehr das Werk der Zerstörung an dem spanischen Staatskörper vollzogen; und wie eine verkehrte, einsichtslose und moralisch nichtsnutzige Regierung dieses Verderben lediglich beschleunigte. Das war die doppelte Aufgabe, welche wir im zweiten Theile dieses Buches zu lösen versuchten. Nur so erhält man eine wahre und angemessene Einsicht in die gegenseitigen Machtverhältnisse Spanien's und Frankreich's gegen Ende von Heinrich's IV. Regierung.

Endlich, in den ersten Wochen des Jahres 1606 hatte Heinrich ohne große Mühe die letzten Reste der weitverzweigten Verschwörung des Jahres 1602, den Aufstand des Herzogs von Bouillon, besiegt und sah sein Reich aller Orten ruhig und geeinigt, nirgends mehr die Spur eines Widerstandes gegen die fest und kräftig wieder begründete königliche Macht. Seitdem fühlt er sich im Innern seines Staates sicher und beginnt nun, die Verwirklichung seiner auf die äußere Stellung Frankreich's bezüglichen Ideen mit weit vermehrtem Nachdrucke, mit viel größerer Energie und Entschlossenheit zu verfolgen. Die Zeit der bloßen Vorbereitung ist vorüber, die der Ausführung beginnt. Allenwegen weiß er mit Hülfe der in den Vorjahren geschaffenen Verhältnisse den spanischen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, an dessen Stelle in allen wichtigen Angelegenheiten Frankreich die bestimmende und entscheidende Rolle zu verschaffen. Diese überaus geschickte und erfolgreiche, ebenso planmäßig wie entschlossen geführte diplomatische Aktion sollte dann endlich zu dem großen Entscheidungskampfe gegen Spanien überleiten, den Heinrich als den unumgänglichen Ab-

die Städte, welche die Lasten desselben abzuwerfen gewohnt waren, sich hier und da gegen die neu gegründete absolutistische Monarchie erhoben, ja zum Theile mit dem äußeren Feind gegen sie in ein Bündniß traten: währt die vorbereitende Periode von Heinrich's IV. äußerer Politik. Er begnügt sich damit, die gegen ihn geführten Streiche abzuwehren, aller Orten seine diplomatischen Intriguen einzufädeln, die Gegner der Habsburger anzustacheln, denselben unter der Hand einen vorsichtig abgemessenen Beistand zu gewähren. Wenn er einmal zu den Waffen greift, so ist es nur wider einen schwachen Feind, des:z. B. Der That Frankreich eine ihm rechtmäßig gebührende Provinz vorenthielt, nirgends aber tritt Frankreich entschieden und bestimmend in den Vordergrund der Ereignisse. Hier weiß Heinrich in bewundernswerther Weise sein ungestüm und feurig veranlagtes Temperament in den Schranken ausdauernder und umsichtiger Geduld festzuhalten. Dieser lebhaft sanguinische Mann zeigt die klarste und kühlste Besonnenheit in der Abschätzung der Verhältnisse, in der allmählichen Ausführung seiner Entwürfe, bei der er mit planmäßiger Langsamkeit und ruhiger Beharrlichkeit zu Wege geht.

Diese vorbereitende Periode von Heinrich's IV. Politik versuchen wir im ersten Theile dieses Werkes zu schildern und darzuthun, wie das unruhige, anspruchsvolle und doch energielose Verfahren Spanien's ihm überall in die Hände arbeitete.

Bei den zahlreichen und eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Heinrich von allen Seiten umgaben, war eine solche bedächtig abwägende und vorschreitende Methode gewiß kühnen schnellen Schlägen vorzuziehen gewesen, die alle bisherigen Ergebnisse seiner Bestrebungen auf Einen Würfel gesetzt und im Falle des Mißlingens Frankreich in die grauenvolle innere Zerrüttung zurückgeworfen haben würden, aus der Heinrich's geschickte und zugleich feste Hand dasselbe soeben erst gezogen hatte.

Und hier schien es mir am Plage, im Einzelnen nachzuweisen, wie Heinrich die durch den Bürgerkrieg seinem Lande geschlagenen

Bunden zu heilen verstand, wie er ihm Wohlstand, Betriebſamkeit, kraftvoll zuſammengeſchloſſene Einheit zurückgab; wie er das abſolute Königthum in Frankreich begründete und überall, im Guten und Schlimmen, dem franzöſiſchen Volke und Staatsweſen die Richtungen anwies, die es zwei Jahrhunderte lang verfolgt hat. Dem gegenüber mußte gezeigt werden, wie in dem rivaliſirenden Nachbarreiche die zerſetzenden und tödtlichen Kräfte thätig waren und immer mehr das Werk der Zerstörung an dem ſpaniſchen Staatskörper vollzogen; und wie eine verkehrte, einſichtsloſe und moraliſch nichtsnutzige Regierung dieſes Verderben lediglich beſchleunigte. Das war die doppelte Aufgabe, welche wir im zweiten Theile dieſes Buches zu löſen verſuchten. Nur ſo erhält man eine wahre und angemessene Einſicht in die gegenseitigen Machtverhältniſſe Spanien's und Frankreich's gegen Ende von Heinrich's IV. Regierung.

Endlich, in den erſten Wochen des Jahres 1606 hatte Heinrich ohne große Mühe die letzten Reſte der weitverzweigten Verſchwörung des Jahres 1602, den Aufſtand des Herzogs von Bouillon, beſiegt und ſah ſein Reich aller Orten ruhig und geeinigt, nirgends mehr die Spur eines Widerſtandes gegen die feſt und kräftig wieder begründete königliche Macht. Seitdem fühlt er ſich im Innern ſeines Staates ſicher und beginnt nun, die Verwirklichung ſeiner auf die äußere Stellung Frankreich's bezüglichen Ideen mit weit vermehrtem Nachdrucke, mit viel größerer Energie und Entſchloſſenheit zu verfolgen. Die Zeit der bloßen Vorbereitung iſt vorüber, die der Ausführung beginnt. Allervogen weiß er mit Hülfe der in den Vorjahren geſchaffenen Verhältniſſe den ſpaniſchen Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen, an deſſen Stelle in allen wichtigen Angelegenheiten Frankreich die beſtimmende und entſcheidende Rolle zu verſchaffen. Dieſe überaus geſchickte und erfolgreiche, ebenſo planmäßige wie entſchloſſen geführte diplomatiſche Aktion ſollte dann endlich zu dem großen Entſcheidungskampfe gegen Spanien überleiten, den Heinrich als den unumgänglichen Ab-

schluß seiner gesammten politischen Thätigkeit ja nie aus den Augen verlor.

In zwei Fragen von europäischer Bedeutung vermag Heinrich Frankreich den Sieg zu geben, indem er Spanien demüthigt: in der venetianisch-päpstlichen und in der niederländischen. Daneben läuft dann der langjährige Streit im Bündnerlande, der endlich auch zum Vortheile Frankreich's abschließt. Allseitige Alliance-verhandlungen dienen zur Einleitung des Krieges, den Heinrich, als er die Zeit gekommen glaubt, bei den jülicher Streitigkeiten vom Zaume bricht. Dieser Krieg endigt freilich, ehe er begonnen, durch den tragischen Tod des großen Monarchen, aber dem Letztern ist es immerhin gelungen, die Ueberlegenheit Frankreich's über seinen Rivalen fest zu begründen, und sie nicht nur in den Augen des übrigen Europa, sondern Spanien's selbst zur Anschauung, sie zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen.

Dies ist der Gegenstand, den wir auf den folgenden Seiten darzustellen haben. Von keiner sittlichen Erhebung, von keinen ideellen Grundsätzen, von keinem unabänderlich vorgezeichneten Wege kann bei Heinrich IV. die Rede sein: nüchtern, praktisch, den Umständen sich anpassend und anstrebend und nur unverrückbar das Eine Ziel: die Größe und das Uebergewicht Frankreich's im Auge, verfolgte er geduldig die mannigfach verschlungenen Wege seiner Politik.

Die italienische Politik Heinrich's IV. in dem ersten Zuflusse des 17. Jahrhunderts litt schwer an den Folgen jenes Lyoner Friedens vom Januar 1601, in welchem Frankreich, allerdings für reichern Gewinn, sein letztes Besitztum jenseits der Alpen, die Markgrafschaft Saluzzo, aufgegeben hatte. Seitdem war man in Italien fest davon überzeugt, der König habe hierdurch der ganzen Welt erklären wollen, daß er sich von den italienischen Ereignissen künftig fern zu halten gedenke. Wie sei es sonst begreiflich, daß er sich eines so

wichtigen Mittels beraubt habe, um die Spanier auf der Halbinsel im Zaume zu halten und sein eigenes Ansehen bei allen Staaten derselben zu wahren? Gern hätten sich die noch ganz oder halb unabhängigen Fürsten Italiens unter dem Schutze des Lilienbanners vereinigt, um sich der alle bedrohenden Uebermacht Spaniens zu erwehren, und es waren im Laufe des Jahres 1605 auch die ersten Vorbereitungen zur Bildung einer französischen Partei getroffen worden: aber jeder energischere Schritt wurde durch die Besorgniß gelähmt, daß Frankreich sich schließlich doch den italienischen Angelegenheiten wieder entziehen und seine Verbündeten der Rache Spaniens überlassen werde, das mit seinen zahlreichen, die Hälfte Italien's bedeckenden Besitzungen auch die noch freien Staaten umklammerte und unmittelbar gefährdete. Wie wenig das entfernte Frankreich im Stande und selbst nur Willens sei den spanischen Einfluß in jenen Gegenden zu brechen, davon glaubte man ein neues Zeugniß in den Veltliner Händeln erhalten zu haben, bei denen der spanische Statthalter von Mailand, Graf Fuentes, noch immer durch Ueberredung und Gewalt die Graubündner in Unterwürfigkeit von Spanien erhalten durfte. Gern rühmte sich der greise Fuentes, der Schüler des Herzogs von Alba zu sein, dem er an Wachsamkeit, Eifer, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart in der That gleichkam, und den er durch schnelle Entschlossenheit noch übertraf. Und wie Fuentes äußerlich das rechte Muster eines spanischen Edelmannes der alten Schule war: groß, wohlgewachsen, von hoheitsvoller Miene, noch im Greisenalter kräftig und beweglich — so war er auch ganz von dem altspanischen Streben nach unbegrenzter und unbedingter Herrschaft über alles Fremde erfüllt, gleichsam eine stattliche Ruine aus früherer, größerer Zeit. Ohne einen Schwertstreich, nur durch das Gewicht seines Ansehens und die Geschicklichkeit seiner Politik hatte er sich Piombino's, Finale's, Castiglione's und des größten Theiles der Lunigiana bemächtigt und den Schutz über die Staaten Modena und Mirandola erhalten. Seitdem es ihm vollends gegen

die Graubündner geglüht war, wollte er von keiner Mäßigung etwas wissen. Noch nie waren seine Pläne so weitgreifende gewesen. Der Schluß des Jahres 1605 war jene Zeit, wo er die Staaten Oberitaliens vor den mailändischen Steuergerichtshof citiren ließ, um von ihnen alle diejenigen Gebietstheile zurückzuverlangen, die jemals in einem Abhängigkeits-Verhältniß zum Herzogthume Mailand gestanden hatten. Ganz Italien war darüber in die heftigste Aufregung gerathen, selbst die den Spaniern sonst so durch aus ergebenen Genuesen hatten erklärt, sich bis zum Aeußersten gegen Fuentes' Anmaßungen zur Wehre setzen zu wollen; zumal sie einen Vertrag desselben mit den frühern Herren ihrer Stadt Savona, den Carretti, entdeckt hatten, durch welchen diese ihre Rechte auf Savona dem spanischen Monarchen übertragen hatten. Es war dies um so drohender, als auf ähnliche Weise die Spanier sich bereits eines anderen Besiðthumes der Carretti, des Marchesats Finale, bemächtigt hatten.¹⁾ Freilich mußte Fuentes schließlich vor dem allgemeinen Unwillen über diese Ansprüche deren Ausführung vertagen: aber um vor denselben auf immer sicher gestellt zu werden, richteten sich alle Blicke in Italien sehnüchtig nach Frankreich. Es war in der That die höchste Zeit für den französischen Monarchen, hier mit Energie aufzutreten, wenn er Italien davor retten wollte, völlig der spanischen Anmaßung zum Opfer zu fallen, und zugleich Frankreich bewahren vor einer gänzlichen und endgültigen Niederlage in jener seiner Politik, die seit mehr als einem Jahrhundert den französischen Einfluß in Italien geltend zu machen strebte. Glücklicher Weise ergab sich nun die Möglichkeit für Heinrich IV. zu einem kräftigern Verfahren in Italien, nachdem es ihm endlich gelungen war, alle oppositionellen Regungen im Innern seines Reiches zu erdrücken. So vermochte er jetzt mit dem ganzen Nachdruck des endlich geeinten und dem Königthume völlig unterworfenen

¹⁾ Depeschen du Perron's aus Rom v. 24.—28. Dec. 1605; *Ambassades et Négociations de du Perron*, Paris 1633, p. 824 f. 833 f.

Frankreich aufzutreten. Unverzüglich ward ihm Gelegenheit, in einer bedeutsamen, ganz Italien ja Europa erregenden Streitfrage das Gewicht seines Staates in die Waagschale zu werfen und deutlich zu erkennen zu geben, daß die Abtretung Saluzzo's keineswegs den Verzicht Frankreich's auf eine thätige Betheiligung an den italienischen Geschicken bedeutet habe.

Die enge Nachbarschaft, in welcher der Kirchenstaat und die Republik Venedig zu einander standen, und auf der andern Seite die Schärfe, mit der die Regierung der Letztern ihre Hoheit auf allen Gebieten des Staatslebens, auch auf dem kirchenpolitischen, geltend zu machen pflegte, hatte schon häufig zu Konflikten zwischen dem heil. Stuhle und der Signorie geführt. Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts waren die Streitigkeiten von Neuem ausgebrochen, theils wegen Grenz- und Zollzwistigkeiten, theils wegen des Zehnten, den die Republik von dem Einkommen ihres Klerus erhob. Kaum war Paul V. Papst geworden (Mai 1605), als er der Republik auf das Schroffste entgegentrat, indem er bei einem kleinern Staate seine hierarchischen Ansprüche um so leichter durchsetzen und damit für die ganze katholische Welt ein wichtiges Präcedens schaffen zu können glaubte. Venedig war aber keineswegs gewillt, sich zum Versuchsfelde für die klerikalen Annahmen herzugeben, und so wurde das Verhältniß zwischen der Republik und der Kurie immer gespannter und gereizter, bis einige Vorfälle am Ende des Jahres 1605 einen vollständigen Bruch herbeiführten. Zwei Geistliche, die sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hatten, der Vicentiner Domherr Saraceni und der Abt Brandolino v. Nervesa, wurden in Uebereinstimmung mit zahlreichen Bullen früherer Päpste vor dem Rathe der Zehn — dem höchsten weltlichen Gerichtshofe Venedig's — zur Verantwortung gezogen (Herbst 1605). Dieser vermeintliche Eingriff in die kirchliche Gerichtsbarkeit erfüllte Paul V., der einen so überschwänglichen Begriff von der unbegreiflichen Würde des priesterlichen Amtes hatte, mit höchstem Zorne, außerdem wurde er von allen Gegnern Venedig's aufgestachelt,

und zumal von dem Botschafter Spanien's¹⁾, daß auf die Selbstständigkeit und die Blüthe der Republik stets neidisch geschaut hatte und augenblicklich derselben wegen der Bündel Handel ganz besonders feindlich gesinnt war. Die spanische Regierung konnte um so leichter bei dieser Gelegenheit den Papst wirksam beeinflussen, als sie einerseits hierbei mit dessen innerster Gesinnung übereinstimmte, andererseits durch eine jährliche Pension von 3000 Scudi den Nepoten des Papstes, den Cardinal Borghese, gewonnen hatte. Ohne die Cardinäle zu befragen, erließ Paul am 10. Dez. 1605 zwei Breven, in denen er von den Venetianern unter sofortiger Androhung von Excommunication und Interdict nicht nur die Auslieferung der beiden gefangenen Geistlichen an die päpstlichen Beamten sowie Verzicht auf die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen überhaupt, sondern auch Aufhebung der Gesetze verlangte, welche den Erwerb liegender Güter durch die Geistlichkeit und die Erbauung neuer Kirchen ohne besondere Erlaubniß der weltlichen Behörde verboten. — Er stellte hier also im peremptorischsten Tone Forderungen auf, die bisher noch gar nicht berührt, über welche die Venetianer noch gar nicht gehört worden waren. Die Republik aber ließ sich durchaus nicht einschüchtern. Ihre nächste Antwort auf jene Breven war die Erwählung Leonardo Donato's, eines der Häupter der antipäpstlichen Partei, zum Dogen (10. Jan. 1606); die zweite die Ernennung des berühmten geistlichen Gegners der päpstlichen Allgewalt, Fra Paolo Sarpi, zum theologischen Berather der Regierung. Endlich wurden (28. Jan.) die Begehren des Papstes in ergebenden aber festen Worten abgelehnt. Darauf griff der Papst zum Aeußersten; 16. April 1606 sprach er über das ganze venetianische Gebiet das Interdict aus, daß freilich auf scharfen Befehl des Senates, es als ungültig zu betrachten, von dem Weltklerus gar nicht und nur von wenigen

¹⁾ Dep. Nani's (venetian. Gesandten in Rom) v. 3. 17. Dez., citirt bei Romanin, Storia documentata di Venezia; VII. 29. 35.

Mönchsorden beachtet wurde. Die Mönche des Bernhardiner Ordens boten sogar der Republik 150,000 Dukaten für deren gegenwärtige Bedrängnisse an.

Indeß wenn auch im Innern des eigenen Staates die Autorität des Senates und des herzoglichen Collegiums triumphirte, so hatte doch der Streit zwischen dem Papste und Venedig eine Bedeutung, die weit über die Grenzen des venetianischen Gebietes hinausging. Er war eine Erneuerung des alten und ewigen Kampfes um die selbstständige Berechtigung, um die Gleichberechtigung des Staates der Kirche gegenüber, die sich als die höhere, „würdigere“ und deshalb überwiegende Macht betrachtete, noch ganz wie im Mittelalter. Die einzelnen Streitpunkte waren hier nur Symptome ganz verschiedener Weltanschauungen: derjenigen, welche den Staat als den untergeordneten, fast unwürdigen Diener der bei Gott alleinberechtigten Kirche ansah; und der modernen, die im Gegensatz zu jener mittelalterlichen Auffassung im Staate die Vereinigung aller materiellen und sittlichen Faktoren des Volkslebens erblickte und ihm deshalb die höchste allseitige Gewalt über alle Klassen des Volkes — die Geistlichen wie die Laien — zuschrieb. An und für sich war diese letztere Anschauung damals schon ohne Zweifel die mächtigere, indessen dem Siege der Venetianer stellten sich mannigfache politische Verwickelungen entgegen. Bei dem scharfen Gegensatz, der gerade in Bezug auf die italienischen Zustände die beiden Hauptstaaten der Christenheit von einander trennte, mußte eine italienische Angelegenheit von solcher Wichtigkeit einen empfindlichen Einfluß auf ihr beiderseitiges Verhältniß und damit auf die politische Lage Europa's überhaupt üben.

In Madrid hatte man trotz heuchlerischer Beileidsbezeugungen das Zerwürfniß zwischen dem Papste und Venedig mit übel verhehlter Freude gesehen. Hier bot sich wieder ein trefflicher Anlaß, im Namen der angeblich bedrohten Interessen der Religion zu Spaniens Vortheil gegen die verhaßte Republik einzuschreiten.

Und entweder Frankreich wagte es nicht, gegen den heil. Stuhl in die Schranken zu treten — dann ging sein Einfluß in Italien ganz verloren, und Venedig war dem Gutbefinden Spanien's überlassen; oder aber Frankreich nahm sich Venedig's an, und dann schien ein Zerwürfniß zwischen ihm und dem Papste unvermeidlich.¹⁾ Mit so angenehmen Berechnungen trugen sich bei dem Beginne der päpstlich-venetianischen Irrungen die madrider Staatsmänner.

In der That war die Stellung Heinrich's IV. eine schwierige. An Venedig knüpften ihn die alte Freundschaft und das gemeinschaftliche Interesse gegen die spanische Herrschaft in Italien; aber andrerseits durfte er nicht daran denken, sich mit dem Papste und dadurch mit allen eifrigen Katholiken im eigenen Lande zu überwerfen. Die größte Behutsamkeit war hier nöthig; jeder Schritt mußte sorgfältig abgewogen werden, wenn man das natürliche Ziel der französischen Politik in dieser Angelegenheit erreichen wollte: den Streit zum Vortheile Venedig's zu entscheiden, dabei den Papst nicht unwillig zu machen und zugleich Spanien die Gelegenheit zur Einmischung aus den Händen zu reißen.

Heinrich begann damit, beiden Parteien Mäßigung anzurathen und zugleich anzudeuten, daß er es sehr gern sehen würde, um Vermittelung in diesem Streite angegangen zu werden.²⁾ Allein es kamen in Rom seine Rathschläge zu spät, um die Verhängung des Interdiktes über Venedig zu verhindern, da Paul V. mit verblüffender Schnelligkeit und Gewaltsamkeit verfahren war.

Auf jedem Schritt sah die französische Diplomatie sich durch die Spanier behindert, die alles thaten, Paul V. zu feindseligem Auftreten gegen Venedig fortzureißen, um die Demüthigung der Republik, des letzten wahrhaft unabhängigen Staates der Halbinsel herbeizuführen;

¹⁾ Dep. Francesco Priuli's (venet. Gesandten in Madrid) v. 18. Febr., 13. Mai 1606; Cornet, Paolo V. e la repubblica Veneta (Wien 1859) p. 31., 84.

²⁾ Dep. Pietro Priuli's (venetian. Gesandten in Paris) v. 31. Jan., 14. Febr.; Cornet 30 f. nebst Note 2.

theils auch um die französische Vermittelung unmöglich zu machen. Indem sie den Papst aufdringlich ihrer Hülfe versicherten, wenn er entschlossen gegen die Signorie vorgehe, hatten sie wirklich die Genugthuung, den heftigen Pontifex immer mehr in ihre Netze zu ziehen. Hierbei wurden sie wesentlich durch den Kardinal Borghese unterstützt, dessen jugendlich unerfahrener Eifer freilich durch die spanischen Dukaten noch wirksam gefördert wurde; schon im April hatte er den Venetianern gedroht, neben den geistlichen Waffen auch die weltlichen wider sie in Anwendung zu bringen. Von ihm ließ Paul V. sich einstweilen völlig leiten, und während er für Frankreich nur gute Worte hatte, stützte er sich thatsächlich vor allem auf die Habsburger, belobte die spanische Regierung und ihren Gesandten in Rom, den Marques von Villena, recht demonstrativ wegen ihres Eifers und suchte mit immer wiederholten Bitten spanische, belgische, kaiserliche Hülfe nach. Sei er nur dieser sicher, äußerte der leidenschaftliche Mann, so werde er den Dogen persönlich vor das heil. Offizium laden und leichtlich der Ketzerei überführen! Binnen kurzem gingen zwei päpstliche Kuriere nach Spanien ab, um dem dortigen Nuntius die dringenden Gesuche des Papstes um baldige Verwirklichung der verheißenen Hülfe zu überbringen.¹⁾ Die Spanier beeilten sich gerade nicht, den heil. Vater aus seiner Unruhe zu erlösen; während ihr Gesandter in Rom die besten Aussichten gab, wollten sie doch in Wahrheit alles vermeiden, was zu einem kriegerischen Zusammenstoße mit Frankreich hätte führen können, und vielmehr durch indirekte Mittel die Entscheidung ausschließlich in die eigene Hand bekommen. So forderten sie den Kaiser auf, als höchster Fürst

¹⁾ Ms. Dep. Ortemberg's (belg. Geschäftsträgers in Rom) v. 22., 29. April, 10. Juni; Brüssel Arch. du Royaume, Nég. de Rome, V. — Bericht Fresnes' vor dem Kolleg der Savi, 27., 30., 31. Mai; Cornet 95 ff. — Dep. Fresnes' v. 2. Juni; Lettres et ambassades de Canaye de Fresnes, III. 58. — Dep. du Perron's v. 17., 23. Mai; Amb. et Nég. de Du Perron, II. 882 f., 887 ff.

der Christenheit selbst die Vermittelung des Streites zu übernehmen, um den französischen Bemühungen keinen Raum zu lassen. Andererseits erboten sie sich, dem Papste aus ihren Veteranen-Regimentern so viele Leute zu liefern, wie er brauche: so hofften sie den Krieg zu führen, unter dem Namen und mit dem Gelde des Papstes. Damit sie desto ungestörter ihre Absichten auf der Halbinsel durchführen könnten, suchten sie den Papst zu bestimmen, daß er von Heinrich IV. einen Verzicht auf jede Einmischung zu Gunsten der Venetianer verlange. In der That brachten sie es, unterstützt durch die Kardinäle Sauli, von Como, Aringoni u. a., dahin, daß Paul V. mißtrauisch gegen den französischen Monarchen wurde und endlich dessen Vermittelungsvorschläge, wenn auch mit freundlichen und anerkennenden Worten, vollständig ablehnte (19. Mai).

Aber Heinrich ließ sich nicht entnuthigen. Ende Juni schritt er von neuem in Venedig und Rom zugleich ein, und dieses Mal hatte er wenigstens in Venedig sofort günstigen Erfolg. Am 14. Juli sprach der Senat seine Wünsche dahin aus, daß gerade der Allerchristlichste König die Vermittelung zwischen der Republik und dem Papste übernehmen möge.¹⁾

Damit hatte die französische Politik bereits einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan; da Venedig den französischen Monarchen geradezu als Schiedsrichter bezeichnete, vermochte auch der Papst ihn nicht mehr als solchen zurückzuweisen.

Die Spanier selbst ließen dem König die Gerechtigkeit widerfahren, daß er alles thue, um den Zwist beizulegen. Alincourt war in beständiger Bewegung, indem er theils Audienzen bei dem heil. Vater nahm, theils unablässig Kuriere nach Paris und Venedig abschickte.²⁾ Freilich waren diese Bemühungen der französischen

¹⁾ Dep. du Perron's v. 30. Mai, 27. Juni; p. 895 ff. 902 ff. — Heinrich IV. an den Papst, 20. Juni; Lettr. miss. VI. 625 ff. — Cornet 119.

²⁾ Ms. Dep. Irraraga's (span. Geschäftsträgers in Paris) v. 8. Juli; Paris, Nationalarchiv, K. 1460. — Ms. Dep. Ortemberg's v. 15. Juli; Brüssel.

Diplomatie keine ganz uneigennützigen; galt es doch, die Befriedung Italien's durch Frankreich und damit einen glänzenden Triumph der französischen Politik über die spanische zu erreichen.

Zunächst war freilich nur wenig Hoffnung auf eine friedliche Beilegung des Zwistes. Zwischen der Kurie und den venetianischen Staatstheologen wurden Schriften von immer wachsender Heftigkeit gewechselt. Die Jesuiten, Theatiner und Kapuziner, die dem Verbote der venetianischen Behörden zuwider das Interdikt beobachteten, wurden mit Einziehung aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter aus dem Gebiete der Republik vertrieben. Der spanische Gesandte in Venedig, Don Inigo de Cárdenas, half dabei den Jesuiten, einen Theil ihrer Habe widergeselich in Sicherheit zu bringen.¹⁾ Gerade die gemäßigte Haltung des französischen Monarchen erfüllte den Papst und seine spanischen Freunde mit neuem Muthe. Paul hob Soldaten aus, ernannte die Hauptleute für die Kompagnien, sowie die Generale. Der Herzog Ranuccio von Parma erhielt den Oberbefehl, der Herzog von Sermonetta sollte die Reiterei führen; zum allgemeinen Rendezvous für die päpstliche Armee wurde Ferrara bestimmt. Der König von Spanien aber richtete an den Papst einen eigenhändigen Brief, in welchem er dem heiligen Vater seine Unterstützung auf alle Fälle und zwar mit den gesammten Kräften seines Reiches und nöthigenfalls auch mit seiner eigenen Person zusagte (9. Juli 1606). Veranlaßt wurde Philipp zu einem so entscheidenden Schritte durch den Herzog von Lerma, dessen gewöhnliche Friedensliebe hier durch seine Hinnéigung zur klerikalen Partei aufgewogen wurde, an der er für alle Fälle einen festen Rückhalt zu haben hoffte; überdies war ihn der Papst noch besonders um Unterstützung angegangen in einem schmeichelhaften Briefe, in welchem er ihn den „Grundpfeiler der spanischen Krone und damit des ganzen katholischen Glaubens“ genannt hatte. Um über ihre Parteistellung keinen Zweifel zu

¹⁾ Cappelletti, I Gesuiti e la Repubblica di Venezia (Venedig 1873), p. 72.

lassen, gestattete die spanische Regierung damals die Veröffentlichung eines Dekretes der Inquisition, das den Ankauf und Besitz der von den Venetianern zu ihrer Verteidigung gegen die päpstlichen Ansprüche veröffentlichten Schriften strengstens verbot. Dieser Richtung der spanischen Politik gemäß setzte der Vizekönig von Neapel seine Truppen und seine Flotte auf Kriegsfuß und stellte sie dem heiligen Vater zu beliebiger Verfügung. Der eifrigste aber unter den spanischen Staatsmännern war wieder der Graf Fuentes, der Governador von Mailand; nicht allein, daß er dem Papste gleichfalls seine Streitkräfte anbot, sondern er machte auch bereits mit einigen aus der Republik Verbannten Anschläge auf die venetianische Festung Orzinuovi; er häufte bedeutende Vorräthe an Geld, Munition und Mundvorrath auf und rüstete ein Heer von 13,500 Mann aus. Die spanische Regierung billigte offenbar sein Verfahren vollkommen; denn um ihn zu belohnen und zugleich in seinem Gouvernement festzuhalten, verlieh sie ihm gerade damals das Lehen Voghera im mailändischen Lande, ein Lehen, dessen Werth auf mehr als 100,000 Dukatens angeschlagen wurde. So bezeichnete der König den kriegerischen Grafen recht eigentlich als seinen Vertrauensmann in der gegenwärtigen Lage, als den angemessensten Vertreter der spanischen Anschauungen und Absichten. Da mochten allerdings die Venetianer nichts Gutes erwarten! ¹⁾

Somit folgte die ganze spanische Partei in Europa dem von Madrid aus gegebenen Lösungsworte. Der Herzog von Urbino gab in seiner doppelten Eigenschaft als päpstlicher Vasall und als spanischer Pensionär dem Papste die Versicherung, ihn jederzeit mit 3000 Mann zu Fuß und 500 Pferden auf eigene Kosten unterstützen zu wollen. Erzherzog Albert von Belgien zeigte sich nicht

¹⁾ Thou l. 137. — Cabrera, *Relaciones de las cosas sucedidas en la Corte de España d. 1599 h. 1614* (Madrid 1857), 5. Aug. 1606, p. 285. — Urkunden des venetianischen Rathes der Zehn v. 23. Aug., 13. Okt., 3. Nov. 1606; *Archivio Veneto*, V (1873), 229, 248 f. 262.

minder bereit, dem Papste umfassende Geldmittel zu übersenden, und gab ihm in der Person des Generallieutenants Alessandro di Monte einen tüchtigen Befehlshaber. Auch der schwache Kaiser Rudolf II. wurde von seinen völlig päpstlich gesinnten und vor allem gegen die venetianischen Nachbarn erbitterten Ministern vermocht, auf die Seite des Papstes zu treten, und es sah sich der venetianische Gesandte in Prag wie ein Ausgestoßener und mit jeder Art der Zurücksetzung und Schmach behandelt. Rudolf II. versprach endlich dem Papste, im Falle des offenen Kampfes ihm Beistand zu leisten und darüber bereits auf dem nächsten Reichstage zu verhandeln. Das war freilich, zumal bei der offenbaren Feindseligkeit der Protestanten gegen einen solchen Beschluß, ebenso unzuverlässig, wie wenn der Großherzog von Toskana seine Person und seine ganze Macht dem heiligen Vater zur Verfügung stellte. Immerhin trat der ganze Anhang der Habsburger entschieden gegen Venedig in die Schranken, das einstweilen unter den katholischen Mächten sich völlig isolirt sah; seine Hoffnung, daß das gleiche Interesse gerade der katholischen Staaten gegenüber den Annahmungen der römischen Kirche dieselben auf seine Seite ziehen werde, waren gescheitert. In Rom glaubte man aus dem Umstande, daß die Venetianer auch ihren Gegner, den König von Spanien, um Vermittelung angingen, schon die Folgerung ziehen zu dürfen, daß sie den Muth verloren hätten: und so beschloßen Papst und Cardinäle, den Streit zum äußersten zu treiben und, bei beständigen Versicherungen der Dankbarkeit und Freundschaft, den Vorschlag Heinrich's IV. auf Suspension des Interdictes unbedingt und endgültig zurückzuweisen (Juli 1606.)

So lebhaften Verdruß auch Heinrich IV. über die Hart-

1) Ms. Dep. Ortemberg's v. 8., 15. Juli. — Dep. du Perron's v. 11. Juli p. 912 ff. — Ms. Instruktion an Ortemberg v. 4. Aug., Brüssel, Arch. du Royaume, Rom V. — Thou l. c. — Relazione di Francesco Soranzo (venetian. Gesandten in Prag); Cornet 315 ff. — Relaz. di Franc. Priuli; Barozzi e Berchet, I, L, 410.

nädigkeit und rücksichtslose Gewaltthamkeit Paul's V. empfand — ärgerlich nannte er ihn einen in der Politik unpraktischen Menschen —: er durfte sich ihm gegenüber zu keinem übereilten Schritt hinreißen lassen. Würde er doch dadurch nur die Wünsche der Spanier erfüllt haben, die nichts sehnlicher beehrten, als ein Zerwürfniß zwischen dem heiligen Stuhle und dem französischen Monarchen herbeizuführen. Während er sich fortdauernd den Venetianern geneigt zeigte und z. B. der einzige unter den größern katholischen Monarchen war, der seinen Gesandten in Venedig noch freundschaftlich mit dem Senate verkehren ließ: hörte er doch nicht auf, die Venetianer zur Mäßigung und zu theilweisem Nachgeben zu ermahnen, um die Vergleichsverhandlungen von Neuem mit besserer Aussicht auf Erfolg beginnen zu können. Diese Politik veranlaßte ihn, von vornherein den Venetianern jede Hoffnung auf eine direkte Waffenhülfe seinerseits abzuschneiden. Besonders in den minder wichtigen Angelegenheiten möchten sie sich nachgiebig zeigen, damit der Papst doch ihren guten Willen sehe.¹⁾

Heinrich schmeichelte sich wohl selbst kaum, mit diesen Ermahnungen vielen Erfolg zu haben, da die Signorie zwar die besten Worte gab und zumal emphatisch versicherte, nur die französische Vermittelung ernstlich annehmen zu wollen, aber in Wahrheit keinen einzigen versöhnlichen Schritt that: als überraschender Weise in Rom selbst endlich eine günstigere Wendung eintrat.

Bei ruhigerer Erwägung der Sachlage fand Paul V. seine Stellung keineswegs so glänzend, wie sie ihm zunächst erschienen war. Er mußte die traurige Wahrnehmung machen, daß er sich auf die lärmend verheißene spanische Unterstützung nicht verlassen könne. Die Mehrheit des spanischen Staatsrathes tadelte vielmehr offen die kriegerische Haltung, zu welcher Lerma den Monarchen in dieser Angelegenheit fortgerissen hatte.

¹⁾ Heinrich IV. an de Fresnes-Canaye, 18. Juli; Lettr. miss. VI. 635 ff. — Dep. Pietro Priuli's v. 2. Aug.; Cornet 122.

In der That waren die finanziellen Kräfte Spanien's durch den niederländischen Krieg so sehr in Anspruch genommen, daß die Führung eines neuen Kampfes in Italien als unmöglich erscheinen mußte. Strafte doch der spanische Gesandte in Venedig, Don Inigo de Gárdenas, den Brief seines Souverains Lügen, indem er den Dogen erklärte: die Beistandsversicherung Philipp's III. an den Papst gelte nur für den Fall, daß der Kirchenstaat von den Venetianern angegriffen werde, sonst habe der König nur den Wunsch nach einem guten Ausgleiche! Und was noch schlimmer war, die angesehensten Theologen Spanien's und endlich der König selbst begannen die Festigkeit des Papstes zu mißbilligen. Wie der Letztere verlangte, daß der venetianische Gesandte in Spanien, Francesco Priuli, als durch das päpstliche Interdikt betroffen von der königlichen Kapelle ausgeschlossen werde: hielt sich auf den Rath des Kardinals von Toledo und anderer einflußreicher Geistlichen lieber der König selber von seiner Kapelle fern, um nur den Gesandten nicht zu kränken. Zeigte sich doch überhaupt der Cardinal von Toledo, der Primas des Reiches, als so eifriger Freund der Venetianer, daß er darüber mit dem päpstlichen Nuntius vollkommen zerfiel. Es herrschte eben damals in der katholischen Kirche keineswegs jene unbedingte Disziplin, die man in unsern Tagen anstaunt. Fanden sich doch in Spanien Gelehrte, die es gegen die Edikte der Inquisition wagten, Schriften zur Vertheidigung der Venetianer zu verfassen. So gewann am Hofe von Madrid selbst immer mehr diejenige Partei die Oberhand, die von Anfang an die Sache der Republik als eine gerechte gegenüber den geistlichen und weltlichen Anmaßungen des Papstthums bezeichnet hatte. Besonders die kriegseifrigen spanischen Statthalter in Neapel und Mailand hatten dies zu empfinden, da ihnen die nothwendigen Geldmittel zu ihren Rüstungen vorenthalten wurden.¹⁾ Es zeigte

¹⁾ De Fresnes an Mincourt, 15 Juli. Lettr. et ambass. de C. de Fresnes, III. 124 f. — Relaz. di Franc. Priuli, p. 410 ff. — Cabrera, 30. Sept. 1606, p. 291.

sich wiederum, daß Spanien nicht mehr den Muth besaß, seinen prahlerischen und drohenden Worten entsprechende Thaten folgen zu lassen. Wenn die Vertreter Spanien's ihre Bravaden fortsetzten, so geschah es offenbar nur um den Rückzug zu verdecken und zugleich den Papst zur Verwerfung der französischen Vermittlung und zur fernerer Anlehnung an Spanien zu veranlassen. Wenn schon bisher die Gewaltschritte des Papstes bei der Signorie nichts ausgerichtet, so hatten sie jetzt um so weniger Aussicht auf Erfolg. Vielmehr vertraute jene auf den unbedingten Gehorsam, welchen ihre Unterthanen aller Stände ihr zeigten, auf ihren Staatschatz von 15 Millionen Dukaten, ihre zahlreichen Streitkräfte, ihre starken Festungen und endlich auf die wohlwollende Gesinnung des französischen Monarchen; auch der englische König bot nicht nur seine diplomatische, sondern selbst seine bewaffnete Unterstützung der Republik gegen das Papstthum an.¹⁾ Freilich war auf die Versicherungen Jakob's I. nicht allzuviel Verlaß.

So begann Paul IV. plötzlich eine friedlichere Haltung anzunehmen. Aufgebracht über das selbstsüchtige und dabei unzuverlässige Verfahren der Spanier, nahm er zu der Vermittlung durch den König von Frankreich seine Zuflucht, der sich gemäßigt, besonnen und doch fest gezeigt hatte, und der auch bei Weitem mehr Einfluß in Venedig besaß, als die spanische Regierung. Durch einen Gilboten forderte er also Heinrich IV. auf: derselbe möge wie aus eigenem Antriebe, ohne den Papst zu erwähnen, den Venetianern den Vorschlag machen, daß dieselben die streitigen Geseze sowie den Protest gegen das Interdikt suspendirten, die wegen der Beobachtung des letztern verbannten Mönchsorden zurückriefen und die beiden verhafteten Geistlichen dem Papste auslieferten, worauf dieser die kirchlichen Censuren zu suspendiren habe. — Heinrich glaubte nun nicht, daß die Venetianer auf einen Antrag eingehen würden, der im Grunde eine vollkommene Nach-

¹⁾ Barozzi e Berchet, IV. 87.

giebigkeit von ihrer Seite verlangte. Er milderte also denselben dahin, daß sie die beiden gefangenen Geistlichen ihm, dem französischen Monarchen, aus besonderer Freundschaft ausliefern möchten; ja er gab zu, daß diese Auslieferung überhaupt unterbliebe, wenn nur die andern Bedingungen erfüllt würden. Diese Vorschläge trug der König sowohl persönlich dem venetianischen Gesandten in Paris, Pietro Priuli, vor als auch durch seinen eigenen Gesandten in Venedig — den ehemaligen Hugenotten Fresnes-Canaye — dem Senate. Den Letztern ermahnte Heinrich noch in einem besondern Schreiben, bei dieser Gelegenheit versöhnliche Gesinnung an den Tag zu legen; indem er im Verwerfungsfalle seine ernste Ungnade androhte.¹⁾

Es ist ein wesentliches Verdienst der venetianischen Regierung, daß sie, von Freund und Feind heftig bestürmt, doch fest und unentwegt auf dem einmal für gerecht und erspriesslich erkannten Standpunkte verharrte. Sie beschloß, den Antrag wegen Suspendirung der kirchenpolitischen Geseze unbedingt abzulehnen, da Venedig als souveräne Macht keine fremde Einmischung in seine innere Gesezgebung zugeben könne; und ebenso wenig wollte sie von einer bloßen Suspension der kirchlichen Strafen hören, um nicht bald von Neuem in Verlegenheiten versetzt zu werden. Dagegen erbot sie sich „aus besonderer Hochachtung für Seine Majestät“: wenn der Papst die kirchlichen Censuren völlig und endgültig zurücknahm, auch ihrerseits den Protest zurückzunehmen und die beiden Gefangenen dem Könige zu überliefern, ohne Präjudiz für die Zukunft und zumal für das Recht der Republik, geistliche Verbrecher zu richten. Dies war die Antwort, welche schon nach vier Tagen, am 21. August, der Senat dem Herr von Fresnes theilte und dann auch durch Pietro Priuli dem Könige übermittelte.

Man sieht den völligen Unterschied zwischen den beiderseitigen

¹⁾ Relaz. di Pietro Priuli; Bar. e Berch. II, I, 269 ff. — Dep. du Perron's v. 5., 8. Aug. p. 926. 928. — Heinrich IV. an die Signorie, und an Fresnes, 4. Aug.; L. m. VI. 655 f. 703. — Dep. Fresnes' v. 23. Aug. p. 179 ff.

Anträgen. Der Papst, unterstützt von dem französischen Könige, hatte nur einen Waffenstillstand herbeiführen wollen, während dessen über die endgültige Schlichtung des Streites verhandelt werden sollte, und zwar einen Stillstand, bei dem die Venetianer vorläufig ihre ganze Stellung aufgegeben und sich dadurch für den Frieden selbst in eine höchst ungünstige Position gebracht haben würden. Von solcher Nachgiebigkeit war aber der Senat weit entfernt. Zunächst wollte er sofort den definitiven Frieden und nicht einen Stillstand, während dessen die Ordensgeistlichkeit ihre verderblichen Umtriebe im Innern des venetianischen Staates fortgesetzt haben würde, zumal nach Rückberufung der vertriebenen Orden. Und im Grunde selbst wollten die Venetianer sich nur zu einer formalen und augenblicklichen Nachgiebigkeit — der Auslieferung der beiden gefangenen Geistlichen — verstehen, während sie in Wahrheit alle streitigen Gesetze aufrecht erhielten; und selbst jene sollte nicht etwa dem Papste, sondern nur dem französischen Monarchen zu Liebe und zu Handen geschehen.¹⁾

Begreiflicher Weise fand der Papst keinen Geschmack an dem von den Venetianern vorgeschlagenen Auswege, der ihm nur eine so dürftige Genugthuung gewährte. Er war schon über das lange Ausbleiben der Antwort des französischen Monarchen auf sein, wie er meinte, sehr gemäßigtes Anerbieten erzürnt gewesen; wie tief mußte dann erst der venetianische Gegenvorschlag seinen Stolz und sein ohnehin so reizbares Selbstbewußtsein verletzen! Ueberdies hatten leztthin verschiedene Umstände seine Zuversicht wieder erhöht. Das römische Volk hatte ihm eine freiwillige Abgabe von einer Million Scudi angeboten. Der spanische Botschafter Marques von Villena, ein leidenschaftlicher, hochfahrender und eigenwilliger Mann nach Art des Grafen Fuentes, nährte mit vieler Geflissentlichkeit den Zwist und vermochte dem heiligen Vater neuerdings die Zuver-

¹⁾ Sitzung des venet. Senates v. 19. Aug.; Cornet, 130 f. — Dep. Fresnes v. 23. Aug.; L. et amb. III. 181 ff. — S. IV. an Fresnes, 29. Aug., L. m. IV. 704 — Paolo Sarpi, *Historia particolare (Vyon 1624)* p. 160 ff.

lässigkeit spanischer Hülfe etwas wahrscheinlicher zu machen. So gerieth derselbe abermals in gereizte, kriegerische Stimmung. In den ersten Tagen des September bildete er eine „Kongregation des Krieges“, die nicht weniger durch diesen ungewohnten und für die Kurie unpassenden Titel, als durch die Art ihrer Zusammensetzung auffiel, indem ihre dreizehn Mitglieder zwar weder Franzosen noch Spanier, wohl aber sämmtlich durch ihre Vorliebe für Spanien hervorstechende italienische Kardinäle waren. Ein anderes bedeutsames Zeichen war, daß am 11. September der Papst plötzlich ohne jede vorherige Ankündigung acht neue Kardinäle ernannte, von denen sechs offen zur Krone Spanien hinneigten. Ferner wurden bei der Neubesetzung der Legatenposten im nördlichen Kirchenstaate nur Anhänger Spanien's ausgewählt; und endlich war der neue für dieses Land bestimmte Nuntius, Msgr. Melino, als ein treuer Diener des katholischen Königs bekannt. Man hielt demgemäß in Rom den Krieg für unvermeidlich; schon liefen dort die abenteuerlichsten Gerüchte um.¹⁾

In dieser Stimmung langte in Rom über Paris das Ergebnis der französischen Vermittlungsversuche in Venedig an; es diente nur dazu den Zorn des Papstes zu erhöhen. Abgesehen von der Hartnäckigkeit der Venezianer fühlte er sich auch darüber tief beleidigt, daß der König von Frankreich sich erlaubt habe, zu dem von ihm ausgegangenen Vorschlage eigenmächtig Zusätze und Beschränkungen zu machen. Als Alincourt und Du Perron über diesen Gegenstand eine Audienz bei Paul V. hatten (21. Sept.), fanden sie denselben völlig unzugänglich. Er sagte ihnen gerade heraus: wenn der König nur ernst und nachdrücklich mit den Venezianern rede, so würden sie zweifellos weichen, das wisse er sicher. Er zeigte sich entrüstet, daß die Venetianer weder die Initiative nehmen wollten, um die Suspension oder Aufhebung des Ediktes zu be-

¹⁾ Ms. Dep. Ortemberg's v. 16. Sept. — Kard. Delfin an Contarini, Rom, 28. Sept.; Cornet 327 f. — Cabrera, 30. Sept., p. 291.

wirken, noch die gefangenen Geistlichen an ihn selbst ausliefern. Als aber Herr v. Mincourt ihn fragte: ob Se. Heiligkeit für den Fall, daß die Venetianer diese Forderungen annähmen, sich damit begnügen wolle? — gab er keine Antwort. Kurz, er wies diesen Ausweg durchaus zurück. Die spanische Partei in Rom mochte triumphiren. Paul äußerte sich, im nächsten Frühjahr wolle er, um die Dinge mit Entschlossenheit zu führen, selbst an der Spitze seiner Armee gegen Venedig zu Felde ziehen. Bei wem sollte aber in solcher Stimmung Paul V. anders Hülfe suchen als bei dem spanischen Könige? In eigenhändigem Briefe bat er ihn von Neuem dringend um seine Unterstützung; dabei stellte er ihm die Verhandlungen zwischen Fresnes und den Venetianern im übelsten Lichte dar, sprach ihm die Befürchtung aus, daß Venedig ganz der Ketzerei verfallen werde, und suchte ihn davon zu überzeugen, daß, wenn nicht der heilige Stuhl von Beginn an sich auf Spanien gestützt hätte, der französische König viel entschiedener für die Interessen desselben in die Schranken getreten sein würde.

Es lag in der Natur Heinrich's IV., daß eine schroffe Ablehnung ihn zunächst nicht gegen den Urheber derselben erzürnte, sondern ihm die Ueberzeugung beibrachte, daß es dann wohl Sache der entgegengesetzten Partei sei zu weichen. Auch erfüllte das Entgegenkommen, das die Venetianer in der Angelegenheit der beiden Gefangenen gezeigt hatten, ihn mit der Hoffnung auf weitere Nachgiebigkeit derselben. In diesem Sinne schrieb er an den Papst: Se. Heiligkeit möge nur Geduld haben, er werde schließlich die Venetianer dazu bringen, daß sie den Vorschlag wegen Suspension der Gesetze auf der einen und des Interdiktes auf der andern Seite annähmen. Wirklich betrieb er dies auf das Eifrigste mit Bitten und Vorwürfen bei dem Senate. Zugleich suchte er den Venetianern, um sie geschmeidiger zu machen, auch die entfernteste Hoffnung auf seinen Beistand zu nehmen; so weigerte er sich entschieden, durch seinen Geschäftsträger in der Schweiz die venetianische Werbung daselbst zu unterstützen oder

auch nur der päpstlichen entgegenzuarbeiten. Er sah es durchaus ungern, daß der lothringische Prinz Graf v. Baudemont, den die Venetianer seit Jahren als Obergeneral ihrer Streitkräfte jenseits der Alpen besoldeten, jetzt nach England ging, um dort 5—6000 Mann, also Protestanten, für den venetianischen Dienst auszuheben.¹⁾

Allerdings hatte Heinrich noch eine ganz besondere Veranlassung, mit aller Eile auf ein besseres Einverständniß zwischen dem Papste und der Republik hinarbeiten; denn inzwischen drohten die Spanier ihm in der Friedensvermittlung gefährliche Mitbewerber zu werden. Auf die Klagen Don Saigo de Cardenas' über das Vorherrschen französischer Gesinnung in Venedig beschloß der spanische Staatsrath, eine Person von Ansehen zur Beilegung des schwebenden Streites nach Italien zu senden. Zuerst wurde dazu der Connetable von Kastilien ausersehen; als der Nuntius aber gegen diese Wahl protestirte, weil jener Würdenträger als Governador von Mailand sich als entschiedener Gegner klerikaler Herrschaftsgelüste erwiesen hatte: fiel das Augenmerk Verma's auf seinen Neffen Don Francisco de Castro. Es war recht bezeichnend für die unfähige Planlosigkeit und Unsicherheit der spanischen Politik, daß Verma dem außerordentlichen Gesandten keinerlei Instruktionen mitzugeben wußte, vielmehr erst den Bericht desselben abwarten wollte, um ihm die nothwendigen Vorschriften zu ertheilen! Sedenfalls lag für Heinrich, der überdies die Rath- und Programmlosigkeit der spanischen Regierung in ihrer ganzen Größe nicht ahnen konnte, nun unmittelbar die Gefahr vor, sich die Friedensverhandlungen aus der Hand winden zu sehen. Rühmten sich doch bereits die spanischen Diplomaten den französischen gegenüber: „Guer Herr hat die Thüre zum Vergleiche geöffnet,

¹⁾ Relaz. di P. Priuli p. 271. — Dep. P. Priuli's v. 15. Aug. — Dep. Fresnes' v. 20. Sept. p. 208 ff. — Instruktion an Fresnes v. 28. Sept.; L. m. VII. 5 f. — Ms. Dep. Zrraraga's v. 30. Sept. (Paris).

und unserer ist hineingegangen.“ Der Präsident von Kastilien Graf v. Miranda sparte dem venetianischen Gesandten gegenüber nicht die schönen Worte, um das bisherige Verfahren der spanischen Regierung so wie ihre Gesinnungen für Venedig im besten Lichte erscheinen zu lassen: er ermahnte die Signoria, dem Statthalter Christi einige Nachgiebigkeit zu zeigen. Den vielberufenen Brief des spanischen Monarchen vom 9. Juli suchte er damit zu entschuldigen, daß die Zusage spanischen Beistandes für den Papst eben nur für den Fall eines Angriffes von Seiten der Venetianer gemeint, der König aber zugleich sicher gewesen sei, die Signorie werde in ihrer trefflichen Gesinnung einen solchen Schritt nicht thun. So habe Philipp mit diesem Brief nur die Dankbarkeit des Papstes erwerben wollen, um denselben nachher desto leichter zur Versöhnung mit der Republik veranlassen zu können. Nach dieser in ihrer Unwahrscheinlichkeit, ja offenbaren Lügenhaftigkeit geradezu schamlosen Erklärung verfehlte Miranda nicht, die Venetianer vor Fürsten zu warnen, „die unter dem Anschein der Güte in teuflischer Weise wirkten.“¹⁾ Kein Zweifel, daß mit dieser liebevollen Hinweisung Heinrich von Frankreich gemeint war.

Auf der andern Seite gingen auch die Venetianer trotz der wiederholten Aufforderungen des französischen Königs nicht wesentlich von ihrem am 21. August eingenommenen Standpunkte ab.

In dieser schwierigen Lage kam dem Könige die Verfehrtheit der Spanier selbst zu Gute, die nach ihrer Weise sich, um Vieles zu erlangen, der Gefahr aussetzten, Alles zu verlieren. Sie verzögerten die Reise Castro's, um den Papst zu zwingen, daß er sich ihnen völlig in die Arme werfe. Die Folge davon war, daß Paul V. mehr und mehr Verdacht gegen die Reinheit ihrer Absichten und die Zuerlässigkeit ihrer Verheißungen schöpfte, und

¹⁾ Dep. P. Priuli's v. 9. Okt.; Cornet 150 f. — De Fresnes an Villeroi 16. Okt. p. 242.

daß andererseits der französische Monarch die genügende Zeit zu seinen Gegenmaßregeln erhielt.

Er verfuhr mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Während ganz Rom voll Erwartung wegen der stets sich verzögernden Reise Don Francisco de Castro's war,¹⁾ traf er selbst die Wahl eines Mannes, der geeignet wäre, mit genügendem Ansehen und bewährter Geschicklichkeit zugleich als Vermittler zwischen dem heil. Stuhle und der Republik aufzutreten. Er erkor dazu eine in jeder Beziehung passende Persönlichkeit: den Cardinal v. Soyeuse (15. Oktober).²⁾ Derselbe war einst ein eifriger Eizist gewesen, also dem Papste in Bezug auf Frömmigkeit durchaus unverdächtig; er war den Spaniern nicht unangenehm; seine vornehme Abstammung und seine hohe kirchliche Würde zugleich sicherten ihm allenthalben Gehör; und endlich hatte er neuerdings dem Könige genügende Beweise seiner Treue und zugleich seiner Geschicklichkeit gegeben. Er sollte zunächst nach Rom gehen, unter dem Vorwande, dort sein Amt als Protektor Frankreich's bei der Kurie zu verwalten, und dann nach Benedig. Doch sollte seine Abreise nicht eher erfolgen, als nachdem wenigstens die ersten Grundlagen zu einer Versöhnung gegeben wären; denn theils wollte man das Gewicht der Dazwischenkunft des Cardinals nur zur Beseitigung der letzten und also hartnäckigsten Schwierigkeiten verwenden, theils einen so hochstehenden französischen Kirchenfürsten, einen so in die Augen fallenden Vertrauensmann des Monarchen nicht vergebens ausziehen lassen.

Das aber war jetzt um so mehr zu befürchten, als der Papst einstweilen noch immer kriegerisch gesinnt war. Er ließ deshalb durch Barberini, seinen Nuntius in Paris, an Heinrich wiederholt die unverblümte Aufforderung richten: Der König möge sich bereit erklären, als ältester Sohn der Kirche den Schutz

¹⁾ Ms. Dep. Ortemberg's v. 8. Okt.

²⁾ Heinrich IV. an Soyeuse, 15. Okt.; L. m. VII. 15.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht partiell zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwendig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so kleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Bekriegung Venedig's anschließen, er dem letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermutigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und consequentes gewesen war. Von dem Benehmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 3. Oct. p. 954. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatschazes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Anerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplatzes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, versahen sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Anerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweideutige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht parteiisch zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwendig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so kleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Befriedung Venedig's anschließen, er dem letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermutigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und consequentes gewesen war. Von dem Benehmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 3. Oct. p. 354. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatschazes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Anerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplatzes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, versahen sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Anerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweideutige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht parteiisch zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwendig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so kleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Befriedung Venedig's anschließen, er dem Letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermuthigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und consequentes gewesen war. Von dem Benchmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 3. Oct. p. 354. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatschazes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Anerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplatzes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, versahen sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Anerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweideutige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht partiisch zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwenbig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so kleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Befriedung Venedig's anschließen, er dem letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermuthigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und consequentes gewesen war. Von dem Benehmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dcp. Du Perron's v. 3. Ltt. p. 954. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatsschatzes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Auerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplazes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, versahen sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Auerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweideutige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht parteiisch zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwendig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so fleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Befriedung Benedig's anschließen, er dem letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermutigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und konsequentes gewesen war. Von dem Benehmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 3. Oct. p. 354. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatsschatzes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Anerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplatzes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, verfahren sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Anerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweidentige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

derselben zu übernehmen. Heinrich's Antwort war ein Muster diplomatischer Kunst. Unter Hinweis auf seine frühern der Kirche geleisteten Dienste rieth er zu gütlichem Austrage der Angelegenheit, indem er sich erbot, die Republik zu solchen Entschlüssen zu bewegen, daß Se. Heiligkeit sich damit zufrieden geben könne; gerade deshalb dürfe er sich aber nicht parteiisch zeigen, um nicht seinen Einfluß bei dem Senate zu verlieren. Gewandter hätte er dem Drängen des Papstes gegenüber gewiß seine Neutralität nicht wahren können! Er ließ sich von dieser Haltung auch nicht durch die Vorstellungen des Kardinals Du Perron abwenig machen, der ihm zu zeigen suchte, wie nützlich es sein würde, den Papst mit 4—5000 Mann zu unterstützen, welche auf Kosten des französischen Klerus ausgerüstet werden und des Königs Ansehen in Italien ohne Opfer seinerseits erhöhen könnten. Heinrich war zu sehr gewohnt, die Dinge von weit umfassendem Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er für einen so kleinlichen Nutzen das Vertrauen seiner Bundesgenossen und die schöne Rolle eines Schiedsrichters von Europa geopfert hätte! — In ähnlichem Sinne antwortete er übrigens dem venetianischen Gesandten, der ihn nicht minder im Auftrage des Senates um eine bestimmte Erklärung anging, daß im Falle eines Bruches Frankreich die Republik mit Waffengewalt unterstützen werde. Nur so viel ließ er durch Sully und Villeroi dem Pietro Priuli versprechen, daß, wenn die Spanier sich dem Papste zur Befriedung Venedig's anschließen, er dem letztern seinen Beistand nicht völlig entziehen werde.¹⁾

Wenn der Papst aus Frankreich gerade keine ermutigenden Antworten erhielt, so mußte er sich doch sagen, daß des französischen Monarchen Auftreten in dieser Angelegenheit von vorn herein ein offenes und consequentes gewesen war. Von dem Benehmen der Spanier dagegen ließ sich durchaus nicht dasselbe sagen. Sie

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 3. Oct. p. 954. — Relaz. di P. Priuli p. 274.

suchten durch unaufrichtige Mittel den heil. Vater an sich zu fesseln und kleinlichen Nutzen aus dem fremden Streite zu ziehen. Während die spanische Regierung, der König selbst und allmählich auch der Herzog von Lerma zum Frieden neigten — letzterer fürchtete im Falle eines Krieges die reichen Geschenke auf Kosten des spanischen Staatsschatzes einzubüßen und selbst seine maßgebende Stellung an hervorragende Militärs zu verlieren: erklärten sie nichtsdestoweniger dem Papste von Neuem, ihn mit 25,000 Mann unterstützen zu wollen. Indessen ihre wahre Absicht bei diesem Anerbieten kam bald zu Tage, indem sie zum Behufe der Rüstungen das Zugeständniß einer Steuer von 3 Millionen Dukaten auf den spanischen Klerus dem heil. Vater abverlangten und zugleich von ihm die Einräumung eines wichtigen Grenzplatzes gegen Venedig, z. B. Ferrara's, forderten zu einer gesicherten und vortheilhaften Operationsbasis. Um diese unbescheidenen Forderungen einigermaßen zu rechtfertigen, versahen sie den Grafen Fuentes endlich mit hinreichenden Geldmitteln, daß er seine kriegerischen Vorbereitungen in etwas größerm Maßstabe betreiben könnte.¹⁾

Allein der Papst war wenig geneigt, die Anforderungen der spanischen Regierung zu erfüllen, zumal er jedesmal, wenn sich die Dinge wirklich kriegerisch anließen, von Madrid her Ermahnungen zum Frieden erhielt. Ein so unerfahrener Politiker auch Paul V. war, er mußte doch erkennen, daß Spanien mit seinen lauten Anerbietungen und seiner lärmenden Kirchlichkeit im Grunde nur einige Vortheile davonzutragen trachtete, ohne die Erfüllung der dafür übernommenen Verbindlichkeiten zu beabsichtigen. Welchen Erfolg konnte aber eine so unheilbar zweideutige Politik haben, die einerseits dem Papste 25,000 Mann anbot und andererseits dem venetianischen Gesandten versicherte, es sei dies durchaus nicht ernstlich gemeint; einerseits den grimmigen Fuentes in Mailand gegen Venedig rüsten ließ und andererseits einen der höchst-

¹⁾ Relaz. di Franc. Priuli p. 416 ff.

Er setzte es zunächst, schon Anfang Januar 1607, bei dem Papste durch, daß Joyeuse sich zuerst nach Venedig, nicht nach Rom, begeben; nachdem er dies erreicht, kündigte er den Venetianern offiziell den Wiederbeginn der französischen Vermittelung an, indem er damit die Niederlage Castro's und der Spanier förmlich besiegelte. Heinrich wollte die Konzession, auf die es zunächst und hauptsächlich ankam, den Venetianern gleichsam mit stürmender Hand abnöthigen; und so stellte er sich, als ob er in der That die Lage für äußerst gefährlich hielte. Damit begründete er es, daß Joyeuse den Venetianern rundweg zu erklären hatte: sein König habe dem Papste sein Wort gegeben, daß die Signorie die Ausführung der streitigen Gesetze im Geheimen suspendiren werde, überzeugt, dieselbe werde ihn nicht Lügen strafen. Am 1. Februar wurde an Joyeuse der Befehl übersandt, schleunigst nach Venedig abzugehen und hier das Aeußerste zu versuchen. Dem Papste legte Heinrich IV. die Nachgiebigkeit noch einmal dringend an's Herz, indem er ihm jetzt unumwunden erklärte, daß er auf französische Hülfe nicht rechnen dürfe und zugleich die Pflicht des gemeinsamen Vaters der Gläubigen, nicht den Weg der Strenge, sondern den der Milde und Versöhnlichkeit einzuschlagen, ihm ziemlich deutlich in's Gedächtniß zurückrief. Das ganze Schreiben ist ein wahres Kabinetstück von Billeroy's diplomatischer Kunst, mit freundlichen und gewinnenden Worten die unangenehmsten Wahrheiten so zu sagen, daß sie nicht verwunden und doch nichts an dem beabsichtigten Eindrucke verlieren.¹⁾

Um den letztern wirksam zu steigern, um dem Papste und den Spaniern zu zeigen, daß sie keineswegs nach Belieben in Italien schalten könnten, ordnete der französische König nun auch seinerseits Rüstungen in nicht unbeträchtlichem Umfange an. Alle be-

¹⁾ Instruktionen an Joyeuse vom 6. und 31. Jan. 1607 und an de Fresnes vom 1. Febr., sowie sonstige Aktenstücke von letztem Datum; L. m. VII. 91 ff. 900 ff. — Ms. Dep. Ortemberg's vom 13. Jan., 2. Febr.; Brüssel, Reichs-Archiv a. a. O. VI. — Sitzung des venet. Senates vom 21. Jan.; Cornet 197.

urlaubten Offiziere wurden angewiesen (Anfang Februar), sich bis zum 20. März in ihren Garnisonen einzufinden; dieser Befehl wurde recht auffällig unter Trompetenschall im ganzen Königreiche bekannt gegeben. Die Kompagnien wurden in ihrem Mannschaftebestande ergänzt. Herr von Caumartin, der französische Resident bei der Tagsatzung, wurde beauftragt, die Erlaubniß zur Aushebung von 10,000 Schweizern für Frankreich nach den Verträgen zu verlangen; und ein dringendes und schmeichelhaftes Schreiben des Monarchen an die schweizerischen Behörden (8. Februar) war bestimmt, diese Forderung zu unterstützen. Ein Hugenott, der Herzog von Rohan, ward zum General-Oberst für diese schweizerischen Regimente bestimmt. Damit erreichte er vollkommen seinen Zweck; die Spanischgesinnten in Paris verkündeten ihre Ueberzeugung in alle Welt, daß der französische König sich für Venedig am Kriege theilnehmen werde und nur noch leugne, um seine diplomatische Aktion weiter führen zu können.¹⁾

Inzwischen arbeitete man von Spanien aus Heinrich treulich in die Hände. Man war dort über den geringen Erfolg von Castro's Sendung nicht wenig gegen die Venetianer aufgebracht. Nicht nur dem englischen Gesandten gegenüber kehrte der Herzog von Lerma wieder einmal die kriegerische Gesinnung heraus; indem er zugleich erklärte, selbst wenn die mit Holland damals angeknüpften Friedensverhandlungen nicht zum Ziele führten, sei Spanien im Stande, ein beträchtliches Heer auch gegen Venedig in's Feld zu bringen; sondern man entschloß sich auch, dem französischen Könige offiziell anzuzeigen, daß Philipp III. im Mailändischen eine Armee bilde, um auf Bitten des Papstes denselben gegen die Venetianer zu unterstützen. So lief Spanien mit vollen Segeln in das kriegerische Fahrwasser ein zu einer Zeit, wo der Papst daselbe schon vollkommen verlassen hatte! Und zugleich wurde Castro

¹⁾ Ms. Dep. Erraraga's vom 6. Febr. (Paris). — Ms. Dep. Becquius' vom 16. bis 18. Febr. (Wien). — L. m. VII. 94 f. 903.

ein entschiedeneres Auftreten anbefohlen. Demgemäß erklärte derselbe Ende Januar 1607 dem Senate gewissermaßen auf sein Ehrenwort, der Papst werde nur unter der von ihm — Castro — angegebenen Bedingung, nämlich daß vorher die Signoria die ausdrückliche und öffentliche Versicherung gebe, die streitigen kirchenpolitischen Gejeße nicht auszuführen, die verhängten Censuren aufheben.¹⁾ Allein dieser kühne und übereilte Schritt Castro's hatte nur die Folge, der spanischen Vermittlung überhaupt ein unerfreuliches Ende zu bereiten. Der Senat gab wie immer eine abweisende Antwort; Don Francisco hatte sein letztes Wort gesprochen, und so schien die Schuld des völligen Abbruches der Verhandlungen auf die Spanier zu fallen. Damit brachten sie aber nicht nur in Venedig, sondern fast mehr noch in Rom alles wider sich auf.

Es waren mannigfache Gründe, die jetzt den einst so kriegerischen Muth des Papstes völlig gebrochen hatten. Zunächst war der Papst ja nicht nur geistlicher, sondern auch weltlicher Fürst, und als solcher erfaßte ihn — wie alle Machthaber Italien's — bei leidenschaftloser Ueberlegung die Furcht vor dem stets anwachsenden spanischen Uebergewichte auf der Halbinsel von neuem und um so mehr, als zu demselben ein spanisch-päpstlicher Krieg gegen Venedig zuvörderst beträchtlich beitragen mußte. Andererseits beunruhigten ihn wieder die französischen Rüstungen nicht wenig; würde doch eine Niederlage Spanien's im Kriege zugleich eine Niederlage des Papstthumes bedeutet haben! Zu diesen weltlichen Erwägungen kamen dann Betrachtungen mehr geistlicher Natur, die Paul V. aber nicht weniger friedlich stimmen mußten. Je länger der Zwiespalt dauerte, je länger das Volk und selbst die Geistlichkeit Venedig's die vom Papste ausgesprochenen Kirchenstrafen gar nicht beachteten, je mehr von diesem Staate die

¹⁾ Sarpi 229 f. 235. — Ms. Consulta des spanischen Staatsrathes mit königl. Apostille, Madrid, 17. Febr.; Paris, National-Archiv K. 1426.

härtesten Anklage- und Streitschriften wider den heil. Stuhl, ja vielfach die römische Kirche überhaupt ausgingen: desto tiefer mußte offenbar das Ansehen der Kurie geschädigt werden. Es lag im dringendsten Interesse des Papstthumes, einer Lage der Dinge ein Ende zu machen, in welcher dasselbe mit seiner ganzen geistlichen Rüstkammer eine ziemlich trübselige Rolle spielte, zur Freude und zum Hohngelächter aller Reher. Aber noch mehr; diese letztern rüsteten sich auch noch auf andere Weise, aus dem Streite Venedig's mit dem Papste Nutzen zu ziehen, bei dieser Gelegenheit Breche in die festgefügte Katholicität der italienischen Halbinsel zu schießen. Deutsche, genfer und französische Protestanten hatten mit Fra Paolo Sarpi, seinem noch entschiedenern und feurigern Freunde Fra Fulgenzio und andern Neuerern enge Verbindungen angeknüpft. Nichts Geringeres betrieb man, als einen beträchtlichen Theil der venetianischen Bevölkerung und womöglich durch denselben allmählich den ganzen venetianischen Staat zum Protestantismus herüberzuführen. Einem Abgesandten der französischen Hugenotten, dem Herrn v. Lignes, versicherte Fra Paolo: es gebe vom Volke mindestens 12—15,000 Personen, die bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit in geschlossener Masse die römische Kirche verlassen würden. Außerdem rechnete man, um die Gemeinde zu vergrößern, auf die protestantischen Deutschen, Niederländer und Bündner, die in Menge in der Lagunenstadt lebten.¹⁾ Wenn diese Hoffnungen und Angaben auch etwas chimärischer Natur waren, so lag doch die Möglichkeit nahe, daß bei der zweifellos antipäpstlichen Gesinnung eines beträchtlichen Theiles der Venetianer die längere Dauer und größere Verschärfung des Streites einen Abfall, wie der England's zwei Menschenalter früher, in kleinerem

¹⁾ Mémoires et Correspondances de Duplessis-Mornay, XI. (Paris 1824); p. 145—147. Außerdem zahlreiche Aktenstücke bei M. Ritter, Briefe u. Akten z. Gesch. des dreißigjäh. Krieges, II.; und in dem angeführten Bande der Mém. et Corr. de Dupl.; vgl. auch Gindely, Rudolf II. und seine Zeit, I. 120 ff.

Maßstabe hätte herbeiführen können. Diese Erwägung soll den Papst nicht wenig beeinflusst haben.¹⁾

Genug, Paul V. dachte nur noch auf Frieden, und so berührte ihn Castro's Heftigkeit und Unflugheit sehr schmerzlich. Unter Thränen rief er aus: die Spanier hätten mit ihrem Ehrgeiz, ihrer Thorheit und Reckheit alles verdorben, und er erblicke das Heil nur noch in der Güte Gottes sowie der Klugheit und dem Ansehen des französischen Königs. Er desavouirte laut den Don Francisco, als hätte derselbe in seinem Auftrage jene Art von Ultimatum gestellt. In ganz Rom hatte man nur Vorwürfe und Schmähungen gegen die Spanier auf den Lippen. Wäre doch der Papst bereits zufrieden gewesen, wenn die Venetianer auch nur auf zwei Monate die kirchenpolitischen Gesetze suspendirt hätten!²⁾

Durch dieses klägliche Scheitern der spanischen Einmischung war der Boden für die Vermittlungsversuche geebnet, die jetzt der Kardinal von Joyeuse unternahm; ein Prälat, der wegen seines hohen Ranges und seiner exemplarischen Frömmigkeit überall eines großen Vertrauens genoß und nicht nur von seinem Könige mit unbefchränkter Vollmacht, sondern auch vom Papste mit ausführlicher Instruktion versehen war. Am 16. Februar 1607 langte er endlich in Venedig an, wo er auf das glänzendste aufgenommen wurde. Im Grunde hatte er schon gewonnenes Spiel, da Paul V. ihm den Auftrag gegeben hatte, jedenfalls den Frieden mit den Venetianern abzuschließen, wenn derselbe irgend der Würde des heil. Stuhles entspräche, und dabei nur so viele Vortheile, wie eben möglich, demselben auszuwirken. Joyeuse war gewillt, diese vortheilhafte Stellung nicht nur zu Gunsten des Friedens, sondern auch Frankreich's im Besondern auszubenten; und so wies er die

¹⁾ Bericht Dohna's v. Aug. 1608 nach einer Aussage Carpi's; Ritter a. a. O. p. 82, Anm. 5.

²⁾ Dep. du Perron's v. 9., 10. Febr. p. 1045 ff. 1050. — Ms. Dep. Ortemberg's v. 10. Febr.

zudringliche Aufforderung Castro's, mit ihm im Vereine zu arbeiten, nicht minder als bisher de Fresnes zurück. Den Venetianern gegenüber trat er zunächst, aber unter nachdrücklicher Bethuerung freundschaftlicher und günstiger Gesinnung, mit weitgehenden Forderungen auf, um die Absichten des Senates zu erforschen; da er jedoch denselben fest auf seinen bisherigen Meinungen bestehend fand, so milderte er seine Ansprüche fortwährend. Es handelte sich hauptsächlich um drei Punkte: erstens daß die Republik einen Gesandten nach Rom schicke, um die Aufhebung der kirchlichen Censuren zu erbitten: zweitens daß alle verbannten Geistlichen, auch die Jesuiten, zurückgeführt würden; und drittens um die Suspension der streitigen Gesetze während der weitem Verhandlungen in Rom. Paul V. stimmte in seiner Friedensliebe selbst nach Verlauf von wenigen Tagen zu, daß der venetianische Gesandte sich erst nach Aufhebung der Censuren in Rom einfände, um für dieselbe zu danken, und daß inzwischen die Aufhebung auf Bitten des französischen Königs durch Vermittelung von dessen Botschafter in Rom zu geschehen habe. Andererseits zeigte der Senat sich bald geneigt, die verbannten Geistlichen wieder aufzunehmen, mit Ausnahme der Jesuiten, die noch wegen anderweiter Gründe vertrieben seien. Endlich, nach vielen Bemühungen, gelang es auch, einen Ausweg in demjenigen Punkte zu finden, der bis jetzt den Franzosen wie den Spaniern konsequent abge schlagen worden war: nämlich in Betreff der streitigen Gesetze.

Nun waren alle Hauptschwierigkeiten beseitigt, und am 9. März beschloß der Senat, dem Kardinal folgenden Friedensvorschlag zu machen: Wenn die Könige von Frankreich und Spanien den Papst um Aufhebung der Censuren bäten, so willige die Republik ein, daß auch in ihrem Namen diese Bitte gestellt werde; die beiden Gefangenen sollten Sr. Allerschristlichsten Majestät zu Gefallen dem französischen Gesandten übergeben werden, der sie im Namen des Papstes zu empfangen hätte, indeß ohne jedes Präjudiz für die Zukunft; nach Aufhebung der Censuren würde

ein Gesandter nach Rom abgehen unter der Bedingung, daß er dort in altgewohnter Weise empfangen werde; über die verbannten Geistlichen solle dieser Gesandte unmittelbar mit Sr. Heiligkeit verhandeln, doch nicht über die Jesuiten, die wegen ihrer wider die Republik bewiesenen Feindseligkeit verbannt bleiben müßten; die Republik sei zufrieden, daß nach Genehmigung dieser Punkte bis zum endgültigen Abschlusse — der dann freilich nur noch wenige Wochen ausstehen konnte — die beiden streitigen Geſetze nicht in Ausübung gebracht würden, wenn inzwischen die venetianischen Geistlichen nicht gerade direct etwas wider dieselben unternähmen.)

Diese Bedingungen waren in der That für beide Theile ehrenvoll und billig. Die Venetianer hielten ihre Grundſätze mit rühmlicher Festigkeit aufrecht, wichen aber in den meisten Formfragen und den augenblicklichen Anlässen des Streites. In ganzen war der bleibende Vortheil ohne Zweifel auf ihrer Seite, während dem Papste äußerliche Genugthuung wurde. Papst fand also diese Konzessionen hinreichend zur Herbeiführung des Friedens. Nach einiger Ueberlegung beschloß er selbst nach Rom zu reisen und sie dem heil. Vater zu unterbreiten — was er vollkommene Billigung seines Königs fand.²⁾ Am 16. März, genau nach einmonatlichem Aufenthalte, verließ er Venedig auf der Reise nach Rom.

Inzwischen hatte der spanische Hof die Gesandtschaft Sopena nach Venedig sehr ungern gesehen, da er fürchtete, daß durch dieselbe der ganze Ruhm des Friedensschlusses dem französischen Monarchen zufallen werde. Die üble Laune des Herzogs von Lerma über ein Mißlingen, das doch nur seiner eigenen gierigen, lärmenden und dabei zugleich unsichern und schwachen Politik zuzuschreiben war, machte sich in verschiedener Weise Luft. Zunächst

¹⁾ S. Romanin, Storia docum. di Venezia, VII. 56 f. — Vgl. besonders die Verhandlungen des Collegs der Savj v. 25. Febr., 1. März; Cornet 216 f.

²⁾ Instr. an de Fresnes, 28 März; L. m. VII. 150.

mußte der venetianische Gesandte in Madrid von dem Grafen Olivares schwere Vorwürfe und Drohungen erfahren: es sei unerhört, wie wenig man in Venedig auf die Vermittelung des Katholischen Königs Gewicht lege; freilich sei es ihm leid, daß Se. Majestät gezwungen werde, den Degen gegen die Republik zu ziehen, aber Spanien könne nicht weniger thun, da man die Autorität des heil. Vaters mit Füßen treten wolle.¹⁾ Ferner suchten die Spanier die französische Unterhandlung, die zuerst starken Nachdruck auf die Rückberufung der Jesuiten gelegt hatte, dadurch zu durchkreuzen, daß sie, die bis dahin die eifrigsten Vertheidiger aller päpstlichen Forderungen gewesen waren, jetzt in Venedig und Rom laut von der Wiederaufnahme der Jesuiten abriethen als aufrührerischer Unterthanen, die sich gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, die Republik, schwer vergangen hätten. Wirklich erlangte Castro von dem Papste das Versprechen, dem spanischen Könige zu Liebe auf die sofortige Rückführung der Jesuiten verzichten zu wollen.²⁾ Aber so laut sich auch Castro dieses Erfolges in Venedig rühmte, so förderte derselbe doch seine Unterhandlung nicht sehr; und deshalb suchten die Spanier dann den Papst und die Kardinäle wider das von Doyeuse betriebene Werk der Ausgleichung aufzuheben.³⁾ Frankreich gegenüber wurde wieder einmal der hohe kastilianische Ton angeschlagen. Irraraga mußte nun wirklich in Paris erklären: der spanische König habe sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Schwierigkeiten zwischen dem Papste und den Venetianern beizulegen; aber da sich beide Theile nicht verständigten, so sehe er sich genöthigt, die Sicherheit des Papstes und des Kirchenstaates zu vertheidigen, und habe er deshalb die Bildung eines Heeres im Mailändischen anbefohlen.

¹⁾ Dep. Fr. Priuli's v. 8. März, Cornet 222.

²⁾ Dep. Fresnes' v. 19. April p. 528.

³⁾ Relaz. di Franc. Priuli 422. — Fr. Priuli ist keineswegs ein Feind der Spanier.

Heinrich IV. empfing am 22. März diese Erklärung. Da er soeben die befriedigendsten Nachrichten von Joyeuse erhalten hatte, so brauchte er nur mit einem ironischen Danke für die offenerzige Erklärung seines Bruders von Spanien und mit dem Hinweise zu antworten, daß es vielmehr mit der Beilegung des Zwistes recht gut stehe und die spanische Rüstung deshalb unnötig sein werde.¹⁾

Der päpstliche Hof hatte sich inzwischen in peinlichster Aufregung befunden. Lange Zeit hörte man gar nichts von dem Fortschreiten der Verhandlungen in Venedig. Der Marques von Antona hatte das benützt, um den Papst zu überreden, der französische König wünsche nur die Dinge in die Länge zu ziehen, damit die günstige Jahreszeit vorübergehe und so die kostspieligen spanischen Rüstungen vergeblich seien. In der That wurde Paul selbst sehr ungeduldig und verglich die Unterhandlungen mit einem langsamen Fieber, dem er aber bald ein Ende machen werde! Um so freudiger überraschten die endlichen Nachrichten von dem vielseitigen Nachgeben der Venetianer dem Kardinal v. Joyeuse gegenüber. Selbst dem durchaus spanisch gesinnten Geschäftsträger des Erzherzogs Albert drückte der Papst immer wiederholt seine hohe Freude aus, daß jetzt der ganze Streit auf wenige Punkte zurückgeführt sei, zu deren Begleichung er den Kardinal noch einmal nach Venedig senden wolle. Paul V. schien bereits keinen Zweifel daran zu haben, daß der Friede in kürzester Frist zu Stande kommen werde.

Freilich mußte er zu diesem Behufe sich noch zu KonzeSSIONen entschließen, von deren ganzer Ausdehnung er einstweilen keinen genügenden Begriff hatte.²⁾ Am 23. März hatte Joyeuse seine

¹⁾ Ms. Instruktion an Terraraga, Madrid 2. März; Paris, N. A. K. 1452. — Ms. Dep. Terraraga's v. 22. März. — Ms. Dep. Pecquius' v. 23. März.

²⁾ Ms. Dep. Ortemberg's v. 10., 23., 31. März. — De Fresnes an du Perron, 17. März, u. Dep. du Perron's v. 7., 20. März; Nég. de D. P. p. 1071, 1079 ff.

erste Audienz bei dem Papste. Paul V. war auch mit den Vorschlägen, die er überbrachte, meist ziemlich zufrieden, erhob aber doch nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Zunächst drohte das ganze Einigungswerk an dem Punkte wegen der Jesuiten zu scheitern. Der Papst hielt den Franzosen gegenüber seine Don Francisco gegebene Zusage für unverbindlich und wollte durchaus nicht, daß jene inetwegen einen dauernden Schaden erleiden sollten; aber ebenso sicher war es, daß der Senat das feierliche Verbannungsdekret auf alle Zeiten, das er gerade gegen diesen Orden erlassen hatte, nicht zurücknehmen werde. Schon sprach man in Rom von vollständigem Abbruche der Verhandlungen; viele Kardinäle der eifrig klerikalen Partei bestürmten den Papst, seinen Gegnern nicht einen solchen Sieg zu überlassen. Joyeuse und Mincourt hielten es für angemessen, den Cardinal du Perron, der eines vorzüglichen Ansehens bei dem Papste genoß, auf denselben einwirken zu lassen. Wirklich gelang es du Perron, der zu diesem Behufe sich vom Krankenlager erheben mußte, nach zweistündigem Bemühen den Papst zum Weichen zu bringen, indem er ihm vorhielt, daß durch ähnliche Hartnäckigkeit Leo X. Deutschland und Klemens VII. England für die katholische Kirche verloren, nur durch Nachgiebigkeit Klemens VIII. Frankreich für dieselbe gerettet habe. So willigte Paul ein, daß, wenn die Jesuiten nicht sogleich zurückgeführt werden könnten, man eine Klausel in den Vertrag setze, die doch Hoffnung auf ihre Rückberufung gebe und so die päpstliche Ehre rette (25. März). Freilich wurde auch dieser Entschluß von den kirchlichen Eiferern, den Jesuiten und ihrem Anhange noch mehrfach bekämpft; indeß gelang es du Perron in einer zweiten Audienz vom 1. April ihn vollends zu bekräftigen.

Allein noch waren die Schwierigkeiten bei weitem nicht überwunden: der Papst verlangte, daß die Bischöfe, die das Interdikt nicht inne gehalten, bei ihm persönlich Absolution nachzusuchen hätten; und endlich daß die beiden Gefangenen ihm frei und ohne Klausel übergeben werden sollten, während die Venetianer einen Protest

hinzuzufügen beabsichtigten. Trotz aller Bemühungen du Perron's schien es über den letzten Punkt doch zum Bruche kommen zu müssen, zumal die Spanier hier noch einmal alle Hebel ansetzten, um Se. Heiligkeit bedenklich zu stimmen. Nur mit der größten Anstrengung gelang es der vereinten Thätigkeit du Perron's, Alincourt's und Soyeuse's den Papst dahin zu bringen, das erste Bedenken ganz fallen zu lassen, und wegen des zweiten ihn davon zu überzeugen, daß die Venetianer einen förmlichen Protest nicht erheben würden. Um endlich die letzte Schwierigkeit wegen der Form des Absolutionsbrevé zu beseitigen — da die Venetianer nicht förmlich um ihre Freisprechung gebeten und keine Buße auf sich genommen hatten — wurde der allerdings etwas formlose Ausweg ergriffen, daß die Absolution in einer vom Papste an den Kardinal Soyeuse ausgestellten Instruktion ausgesprochen werden sollte (4. April).¹⁾

Damit war die Sendung Soyeuse's auch in Rom vollständig geglückt; freilich hatte der Kardinal dies hauptsächlich den verständigen Vorschriften der von seinem Könige ihm ausgestellten Instruktion und der Thätigkeit und Geschicklichkeit seines Kollegen du Perron zu verdanken. Am nächsten Tage (5. April) eilte Soyeuse nach Venedig, und zwar so schnell, daß er von Ancona die Wasserstraße benutzte, wobei er durch einen Sturm in Lebensgefahr kam. Schon am 9. April langte er wieder in Venedig an, und am nächsten Tage erschien er mit den Ergebnissen seiner Sendung vor dem Senate. Auch hier waren die Hauptschwierigkeiten: die Wiedereinführung der Jesuiten, die Soyeuse noch einmal

¹⁾ Vgl. *Mercure françois* I. (ed. Paris 1619) Fol. 166 ff. — Sarpi 281 ff. — *Depeschen du Perron's*. — *Dep. des Kdl. Velfin an den Regent*; Cornet 336 f. — Wenn L. v. Ranke (*Französ. Gesch. Sammtl. B. IX.* 91) anführt, daß die Nachgiebigkeit des Papstes in Bezug auf die Jesuiten der span. Dazwischenkunft zu danken gewesen, so ist dies ein Irrthum. Es war die letztere vielmehr nur ein augenblicklicher Kunstgriff der Spanier gewesen, um die Verhandlungen zu stören. Vgl. du Perron an de Fresnes, 21. April, p. 1104; Sarpi 284, 290 zc.

mit allen Mitteln der Ueberredung anstrebte, und in Betreff derer endlich beschlossen ward, eine unbestimmte Formel anzuwenden; und die Ueberlieferung der Gefangenen ohne Protest. Diese letztere Verwickelung wurde auf sehr geschickte Weise durch de Fresnes gelöst: er erklärte, daß er als vermittelnder Gesandter die Gefangenen mit dem Proteste annehmen und sie dann ohne jede Formel dem Bevollmächtigten des Papstes übergeben werde. Am 14. April hatte man sich über diese Punkte geeinigt, und es blieb nur noch übrig, die äußeren Formalitäten zu ordnen; alles sollte persönlich und mündlich abgemacht werden, um nicht durch schriftlichen Ausdruck Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten zu geben, nur die Rücknahme des Verbotes an die venetianischen Geistlichen, den päpstlichen Befehlen zu gehorchen, sollte durch ein Rundschreiben des Dogen ausgesprochen werden. Demgemäß fand am Morgen des 21. April die Uebergabe der Gefangenen in verabredeter Weise Statt. Dann begab der Kardinal sich in den Senat und kündigte die Aufhebung der kirchlichen Censuren an, um gleichzeitig die Zurücknahme des Protestes gegen dieselben zu empfangen. Zwei Wochen später ging Francesco Contarini als venetianischer Gesandter nach Rom ab, mit dem Auftrage, die versöhnlichsten und unterwürfigsten Worte zu verwenden, aber in allen thatsächlichen Dingen die Gesetze der Republik hochzuhalten.¹⁾ —

In Venedig und Paris war über das Zustandekommen des Vergleiches große Freude. In der That konnten die Venetianer mit dem Ergebnisse vollständig zufrieden sein. Allen geistlichen und weltlichen Drohungen gegenüber hatten sie den von Beginn an eingenommenen Standpunkt aufrecht erhalten, ihre Gesetze für begründet und rechtmäßig und die deshalb verhängten päpstlichen Censuren für ungültig zu halten. Sie hatten auch nicht gelitten, daß Kardinal Joyeuse sie von der eben als nicht geschehen betrachteten Exkommunikation ausdrücklich freispreche, sondern, um den päpstlichen

¹⁾ Vgl. seine Instruktion bei Romanin, St. doc. di Venezia, VII. 61 ff.

Standpunkt zu wahren, hatte Loyeuse sich begnügen müssen, als Zeichen der Losprechung unter dem Mantel ein Kreuz zu schlagen. Nichts von Kirchenbuße, nichts von allen jenen demüthigenden Ceremonien, wie sie sonst regelmäßig der Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche vorangingen, und denen sich selbst der französische König hatte unterwerfen müssen. Es war dergleichen noch nicht in der ganzen Kirchengeschichte vorgekommen: die mit der Exkommunikation Behafteten wollten gar nichts von deren Aufhebung hören, letztere mußte ihnen vollständig oktroyirt werden! Und wie der Form so den Thatfachen nach. Die Jesuiten, die sich als die leidenschaftlichsten Vorkämpfer der päpstlichen Ansprüche erwieien, blieben verbannt — sie sind erst im Jahre 1657 unter ganz andern Umständen wieder auf venetianisches Gebiet zugelassen worden. Die von der Kirche angefochtenen Gesetze blieben vollkommen in Kraft. Das Recht, die Geistlichen zu richten, übten die venetianischen Behörden bereits im December 1609 und dann weiter unzählige Male; und nicht minder wurde die Vorschrift, päpstlichen Anordnungen nur nach geschehener Billigung der weltlichen Behörden nachzukommen, der Geistlichkeit der Republik am 18. März 1611, 13. Mai 1634 und noch häufig später eingeschärft.¹⁾

Was Venedig einräumte, waren wirklich nur zeitweilige KonzeSSIONen, bestimmt, die völlige Niederlage des Papstthumes zu bemänteln. Sie beschränkten sich auf die Auslieferung der beiden gefangenen Priester, die nur an Frankreich und für ein Mal geschah; auf die stillschweigende Suspension der kirchenpolitischen Gesetze für wenige Wochen; und die Rückberufung der verbannten Geistlichen, von der doch die Häufsführer — die Jesuiten — ausgeschlossen blieben. Diese beiden letztern Punkte waren alles, was mit die Republik über ihren ersten, im August 1606 gemachten

¹⁾ G. Romanin a. a. D. VII. 64 Anmerk. 1. — Ich kann deshalb Mante's Auffassung über den Ausgang dieses Streites (Sämmtl. W. XXXVIII. 221) durchaus nicht billigen; sie ist viel zu günstig für den Papst.

Vergleichsvorschlag hinausging: aber beide hatten gar keine allgemeine, prinzipielle, für die Zukunft irgend wichtige und bindende Bedeutung. Selbst am kaiserlichen Hofe in Prag rief man aus: „entweder habe der Papst bei seinem Bruche mit den Venetianern ungebührliche Forderungen aufgestellt, oder er habe ungehörige Zugeständnisse gemacht in den Bedingungen des Friedens!“

Das Papstthum konnte sich zu dem Ausgange dieses Streites wahrlich nicht Glück wünschen. Wohin waren die Träume der Weltherrschaft gerathen, mit denen sich ein Sixtus V., ein Gregor XIV. noch einmal hatten tragen dürfen? Das Papstthum mußte mit einer kleinen katholischen Republik völlig wie mit seinesgleichen verhandeln, ja es hatte sich ihr nicht einmal gewachsen gezeigt. Es erschien damit als eine der geringern europäischen Mächte, ohne wirklich bedeutsamen Einfluß auf die Geschichte des Erdtheiles. Die Demüthigung des Papstthumes in diesem Streite war für die beiden nächsten Jahrhunderte von wichtigster, bisher noch nicht genügend anerkannter Bedeutung. Nicht nur wagte es dasselbe nie wieder, einen Staat mit dem Interdict zu belegen; sondern es datirt auch von hier die verhältnißmäßige Bedeutungslosigkeit, in die das Papstthum nun mehr und mehr versinkt — bis zu der Reaction, die im Beginne unseres Jahrhunderts auf die französische Revolution erfolgte; eine Bedeutungslosigkeit, die auf dem Hintergrunde des dreißigjährigen Religionskrieges nur um so greller hervortritt.

Ziel doch auf das Papstthum zugleich der herbe Schlag zurück, den die Jesuiten erlitten! Sie hatten am französischen wie am spanischen Hofe ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um ihre Wiederaufnahme auf venetianisches Gebiet zur *conditio sine qua non* des Ausgleiches zu machen. Indes so günstig ihnen auch sonst der französische König gesinnt war: das Interesse, das er am Zustandekommen des päpstlich-venetianischen Ausgleiches hatte, war doch zu groß, als daß die Wünsche der Jesuiten dagegen in Betracht gekommen wären. Nun hofften die Jesuiten wenigstens auf den Beistand der spanischen Regierung, der sie in der That stets die

wichtigsten Dienste geleistet hatten. Indes hier that ihnen wieder — wie der venetianische Gesandte Francesco Priuli ausdrücklich bezeugt — der Umstand Abbruch, daß ihre Ordensbrüder als unruhige und aufrührerische Unterthanen aus Venedig verbannt waren; und solche zu unterstützen hatte man in Madrid durchaus keine Lust. Wie hatten die Jesuiten über ihre Zulassung in Frankreich als einen herrlichen Sieg ihres Ordens triumphirt! Jetzt waren sie aus einem ganz katholischen Lande, in dem sie bedeutende Besizungen gehabt hatten, auf immer ausgeschlossen worden, und — was noch härter war — es hatte sich gezeigt, daß sie weder am päpstlichen noch am französischen oder spanischen Hofe entfernt den Einfluß besaßen, den zu üben sie behauptet hatten!

Vielmehr war man in Spanien mit dem Abschlusse dieser ganzen Angelegenheit nicht unzufrieden. Einmal war auf besondern Befehl des französischen Monarchen dem Don Francisco de Castro in Venedig und dem Marques von Astona in Rom ein gewisser Antheil an den Friedensformalitäten gelassen worden, so daß auch die Signorie dem madrider Hofe nicht weniger als dem pariser ihren Dank aussprach; und andererseits waren der König und Verma froh, der Gefahren, Sorgen und Kosten eines Krieges überhoben zu sein. Verma hatte am Frieden noch das besondere Interesse, daß sein Neffe Castro bei dem Abschlusse desselben theilhaftig gewesen war. Ueberhaupt sah man es nicht ungern, daß die geistliche Annahmung, die man auch in Spanien vielfach zu bekämpfen hatte, eine derbe Niederlage erlitten. Sowie sichere Nachricht von Don Francisco über die Beilegung des Zwistes in Madrid eingelaufen war, wurde Graf Fuentes angewiesen zu entwaffnen. Dieser Befehl behagte freilich dem alten wilden Kriegermanne wenig, der gern das Schwert für die Kirche und ganz besonders gegen Venetianer, Graubündner und Franzosen gezogen hätte. Auf die Nachricht von der Nachgiebigkeit des Papstes und dem Abschlusse der Uebereinkunft warf er voll Grimm seinen Hut auf die Erde und trat zweimal darauf, indem er ausrief: niemals im Leben wolle

er sich mehr auf einen Pfaffen verlassen, und all' die großen Ausgaben seien nun umsonst geschehen! Es bedurfte einer zweiten ausdrücklichen Ordre vom Hofe, die mit einer eigenhändigen Nachschrift des Königs versehen war, um ihn zum Gehorsam und zu der vorgeschriebenen Entwaffnung zu zwingen. Man berechnete in der That, daß die nutzlosen Rüstungen dem spanischen Schatze 800,000 Dukaten gekostet hatten, abgesehen von den beträchtlichen Lasten, die sie dem mailändischen Herzogthume auferlegten.¹⁾ Und dafür hatte Spanien wahrlich keine ruhm- oder auch nur ehrenvolle Rolle in dieser Angelegenheit gespielt!

Als der eigentliche Sieger ward Heinrich IV. betrachtet. In ruhiger, besonnener und höchst angemessener Weise hatte er den Frieden der Christenheit gewahrt, und durch das Scheitern der spanischen Bemühungen ward das Gelingen seiner Vermittelung nur um so auffallender gemacht. Sein Ansehen in Europa war nicht wenig durch diesen Erfolg erhöht, den er in der That seinem eigenen sichern Urtheil, der Gewandtheit und Geistesgegenwart seiner Diplomaten und dem Eindrucke, welchen seine gerade rechtzeitig angeordneten Rüstungen gemacht hatten, zuschreiben durfte. Er war selbst höchlichst befriedigt und wurde von öffentlichen Freudenbezeugungen nur recht widerwillig durch die Betrachtung zurückgehalten, daß die betheiligten Parteien selbst dergleichen vermieden hatten.²⁾ Seine Dankbarkeit gegen den glücklichen Vermittler — Joyeuse — war sehr lebhaft, und er sprach sie in häufigen Briefen an denselben mit einem Nachdruck und einer Liebenswürdigkeit aus, die dem Cardinal allerdings zu Herzen gehen mußten. Heinrich IV. verstand es trefflich, seine Schulden in schönen Worten abzutragen! Und nicht minder verstand es Joyeuse, sich mit fremden Verdiensten

¹⁾ MS. Conde de Castro para el Marques de Aytona, 21. April (Wien.) — Fresnes an Berny, 18. Mai, p. 596. — Relaz. di Fr. Priuli 425 ff. — Sarpi 307 ff.

²⁾ Relaz. di P. Priuli 282.

zu schmücken; denn während im Grunde lediglich der Cardinal du Perron bei dem Papste, de Fresnes bei den Venetianern den Vergleich zu Stande gebracht hatten, ließ doch Joyeuse, ohne zu zaudern oder zu erröthen, sich ausschließlich als Helden dieser Vorgänge feiern.

Und dennoch hat diese Angelegenheit in Wahrheit nur sehr zweifelhaften Nutzen für den französischen Monarchen gehabt! Allerdings, sie hatte augenblicklich Frankreich's Ansehen und Einfluß auf Kosten seines spanischen Nebenbuhlers gestärkt, und das war immerhin nicht wenig; sie hatte zum ersten Male Spanien dem neugeeinten Frankreich unterliegen lassen, das so seinen ersten Sieg unblutig erstritt. Aber es war doch für die Zukunft schlimm, daß keine der betheiligten Parteien mit der Rolle, die Heinrich dabei gespielt hatte, zufrieden war. Die eifrigen Katholiken sahen in seinem Benehmen den Beweis, daß seine angebliche Kirchlichkeit und Ergebenheit für den Papst eine falsche Maske sei; die Protestanten zürnten ihm dagegen, daß er dem Papste durch den Frieden mit Venedig den Dorn aus der Seite gezogen und ihrer Propaganda in Venedig die beste Wirksamkeit genommen hatte. Die Venetianer waren auf die Bundestreue des französischen Monarchen, der ihnen jede direkte Unterstützung versagt, recht übel zu sprechen und stellten sich ihm seitdem sehr lau gegenüber. Am mißvergnügtesten aber war, nicht ganz mit Unrecht, Paul V.

Der schlaue Beaurer versuchte seine angeblichen Verdienste um den Papst und die Kirche dem ersteren gegenüber in schnell wiederholten Schreiben (Anfang Mai) mit volltönenden Worten geltend zu machen; er wollte ihm die Dankbarkeit, die der heilige Stuhl Frankreich schulde, recht klar erweisen, um nachher desto unbefangener seine Bündnisse mit den protestantischen Mächten betreiben zu können. Gerade zu diesem Zwecke glaubte der König seinen Erfolg ausnützen zu müssen. Aber das schlug ihm doch völlig fehl. Paul brachte sich die ganze, vorhin angedeutete Tragweite der wider ihn gefallenen ungünstigen Entscheidung natürlich

nicht zum klaren Bewußtsein; aber er fühlte sie doch zu sehr, um sich einer wahrhaften und zumal dauernden Freude über den Friedensschluß hinzugeben. Die Streitigkeiten der mannigfachsten Art, in die er sofort wieder mit den hartnäckigen Venetianern gerieth, und die nur durch die äußerste Anstrengung der französischen Kardinäle und Diplomaten beigelegt werden konnten, waren nur zu sehr geeignet, ihn das wenig Ehrenvolle des Ausgleiches empfinden zu lassen. Seine anfängliche Dankbarkeit gegen Heinrich von Frankreich kühlte sich demgemäß binnen Kurzem ab und machte vielmehr lebhaftem Mißvergnügen gegen die französische Einmischung Platz, das aber zum Glück mit einer durch den Erfolg Frankreich's erhöhten Achtung vor dessen Macht verknüpft war. Zunächst vermochte der französische Einfluß nichts mehr am päpstlichen Hofe. Als Heinrich mit allen Mitteln anstrebte, daß der ihm durchaus ergebene Erzbischof von Urbino zum Nuntius in Frankreich ernannt werde: mußte er erleben, daß alle seine Bemühungen bei dem Papste in dieser Hinsicht vergeblich blieben, weil die Spanier sich ihnen widersetzten. Vielmehr gelang es den letztern, den Erzbischof, der ihnen auch am römischen Hofe unbequem war, auf die unbedeutende und verdrießliche Nuntiaturs in Venedig zu verbannen!

So trug der Sieg Frankreich's in den venetianisch-päpstlichen Provinzen nicht die Früchte, die Heinrich von ihm erhofft hatte. Immerhin mußte ihn der Erfolg, den er mit so leichten Mitteln über Spanien hatte davon tragen können, zum Fortschreiten auf dem hiermit eingeschlagenen Wege, zum weitem Verfolgen der hiermit eingeweihten aktiven und aggressiven Politik ermuthigen.

Hierzu mochte ihn auch eine zweite Niederlage veranlassen, die Spanien wenig später in jenen selben Gegenden erlitt.

Während noch die venetianischen Händel die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammentreffens zwischen Spanien und Frankreich nahe legten: kämpften deren Interessen auch auf einem kleinern Schauplatze mit einander, nämlich in Graubünden. Allerdings

zu schmücken; denn während im Grunde lediglich der Cardinal du Perron bei dem Papste, de Fresnes bei den Venetianern den Vergleich zu Stande gebracht hatten, ließ doch Joyeuse, ohne zu zaudern oder zu erröthen, sich ausschließlich als Helden dieser Vorgänge feiern.

Und dennoch hat diese Angelegenheit in Wahrheit nur sehr zweifelhaften Nutzen für den französischen Monarchen gehabt! Allerdings, sie hatte augenblicklich Frankreich's Ansehen und Einfluß auf Kosten seines spanischen Nebenbuhlers gestärkt, und das war immerhin nicht wenig; sie hatte zum ersten Male Spanien dem neugeeinten Frankreich unterliegen lassen, das so seinen ersten Sieg unblutig erstritt. Aber es war doch für die Zukunft schlimm, daß keine der betheiligten Parteien mit der Rolle, die Heinrich dabei gespielt hatte, zufrieden war. Die eifrigen Katholiken sahen in seinem Benehmen den Beweis, daß seine angebliche Kirchlichkeit und Ergebenheit für den Papst eine falsche Maske sei; die Protestanten zürnten ihm dagegen, daß er dem Papste durch den Frieden mit Venedig den Dorn aus der Seite gezogen und ihrer Propaganda in Venedig die beste Wirksamkeit genommen hatte. Die Venetianer waren auf die Bundestreue des französischen Monarchen, der ihnen jede direkte Unterstützung versagt, recht übel zu sprechen und stellten sich ihm seitdem sehr lau gegenüber. Am mißvergnügtesten aber war, nicht ganz mit Unrecht, Paul V.

Der schlaue Bearner versuchte seine angeblichen Verdienste um den Papst und die Kirche dem ersteren gegenüber in schnell wiederholten Schreiben (Anfang Mai) mit volltönenden Worten geltend zu machen; er wollte ihm die Dankbarkeit, die der heilige Stuhl Frankreich schulde, recht klar erweisen, um nachher desto unbefangener seine Bündnisse mit den protestantischen Mächten betreiben zu können. Gerade zu diesem Zwecke glaubte der König seinen Erfolg ausnützen zu müssen. Aber das schlug ihm doch völlig fehl. Paul brachte sich die ganze, vorhin angedeutete Tragweite der wider ihn gefallenen ungünstigen Entscheidung natürlich

nicht zum klaren Bewußtsein; aber er fühlte sie doch zu sehr, um sich einer wahrhaften und zumal dauernden Freude über den Friedensschluß hinzugeben. Die Streitigkeiten der mannigfachsten Art, in die er sofort wieder mit den hartnäckigen Venetianern gerieth, und die nur durch die äußerste Anstrengung der französischen Kardinäle und Diplomaten beigelegt werden konnten, waren nur zu sehr geeignet, ihn das wenig Ehrenvolle des Ausgleiches empfinden zu lassen. Seine anfängliche Dankbarkeit gegen Heinrich von Frankreich kühlte sich demgemäß binnen Kurzem ab und machte vielmehr lebhaftem Mißvergnügen gegen die französische Einmischung Platz, das aber zum Glück mit einer durch den Erfolg Frankreich's erhöhten Achtung vor dessen Macht verknüpft war. Zunächst vermochte der französische Einfluß nichts mehr am päpstlichen Hofe. Als Heinrich mit allen Mitteln anstrebte, daß der ihm durchaus ergebene Erzbischof von Urbino zum Nuntius in Frankreich ernannt werde; mußte er erleben, daß alle seine Bemühungen bei dem Papste in dieser Hinsicht vergeblich blieben, weil die Spanier sich ihnen widersetzten. Vielmehr gelang es den letztern, den Erzbischof, der ihnen auch am römischen Hofe unbequem war, auf die unbedeutende und verdrießliche Nuntiatur in Venedig zu verbannen!

So trug der Sieg Frankreich's in den venetianisch-päpstlichen Provinzen nicht die Früchte, die Heinrich von ihm erhofft hatte. Immerhin mußte ihn der Erfolg, den er mit so leichten Mitteln über Spanien hatte davon tragen können, zum Fortschreiten auf dem hiermit eingeschlagenen Wege, zum weiteren Verfolgen der hiermit eingeweihten aktiven und aggressiven Politik ermuntern.

Hierzu mochte ihn auch eine zweite Niederlage veranlassen, die Spanien wenig später in jenen selben Gegenden erlitt.

Während noch die venetianischen Handel die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammentreffens zwischen Spanien und Frankreich nahe legten: kämpften deren Interessen auch auf einem kleinern Schauplatze mit einander, nämlich in Graubünden. Allerdings

waren die Spanier stärker und unmittelbarer an den bündnerischen Zuständen theilhaftig, als ihre Gegner. Für jene war es ja überaus wichtig, durch das Veltlin, das unter bündnerischer Herrschaft stand, die einzig mögliche Verbindung zwischen den Ländern der deutschen Habsburger und den spanischen Gebieten Italiens herzustellen. Es war für die habsburgische Gesamtpolitik geradezu eine Lebensfrage, den Weg über das Stillsfer Joch und entlang der obern Adna sich offen zu erhalten. Frankreich dagegen hatte an Graubünden so zu sagen nur ein negatives Interesse. Der Weg nach Italien führte für französische Truppen nicht durch das Bündnerland, da durch das Gebiet der schweizer Allirten ihnen eine viel nähere und bequemere Straße frei stand. Auf die Beihülfe der Bündner, so schätzenswerth dieselbe an sich, war nicht viel zu geben, weil dieses kleine Volk, eigenwillig und trefzig, sich durch äußerste Unbeständigkeit auf nicht gerade vortheilhafte Weise auszeichnete. So hatte Frankreich hier nur den Wunsch, den Spaniern die Passage durch das Veltlin zu sperren und ganz besonders zu verhüten, daß jene ihren weitem Plan, mit Hülfe des religiösen Gegenjages zwischen Veltlin und Graubünden das erstere in ihre unmittelbare Gewalt zu bekommen, ausführten. Noch lebhafteres Interesse hieran hatte ohne Zweifel das benachbarte Venedig. Aber so vielfache Versprechungen dasselbe auch den von Fuentes bedrängten Bündnern gegeben, hatte es doch einstweilen nichts Wesentliches zu deren Vertheidigung gethan. So konnte Fuentes sein gleichnamiges Fort behaupten, das er auf einem beherrschenden Hügel gerade an der Stelle angelegt hatte, wo die Adna aus dem breiten veltliner Thale hervortritt, um sich in das sumpfige Nordende des Comer Sees zu ergießen, und wo zugleich die Splügenstraße von Chiavenna her in engem Paffe an den letztern herantritt. Venedig blieb thatenlos, in der falschen Ansicht, daß Frankreich schon die Vertheidigung der Bündner hinreichend übernehmen würde, um die Kräfte Venedig's ungetheilt den Spaniern und Päpstlichen gegenüber zu lassen. Frankreich aber hielt dafür, daß Venedig die

dringendste Veranlassung habe, das Veltlin zu schüßen, und wartete deshalb ab, was die Republik in dieser Angelegenheit thun werde.¹⁾ Da die Bündner also trotz wiederholter Gesandtschaften nach Venedig ganz ohne Unterstützung blieben, Fuentes sein Fort stets verstärkte und erweiterte und ihnen die Zufuhren erschwerte: so wuchs im Bündnerlande selbst die spanische Partei, die ungeduldig darauf hindrängte, sich mit Fuentes gütlich abzufinden und damit ihrem Lande Ruhe und Sicherheit zurückzugeben, da es dieselben nur den Venetianern zu Liebe geopfert hätte, welche jetzt nichts für ihre Verbündeten thaten. Die Venetianer hatten in der That bald die üblen Folgen ihres zögernden und überflugen Verfahrens gegen die Bündner zu erleiden. Die spanische Partei unter denselben setzte es im Frühjahr 1606 durch, daß das Verlangen der Republik den Verträgen gemäß 1800 Mann bei ihnen ausheben zu dürfen, mit Hinweis auf die von Fuentes geschaffene Nothlage abge schlagen wurde. So vollständig lastete bereits das spanische Joch auf den Bündnern!²⁾ Diese Lage dauerte bis zum Ende des Jahres 1606.

Ungeachtet verlegte Fuentes das bündnerische Gebiet, indem er mehrere spanische Deserteure auf demselben aufgreifen ließ. Fortwährend verstärkte er seine Truppen an der Grenze, während zugleich Erzherzog Maximilian von Tyrol aus Vorbereitungen traf, durch Befestigung des Vintschgaues auch den nordöstlichen Ausgang des Veltlin abzusperren. Dagegen konnten die Bündner Hülfe weder von Heinrich IV. oder den Schweizern erhalten, die auf die meistbetheiligten Venetianer warten wollten, noch von diesen, welche wieder von dem französischen Monarchen die Art zu erfahren verlangten, wie man vereint den Bündnern zu Hülfe kommen könne, sowie die Mittel, die er selbst dafür anzuwenden

¹⁾ Siri, *Memorie recondite*, I. 402 f.

²⁾ Sarpi 219 f. — Zahlreiche Verhandlungen des venetianischen Senates und sonstige Auszüge aus Aktenstücken bei Cornet.

gedenke: dann würden auch sie ihren Theil beitragen (Ende Januar 1607¹⁾).

Während sich so die Allirten der Bündner lediglich in einem Kreise bewegten, nahm für die Letztern die Gefahr der Lage immer mehr zu. Fuentes verbot von neuem die Zufuhr von Getreide aus dem Mailändischen nach Graubünden. Auf drei Seiten häuften sich Truppenmassen gegen sie an: in Tyrol bei Finstermünz; im Bisthum Trient südlich vom Stilfser Joch, und endlich im Mailändischen am Comer See. Ein bedrohliches Zeichen war, daß die mailändischen Unterthanen ihre Außenstände und Besitzungen im Rhätierlande um jeden Preis loszuschlagen und daß die Mönche und Nonnen aus den Grenzklöstern entfernt und letztere von den habsburgischen Truppen zu kleinen Festungen hergerichtet wurden. Unter diesen Umständen beschloßen die geängsteten Bündner neue Schritte zu thun, um von ihren Verbündeten Unterstützung zu erlangen. Bügelberg mußte den französischen Marschall, Hercules von Salis die Venetianer dringend darum angehen.

Wirklich hatten dieses Mal ihre Bitten bessern Erfolg, aber, was sie erhielten, war doch immer noch wenig. Die Venetianer bewilligten nur einstweilen 3000 Goldthaler monatlich für die bündnerischen Garnisonen im Veltlin; Heinrich IV. zu demselben Zweck etwas mehr, 6000 Goldthaler für den Monat, jedoch nur auf ein Vierteljahr, mit dem Versprechen, für den Fall eines offenen Krieges der Bündner gegen Spanien, seine Unterstützung auf 25,000 Livres = 8333 $\frac{1}{3}$ Goldthaler monatlich zu erhöhen.²⁾

¹⁾ L. m. VII. 900. — Vgl. Sarpi 220 ff. — Siri 404 ff. — Heinrich IV. an de Fresnes, 5. Dez. 1606; L. m. VII. 40. — Sprecher von Berneck, *Historia motuum et bellorum in Rhaetia excitatorum* (1629), p. 27. — de Fresnes, *passim*.

²⁾ Heinrich IV. an die Graubünder und an die Veltliner (März), sowie an Fresnes-Canave, 1., 13. März; L. m. VII. 110 ff. 128. — Ms. Dep. *Pecquius* vom 17. März; Brüssel.

Indessen diese Zusicherungen waren ziemlich mager, besonders aber geschahen sie zu spät. Fuentes hatte den geschickten Plan gefaßt, nicht zur Gewalt zu greifen, die den tapfern Bündnern gegenüber doch vielleicht gescheitert wäre und auf die Länge einen gefährlichen Brand hervorrufen mußte, sondern durch innere Parteinungen im rhätischen Lande dasselbe dem spanischen Einflusse zu unterwerfen. Zunächst wurden die klerikalen Kräfte dazu benützt. Der Bischof von Como, dessen Diözese sich über das gesammte Veltlin und den Thalkessel von Chiavenna erstreckte, überschwenkte seine dortige Heerde mit Schriften zu Gunsten des katholischen Königs. Nicht weniger suchte der Bischof von Chur auf die katholische Minderheit der eigentlichen Bündner zu wirken, und zwar mit gutem Erfolge. Und ferner benutzten die Spanischgesinnten mit großem Geheiß die natürliche Eifersucht, welche in jenem demokratischen Gemeinwesen bei dem gewöhnlichen Manne gegen die vornehmen Geschlechter herrschte, die fast ausnahmslos zu der venetianisch-französischen Partei gehörten. Auch verschmähte es Fuentes nicht, die spanischen Dukaten unter den Rhätiern auszustreuen; er ließ mit Genehmigung des Erzbischofs Verromeo den evangelischen Prediger des bündnerischen Bergellthales nach Mailand kommen, um durch ihn auf dessen Glaubensgenossen in Graubünden einzuwirken. So wuchs die spanische Partei dort fortwährend. Als die Geringsfügigkeit der venetianischen Unterstützung bekannt wurde, Frankreich mit der Antwort endlos zögerte, da brach der Sturm los. Zuerst empörten sich die im Veltlin aufgestellten Milizen: sie würden die venetianischen Angeworbenen nicht durchlassen, wenn nicht die Hülfsgelder vermehrt würden; um Venedig's willen sei der ganze Streit entstanden, denn verweigere man ihm den Zuzug, so werde Fuentes sich bald freundlich erweisen. Viele Soldaten der veltliner Besatzungen gingen ohne weiteres nach Hause. Diese Aufrührer und die Spanischgesinnten überhaupt forderten die Gemeinden auf, sich unter ihren Bannern zu erheben, nach Chur zu ziehen und hier die Beschlüsse des letzten

Landtages und des ständigen Geheimen Rathes umzustossen. Zuerst erhoben sich die Gemeinden des Gotteshausbundes — der Gegend von Chur, des Oberhalbstein und des Engadin — und erschienen Mitte März 1607 vor der Hauptstadt, deren Thore ihnen zunächst geschlossen wurden; aber um den Bürgerkrieg zu vermeiden, ließ man sie ein. Da inzwischen die venetianischen Gesandten ankamen, der französische Gesandte Pascal und die evangelischen Prediger sich in's Mittel legten, gelang es noch einmal, 24. März, einen verhältnißmäßig ruhigen Landtag — Bittag nannte man ihn in Bünden — zu Chur abzuhalten, auf welchem Pascal und der Venetianer Vincenti die Bewilligungen ihrer Regierungen darlegten. Aber die Ruhe war nur von kurzer Dauer, vielmehr nahm die Krise im Bündnerlande einen immer heftigeren Charakter an.

Die spanische Partei streute das Gerücht aus, als habe Venedig den Geheimen Rath mit 80,000 Goldthalern bestochen; und nun wollte das aufgeregte Volk wissen, in wessen Hände dieses Geld gelangt sei. Nicht minder wirkte die von Fuentes aufrecht erhaltene Sperre der Getreidezufuhr aus dem Mailändischen. Die Zahl der Auführer in Chur wuchs fortwährend, und nur mit Mühe entging der venetianische Gesandte ihren Mißhandlungen. Fast alle bisherigen Leiter der drei Bünde entfernten sich theils nach dem Veltlin, wo die Soldaten zum Gehorsam zurückgekehrt waren, theils ganz außer Landes. Um so freier konnten nun die Spanier schalten. Sie setzten es durch, daß alle 27 Gemeinden des Landes — mit Ausnahme der entfernten Misocco- und Münsterthäler — bewaffnet in Chur zusammentraten (April 1607). Es war zugleich ein Aufstand des niedern Volkes, der Bauern und Hirten, gegen den Adel und die Stadt Chur. Die Landesgemeinde beschloß nun, ganz im Sinne der spanischen Partei (19. April), in den Bündnissen sowohl mit den Venetianern als mit den Franzosen diejenigen Artikel, welche denselben den Durchzug durch ihr Land gestatteten, als „erpreßt, hinterlistig und corrupt“ für un-

gültig zu erklären, die Dauer des französischen Vertrages überhaupt auf das Leben des regierenden Königs zu beschränken und eine Untersuchung gegen die durch Frankreich und Venedig bestochenen Personen zu eröffnen. Die Spanier durften frohlocken, als in der That die Wuth der aufgeregten Bauern gegen die Aristokratie der Schloßherren und Städter alle Grenzen überschritt. Es wurde ein „Strafgericht“ errichtet aus 48 Beisitzern, denen 364 Bewaffnete zu Gebote gestellt wurden; dieses sollte arbeiten, während die Uebrigen nach Hause zurückkehrten. Wirklich verurtheilte das Strafgericht viele Vornehme, die den Spaniern verhaßt waren, zu beständiger Verbannung, während andere mit Verlust ihrer Würden, Aemter und Güter davonsamen.¹⁾

Dieser entschiedene Sieg der verbündeten spanischen und demokratischen Faktion in Rhätien erregte in ganz Europa das größte Aufsehen; besonders natürlich bei der davon betroffenen französisch-venetianisch-protestantischen Partei. Indeß durch die glückliche Gestaltung der Umstände in den letzten Wochen war die eigentliche Gefahr dieser Vorgänge für sie bereits vorüber. Wäre jener Aufstand im Bündnerlande im Januar oder Februar erfolgt, wo jeden Augenblick der Krieg zwischen Venedig auf der einen, dem Papste und den Spaniern auf der andern Seite auszubrechen drohte; wo Fuentes mit Ungeduld einen Anlaß erwartete, um auf eigene Faust den Beginn des Kampfes herbeizuführen: dann würde er zweifellos in das Beltlin eingerückt sein, das Bündnerland für Habsburg gesichert und mit diesem glücklichen Schläge höchst wahrscheinlich einen europäischen Brand hervorgerufen haben. Setzt aber lagen die Dinge ganz anders. Venedig hatte einen rühmlichen Frieden mit dem Papste geschlossen, Frankreich hatte die Ehre der Vermittelung erworben, Spanien war ziemlich gedemüthigt, und Fuentes

¹⁾ (MS. Dep. Pecquius' vom 21. April (Brüssel). — Dep. Vincenti's vom 19., 26. April; Cornet 249, 256. — Sprecher a Berneck 27. — Sarpi 247 ff. 265 ff. — Siri 406 ff.

Landtages und des ständigen Geheimen Rathes umzustossen. Zuerst erhoben sich die Gemeinden des Gotteshausbundes — der Gegend von Chur, des Oberhalbstein und des Engadin — und erschienen Mitte März 1607 vor der Hauptstadt, deren Thore ihnen zunächst geschlossen wurden; aber um den Bürgerkrieg zu vermeiden, ließ man sie ein. Da inzwischen die venetianischen Gesandten ankamen, der französische Gesandte Pascal und die evangelischen Prediger sich in's Mittel legten, gelang es noch einmal, 24. März, einen verhältnißmäßig ruhigen Landtag — Vittag nannte man ihn in Bünden — zu Chur abzuhalten, auf welchem Pascal und der Venetianer Vincenti die Bewilligungen ihrer Regierungen darlegten. Aber die Ruhe war nur von kurzer Dauer, vielmehr nahm die Krise im Bündnerlande einen immer heftigeren Charakter an.

Die spanische Partei streute das Gerücht aus, als habe Venedig den Geheimen Rath mit 80,000 Goldthalern bestochen; und nun wollte das aufgeregte Volk wissen, in wessen Hände dieses Geld gelangt sei. Nicht minder wirkte die von Fuentes aufrecht erhaltene Sperre der Getreidezufuhr aus dem Mailändischen. Die Zahl der Auführer in Chur wuchs fortwährend, und nur mit Mühe entging der venetianische Gesandte ihren Mißhandlungen. Fast alle bisherigen Leiter der drei Bünde entfernten sich theils nach dem Veltlin, wo die Soldaten zum Gehorjam zurückgekehrt waren, theils ganz außer Landes. Um so freier konnten nun die Spanier schalten. Sie setzten es durch, daß alle 27 Gemeinden des Landes — mit Ausnahme der entfernten Misocco- und Münsterthäler — bewaffnet in Chur zusammentraten (April 1607). Es war zugleich ein Aufstand des niedern Volkes, der Bauern und Hirten, gegen den Adel und die Stadt Chur. Die Landessgemeinde beschloß nun, ganz im Sinne der spanischen Partei (19. April), in den Bündnissen sowohl mit den Venetianern als mit den Franzosen diejenigen Artikel, welche denselben den Durchzug durch ihr Land gestatteten, als „erpreßt, hinterlistig und corrupt“ für un-

gültig zu erklären, die Dauer des französischen Vertrages überhaupt auf das Leben des regierenden Königs zu beschränken und eine Untersuchung gegen die durch Frankreich und Venedig bestochenen Personen zu eröffnen. Die Spanier durften frohlocken, als in der That die Wuth der aufgeregten Bauern gegen die Aristokratie der Schloßherren und Städter alle Grenzen überschritt. Es wurde ein „Strafgericht“ errichtet aus 48 Beisitzern, denen 364 Bewaffnete zu Gebote gestellt wurden; dieses sollte arbeiten, während die Uebrigen nach Hause zurückkehrten. Wirklich verurtheilte das Strafgericht viele Vornehme, die den Spaniern verhaßt waren, zu beständiger Verbannung, während andere mit Verlust ihrer Würden, Aemter und Güter davonsamen.¹⁾

Dieser entschiedene Sieg der verbündeten spanischen und demokratischen Faktion in Rhätien erregte in ganz Europa das größte Aufsehen; besonders natürlich bei der davon betroffenen französisch-venetianisch-protestantischen Partei. Indeß durch die glückliche Gestaltung der Umstände in den letzten Wochen war die eigentliche Gefahr dieser Vorgänge für sie bereits vorüber. Wäre jener Aufstand im Bündnerlande im Januar oder Februar erfolgt, wo jeden Augenblick der Krieg zwischen Venedig auf der einen, dem Papste und den Spaniern auf der andern Seite auszubrechen drohte; wo Fuentes mit Ungeduld einen Anlaß erwartete, um auf eigene Faust den Beginn des Kampfes herbeizuführen: dann würde er zweifellos in das Beltlin eingerückt sein, das Bündnerland für Habsburg gesichert und mit diesem glücklichen Schlage höchst wahrscheinlich einen europäischen Brand hervorgerufen haben. Jetzt aber lagen die Dinge ganz anders. Venedig hatte einen rühmlichen Frieden mit dem Papste geschlossen, Frankreich hatte die Ehre der Vermittelung erworben, Spanien war ziemlich gedemüthigt, und Fuentes

¹⁾ (MS. Dep. Pecquius' vom 21. April (Brüssel). — Dep. Vincenti's vom 19., 26. April; Cornet 249, 256. — Sprecher a Berneck 27. — Sarpi 247 ff. 265 ff. — Siri 406 ff.

selbst mußte grollend und murrend entwaſſen. So hatte die bündneriſche Umwälzung einſtweilen nur lokale Folgen und überdies, bei dem augenblicklichen Vorwiegen der anti-ſpaniſchen Partei in Europa, keine Ausſicht auf dauerndes Gelingen.

Heinrich IV., ohne der Sache allzu große Wichtigkeit beizulegen, wandte ſich an die proteſtantiſchen Schweizer, zumal an den dem Bündnerlande nahen Kanton Zürich, damit ſie durch ihr Einſchreiten die unruhigen Landleute zur Ordnung und zur Aufrechterhaltung der alten Verträge zurückbrächten. Der venetianiſche Senat faßte nach ſeiner Gewohnheit nicht ſofort einen Entſchluß, ſondern ſetzte ſich einſtweilen auch nur mit den Schweizern und dem Könige von Frankreich über gemeinſame Maßregeln in Verbindung; er wünſchte 3000 Schweizer auszuheben und dieſe, denen die Bündner den Durchmarſch zu verwehren nicht wagen würden, zur Stärkung der treuen Gemeinden nach dem Bündnerlande zu führen.¹⁾

Der Schwerpunkt der Lage beruhte alſo einſtweilen bei den Schweizern, an die Frankreich ſowohl wie Venedig ſich gewendet hatten, und die auch durch ihr altes Bündniß mit den Rhätiern zunächſt zur Einmiſchung in deren innere Verhältniſſe berufen waren. Einige wenige Hoffnung auf eine neue Wendung in dem Bündnerlande gab hier der Umſtand, daß das kleine Heer im Veltlin ſich weigerte, dem Befehle der neuen ſpaniſch geſiunten Machthaber gemäß auseinander zu gehen; es war hierzu veranlaßt durch Vincenti, der endlich ſeine Freiheit wieder erlangt und ſie angewandt hatte, um von dem Senate weitere 5000 Goldthaler zu erwirken, die er nun unter die Garniſonen des Veltlin vertheilte. Aber im eigentlichen Bündnerlande triumpirte noch immer die ſpaniſche Partei; ſie ſetzte es auf dem Anfang Juni 1607 abgehaltenen „Rittage“ durch, daß der Geſandtiſchaft, welche die

¹⁾ Heinrich IV. an den Kanton Zürich, 29. April; L. m. VII. 205. — Dep. Fresnes' vom 6. Mai; Lettr. et amb. de C. de Fresnes III. 570.

13 Schweizerkantone zur Beilegung der Streitigkeiten an denselben geschickt hatten, der Zutritt geradezu untersagt wurde. Damit schien jede Brücke zu einem Vergleiche zwischen den Bündnern und ihren frühern Allirten abgeschnitten zu sein; niemals hatten die demagogischen Führer in Graubünden so lebhaftes Siegeszuversicht zur Schau getragen. Freilich hatten die kleinen katholischen Kantone im Geheimen den Widerstand ermuntert.¹⁾

Indeß allmählich kam dem im Grunde verständigen und gutartigen, wenn auch selbstbewußten, stolzen und leicht erregbaren Volke die Besinnung zurück. Fuentes war entwaffnet und konnte deshalb weder seinen Anhängern nützen noch seinen Gegnern schaden. Dagegen drohte den Bündnern der französische Agent, Pascal, auf Befehl seines Königs mit der Rache desselben und seiner Allirten. Wirklich hatte Heinrich in einem Schreiben an die Schweizer öffentlich seinen Unwillen über die bündnerischen Zustände ausgesprochen, jenen herzlich für ihre Bemühungen in Rhätien gedankt und seine eifrige Hilfe zur Stillung der dortigen Unruhen angeboten.²⁾ Die Schweizer beschloßen in der That allen Ernstes, zwei Regimenter auszuheben und dieselben zur gewaltsamen Unterdrückung des rhätischen Tumultes nach Graubünden zu senden. Dazu kam die drohende Haltung, welche das durch Benedig völlig gewonnene Heer im Beltlin annahm.

Alle diese Erwägungen brachten in den Gemeinden einen jähen Umschlag der Stimmung hervor. Man bereute es, die alten, durch die Ueberlieferung geweihten Bündnisse verlassen zu haben. Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der man sich dem Glauben hingegeben hatte, die Vornehmen hätten das Land an die Venetianer verkauft, überredete man sich jetzt, der Aufstand sei von dem Bischofe von Chur und dessen Anhängern angestiftet

¹⁾ Dep. Fresnes' vom 13. Juni 1607, p. 629.

²⁾ Heinrich IV. an die Schweizer, ohne Datum, L. m. VII. 158; fälschlich unter Ende März 1607 gebracht, während es doch dem angegebenen Inhalte nach frühestens Ende Juni fallen kann.

worden, um Graubünden der spanischen Herrschaft zu unterwerfen und die protestantische Religion aus demselben zu vertilgen. Ende Juni 1607, nachdem der Umschwung zu Gunsten Spaniens zwei Monate gedauert, kamen zehn Gemeinden von französischer Gesinnung in Chur zusammen, um hier abzuwarten, bis ihr Beispiel noch andere herbeizöge; zwei Führer der spanischen Partei, der Oberst Vellin, zugleich Amtmann des Erzherzogs Maximilian von Tyrol, und der Hauptmann Baselga, wurden sogleich von ihnen in Verhaft genommen. Dieser Vorgang wirkte zündend, zumal die Schweizertantone auf dem Tage zu Baden erklärten, daß sie die Revolution in dem ihnen schuzverwandten Bündnerlande sowie die Vertreibung aller ihnen und der Krone Frankreich befreundeten Männer nicht dulden würden. Die Krisis wurde immer heftiger, da die Anhänger Spaniens und das von ihnen eingesepte „Strafgericht“, in ihrer Macht, ihrem Besitz und selbst Leben bedroht, sich nicht scheuten, den Grafen Fuentes zum bewaffneten Eindringen in das Veltlin, ja in das eigentliche Bündnerland zu ermahnen. Während Fuentes demgemäß in Como Truppen anhäufte, befahl das Strafgericht den bündnerischen Hauptleuten im Veltlin bei schwerer Pön, ihre Fähnlein aufzulösen. Indessen diese Kapitäne, die des venetianischen und französischen Soldes nicht verlustig gehen wollten, ermuthigt durch die Versammlung jener zehn Gemeinden bei Chur, verweigerten den Gehorsam und verstärkten nur ihre Schaaren. Da nun Fuentes mit Gewalt sich den Weg in das Bündnerland zu öffnen nicht wagte, dienten die spanischen Umrtriebe in ihrer Verwerflichkeit und zugleich offenbaren Ohnmacht nur zur schnellen Verstärkung der französischen Partei unter den Mähatiern. So fand sich allmählich im Beginne des Juli die Mehrzahl der Gemeinden unter ihren Bannern bewaffnet in Chur ein. Nun wurden alle Beschlüsse der April-Versammlung umgestoßen, das Bündniß mit Mailand aufgehoben und dafür die Allianzen mit Frankreich und Venedig in vollem Umfange wieder hergestellt. Die spanisch gesinnten Obrigkeiten wurden sämtlich

abgesetzt; Bellin und Baselga wurden der Tortur unterzogen und bekannten auf derselben, was man von ihnen verlangte: daß sie mit Zustimmung des Bischofs von Chur das Land dem Protektorate des Königs von Spanien hätten unterwerfen, das Veltlin dem Fuentes überliefern wollen. Darauf wurden sie am 16. Juli hingerichtet. Der Bischof von Chur wurde einstweilen abgesetzt, viele Anhänger der Spanier vertrieben oder doch mit schweren Geldstrafen belegt, dagegen die im April Verbannten wieder zurückgerufen. Es war ein vollkommener und glänzender Sieg der französisch-venetianischen Partei und zugleich der höhern Stände im Bündnerlande. Gerade die von den Habsburgern ausgegangenen Intriguen hatten den endgültigen Verlust dieses wichtigen Passes für sie herbeigeführt. Wir haben aber auch gesehen, daß die günstige Wendung in dieser Angelegenheit die erste Wirkung des Triumphes war, welchen die französische Politik in der venetianischen Sache erlangt hatte. Die vortheilhafte Entscheidung derselben und die mäßige Unterstützung, welche Heinrich endlich den Bündnern bewilligt hatte, waren noch rechtzeitig gekommen, um die Niederlage des Spanierthums auch bei den letztern herbeizuführen. Nun wurde die Garnison im Veltlin lediglich verstärkt und auch für die gehörige Sicherung der Pässe, die nach Tyrol führten, gesorgt. Der mailändische Oberst Barnabo Barbon, der mit heftigen Klagen und Drohungen an den bündnerischen „Bittag“ gesandt wurde (August 1607), ward mit höflicher und verbindlicher, aber nichtsagender Antwort heimgeschickt.¹⁾ Alle Bemühungen des Grafen Fuentes seit vier Jahren in dieser Angelegenheit, die so oft eine für Frankreich bedenkliche Wendung genommen hatte, waren nun mit einem Schlage nutzlos gemacht.

¹⁾ Villeroi an Cully, 29. Juli; Oec. roy. VII. 225 ed. Petitot. — Fresnes-Ganaye an du Perron, 21. Juli; Amb. et nég. de D. P. 1187. — Heinrich IV. an Moriz von Hessen, 7. Aug.; Rommel, Corresp. 360. — Zahlreiche Depeschen u. Berichte Fresnes' in den Lettr. et ambass. de Fr. III. — Siri 409 ff. — Sprecher 27, 28.

Allmählich beruhigten sich, zumal auch die Schweizer mäßigend und mildernd eingriffen, die aufgeregten Bogen des bündnerischen Volkslebens. Die Zahl der Richter wurde vermindert, überhaupt das Strafgericht von Chur nach dem stillern Glanz verlegt, endlich alle Verbannten und auch Bischof Johannes von Chur gegen bestimmte Versprechungen zurückgerufen. Fuentes seinerseits wurde von der madrider Regierung angewiesen, die Bündner nicht zu belästigen, sondern nur für die Sicherheit seines Gouvernements Sorge zu tragen. Die neapolitanischen Truppen, welche der Graf zur immerhin nicht geringen Sorge seiner Nachbarn und selbst Frankreich's und zur Plage des armen mailändischen Volkes noch unter den Waffen gehalten hatte, entließ er auch im Beginne des Oktober 1607.¹⁾ Nur dadurch vermochte Fuentes den Bündnern seinen Grimm fühlbar zu machen, daß er ihnen noch das mailändische Getreide vorenthielt. Unter diesen Umständen und bei dem Herannahen der schlimmen Jahreszeit rieth Heinrich IV. selbst den Bündnern, ihre Besatzung im Veltlin aufzulösen, indem er zugleich die Subsidienzahlungen, die er bis dahin fortgesetzt hatte, einstellte. Die bündnerische Frage war erledigt.

Es war auch hier dem französischen Monarchen ohne Schwertstreich und mit völliger Schonung der finanziellen Kräfte seines Reiches nur durch vorsichtige und im entscheidenden Augenblicke doch stets energische Politik gelungen, den spanischen Einfluß zu Gunsten des französischen zu brechen, Frankreich ein erhöhtes Ansehen zu verschaffen und endlich ein neues Glied in die Kette von Allianzen zu fügen, mit der er die spanischen Besitzungen zu umschnüüren gedachte.

Zu gleicher Zeit war aber die französische Diplomatie auf einem viel größern Schauplatze und in einer unendlich wichtigeren Angelegenheit ebenfalls eifrigst im Kampfe gegen die spanische Staatskunst begriffen.

¹⁾ MS. Dep. Erraraga's v. 10., 14. Okt.

Zweites Kapitel.

Der niederländische Waffenstillstand.¹⁾

1607 — 1609.

Friedensliebe des Erzherzog Albert; erste Unterhandlungen der Jahre 1603 und 1604, von Frankreich durchkreuzt. — Spanien sucht vergeblich ein englisches Bündniß gegen die Niederlande. — Bemühungen Heinrich's IV., sich derselben oder doch eines Theiles von ihnen zu bemächtigen. — Hierdurch wächst die Friedenspartei in Holland, an deren Spitze sich Barneveldt stellt. — Wiederbeginn der spanisch-holländischen Verhandlungen im Dez. 1606. — Frankreich widerstrebt dem niederländischen Frieden. — Troßdem Abschluß eines achtmonatlichen Waffenstillstandes, März 1607. — Befehung Heinrich's IV. zu friedlichen Anschauungen. — Zögern Spanien's, das endlich nachgiebt; Beginn der eigentlichen Unterhandlungen, Dez. 1607. — Französisch-holländisches Bündniß vom 23. Januar 1608 und gleichzeitiges Wiederauftauchen der spanisch-französischen Heirathspläne. — Verschiedene Zwecke Frankreich's und Spanien's dabei; gefährliche Divergenz der Absichten. — Sendung des Don Pedro de Toledo Marques v. Villafranca als außerordentlichen

¹⁾ Es kann hier selbstverständlich nicht die Aufgabe sein, die schon häufig geschilderte Geschichte der niederländischen Friedensverhandlungen noch einmal zu geben. Vielmehr handelt es sich nur darum, den Standpunkt Frankreich's bei diesen Verhandlungen und seinen Einfluß auf dieselben sowie andrerseits die Stimmungen und Entschlüsse des spanischen Hofes bei dieser wichtigen Entscheidung in das richtige Licht zu stellen, da sie bisher noch meist völlig entstellt worden sind; daneben soll auf einige sonst weniger gekannte Punkte jener Verhandlungen überhaupt aufmerksam gemacht werden.

spanischen Botschafters nach Paris. — Allgemeine Spannung auf die Ergebnisse dieser Mission. — Sie scheitert durch die Heftigkeit und Unklugheit Don Pedro's. — Abbruch der Friedensverhandlungen im Haag. — Französischer Vorschlag eines vieljährigen Waffenstillstandes. — Abneigung gegen denselben in Madrid. — Erzherzog Albert nimmt ihn gegen den Willen der spanischen Regierung im Principe an. — Spanien weigert sich, den Vereinigten Provinzen die Souveränität ohne die vollkommene Freiheit des katholischen Kultus in denselben zuzugestehen. — Vorschlag eines „einfachen“ Waffenstillstandes von Frankreich bekämpft und demgemäß von den Holländern verworfen. — Vergebliche Versuche der Spanier, durch England günstigere Bedingungen von den Generalstaaten zu erhalten. — Toledo verläßt unverrichteter Sache Paris. — Beurtheilung und Folgen seiner Sendung. — Friedliche Entschließung Verma's und Philipp's III. — Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes zwischen Spanien und den freien Niederlanden, 9. April 1609. — Allgemeine Geringschätzung Spaniens in Folge dieses Friedens. — Heinrich IV. entschließt sich zum baldigen Kampfe gegen die Habsburger.

Erzherzog Albert, der Regent der spanischen Niederlande, der Schwager König Philipp's III., hatte aus seinem frühern priesterlichen Stande in seine neue, unter glänzendem Scheine überaus schwierige und dornenvolle Stellung eine Friedfertigkeit des Wesens und der Gesinnung mit hinüber gebracht, die ihn bei allen echten Spaniern von altem Schrot und Korn tief verhaßt machte. Es war gewiß nach keiner Seite eine beneidenswerthe Position, die der Erzherzog in den Niederlanden einnahm. Dem Vorgeben nach unabhängig und deshalb mit der vollen Verantwortlichkeit belastet; aber doch fortwährend auf die spanischen Unterstützungen angewiesen und deshalb von jeder Laune der spanischen Regierung abhängig. Die eine Hälfte seiner Unterthanen in erfolg- und siegreicher Empörung; die andere furchtbar unter dem Kriege leidend, sehnsüchtig nach Frieden schmachtend, durch kein Band der Liebe und Treue mit dem fremden Erzherzoge verknüpft. Er selbst fortwährend in Geldnöthen, von meuternden Truppen und von den unwilligen, ja feindseligen spanischen Räthen und Generalen umgeben.

Kein Wunder, daß Albert sehnlichst aus diesen unerträglichen Zuständen erlöst zu werden wünschte; dies konnte aber nur durch einen Frieden mit den Holländern oder durch eine Unterwerfung derselben geschehen.

Noch hatte man in Brüssel die Hoffnung auf letztere nicht ganz aufgegeben. Während die spanischen Geschütze gegen die Mauern des muthig ausharrenden Ostende donnerten, war (Ende Jan. 1603) ein Domherr Vanderhar, der als geborener Utrechter aus den Vereinigten Provinzen stammte, aber in Mons lebte und mit dem belgischen Rathspräsidenten Richardot eng befreundet war, nach dem Haag gekommen, wo er sich im Namen des Erzherzogs und seiner Gemahlin im tiefsten Geheimnisse mit Friedensanerbietungen an Moris von Oranien und Barnevelt — die beiden leitenden Staatsmänner Holland's — wandte. Indessen diese Anträge waren nur ein Verwand, die eigentlichen Absichten Vanderhar's oder vielmehr seines schlauen Freundes Richardot gingen nach einer ganz anderen Seite. Er bot dem Prinzen Moris Bestätigung aller seiner Statthalterschaften und eine nahe Verwandte des Erzherzog's zur Gemahlin an, wenn derselbe die aufständischen Provinzen zur Wiedervereinigung mit den gehorsamen bewegen würde. Aber der alte Diplomat, der die Angelegenheiten des Erzherzog's leitete, hatte sich doch in dem Charakter des Oranier's gründlich verrecknet, der auf die Vorschläge des Geistlichen mit soldatischer Verbheit erwiderte: er wolle seine Aemter nur von denjenigen halten, die sie ihm verliehen hätten; er verlange von niemandem eine Frau und meine, der Erzherzog sei ein zu großer Fürst, um sich zu Kupplerdiensten herzugeben. Vielmehr werde das einzige Mittel zur Herstellung des Friedens dies sein, daß die wallonischen Provinzen die Erzherzoge nach Spanien jagten. Darauf versuchte Vanderhar, da die egoistischen Mittel nicht verfangen wollten, Moris, Barnevelt und die übrigen holländischen Staatsmänner von der patriotischen Seite zu fassen, indem er ihnen darstellte, wie durch Fortsetzung des Krieges die

wallonischen Provinzen in die Arme der Franzosen getrieben werden würden, welche letzteren ohne Zweifel gefährlichere Nachbarn wären, als die Spanier. Auch das konnte ihm nicht glücken; denn einstweilen war die spanische Gefahr noch zu nahe und drohend, als daß die Niederländer sich schon ernstlichen Befürchtungen wegen Frankreichs hingeben hätten. Noch vor Ende des Februar mußte Vanderhar unverrichteter Sache abreisen.¹⁾

Die Mehrheit der Generalstaaten war einstweilen von der friedfertigen und versöhnlichen Stimmung des Erzherzogs noch weit entfernt. Einerseits trug sie sich noch immer mit der Hoffnung, auch die südlichen Provinzen wieder zum Anschlusse an die Union zu bewegen, anderentheils fürchtete sie, Spanien wolle die gehassten „Rebellen“ nur durch einen Stillstand oder Frieden in trügerische Sicherheit wiegen, um sie dann durch List oder plötzliche Gewalt zu vernichten. So blieben auch die wiederholten Versuche des Erzherzogs vergeblich, durch Vermittelung des englischen Königs Jakob die Generalstaaten zu friedfertigeren Gesinnungen zu bringen. Indessen schon waren nicht alle Bestandtheile der vielgliedrigen niederländischen Republik mit dieser Haltung einverstanden. Der Friedensschluß des englischen Königs mit Spanien im August 1604, die fast feindselige Haltung, die Jakob darauf gegen die Vereinigten Provinzen einnahm, brachten auf die letztern einen tiefen Eindruck hervor. Dazu kam die endliche Eroberung Ostende's durch die Spanier, gleichfalls im August 1604. Selbst Heinrich IV. fürchtete einige Zeit lang, die Niederlande völlig unter spanische Herrschaft zurückfallen zu sehen, und Sillery mußte wenigstens auf indirektem Wege mit dem damaligen spanischen Botschafter in Paris, Don Baltasar de Zuñiga, in Verhandlung über einen niederländischen Frieden treten. Mit dem Agenten des Erzherzog's, Philir v. Ahala, begann der König sogar persönlich längere Negotiationen

¹⁾ MS. Bugenval an Villeroy, 1., 25. Februar 1603; Paris, National-Bibliothek, Manusc. frgs. 15,953.

über die Befriedung der Niederlande. Indesß alles dies führte zu keinem Ergebnisse.¹⁾

Denn als gerade damals der Streit zwischen Bündnern und Spaniern eine akute Form annahm; als der Condestable von Kastilien auf seiner Rückreise von London Paris berührte, ohne — wie man gehofft — dem französischen Könige bestimmtere Heiraths-vorschläge zu überbringen; als im November 1604 die Verbindung Auvergne's und seiner Stieffchwester von Verneuil mit Spanien entdeckt ward: da nahm der französische König in gerechter Erbitterung entschlossener denn je gegen Spanien Partei. Alle Verhandlungen mit Zuniga und Ayala wurden abgebrochen. Aerssen, der noch immer als holländischer Agent in Paris weilte, wurde nach dem Haag geschickt, um die Holländer zu festem Aus-harren zu ermahnen und ihnen eine Erhöhung der jährlichen französischen Unterstützung um 200,000 Goldthaler zuzusichern (Dez. 1604).²⁾ In der That war diese Sendung Aerssen's sehr nothwendig. Viele holländische Städte verlangten Verminderung der allerdings außerordentlich schweren Steuerlast, andere — vollkommen entmuthigt — geradezu den Frieden. In der Versammlung der Generalstaaten selbst kam es zu unangenehmen Scenen. Nur indem Barneveldt den Namen Heinrich's IV. und seine Verheißungen erhöhten Beistandes den Unzufriedenen entgegenhielt, vermochte er deren Widerstand zu brechen und eine zuversichtlichere Stimmung hervorzubringen.³⁾ Freilich schwor Heinrich IV. dem spanischen Botschafter in dessen Audienz vom 20. März 1605 zu, daß er die Holländer nicht mit Soldaten unterstütze — aber er

¹⁾ MS. Dep. Zuniga's v. 23. Okt. 1604; Paris, Nat.-Archiv K. 1606. — MS. Depeschen Ayala's aus dem November 1604; Wien, H. H. u. St. A. P. C. 188.

²⁾ MS. Dep. Zuniga's v. 15. Dez. 1604 a. a. D.

³⁾ MS. Buzenval an Beaumont, 18. Dez. 1604, und an Billeroy vom gleichen Datum u. v. 5. Jan. 1605; a. a. D. — Man vergleiche mit diesen Thatfachen die parteiische, einseitig die Holländer verherrlichende Darstellung Motley's! (History of the United Netherlands, Haag 1867, IV. 206 ff.)

gestand ein, daß er ihnen beträchtliche Geldsummen aufstellte, um, wie er mit bewußter Unwahrheit sagte, denselben seine Schulden zu bezahlen.¹⁾ In Wirklichkeit waren dieselben längst abgetragen, indeß dergleichen Lügen im diplomatischen Verkehre verursachten dem Könige keinerlei Bedenken!

Heinrich ging noch weiter. In unmittelbarem Gegensatz zu den soeben an Don Baltasar gethanen Verheißungen erbot er sich den Generalstaaten, 6000 Mann vollständig für sie zu unterhalten, überdies 650,000 Thaler jährlich und selbst noch mehr zu geben, wenn sie die belgische Meeresküste zu erobern und so eine ununterbrochene Verbindung mit Frankreich herzustellen versuchen würden — eine Verbindung, die zugleich auch die Engländer gänzlich von jenen Gegenden ausschließen werde. Wenn man ihm aber nach Eroberung der Küste die Grafschaft Flandern, sowie die französisch redenden Provinzen der spanischen Niederlande zusage, so werde er sich selbst zu offenem Kriege gegen die Spanier entschließen, die Republik mit seiner vollen Kraft unterstützen.²⁾

Es war in der That ein verlockender Preis, um dessen willen Heinrich sich zu dem sonst noch vermiedenen Kriege gegen Spanien entschließen wollte; allein die Niederländer waren weit davon entfernt, ihn zu zahlen. Es war ihnen durchaus nichts daran gelegen, Nachbarn eines vergrößerten und mächtigeren Frankreich zu werden und sich noch dazu für diesen Zweck in unabsehbare und gefährliche Unternehmungen einzulassen. Sie lehnten also diese weitergehenden Anerbietungen Frankreich's unter dem Vorwande ab, daß ihre Kräfte zu einem solchen Versuche nicht ausreichten. Sonst aber, des erhöhten französischen Beistandes immerhin sicher und noch mehr erhoffend, entschlossen sie sich zur Fortsetzung des furchtbaren Kampfes, den sie nun bereits vierzig Jahre gegen die

¹⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 22. März 1605 a. v. D. K. 1460.

²⁾ Dep. Kerffen's v. 11. Febr. 1605; Deventer, Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt. III. (Haag 1865) p. 15 ff.

gesamte Macht des spanischen Weltreiches führten. Als im Frühjahr 1605 der Kaiser und mehrere der hervorragendsten deutschen Fürsten und Reichsstädte ihre Vermittelung zur Herbeiführung eines Friedens mit Spanien den Generalstaaten anboten, wiesen dieselben jeden Vertrag weit und in den energischsten Ausdrücken von sich ab, so lange noch in den südlichen Provinzen der Erzherzog herrsche, den sie als „Feind der gesamten Niederlande“ ansehen zu müssen behaupteten.¹⁾

Während in den Vereinigten Provinzen diese kriegerische Stimmung von neuem Platz griff, begannen bei ihren Gegnern, den Spaniern, gerade entgegengesetzte Erwägungen sich geltend zu machen. Es wurde allmählich für den spanischen Staatsschatz unmöglich, die Summe von drei bis vier Millionen Dukaten jährlich für den flandrischen Krieg aufzubringen. Die scheinbare Ungleichheit der Kräfte zwischen den beiden sich bekämpfenden Staaten wurde durch den doppelten Umstand aufgewogen, daß einmal Spanien den Krieg über eine weite Entfernung, über das Meer hinüber, Holland dagegen denselben nur an seinen eigenen Grenzen zu führen hatte; und daß andrerseits die spanische Macht stets zugleich nach sonstigen Punkten hin gerichtet und verwendet werden mußte. Diese Thatfachen erklären zum guten Theil den überraschenden Erfolg der niederländischen Freiheitskämpfer wider ihren anscheinend so ungeheuer überlegenen Gegner. In allen seinen übrigen Unternehmungen sah sich Spanien wiederum durch diese furchtbare Last des flandrischen Krieges behindert, die wie ein Bleigewicht alle seine Bewegungen hemmte. Auf die Länge mußte es seine Rolle als europäische Großmacht aufgeben, wenn es alljährlich seine besten Truppen, seine letzten finanziellen Kräfte gegen die „Rebellen der Inseln“ zu verbrauchen hatte. Schon im Beginne des Jahres 1605 beauftragte deshalb der Staatsrath den Don Baltasar

¹⁾ 21. Mai 1605; Winw. Mem. II. 60 ff.
10. Juni

der Ausbruch eines offenen Kampfes wegen der venetianischen Streitigkeiten damals dicht vor der Thüre stand. Dennoch glückte dies Benehmen den spanischen Politikern in gewissem Umfange; es waren die Engländer die, im Grunde die Vermählung zwischen dem Prinzen von Wales und Donna Ana herzlich wünschend, im November 1606 die Heirathsangelegenheit selbst von neuem anregten. Immer wieder kam der englische Gesandte in Madrid auf die „Verbindung der spanischen Perle mit dem englischen Diamanten als das einzige Mittel der Heilung des kranken Zustandes dieser zerrütteten Welt“ zurück, so daß man wohl sah, wie sehr es König Jakob nach dieser Vermählung gelüstete. Indes diese Wünsche hatten einstweilen keinen Erfolg. Es war den Spaniern eben nur darum zu thun, ein englisches Bündniß zu erhalten auf die bloße Anregung jener Heirathen hin; da sie aber jenes nicht sogleich erlangten, kehrten sie in der Heirathsangelegenheit plötzlich die religiöse Schwierigkeit heraus, und weder die Argumente noch die Wiße, welche Cornwallis gegen diesen Einwand in's Feld führte, konnten die Gesinnung von Leuten erschüttern, denen nichts ferner lag und von ihrem Standpunkte aus nichts ferner liegen konnte, als ihre älteste Prinzessin mit einem keiserlichen Fürsten zu verehelichen. Eine solche Verbindung würde einen allzu lebhaften Gegensatz zu der sonstigen, grundtätlich streng katholischen Haltung Spanien's gebildet haben. Daß die englischen Staatsmänner dies nicht erkannt, daß sie sich fast zwei Dezennien lang mit diesen eiteln Aussichten und Hoffnungen von den Spaniern haben betrügen lassen: ist einer der berechtigtesten Vorwürfe gegen die überhaupt so schlecht bediente Diplomatie England's unter der Regierung Jakob's I. Und doch hätte sie sich leicht überzeugen können, wie wenig aufrichtig Spanien's Anerbietungen überhaupt gewesen waren; denn sobald im März 1607 die Beziehungen zwischen Spanien und Holland sich friedlich gestalteten, kümmerte man sich in Madrid um Großbritannien so wenig, als wäre diese Insel im Ozeane versunken. Mitte Dezember 1607 wurde endlich von Seiten der spanischen

Regierung die Heirathsverbindung geradezu als unmöglich bezeichnet, wenn auch diese bittere Pille mit vielen freundlichen und hoffnungsvollen Worten umkleidet ward. Ob es von Spanien klug war, wenn nicht das Bündniß, so doch die Freundschaft des englischen Monarchen, die es um wohlfeilen Preis hätte haben können, von sich zu stoßen, während Frankreich sein Bündnißsystem beständig ausdehnte — das ist freilich noch eine andere Frage.

Während Jakob I. noch die Hoffnung hegte, mit Hilfe der Spanier die Herrschaft über die freien Niederlande zu erlangen, stellte nicht minder ihr guter Verbündeter, der König von Frankreich, ihrer Freiheit nach. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Heinrich IV. ein durchaus selbstsüchtiges Spiel mit den Niederlanden trieb. Der leitende Gesichtspunkt für seine niederländische Politik in diesen Jahren war der: den Holländern so viel Unterstützung zu gewähren, daß sie nicht gerade verzweifeln, im Stande waren, den Kampf fortzusetzen, und nicht mit den Spaniern Frieden schließen; aber wiederum so wenig, daß sie sich auf eine verlustvolle Defensive zurückziehen gezwungen sahen, damit sie endlich genöthigt seien, sich unbedingt in die Arme Frankreichs zu werfen, den französischen Monarchen als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Zwischen diesen beiden Zielen lavirt seine Politik mit der größten Ausdauer und Geschicklichkeit. Einerseits galt es ihm, die Wunde des niederländischen Krieges am Körper des spanischen Staates offen zu erhalten; andererseits die Holländer durch Vorenthaltung wirklich ausreichender Subsidien unter das Lilienbanner zu nöthigen. Vergebens bestürmte ihn Aerffen unaufhörlich um Erhöhung seiner Geldhilfe: er war dazu nicht zu bewegen, ließ aber die Gewährung der Bitte erhoffen, „wenn die Holländer ihm durch ihr gutes Betragen Veranlassung dazu gäben“ (Herbst 1605¹⁾). Worin dieses gute Betragen zu bestehen habe, darüber wurden die Holländer bald hinlänglich aufgeklärt. Auf Veranlassung des

¹⁾ Dep. Aerffen's vom 12. Okt. 1605; Deventer, Gedenkstukken, III. 51 ff.

Königs hatte Franz von Aerffen Ende Februar 1606 nach dem Haag zu reisen und den Generalstaaten ohne Weiteres folgende sehr offenherzige Fragen vorzulegen:

Welchen Vortheil man dem Könige für eine unmittelbare Betheiligung an dem Kriege gegen Spanien zu gewähren gedenke?

Ob man ihm nicht die Souveränität über die Niederlande anbieten und welche Sicherheit man ihm dafür geben wolle?

Unter welchen Bedingungen diese Uebertragung der Souveränität geschehen und welche Privilegien und Freiheiten die Niederländer sich wohl bewahren würden?

Wie viel Abgaben und wie viel Soldaten man dem neuen Souverän zu liefern beabsichtige? u. s. w.

Endlich: welchen Vortheil der Prinz Moriz verlangen würde, und wie man mit ihm verhandeln müsse? ¹⁾

Diese Punkte ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; zur Erklärung und Entschuldigung ist nur zu bedenken, daß in früheren Jahrzehnten die aufständischen Niederländer in der That mehrmals die Herrschaft über ihr Land den Engländern und den Franzosen selbst angeboten hatten: dadurch war einigermassen die Ungenirtheit veranlaßt, mit der hier Heinrich IV. die Unterjochung seiner Verbündeten in aller Freundschaft betrieb. Indes, die Verhältnisse waren doch seit jener Zeit ganz andere geworden, und es war ein großer, durch Mißachtung des Bürgerthums und der bürgerlichen Freiheitsidee veranlaßter Fehler des sonst so nüchternen und scharfblickenden französischen Königs, in Rücksicht auf jene früheren Vorgänge so brutal mit seinen eigentlichen Wünschen in Betreff Holland's hervorzutreten.

Die Generalstaaten waren begreiflicher Weise „sehr perplex“ — wie Moriz von Oranien an seinen Vetter Wilhelm Ludwig schrieb — über diese plötzlichen Forderungen des französischen Monarchen. In den letzten beiden Jahrzehnten hatten die Hel-

¹⁾ Memorie van Fr. Aerssen (24. Febr. 1606), das. 71 f.

länder sich durch eigene Kraft, mit den schwersten Opfern jeglicher Art, ohne nennenswerthe fremde Hülfe ihrer Feinde erwehrt. Daran hatte sich der Geist nationalen Selbstbewußtseins und republikanischer Freiheit wesentlich erhoben und verstärkt, und längst war das Volk der „Vereinigten Provinzen“ fest entschlossen, sein Land selbstständig und unabhängig von jeder fremden Herrschaft zu erhalten. Das Bedürfniß und das Verlangen, sich einer auswärtigen Schutzmacht zu unterstellen, war längst verschwunden. Andererseits durfte man doch auch den einzigen mächtigen Verbündeten, den französischen Monarchen, nicht geradezu beleidigen und abschrecken. Nichts listiger und feiner, als wie diese biedern Republikaner sich auf den Rath Herffen's aus der Verlegenheit zogen. Sie gingen scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit auf des Königs Wünsche ein und zeigten viele Lust, Unterthanen Seiner Allerschristlichsten Majestät zu werden; nur hätten sie keine Vollmacht, eine so wichtige Angelegenheit zu beschließen, und sahen sich deshalb verfassungsgemäß genöthigt, alle Städte und selbstständigen Kommunen der sieben Provinzen zu befragen. Mit dieser Antwort kam Herffen nach Paris zurück, und begreiflicher Weise wollte Heinrich IV. nichts von einem solchen Schritte wissen, der, während ein Erfolg von ihm nicht zu hoffen war, nicht allein das holländische Volk ihm unheilbar entfremdet und auf die Seite der Spanier getrieben, sondern auch bei allen Freunden und Bundesgenossen Frankreichs Entrüstung und lebhaftes Mißtrauen hervorgerufen haben würde. Herffen stellte ihm überdies vor, daß gegen eine so offenkundige Vereinigung der freien Niederlande mit Frankreich König Jakob sich zweifellos mit Spanien verbünden werde, doppelt gefährlich, weil noch englische und schottische Truppen in den Niederlanden standen und einige der wichtigsten Festungen inne hatten — während im Innern Holland's eine zahlreiche Partei und zumal die Katholiken sich dagegen erheben würden.¹⁾

¹⁾ Dep. Herffen's vom 7. Okt. 1606; ebendaf. p. 89.

Königs hatte Franz von Aerffen Ende Februar 1606 nach dem Haag zu reisen und den Generalstaaten ohne Weiteres folgende sehr offenherzige Fragen vorzulegen:

Welchen Vortheil man dem Könige für eine unmittelbare Betheiligung an dem Kriege gegen Spanien zu gewähren gedente?

Ob man ihm nicht die Souveränität über die Niederlande anbieten und welche Sicherheit man ihm dafür geben wolle?

Unter welchen Bedingungen diese Uebertragung der Souveränität geschehen und welche Privilegien und Freiheiten die Niederländer sich wohl bewahren würden?

Wie viel Abgaben und wie viel Soldaten man dem neuen Souverän zu liefern beabsichtige? u. s. w.

Endlich: welchen Vortheil der Prinz Moriz verlangen würde, und wie man mit ihm verhandeln müsse? ¹⁾

Diese Punkte ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; zur Erklärung und Entschuldigung ist nur zu bedenken, daß in früheren Jahrzehnten die aufständischen Niederländer in der That mehrmals die Herrschaft über ihr Land den Engländern und den Franzosen selbst angeboten hatten: dadurch war einigermassen die Ungenirtheit veranlaßt, mit der hier Heinrich IV. die Unterjochung seiner Verbündeten in aller Freundschaft betrieb. Indes, die Verhältnisse waren doch seit jener Zeit ganz andere geworden, und es war ein großer, durch Mißachtung des Bürgerthums und der bürgerlichen Freiheitsidee veranlaßter Fehler des sonst so nüchternen und scharfblickenden französischen Königs, in Rücksicht auf jene früheren Vorgänge so brutal mit seinen eigentlichen Wünschen in Betreff Holland's hervorzutreten.

Die Generalstaaten waren begreiflicher Weise „sehr perple“ — wie Moriz von Oranien an seinen Vetter Wilhelm Ludwig schrieb — über diese plötzlichen Forderungen des französischen Monarchen. In den letzten beiden Jahrzehnten hatten die Hol-

¹⁾ Memorie van Fr. Aerssen (24. Febr. 1606), das. 71 f.

länder sich durch eigene Kraft, mit den schwersten Opfern jeglicher Art, ohne nennenswerthe fremde Hülfe ihrer Feinde erwehrt. Daran hatte sich der Geist nationalen Selbstbewußtseins und republikanischer Freiheit wesentlich erhoben und verstärkt, und längst war das Volk der „Vereinigten Provinzen“ fest entschlossen, sein Land selbstständig und unabhängig von jeder fremden Herrschaft zu erhalten. Das Bedürfniß und das Verlangen, sich einer auswärtigen Schutzmacht zu unterstellen, war längst verschwunden. Andererseits durfte man doch auch den einzigen mächtigen Verbündeten, den französischen Monarchen, nicht geradezu beleidigen und abschrecken. Nichts listiger und feiner, als wie diese biedern Republikaner sich auf den Rath Aerssen's aus der Verlegenheit zogen. Sie gingen scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit auf des Königs Wünsche ein und zeigten viele Lust, Unterthanen Seiner Allerschristlichsten Majestät zu werden; nur hätten sie keine Vollmacht, eine so wichtige Angelegenheit zu beschließen, und sahen sich deshalb verfassungsgemäß genöthigt, alle Städte und selbstständigen Kommunen der sieben Provinzen zu befragen. Mit dieser Antwort kam Aerssen nach Paris zurück, und begreiflicher Weise wollte Heinrich IV. nichts von einem solchen Schritte wissen, der, während ein Erfolg von ihm nicht zu hoffen war, nicht allein das holländische Volk ihm unheilbar entfremdet und auf die Seite der Spanier getrieben, sondern auch bei allen Freunden und Bundesgenossen Frankreichs Entrüstung und lebhaftes Mißtrauen hervorgerufen haben würde. Aerssen stellte ihm überdies vor, daß gegen eine so offenkundige Vereinigung der freien Niederlande mit Frankreich König Jakob sich zweifellos mit Spanien verbünden werde, doppelt gefährlich, weil noch englische und schottische Truppen in den Niederlanden standen und einige der wichtigsten Festungen inne hatten — während im Innern Holland's eine zahlreiche Partei und zumal die Katholiken sich dagegen erheben würden.¹⁾

¹⁾ Dep. Aerssen's vom 7. Okt. 1606; ebendaj. p. 89.

Königs hatte Franz von Aerffen Ende Februar 1606 nach dem Haag zu reisen und den Generalstaaten ohne Weiteres folgende sehr offenherzige Fragen vorzulegen:

Welchen Vortheil man dem Könige für eine unmittelbare Betheiligung an dem Kriege gegen Spanien zu gewähren gedenke?

Ob man ihm nicht die Souveränität über die Niederlande anbieten und welche Sicherheit man ihm dafür geben wolle?

Unter welchen Bedingungen diese Uebertragung der Souveränität geschehen und welche Privilegien und Freiheiten die Niederländer sich wohl bewahren würden?

Wie viel Abgaben und wie viel Soldaten man dem neuen Souverän zu liefern beabsichtige? u. s. w.

Endlich: welchen Vortheil der Prinz Moriz verlangen würde, und wie man mit ihm verhandeln müsse? ¹⁾

Diese Punkte ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; zur Erklärung und Entschuldigung ist nur zu bedenken, daß in früheren Jahrzehnten die aufständischen Niederländer in der That mehrmals die Herrschaft über ihr Land den Engländern und den Franzosen selbst angeboten hatten: dadurch war einigermassen die Ungenügsamkeit veranlaßt, mit der hier Heinrich IV. die Unterjochung seiner Verbündeten in aller Freundschaft betrieb. Indes, die Verhältnisse waren doch seit jener Zeit ganz andere geworden, und es war ein großer, durch Mißachtung des Bürgerthums und der bürgerlichen Freiheitsidee veranlaßter Fehler des sonst so nüchternen und scharfblickenden französischen Königs, in Rücksicht auf jene früheren Vorgänge so brutal mit seinen eigentlichen Wünschen in Betreff Holland's hervorzutreten.

Die Generalstaaten waren begreiflicher Weise „sehr perplex“ — wie Moriz von Oranien an seinen Vetter Wilhelm Ludwig schrieb — über diese plötzlichen Forderungen des französischen Monarchen. In den letzten beiden Jahrzehnten hatten die Hel-

¹⁾ Memorie van Fr. Aerssen (24. Febr. 1606), das. 71 f.

länder sich durch eigene Kraft, mit den schwersten Opfern jeglicher Art, ohne nennenswerthe fremde Hülfe ihrer Feinde erwehrt. Daran hatte sich der Geist nationalen Selbstbewußtseins und republikanischer Freiheit wesentlich erhoben und verstärkt, und längst war das Volk der „Vereinigten Provinzen“ fest entschlossen, sein Land selbstständig und unabhängig von jeder fremden Herrschaft zu erhalten. Das Bedürfniß und das Verlangen, sich einer auswärtigen Schutzmacht zu unterstellen, war längst verschwunden. Andererseits durfte man doch auch den einzigen mächtigen Verbündeten, den französischen Monarchen, nicht geradezu beleidigen und abschrecken. Nichts listiger und feiner, als wie diese biedern Republikaner sich auf den Rath Aerssen's aus der Verlegenheit zogen. Sie gingen scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit auf des Königs Wünsche ein und zeigten viele Lust, Unterthanen Seiner Allerschristlichsten Majestät zu werden; nur hätten sie keine Vollmacht, eine so wichtige Angelegenheit zu beschließen, und sahen sich deshalb verfassungsgemäß genöthigt, alle Städte und selbstständigen Kommunen der sieben Provinzen zu befragen. Mit dieser Antwort kam Aerssen nach Paris zurück, und begreiflicher Weise wollte Heinrich IV. nichts von einem solchen Schritte wissen, der, während ein Erfolg von ihm nicht zu hoffen war, nicht allein das holländische Volk ihm unheilbar entfremdet und auf die Seite der Spanier getrieben, sondern auch bei allen Freunden und Bundesgenossen Frankreichs Entrüstung und lebhaftes Mißtrauen hervorgerufen haben würde. Aerssen stellte ihm überdies vor, daß gegen eine so offenkundige Vereinigung der freien Niederlande mit Frankreich König Jakob sich zweifellos mit Spanien verbünden werde, doppelt gefährlich, weil noch englische und schottische Truppen in den Niederlanden standen und einige der wichtigsten Festungen inne hatten — während im Innern Holland's eine zahlreiche Partei und zumal die Katholiken sich dagegen erheben würden.¹⁾

¹⁾ Dep. Aerssen's vom 7. Okt. 1606; ebendaj. p. 89.

Es zeigte sich bald, wie wenig aufrichtig die vorgebliche Zustimmung der Generalstaaten zu den Vorschlägen des französischen Königs gewesen war, wie große Scheu dieselben vielmehr vor den ehrgeizigen Entwürfen Heinrich's IV. hegten. Nicht allein wiesen sie jede Vermehrung der französischen Regimente in den Niederlanden zurück, sondern sie schritten selbst zur allmählichen Erziehung der französischen Soldaten in denselben durch Söldner anderer Nationalität; nur Geld wollten sie von Frankreich haben. Das tiefe Mißtrauen, welches sich in diesen Maßregeln ausdrückte, erzürnte freilich Heinrich IV. sehr. Er beschwerte sich bei Herffen bitter über die letzten Mißerfolge der Vereinigten Provinzen, als ob sie durch Mangel an Eifer und Geschicklichkeit verschuldet wären, beklagte, daß die Staaten sich so wenig nach seinen Rathschlägen richteten und so geringen Nutzen aus seiner Unterstützung zögen, und dazu fügte er die bedenkliche Drohung, er werde nicht mehr ruhig mit ansehen, wie so viele Anstrengungen zu ihren Gunsten, durch die er seinen Nachbarn Anstoß gäbe, seine eigenen Angelegenheiten benachtheilige und das Leben seiner Unterthanen in Gefahr bringe, ihnen und Frankreich nur zum Schaden gereichten. Zugleich wurde Buzenval, der Vertreter Frankreich's im Haag, beauftragt, die Generalstände zur Absendung genügend bevollmächtigter Gesandten nach Paris aufzufordern, die dort den französisch-holländischen Bündnißvertrag auf neuen Grundlagen, d. h. mit entsprechenden territorialen Vortheilen für Frankreich abschließen sollten. Namentlich für die Einräumung der flandrischen Festungen und besonders von Sluys wäre Heinrich bereit gewesen, den Holländern seinen Schuß und die Entrichtung von einer Million Goldthaler jährlich zu gewähren. Selbst Franz Herffen rieth seinen Auftragsgebern dringend die Annahme dieser bescheidenern Forderungen Heinrich's IV. an.¹⁾ Indeß, Woche auf Woche verstrich, ohne daß

¹⁾ Dep. Herffen's vom 9. Aug. 1606; Deventer, Gedenkstukken III. 80. — Instruktion an Scannin und Buzenval vom 22. April 1607; Petitot, Mémoires II, XI, 473 f.

die holländischen Deputirten anlangten. Ohne Zweifel fürchteten die Staaten, daß bei den Unterhandlungen der König unannehmbarbare Forderungen stellen und damit aus jenen nur ein vollkommenes Zerwürfniß zwischen Frankreich und Holland entstehen werde.

Trotz dieser Enttäuschungen aber vertheidigte Heinrich in der niederländischen Freiheit zu sehr sein eigenes Interesse, als daß er dieser Mißstimmung dauernde Folge gegeben hätte; die Geldzahlungen Frankreich's an die Holländer nahmen ihren gewohnten, innerhalb mäßiger Grenzen verlaufenden Fortgang. Ja, als der Feldzug des Jahres 1606 stets neue Verluste für die Holländer brachte, sandte ihnen der König noch überdies Mundvorrath und Geschütz zu.¹⁾

Uebrigens hatte er auf jene erste Zurückweisung hin seine Pläne noch keineswegs aufgegeben, besondere Vortheile für Frankreich den Holländern abzunöthigen. Auf den Vorschlag Buzenval's²⁾ versuchte er es zunächst wieder in bescheidenerer Weise, indem er für die Franzosen als Garantie der Rückzahlung der den Holländern vorgeschossenen Gelder ebenso Sicherheitsplätze verlangte, wie sie den Engländern bereits auf den feeländischen Inseln eingeräumt waren; und zwar forderte er Sluys und die übrigen Orte des holländischen Theiles von Flandern, des sogenannten Staatsflandern (Herbst 1606). Aber auch die weitergehenden Gelüste waren noch nicht verschwunden, und immer wieder verfolgte Sully den holländischen Agenten mit Fragen: wie viele Truppen und Schiffe die Holländer dem französischen Könige als ihrem Souverän wohl gewähren, ob sie ihm nicht jährlich ein Einkommen von sieben Millionen Livres zusichern würden? Da war es freilich unangenehm, daß in der letzten Woche des Jahres 1606 Buzenval, der wegen einer gefährlichen Brustkrankheit seine Abberufung erhalten

¹⁾ MS. Dep. Zuñiga's vom 13. Jan., 18. Aug. 1606 (Paris, Nat.-Archiv). — MS. Buzenval an Billeroy, 15. Jan. 1606 (Paris, Nat.-Bibl.). — MS. Dep. Ayala's vom 17. Juli 1606 (Wien).

²⁾ Deventer, a. a. O. Inleiding, p. XIII. f.

hatte, in Paris anlangte, ohne holländische Begleitung oder Zusicherung für den König, dagegen mit der Bitte an denselben, den Generalstaaten größere und umfassendere Hülfe zu gewähren, da sie sonst den Krieg nicht würden weiterführen können! Doch hatte Barneveldt den König getröstet: er möge nur nicht eilen, schließlich werde er doch zu seinem Endzwecke gelangen; es käme nur darauf an, die Angelegenheit richtig und mit Vorsicht einzufädeln! In solchen unaufrichtigen Andeutungen fand dann Barneveldt ein genügendes Entgegenkommen, um seinerseits nicht weniger als die Verdoppelung der französischen Hülfe zu verlangen! ¹⁾

Indessen, wie lange konnten solche kleinen Mittel ausreichen, da Frankreich immer ungeduldiger und heftiger auf eine beträchtliche Entschädigung für seine Opfer oder gar auf die Einverleibung der gesamten Niederlande hindrängte. Von irgend einer sentimentalischen Neigung für die Holländer war bei Heinrich IV. eben so wenig vorhanden, wie bei Jakob I. Stach doch vielmehr diese kleine Republik allen Fürsten in die Augen! Der staatskluge und erfahrene Heinrich fand es ebenso wie der kindische und sanguinische Jakob ganz natürlich, daß die Holländer vierzig Jahre lang gekämpft, gelitten, geblutet hätten, damit einem fremden Fürsten ihre schwer erworbene Freiheit mühelos wie eine reife Frucht in den Schoß falle. Von England völlig im Stiche gelassen, sahen die Holländer den Zeitpunkt, wo sie sich Heinrich IV. würden ergeben müssen, um so deutlicher herannahen, als sie im Felde nur Niederlagen erlitten. Spinola's überlegene Feldherrnkunst nöthigte den Prinzen Moris, ruhig zuzuschauen, wie der spanische General die Belagerung der wichtigen Festung Rheinberg begann. Die Anstrengungen der Vereinigten Provinzen waren offenbar ungenügend, neue größere Opfer wurden erforderlich. Das Volk aber, von Ab-

¹⁾ Dep. Aerssen's vom 7. Okt. 1606; Deventer 90. — Aufzeichnungen Barneveldt's, Oktober 1606; das. 94 f. — Buzenval an Villeroy, 11. Okt. 1606; das. 95. — Barneveldt an Aerssen, 12. Okt.; das. 98. — MS. Depeschen Traraga's vom 27., 30. Nov., 13., 27. Dez. 1606.

gaben bereits überbürdet, wollte sich zu jenen nicht verstehen. Es schalt auf Frankreich, das nicht genügend Hülfe gewähre, während es doch beständig zum Kriege treibe; es schalt vor Allem auf Moriz von Dranien und dessen Anhänger, die Kriegspartei, in der Heimath.¹⁾ Offenbar mußte etwas geschehen, um aus dieser unerträglichen Lage herauszukommen, zumal Rheinberg wirklich sich am 2. Oktober 1606 an Spinola ergab und der unter guten Umständen begonnene Herbstfeldzug des Prinzen Moriz gänzlich scheiterte.

Unter so bedrohlichen Umständen hielten die Generalstaaten es für rathsam, auf die Friedensanerbietungen einzugehen, die ihnen seit dem Beginne des Dezember 1606 neuerdings von dem Erzherzoge gemacht wurden.

Denn diesem drängte sich die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses immer mehr auf. Obwohl Spinola sein ungeheures Eigenvermögen von 14 Millionen Goldthalern bereits für die spanische Armee in den Niederlanden aufgewendet hatte, war man jetzt in Brüssel dermaßen von Geldmitteln entblößt, daß den Truppen monatelang der Sold geschuldet war; darüber war im Herbst 1606 ein Aufstand unter dem größten Theile der flandrischen Armee ausgebrochen, der die gehorsamen Provinzen ihren Feinden gegenüber ohne alle Vertheidigung zu lassen drohte. Schon längst war der Norden von Brabant und Flandern, einst eine fruchtbare und wohlbevölkerte Gegend, in eine furchtbare Einöde verwandelt. Ueber alle Provinzen der gehorsamen Niederlande hin lag der Ackerbau danieder, war der Großhandel durch die holländischen Kaper- und Kriegsschiffe so gut wie vernichtet. Der Kredit der belgisch-spanischen Regierung war so gründlich zerstört, daß die Geldleute auch durch das Anerbieten der größten Vortheile nicht mehr zur Gewährung von Vorschüssen bewogen werden konnten. Albert und Isabella waren kinderlos und wünschten nur um so dringender, den Rest ihres Lebens in Ruhe und Frieden zu verbringen, da sie

¹⁾ MS. Buzenval an Billerov, 26. Sept. 1606.

niemanden nahe ihrem Herzen hatten, dem durch ihre Bemühungen und Sorgen hätte Nutzen geschaffen werden können. Zu diesen allgemeinen Erwägungen kamen noch besondere. Man erzählte sich, daß die Holländer in Verbindung mit den nordafrikanischen Völkern getreten wären und denselben Schiffe versprochen hätten, um viele tausende von ihnen nach der spanischen Küste überzusetzen. Dies Gerücht fand in Madrid und Brüssel Glauben und erweckte dort ernstliche Befürchtungen. Ebenso hatte man von Heinrich's IV. Absicht gehört, sich der Souveränität über die Niederlande zu bemächtigen, und glaubte demnächst das Lilienbanner, umgeben von 30—40,000 Streitern, an der Südgrenze Belgien's erscheinen, die gehorhamen Provinzen auf allen Seiten von furchtbaren Feinden eingeschlossen und damit ihren Verlust unzweifelhaft vor Augen zu sehen. Alle diese Umstände machten zumal den Erzherzog Albert durchaus dem Frieden geneigt. Er war bereit, den Staaten eine wenigstens vorläufige Unabhängigkeit zuzugestehen, wenn diese auf die südliche, noch spanische, Hälfte der Niederlande verzichten wollten. So begann er eine neue geheime Unterhandlung zu diesem Zwecke, freilich zunächst ohne viele Hoffnung auf Gelingen.

Der eifrigste Anhänger des Friedens in den spanischen Niederlanden war der Feldherr Spinola selbst, der allerdings besser als jeder andere die Schwierigkeit, den Krieg fortzusetzen, zu erkennen vermochte. Seine Reise nach Spanien im Beginn des Jahres 1606 hatte den Zweck, die dortige Regierung von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses zu überzeugen, und wirklich gelang es ihm, von dem Könige eine allgemeine Ermächtigung zum Beginne betreffender Unterhandlungen zu erhalten. Seitdem setzte sich, schon im Frühjahr 1606, der Erzherzog in Verbindung mit einem geldreichen Edelmann, Wallram Wittenhorst van der Horst, der unter den Machthabern der aufständischen Provinzen zahlreiche Freunde und Verwandte besaß. Auf sein Erbieten hatte ihm der Erzherzog gestattet, sich unter dem Vorwande von Privatangelegenheiten nach dem Haag zu begeben und dort die einflußreicheren

Persönlichkeiten über die Friedensfrage auszufragen: doch war er zunächst mit so allgemeinen Worten abgespeist worden, daß Albert ihn hatte zurückkommen lassen, ohne viel von dieser Angelegenheit zu erhoffen. Aber im Beginne des Dezember erhielt Wittenhorst von einem seiner Freunde im Haag ein Schreiben, das ihn aufforderte, zu dem bevorstehenden Zusammentritte der Generalstaaten nach jener Stadt zurückzukommen, da man allgemein dem Frieden geneigt schiene und er jetzt eine bessere Antwort erhalten würde. Zu gleicher Zeit langte in Brüssel der Doktor Gevaerts an, welchem der Erzherzog gestattet hatte, im Namen der gehorsamen Provinzen den Frieden im Haag zu betreiben; man hatte ihm dort ohne Umschweife versichert, daß derselbe jetzt möglich sei, und besonders Barneveldt hatte ihm gesagt: er dürfe nach Brüssel berichten, sie würden gern über einen Waffenstillstand von drei bis vier Jahren verhandeln, wenn der Erzherzog es wünsche — und zwar redete Barneveldt in vollkommenem Vertrauen erweckender Weise.¹⁾

Die Gründe für das Entstehen einer mächtigen Friedenspartei in Holland sind unschwer zu finden. Indem die Steuern alljährlich wuchsen — mußten doch allein für die Zinsen der Staatsschuld jedes Jahr 2,400,000 Gulden gezahlt werden! — die Kriegsereignisse immer ungünstiger wurden, Hoffnung auf Hilfe nirgends vorhanden war: mußte sich den Holländern allmählich die Ueberzeugung aufdrängen, daß sie erreicht hätten, was in ihren Kräften stand, und daß sie auf Eroberung auch der südlichen Provinzen zu verzichten hätten. Weshalb aber sollte man da nicht versuchen, sofort Frieden auf Grund der gewonnenen Ergebnisse: der vollen Freiheit der nördlichen Provinzen innerhalb ihrer jetzigen Grenzen, zu schließen, anstatt sich noch Jahre lang den Wechselfällen des Krieges zu überlassen? Was aber den Ausschlag gab, war zweifellos die Haltung des französischen Königs. Indem er

¹⁾ Erz. Albert an Verma, 21. Dez. 1606; Documentos inéditos para la historia de España, XLIII. (Madrid 1863) 23 f.

immer dringender von den Generalstaaten Entschädigung für seine Dienste verlangte, liefen sie Gefahr, entweder durch Abtretung fester Plätze an Frankreich ihr Land zu zerstückeln oder ganz und gar an Stelle der spanischen Herrschaft der französischen zu verfallen, die ihnen kaum minder verwerflich schien, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert die Vorzüge der Freiheit gekostet hatten. Gewiß war es besser, einen erträglichen Frieden zu schließen, als den beständigen Nachstellungen Frankreich's und England's ausgesetzt zu bleiben. „Glaubt nur“, schreibt schon in den ersten Wochen des Jahres 1606 Barneveldt an Aerffen, „daß mehr als die Hälfte der Angesehenen in den Städten und auf dem flachen Lande zum Frieden neigt, und daß ich überzeugt bin, wie bei weitem Unglücksfällen auch die andern nicht alle beständig bleiben werden.“¹⁾ Barneveldt hatte durchaus keine Lust, mit Frankreich das bisherige Spiel fortzusetzen, das bei der wachsenden Kraft jenes Staates zu Ungunsten der niederländischen Freiheit endigen mußte. War es nicht besser, durch Eingehen auf die Friedensverhandlungen die spanischen und die französischen Ansprüche einander so unmittelbar gegenüberzustellen, daß weder die einen noch die andern durchdringen, die Sieben Provinzen ihnen beiderseitig entgehen konnten? Völlige Freiheit und Unabhängigkeit, Zurückweisung jeder politischen, religiösen oder kommerziellen Beschränkung waren selbstverständlich die Voraussetzungen für jeden Friedensschluß von Seiten der Holländer.

Prinz Moris wollte freilich nichts vom Frieden hören, da seine auf das Heer gegründete Autorität mindern mußte, und da er auch höchst gefährliche Folgen für die Einheit und Freiheit des jungen Staatswesens aufrichtig gefürchtet zu haben scheint. Um so eifriger war aus den erwähnten Gründen Barneveldt, der bürgerliche Staatsmann, für einen angemessenen Ausgleich gestimmt und seine Meinung fand um so mehr Beifall, je unerträglich

¹⁾ 16. Jan. 1606; Deventer, Gedenkstukken III. 69.

nachgerade die Kriegslasten geworden waren. So gingen die Generalstaaten im Allgemeinen auf die Voraussetzungen Albert's ein: der langjährige Freiheitskampf der Niederlande sollte durch einen Kompromiß beendet werden, durch welchen die Unabhängigkeit ihrer nördlichen Hälfte anerkannt, die südliche nur um so fester mit Spanien verbunden würde!

Mitte Dezember 1606 gingen also Wittenhorst und Gevaerts nach dem Haag ab. Der Erzherzog bediente sich der Vollmacht, die er seit dem Anfang des Jahres von Philipp III. besaß, um die Unterhandlungen auch in dessen Namen zu eröffnen; doch beeilte er sich, dem Herzoge v. Lerma Kenntniß von dem Begonnenen zu geben. Seine Abgesandten wurden im Haag freundlich aufgenommen.¹⁾

Trotz des Geheimnisses, das man um diese Dinge breitete, wurde Heinrich IV. sofort durch seine Spione im Haag von der Ankunft der erzherzoglichen Agenten daselbst unterrichtet. Diese Renigkeit versetzte ihn in nicht geringe Aufregung. Einerseits war er nicht ganz ohne Grund darüber aufgebracht, daß die Holländer überhaupt Friedensverhandlungen angebahnt hatten, ohne vorher sein Gutachten einzuholen; er sah darin eine ungerechtfertigte Anmaßung und eine Undankbarkeit der Staaten. Andererseits war er überhaupt einem flandrischen Frieden abgeneigt, da derselbe die Kräfte Spanien's für sonstige Unternehmungen frei machen und seinen eigenen Absichten auf einen Theil oder das Ganze der Niederlande ein Ende bereiten mußte. Schon im letzten Herbst hatte Sillery deshalb alles aufgeboten, um durch die Vermittelung Aerffen's den Holländern wieder kriegerische Gedanken einzuslößen: werde der König sie auch nicht durch direkten Krieg unterstützen, so werde er ihnen doch durch seine Freunde, die Graubündner und die deutschen Protestanten, mit denen er in wichtigen Verhandlungen

¹⁾ Erzß. Albert an Lerma, 21. Dez. 1606, 6. Jan. 1607; Docum. ineditos XLIII 29 f., 32 f.

stehe, kräftige Diverfionen bereiten.¹⁾ Wirklich war ein Aufhören des niederländischen Krieges dem ganzen Regierungsplane Heinrich's gerademwegs zuwider, einem Plane, der darin bestand, den Habsburgern überall Schwierigkeiten zu verursachen und ihre Macht zu schwächen, ohne selbst in kriegerische Verwickelungen zu gerathen, damit Frankreich seine Kräfte inzwischen bewahre und stärke! Sehr richtig hatte Aerssen, dem überhaupt Scharfsinn nicht abzusprechen ist, die eigentlichen Absichten des Königs erkannt, wenn er sich in einer Depeſche aus dem Herbst 1606 dahin ausdrückte: „Die große Maxime und Grundlage dieses Staates ist die Ruhe zu erhalten und inzwischen dem Könige von Spanien solche Streitigkeiten und Mühen aufzubürden, daß seine Mittel dadurch aufgezehrt und seine Pläne zerstört werden.“ — Sept sandte Heinrich den Aerssen selbst nach dem Haag (Mitte Januar 1607), angeblich um die Generalstaaten über ihre Absichten auszufragen, ferner um für den Fall der Fortsetzung des Krieges Entschädigungen für des Königs weitere Opfer zu verlangen, und endlich um von ihnen die bestimmte Zusage zu fordern, daß sie keinen Frieden oder Waffenstillstand ohne sein Wissen und seine Zustimmung schließen würden. Außer diesen offiziellen Aufträgen hatte jedoch Aerssen für Barnevelt, Moris und die übrigen Häupter der holländischen Regierung noch andere Befehle. Er sollte sie ermahnen, den Krieg fortzusetzen; in diesem Falle versprach ihnen Heinrich anstatt 600,000 künftighin 800,000 Goldthaler jährlich zu geben, ihnen auch drei neue französische Infanterie-Regimenter zu 2000 Mann jedes und ein Reiter-Regiment von 1200 bis 2000 Mann zuzusenden. Und um zu zeigen, wie ernst es dem Könige mit diesen Versprechungen sei, brachte Aerssen sofort eine Anweisung auf 200,000 Thaler mit. Selbst das war noch nicht das letzte Wort der geheimen Aufträge Aerssen's, den man in Paris für einen lebhaften Freund der Franzosen hielt. Er sollte

¹⁾ Dep. Aerssen's v. 7. Okt. 1606; Deventer III. 91.

den holländischen Staatsmännern vorstellen: daß es ja doch im Grunde für die Vereinigten Provinzen, denen es augenscheinlich an Mitteln fehle, sich selbst zu erhalten, das Beste sei, sich einem großen Fürsten zu überliefern, der ihnen schon so viele Beweise der Freundschaft gegeben habe — anstatt, sei es durch Vertrag, sei es durch bloße Gewalt, dem Belieben ihres Feindes zu verfallen. Als ob es zwischen diesen beiden Extremen keinen Mittelweg gegeben hätte und Barnevelt und seine Anhänger nicht soeben im Begriffe gewesen wären, denselben zu beschreiten! Leidenschaft und Verdruß müssen für den Augenblick den sonst so klaren Blick des französischen Monarchen verdunkelt haben, daß er nicht einsah, wie sehr solche Anträge seinerseits gerade eine abschreckende Wirkung haben mußten! Uebrigens wurde auch der interimistische französische Geschäftsträger im Haag, Franchement, angewiesen, eifrig gegen die Auerbietungen des Erzherzogs zu wirken.¹⁾

Im Grunde glaubte nur Heinrich IV. mit dem Scharfblicke der Abneigung an den Ernst dieser Friedensverhandlungen, während der Erzherzog ebenso wie die Generalstaaten den Gegnern lediglich trügerische Absichten zutrauten.²⁾ Nichts desto weniger hielt Albert es bei der jedenfalls in den niederländischen Verhältnissen eingetretenen Krisis für das gerathenste, wieder einen befähigten Agenten nach Paris zu schicken; und hierzu erwählte er Pecquius, Mitglied des belgischen Hohen Rathes, einen ruhigen gemäßigten friedliebenden Mann, der im Ganzen die Ansichten und Wünsche

¹⁾ MS. Chiffrierte Dep. Simon's v. 18. Jan. 1607. — MS. Dep. Iraraga's v. 20. Jan. — MS. Dep. Franchement's v. 9. Febr. (Paris, Nat.-Bibl. Manuser. frgs. 15955. — Instr. an Jeannin und Buzenval v. 22. April p. 474 f. — Dep. Herffen's v. 8. Dez. 1606 und Memorie van Fr. Aerssen, gebilligt von Heinrich IV. und Villeroy; Deventer, Gedenkst. III. 95 Note 2, 100 ff. — Vgl. Villeroy an Jeannin, 30. Okt. 1608 (Petitot II., XIV. 353): Du commencement nous avons blâmé les auteurs de ces traités; aussi nous ont-ils été cachés.

²⁾ Albert an Verma, 6., 25. Jan. 1607; Docum. ineditos XLIII. 32, 39. — Vgl. MS. Dep. Simon's v. 18. Jan.

seines Herrn theilte. Am 21. Januar 1607 langte derselbe in Paris an.

Inzwischen waren (7. Januar) die Generalstaaten im Haag zusammengetreten, und schon am 13. wurde Wittenhorst von ihnen empfangen. Seine Vorschläge waren nur sehr allgemeiner Natur und gründeten sich hauptsächlich auf die Friedensliebe des Erzherzogs und sein Wohlwollen für diejenigen, die von Rechts wegen seine Unterthanen seien. In dieser Gestalt aber riefen die Anträge nur allseitigen Unwillen in der Versammlung hervor; hatte man doch auf bestimmtere Aeußerungen über eine annehmbare Friedensbasis gehofft! Vierzehn Tage später (27. Januar) erfolgte eine rund abweisende Antwort, da aus den Instruktionen Wittenhorst's hervorgehe: daß „Ihre sehr erlauchten Hoheiten (d. h. Albert und Isabella) in ihren übel begründeten Ansprüchen beharren“, indem sie eine Hoheit über die Vereinigten Provinzen beanspruchen, die allbekanntermaßen seit 25 Jahren frei und unabhängig sind und als solche anerkannt! Vielmehr richteten die Staaten lebhafte Danksgungen an den französischen König für jene Sendung von 200,000 Thalern, die ihnen sehr nöthig gewesen sei; damit ausdrückend, daß sie die Fortsetzung des Krieges beabsichtigten. Zugleich wurde eine große Flotte unter dem bewährten Gemäskel gegen die spanischen Küsten selbst ausgerüstet.¹⁾

Nicht erfreulicher waren die Nachrichten, welche der Erzherzog aus Paris empfing. Pecquius hatte bei seiner Ankunft daselbst alles voll Besorgniß vor einem niederländischen Waffenstillstande getroffen, weil man in einem solchen lediglich die Brücke zum Frieden sah. Man fürchtete leßtern in Paris um so mehr, als man damals jeden Augenblick den Ausbruch des Krieges wegen der venetianischen Angelegenheit erwartete und deshalb um so

¹⁾ MS. Papiere im Vol. 15955 der Manusc. frgs. der Pariser National-Bibliothek. — MS. Werffen an Villeroi, 29. Jan., und Franchement an Villeroi, 9. Febr. (ebendaselbst).

dringender die spanischen Streitkräfte an Flandern gebunden wünschte. Am 28. Januar hatte Pecquius seine erste Audienz bei Heinrich IV. Keine Kunst des Diplomaten war dem französischen Könige so geläufig wie die der Heuchelei. Er versicherte Pecquius seiner aufrichtigen Freundschaft für die „Erzherzoge“ — wie man Albert und dessen Gemahlin gemeinsam zu nennen pflegte — und seiner Neigung für den Frieden in den Niederlanden, für den er nur die gewöhnliche Langsamkeit der spanischen Entschlüsse fürchte. In der That, hätten die Erzherzoge eine Tochter, so würde er — der König — sehr gern den Dauphin mit ihr vermählen. Der König und der Gesandte trennten sich unter dem Versprechen, in den gegenseitigen Beziehungen alle mögliche Freundlichkeit obwalten zu lassen.¹⁾

Wie schade, daß diese schönen Worte Heinrich's von den Thatfachen durchaus Lügen gestraft wurden! In derselben Depesche, in der Pecquius von dieser seiner liebenswürdigen Aufnahme durch den König erzählte, hatte er von den Vorbereitungen desselben zur Aushebung der nach den Niederlanden bestimmten Soldaten zu berichten; und als dann die Nachricht von der Abweisung Wittenhorst's durch die Generalstaaten kam, ernannte er bereits die Obersten für die drei neuen Infanterie-Regimenter: La Force, Soubise — beide eifrige Hugonotten — und den jungen La Varenne, den Sohn seines vertrauten Günstlings. Um entscheidend zu handeln, wartete Heinrich nur die Rückkunft Aerssen's ab. Es war dieselbe Zeit, wo er auch gegen die spanischen Drohungen wider Venedig umfassende Rüstungen anstellte.

Indeß während Heinrich den Wiederausbruch der Feindseligkeiten in den Niederlanden, ein französisch-holländisches Bündniß, die Einräumung wichtiger niederländischer Festungen, wenn nicht der niederländischen Souveränität erhoffte: hatten die Verhältnisse

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 25. Jan., 2., 16. Febr.; Wien, H. H. u. St. A. P. C. 189.

sich bereits vollständig geändert. In der Friedenssache hatte keine der beiden Parteien schon ihr letztes Wort gesprochen. Wittenhorst konnte nach Brüssel berichten, daß trotz der anscheinenden Unzugänglichkeit der Generalstaaten ein bedeutender Theil der holländischen Staatsmänner dem Frieden geneigt sei und eben nur bessere Bedingungen begehre. Er stellte dringend die Nothwendigkeit für den Erzherzog vor, mit den holländischen Rebellen sich friedlich abzufinden, „da ja andere große Fürsten — d. h. Heinrich IV. — ihre Klauen nach den diesseitigen Ländern auszustrecken versuchen“. Schon Anfang Februar setzte sich demgemäß der Erzherzog im tiefsten Geheimnisse durch Crumel, einen Verwandten des holländischen Staatssekretärs Cornelis Aerssen, des Vaters des Gesandten, von neuem mit dem Haag in Verbindung. Wirklich erhielt er die Erlaubniß, den Kommissär der belgischen Franziskaner, Vater Johann Meyen, einen ebenso gewandten und klugen wie wohlmeinenden Mann, nach dem Haag kommen zu lassen, nachdem derselbe im Namen der Erzherzoge auf alle deren Rechte auf die „so genannten Vereinigten Provinzen“ verzichtet habe.

Nur Cornelis Aerssen, Barnevelt und Moris hatten Genaueres von der Sendung Crumel's gewußt. Dennoch erfuhr Franchement etwas von der Ankunft einer mysteriösen Persönlichkeit, die Friedensanerbietungen gebracht, und störte durch diese Nachricht auf unangenehme Weise die zuversichtliche Stimmung des französischen Herrschers.¹⁾ Noch in den letzten Tagen des Februar langte Meyen im äußersten Geheimniß im Haag an; aber bald hatten seine Unterhandlungen so guten Fortgang, daß er den Generalstaaten vorgeführt werden konnte. Die Erzherzoge willigten ein, daß sie mit den Vereinigten Provinzen verhandeln wollten, „als ob diese freie Staaten wären“ — so der Dialektik immer noch einen Weg offen lassend, um dieses Zugeständniß wieder zurückzunehmen. Eine der ersten Vereinbarungen betraf dann den

¹⁾ MS. Franchement an Villeroi, 25. Febr.

vollkommenen Austausch der Kriegsgefangenen, zu welchem Behufe sogar ein Kommissar der „Rebellen“ mit Empfehlungen und Anweisungen des Erzherzogs Albert nach Madrid gesandt wurde.)

Heinrich IV. mußte sich infolge dieser Vorgänge überzeugen, einmal daß die Holländer keineswegs die Neigung fühlten, sich in Abhängigkeit von ihm zu begeben; dann daß die niederländischen Friedensverhandlungen doch nicht so aussichtslos seien, wie man gemeint hatte. Diese letztere Thatsache drängte sich ihm immer unwidersprechlicher auf. Allerdings enthielt er sich noch jeder bestimmten Parteistellung ihr gegenüber, sondern wartete zu diesem Behufe die Rückkehr Aerffen's aus dem Haag ab. Sedenfalls hielt er es aber für gerathen, sich mit dem Erzherzoge gut zu stellen, um einerseits nicht allein von der als so unzuverlässig erfundenen holländischen sondern auch von dieser Seite her Einfluß auf die Verhandlungen zu gewinnen, andrertheils nach etwa hergestelltem Frieden den Versuch zur möglichsten Trennung des belgischen Interesses von Spanien machen zu können. In einer zweiten Audienz, die er (2. März) Pecquius ertheilte, zeigte er sich noch zugänglicher und liebenswürdiger, als in der ersten. Er entschuldigte weitläufig die Anwesenheit französischer Soldaten in Holland und die Geldunterstützung, die er dem letztern gewährte; seinen gewöhnlichen Ausflüchten fügte er noch die kühne Behauptung hinzu: er bezahle den Vereinigten Provinzen nicht einmal so viel, wie er ihnen schulde! Nach diesen festen Unwahrheiten sprach er sich auf das vertraulichste zu Pecquius aus: es sei gar nicht die übergroße Macht Spanien's, die er fürchte, sondern die Treulosigkeit mehrerer seiner Unterthanen, die mit Spanien in Verbindung ständen; doch hoffe er, daß diese Art Menschen jetzt aussterben und der Dauphin an ihrer Statt über aufrichtige Diener und Unterthanen herrschen werde. Damit wollte er andeuten, daß sich für die Zukunft ein gutes Verhältniß

¹⁾ Albert an Verma, 9. März; p. 41.

zwischen Frankreich und Spanien sehr wohl denken lasse. Besonders aber sprach der König von den belgischen Erzhertzen sehr freundlich. „Er will offenbar glauben machen“, urtheilt Pecquius, „daß er mit ihnen in gutem Verhältniß und in Uebereinstimmung ist, ja daß ihm ihr Wohl und Glück am Herzen liegt; daß, wenn er die Holländer begünstigte und unterstützte, dies nicht aus Aneignung gegen Eure Hoheit wäre, sondern nur weil er Veranlassung hat, den Spaniern nicht freundlich zu sein.“¹⁾

Wenn sich auch die belgischen Staatsmänner von den etwas plumpen Künsten, mit denen der französische König sie hier zu täuschen suchte, nicht überzeugen ließen, so wurde doch das feindselige Verhältniß, das bisher zwischen Frankreich und Belgien obgewaltet hatte, einigermaßen dadurch gemildert. Wirklich war Heinrich, der durch seinen Geschäftsträger im Haag über den Stand der Unterhandlungen ziemlich genau unterrichtet wurde, über das völlige Stillschweigen der Holländer ihm gegenüber so aufgebracht, daß er sich einigermaßen dem erzhertzoglichen Interesse näherte. Auch dem spanischen Geschäftsträger Arraraga zeigte er sich auffallend freundlich; und an Stelle von vier neuen Regimenten wurden den Holländern nur 600 Rekruten für die alten französischen Regimenter in ihrem Solde bewilligt. Als in der That noch vor Ende des März ein achtmonatlicher Waffenstillstand zwischen dem Erzhertzen und den Generalstaaten abgeschlossen wurde, ohne daß letztere nur ein Wort über alle diese Verhandlungen an den französischen Herrscher hatten gelangen lassen: verhehlte derselbe seinen vertrauten Dienern den Unwillen nicht, den er über dieses Verfahren der Holländer empfand.²⁾ Lieber hätte man in Paris selbst einen sofortigen Frieden gesehen, der doch wenigstens Frankreich von der Verbindlichkeit, die Holländer mit Geld und Mannschaften zu unterstützen, befreit hätte!

¹⁾ MS. Dep. Pecquius, v. 9. März.

²⁾ MS. Franchement an Villeroi, 12. März — MS. Dep. Arraraga: 22. März. — Heinrich IV. an La Force, 2. April; Mém. de L. F. I. 454.

Um so ungeduldiger erwartete Heinrich IV. die Rückkunft Franz Merffen's, von dem er endlich Genaueres über den Stand der Negotiationen und die Absichten der Holländer zu erfahren hoffte. Erst am sechsten April langte Merffen wieder in Paris an; aber die Neuigkeiten, die er überbrachte, waren keineswegs erfreulicher Natur. Freilich gab er dem Könige endlich eingehendere Meldung von den eben abgeschlossenen Verhandlungen und forderte ihn amtlich auf, sich durch besondere Gesandte an dem im Mai zu eröffnenden Friedenscongreß zu betheiligen. Allein das letztere war bei der Unterstützung, die Frankreich den Holländern stets gewährt hatte, selbstverständlich; und die Meldung vom Abschlusse des Stillstandes war lediglich beleidigend, da die Holländer sich nicht die Mühe gegeben hatten, auch nur der Form halber die Zustimmung des französischen Herrschers einzuholen, die ihnen ja doch nicht hätte ver sagt werden können. Ein solches Verfahren war ohne Zweifel eine Anmaßung und eine Undankbarkeit, wenn Heinrich nicht durch seine Forderungen im unrichtigen Augenblicke den Holländern einen gewissen Grund zum Mißtrauen gegeben hätte, das sie nun allerdings in übertriebener und für jenen kränkender Weise bekundeten. Sie hatten seine Aufforderung, sich über die an Frankreich für eine umfassendere Unterstützung zu gewährenden Vortheile zu äußern, gar keiner Antwort gewürdigt, dafür aber im Geheimen alles gethan, um dem französischen Herrscher jedweden besondern Vortheil aus dem flandrischen Kriege unmöglich zu machen. Zu dem Behufe hatten die Mitglieder der Generalstaaten in ihre Einzelprovinzen allerhand Gerüchte verbreitet: als ob der König sie mit Gewalt oder doch wenigstens durch Entziehung seiner Hülfe zur Unterwerfung zwingen, dabei jeden Frieden mit Spanien verhindern wolle, u. s. w.¹⁾ Aber damit nicht genug. Auch der König von England — das allerdings jedes Festsetzen Frankreich's in den

¹⁾ Instruktion an Jeannin und Buzenval, 22. April; p. 476. — Vgl. Deventer, Gedenkstukken, III. 120.

dem französischen Interesse; und Heinrich IV. theilte einstweilen diese Meinung im vollem Maße.¹⁾ „Von dem Erfolge der Friedensverhandlungen“, schreibt er an seinen Gesandten La Boderie in London, „ist meiner Meinung nach mehr zu fürchten und Uebles zu besorgen, als Gutes zu hoffen.“ Er bezeichnete die Artikel des vorläufigen Waffenstillstandes als zweideutig und schädlich. Allein so unangenehm dem Könige auch der Waffenstillstand war, derselbe war nun einmal eine vollendete Thatfache, mit welcher gerechnet werden mußte; und zwar sah Heinrich infolge des schnellen Abschlusses der Waffenruhe und des leicht gegebenen Verzichtes des Erzherzogs auf die Souveränität über die Vereinigten Provinzen auch das Zustandekommen des Friedens als zweifellos an. Deshalb hielt er es für verlorene Mühe, an der Vereitlung dieses ihm freilich unangenehmen Friedens zu arbeiten, zumal das offene Mißtrauen der Holländer sowohl wie der Spanier gegen ihn durch solche Bestrebungen lediglich gesteigert werden und dieselben um so sicherer nutzlos machen mußte. Dies vorausgesetzt, hatte er jetzt sein Augenmerk auf zwei Punkte zu richten: einmal an dem Abschlusse des Friedens thätig theilzunehmen, damit Frankreich seinen Antheil an allen wichtigen Unternehmungen Europa's habe; und zweitens auf eine derartige Gestaltung des Friedens hinzuwirken, daß derselbe nicht der erste Schritt zur Wiederunterwerfung Holland's unter Spanien werde, vielmehr die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen in vollem Umfange gewahrt und für möglichst ferne Zukunft gesichert bleibe. Diese Ansicht mußte verstärkt werden durch die Ueberzeugung, deren sich ja der König nicht mehr erwehren konnte, daß die Holländer alles daran setzen würden, der französischen Herrschaft zu entgehen. Damit fiel einer der wichtigsten Gesichtspunkte weg, der bisher den französischen Herrscher zur Unterhaltung des niederländischen Krieges veranlaßt hatte. Fragte

¹⁾ Vgl. z. B. Heinr. IV. an Sully, 12. April; Oecon. roy. VII. 202. ed. titot. — Dep. Herffen's v. 24. April; Deventer, 123 f.

es sich doch unter solchen Umständen überhaupt, ob dieser Krieg nicht Frankreich mehr Opfer koste als Nutzen bringe. Bei der Erschöpfung aller Kräfte Holland's, bei der Friedensseligkeit der Engländer und der deutschen Protestanten mußten bei Wiederausbruch des Kampfes dessen Lasten zum großen Theile auf Frankreich fallen, das doch einen unmittelbaren greifbaren Nutzen aus demselben nicht zog; ja es war sehr möglich, daß Frankreich zuletzt mit in den offenen Krieg wider Spanien verwickelt worden wäre, ohne weiteren Bundesgenossen als die geschwächten und überdies eigennützigen und unzuverlässigen Holländer. In einen solchen Krieg aber wollte sich Heinrich nur einlassen zu einer Zeit und unter Umständen, die er selbst zu wählen hätte, nicht die andere ihm aufdrängten; mit hinreichenden und sichern Verbündeten; und endlich zu eigenem Vortheil, für eigene Ziele, in umfassender und entscheidender Weise, nicht als bloßer Alliirter und Helfer für andere, die ihm schließlich kaum einen geringen Antheil an der Beute gewähren würden. Jeder Tag befestigte deshalb Heinrich IV. mehr in dem Entschlusse, aufrichtig den niederländischen Frieden anzustreben. Welch' Ruhm für den französischen Monarchen, wenn es ihm gelang, ebenso wie zwischen Venedig und dem Papste, so auch zwischen Holland und Spanien erfolgreich zu vermitteln, und zwar auch hier zum Vortheile seiner Bundesgenossen! Welche Erniedrigung dagegen für das Ansehen Spanien's, wenn dasselbe sich von seinem französischen Nebenbuhler die Bedingungen vorschreiben lassen mußte, unter denen es seine von demselben Frankreich unterstützten Rebellen als frei und unabhängig anerkannte, jene Bedingungen, die Spanien's Niederlage in dem vierzigjährigen Kampfe endgültig besiegeln sollten! Im Anfang zögernd und noch einmal umkehrend schlug Heinrich diese friedliche Politik in der niederländischen Angelegenheit bald immer entschiedener ein.

Es handelte sich nun darum, in dem Frieden die spanische Macht möglichst und dauernd einzuschränken.

Denn gegen die eigentlichen Absichten des Erzherzogs und

Spanien's hegte man tiefes Mißtrauen, und zwar nicht allein in Frankreich. Die staatlichen Gesandten in Deutschland wußten zu melden, daß katholische wie protestantische Stände von der Unaufrichtigkeit der spanischen Friedensanerbietungen überzeugt seien. Zumal die Protestanten meinten: „daß der römischen Liga unveränderliches Vornehmen sei, die Religion und die Freiheit nicht allein mit den Waffen, sondern vorzüglich mit listigen Friedensverhandlungen auszutilgen!“¹⁾ — „Man mag wohl argwöhnen“, schreibt der englische Premierminister Salisbury an Sir Charles Cornwallis, „daß Spanien entweder es nicht aufrichtig meint, oder daß dasselbe irgend einen größern Plan zur Veränderung des Kriegsschauplatzes ausbrütet.“²⁾ — Nicht anders waren auch die Ansichten Heinrich's IV.: „Wer die Artikel dieses Vertrages reiflich betrachten und prüfen will, wird in einigen finden, daß Heimlichkeiten darin versteckt und daß sie zu anderm Zwecke abgefaßt und niedergeschrieben sind, als sie den Anschein haben und von den Staaten aufgefaßt wurden. . . . Dieser Friede wird den Spaniern Mittel, Vorwand und Möglichkeit geben, Intriguen und Spaltungen hervorzurufen unter diesen schon allzu sehr unter einander uneinigen und getheilten Völkern.“ Besonders fiel es dem Könige auf, daß der Erzherzog mit den Staaten verhandeln wollte, nur „als ob sie frei und unabhängig wären;“ dadurch schien ihm für jenen eine Hinterthür offen gelassen, diese Anerkennung nachträglich wieder zurückzunehmen³⁾ — die sonst aller Welt unerklärlich erschien. Vor solchen Listen wollte Heinrich durch seine Dazwischenkunft die Holländer bewahren.

Deshalb ernannte er, obwohl von dem Erzherzoge nicht dazu aufgefordert, zwei Abgeordnete zu den bevorstehenden spanisch-hol-

¹⁾ Depeschen Henr. van Bilderbefe's aus Köln, 10. April, und Pieter van Brederode's aus Heidelberg, 10. Mai; Deventer, Gedenkst. III, 117 ff.

²⁾ ^{12.}/_{22.} April (ähnlich auch ^{20.}/_{30.} April); Winw. Mem. II, 302, 306.

³⁾ Instr. an La Boderie, 14. April; L. m. VII. 181 f.

ländischen Friedensverhandlungen; und zwar Seannin, den geschicktesten unter allen seinen Diplomaten, und Buzenval, dessen Gesundheit sich augenblicklich wieder gebessert hatte, und der die niederländischen Verhältnisse wie kein anderer kannte. So nöthigte der französische König gewissermaßen seine Vermittelung auf, und zwar um so zudringlicher, je geflissentlicher sowohl die Generalstaaten als die brüsseler Regierung ihn bisher über ihre Verhandlungen im Dunkel gelassen hatten! Er suchte freilich aus dieser falschen Lage heraus zu kommen, indem er sofort den englischen König zur Mitwirkung aufforderte, gewiß, daß seine, Seannin's und Buzenval's Staatskunst doch jederzeit der König Jakob's und seiner mittelmäßigen Diplomaten überlegen sein werde.

Zur Kennzeichnung von Heinrich's Anschauungen und Absichten ist es nothwendig, die an Seannin und Buzenval erteilten Instruktionen kurz zu charakterisiren. Zunächst sollten sie jedes Mißtrauen gegen die französische Politik bei den Holländern zerstören und ihnen versichern, daß der König sie in allen ihren heilsamen Entschlüssen zu unterstützen bereit sei, möchten dieselben friedlich oder kriegerisch ausfallen. Vor allem möchten jene geeint bleiben, das sei die Grundbedingung ihres Wohles. Das Sicherste wäre ein förmlicher Friede — kein lang dauernder Waffenstillstand — der möglichst schnell abgeschlossen würde, um allen Umtrieben von innen und außen die Thür zu sperren. In diesem Frieden müsse man unter anderm die Räumung auch der gehorsamen Niederlande durch die spanischen Truppen und Beamten zu erreichen suchen — was Heinrich IV. schon vom französischen Standpunkte wünschen mußte. Freigebung des katholischen Gottesdienstes in den Vereinigten Provinzen sollten Buzenval und Seannin nur verlangen, wenn sie sicher seien, mit dieser Forderung den Staaten keinen Anstoß zu geben. Würde aber der Krieg wieder nöthig werden, so sei Frankreich nicht nur bereit, den Staaten jedes mögliche Bündniß zu gestatten, sondern auch selbst ihnen Hülfe zu leisten unter der Bedingung, daß alle Central-, Provin-

zial- und Stadtbehörden sich eidlich verpflichteten, nicht ohne seine Zustimmung Frieden zu schließen, und daß man ihm für einen Krieg Frankreich's gegen Spanien oder dessen Verbündete gleichfalls Beistand verspreche. Uebrigens sollten die französischen Bevollmächtigten auch mit den Abgesandten des Erzherzogs, wenn auch in aller Vorsicht, möglichst freundlichen Verkehr unterhalten.¹⁾ — Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Instruktionen, die ganz vertraulicher und geheimer Natur waren, von kleinlichen oder unehrenhaften Gesichtspunkten ausgingen. Der Erfolg in der venezianischen Sache, dessen sich die Franzosen so gern rühmten, hatte ohne Zweifel Heinrich's Geschmac an der Rolle des Friedensstifters finden lassen.

Durch die großen Zugeständnisse des Erzherzogs an die „Rebellen“ war der vierzig Jahre hindurch von Spanien bekämpfte Aufstand nachträglich gebilligt, Spanien's Niederlage in dem hartnäckigen Kriege anerkannt worden. Damit waren auch die stolzen Pläne spanischer Weltherrschaft für immer verflogen. Der Erzherzog hatte diese ungeheure Konzession gemacht, ohne die Zustimmung des Königs von Spanien, seines Souveräns, abzuwarten; er hatte eine Verantwortung übernommen, die wohl dem Buchstaben, aber sicher nicht dem Geiste seiner Vollmachten gemäß war. Er war deshalb auch ziemlich ängstlich, von Madrid eine ernste Rüge zu erfahren. Infolge dessen begleitete er seinen Bericht an den König mit einem recht demüthigen Schreiben an den allmächtigen Minister, einem Schreiben, dem man die Besorgniß des Verfassers, desavouirt und streng getadelt zu werden, deutlich anmerkt. Jener Waffenstillstand sei nur geschlossen worden, um Se. Majestät nicht mehr durch das beständige Verlangen nach kräftigerer Unterstützung zu „ermüden“. Um diesen furchtbaren Uebelstand ferner zu vermeiden, habe man mit dem Friedensgeschäfte so weit gehen müssen, wie man in der That gegangen

¹⁾ Instr. vom 22. April; Petitot, Mémoires, II, XII, 466—495.

sei!¹⁾ Auch den fremden Mächten gegenüber machte die belgische Regierung ein sehr verlegenes Gesicht. Pecquius in Paris sollte gar nicht von der Angelegenheit reden; und in dem allerdings sehr wahrscheinlichen Falle, daß der König oder seine Minister ihn auf dieselbe bringen würden, sollte er nicht von einem „Waffenstillstande“ (trêve), sondern nur von einem „Aufschube der Feindseligkeiten“ (suspension d'armes) sprechen und hervorheben, daß derselbe eben nur auf acht Monate festgesetzt sei.²⁾ Indes, damit ließen sich selbstverständlich die französischen Staatsmänner nicht täuschen. Vielmehr sprach Villeroi sich gegen den spanischen Geschäftsträger völlig überzeugt von dem Zustandekommen des Friedens aus, welchen der König begünstigen werde. Es war das ernstlicher gemeint, als der Spanier glaubte.³⁾ Am 6. Mai reisten Jeannin und Buzenval sowie der zum ordentlichen französischen Gesandten bei den Staaten bestimmte Herr v. Ruffy, ein Huguenot aus der Champagne, nach dem Haag ab. Pecquius erhielt von Heinrich selbst die Versicherung, daß Frankreich alles aufbieten werde, den Frieden herbeizuführen. Dennoch — setzte der König, der stets darauf bedacht war, den Erzherzog Albert mit den Spaniern zu entzweien, hinzu — dennoch werde der Friede nicht zu Stande kommen, wenn der Erzherzog nicht alle Spanier und Italiener aus seinem Lande entferne. — In der That hatten Pecquius und seine Freunde Unrecht, wenn sie glaubten, daß Jeannin vor allem den Auftrag habe, die Friedensunterhandlungen zu stören.⁴⁾ Allerdings wünschte Heinrich einstweilen den Frieden noch nicht aufrichtig; aber er hielt denselben für ziemlich unvermeidlich und wollte vor allem nicht als selbstjüchtiger Friedensstörer Mißtrauen erwecken.

Die einzige Hoffnung der auch unter den französischen Mi-

¹⁾ Erzherzog Albert an Verma, 18. April; p. 46 ff.

²⁾ MS. Instr. an Pecquius, 23. April (Wien).

³⁾ MS. Dep. Traraga's vom 2. Mai 1607 (fälschlich unter 1605; Paris, Nat.-Arch. K. 1452).

⁴⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 6. 17. Mai (Wien).

nistern noch sehr starken Kriegspartei stand bei Spanien. Wirklich hatten die spanischen Beamten und Oberoffiziere in Brüssel den Waffenstillstand durchaus gemißbilligt und über denselben in Madrid Klage geführt; und zwar um so mehr, als der Erzherzog die vorhergehenden Verhandlungen völlig geheim gehalten und in der ganzen Angelegenheit nur Spinola, Richardot — beide Nichtspanier — und den Geheimsekretär Mancicidor zu Rathe gezogen hatte.¹⁾ Ihre Beschwerden fanden in Madrid einen sehr günstigen Boden. Als die Nachricht von dem Abschlusse des achtmonatlichen Stillstandes daselbst anlangte, rief sie eine solche Aufregung hervor, daß der König eiligst von seinem Landsitze Aranjuez nach der Hauptstadt zurückkam und seiner sonstigen Gewohnheit entgegen selbst den wiederholten Sitzungen des Staats- und des Kriegsrathes über jenen Gegenstand beivohnte. Besonders entrüstet war man darüber, daß der Erzherzog den Landkrieg, der in den letzten Jahren für die Spanier erfolgreich gewesen, aufgegeben, den Seekrieg aber hatte fortgehen lassen, der den Spaniern stets so ungünstig war. Zuerst beschloß man deshalb, das Verfahren Albert's nicht zu ratifiziren, ja auf das unzweideutigste zu mißbilligen und ihm die Verantwortlichkeit für den weiteren Gang der Verhandlungen ganz allein zu überlassen. Zur Uebermittlung dieser königlichen Entschließung sollte der Kriegsrath Don Diego de Sbarra nach Brüssel abgehen. Derselbe nahm seine Familie und sein ganzes Haus mit; denn er sollte sich dauernd in Brüssel niederlassen, um den Erzherzog in spanischem Sinne zu beeinflussen und zumal dem friedliebenden und als Italiener trotz seiner außerordentlichen Verdienste allen Spaniern verdächtigen Marchese Spinola die Leitung der Geschäfte aus der Hand zu nehmen. Perma enthielt auch die Mißstimmung, die man in Madrid über den Waffenstillstand empfand, dem Erzherzoge keineswegs vor; unter dem Vorwande, demselben vertraulich „sein Herz ausschütten“ zu wollen, eröffnete

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 6. Mai.

er ihm ohne Umschweife, daß der König und er — Lerma — den Stillstand in der Form, in welcher er abgeschlossen sei, für nachtheilig (perjudicial) für Se. Majestät und deren Staaten hielten. Albert war bekümmert und gekränkt zugleich über diese Vorwürfe und antwortete dem Minister durch Entwicklung der bitteren Nothwendigkeit, die ihn zu dem Abchlusse des Stillstandes genöthigt habe. Um Philipp geneigter zur Erfüllung der Forderung der Generalstaaten, daß bis zum September die königliche Ratifikation des Waffenstillstandes eintreffen müsse, zu stimmen, sandte er den Franziskaner Neyen nach Madrid. In Anbetracht des offenbaren guten Willens des Erzherzogs willigten die Staaten, deren Flotte soeben bei Gibraltar einen glänzenden Sieg über die Spanier davon getragen hatte, wirklich ein, sofort nach Ankunft der gewünschten Ratifikation auch die Feindseligkeiten zur See einzustellen. Bis dahin ruhten freilich die Unterhandlungen gänzlich (1. Juni 1607).¹⁾

Noch ehe Neyen in Spanien angelangt, war hier an Stelle der ursprünglichen Aufregung ruhigere Besinnung getreten. Die furchtbare Niederlage bei Gibraltar hatte den spanischen Stolz einigermaßen abgekühlt. Man entschloß sich also in Madrid zu einem mittlern Verfahren; den Waffenstillstand erkannte man an, ohne aber das Zugeständniß der Souveränität an die Holländer zu billigen. Selbstverständlich hütete man sich, dasselbe geradezu und ausdrücklich zu verwerfen; aber der König ging in dem Ratifikationsinstrumente über diese Frage mit völligem Stillschweigen hinweg. Ein solches unaufrichtiges Verfahren von Seiten der spanischen Regierung hätte unter allen Umständen wenig Aussicht auf Erfolg bei den Holländern gehabt, die vielmehr fest entschlossen waren, nur auf Grund der vollkommenen Anerkennung ihrer Souveränität durch den König von Spanien Frieden zu schließen; aber die Spanier hatten auch, von ihrer Eitelkeit mit

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. ^{3.}/_{13.} Mai; Winw. Mem. II, 307. — Cabrera. Relacion de las cosas sucedidas en la Corte de España, 12. Mai, p. 306. — Erzß. Albert an Lerma, 19. 31. Mai, 5. Juni, p. 49 ff., 52 ff., 53.

Ruhmsucht verführt, das Mögliche gethan, um vor der ganzen Welt die Bedeutung jener Auslassung hervorzuheben. Sie hatten überall laut geprahlt, daß der Erzherzog gegen den Willen des Königs gehandelt habe und nie dessen Billigung dazu erhalten werde. Sie hatten zu recht lebhaftem Ausdrucke dieses Mißfallens gleichsam als offiziellen Korrektor und Aufseher für den Erzherzog den Diego de Ibarra nach Brüssel geschickt, der als ein „unruhiger Geist“ bekannt war,¹⁾ und dessen Sendung Erzherzog Albrecht mit äußerster Entrüstung stets aufgenommen und sich verboten hatte.²⁾ Noch viele Wochen später, als der Friedensbote bereits nach Brüssel unterwegs war, versicherten die spanischen Staatsmänner ungeachtet den fremden Gesandten: der König werde nie einer Abmachung zustimmen, durch welche den Holländern die Freiheit oder die Aufgabe des königlichen Rechtes der Souveränität zugestanden werden würde.³⁾ Es war natürlich, daß dieser so laut verkündete Entschluß der Spanier auch den Holländern zu Ohren kam. Der thörichte, prahlerische Stolz, den die Spanier so oft erwiesen, arbeitete auch hier ihrer eigenen List wieder entgegen. Am 16. Juni langte Don Diego de Ibarra auf seiner Reise nach Brüssel in Paris an, wo man die feste Hoffnung hegte, daß er die förmliche Verwerfung des Waffenstillstandes durch Philipp III. überbringen und damit den Negotiationen ein Ende machen würde. Seine Äußerungen schienen in der That auf einen solchen Ausgang hinzuweisen. Er sagte unverhohlen: in Spanien finde man an dem Stillstande keinen Geschmack; derselbe wäre ohne Zustimmung des Königs abgeschlossen, dieser übrigens in mehreren Dingen falsch berichtet worden; vielmehr dürfe ohne die Dazwischentunft und Autorität des Katholischen Königs in den Angelegenheiten der Niederlande nichts entschieden werden.⁴⁾

¹⁾ Salisbury an Winwood, ^{6.}/_{16.} Juni; Winw. Mem. II. 315.

²⁾ Erz. Albrecht an Verma, 31. Mai, 5. 15. Juni, p. 56. 58. 60.

³⁾ Dep. Cornwallis' v. ^{14.}/_{24.} Juni; p. 319.

⁴⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 11. 17. Juni (Wien).

Auch dem französischen Herrscher hatte die Nachricht von den kriegerischen Entschlüssen in Madrid und von den gleichzeitig fortgesetzten Rüstungen des Grafen Fuentes im Mailändischen noch einmal die Aussicht und zugleich den Wunsch erweckt, daß der Wiederausbruch des Krieges nahe sei. Nun war seine Besorgniß nur, daß die Holländer, nachdem sie einmal in die Verhandlungen eingetreten waren, sich einschüchtern oder von der Sehnsucht nach Ruhe hinreißen lassen würden; und durch Instruktionen vom 14. Mai hatte er deshalb Seannin und Buzenval angewiesen,¹⁾ die leitenden holländischen Staatsmänner dringend vor jedem unsicheren und unehrenhaften Frieden zu warnen und einem solchen gegenüber ihnen die Rückkehr zum Kriege anzurathen, wobei ihnen die französische Hülfe nicht fehlen werde. — Es scheint, daß Seannin und Buzenval persönlich die friedfertigen Absichten des Königs überhaupt nicht getheilt hatten; denn sie übernahmen den neuen Auftrag mit außerordentlichem Eifer und richteten ihn in den stärksten Ausdrücken bei Moriz v. Oranien und Barnerelt aus. Die Folge war, daß sie binnen Kurzem sich selbst Lügen strafen mußten. Denn als von Spanien und aus dem Mailändischen friedfertiger Nachrichten einliefen; als ferner der Erzherzog sich bitter über das Benehmen der französischen Bevollmächtigten beschwerte und Gott um Vergeltung desselben anrief; als endlich England sich keineswegs geneigt zeigte, mit Frankreich Hand in Hand auf den Krieg loszusteuern: da gab der König seinen Abgesandten Weisung, wieder ganz dem friedfertigen Inhalte seiner ursprünglichen Instruktion gemäß zu verfahren. Villeroi schrieb eigenhändig an Seannin: „Unsere Nachbarn — d. h. Spanier und Belgier — zeigen ebensoviel Verlangen im Frieden zu leben, wie wir Lust dazu haben.“ Die französischen Gesandten mußten also jetzt dem Prinzen Moriz ebenso stark von seinem allzu heftigen Widerstande gegen den

¹⁾ Ueber das Folgende vgl. die Korrespondenz zwischen Heinrich IV. Villeroi, Seannin und Buzenval im Mai und Juni 1607; Petitot II, XII.

Frieden abrathen, wie sie ihn noch soeben dazu gedrängt hatten, und mußten die von den Holländern beabsichtigte Sendung außerordentlicher Bevollmächtigter nach Frankreich als zu auffallend und für die französische Vermittlung compromittirend zurückweisen. Dem Erzherzog und seinen Staatsmännern kann man es aber nicht verdenken, wenn sie gegen Frankreich das lebhafteste Mißtrauen bewahrten; wenn sie die aus Gesundheitsrücksichten angekündigte Abreise Buzenval's aus dem Haag — wo übrigens dieser wackere Diplomat am 3. September starb — einstweilen nur dem Verdruß Heinrich's über das Mißlingen seiner kriegerischen Absichten zuschrieben; wenn sie wahrzunehmen glaubten, daß die Franzosen über den guten Fortgang der holländisch-spanischen Unterhandlungen „vor Aerger plagten“, während sie sich den Anschein gäben, dieselben von ganzem Herzen zu fördern.¹⁾ Seit der Mitte des Juni waren diese Befürchtungen aber völlig unbegründet. Vielmehr drängten Heinrich IV. und seine Minister aufrichtig zu einem schleunigen und endgültigen Frieden, der wenigstens die Holländer verhindern würde, den Intriguen der Spanier und später vielleicht eintretenden ungünstigen Verhältnissen zum Opfer zu fallen, und der auch Frankreich der steten Leistungen von Menschen und Geld an die Vereinigten Provinzen überhebe.²⁾ Zugleich behielt jedoch der König die Zahlung der

1) MS. Depeschen Pecquius' vom 22. Juni, vom Juli und August.

2) Der Verlauf der Verhandlungen wird erweisen, wie richtig die schon S. 97 entwickelte und hier wiederholte Ansicht von Heinrich's IV. Politik bei den niederländischen Friedensunterhandlungen ist. Freilich läuft sie der bisher gewöhnlichen schnurstracks zuwider, wie nicht nur der phantastisch-unzuverlässige Motley, sondern auch der treffliche Deventer (Gedenkstukken, III, Inleiding p. XLVI f.) sie noch formulirt: als habe Heinrich von Beginn an beabsichtigt, nur einen 6—7jährigen Waffenstillstand herbeizuführen, damit inzwischen die französischen und spanischen Prinzen und Prinzessinnen heranwachsen und die Zwischenheirathen dann mit Gedräng der ganzen Niederlande an eines der jungen Paare geschehen könne. Eine solche machiavellistische Absicht lag Heinrich IV. fern und beruht lediglich auf der bekanntlich sehr schwachen Autorität Franz Werffens. Vielmehr erweisen die authentischen Aktenstücke — nicht nur des Königs offizielle Instruktionen, sondern auch der ver-

zweiten Rate von 200,000 Goldthalern an die Holländer noch immer ein, damit dieselben sich nicht etwa bei den Friedensverhandlungen ebenso von seiner Einmischung befreien, wie bei den Waffenstillstands-Negotiationen. Auch bot er für den Fall, daß in Folge der Verweigerung der Ratifikation seitens der spanischen Regierung der Krieg wieder ausbreche, den Holländern zunächst nur eine Unterstützung von 2 Millionen Livres oder 666,666 $\frac{2}{3}$ Goldthalern an, die selbst nach Scannin's Ansicht viel zu geringfügig war.

Auch Diego de Ibarra brachte nach Brüssel nur Drohungen, keinen bestimmten Bescheid über den Willen des spanischen Königs. Aber ehe noch der Kurier, welchen der Erzherzog Ende Juni mit erneuerter dringender Bitte um entscheidende Antwort nach Spanien sandte, dort angelangt war, erhielt Albrecht durch Depesche vom 1. Juli, die am 16. desselben Monats in Brüssel eintraf, den Entschluß des Königs und die Ratifikation des Stillstandes, letztere freilich, wie erwähnt, ohne ausdrückliche Billigung der holländischen Unabhängigkeit. Er freute sich aufrichtig über diese friedliche Wendung; Diego de Ibarra aber, der sich so ziemlich Lügen gestraft sah, reiste, ohne seinen grimmigen Aerger zu verheimlichen, mit seinem ganzen, auf lange Anwesenheit berechneten Haushalte sofort wieder ab. In Paris vermied er aus Scham über die klägliche Rolle, die er gespielt hatte, eine Audienz bei König Heinrich IV. zu nehmen; er gebrauchte dazu die herzlich ungeeignete Entschuldigung eines schlimmen Weines.¹⁾

Auch aus Paris erhielt der Erzherzog erfreulichere Nachrichten.

trauliche Schriftenwechsel zwischen Villeroi und den Gesandten —: der König wollte zunächst den Frieden; und als dieser nicht zu haben war, einen möglichst langdauernden, 16 bis 20 jährigen Waffenstillstand. Es ist kaum zu begreifen, wie man diesen für die französische Politik jener Zeit doch unbedingt maßgebenden Aktenstücken die Vermuthungen Aerffen's vorziehen konnte!

¹⁾ Erz. Albert an den König, 26. Juni, an Lerma und den König, 11. Juli, an Lerma, 12. 20. Juli; Doc. ineditos a. a. D. p. 63—67 und Deventer, Gedenkst. III. Inleid., p. XXVI Note. — MS. Dep. Pecquius' vom 1. Okt. (Brüssel).

Wenn auch Heinrich IV. auf die dringenden Bitten der Generalstaaten diesen die fälligen 200,000 Thaler auszahlte, so hatte sich Pecquius doch überzeugt, daß der französische König einem billigen, die Unabhängigkeit und Sicherheit der Vereinigten Provinzen gewährleistenden Frieden nicht abgeneigt sei.¹⁾ Nicht wenig hatte dazu die Wahrnehmung beigetragen, daß die Engländer, um sich bei dem Erzherzog und den Spaniern in Freundschaft zu erhalten, denselben den Glauben beibringen wollten, als ob nur Frankreich bestrebt sei, zu ihrem Schaden die Friedensverhandlungen zu durchkreuzen.²⁾ Um so mehr war Heinrich auf deren Förderung angewiesen. So konnte der Erzherzog vertrauensvoll die Unterhandlungen wieder aufnehmen. Der Audiencier Vereyken wurde nach dem Haag gesandt, um den Generalstaaten die königliche Ratifikation zu überbringen und weiter mit ihnen zu verhandeln, vor allem die Rückberufung der an der spanischen Küste stationirten holländischen Flotte zu verlangen.

Indeß die grobe List des spanischen Monarchen entging den Holländern nicht. Abgesehen davon, daß in der Ratifikationsurkunde die wichtige Klausel in Betreff der Souveränität und Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen fehlte, wurden die Erzherzoge darin „Herren der Niederlande“ — ohne Einschränkung — genannt; ferner war sie *Yo el Rey* („Ich der König“) unterzeichnet — eine Formel, die sonst nur Unterthanen gegenüber angewandt wurde; und endlich war sie auf Papier und nicht auf das für Staatsdokumente gebräuchliche Pergament geschrieben. Die Urkunde ward also als ungenügend zurückgewiesen und eine neue gefordert; zugleich riefen aber die Generalstaaten, um einen Beweis ihrer Friedensliebe zu geben, ihre Flotte aus der Nachbarschaft Spanien's ab (9. August). Vereyken mußte unverrichteter Sache nach Brüssel

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 10. Juli (Brüssel, Arch. du Royaume, Nég. de France III).

²⁾ Bunsfeux an La Boderie, 20. Juli; Lettres à la Boderie, I. 197.

zurückkehren und von hier aus noch einmal nach Madrid reisen, um ein befriedigenderes Ratifikationsinstrument von dem Könige zu erlangen. Der Erzherzog, der in den ganzen Verhandlungen im günstigsten Lichte als ein Mann voll aufrichtiger und friedefertiger Gesinnung erscheint, schrieb unumwunden an Lerma: „Se. Majestät muß sich nothwendiger Weise zu einem von beiden entschließen: entweder diese Friedensnegoziationen fortzusetzen unter der Bedingung (der Unabhängigkeit), welche die Holländer verlangen; oder aber den Krieg weiterzuführen mit gebührender Fürsorge für dessen Erfordernisse, und zwar in dem Umfange und mit der Pünktlichkeit, die ich stets Sr. Majestät als unentbehrlich vorgestellt habe.“ Der Erzherzog verschwieg nicht, wohin seine Neigung ging. „Der Friede ist jetzt offenbar nicht zu erhalten ohne die Klausel, welche die Holländer verlangen, und die man wahrscheinlich mit andern Bedingungen, deren Erlangung zu hoffen ist, wird beschönigen können. Den Krieg dagegen weiter zu führen, halte ich für unmöglich, wenn Se. Majestät nicht wenigstens 300,000 Dukaten¹⁾ monatlich vorschießt, und zwar mit thunlichster Pünktlichkeit.“ Darauf setzte der Erzherzog die Schwierigkeit dieses Kampfes mit so berechneten Worten auseinander, daß sein Zweck klärllich der war, Lerma von einem solchen abzuschrecken. Immer wieder betreibt er die schleunige Einsendung der geforderten Ratifikation, da ohne sie die Verhandlungen keinen Schritt vorwärts thun könnten; „um Gottes Willen“ — *por amor de Dios* — beschwört er (7. Sept.) Lerma, schnellstens auf eine oder die andere Weise für den Dienst des Königs Sorge zu tragen.

Anfang September kam der Franziskaner-Kommissar Nere von Madrid nach Brüssel zurück, ohne bestimmte Aufträge, aber mit einer Fülle friedlicher Versicherungen seitens des spanischen

¹⁾ Im gedruckten Texte steht 30,000 Dukaten — eine ganz unzureichende Summe; es muß offenbar 300,000 D. heißen. — Erz. Albert an Lerma, 21. Aug. p. 67 ff.

Herrschers ausgerüstet. Er hatte die Anweisung, auf seinem Wege in Paris zu rasten und dem französischen Könige seine Aufwartung zu machen.¹⁾ Heinrich hatte sich (28. Aug.) sehr lebhaft gegen Pecquius darüber beschwert, daß man ihm in Belgien die Absicht zuschreibe, den Frieden zu stören, da er doch denselben auf alle Weise begünstige. Wie leicht sei es ihm, diesen Frieden zu vereiteln, wenn er wolle, aber er wolle es eben nicht. Die Leichtigkeit, nebenbei gesagt, hätte lediglich in einem Offensivbündniß mit den Holländern direct und ausschließlich gegen Spanien bestanden! Es kostete dem Könige wenig, sich über jenen Mangel an Vertrauen ganz erzürnt anzustellen. Als nun Neyen in Begleitung von Pecquius seine Audienz bei Heinrich IV. nahm (3. Sept.), überschüttete dieser sie mit Liebenswürdigkeiten, wie Versicherungen seiner Friedensliebe, guten Rathschlägen, auf welche Weise man die Holländer behandeln, den Prinzen Moritz gewinnen müsse, und dergleichen mehr.

Und doch war Heinrich gerade damals in sehr lebhaften Verhandlungen mit den Vereinigten Provinzen begriffen, die freilich der allgemeinen Richtung seiner damaligen Politik nicht widersprachen.

Das Unbehagen nämlich, das die Wendung der Friedensunterhandlungen im Anfange des Sommers ihm eingeflößt, hatte sich noch weiter gesteigert. Die Rückberufung der holländischen Flotte selbst nach der ungenügenden Fassung der Ratifikationsurkunde, und zwar abermals ohne daß der Rath der französischen Bevollmächtigten eingeholt worden wäre, bestärkte die Leiter der französischen Politik in der Ansicht, daß die Holländer — und zwar zum Theil aus Mißtrauen gegen Frankreich — um jeden Preis Frieden mit Spanien zu machen und dabei jenes von den Ver-

¹⁾ Vergl. hierüber und über das Folgende: MS. Dep. Pecquius' v. 30. Aug. 3. 8. Sept. (Brüssel), 20. Sept. (Wien). — Billeroy an Jeannin, 3. Sept., XII. 349.

handlungen auszuschließen beabsichtigten. In den Briefen Heinrich's und Villeroi's an Jeannin, Buzenval und Ruffy aus den Monaten Juli und August 1607 spricht sich deshalb in unzähligen Variationen ein lebhafter Unwille gegen die Holländer aus — nicht wegen des Friedens an sich, sondern weil man fürchtete, daß derselbe zur Wiederunterwerfung der nördlichen Niederlande unter die spanische Herrschaft führen werde. Um dies zu verhüten, forderte Heinrich Anfang August die Staaten auf, ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß mit ihm zu schließen, und zwar ohne den Ausgang der Unterhandlungen mit dem Erzherzoge abzuwarten — da nach Vollendung des Vertrages mit Spanien die Holländer wahrscheinlich ein solches Bündniß von vorn herein zurückgewiesen haben würden. Barneveldt war auch wieder anscheinend sehr bereit, auf dieses Anerbieten einzugehen — lieber heute als morgen, sagte er, würden sie eine solche Allianz schließen — allein wie es zu den thatsächlichen Vorbereitungen kam, begann er abermals sein schon oft angewandtes Spiel: es sei unmöglich bei der Menge der in das Geheimniß zu ziehenden Personen dasselbe zu wahren u. s. w. Heinrich IV. aber war es müde, alle seine Anträge an die Holländer durch Erhebung vorgeblicher Schwierigkeiten vereitelt zu sehen, begleitet freilich mit einer Menge wohlklingender Betheuerungen und Verheißungen, die jedoch stets ohne allen Erfolg blieben. So forderte er zum Preis aller seiner Bemühungen für Holland wenigstens ein Vertheidigungsbündniß, das er in den letzten Tagen des August 1607 vorschlug. Man könnte sich darüber wundern, daß der französische Herrscher sich so angelegentlich um die weit schwächere holländische Republik bewarb, anstatt einstweilen die Geldzahlungen einzubehalten, deren jene ja doch nicht entbehren konnte, und ruhig abzuwarten, bis die Holländer zu ihm kommen und ihm die Bedingungen der weitem Unterstützung überlassen würden. Indes eine doppelte Erwägung vermochte Heinrich, unter keiner Bedingung die trottigen Republikaner hilflos zu lassen: einmal weil deren Unterwerfung durch Spanien das Uebergewicht des

letztern in Europa zweifellos von Neuem befestigt hätte; und dann, weil die Holländer, ehe es so weit käme, sich vielleicht dem glaubensverwandten England in die Arme geworfen haben würden, daß sie als seine Unterthanen gern aufgenommen und beschützt hätte — eine für Frankreich kaum minder unangenehme Eventualität. So verlangte Heinrich's eigenes Interesse, den Vereinigten Provinzen Beistand zu leisten, für den er freilich von ihnen auch gern Entgelt gehabt hätte.

Jetzt wollte er sich also mit einem Vertheidigungsbündniß begnügen, in das wo möglich auch der englische König und die unternehmendsten deutschen Fürsten Aufnahme finden sollten. Ja, er war bereit, bei dieser Allianz den Holländern doppelt so viel zu leisten, als diese ihm für den Nothfall zu geben verhiessen.

Wirklich begannen die Generalstaaten solchen Entwürfen um so zugänglicher zu werden, je mehr sich die Ankunft der aus Spanien neuerdings erwarteten Ratifikationen verzögerte. Am 17. September ¹⁾ schlugen die Generalstaaten selbst den Königen von Frankreich und England offiziell vor, zunächst ein kräftiges Angriffsbündniß gegen Spanien zu Wasser und zu Lande abzuschließen und dann erst in die gemeinschaftliche Berathung der Friedenschancen einzutreten. Indes nicht ein besonderes Bündniß gegen Spanien — eine solche Allianz würde Frankreich zu sehr kompromittirt und ihm die Rolle eines Friedensvermittlers unmöglich gemacht haben — sondern ein allgemeines und darum unbestimmteres Schutzbündniß beabsichtigte die französische Regierung; und deshalb gaben deren Gesandte in Gemeinschaft mit ihren englischen Kollegen eine ausweichende Antwort, in der sie allerdings den Beistand ihrer Souveräne für den Kriegsfall verhiessen, aber die nähern Verhandlungen über die Höhe jenes erst bis zum Eintritt des letztern aufschoben. Die Franzosen mußten sich jedoch bald überzeugen (Anf. Okt.), daß Jakob I. sich überhaupt nicht gegen Spanien

¹⁾ Nicht erst im Anf. November, wie Deventer, Gedenkst. III. 101 meint.
III.

zu binden gedachte, von dem er noch immer eine Wiederaufnahme der ihm so theuern Heirathsnegotiationen erhoffte. Diese Entdeckung war einerseits entmuthigend, da man so der englischen Hülfe verlustig ging; andrertheils war aber Heinrich nun der Holländer gewiß, weil diese, auf ihn allein angewiesen, unbedingt sich ihm zu nähern suchen mußten. Aus beiden Gründen ließ er die Verhandlungen über ein holländisches Bündniß nur in ziemlich verlangsamten Tempo fortsetzen.¹⁾

Diese Umtriebe des französischen Königs blieben trotz des Geheimnisses, mit dem sie umgeben wurden, den belgischen Staatsmännern nicht verborgen. Kein Wunder, daß sie trotz aller bald freundschaftlichen bald entrüsteten Proteste Heinrich's an dessen unparteiische oder gar für Belgien geneigte Gesinnung nicht glauben wollten.²⁾ Es mußte sie in diejer Ansicht nur bestärken, wenn sie sahen, welche Mühe derselbe sich gab, Trennung und Feindseligkeit zwischen dem Erzherzoge und den Spaniern hervorzurufen. In jeder Audienz versicherte er, wie großes Vertrauen er auf den erstern setze, während er von Madrid allerdings nichts Gutes erhoffte.³⁾

Die Lage Albert's war in der That keine angenehme. Die Holländer trotzig, England unsicher, Frankreich unter heuchlerischen Freundschaftsversicherungen feindlich, Spanien stumm und mißtrauisch — das war eine unbehagliche Situation! Zugleich langten auch von Rom, auf welches die Glieder des Hauses Oesterreich mit so vieler Achtung zu hören gewohnt waren, lediglich Klagen und unwillige Aufforderungen an. In der Person des Erzbischofs von Rhodus in partibus, Guido Ventivoglio, erschien ein neuer Nuntius in Brüssel, der von Seiten Sr. Heiligkeit sich bitter zu beklagen hatte, weil Ihre erlauchten Hoheiten die Erzherzoge in sehr nach dem Frieden begierig wären, daß sie nicht daran dächten, in

¹⁾ Nég. de Jeannin (Petitot II, XII.)

²⁾ Berny an Jeannin, 16. Sept.; ebendaß. p. 365.

³⁾ Ms. Dep. Pecquius' v. 1. Ott. (Brüssel).

dem beabsichtigten Friedensvertrage der katholischen Religion Erwähnung zu thun. Da nun der ganze Krieg nur stattgefunden habe zur Erhaltung und Bewahrung dieser Religion in den Niederlanden, so müsse doch — nach all' dem Blutvergießen und den spanischen Mißerfolgen! — die Glaubenseinheit das wichtigste Ziel des neuen Traktates sein! Diese Aufforderungen wiederholte Paul V. häufig genug dem erzhertzoglichen Gesandten in Rom.¹⁾

Die wichtigste Entscheidung lag augenblicklich in Madrid. Hier hatte man zuerst die Nachricht von der Verwerfung der fein ausgedachten Ratifikationsformel durch die Holländer sehr übel aufgenommen. Allerdings war es von diesen plumpen Rebellen unverzeihlich, sich nicht in den schlau gelegten Schlingen spanischer Staatsweisheit fangen zu lassen! Man sprach in Madrid wieder nur von Krieg, erging sich in lärmenden Rüstungen und sandte 600,000 Dukaten nach Flandern. Indes alle einsichtigen und zuverlässigen Beobachter hielten nicht viel von diesem anscheinend so kampfeslustigen Gebahren. Sie glaubten, daß die Spanier nur abermals ihrem Gefühle vermeintlicher Würde entsprechen, über ihr Machtbewußtsein und ihre Kräfte die Welt täuschen wollten. In Wirklichkeit waren dieselben außer Stande, den Krieg weiterzuführen; und die Ueberredungskunst Neyen's, der im August wieder in Madrid eingetroffen war, that das Ihrige. Der listige Franziskaner scheute vor keiner Mühe, selbst vor keiner bewußten Unwahrheit zurück, um seine und seines Auftraggebers, des Erzherzogs, Unterhandlung zum gedeihlichen Ziele zu führen. Er versicherte den König und Lerma, sechs Monate nach Eintritt des Friedens würden die Holländer den Anschluß an Spanien oder wenigstens an die belgischen Provinzen suchen; sie würden sich vollständig von Frankreich lossagen; sie würden die freie Uebung der katholischen Religion in ihrer Mitte dulden. Nur die unglaubliche Unwissenheit der spanischen Staatslenker konnte so kecken Vorpiegelungen Glauben

¹⁾ Ms. Dep. Ortemberg's v. 1. Sept. (Brüssel).

zu binden gedachte, von dem er noch immer eine Wiederaufnahme der ihm so theuern Heirathsnegoziationen erhoffte. Diese Entdeckung war einestheils entmuthigend, da man so der englischen Hülfe verlustig ging; andrentheils war aber Heinrich nun der Holländer gewiß, weil diese, auf ihn allein angewiesen, unbedingt sich ihm zu nähern suchen mußten. Aus beiden Gründen ließ er die Verhandlungen über ein holländisches Bündniß nur in ziemlich verlangsamtem Tempo fortsetzen.¹⁾

Diese Umtriebe des französischen Königs blieben trotz des Geheimnisses, mit dem sie umgeben wurden, den belgischen Staatsmännern nicht verborgen. Kein Wunder, daß sie trotz aller kalt freundschaftlichen bald entrüsteten Proteste Heinrich's an dessen unparteiische oder gar für Belgien geneigte Gesinnung nicht glauben wollten.²⁾ Es mußte sie in dieser Ansicht nur bestärken, wenn sie sahen, welche Mühe derselbe sich gab, Trennung und Feindseligkeit zwischen dem Erzherzoge und den Spaniern hervorzurufen. In jeder Audienz versicherte er, wie großes Vertrauen er auf den erstern setze, während er von Madrid allerdings nichts Gutes erhoffte.³⁾

Die Lage Albert's war in der That keine angenehme. Die Holländer tropig, England unsicher, Frankreich unter heuchlerischen Freundschaftsversicherungen feindlich, Spanien stumm und mißtrauisch — das war eine unbehagliche Situation! Zugleich langten auch von Rom, auf welches die Glieder des Hauses Oesterreich mit so vieler Achtung zu hören gewohnt waren, lediglich Klagen und unwillige Aufforderungen an. In der Person des Erzbischofs von Rhodus in partibus, Guido Bentivoglio, erschien ein neuer Nuntius in Brüssel, der von Seiten Sr. Heiligkeit sich bitter beschweren hatte, weil Ihre erlauchten Hoheiten die Erzherzoge sehr nach dem Frieden begierig wären, daß sie nicht daran dächten, in

¹⁾ Nég. de Jeannin (Petitot II, XII.)

²⁾ Bernu an Jeannin, 16. Sept.; ebendaf. p. 365.

³⁾ Ms. Dep. Pecquius' v. 1. Ott. (Brüssel).

dem beabsichtigten Friedensvertrage der katholischen Religion Erwähnung zu thun. Da nun der ganze Krieg nur stattgefunden habe zur Erhaltung und Bewahrung dieser Religion in den Niederlanden, so müsse doch — nach all' dem Blutvergießen und den spanischen Mißerfolgen! — die Glaubenseinheit das wichtigste Ziel des neuen Traktates sein! Diese Aufforderungen wiederholte Paul V. häufig genug dem erzhertzoglichen Gesandten in Rom.¹⁾

Die wichtigste Entscheidung lag augenblicklich in Madrid. Hier hatte man zuerst die Nachricht von der Verwerfung der fein ausgedachten Ratifikationsformel durch die Holländer sehr übel aufgenommen. Allerdings war es von diesen plumpen Rebellen unverzeihlich, sich nicht in den schlau gelegten Schlingen spanischer Staatsweisheit fangen zu lassen! Man sprach in Madrid wieder nur von Krieg, erging sich in lärmenden Rüstungen und sandte 600,000 Dukaten nach Flandern. Indes alle einsichtigen und zuverlässigen Beobachter hielten nicht viel von diesem anscheinend so kampfeslustigen Gebahren. Sie glaubten, daß die Spanier nur abermals ihrem Gefühle vermeintlicher Würde entsprechen, über ihr Machtbewußtsein und ihre Kräfte die Welt täuschen wollten. In Wirklichkeit waren dieselben außer Stande, den Krieg weiterzuführen; und die Ueberredungskunst Neyen's, der im August wieder in Madrid eingetroffen war, that das Ihrige. Der listige Franziskaner scheute vor keiner Mühe, selbst vor keiner bewußten Unwahrheit zurück, um seine und seines Auftraggebers, des Erzhertogs, Unterhandlung zum gedeihlichen Ziele zu führen. Er versicherte den König und Lerma, sechs Monate nach Eintritt des Friedens würden die Holländer den Anschluß an Spanien oder wenigstens an die belgischen Provinzen suchen; sie würden sich vollständig von Frankreich losjagen; sie würden die freie Uebung der katholischen Religion in ihrer Mitte dulden. Nur die unglaubliche Unwissenheit der spanischen Staatslenker konnte so kranken Vorpiegelungen Glauben

¹⁾ Ms. Dep. Ortemberg's v. 1. Sept. (Brüssel).

schenken. Lediglich der Form halber, um das *sosiego* — „das Prestige“ — aufrecht zu erhalten, zögerte Philipp III. noch den ganzen September hindurch mit der Ausstellung der Ratifikation; Anfang Oktober ging sie nach Brüssel ab.¹⁾

Der entscheidende Schritt war also gethan, und die Kinder der Geusen konnten die stolze Befriedigung genießen, ihre Unabhängigkeit von dem Sohne Philipp's II. anerkannt zu sehen. Die ganze ungeheure Macht Spaniens war an den mutigen Herzen und den starken Armen eines kleinen aber für bürgerliche und religiöse Freiheit begeisterten Volkes zerstückt. — Nach langen Verhandlungen über formale Angelegenheiten ward Dezember 1607 der Waffenstillstand verlängert und der Erzherzog eingeladen, durch Absendung einer bevollmächtigten Kommission nach dem Haag die eigentlichen Friedensverhandlungen zu beginnen. Dank den französischen Künsten und dem formalistischen Gebahren der damaligen Diplomaten war also ein volles Jahr vergangen, ehe man von den Vorbereitungen zur Hauptsache gelangt war!

Heinrich IV.²⁾ war sehr unzufrieden mit den zahlreichen Schwierigkeiten, welche die Holländer über jede Formsache in den Unterhandlungen erhoben. Da er den Frieden nun für sicher hielt, wünschte er dringend den baldigen Abschluß desselben, um der bedeutenden Zahlungen an die Holländer enthoben zu sein. Im Beginne des November hatte er ihnen eine dritte Rate von 150,000 Thalern geschickt, die wie Regen auf dürres Land fiel. Aber er weigerte sich diese Zahlungen weiter zu leisten. Besonders auf Prinz Moriz als den Führer der Kriegspartei war er sehr ärgerlich, während er, um den Eifer des friedlichen Barnveldt zu erhöhen, denselben ein Geldgeschenk oder eine Pension in Aussicht stellte.

¹⁾ Dep. Cornwallis v. ^{29. Aug.} ^{8. Sept.} Winw. Mem. II. 338 f. — Willeroy an Jeannin, 17. Sept., 8. Okt.; Petitot II, XII, 371, 424 f.

²⁾ MS. Dep. Ruffo's v. 8. Nov. (Paris). — Heinrich IV. an Jeannin. Willeroy an Jeannin, 23. Nov.; XII. 528, 529 f.

Die üble Stimmung des Königs über die Uneinigkeit und zugleich Undankbarkeit der Holländer wurde sehr gebessert, als (26. Nov. 1607) die Generalstaaten den französischen und englischen Gesandten den Abschluß eines gegenseitigen, allgemeinen Vertheidigungsbündnisses anboten. Barnevelt's Entwürfe waren dabei sehr umfassender Art. Nach denselben sollten England, Frankreich und Holland in beständigem Verbande bleiben und für den Fall, daß eines von ihnen angegriffen werde, ein Bundesheer von 58,000 Mann und eine Bundesflotte von hundert Kriegsschiffen aufstellen. Für die nächsten Jahre wolle überdies Holland eine beträchtliche Armee unterhalten, zu deren Kosten — neun Millionen Gulden — Frankreich und England zusammen ein Drittheil beitragen sollten, wofür sie das Recht hätten, stets über ein Drittheil jener verfügen zu können. — Freilich sich auf immer und in solchem Umfange zu binden, waren Frankreich und England wenig geneigt, zumal nach der Ansicht Barnevelt's diese Vereinbarung für alle Fälle, auch für den eines sofortigen Krieges gelten sollte, in den sich verwickeln zu lassen weder Frankreich noch England beabsichtigten. Ueberhaupt vermochte man auf die Theilnahme Jakob's I. kaum zu zählen, der, um die Spanier nicht zu beleidigen, erst nach Herstellung des niederländischen Friedens das Bündniß mit den Vereinigten Provinzen eingehen wollte. Heinrich IV. dagegen war geneigt, das Sichere zu ergreifen und jenes Bündniß sofort anzubahnen; aber es sollte nur in Gültigkeit treten nach dem Zustandekommen des spanisch-holländischen Friedens. Er meinte, nicht mit Unrecht, unter solcher Einschränkung werde es jetzt die Spanier nicht mehr beleidigen, als wenn man es nach dem Abschlusse jenes Friedens überhaupt erst eingehe.

Demgemäß beauftragte Heinrich seine Gesandten, alles, was in ihren Kräften stehe, anzubieten, um den englischen Herrscher gleichfalls in das Bündniß zu ziehen, da es zu Dreien selbstverständlich ein viel beträchtlicheres Ansehen haben und ferner nicht das Odium besonderer Feindseligkeit gegen die Spanier Frankreich

aufbürden werde; sollte aber Jakob Schwierigkeiten machen, müsse man auch ohne ihn abschließen. Als Grundlagen für den beabsichtigten Vertrag bezeichnete Heinrich: Stellung von 6—8000 Franzosen für die Holländer, wenn diese angegriffen würden; Stellung holländischer Kriegsschiffe oder des entsprechenden Betrages in Geld, nach französischer Wahl, wenn Frankreich sich vertheidigen müsse; und zwar sollte der Geldwerth der holländischen Hülfe nur die Hälfte der französischen betragen. Werde es aber jetzt nicht zum Frieden und demgemäß das Bündniß gar nicht zu praktischer Gültigkeit kommen, so erbot sich der französische König den Staaten das Doppelte von derjenigen Hülfeleistung zu gewähren, die Jakob I. ihnen bewilligen wolle — denn ganz frei dürfe dieser auch nicht ausgehen. Villeroi erläuterte diese Verheißungen seines Königs, indem er dieselben als noch nicht endgültige, gewissermaßen als Minimalanerbietungen bezeichnete; je nachdem die Staaten ihre Angelegenheiten betreiben und sich gegen Frankreich benehmen würden, könnten sie auch von letzterm Gunst und Genußthuung erhoffen.

Diese Erklärungen der französischen Regierung, obwohl viel mäßiger und beschränkter, als *Barnevelt's* Entwurf, fanden in Holland sehr freundliche Aufnahme. Denn bei dem steten Mißtrauen, das man hier gegen Spanien empfand, mußte es auf alle Fälle im holländischen Interesse liegen, auf die Hülfe Frankreich's mit Sicherheit und unter jeder Bedingung zählen zu können. In der That würde der Abschluß des französisch-holländischen Bündnisses in wenigen Tagen erfolgt sein, wenn man nicht auch die Antwort Jakob's I. auf die holländischen Anträge hätte erwarten wollen; und diese verzögerte sich von Tag zu Tag. Da die Engländer immer neue Ausflüchte erfannen, um unter anscheinend lebenswürdigen Worten die Theilnahme an dem Vertrage von sich abzumwälzen, so drang endlich Heinrich darauf, daß Seannin „die Sache mit den Staaten zum Abschluß und in Sicherheit bringe, auch ohne sie.“ Die Holländer schlugen jetzt den Franzosen noch

einmal ein Schutz- und Trugbündniß und zwar für den kriegerischen wie für den friedlichen Ausgang der niederländischen Verhandlungen vor — allein da die Franzosen jetzt der Holländer auf alle Fälle sicher waren, wollten sie nicht so offen mit den Spaniern brechen, sondern nur den Vereinigten Staaten Muth einflößen und ihnen den bevorstehenden Frieden annehmbar und sicher machen. Jeannin nahm also das Bündniß nur für den Fall eines friedlichen Ausganges der jetzt schwebenden Verhandlungen an — denn nach einem solchen müsse man vor allem streben — verhiess ihnen aber dabei für die Eventualität eines abermaligen Ausbruches des Krieges nichts desto weniger ausgiebige Hülfe von Seiten Frankreich's.

Endlich entschlossen sich die französischen Bevollmächtigten im Haag und die Generalstaaten, ihr Bündniß ohne die Engländer zu vollenden, die noch immer an einem Tage ihre Bereitwilligkeit zu einem solchen zu erklären pflegten, um am nächsten neue Schwierigkeiten zu erheben. Am 17. Januar 1608 beschloßen die Staaten in geheimer Sitzung, zu dem Bündnisse zu schreiten, welches dann sieben Deputirte mit Jeannin und Ruffy verhandelten. Am 25. Januar wurde es unterzeichnet, aber aus formellen Gründen vom 23. datirt. Die Staaten erhielten dabei eine geringfügige Vergrößerung der im Kriegsfall zu gewährenden französischen Hülfe. Uebrigens wurde im Eingange auch der König von England als Verbündeter erwähnt, weil man theils noch auf dessen nachträglichen Beitritt hoffte, theils die Trennung von England nicht öffentlich eingestehen wollte. Das Hauptverdienst am Zustandekommen dieser Allianz hatte, wie Jeannin gern eingestand, Barnevelt. Heinrich versprach darin, die Generalstaaten im Nothfalle mit 10,000 Mann auf seine Kosten zu unterstützen und, so dessen Bedürfniß wäre, noch mit mehreren auf Kosten der Staaten; die Holländer den König mit 5000 Mann oder, wenn er es vorziehe, mit einer entsprechenden Anzahl Kriegsschiffe. Dieses Bündniß sollte für Lebzeiten des Königs und seines Nachfolgers gelten, aber nur wenn zuvor der Friede mit Spanien zu Stande gekommen

aufbürden werde; sollte aber Jakob Schwierigkeiten machen, müsse man auch ohne ihn abschließen. Als Grundlagen für den beabsichtigten Vertrag bezeichnete Heinrich: Stellung von 6—8000 Franzosen für die Holländer, wenn diese angegriffen würden; Stellung holländischer Kriegsschiffe oder des entsprechenden Betrages in Geld, nach französischer Wahl, wenn Frankreich sich vertheidigen müsse; und zwar sollte der Geldwerth der holländischen Hülfe nur die Hälfte der französischen betragen. Werde es aber jetzt nicht zum Frieden und demgemäß das Bündniß gar nicht zu praktischer Gültigkeit kommen, so erbot sich der französische König den Staaten das Doppelte von derjenigen Hülfeleistung zu gewähren, die Jakob I. ihnen bewilligen wolle — denn ganz frei dürfe dieser auch nicht ausgehen. Villeroi erläuterte diese Verheißungen seines Königs, indem er dieselben als noch nicht endgültige, gewissermaßen als Minimalanerbietungen bezeichnete; je nachdem die Staaten ihre Angelegenheiten betreiben und sich gegen Frankreich benehmen würden, könnten sie auch von letzterm Gunst und Genugthuung erhoffen.

Diese Erklärungen der französischen Regierung, obwohl viel mäßiger und beschränkter, als *Barnevelt's* Entwurf, fanden in Holland sehr freundliche Aufnahme. Denn bei dem steten Mißtrauen, das man hier gegen Spanien empfand, mußte es auf alle Fälle im holländischen Interesse liegen, auf die Hülfe Frankreich's mit Sicherheit und unter jeder Bedingung zählen zu können. In der That würde der Abschluß des französisch-holländischen Bündnisses in wenigen Tagen erfolgt sein, wenn man nicht auch die Antwort Jacob's I. auf die holländischen Anträge hätte erwarten wollen; und diese verzögerte sich von Tag zu Tag. Da die Engländer immer neue Ausflüchte erfannen, um unter anscheinend lebenswürdigen Worten die Theilnahme an dem Vertrage von sich abzuwälzen, so drang endlich Heinrich darauf, daß Jeannin „die Sache mit den Staaten zum Abschluß und in Sicherheit bringe, auch ohne sie.“ Die Holländer schlugen jetzt den Franzosen noch

einmal ein Schutz- und Trutzbündniß und zwar für den kriegerischen wie für den friedlichen Ausgang der niederländischen Verhandlungen vor — allein da die Franzosen jetzt der Holländer auf alle Fälle sicher waren, wollten sie nicht so offen mit den Spaniern brechen, sondern nur den Vereinigten Staaten Muth einflößen und ihnen den bevorstehenden Frieden annehmbar und sicher machen. Jeannin nahm also das Bündniß nur für den Fall eines friedlichen Ausganges der jetzt schwebenden Verhandlungen an — denn nach einem solchen müsse man vor allem streben — verhiess ihnen aber dabei für die Eventualität eines abermaligen Ausbruches des Krieges nichts desto weniger ausgiebige Hülfe von Seiten Frankreich's.

Endlich entschlossen sich die französischen Bevollmächtigten im Haag und die Generalstaaten, ihr Bündniß ohne die Engländer zu vollenden, die noch immer an einem Tage ihre Bereitwilligkeit zu einem solchen zu erklären pflegten, um am nächsten neue Schwierigkeiten zu erheben. Am 17. Januar 1608 beschloßen die Staaten in geheimer Sitzung, zu dem Bündnisse zu schreiten, welches dann sieben Deputirte mit Jeannin und Ruffy verhandelten. Am 25. Januar wurde es unterzeichnet, aber aus formellen Gründen vom 23. datirt. Die Staaten erhielten dabei eine geringfügige Vergrößerung der im Kriegsfalle zu gewährenden französischen Hülfe. Uebrigens wurde im Eingange auch der König von England als Verbündeter erwähnt, weil man theils noch auf dessen nachträglichen Beitritt hoffte, theils die Trennung von England nicht öffentlich eingestehen wollte. Das Hauptverdienst am Zustandekommen dieser Allianz hatte, wie Jeannin gern eingestand, Barneveldt. Heinrich versprach darin, die Generalstaaten im Nothfalle mit 10,000 Mann auf seine Kosten zu unterstützen und, so dessen Bedürfniß wäre, noch mit mehreren auf Kosten der Staaten; die Holländer den König mit 5000 Mann oder, wenn er es vorziehe, mit einer entsprechenden Anzahl Kriegsschiffe. Dieses Bündniß sollte für Lebzeiten des Königs und seines Nachfolgers gelten, aber nur wenn zuvor der Friede mit Spanien zu Stande gekommen

wäre. Schließlich wurden den Unterthanen jedes der kontrahirenden Theile in den Ländern der andern dieselben Handelsvorrechte ausgemacht, wie die Einheimischen sie genossen. — Die Nachricht von diesem Bündniß erfüllte ganz Holland mit Jubel, und alle Städte würden öffentliche Freudenbezeugungen deswegen angestellt haben, wenn nicht Zeannin — um den Spaniern nicht noch mehr Grund zur Eifersucht und Unzufriedenheit zu geben — ihnen durch die Bemerkung Einhalt gethan hätte: zu solchen Festen sei noch Zeit, nachdem der Friede hergestellt sein werde!).

Wirklich gewährte dieser Vertrag den Holländern eine beträchtliche moralische Unterstützung. Sie waren auf alle Fälle, trotz der buchstäblichen Einschränkung, des französischen Wohlwollens und Beistandes sicher. Sie konnten jetzt mit größerer Ruhe, Zuversicht und Festigkeit den Spaniern gegenüber treten, und waren nach dem etwaigen Abschluß des Friedens mit Spanien vor dessen Intriguen und Nachstellungen gesichert. Das war schon an sich ein großer Vortheil für Heinrich IV., dem ja so viel daran liegen mußte, die Selbständigkeit und Macht der Holländer unversehrt zu erhalten. Und ferner war auch ihm gegen jeden fremden Angriff die nicht zu verachtende Beihülfe der Holländer — besonders ihrer Kriegsflotte — verheißen, da er selbst der Marine fast gänzlich entbehrte.

Während Frankreich sich so für die Zukunft des holländischen Bündnisses versicherte, träumte man in Madrid nach dem außerordentlichen Opfer, welches der König mit seiner zweiten Ratifikation, mit der förmlichen Anerkennung der Souveränität der Vereinigten Provinzen gebracht habe, von nichts als Frieden, von

¹⁾ Deventer, Gedenkstukken, III. 161 ff. — Heinrich IV. an Zeannin und Russy, Billeroy an Zeannin, 8. Dez., Zeannin und Russy an den König, 21. Dez., König an Zeannin und Russy, 22. Dez., Zeannin und Russy an den König, 25. Dez., Zeannin an Billeroy, 25. Dez., König an Zeannin und Russy, 29. Dez., Billeroy an Zeannin, 29. Dez. 1607; Vertrag v. 23. Jan., Zeannin und Russy an den König und Zeannin an Billeroy, 28. Jan. 1608. Petitot II, XIII. p. 39 ff. 53. 85. 92 f. 104. 115. 118. 121. 130. 135. 148 ff. 157 ff. 175 ff.

dessen völligem Abschluß man bereits täglich Nachricht zu empfangen hoffte. Allerdings waren viele Spanier von altem Schlage so bekümmert über die freilich ziemlich schmählischen Bedingungen, daß sie über diese Angelegenheit gar nicht reden hören mochten; aber jeder erkannte an, daß kein Mittel da sei, den Krieg fortzusetzen. Philipp III. selbst äußerte (Mitte Nov. 1607): er wolle auf alle Fälle Frieden mit den Holländern, denn der Krieg mit ihnen bedeute im Grunde und verhüllt auch den Krieg mit Frankreich, England, Dänemark und vielen deutschen Fürsten. Einem solchen aber fühlte sich Spanien nicht mehr gewachsen.¹⁾

Wie in Madrid, so war man auch in Brüssel einsichtig genug, den während der französischen Bündnißverhandlungen lediglich verdoppelten Freundschaftsversicherungen Heinrich's IV. und seiner Minister nur insofern zu glauben, als man dem französischen Herrscher nicht mehr Absichten auf die Störung des Friedens zutraute, ohne aber dabei seine einseitige Begünstigung der Holländer zu verkennen. Die Folge war, daß Pecquius sich Monate lang von jeder Zusammenkunft mit dem Könige fern hielt. Das war Heinrich überaus unangenehm. Sein Wunsch war, ebenso wie bei der venetianischen Angelegenheit, wo er doch auch mehr nach der einen — eben der venetianischen — Seite sich hingeneigt hatte, von beiden Parteien mit der Vermittlung beauftragt zu werden und dadurch auch hier als der Schiedsrichter und Friedensstifter Europa's zu erscheinen. Daß nun der Erzherzog und Spanien nicht so politisch einfältig waren, wie Paul V., ihre Sache ihrem offenbaren Gegner anzuvertrauen, versetzte Heinrich und seine Minister in einen Zorn gegen Belgien, den sie wohl auch etwas übertrieben, um damit desto mehr Eindruck hervorzubringen. Genug, Heinrich benutzte die Anwesenheit des belgischen Jesuitenprovinzials Hierontinus in Paris, um demselben sein Herz über die ihm ver-

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. ^{11.} 21. Nov., ^{24.} 4. Dec. 1607; Winw. Mem. II. 356 f. 360.

meintlich von Albert angethane Beleidigung auszuwischen, indem letzterer ihn durchaus nicht zur Mitwirkung an dem Friedenswerke aufgefordert habe. Da über Pecquius' außerordentliche Zurückhaltung drückte der König seinen Zorn vor einem Kreise von Hofleuten so unverhohlen und laut aus, daß Hierontinus, der dieser Szene bewohnte, ganz bestürzt über dieselbe war. Natürlich war sie darauf berechnet, Pecquius da und mit dem Erzherzoge zur Beherzigung mitgetheilt zu werden. Dagegen wurden auch die freundlichen Mittel nicht gespart, um Albert zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Unmittelbar nach jenem stürmischen Vorgange kam der einschmeichelnde Jesuit Cotton zu Pecquius und gab ihm auf die liebenswürdigste Weise sein Bedauern über das abweisende Benehmen des Erzherzogs zu erkennen, da doch der König von ganzer Seele den Frieden anstrebe. Uebrigens konnte der päpstliche Nunzius Ubal dini diese Friedensliebe des französischen Herrschers leblich bestätigen — denn er wünsche, den Holländern ihre bisher erlangten Vortheile ohne weitere Opfer zu bewahren — doch allerdings mit der Einschränkung, daß Frankreich bei Abschluß desselben die Vermittlung erhalte, sonst würde es wohl manches thun, die Unterhandlungen zu hindern und zu durchkreuzen.¹⁾

Aber weder die Zornausbrüche noch die Schmeicheleien des französischen Monarchen vermochten den Erzherzog in seinen Ansichten über den Charakter der französischen Politik zu beeinflussen, vielmehr ertheilte er an Pecquius lediglich ausweichende Instruktionen; von irgend welcher greifbaren Aufforderung zur Vermittlung war nicht die Rede. Vielmehr beklagte gerade damals Albert sich durch den jetzt völlig für Spanien gewonnenen Kardinal Aldobrandini heimlich bei dem Papste über die von Heinrich IV. den Holländern beständig gewährte Gunst und Unterstützung. Man hielt es allerdings für gut, diese Mißstimmung nicht öffentlich

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 13. 17. Dec. (Brüssel). — Dep. Ubal dini's v. 27. Dec.; Perrens, Les mariages esp., p. 57

zu zeigen. Während die belgischen Staatsmänner sich in vollem Gegensatz zu dem Könige von Frankreich wußten, richteten sie doch an alle ihre Agenten die Weisung, öffentlich stets als „gute Freunde“ dieses Herrschers aufzutreten.¹⁾ Ubaldini aber wußte es besser; von Pecquius mit dem vollsten Vertrauen beehrt, das seine spanische Gesinnung auch in jeder Weise verdiente, vermochte er nach Rom mit dünnen Worten zu melden: „Es ist keineswegs die Absicht des Erzherzogs, daß Seine Majestät (von Frankreich) bei den Friedensverhandlungen betheiligt sei und das Geheimniß derselben kenne.“²⁾ So verharrte der Erzherzog im schroffsten Gegensatz zu den französischen Wünschen.

Heinrich IV. mußte versuchen, auf eine andere Weise das verschätzte Vertrauen Alberts und Spaniens wieder zu gewinnen.

Seit der Geburt des Dauphins in Frankreich und der Infantin Ana in Spanien hatten die Unterhandlungen über eine Vermählung der beiden nie ganz geruht und waren zumal von Rom aus immer wieder in Anregung gebracht worden, wo man eine Verbindung der beiden katholischen Hauptmächte über alles wünschte, damit sie ihre Kräfte gegen die Ungläubigen und, was dem Papstthume jedenfalls noch wichtiger war, gegen die Ketzer vereinten.³⁾ Andererseits hatten auch Erzherzog Albert und seine Gemahlin nicht aufgehört, sich für diese Angelegenheit warm zu interessiren, die sie schon deshalb in Gang gebracht zu sehen wünschten, weil sie von derselben ein Aufhören der französischen Unterstützung an die aufständischen Niederländer erhofften. Endlich fand es Heinrich IV. selbst von Zeit zu Zeit angemessen, auf diese Aussichten einzugehen, jedes Mal, wenn es ihm daran lag, Spanien ruhig zu erhalten und es an der Unterstützung von Verschwörungen oder äußern

¹⁾ MS. Instruktion an Pecquius, 30. Dezember 1607 (Wien). — MS. Instruktion an den Prior v. Mortau (Ortenberg) Dez. 1607; Wien. — Dep. Ubaldini's v. 8. Jan. 1608; Perrens 61.

²⁾ Dep. Ubaldini's v. 20. Jan. 1608; p. 62.

³⁾ Th. I. S. 252 ff. 315.

gegen Frankreich gerichteten Untrieben zu verhindern. Eine solche Epoche trat ein, als im Beginne des Sommers 1605 Heinrich durch seine geschiedene Gattin Margarethe Nachricht von der umfassenden Verschwörung Bouillon's und zahlreicher südfranzösischer Edelleute erhielt. Wie leicht konnte Bouillon damals von Sedan aus sich mit dem benachbarten Belgien verbinden! Dies wollte der König unter allen Umständen vermeiden, und so ließ er (Juli 1605) durch einen belgischen Pater Olivier und die spanische Aebtissin Beata de San Geronimo, die sich damals in Paris aufhielten, dem dortigen Agenten des Erzherzogs, Ayala, neue Anträge über die Vermählung des Dauphins mit der Infantin Ana machen; ja er sprach den Wunsch aus, dieselbe möge nach Frankreich gebracht und dort erzogen werden. Ebenso regte der Kardinal Tschudi diese Angelegenheit in Rom an, freilich mit dem Vorgeben, daß er es nur auf eigene Veranlassung, durch seine persönlichen Wünsche für die gesammte Christenheit bewogen thue.¹⁾ Ernstlich konnten diese Vorschläge kaum gemeint sein, zu einer Zeit, wo Heinrich auf allen Punkten im schärfsten Gegensatze zu Spanien stand; sie waren vielmehr nur ein auf Täuschung des Gegners berechneter Schachzug. Die Entdeckung von Merargues' verrätherischen mit Spanien gepflogenen Unterhandlungen machte bald auch allen scheinbaren Heirathsnegoziationen ein Ende. Erst als nach der Hinrichtung Merargues' und der Unterwerfung Bouillon's die Zustände in Frankreich sich völlig beruhigt und befestigt hatten, gedachte der König wieder jener, indem er sich gegen den Marques von San German, der auf der Reise zu seinem Botschafterposten in London durch Paris kam, über die Kälte beschwerte, welche der Herzog v. Verma in der Heirathsangelegenheit gezeigt habe (Juli 1606).

Wirklich hatten die spanischen Staatsmänner so lange, wie

¹⁾ MS. Chiffritte Dep. Ayala's v. 6. Juli 1605; Wien, H. H. und Z. A. P. C. 188. — Dep. Gernwallis' v. ¹⁵/₂₅ Juli 1605; Winw. Mem. II. 21.

²⁾ MS. Dep. Ayala's v. 29. Juli 1606; Wien, a. a. D. 189.

die Infantin Ana noch der einzige Sprössling des spanischen Königshauses war, nicht im Ernste an eine Vermählung derselben mit dem Dauphin gedacht, da diese die dereinstige Vereinigung Spaniens mit Frankreich zur Folge haben mußte. Selbst die Geburt des Prinzen von Asturien — 8. April 1605 — änderte nichts an dieser Gesinnung, weil ein einziger Prinz eine zu geringe Gewähr für die Dauer des königlichen Hauses bot. Indes die baldige Geburt einer zweiten Prinzessin, Doña Maria (18. August 1606), brachte einen Umschwung in den Anschauungen des madrider Cabinets hervor. Einmal war dadurch die Aussicht auf weitere Vermehrung der königlichen Familie eröffnet; und dann konnte man die Infantin Ana auf alles Erbrecht in Spanien verzichten lassen, so daß bei kinderlosem Abgange des Infanten die Krone an Maria übergegangen wäre — wie dies später wirklich bei der Vermählung Ana's mit Ludwig XIII., sowie Maria Teresa's mit Ludwig XIV. geschah. Seitdem zeigte sich bei den leitenden Persönlichkeiten in Madrid stets von neuem Neigung, in Nachahmung der Politik, die einst Karl V. nach dem Abschlusse des zehnjährigen Waffenstillstandes von Nizza eingeschlagen hatte, durch eine Heirathsverbindung das französische Königshaus an Spanien zu fesseln und dadurch die französische Politik von der spanischen abhängig zu machen. Nur Schade für so kühne Entwürfe, daß weder Philipp III. ein Karl V. noch auch Heinrich IV. ein Franz I. war! Gerade der Gegensatz, in dem beide Staaten wieder einmal bei Gelegenheit der venetianischen Irrungen standen, gab dem Herzoge von Lerma Veranlassung, dem französischen Gesandten Barrault die Herstellung eines besseren Einvernehmens zwischen beiden Kronen dringend an's Herz zu legen und als wirksamstes Mittel hierzu eine Vermählung der beiderseitigen KönigsKinder vorzuschlagen (März 1607¹⁾). Wirklich schien man in Paris geneigt, auf das spanische Entgegenkommen einzugehen. Zumal

¹⁾ Dep. Barrault's v. 29. März 1607; Perrens, Les mariages esp. 36 f.

Billeroy ergriff seiner innersten Gefinnung gemäß mit Freuden die Gelegenheit, zu einem freundlichen Einverständniß zwischen beiden Mächten beizutragen. Als unter andern der spanische Geschäftsträger Irraraga zu der Geburt des Herzogs von Orleans Glück wünschte, sagte er demselben unverhohlen: er wünsche nur, daß die Kinder beider Könige in hinreichendem Alter wären, um sofort ihre gegenseitige Vermählung vorzunehmen! Weniger eifrig freilich, als der Staatssekretär, war der König selbst. Er sah wohl ein, daß man in Madrid mit jener Vermählung nur Frankreich in das spanische Schlepptau zu nehmen beabsichtige, und betrug sich deshalb einstweilen recht kühl und zurückhaltend. War doch inzwischen von einer Heirath seiner ältesten Tochter, Madame Elisabeth, mit dem Prinzen von Wales die Rede — ein Plan, der allerdings bei der streng kotholischen Königin Marie wenig Beifall fand.¹⁾ Anders wurde es, als dem spanischen Monarchen am 15. September 1607 ein zweiter Sohn geboren ward, der den Namen Carlos erhielt. Nunmehr faßte der französische Monarch einen Plan, der mit seiner allgemeinen Politik auf das engste zusammen hing. Sein Streben war naturgemäß darauf gerichtet, die Niederlande dem französischen Einflusse zu unterwerfen oder wenigstens dem spanischen zu entziehen. Bisher hatte er dies stets betrieben durch mäßige Förderung der aufständischen Provinzen, wodurch nicht allein diese genöthigt wurden, sich auf Frankreich zu stützen, sondern auch die noch gehorsamen Provinzen so geschwächt, daß sie gewissermaßen von dem Gutbefinden Frankreich's abhingen. Indes auf diese Weise blieb nach Herstellung des Friedens immerhin die Hälfte der Niederlande in spanischer Gewalt. Als daher der päpstliche Nuntius Barberini kurz vor seinem durch die Erhebung zum

¹⁾ Ms. Dep. Irraraga's v. 2. Mai 1607; Paris, Nat.-Arch. K. 1452. Hier ist die Dep. fälschlich s. a. 1605 gesetzt, während sie dem Absender und dem Inhalte nach unzweifelhaft in das Jahr 1607 gehört, zumal der Herzog von Orleans erst 16. April 1607 geboren wurde. — Ms. Dep. Pecquius' vom 31. Oct. 1607 (Brüssel).

Kardinal verursachten Weggange von Paris die Aeußerung hinwarf — die übrigens durch die eben erfolgte Geburt des Don Carlos hervorgerufen wurde — man möge doch wenigstens zu der Vermählung dieses jüngeren Infanten mit der zweiten Prinzessin von Frankreich, Christine, schreiten, faßte Heinrich diesen Gedanken in eigenthümlicher Weise auf. Don Carlos und Christine sollten von Spanien die Niederlande als erbliches Lehen, aber mit völliger thatsächlicher Unabhängigkeit erhalten; dann wollte auch er selbst bestrebt sein, die nördlichen Niederlande wieder mit den südlichen zu vereinigen. Der außerordentliche Vortheil einer solchen Kombination für Frankreich liegt auf der Hand. Wären doch damit die Niederlande, außer einem rein nominellen Verbande, gänzlich von Spanien getrennt und in Folge dessen auf den einzig mächtigen Nachbarn, Frankreich, angewiesen worden. Anstatt wie bisher eine beständige Bedrohung Frankreich's im Norden und Osten zu sein, wären Flandern und die Freigrafschaft in Verbündete und Bollwerke desselben verwandelt. Man denke sich nur in der Jetztzeit Deutschland zersplittert und ohnmächtig, wie damals, so würden auch jetzt Belgien und Holland rettungslos dem französischen Einflusse verfallen sein.

Heinrich ging also mit freudiger Bereitwilligkeit auf den Vorschlag des Nuntius ein, der gewiß nicht wenig erstaunt war, mit seiner flüchtigen Andeutung so vielen Beifall zu finden. Selbstverständlich betonte der König nur den Vortheil seines Planes für die Christenheit im Allgemeinen: lediglich wegen der flandrischen Nachbarschaft trage Frankreich Eifersucht gegen Spanien; sei dieses Flanderns entledigt, so werde er selbst nur das Interesse haben, mit dem spanischen Könige vereint das niederländische Erbe ihrer Kinder gemeinsam zu vertheidigen und die Ketzer zu bekämpfen, die ja ihm — dem Könige Heinrich — im Innern Frankreich's so unbequem seien. Dasselbe hat Villeroy später dem Nachfolger Barberini's in der pariser Nuntiatur noch des Breiteren entwickelt. Der ganze Plan schien wahrlich nur zum Besten der katholischen Kirche von dem „Allerchristlichsten Könige“ ausgedacht!

Barberini fand sich denn auch sehr geneigt, bei seiner baldigen Rückkehr nach Rom das Projekt dem Papste und durch diesen den Spaniern vorzulegen. Nur ließ er sich, um allein das Verdienst zu besitzen, dieses hochwichtige Geschäft abgeschlossen zu haben, vom Könige einstweilen völliges Schweigen darüber gegen jeden andern versprechen.

Barberini reiste nach Rom ab, blieb auch mit Heinrich und dessen Ministern im Briefwechsel, ließ aber Woche auf Woche vergehen, ohne des mit jenem verabredeten Planes zu gedenken — weshalb ist nicht ganz klar, höchst wahrscheinlich weil den Spaniern der Entwurf, wie Heinrich ihn gestaltet hatte, keineswegs genehm war. Der König glaubte sich aber nunmehr an das dem Kardinal gegebene Versprechen des Geheimnisses nicht mehr gebunden. Vielmehr waudte er sich (Dezember 1607) an diejenigen Persönlichkeiten, die sich den spanisch-französischen Vermählungen stets günstig erwiesen hatten: den Erzherzog Albert und seine Gemahlin; natürlich auf Umwegen. Dem belgischen Jesuiten-Provinzial Clerontinus, der soeben in Paris angelangt war, eröffnete er das Anerbieten zur weiteren Mittheilung nach Brüssel. Ueberdies setzte er durch seinen Beichtvater, den Jesuiten Cotton, den neuen Nuntius Ubal dini, Bischof von Montepulciano, von dem Plane in Kenntniß.¹⁾

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 17. 27. Dez. 1607 (Wien). — Dep. Ubal dini's v. 25. Dez. 1607, 4 März 1608; Perrens, Les mariages espagnols, p. 40 ff. — Perrens a. a. O. will nachweisen, daß Barberini selbst der Urheber des ganzen Planes gewesen sei. Dafür zitiert er Worte einer königlichen Instruktion an Breves v. 23. Juli 1608 (Lett. miss. VII. 579): . . . certaines ouvertures d'alliances et mariages avec le roy d'Espagne et ses enfants, qui m'ont esté faictes . . . tant de la part du Pape que du duc de Lerme; und dann eine Aeußerung Barberini's: Quant aux traites de mariages du second fils d'Espagne avec Madame Chrestienne, c'est moy qui en suis l'auteur. Indes die erste Ausführung ist zu allgemein, um für unsern besondern Fall etwas zu beweisen. Heinrich IV. hatte ein wesentliches Interesse daran, nicht als der Veranlasser dieser Unterhandlungen zu erscheinen, da er sonst mit geringem Nachdrucke in seinen Forderungen auftreten konnte, und da überdies das Gelingen der ganzen Angelegenheit so außerordentlich fraglich war. So konnte er mit vollem Rechte darauf hinweisen, daß die Initiative zu der ganzen

Der König hatte sich nicht in der Hoffnung getäuscht, daß Albert und Isabella — die selber stets die völlige Trennung der Niederlande von Spanien als die beste Lösung für die niederländischen Wirren herbeigewünscht hatten — mit Freuden auf seinen Vorschlag eingehen würden. Am 9. Januar 1608 nahm Pecquius, nachdem er seit einem Vierteljahr ihn absichtlich vermieden hatte, Audienz, um ihm die hohe Genugthuung seiner Herrscher über diese Eröffnung auszudrücken; dieselben seien bereit, ihren ganzen Einfluß in Spanien in diesem Sinne zu verwenden. Heinrich empfand darüber lebhafteste Befriedigung, der er in heitern Worten Ausdruck gab; doch erjuchte er das erzherzogliche Paar, über diese Sache ein allseitiges Schweigen zu beobachten, bis erst der Papst, der von der Angelegenheit längst unterrichtet sei, seinen Entschluß über dieselbe kundgegeben habe. Cotton wiederholte später diese Aufforderung des Königs an Pecquius, und Villeroy bemerkte diesem: Ihre Hoheiten möchten selbst nach Spanien nicht über die Heirathsfrage schreiben, bis der Allerchristlichste König Nachricht aus Rom habe. — Unter den französischen Gesandten wurde der Plan ausschließlich dem in alle Geheimnisse der königlichen Politik

Heirathsangelegenheit ursprünglich vom Papste und von Spanien ausgegangen war, ohne gerade auf den nächstvorliegenden Plan zu verweisen. Barberini aber, noch dazu von Heinrich IV. dazu gedrängt, bekennt sich nur als Urheber der Idee von der Verinählung der beiden jüngern Prinzen überhaupt, jagt aber keineswegs, daß auch der Entwurf der Errichtung einer flandrischen Bundesgenitür zu deren Gunsten von ihm herrühre. Daß aber der Urheber dieses letztern Vorschlages Heinrich IV. selbst war, wird von allen sonstigen Berichterstattungen ausgesagt — wie Perrens auch zugiebt — und stets wieder hervorgehoben. Wir haben also keinen Grund, daran zu zweifeln; und um so weniger, als es bei weitem wahrscheinlicher ist, daß ein solcher Gedanke von dem französischen Könige ausging, der ein besonderes Interesse an der Trennung Flandern's von Spanien hatte, als von der Kurie, der er sicher zunächst als eine Erschwerung der dringend gewünschten Heirathsverbindung zwischen Spanien und Frankreich erscheinen mußte! — Ueberhaupt fördert Perrens in dem angeführten Buche nur durch die Fülle nützlichen Materials; seine Darstellung dagegen ist zu einseitig in ihren Quellen, höchst willkürlich in der Anordnung der Thatfachen und überdies flüchtig, so daß Perrens sich häufig grobes Mißverständniß der italienischen Texte zu Schulden kommen läßt.

eingeweihten Jeannin mitgetheilt. Doch deutete Heinrich auch den einstweiligen spanischen Geschäftsträger in Paris, Erraraga, seinen Gedanken in dessen eigentlichem Kernpunkte an: er halte es für das Beste, die Niederlande gänzlich von Spanien zu trennen und sie einem völlig unabhängigen Fürsten zu geben; dann würden sich auch die Holländer wieder mit den südlichen Provinzen vereinigen. Wie ernst die französischen Staatsmänner es mit dieser Angelegenheit nahmen, beweisen die Einzelheiten, in die Villeroy bereits gegen Pecquius einging: wenn es zu der besprochenen Verbindung käme, müsse überlegt werden, was man mit den Niederlanden für den Fall machen würde, daß die spanische Krone an den zweiten Sohn oder dessen Nachkommen gelange; denn es sei die feste Absicht des französischen Herrschers, diese Lande vermittelst des besprochenen Abkommens für immer von der spanischen Krone getrennt zu erhalten.¹⁾

Man sieht, dies letztere war Heinrich's eigentliches Ziel – freilich ein ganz anderes, als der Papst und das madridener Kabinett sich bei der spanisch-französischen Zwischenheirath gesetzt hatten. Während die letztern bezweckten, durch dieselbe eine enge Vereinigung zwischen Frankreich und Spanien zum Behufe einer nachdrücklichen katholischen Interessenpolitik herbeizuführen, gebrauchte Heinrich diese Eventualität nur als Deckmantel seines eigentlichen Plans, der in strenger Folgerichtigkeit seines ganzen seit dem Jahre 1598 beobachteten Verfahrens lediglich darauf ging, durch eine solche Vermählung Spanien das alte burgundische Erbe völlig zu entsichern und damit den Druck zu beseitigen, welchen die spanischen Besitzungen der Niederlande und der Freigravsschaft auf Frankreich übten. Weit davon entfernt, eine Stärkung der spanischen Macht herbeizuführen zu wollen, hatte er vielmehr hier wie überall nur den

¹⁾ Ms. Dep. Pecquius' vom 9. 12. Jan. 1608 (Brüssel). — Ms. Erraraga's v. 2. Jan. (Paris). — Vergl. Instruktion an Jeannin v. 10. 12. Petitet, Mémoires, II, XIII, 144 f.

Schwächung und Minderung im Auge — wobei er sich freilich wohl hütete, diesen seinen eigentlichen Zweck irgend jemandem einzugestehen. Spätere Staatsmänner aber erkannten Heinrich's wahre Anschauungen und Absichten wohl. Der Redakteur von Michellien's Denkwürdigkeiten, der in diesem Theile derselben auf Grund guten Materiales arbeitete, sagt: Heinrich IV. „äußerte oft seine große Abneigung gegen die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem (spättern) Könige v. Spanien, der sie seitdem geheirathet hat, indem er dies mit dem ganzen Wesen der beiden Staaten begründete, das derart sei, daß die Größe des einen die Erniedrigung des andern wäre; und das mache die Erhaltung eines guten Einvernehmens zwischen ihnen ganz unmöglich, und so seien die diesbezüglichen Verbindungen nutzlos zwischen den beiden Kronen, welche immer mehr ihre Interessen als ihre Familienbeziehungen in Betracht ziehen!“¹⁾

Sagte doch damals, im Beginne des Jahres 1608, schon Willeroy dem Runtius: eine einfache Vermählung werde, wie man schon oft gesehen, von keiner praktischen Wirkung sein; einzig die Heirath zwischen Don Carlos und Madame Christine mit Blandern als Ausstattung werde das Mittel zur Herstellung einer festen und beständigen Freundschaft zwischen beiden Kronen sein, und deshalb möchten nur auf diese Eventualität der Papst und Barberini ihre Bemühungen richten.²⁾ — Es war stets die Trennung der Niederlande von Spanien, die für Heinrich IV. das Hauptinteresse bildete.

Er bemühte sich einstweilen angelegentlichst, sich mit dem Erzherzoge auf guten Fuß zu stellen, theils weil er denselben als nothwendigen Vermittler für seinen Heirathsplan betrachtete, theils um auch in den bevorstehenden Friedensverhandlungen im Haag die Mediation allseitig bewilligt zu erhalten. Pecquius überschüttete

¹⁾ Hist. de la mère et du fils, I. 22.

²⁾ Dep. Ubaldini's v. 20. Jan. 1608; Perrens 63 f.

er mit freundlichsten Worten und eröffnete demselben mit einer Vertraulichkeit, deren Berechnung freilich unschwer zu erkennen war: Jakob I. verwerfe den Frieden als für Großbritannien und Frankreich gleich schädlich; aber er — Heinrich — billige dessen Gründe keineswegs, sondern sei durchaus dem Frieden geneigt. Und ebenso günstig äußerte er sich über den Gegenstand, den Philipp III. bereits als unumgängliche Bedingung für jeden Vertrag bezeichnet hatte, und um welchen sich zunächst die haager Verhandlungen drehen mußten; nämlich die Bewilligung der freien Religionsübung für die Katholiken der Vereinigten Provinzen. Diese Angelegenheit mußte zweifellos sehr große Schwierigkeiten hervorrufen; denn die Holländer wollten sie durchaus nicht in den Friedensvertrag aufgenommen haben, einmal weil eine solche Einmischung in die innern Verhältnisse ihres Staates gewissermaßen eine Beschränkung von dessen Souveränität ausgemacht haben würde, andrerseits weil sie fürchteten, daß die katholischen Welt- und besonders Ordensgeistlichen ebenso viele Spione und Agenten Spanien's und Beförderer von Aufständen sein würden. Heinrich hob jetzt gegen Pecquius die vielfachen Bedenken dieser Frage hervor; „aber“, setzte er mit Salbung hinzu, „in Anbetracht nicht allein des besonderen Interesses, das ich an dieser Sache für die Erhaltung und Sicherung der Ruhe meines Königreiches habe, sondern noch mehr der großen Segnungen, die ich von der Hand Gottes seit meiner Bekehrung zum katholischen Glauben erhalten, und die mich verpflichten, mit allen Mitteln zur Ausrottung der Ketzerei beizutragen — aus diesen Gründen werde ich nichts unterlassen, was nach gemeinsamer Berathung als nützlich dazu betrachtet werden wird. Seine Hoheit der Erzherzog kann sich dessen versichert halten.“ Selbstverständlich dankte Pecquius mit großer Rührung für diese erbaulichen Worte und versicherte seinerseits, daß Se. Hoheit entschlossen sei, den Vereinigten Provinzen alle in dem vorläufigen Vertrage gemachten Versprechungen treulich zu halten, wenn der Friede endgültig zu Stande käme. — Auch Villeroi betheuerte, daß der

König seinem Gesandten im Haag vor allem befohlen habe, für die Religionsfreiheit in den Vereinigten Provinzen Sorge zu tragen¹⁾ — während gerade im Gegentheil Heinrich IV. und Villeroi selbst Seannin fortwährend einschärften, sich mit dieser lästigen Frage durchaus nicht zu befassen!

Ebenso wenig stimmte es zu jenen Auslassungen des französischen Herrschers, daß derselbe gerade jetzt, in der zweiten Woche des neuen Jahres, den Holländern wieder 450,000 Livres zusandte. Freilich hatte man auch hierfür schöne Worte in Bereitschaft, ja der Staatssekretär Puyfieur bewies dem Perquius haaricharf, daß der Erzherzog dem Könige für dies Opfer dankbar sein müsse, denn jetzt komme es vor allem auf die Herstellung eines guten Friedens an, und dazu sei es nothwendig, daß die Generalstaaten aufrichtiges und vollkommenes Vertrauen in Se. Majestät setzten!²⁾ Daß man sich in Brüssel durch solche Gründe täuschen lassen werde, hieß doch der belgischen Leichtgläubigkeit viel zumuthen! Nicht mindern Verdacht erregte es, wenn die Franzosen den Erzherzog ernstlich ersuchten, ebenso wie über die Heirathsangelegenheit auch über das Versprechen Heinrich's, in der Frage der Religionsfreiheit ihn unterstützen zu wollen, tiefstes und allseitiges Geheimniß zu bewahren. Vor allem aber mußte endlich der Abschluß des französisch-holländischen Bündnißvertrages vom 23. Januar die Belgier veranlassen, der französischen Vermittlung durchaus zu mißtrauen.

Da die Thatfachen so laut gegen die Worte des französischen Monarchen sprachen, beharrte Albert bei der Ueberzeugung, daß Heinrich IV. ihn täuschen wolle, daß derselbe nach wie vor im holländischen Interesse gegen das spanisch-belgische arbeite. So wollte er ihn denn mit gleicher Münze bezahlen. Freilich das „Geheimniß des Traktates“ vor den Franzosen zu bewahren, ging bei deren innigem Einverständnisse mit den Holländern nicht mehr gut

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 9. 12. Jan. 1608; Brüssel.

²⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 16. Jan.

an. Sonst aber wies der Erzherzog seine Bevollmächtigten zu dem haager Friedenskongresse — Spinola, Richardot u. s. w. — an, mit den Gesandten Frankreich's, England's und Dänemark's öffentlich die besten Beziehungen zu unterhalten, sie aber „mit der größten Höflichkeit von jeder Theilnahme an den eigentlichen Verhandlungen auszuschließen.“ Nur sollten sie nach holländischem Vorgange, um nicht mißtrauisch zu erscheinen, diesen Deputirten die gewonnenen Ergebnisse mittheilen, besonders dem Präsidenten Seannin ein großes Vertrauen vorpiegeln und ihn zugleich ermahnen, für den Frieden recht thätig zu sein. In ähnlicher Weise wurde Pecquius instruiert.¹⁾

Am 31. Januar 1608 langten die belgischen Bevollmächtigten, feierlich eingeholt, im Haag an. Sie waren angewiesen, den Punkt der Freiheit und Oeffentlichkeit des katholischen Gottesdienstes in den Vereinigten Provinzen als den wichtigsten zu betrachten, welcher in dem Friedenstraktate den ersten Paragraphen auszumachen habe. Da König Philipp so schnell auf die Souveränität verzichtet, so mußten die Holländer sich gefügig zeigen einer Forderung gegenüber, die ihnen im Grunde nützlich sei, indem sie ihre katholischen Unterthanen ihnen verpflichte. Seannin sei vorzustellen, daß auch sein König in dieser Angelegenheit interessirt sei. Sollten die Holländer aber die Religionsfreiheit beschränken wollen, so müsse man vor dem Abschlusse erst die Entscheidung des katholischen Königs einholen. Was die Handelsangelegenheiten betreffe, so solle den Holländern der Verkehr mit Spanien unter der Bedingung gestattet sein, daß sie auf den Verkehr mit beiden Indien, d. h. mit sämmtlichen spanischen Kolonien verzichteten und versprächen, die Zuwiderhandelnden zu bestrafen. Dann werde man gegenseitig alle besondern Handelsabgaben aufheben. Als beste Grenze zwischen

¹⁾ MS. Instructions de l'Archiduc Albert et de l'Infante Isabel pour le marquis de Spinola, le président Richardot etc., Brüssel, 16 Jan.; Repie, Paris, Nat.-Arch. K. 1461. — MS. Instr. an Pecquius, 20. Jan.; Wien.

den nördlichen und südlichen Niederlanden wurde bezeichnet diejenige der Scheldemündungen, der Wal und des Rheines. In der That, sie würde den Spaniern ganz Staatsländern und Nordbrabant mit Sluys, Bergen-op-Zoom, Gertruydenburg, Breda, Herzogenbusch und Nymegen zurückgegeben haben, während sich für diese wichtigen Erwerbungen der Erzherzog großmüthig zur Rückgabe einiger Rheinbefestigungen und der kleinen Orte Lingen und Odenzaal in Overijssel sowie Groenlo in Büttyhen bereit erklärte und außerdem zu dem Versprechen, in die oben erwähnten Städte keine Besatzung zu legen. Ebenso wolle der Erzherzog Rheinberg dem Kurfürsten von Köln zurückerstatten und sich damit jedes Rheinüberganges berauben. Die holländischen und belgischen Münzen sollten gleichmäßig in jedem Theile der Niederlande Kurs haben. Doch wollte sich Albert mit diesem Münzvereine keineswegs begnügen; vielmehr gab er seinem Bevollmächtigten den allerdings schwer auszuführenden Auftrag, mit Hülfe einiger befreundeten Reichsfürsten für ihn das Schutzrecht über Holland zu erwerben. Sollten die Holländer hierauf nicht eingehen — setzte Albert mit allerdings wohlfeiler Sehergabe hinzu — müsse man wenigstens ein sehr enges Vertheidigungsbündniß schließen, da für beide Theile aus der Trennung große Gefahren erwachsen würden. Zeige man sich auch hiergegen störrisch, so müsse auf alle Fälle das Versprechen erwirkt werden, sich gegenseitig nicht zuwider zu sein. ¹⁾

Solche Aufträge bewiesen nur die geringe Einsicht des Erzherzogs in die Sachlage sowie in den Charakter und die Absichten seiner Gegner. Wie konnte er nur einen Augenblick annehmen, daß die Holländer, die ihre völlige Souveränität zur Grundbedingung jeder Unterhandlung gemacht hatten, sich nunmehr zur Anerkennung des erzherzoglichen Schutzes, ja überhaupt zu irgend einer vertragsmäßigen Beschränkung ihrer Selbständigkeit verstehen würden! War auch nur ein enges Vertheidigungsbündniß zwischen dem

¹⁾ MS. Instruction de l'Archid. Albert etc. v. 16. Jan. (Paris).

protestantischen Holland möglich und den südlichen Niederlanden, die zu dem bigott katholischen Spanien gehörten? Waren nicht vielmehr beide Länder sicher, bei ausbrechendem europäischen Konflikt sich stets auf verschiedenen Seiten zu finden? Fast ebenso ungereimt war die Grenze, die der Erzherzog hier vorschlug — nie konnten die Generalstaaten auf einen für sie so nachtheiligen Tausch eingehen. Wirklich ließen Richardot und Spinola diese Punkte je ziemlich fallen; das Hauptgewicht legten sie vielmehr auf die freie Ausübung der katholischen Religion in den Vereinigten Provinzen und das Verbot des holländischen Handels nach den spanischen Kolonien. Dieser letztere Gegenstand trat zunächst in den Vordergrund der Negotiationen, während die Belgier den Punkt der Religion bis zuletzt aufsparten, um, wenn sie mit dem sonstigen Verlaufe der Verhandlungen nicht zufrieden wären, einen volltönenden Beweggrund zum Bruche zu haben. Allein schon über den indischen Handel konnte man sich durchaus nicht einigen, da die Holländer denselben für die Seele ihres Wohlstandes und ihres Verkehrs überhaupt hielten, die Spanier aber keinem Volke den Handel mit den fremden Erdtheilen gestatten wollten, den sie in thörichtem und ohnmächtigem Stolge sich als Monopol zu wahren gedachten. Diesen Streit benutzte die Kriegspartei in der niederländischen Republik — neben den Anhängern der Dranier ganz besonders die kühne und unternehmende wenn auch kleine Provinz Seeland — um auf das schroffste gegen die erzherzoglichen Bevollmächtigten aufzutreten. Daraus drohte dann der vollständige Abbruch der Unterhandlungen zu erfolgen. Albert sah sich genöthigt, Anfang April 1608 Neven abermals nach Spanien zu senden, um die Willensmeinung des Königs Philipp über diesen Gegenstand einzuholen, während man inzwischen an den sonstigen Artikeln des zu vereinbarenden Friedens weiter zu arbeiten beschloß.¹⁾

¹⁾ Jeannin und Ruffin an den König, 16. Febr., König an J. und R., 27. Febr., J. und R. an den König, 12. März, Villeroi an Jeannin, 20. März, J. und R. an den König, 1. April; p. 196 ff. 226. 270. 309. 343 ff.

Je länger von Rom und Madrid die Antwort auf Heinrich's IV. Heirathsvorschläge ausblieb, desto entschiedener stellte dieser sich in den Verhandlungen, wenn er auch möglichst den Frieden beförderte, wieder auf die Seite der Holländer. Sogar in Bezug auf den Religionspunkt war dies der Fall, wo ihn doch außer Spanien und dem Erzherzog auch der Papst zu einem nachdrücklichen Auftreten gegen die Holländer ermahnte, und wo er selbst im Anfange so fromme Verheißungen reinsten Eifers gegeben hatte. Ende Februar sah sich Pecquius hierin recht bitter durch die kühle und zweideutige Sprache Villeroi's enttäuscht. Dem Runtius aber eröffnete der König ganz unverhohlen, er könne höchstens dafür sorgen, daß die holländische Regierung nach dem Frieden freiwillig die Religionsfreiheit einführe, aber nicht insolge fremder Nöthigung. Es sei genug, dies zu erreichen, eine Thorheit jedoch, den Punkt jetzt bei dem Friedenstraktate verhandeln und darin aufnehmen zu wollen, und das wisse der Erzherzog sehr wohl. Indes weder der letztere noch Philipp III. oder der Papst waren mit so vagen Aussichten zufrieden.¹⁾ Glaubte Heinrich wirklich jemanden zu täuschen, indem er seinen Bevollmächtigten im Haag befahl: in Betreff des Religionspunktes sich so weise zu benehmen, daß die einen keine Ursache hätten zu veröffentlichen, er habe bei dieser Gelegenheit Mangel an Eifer für die Wiederherstellung der katholischen Religion in den Vereinigten Provinzen gezeigt, noch die andern sich zu beklagen, er habe die Kunstgriffe und Intriguen der Belgier zu ihrem Nachtheile begünstigen wollen?²⁾

Kaum minder zweideutig war des Königs Benehmen in Betreff des augenblicklich schwebenden Hauptpunktes, des indischen Handels. Darüber sagte er dem Pecquius (18. März): gewiß müsse man die Holländer tadeln, daß sie hierin so eigensinnig seien,

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 28. Febr. (Brüssel). — Dep. Albadini's v. 19. März p. 93 f.

²⁾ Heinrich IV. an Scannin und Ruffy, 27. Febr. p. 226.

aber das ließe sich nun einmal nicht ändern; und im Grunde könne man es ihnen nicht so sehr verdenken, denn sie stünden im Begriffe, die Spanier aus beiden Indien zu vertreiben, was sie binnen dreier Jahre sicherlich fertig bringen würden. Verstiebt sich, eine bewußte Uebertreibung größter Art! Ueberhaupt warf Heinrich dem armen Pecquius die brutale Phrase in's Gesicht: „Die Spanier sind mit ihren Mitteln zu Ende.“ Höhnisch fügte er hinzu, wie übel der Erzherzog gehandelt habe, den Staaten so schnell die Souveränität zu bewilligen; das habe sie so übermüthig und stolz gemacht, daß sie nun in keinem Punkte weichen wollten. Jetzt müsse der Erzherzog auf jeden Fall Frieden machen, selbst ohne die Spanier, weil gegenwärtig seine Provinzen alle Lust zur Wiederaufnahme des Krieges verloren hätten. — So äußerte der französische König in nicht sehr edler Weise gegen den schwächern Nachbarn den Verdruß, den er über das Ausbleiben jeder spanischen Erwiderung auf seine Heirathsanträge empfand. Jeannin und Ruffy erhielten schließlich den Befehl, wegen des Handelsparagraphen weder der einen noch der andern Partei die geringste Unterstützung zu gewähren.¹⁾

Absolut feindselig trat der französische Herrscher aber gegen den spanischen Wunsch nach Umtausch der flandrischen und brabantischen Pläze auf, während doch selbst die Holländer sich geneigt zeigten, demselben wenigstens theilweise und in gerechtem Verhältnisse beider Parteien nachzukommen. Er trug seinen Bevollmächtigten im Haag auf, sich diesem Austausch auf das bestimmteste zu widersetzen, indem er als Grund die angeblichen, in Wahrheit schwer erkennbaren „Gefahren“ anführte, welche derselbe den Holländern bereiten würde.²⁾ Das wirkliche Motiv für Heinrich's heftigen Widerstand gegen diesen Punkt war ein ganz anderes, als zärtliche

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 20. März; abgedruckt bei Deventer, Gedenkst. III. 239 ff. — Villeroy an Jeannin, 20. März, p. 309.

²⁾ König an Jeannin und R., 27. Febr. 19. März; p. 225. 301.

Sorgfalt für die Sicherheit der Vereinigten Provinzen. So lange vielmehr die durch die wechselnden Kriegserfolge entstandene vielfach verschobene und unnatürliche Grenze blieb, verharrten Holland und Belgien in drohender Stellung wider einander. Keine Grenzprovinz war abgerundet, in jeder befanden sich Garnisonen des Gegners; dadurch mußte von selbst beständige Feindschaft und der Wunsch, den andern aus seiner gefährdenden Position zu vertreiben, entstehen. So war Heinrich sicher, daß unter dieser Bedingung der Gegensatz zwischen den freien und gehorsamen Provinzen nicht aufhören und ihm selbst fortwährend Gelegenheit zur Einmischung und zum Bündnisse mit dem einen der beiden Theile gegeben sein würde. Deshalb widerlegte er sich so eifrig der Abrundung der holländisch-belgischen Grenze.

So konsequent aber Heinrich einerseits den spanischen Interessen bei den Verhandlungen entgegen arbeitete, und so sehr er andrertheils bemüht war, wenigstens einen Theil der Niederlande in Abhängigkeit von Frankreich zu bewahren, kann man doch nicht sagen, daß er den Wiederausbruch des niederländischen Krieges angestrebt hätte. Da jetzt die Gefahr vorlag, daß wegen des streitigen indischen Handels der endgültige Friede ganz aufgegeben und durch Verhandlungen nur über einen lang dauernden Waffenstillstand würde ersetzt werden: so erteilte darüber Heinrich die vollkommen korrekte Weisung, vor Allem den Frieden zu betreiben, aber für den Fall, daß derselbe sich als unmöglich erweisen würde, auch für einen lang dauernden Waffenstillstand zu wirken, für welchen dann der nur auf den Frieden berechnete französisch-holländische Bündnißvertrag vom 23. Januar gültig gemacht werden sollte. In der Frage: ob Friede oder Stillstand vom französischen Gesichtspunkt aus wünschenswerther sei? gingen die Anschauungen des Königs und seiner Minister — Villeroy's wie Jeannin's — auseinander. Heinrich, nur darauf bedacht, die Trennung der Niederlande in zwei feindliche Theile für immer zu sichern, zog den Frieden dem Stillstande vor; während Villeroy und Jeannin den

letztern dem französischen Interesse für eriprießlicher achteten. In der That sind die Gründe, die sie dafür anführten, von bedeutendem Gewichte, und schon zur damaligen Zeit fehlte es nicht an Stimmen, welche die Fürsorge des französischen Königs für den niederländischen Frieden als einen ebenso großen Fehler wie den Vertrag von Lvon im Jahre 1601 bezeichneten. Jeannin zieht jedenfalls den Waffenstillstand vor: „dieser Stillstand wird die Holländer wachsamer machen für ihre Bewahrung, er wird bewirken, daß sie bereitwilliger zu den durch den Unterhalt der Garnisonen erfordernten Ausgaben beitragen, stets in Furcht und Besorgniß vor den Spaniern verbleiben werden, und dadurch wird es weniger Freundschaft zwischen ihnen geben. Und wenn später eine Gelegenheit einträte, die uns den Krieg in diesem Lande ebenso wünschen ließe, wie wir jetzt den Frieden dort für nöthig halten, würde es leichter sein diese Völker aus einem Waffenstillstande zum Kriege herüberzuführen, als wenn sie in der vollen Behaglichkeit des Friedens sich befänden.“¹⁾ Im Ganzen hatten ohne Zweifel die Minister dieses Mal dem Könige gegenüber vollkommen Recht, wie Heinrich selbst demnächst bei Gelegenheit der jülicher Streitigkeiten erkennen mußte. —

Während Heinrich IV. seine Parteilichkeit für die Holländer bei diesen Unterhandlungen so deutlich hervorkehrte, hätte er sich wahrlich nicht wundern dürfen, daß Spanien nicht eiligst auf seine Heirathseröffnungen einging. Konnte man da der spanischen Regierung Mißtrauen und Vorsicht gegen Frankreich verdenken, wie sie freilich in allen ihren Aeußerungen um diese Zeit hervortreten?²⁾

Es herrschte in demselben einmal wieder die kriegerische Stimmung entschieden vor, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Neven's

¹⁾ Jeannin an Sully, 15. März, p. 294; vergl. Villeroi an Jeannin, 31. März, p. 338.

²⁾ MS. Instr. an Erraraga, Madrid 20. März.

schöne Verheißungen von der Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit der Holländer, wenn ihnen nur die Souveränität zugestanden werde, nichts als eitel Wind seien. Der gute Franziskaner wurde jetzt als fecker Betrüger bezeichnet. Als der Herzog von Ossuna durch Paris kam, machte er dort von der Unzufriedenheit, die in Spanien über den Bruder Generalkommissar herrschte, gar keinen Hehl.¹⁾ Die Kriegspartei, die am spanischen Hofe nie gesehlt hatte, brachte ihre Gründe mit neuem Gewichte vor. Wie unehrenhaft und gefährlich sei dieses Präzedens, einen so beträchtlichen Theil des ererbten spanischen Gebietes schmählich den Feinden zu überlassen! Man fügte hinzu, daß ein so großes Reich wie Spanien doch immer einen Krieg und einen Uebungsplatz für seine Soldaten haben müsse; dazu seien aber die Niederlande, wo man die eigenen angegriffenen Rechte vertheidige, weit geeigneter als irgend ein anderes Land, wo man mit weniger Recht und geringrer Kenntniß von neuem zu beginnen habe. Zu diesen militärischen und politischen Erwägungen kamen bei den Altspaniern die frommen: dürfe Spanien, das kirchlich-treue Spanien der Religion einen solchen Schaden zufügen? So gab man sich in den offiziellen Kreisen Madrid's das Ansehen, die Friedensverhandlungen lediglich als Zeitvergeudung und Wortverschwendung zu betrachten. Der Hauptnachdruck wurde auf den Religionspunkt gelegt, der allerdings derjenige war, wegen dessen mit dem schönsten Wortpomp und dem ehrenvollsten Scheine der Bruch mit den Vereinigten Provinzen vollzogen werden konnte. Im Grunde war den Spaniern aber die Angelegenheit des indischen Handels bei weitem wichtiger, welchen den „Rebellen“ nicht endgültig zu gestatten Verma fest entschlossen war.²⁾

Die spanische Regierung zeigte sich um so entschiedener in

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 2. Mai (Brüssel).

²⁾ Cornwallis an den Privy Council und an Salisbury, ²/₁₂ April; Winw. Mem II. 384 f. — Heinrich IV. an Bouillon, 2. Mai; Lettr. miss. VII. 542.

Sahre leben konnten? Wer bürgte dafür, daß nicht, sei es Carlos sei es Christine eher starb, als sie zur Heirath oder zur Herrschaft gelangten? Oder selbst bestenfalls, würden die Spanier es mit Don Carlos nicht machen, wie mit Erzherzog Albert, den sie auch dem Namen nach zum unabhängigen Herrn der Niederlande erhoben hatten, um ihn in Wahrheit durch lästige Bevormundung immer enger an Spanien zu fetten? Frankreich würde dann nichts erreicht haben, als mit treulofer und thörichter Aufopferung seiner Verbündeten und seiner eigenen Interessen Spanien zu dem in einem halben Jahrhundert vergeblich verfolgten Ziele der Unterwerfung der gesammten Niederlande unter den politischen und kirchlichen Despotismus von Madrid verhelfen zu haben! Das wollte der König sich nicht hergeben.

Freilich hatte er wegen dieses Punktes einen harten Stand gegenüber dem Nuntius Ubal dini, einem Prälaten, bei weitem spanischer noch als der Papst und in Wahrheit lediglich Agent Spaniens, das auf ihn das vollste Vertrauen setzte, während Heinrich IV. mit seiner Haltung von vorn herein unzufrieden gewesen war. Uebrigens bezog er, während er gleichzeitig von Frankreich 600 Thaler nahm, auch von Spanien eine Pension von 500 Goldthalern.¹⁾ So lange wie möglich suchte Heinrich seine Sinnesänderung dem Nuntius und den Spaniern zu verbergen. Willeroy hatte Ubal dini auf dessen wiederholtes Drängen um bestimmtern Bescheid stets mit allgemeinen und schön klingenden, aber wenig bedeutenden Nebenbarten abgeseifigt; und zugleich gab sich Heinrich zu jeder Art freundschaftlicher Demonstrationen gegen Spanien her. Der sechsjährige Dauphin mußte der gleichaltrigen Doña Ana einen eigenhändigen Brief schreiben, und der Ueberbringer, ein spanischer Mönch, erhielt den Auftrag, seinem König

¹⁾ MS. Instruktion an Erraraga, Madrid 1608 s. d.; Paris, Nat. Arch. K. 1462. — MS. Instr. an denselben, 20. März 1608; ebendaj. — Ms. Leg. 'Becquius' v. 19. Nov. 1607 (Wien).

im Namen des französischen Herrschers die vielverheißende Botschaft zu überbringen: derselbe wolle sein guter Bruder und Diener sein; man solle gegenseitig die Vergangenheit vergessen, und zukünftig treue Freundschaft beobachten, die sich auch auf ihre Kinder zu vererben habe.

Durch solche und andere, moralisch noch bedenklichere Kunstgriffe aller Art gelang es Heinrich wirklich Ubaldini und Pecquius mit der Aussicht zu trösten, daß er nur darüber erbittert sei, weder von Rom noch von Brüssel oder Madrid eine umfassende und bestimmte Antwort zu erhalten — während seine und Willeroys's offizielle Aeußerungen jetzt doch ganz korrekt den Holländern gegenüber waren.¹⁾

Je länger aber jene Antwort ausblieb, desto unverhohlene kam der König mit seinen wahren Anschauungen und Absichten hervor. In einer Audienz, die Ubaldini am 23. März bei ihm erhielt, erklärte der französische Monarch rund heraus, daß er unter keinen Umständen mit den Holländern Krieg führen werde, deren Macht und Aussichten er vielmehr höchlichst pries, zum großen Mergerniß für den Vertreter des Papstes. Er rühmte sich, daß mit der Forderung eines Krieges gegen die Holländer der Nuntius mehr verlange als der Papst selbst, welcher ihn durch Mincourt habe versichern lassen, daß er nicht an derselben fest halte. Es zeigte sich, daß es Heinrich im Grunde ganz lieb war, durch das lange Zögern der Spanier einen Vorwand zu seiner jetzigen Haltung gewonnen zu haben. Als ihm Pecquius Vorwürfe machte, daß man früher anders mit den Vertretern des Erzherzogs gesprochen habe, und meinte, derselbe würde sehr unangenehm davon berührt werden; erwiderte der König: „Wer die Zeit nicht zu seinem Vortheile zu benutzen versteht, darf nur sich selbst anklagen.“ Das Mißtrauen, welches Heinrich stets in die Absichten der Spanier

¹⁾ Dep. Ubaldini's v. 4. März p. 40. 65. 94 f. 98. — MS. Dep. Pecquius' v. 6. 13. März (Brüssel).

gefezt hatte — als wollten sie ihn durch die Heirathsverhandlungen nur mit seinen holländischen Freunden überwerfen — wurde immer stärker. Der König sprach unverhohlen gegen seine Vertrauten die Meinung aus, daß Spanien mit seinen Heirathsverbietungen Franzosen wie Engländern nur schmeicheln und sie täuschen wolle, da es sicher die älteste Infantin an keinen mächtigen Prinzen außerhalb des eigenen Hauses verheirathen würde, bis dem Prinzen von Asturien Nachkommenschaft gesichert wäre.¹⁾ —

Die spanische Gesandtschaft in Paris, die freilich noch ohne Instruktionen von Madrid war, dachte zunächst durchaus ungünstig über den ganzen Vorschlag des französischen Königs. Man sagte dort Ubal dini: es genüge einmal die Thorheit der Inveitum Andern an den Erzherzog begangen zu haben, man werde sich derselben nicht noch einmal schuldig machen, höchstens eine spanische Provinz in Italien einem jüngern Sohne des Königs geben.²⁾ Aber der glühende Patriotismus, welcher entschuldbarer Weise die Spanier im Auslande über die Nothwendigkeiten der Lage ihres unglücklichen Vaterlandes täuschte, vermochte nicht die Staatsmänner, die sich im Mittelpunkte der Regierung befanden und denen der traurige Ernst der Verhältnisse täglich nur allzu klar wurde, zu verblenden. Wenn man von Madrid aus nicht unverzüglich auf die Heirathsveröffnungen des französischen Königs geantwortet hatte, so war daran nicht übler Wille schuld, sondern nur die entseplide, durch nichts zu erschütternde Langsamkeit der spanischen Regierungsmaschinerie. Erst am 30. März 1608 schritt der Staatsrath zur Erwägung der französischen Vorschläge, die ihm seit den ersten Tagen des Februar aus Rom übermittelt worden waren; freilich lauteten sie noch, der ursprünglichen Haltung des französischen Königs gemäß, auf eine Unterstützung Spaniens zur Unterwerfung

¹⁾ Instr. an Jeannin v. 10. Jan. 19. März; XIII. 145. 298. — Dep. Ubal dini's v. 23. 27. März p. 97. — MS. Dep. Pecquius v. 26. März (Brüffel).

²⁾ Dep. Ubal dini's v. 27. März p. 96.

der Holländer nach dem Zustandekommen des Heirathsvertrages. Darin waren alle Mitglieder der höchsten politischen Behörde Spanien's einstimmig, daß man bei der Unmöglichkeit, den Krieg gegen die aufständischen Niederländer mit irgend welcher Hoffnung auf Erfolg allein fortzusetzen, auf die französischen Anträge unbedingt eingehen müsse: wenn man sich auch — meinten einige — von ihnen keinen großen Erfolg versprechen könne, würden sie doch dazu dienen, Frankreich anstatt den Holländern vielmehr den Spaniern günstig zu stimmen. Außerdem würden sie Frankreich abhalten, mit England Heirathsverbindungen einzugehen, die ein natürlich gegen Spanien gerichtetes englisch-französisches Einvernehmen zur Folge haben dürften. Endlich erwog man in Madrid, daß außer französischen Prinzessinnen es keine katholischen Damen in Europa gäbe, mit denen die spanischen Infanten sich standesgemäß vermählen könnten. Ein Theil der Räthe meinte freilich, man brauche dieser doch wenig aussichtsvollen Unterhandlung keinen solchen Werth beizumessen, daß man für sie einen besondern Botschafter bestimme. Indeß schließlich drang, wie gewöhnlich, die Ansicht des Herzogs von Lerma durch, die darauf hinaus lief, zur Führung dieser wichtigen Angelegenheit eine besonders befähigte, hochstehende und angesehenere Persönlichkeit nach Paris zu senden. So weit waren die Beschlüsse Lerma's richtig und sachgemäß getroffen. Dagegen versah es der kastilianische Stolz, der schon durch langes Bögern die erste günstige Gefinnung Heinrichs abgefühlt hatte, abermals in zwei Dingen. Nichts wäre bei einem gegen Spanien so mißtrauischen Herrscher, wie Heinrich IV., nöthiger gewesen, als freudig und zuvorkommend die von ihm ausgestreckte Hand zu ergreifen. Allein Lerma beschloß, daß der abzuschickende außerordentliche Gesandte sich zunächst über den von Frankreich mit Holland abgeschlossenen Defensivvertrag auf das bitterste als über einen offenbaren Bruch des Friedens von Bervins beschweren sollte. Man fing also eine auf Herstellung inniger Freundschaft berechnete Unterhandlung mit nicht ganz unbegründeten, aber deßhalb um so tiefer verwun-

denden und zugleich völlig nutzlosen Anschuldigungen an diesem ersten groben Fehler verband das madridier Kabin zweiten, womöglich noch schlimmern. Heinrich IV. wo Zweifel der Urheber dieser neuen Heirathsnegotiationen; sie aber nur mittelbar, nicht direkt eröffnet hatte, sollte der Botschafter durchaus nicht von der Angelegenheit, um deren er doch ausschließlich gesandt war, zu reden anfangen, warten, bis man ihm von derselben spräche. Es war in d kindisch, so viel Demuth von dem französischen Könige zu er daß er zum zweiten Male seine Töchter an die Spanier an sollte!

Uebrigens wollte man den zustimmenden Bescheid zunächst dem heiligen Vater mittheilen, und sollte einstweilen die Unterhandlung weiter führen, da er sie be hatte und sich beleidigt fühlen konnte, wenn man sie ihm der Hand nähme. Dies Geheimniß verhinderte freilich nicht, dem französischen Gesandten Barrault zu erklären, d einer Heirath zwischen dem Dauphin und der ältesten S nicht die Rede sein könne, damit nicht etwa die spanische an Frankreich gelange, wenn die beiden Infanten ohne Nachschafft blieben; sondern nur von einer Vermählung der Infantin mit dem Dauphin, die man freilich sehr gern sehen Da die Spanier also damit anfangen, Schwierigkeiten zu hielt Barrault sich gänzlich in unwilliger Reserve.¹⁾

Und nicht minder als mit dem Auftrage, den man außerordentlichen Botschafter gab, verfuhr man es mit dessen sönlichkeit. Hier wäre ein gewandter und feiner Diplomat Beruf am Platze gewesen, der es verstanden hätte, dem empfänglichen französischen Herrscher zur rechten Zeit zu schen und jede Wendung der politischen Dinge im geeigneten Augen

¹⁾ Consulta des span. Staatsr. v. 30. März; Perrens 79 f. Barrault's v. 5. April; dass. 96 f.

zur intimern Anknüpfung zu benutzen. König Philipp III. jedoch — oder vielmehr der Herzog von Lerma — erwählte zu diesem Behufe einen Soldaten, den Don Pedro de Toledo Marques de Villafranca. Freilich ließ sich für denselben anführen, daß er nicht allein aus einer der vornehmsten Familien des Landes, sondern auch ein naher Verwandter der französischen Königin war, deren Großmutter eine Tochter von Toledo's Großvater gewesen; indeß er war ein anmaßender Mensch von unerträglichem Hochmuth, fanatisch als Spanier und Katholik, ein General von geringem Verdienst, aber so rauhem und herbem Wesen, daß seine eigenen Soldaten ihn auf das bitterste haßten, ebenso prunkliebend und anspruchsvoll wie empfindlich und jähzornig, in diplomatischen Sendungen durchaus unerfahren und nicht im mindesten für dieselben geeignet.¹⁾ Das war die Persönlichkeit, die einen mißtrauischen Gegner für die spanischen Pläne gewinnen sollte, während in der allgemeinen Anschauung diese Wahl als nichts minderes denn als eine Kriegserklärung aufgefaßt wurde! Allerdings hatte so die Ernennung Toledo's das Gute, daß die fremden Gesandten in Madrid fest davon überzeugt wurden, ein solcher Mann könne nur dazu bestimmt sein, dem französischen Herrscher eine grimmige Botschaft zu überbringen, ihm rundweg anzuzeigen, daß, wenn er nicht den Vertrag mit den Holländern rückgängig mache, Spanien ihn als Feind betrachten werde.²⁾ In diesem Sinne war das Geheimniß trefflich gewahrt; aber auch das Gelingen der ganzen Sendung fast unmöglich gemacht. Zum Ueberflusß schärfte der Staatsrath dem Don Pedro immer wiederholt ein, er möchte sich dem französischen Könige gegenüber nur recht vorsichtig und zurückhaltend benehmen.³⁾ — was bei der Persönlichkeit des Marques die unvermeidliche Folge hatte, daß derselbe von vorn herein Hein-

¹⁾ Relaz. di Girol. Soranzo (1602) p. 119. — Dep. Bartraut's v. 28. Mai; Perrens 116. — Dep. Cornwallis' v. 29. April; Winw. Mem. II. 389.

²⁾ Dep. Cornwallis' v. 29. April; a. a. O.

³⁾ MS. Conf. des span. Staates. v. 30. April (Paris).

rich IV. mehr als einen einzuschüchternden Gegner denn als einen zu gewinnenden Freund betrachtete. Wirklich war man in Madrid über das französisch-holländische Bündniß recht aufgebracht, und der Herzog von Lerma ließ durch den päpstlichen Nuntius in Madrid seine Klagen an Ubal dini in Paris gelangen.

Während so die zuerst aussichtsreichen Aspekten des französisch-spanischen Heirathsbündnisses schnell durch immer düsterere Wollen verdunkelt wurden, lebte der Papst noch der frohen Hoffnung, den lange gehegten Wunsch der Kurie auf eine Vereinigung der beiden katholischen Großmächte sich verwirklichen zu sehen. So lange man ihn auch aus Spanien auf Antwort warten ließ, so kühl auch selbst Erzherzog Albert sich über den Heirathsplan ausdrückte: Paul V. war doch eifrig auf denselben bedacht. Seine sonst überwiegend spanische Gesinnung verhinderte ihn nicht, sich in Bezug auf die Trennung Blandern's von Spanien völlig auf den französischen Standpunkt zu stellen. Er hielt jene für unbedingt nöthig, wenn eine dauernde und zuverlässige Allianz zwischen den beiden Kronen zu Stande kommen sollte.¹⁾

Inzwischen gaben auch Heinrich IV. und Billeroy an Ubal dini die beruhigendsten Versicherungen wegen des Vertrages vom 23. Januar. Dieses Bündniß, sagten sie, könne nicht den mindesten Grund zur Klage geben, denn es ist nicht mit Rebellen gegen die Spanier, sondern mit den Freunden der letztern abgeschlossen, da als solche die Holländer nach dem niederländischen Frieden gehalten werden müssen — und nur für diesen Fall ist es ja überhaupt gültig. Es ist bestimmt, die Holländer zu einem vernünftigen Frieden zu bewegen, indem es ihnen denselben verbürgt; weshalb auch Erzherzog Albert nicht das mindeste Mißfallen darüber gezeigt hat. Die französischen Staatsmänner schlossen diese wenig aufrichtigen Darlegungen gewöhnlich mit der fittlich pathetischen Be-

¹⁾ MS. Instr. an Ortemberg, 14. März, u. Dep. Ortemberg's, 12. April; Brüssel.

theuerung: der König würde sicherlich nicht die engere Verbindung mit Spanien in Vorschlag gebracht haben, wenn er nicht wirklich die Absicht hätte, ein guter Freund und Verwandter Philipp's III. zu sein, und bekräftigten diese Zusage durch erneute Aufforderung an den Runtius, die spanisch-französischen Heirathsentwürfe eifrigst zu fördern.¹⁾ Freilich hüteten sie sich wohl hinzuzufügen, daß sie trotz aller dieser schönen Verheißungen den Holländern auch für den Fall des Scheiterns der Friedensverhandlungen eine nicht unbeträchtliche Hülfe zugesagt hatten! Das würde ihre Aufrichtigkeit in einem recht zweifelhaften Lichte gezeigt haben.

Jene Vorstellungen übten ihren Einfluß in Madrid, aber einen solchen, wie ihn Heinrich IV. gewiß nicht beabsichtigt hatte; nämlich sie verstärkten dort den Entschluß, keine allzu große Nachgiebigkeit gegen die Holländer zu üben, im Vertrauen auf den nahen Abschluß der Freundschaft mit Frankreich, den Bruch mit jenen nicht zu scheuen. Man hütete sich wohl, diese Sinnesänderung durch äußerliche Zeichen kundzugeben, empfing vielmehr den Franziskaner-Kommissar Neyen mit großer Auszeichnung und Ehrenbezeugung, während man doch mit ihm so durchaus unzufrieden war.²⁾ Aber darum verzögerte sich nicht minder die Antwort Philipp's III. auf die Anträge Neyen's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Er wollte eben erst sehen, ob sich nicht durch die französische Freundschaft der Friede mit den Holländern ersparen lasse.

Auch Erzherzog Albert hatte sich bemüht, sein Verhältniß zu Frankreich erfreulicher zu gestalten. Er beauftragte den Herzog von Ossuna, der von Belgien nach Madrid zurückkehrte, bei seiner Durchreise durch Paris dem französischen Herrscher die Genugthuung des Erzherzogs über die guten Dienste, welche Seamin dem

¹⁾ Dep. Ulbalini's v. 5. 13. Mai; p. 68 f.

²⁾ Cabrera, 10. Mai p. 337. — Dep. Cornwallis' v. ^{12.}/_{22.} Mai; Winw. Mem. II. 397. — Vergl. Villeroi au Seamin, 8. Juni; XIV. 49.

Frieden leiste, auszudrücken. Dssuna selbst war durchaus für den Gedanken der französisch-spanischen Heirathen eingenommen.¹⁾ Daß es Albert mit dem Lobe Jeannin's Ernst war, bewiesen die höchst freundlichen Bemerkungen, die er über denselben in seiner amtlichen Korrespondenz nach Spanien äußerte. Auch der Erzherzog begann nun, im Vertrauen auf die französische Freundschaft, sich mit dem Gedanken eines Bruches mit den Holländern vertraut zu machen. Er ersuchte Verma eifrigst, ihn für diesen Fall mit hinreichenden Mitteln zur kräftigen Wiederaufnahme der Freundschaften zu versehen.²⁾ Vergebens boten die pariser Staatsmänner alles auf, um die Spanier zur Friedfertigkeit zu bewegen, ohne darüber deren beginnende Freundschaft auf's Spiel zu setzen. Villeroi erklärte Pecquius: Die Ankunft eines außerordentlichen spanischen Botschafters in Paris und der ernstliche Beginn der Heirathsverhandlungen dürften nicht verhindern, den niederländischen Friedenstractat weiter zu verfolgen. Könnten ja jene Heirathsverbindungen ihre Wirkung ebenso gut im Friedens- wie im Kriegsfalle ausüben, und vielleicht im erstern noch mehr als im andern; da, wie er mit verhüllten Worten zu verstehen gab, die holländische Republik ihrer ganzen Form und Einrichtung nach unmöglich eine lange Dauer haben könne, vielmehr sich in verschiedene Parteien spalten und aus einander fallen müsse, worauf man ihr dann eine monarchische Verfassung geben werde.³⁾ Selbstverständlich war dieser dem Anschein nach wenig wohlwollende Ausdruck Villeroi's über die Lebensfähigkeit der holländischen Republik nicht allzu ernstlich gemeint, sondern bezweckte im Grunde nur, die Spanier friedlich zu stimmen und doch Vertrauen auf Frankreich bei ihnen hervorzurufen. Uebrigens rieth der französische Monarch auch den Holländern -- die vor kurzem noch erklärt hatten, lieber

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 2. April (Wien).

²⁾ Erz. Albert an Verma, 7. 29. April; p. 91. 93 f.

³⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 11. Mai.

untergehen zu wollen, als in den drei Punkten der Souveränität, Religion und des Handels zu weichen — dringend an, baldmöglichst Frieden zu machen, selbst unter einigen Konzessionen in der indischen Handelsangelegenheit; ja bei längerem Zögern drohte er ihnen mit Entziehung seiner Subsidien.¹⁾ Es ist klar, daß er vor allem jener lästigen niederländischen Streitigkeiten entledigt sein wollte, die jeden Augenblick sein eigenes Verhältniß zu Spanien stören konnten.

In Brüssel aber wurde man nach dem spanischen Entschluß der Annahme von Heinrich's Vermählungsanerbieten immer kriegerischer gegen die Holländer gestimmt; immer mehr spricht Erzherzog Albert von dem Bruche als einer bevorstehenden Sache: zumal ihm seine Agenten in Holland versicherten, daß die Vereinigten Provinzen auch den Religionspunkt unter keiner Bedingung, weder auf Bitten des spanischen noch des französischen Königs, in den Friedenstraktat aufnehmen würden; später thaten sie vielleicht etwas für die Katholiken, aber auf eine Weise, daß diese ihnen und nicht andern dafür dankbar seien. Indessen etwas bedenklicher wurde doch der Erzherzog, als auch England Miene machte, nach französischem Muster mit den Holländern ein Vertheidigungsbündniß abzuschließen, das freilich auch erst nach dem niederländischen Frieden in Gültigkeit treten sollte. Vergebens erhoben der spanische und der flandrische Gesandte dagegen die ernstesten Vorstellungen in London; König Jakob fürchtete zu sehr, die Staaten völlig in die Arme des verhaßten und beneideten Frankreich zu treiben, als daß er von seinen Bündnißgedanken zurückgetreten wäre. Er zog es vor, dem Erzherzog gleichfalls ein Bündniß anzubieten für den Fall, daß die Holländer ihrerseits ohne Veranlassung den Frieden brechen würden. Ein solches Benehmen entsprach recht der gewöhnlichen Politik Jakob's I., ängstlich mit

¹⁾ Instr. an Jeannin und Ruffy, 23. Mai; XIII. 467 f. — *Memorie van Staet*; Deventer, *Gedenkst.* III. 245. — Solche Thatfachen widerlegen klärlieh die Ansicht, als habe Heinrich dem Frieden entgegen gewirkt!

allen Theilen Freundschaft zu halten, nach keiner Seite hin feste Stellung zu fassen! — Um so sehnüchtiger erwartete Albert Bescheid aus Madrid, der sich aber endlos verzögerte. Schon hatten die Generalstaaten zuvorkommend den Waffenstillstand auf das ganze Jahr 1608 verlängert. Endlich traf eine Depesche Neben's in Brüssel ein und wurde sofort nach dem Haag weiter befördert (Mitte Juni 1608). Sie enthielt im Grunde nichts als die Bertröstung, daß in einigen Tagen der endgültige Bescheid anlangen werde! Der Verdruß der Niederländer über diese allerdings wenig würdige Weise, mit ihnen zu verhandeln, war sehr groß. Auch Erzherzog Albert war damit unzufrieden; der Charakter desselben erscheint hier, wie meist, ehrenhaft und wohlmeinend, soweit die politischen Umstände es irgend gestatten. „Eure Herrlichkeit“, schreibt er an Verma, „nehme um Gottes Willen dies in Betracht, stelle es Sr. Majestät vor und glaube, daß es nöthig ist, sich sofort zu Kriegsvorbereitungen oder zur Annahme der holländischen Forderung zu entschließen; denn zu denken, daß wir die Sache mit Aufschub und neuen Intriguen bessern können, darin — fürchte ich — würden wir uns getäuscht sehen, im einen Falle verlieren und im andern nicht gewinnen.“ Auch Isabella drang nachdrücklich auf baldige Entscheidung. Das ist überhaupt der Inhalt aller erzherzoglichen Schreiben nach Madrid in dieser Zeit: einerseits verlangt man Geld zu Rüstungen, da die militärischen Zustände in Flandern auf das kläglichste bestellt seien, andererseits endliche Aufklärung über den Willen des Königs.¹⁾

Nicht nur das Ausbleiben der Antwort des spanischen Herrschers hielt die Gemüther in Ungewißheit und die Unterhandlungen in Schwebe: sondern auch die gespannte Erwartung, welche Folgen die Sendung des Marques de Villafranca nach Paris haben werde.

¹⁾ Erz. Albert an Verma, 3. 14. 21. Mai, Albert und Isabella an Verma, 28. Mai 21. 27. Juni 5. Juli; p. 96. 99. 101. 103 f. 105 ff. 110 f. — Salisbury an Cornwallis, 21. 31. Mai 30. Juni; Wiaw. M. II. 403 f. 406 ff. 413 ff. — Jeannin an Billeroy, 14. Juni; XIV. 60 ff.

Zunächst hatte die spanisch-französische Heirathsangelegenheit einen günstigen Verlauf genommen, und es schien, als ob Paul's V. Optimismus nicht unbegründet wäre. Sobald Lerma erwarten konnte, daß der heilige Vater den eingehenden Bescheid des spanischen Staatsrathes erhalten habe, setzte er ein Schreiben an Heinrich IV. auf, das er zuerst den französischen Gesandten Barrault lesen ließ, und welches, wenn auch nur in sehr allgemeinen Ausdrücken, die Zustimmung der spanischen Regierung zu der Heirathsidee und die Ankündigung enthielt, daß demnächst der Marques de Villafranca zur weitem Behandlung dieser Angelegenheit in Paris eintreffen werde. Das Schreiben enthielt von Seiten Lerma's die lebhaftesten Ergebenheitsbetheuerungen für den französischen Monarchen sowie die Versicherung, daß auch der Katholische König nichts sehnlicher wünsche, als enge und dauernde Freundschaft mit dem französischen Monarchen.¹⁾

Dieser Brief, den Barrault durch seinen Sekretär nach Frankreich sandte, brachte bei Heinrich IV. einen tiefgehenden Wechsel der Stimmung hervor. Er sah nun, daß Spanien seine Anerbietungen nicht stillschweigend und gleichsam verächtlich zurückweise, sondern daß es dieselben für wichtig genug halte, um eine der vornehmsten Persönlichkeiten des Reiches nach Paris abzuschicken. Von dem Ungenügenden und Verkehrten in den dem Don Pedro gewordenen Aufträgen hatte Heinrich natürlich keine Ahnung, und ebenso täuschte er sich über dessen Persönlichkeit. Vielmehr war er zunächst entzückt über die Aufmerksamkeit, daß man ihm einen so nahen Verwandten, einen Vetter der Königin sende. Dazu kam, daß sich die Spanier, und besonders Don Pedro selbst, alle Mühe gaben, der spanischen Gesandtschaft eine gute Aufnahme zu sichern. Don Pedro ward zum Granden von Spanien erhoben, um ihn desto gewichtiger zu machen; und als er von dieser Ceremonie zurückkam, bemerkte er dem französischen Gesandten, er schätze noch

¹⁾ Dep. Barrault's v. 18 April; Perrens p. 96 f.

viel mehr die zweite Ehre, die ihm von seinem Monarchen fahren sei, nämlich die Erlaubniß, einem so großen König Heinrich IV. seine Huldigung darbringen zu dürfen, wovon schon lange getrachtet habe.¹⁾ So glaubte Heinrich die Vermählung seiner jüngern Tochter mit Don Carlos, die Trennung der Inseln von Spanien schon erreicht zu haben. Der vertraute Bankier Zametti suchte Pecquius auf, um ihn zu versichern, seit den letzten Nachrichten aus Spanien und Rom der König nichts mehr denke als an die spanische Heirath seiner Tochter; derselbe vor wenigen Tagen geäußert, von allen Dingen der Welt wünsche er jene am meisten und müsse sie wünschen; und die Königin sich schon ausmalen, wie sie später mit jungen Ehepaare an der Grenze zusammentreffen würden, sie selbst das erzhertzogliche Paar in Brüssel gern sofort aufmöchten.²⁾ Der ganze Hof stimmte wohl oder übel in die Freude und Hoffnungslosigkeit des Königs ein. Von dem stets lat gefinnten Kanzler und Billeroy war das nicht zu verwundern; selbst Sully mußte sich als eifriger Anhänger der spanischen Verträge zeigen. Sehr freundlich zeigte sich der König. Er erklärte, die Vermählung Madame Christinens mit Don Carlos stat auch zu der Heirath zwischen dem Dauphin und einer Prinzessin geneigt zu sein; und natürlich werde er dann dem spanischen König seinem nahen Verwandten, mehr Wohlwollen widmen, als den Holländern. Der Runtius durfte nach Rom berichten, daß der König friedlicher gefinnt denn je und außerordentlich geneigt, in der Vermählungen sich und sein Reich auf's engste mit dem spanischen Könige zu verbinden. Ja, er zeigte sich bereit, seine Tochter Christine dem erzhertzoglichen Paare zur Erziehung zu übergeben.

¹⁾ Dep. Barrauld's v. 5. Mai; Perrens 113. — Eine offenbar postum verschönerte Version dieses Ausspruches MS. Dep. Pecquius' v. 2. (Brüssel).

²⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 14. Mai (Wien).

³⁾ Dep. Ubalbini's v. 27. Mai 10. Juni; p. 98 ff. 104.

Freilich hatte Spanien auch nicht verabsäumt, sich bei dem Papste und selbst bei dem Nuntius in Paris über das Bündniß Frankreich's mit den Vereinigten Provinzen sehr bitter zu beklagen; indessen Heinrich durfte um so mehr hoffen, daß diese Beschwerden doch der Heirathsverhandlung durchaus untergeordnet werden würden, als das römische Echo diese spanische Eröffnungen nur um vieles abgeschwächt und gemildert wiedergab. Nach den Berichten, die Ubal dini von der Kurie erhielt und an Heinrich weiter beförderte, sollten die Klagen, die Don Pedro de Toledo über die französisch-holländische Allianz zu überbringen habe, nur dazu dienen, den französischen Herrscher zur Versicherung eines aufrichtign Benehmens in Zukunft zu veranlassen; und dazu war Heinrich IV. so sehr bereit, daß er bei jeder Zusammenkunft mit dem Nuntius oder den Vertretern Spanien's in Paris die umfassendsten und ausgiebigsten Versicherungen in diesem Sinne gab. Weshalb auch nicht? Nichts lag Heinrich IV. ferner als eine Gefühlspolitik. Er hatte weder für die Holländer noch für die protestantische Religion oder die Sache der Freiheit an und für sich irgend welche Sympathien. Er begünstigte sie so lange, wie sie seinem beharrlich verfolgten Zwecke dienten, die französische Macht auf Kosten der spanischen zu erheben; aber als Spanien selbst ihm die Hand dazu bot, Frankreich von dem stets lastenden Drucke der spanisch-niederländischen Provinzen zu befreien, da hätte er gern die trüglichen Republikaner in Holland wieder dem Königthume unterworfen gesehen, wenn dieses eben nur kein unmittelbar spanisches war.

In diesem Sinne lautete jetzt die Sprache Villeroi's den fremden Gesandten gegenüber. Er verlangte von dem Erzherzog dafür zu sorgen, daß recht bald der von Spanien bestimmte Gesandte nach Frankreich komme, denn je eher desto leichter werde man sich verständigen. Er fügte hinzu, schon vor mehr als drei Jahren habe der König den Spaniern ähnliche Heirathsverbindungen vorgeschlagen; wären sie damals darauf eingegangen, so würde das der Sache der Religion von großem Nutzen gewesen sein. Dem Nuntius

gegenüber ließ sich Willeroß noch mehr in Einzelheiten ein: dem König sei gern gewillt, auch seine älteste Tochter an den Infanten Don Philipp zu vermählen. Immer nachdrücklicher wurden die Aeußerungen der Bereitwilligkeit und Freundschaft wiederholt. Allein in zwei Punkten blieben der König und sein Dolmetsch Billew fest, und es läßt sich ihnen darüber nicht der Vorwurf zweideutigen Haltung machen. Einmal daß nur für den Fall einer Vermählung der jüngern Prinzen mit Trennung Flandern's von Spanien Heinrich auch der Heirath der ältern Prinzen zustimme; und zweitens daß man von ihm nicht ein sofortiges und ausdrückliches Versprechen, die Holländer zu bekriegen, verlangen dürfe. Freilich sparte Billew keine Mühe, diese letztere Forderung dem Nuntius und damit den Spaniern als unnöthig darzustellen. Die Verwandtschaft und Freundschaft zwischen den beiden Monarchen werde im Laufe der Zeit schon eine Förderung der gemeinsamen Interessen gegen Holland durch Frankreich zu Wege bringen; ja ein französischer Krieg gegen jenes werde die nothwendige Folge der französisch-spanischen Eintracht sein. Seien die beiden königlichen Häuser durch die Doppelheirathen vereinigt und zugleich Flandern von Spanien getrennt — was habe da der König von Frankreich denn anderes zu wünschen, als die Holländer seiner Tochter und seinem Schwiegerjohnne unterworfen und dadurch in jenen Staaten die katholische Religion wieder hergestellt zu sehen zum Schaden der Ketzer, deren Verbindung außer- und innerhalb seines Reiches ihm so nachtheilig und gefährlich sei? Nur solle man den König nicht zwingen wollen eine Erklärung und ein Versprechen wider die Vereinigten Provinzen abzugeben, weil dies jetzt nicht ehrenhaft sein würde.¹⁾

Diese Darlegung war im Ganzen wohl begründet, und die Spanier hätten gut gethan, sich mit ihr ebenso zufrieden zu geben wie der Papst, der meinte, man solle nur erst jene Heirathen zu

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 7. Mai (Brüssel) 11. 19. Mai (Wien) — Dep. Albaldini's v. 13. 27. Mai; Perrens 95. 100, und Siri, *Memorie recondite* I. 482 ff.

Stande bringen, dann würden sich die heilsamen Folgen, auch den Holländern gegenüber, schon von selbst herausstellen.¹⁾ Indes die Spanier wollten, indem sie dem französischen Monarchen mißtrauten, sofort greifbare Vortheile aus der neuen Kombination einernten, während sie doch mit ihrer unglaublichen Langsamkeit, die sie für unentbehrlich für ihre Würde hielten, Heinrich von vorn herein verstimmten. Woche auf Woche verging, ohne daß man von Don Pedro's Abreise aus Madrid hörte; vielmehr blieb dort alles stumm. Schon rief Heinrich unwillig aus: er meine, die Spanier würden nicht so aufrichtig mit ihm verhandeln, wie es nöthig wäre und er es wünschte, sondern ihn vielmehr zu täuschen und zu überraschen suchen, wovor er sich nach Möglichkeit sichern müsse!²⁾ Noch viel offener sprach sich Villeroi (26. Mai) gegen seinen Freund Jeannin in Haag aus. Die Spanier, sagte er, veröffentlichen die Verhandlungen nach allen Seiten und rühmen sich bereits, mit Frankreich in engster Freundschaft zu stehen. Das ist „ein trefflicher Kunstgriff nach ihrer Art, um unsere Freunde mißtrauisch gegen uns zu stimmen, was ihr hauptsächlichster Zweck ist; aber sie werden sich darin täuschen.“ — So wenig genügte, um Heinrich's IV. Mißtrauen gegen Spanien in vollem Umfange wieder wach zu rufen! Dieser Umstand übte auf den weiteren Verlauf der Unterhandlungen eine unheilvolle Wirkung. Der König begann von der ganzen Gesandtschaft nur ein trauriges Ende zu erwarten. Toledo werde von ihm Hülfe wider die Holländer verlangen, und da er gewillt sei, sich auf keinen Fall zu derselben zu verpflichten, so würden die Heirathen nicht zu Stande kommen, und anstatt derselben nur Haß und Argwohn mehr als je zunehmen. Wenn der Runtius ihn aufforderte, auf jeden Fall dem Infanten Philipp seine älteste Tochter zu geben, der er ja keinen bessern Gatten verschaffen könne — so gab das letztere Heinrich gern zu;

1) MS. Dep. Ortemberg's v. 24. Mai (Brüssel).

2) MS. Dep. Pecquius' v. 2. Juni (Brüssel).

aber er wies mit Recht darauf hin, daß er seine Tochter nicht allein zu ihrem eigenen Vortheil, sondern auch zum Besten seines Staates vermählen müsse, und daß er auf eine spanische Heirat nur dann eingehen könne, wenn dieselbe ihm die Sicherheit seiner und zuverlässiger Freundschaft gewähre, weil sie ihn ja mit allen seinen bisherigen Freunden verfeinden müsse.¹⁾

Diese Gefahr trat allerdings in den Vordergrund, zumal die Spanier mit der kleinlichen und schädlichen Schlaueit, die ihre Politik unter dem Herzoge von Lerma bezeichnet, dafür sorgten, daß alle Welt von der Wichtigkeit von Toledo's Sendung überzeugt wurde; sie bedachten nicht, wie sehr sie mit einem so unziemlichen Betragen den Unwillen und das Mißtrauen des französischen Monarchen hervorrufen und dadurch den Erfolg der Unterhandlungen von vorn herein erschweren mußten. Noch im Beginne des Mai hatte man in Madrid die verschiedensten Vermuthungen über die Mission des Marques von Villafranca gehegt;²⁾ aber schon Mitte dieses Monats hörten die fremden Gesandten von dem wirklichen Zwecke derselben „wispern, aber so wispern, daß man merkte, wie sehr sie wünschen, verstanden zu werden.“ Selbst der englische Gesandte Sir Charles Cornwallis, der sich sonst nicht durch großen politischen Scharfblick auszeichnete, glaubte aus diesem auffälligen Betragen den Schluß ziehen zu müssen, daß die Spanier es mit der ganzen Angelegenheit nicht ehrlich meinten. „Der hauptsächlichste Zweck des ganzen Werkes“ — sagt er — „ist uns (d. h. Engländer und Holländer) eifersüchtig auf den französischen König

¹⁾ Dep. Ubal dini's v. 10. 24. Juni; Perrens 114 und Siri I. 488 — Perrens (p. 108) mißversteht sowohl die Worte wie die Sachlage, wenn er Ubal dini's Phrase: *Mi ha detto Sua Maestà che non crede che Don Pietro li parlerà del parentado se non della prima madama col principe di Spagna, e che se quest'è, non seguirà cosa buona, perchè Sua Maestà ha poca voglia di far l'uno senza l'altro* — übersetzt: *les Français . . . mettaient pour condition au mariage de Madame Chrétienne celui du Dauphin*. Das Verhältniß war gerade umgekehrt!

²⁾ Dep. Barrault's v. 5. Mai; Perrens 122.

zu machen.“ Diese Vermuthung wurde ihm durch einen hervorragenden spanischen Staatsmann bestätigt, der unvorsichtiger Weise die Aeußerung fallen ließ: eine solche Heirath könne in Anbetracht der Jugend der Parteien lange Jahre betrieben und inzwischen die spanisch-französische Freundschaft ausgenutzt werden, und doch bleibe die Ausführung in dem Willen und der Hand Gottes! Mit großer Ostentation wurden die reichen Geschenke gezeigt, die Toledo dem französischen Könige mitbringen sollte: prachtvolle andalusische Rosse mit kostbarem Geschirr. Daß auch das Benehmen des Erzherzogs nicht ohne Grund Heinrich auffallend und verdächtig erschien, zeigt der Umstand, daß in Brüssel die anderweitigen Gesandten, selbst die für Spanien wohlwollenden, die Sendung Don Pedro's lediglich als einen auf die Täuschung Frankreich's berechneten Kunstgriff betrachteten.¹⁾ Diese Auffassung war nur insofern richtig, als die Spanier die Trennung Belgien's von ihrem Reiche ausschließlich unter Bedingungen, die für Frankreich unerfüllbar waren, zugeben wollten; aber, wie die entscheidende Berathung des Staatsrathes vom 30. März zeigt, eine Vermählung ohne Ausstattung mit Land wünschten die spanischen Staatsmänner aus verschiedenen Rücksichten in der That. Indessen ihr Benehmen war derart, daß man zu der Auffassung, sie hätten nur Trug im Sinne, freilich berechtigt war.

Die Regierungen aber, die bisher mit Frankreich im Bunde standen, legten der Sendung Toledo's eine größere Wichtigkeit bei; sie schien ihnen jedenfalls ein Beweis, daß Heinrich IV. nicht davor zurückschrecke, mit Aufopferung seiner alten Allirten in das spanische Lager überzugehen. Nicht allein der Herzog von Savoyen und die deutschen protestantischen Fürsten zeigten sich tief beunruhigt über diese Wendung und faßten darüber das lebhafteste Mißtrauen gegen Frankreich: auch bei den Holländern und Eng-

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. $\frac{12}{22}$ und $\frac{17}{27}$ Mai, und Dep. Sir Thomas Edmond's (engl. Residenten in Brüssel) v. $\frac{10}{20}$ Juni; Winw. Mem. II. 398. 399. 410.

ländern war dies der Fall. Infolge der Ruhmredigkeit der Spanier wurden die Generalstaaten im Beginne des Juni von allen Seiten über die Vorbereitungen Toledo's unterrichtet. Sie wurden durch diese Meldungen so beunruhigt, daß sie in allgemeiner Sitzung die französischen Gesandten Jeannin und Ruffy über die Angelegenheit interpellirten; worauf dieselben erwiderten: solche Heirathen wären zwar zwischen den Kindern großer Könige möglich, allein sie könnten versichern, daß ihr Herrscher mit keinem Fürsten der Welt eine Verbindung eingehen werde, die ihrem Staat schädlich sein und der ihnen stets erwiesenen Freundschaft und Hülfe Abbruch thun würde.¹⁾ Indessen solche Bethuerungen konnten die Holländer nur wenig beruhigen. Die großen Vorbereitungen, die auf dem gangen Wege durch Frankreich zum Empfange Don Pedro's getroffen wurden; der Umstand, daß Jeannin zu dessen Ankunft nach Paris zurückgerufen ward — wo er am 27. Juni anlangte — als ob nun die Haltung Frankreich's bei den spanisch-holländischen Friedensverhandlungen sich völlig verändern müsse: alles das versetzte die Holländer und ihre Freunde in Paris in die höchste Aufregung. Merßen besonders zeigte sich höchst unruhig über diese Umstände, über Don Pedro's ganze Sendung.²⁾ Die dänischen Gesandten aber verließen mißmuthig den Friedenskongreß im Haag; sie scheuten sich nicht zu sagen, „daß sie nicht als bloße Zuschauer eines Spieles dasitzen wollten, dessen ganzer Fort in Frankreich gebichtet werde.“

Auch in London war zumeist das Publikum — weniger die maßgebenden Kreise — tief betroffen. Die Engländer knüpften die weitestgehenden Befürchtungen an die beabsichtigten Heirathen, die sehr gefährliche Folgen für die ganze Christenheit und zumal für ihr Land haben könnten. Die katholische Partei in Europa

¹⁾ Dep. Jeannin und Ruffy's v. 14. 16. Juni; XV. 67 f. 70 f.

²⁾ MS. Ghist. Dep. Pecquius' v. 19. Juni (Brüssel), 24. Juni (Wien). — MS. Dep. Arraraga's v. 22. 29. Juni (Paris).

werde dadurch mächtig gestärkt, die Generalstaaten gezwungen werden, die Waffen unter schmähligen Bedingungen niederzulegen. Dazu kam der Aerger, daß Spanien die französischen Vermählungsvorschläge den englischen vorzog; er wurde dadurch vergrößert, daß Heinrich IV. in England die Unwahrheit verbreiten ließ, der spanische Hof sei selbst der Urheber der jetzigen Verhandlungen. So hatten allerdings die Spanier einstweilen ihren Zweck erreicht, Mißtrauen zwischen dem französischen Könige und seinen Verbündeten zu säen. Diese Wahrnehmung mußte aber auf Heinrich IV. einen sehr üblen Eindruck hervorbringen, wie ihn auch sein Gesandter in Madrid und Billeroy empfangen.¹⁾

Dennoch hielt der König es für seine Pflicht, dem spanischen Botschafter die höchste Aufmerksamkeit zu erweisen, da er nach wie vor entschlossen war, unter den für ihn annehmbaren Bedingungen die Vermählung Christinens mit Don Carlos zu vollziehen. Deshalb wurde den Magistraten aller größern Städte auf dem Wege, den der Marques von Villafranca berühren mußte, vorgeschrieben, ihn in das schönste Haus des Ortes einzuquartieren, sofort nach seiner Ankunft in corpore zu besuchen, zu beschenken und mit einem feierlichen Mahle zu erfreuen.²⁾ Der König befahl dem Adel und dem Staatsrathe, die Königin den Damen, bei der freilich der Zeit nach noch ungewissen Ankunft des Marques in Fontainebleau anwesend zu sein.³⁾

Endlich vernahm man, daß Don Pedro seine Reise am 13. Juni — also einen vollen Monat nach deren Fixirung! — von dem spanischen Hoflager aus angetreten habe. Die Spanier hielten eine solche majestätische Langsamkeit in ihren Haupt-

¹⁾ More an Winwood ^{25. Juni} 5. Juli; Winw. Mem. II. 412 f. — Dep. Barrault's v. 6. Juli; Perrons 114. — Vergl. Billeroy an La Boderie, 28. Juni; Lettres à La Boderie, I. 301 f.

²⁾ Der König an Bordeaux, Poitiers u. f. w. 11. Juni; L. m. VII. 569.

³⁾ MS. Dep. Pecquins' v. 1. 6. Juli (Wien).

Staatsaktionen für durchaus unentbehrlich und ihrer Würde einzig angemessen. Wie wenig aber war dieses Zögern auf den schnellen schneidigen Charakter des französischen Königs berechnet, dessen Mißtrauen dadurch fortwährend gesteigert wurde. „Seine Majestät,“ schreibt am 13. Juli Ubaldini, „wird von der Erwartung gequält und ist nicht von dem Argwohn frei, daß Don Pedro überhaupt nicht mehr komme und die Spanier andere Gedanken gefaßt hätten.“ Diese Besorgniß war freilich unbegründet; was aber würde Heinrich gesagt haben, wenn er gewußt, daß der spanische Staatsrath dem Marques eiligst die soeben erhaltene Kopie des französisch-holländischen Bündnißvertrages nachgesandt hatte, damit er denselben zur Grundlage seiner Verhandlungen machte? Konnte eine unter solchen Auspizien beginnende Unterhandlung ernste Chancen des Erfolges haben? Sonst empfahl dem Marques seine Instruktion vor allem, die Bemühungen des Erzherzogs bei Heinrich IV. in Betreff der niederländischen Verhandlungen auf das kräftigste zu unterstützen; die Beihülfe des päpstlichen Nuntius wurde ihm dabei zugesagt, da man sich auch an den Papst in dieser Angelegenheit gewandt habe, um auf Heinrich zu Gunsten des spanischen Standpunktes einzuwirken. Noch einmal wurde dem Marques der Verdacht eingeschärft, als reizte der französische König die Holländer fortwährend gegen Spanien auf.¹⁾

Das Letztere war nur insofern richtig, als Heinrich, noch nicht gewiß der Dinge, die man ihm von Spanien bringen werde, einstweilen noch daran festhielt, die Selbstständigkeit der Holländer nicht antasten zu lassen. In Abwesenheit Seannin's hatte Ruß alles aufzubieten, dieselben zu ermutigen, ja sie aufzufordern, daß sie nur solchen Bedingungen von Seiten der Spanier beistimmten, die ihre Unabhängigkeit unangetastet ließen, und lieber die Friedensverhandlungen abbrechen, als sich dem Katholischen Könige zu unter-

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatör. v. 1. Juli (Paris, Nat.-Arch. K. 1426)
— MS. Instr. für d. M. v. Villafranca, Verma d. 15. Juli (ebendaj. K. 1452)

werfen. Darüber schrieb Heinrich einen eigenen Brief an Barnevelt. Trotzdem fühlten sich die Holländer sehr unbehaglich. Des französischen Monarchen glaubten sie ungeachtet aller seiner Bethenerungen keineswegs sicher zu sein. Je länger Neven ausblieb, um so wahrscheinlicher wurde es, daß Spanien die holländischen Vorschläge nicht annehmen, daß es darüber zum Bruche und zur Erneuerung des Krieges kommen werde. Aber diese Aussicht war der Mehrzahl der Städte, die seit fünfzehn Monaten die Annehmlichkeiten des Friedens gekostet hatten und überdies die schweren Steuern kaum noch erschwingen konnten, sehr unangenehm. Sie murrten laut, und ihre Deputirten ersuchten Barnevelt, dem französischen Könige ihre Hilflosigkeit und ihr dringendes Friedensbedürfniß zu schildern.¹⁾ Indessen fanden sie damit bei Barnevelt nicht den erwünschten Anklang; so günstig er auch dem Frieden war, wollte er denselben doch nur unter ehrenvollen und sichern Bedingungen — darin stimmte er mit dem Prinzen Moriz vollständig überein.

Vielleicht würde die Stimmung der Holländer eine muthigere gewesen sein, wenn sie geahnt hätten, wie unglücklich das erste Auftreten Toledo's in Paris sich gestaltet hatte.

Einen vollen Monat hatte der Marques gebraucht, um die Reise von Madrid nach Fontainebleau zurückzulegen; am 19. Juli langte er hier an, wo der französische Hof sich schon seit längerer Zeit zur Sommerfrische befand. Sein Gefolge bestand aus nicht weniger als hundert Personen mit 80 Pferden. Der Marschall de la Chastre, der Baron von Boneuil und andere Edelleute waren ihm auf Befehl des Königs bis nach Orleans entgegen geritten. Sein Herannahen in so feierlicher Weise, in so starker Begleitung schien Heinrich denn doch darauf hinzuweisen, daß Spanien es ernst meine und auf die französischen Vorschläge einzugehen ent-

¹⁾ MS. Dep. Ruffy's v. 22. 25. Juli (Paris, Nat.-Bibl. Manusc. frs. 15955).

schlossen sei. So sah er in diesen Tagen der Ankunft Don Pedro's mit freudiger Erwartung entgegen und zeigte den festen Willen, denselben auf jede Weise zu ehren und zu feiern. Um so unruhiger wurden mit jedem Tage der englische und der holländische Gesandte.¹⁾

Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft hatte der Marquis seine erste öffentliche Audienz bei dem Könige, am 21. seine erste geheime und vertrauliche Unterredung. Dieselbe entschied bereits im Grunde über den ganzen Ausgang der Unterhandlung. Anfangs wenigstens zunächst mit zuvorkommenden Worten die Bereitwilligkeit des spanischen Königs auszudrücken, in ein näheres und freundschaftlicheres Verhältniß zu dem Beherrscher Frankreich's zu treten — begann Don Pedro mit lebhaften Vorwürfen über die von Heinrich den Holländern gewährten Unterstützungen, im Gegensatz zu den Bestimmungen des Friedens von Bervins und zu den Heiraths- und Bündnißanerbietungen, die er doch selbst durch Seine Heiligkeit an den Katholischen König habe gelangen lassen. Die einzige Möglichkeit aber, diese Anerbietungen angenommen und verwirklicht zu sehen, sei die, daß Frankreich seine Freundschaft den Holländern, diesen „Rebellen gegen den spanischen König“ entzöge! — Heinrich war auf das höchste entrüstet darüber, daß Toledo seine Mission mit so harten Vorwürfen und so kategorischen Forderungen eröffnete und eine Haltung annahm, als ob Frankreich die spanischen Heirathen wie eine Gnade erbeten habe! Der König antwortete also herb und zurückweisend. Er erwiderte die Beschuldigung, den Frieden von Bervins verlegt zu haben, mit scharfen Anklagen gegen die spanischen Umtriebe in Savoyen und Frankreich. Der letzte Vertrag mit den Holländern sei ganz unschuldiger Natur, da ja der Erzherzog und König Philipp selbst versichert hätten, Frieden mit den Vereinigten Provinzen schließen zu wollen. Mit Lebhaftigkeit und unter Schwüren protestirte Heinrich gegen die Unterstellung, als habe er selbst die Heirathsverhandlungen angeregt:

¹⁾ MS. Dep. Becquins' v. 19. Juli und ff. (Brüssel).

vielmehr sei er nur auf die betreffenden Anträge, des Papstes und Barberini's eingegangen und habe Hoffnung höchstens auf eine friedliche Mitwirkung zur allmählichen Unterwerfung der Holländer unter ein wirklich von Spanien unabhängiges Slandern gegeben. Auf die weitere feste Bemerkung Don Pedro's: die Spanier rechneten es sich zu großer Ehre und wahrem Ruhme an, den Beherrscher Frankreich's durch ihre Waffen zur Bekehrung zur katholischen Kirche veranlaßt zu haben, dagegen sehe er nicht ab, welche Ehre es sein könnte, Keper gegen ihren Fürsten zu unterstützen und zu fördern — antwortete der König: er wünsche mindestens einen langdauernden Waffenstillstand in den Niederlanden, aber ehe er seinen Freunden, den Holländern, ungetreu werde, lasse er sich lieber den Kopf abschlagen. Nach diesen unangenehmen Erörterungen suchte er nichts destoweniger dem Gespräche eine freundlichere Wendung zu geben und fragte Don Pedro, über welche Heirathen zu verhandeln er beauftragt sei? Hier wäre für einen geschickten und maßvollen Diplomaten der Anknüpfungspunkt gewesen, um einzulenken und seinem Benehmen ein besseres Aussehen zu geben. Allein Don Pedro, gereizt durch die bittern und leidenschaftlichen Worte des Königs, gegen den die ganze Abneigung und alles Mißtrauen der Kastilianer wieder bei ihm erwacht waren, erinnerte sich zum Unglücke des Wortlautes seiner Instruktionen, in welchen ihm vorgeschrieben war, in der Heirathsangelegenheit nicht selbst die Initiative zu ergreifen. Er antwortete also: daß er weder Auftrag noch Vollmacht habe, über Heirathen zu verhandeln; wenn man auch in Spanien die Vorschläge des Papstes und Barraull's gern mit angehört habe. Das war nicht allein eine Ungeheichlichkeit sondern auch eine Unwahrheit; denn wenn Don Pedro auch keine förmliche Vollmacht zum Abschluß eines spanisch-französischen Vermählungsvertrages besaß, so war ihm doch klärllich aufgetragen worden, auf bezügliche Anträge bereitwillig einzugehen. Der König war natürlich auf diese unerwartete Antwort Don Pedro's von unwilligstem Staunen erfüllt. Wozu dann diese

pomp hafte und prahlerische Gefandtschaft Villafranca's? Hatte Lerma nicht dem Papste sowohl als auch Barrault selbst die Versicherung gegeben, daß jener beauftragt sei, über die Vermählungen zu verhandeln? War das alles nur Trug und List? Heinrich that einem so starrsinnigen, heftigen und zugleich beschränkten Unterhändler gegenüber das Beste und Ruhigste, was sich thun ließ: er trug ihm auf, sich nach Paris zu begeben und dort sein Anliegen schriftlich aufzusetzen, damit er — der König — mit Zustimmung seiner Rätthe darauf antworten könne.¹⁾

Diese erste Unterredung machte bereits aller Hoffnung auf Gelingen der Mission Don Pedro's ein Ende. Dieser selbst glaubte in Heinrich IV. wieder zu finden, was er stets in ihm vermutet hatte: einen unversöhnlichen Gegner Spanien's, den zu gewinnen man sich gar nicht bemühen dürfe. Der König aber mißtraute mehr denn je den Absichten der spanischen Regierung und hielt sich überzeugt, daß man mit einem so eigensinnigen, hochmüthigen und dumm prahlerischen Menschen, wie Don Pedro, nichts anzufangen vermöge. Freilich gab sich der Nuntius Ubal dini, erschreckt über die scharfe und unerwartete Wendung, welche die Verhandlungen genommen hatten, alle Mühe, um vermittelnd einzugreifen. Er lief von dem Könige zum Marques und wieder zurück und suchte hier und dort die Aufregung zu besänftigen, die Schärfen abzustumpfen. Wirklich erlangte er von Villafranca das Versprechen — was dieser aber sofort brach — die Worte des Königs nur in

¹⁾ Val. mit der künstlich komponirten, zur Mittheilung an den Papst bestimmten Instruktion des Königs an Brèves v. 23. Juli (L. m. VII. 579 ff.) die doch im Wesentlichen übereinstimmende Consulta des spanischen Staatsraths (Perrons 126 ff.) und MS. Dep. Pecquius' v. 31. Juli (Brüssel). — Jean Perrons p. 131 die Meinung äußert: Don Pedro habe die Raubheit seiner Sprache absichtlich berechnet, um die geheime Absicht Spanien's, nachzugehen, zu maskiren, und nur das rechte Maß überschritten — so wird diese Annahme durch die sogleich anzuführenden wiederholten mündlichen und schriftlichen Aeußerungen Toledo's an den Nuntius, Pecquius, Erzherzog Albert und Philipp III. hinreichend widerlegt; freilich waren dieselben Perrons ganz unbekannt.

gemäßigter Weise nach Spanien zu berichten; von Heinrich die Zusage, dem Botschafter in Zukunft freundlicher antworten zu wollen. Um die Mißverständnisse gänzlich zu beseitigen, setzte er es durch, daß Don Pedro versieh, eine neue Audienz zu erbitten, der König eine solche zu gewähren.¹⁾

Aber trotz der großen Lobsprüche, die König Heinrich selbst dieser vermittelnden Thätigkeit des Runtius ertheilte, war die Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes zu groß, als daß sie durch solche Palliativmittel hätte beseitigt werden können. Spanien verlangte von dem französischen Monarchen, daß er mit plötzlicher Schwenkung seinen bisherigen Freunden, den Holländern, im Bunde mit dem Katholischen Könige den Krieg erklären solle. Dafür war es bereit, die Vermählung zwischen Don Philipp und Madame Elisabeth, dem Dauphin und der jüngern Infantin, Don Carlos und Madame Christine — letzteres Paar mit der Ausstattung der Niederlande — festzusetzen: deren wirkliche Ausführung doch noch im weiten Felde stand. Anders Heinrich IV. Sein Plan war, zunächst die spanisch-holländischen Friedensverhandlungen zu glücklichem Ende zu führen, damit er selbst der Verpflichtungen gegen die Holländer ledig sei, und darauf die Heirathen — besonders aber jene dritte — abzuschließen. Sei diese letztere wirklich zu Stande gekommen und mit ihr die Trennung Belgien's von Spanien, dann sollten dieses und Frankreich im Verein durch gütliche Mittel und kluge Benutzung der Umstände die Wiedervereinigung der nördlichen mit den südlichen Niederlanden herbeizuführen suchen. Indem aber jede der beiden Mächte von der andern getäuscht zu werden fürchtete, blieb nur geringe Hoffnung auf einen endlichen Ausgleich dieser verschiedenen Gesichtspunkte. Wirklich sah Heinrich IV. schon einen völligen Bruch mit Spanien voraus und schickte sich an, für diesen Fall sich noch enger mit den Holländern zu verbinden. Er beauftragte

¹⁾ Dep. Ubalini's v. 23. Juli, p. 128. 138.

bereits am 23. Juli seinen Gesandten in Rom, dem heiligen Vater rundweg zu erklären, daß er in keinem Falle um der Rathen willen die Generalstaaten ihren Feinden überlassen wolle; ein solcher Gedanke sei nie in seine Seele gekommen, da derielde seiner durchaus unwürdig sei. — Dem Nuntius sagte Heinrich: es scheine, als habe man ihm Don Pedro nur geschickt, um ihn zu bedrohen; es sei un wahr, daß er jemals versprochen habe, die Holländer zur Unterwerfung unter ein unabhängiges Flandern direkt oder mittelbar zu nöthigen.¹⁾ Die ungestüme Weise, in welcher der spanische Botschafter seine Forderungen über diesen Punkt aufgestellt hatte, ließ den König sich viel schärfer abweisen äußern, als er es je zuvor gethan hatte. Der Nuntius war deshalb nicht ganz im Unrechte, wenn er über die plötzliche Sinnesänderung des französischen Herrschers klagte.

Nicht minder unfreundlich sprach sich Don Pedro aus. Dem Nuntius, mit dem er auf das Vertraulichste verhandelte, theilte er mit: daß Graf Fuentes seinen König beständig zum Kriege dränge und der Herzog von Verma, der einzige Vertreter friedlicher Rathschläge am spanischen Hofe, sich zurückzuziehen im Begriffe sei, so daß Philipp III. sich mehr und mehr zur Wiederaufnahme des Kampfes entschliese und in Person nach Flandern zu gehen beabsichtige. Es waren dies sicher die frommen Wünsche Toledo's, der sich nur dem Nuntius gegenüber fälschlich als Anhänger der Friedenspartei hinstellte.²⁾ Ubal dini erkannte wohl, welches die wahren Gesinnungen des Marques seien, und daß, wenn derielde der einzige Vermittler bleibe, an ein Gelingen der Unterhandlungen nicht zu denken wäre. Er wollte also selbst als zweiter spanischer Agent thätig sein. Don Pedro hatte ihm ein freundliches Schreiben seines Monarchen mitgebracht; indem er dasselbe erwiederte, ehe er sich, im Geheimen dem Katholischen Könige alle Dienste zu leisten.

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 31. Juli (Brüssel).

²⁾ Dep. Ubal dini's v. 23. Juli, p. 112 f. 122.

Und in der That begann er schon in diesem Briefe der spanischen Regierung Bericht zu erstatten, und ihr seine Rathschläge zukommen zu lassen.¹⁾ — Abaldini konnte sich ohne Bedenken seinen spanischen Neigungen überlassen, da sein Herr, der Papst, dies selbst noch offenkundiger that. Trotz der wiederholten dringenden Warnungen und Abmahnungen des französischen Herrschers hatte er einem seiner Nepoten eine Ritterpräbende in dem spanischen Orden von Calatrava verschafft, denselben also gewissermaßen zum Unterthanen des Katholischen Königs gemacht.²⁾

Am 23. Juli zog Don Pedro in Paris ein, wo man ihn im Hôtel Gondi prächtig einquartierte. Unzählig waren die Anekdoten, die in der neugierigkeitslüsternen Hauptstadt über ihn und seine Wortgefechte mit dem Könige umliefen, wobei selbstverständlich der letztere immer am besten fortkam.³⁾ Der Marques setzte sich sofort mit Pecquius in Verbindung, der vom Erzherzoge den Auftrag hatte, zwar nicht mit dem Könige über den Gegenstand von Toledo's Sendung zu reden — um sich keinesfalls mit dem französischen Monarchen zu überwerfen — sonst aber den Marques von Villafrauca auf alle Weise zu unterstützen und ihm mit seiner Kenntniß des französischen Hofes, mit Rath und That beizustehen. Nun eröffnete ihm Don Pedro sogleich, daß keine Hoffnung mehr wäre, irgend einen guten und nützlichen Vertrag mit Frankreich zu schließen. Unter den Bedingungen, die dieses vorschläge, habe er durchaus keine Lust, auf die Heirathsverabredungen weiter einzugehen.⁴⁾ Bei solchen Umständen konnten freilich des Nuntius Ausgleichbemühungen nicht von besonderm Erfolge sein!

Nicht nur Toledo, auch der spanische Staatsrath war über das Benehmen des französischen Monarchen auf das höchste entrüstet.

¹⁾ MS. Der Nuntius Bischof von Montepulciano an Philipp III., Fontainebleau, 23. Juli; Paris, Nat.-Arch. K. 1461.

²⁾ Heinrich IV. an den Kard. Guise, 24. Juli; Lettr. miss. VII. 587.

³⁾ S. Legrain; Mercure françois; P. de l'Estoile; etc.

⁴⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 25. Juli (Brüssel). — MS. Instruktionen an Pecquius v. 26. Juli ff. (Wien).

Der Condestable von Kastilien fand die Vorwürfe Don Pedro's gegen den letztern ebenso gerechtfertigt, wie die Antworten Heinrich's „frech.“ Der Graf Chinchon meinte, daß der Marques kein Wort mehr über die Heirathsangelegenheit verlieren sondern ruhig abwarten solle, bis man ihm wieder davon spräche — aber selbst dies schien dem Condestable nicht genug, der vielmehr ausrief: Se. Majestät von Spanien dürfe mit dem entferntesten Sprößling dieses französischen Herrscherhauses auch nicht die letzte Ihrer Töchter vermählen, und wären derselben zwanzig! Ein Glück, daß Verma in seiner Friedensliebe sich diesen hitzigen Rathgebern nicht angeschlossen.¹⁾

Kast drei Wochen hindurch sahen Heinrich IV., der in Fontainebleau geblieben war, und Don Pedro, der in Paris verweilte, sich nicht wieder.

Indessen fehlte doch viel, daß die Eingeweihten außerhalb Spanien's in gleichem Maße, wie die Spanier selbst, das Verfahren des Marques von Villafraanca gebilligt hätten; ganz besonders nicht in Rom. Hier war Frankreich jetzt durch den frühern Gesandten in Konstantinopel, Herrn von Brèves, vertreten, einen erfahrenen und scharfsinnigen Diplomaten, der durchaus den freisinnigen, französisch-patriotischen Neigungen seines Königs ergeben war. Der spanischen Richtung, zu welcher den Papst dessen Bruder Giambattista Borghese drängte, gegenüber bewarb Brèves sich desto eifriger um Paul's Neffen und Staatssekretär, den Kardinal Borghese, dem er die von Heinrich IV. ihm bestimmte Pension bereits in halbjähriger Vorausbezahlung mitbrachte. Es gelang dem Franzosen um so leichter, sich in der Gunst des einflußreichen Nepoten festzusetzen, als derselbe mit seinem Oheime Giambattista keineswegs auf freundschaftlichem Fuße stand.²⁾

1) Conf. des span. Staater.; Perrens 127, 129 f.

2) Dep. Brèves' v. 25. Juli; Perrens 132 ff. und Siri I. 514 ff. — So fälschlich und offenbar absichtlich die spanischen Diplomaten oft die Aeußerungen ihrer fremden Kollegen verdrehten, davon giebt einen bezeichnenden Beweis das MS. Brief Aptona's an Toledo, Rom, 2. Aug. (Paris, Nat.-Arch. K. 1461).

Die hoffnungsfelige Stimmung, in welcher die Kurie sich betreffs der Vermählungsangelegenheit fortwährend befand,¹⁾ wurde nun durch die Nachrichten über die erste geheime Audienz Don Pedro's in Fontainebleau auf das unangenehmste gestört. Jedermann war einstimmig im Tadel Villafranca's, dessen anmaßende Heftigkeit fast alle Aussicht auf einen Erfolg der päpstlichen Wünsche und Absichten vernichtet hatte. Der Kardinal Barberini eilte zu Brèves, um ihn laut und ausdrücklich zu versichern, wie er gern eingesteh, daß er und nicht der König der Urheber der Heirathspläne gewesen sei. Nachdrücklicher und direkter äußerte der Papst selbst sich über Don Pedro gegen Brèves in einer Audienz vom 5. August. Paul V. war außer sich vor Zorn über die „Anmaßung“, mit der Don Pedro den König gleich im Anfange mit Klagen und Forderungen überschüttet habe, die nicht einmal er, der Papst, sich erlauben dürfe; über die „Unverschämtheit“ von des Marques Behauptung, der König habe die Heirathspläne veranlaßt, während doch er selbst bereit sei, vor der ganzen Welt zu bezeugen, daß Barberini und er — der heilige Vater — aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl der Christenheit diese Unterhandlungen angeregt hätten. — Keine Frage, daß Paul V. wirklich höchst aufgebracht war über die Ungeschicklichkeit, mit der Don Pedro seine liebsten Pläne zu vereiteln drohte; aber sehr wahrscheinlich hat der Papst seinem Grimme deshalb einen so lauten und ungezügelter Ausdruck gegeben, um den französischen Herrscher zu versöhnen, demselben die Unschuld der Kurie an diesen spanischen Extravaganzen zu erweisen und ihn den friedfertigen Mahnungen des Nuntius um so zugänglicher zu machen. Den lobte Paul über alles und fügte hinzu: er hoffe, daß Albaldini den Don Pedro künftig im Zaume halten und auch das mit Recht aufgeregte Gemüth des Königs beruhigen werde. Im Grunde wünschten ja die Spanier nichts sehnlicher als die Heirath zwischen

¹⁾ MS. Conf. des span. Staates. v. 19. Sept. (Paris) nach einer Dep. Aytona's v. 4. Aug.

Den Carlos und Madame Christine, selbst mit der Lostrennung Flandern's — wie der heilige Vater diese Unwahrheit vor seinem Gewissen rechtfertigen konnte, bleibe dahingestellt! Endlich überhäufte er den französischen Herrscher und dessen Politik mit Lobsprüchen, die zu lebhaft und vom päpstlichen Standpunkte aus zu unbegründet waren, um nicht berechnet zu sein, sprach sein volles Vertrauen auf dessen Frömmigkeit und Güte aus und verbieth den König von Spanien und den Erzherzog zu schleunigem Abschlusse des Friedens mit den Holländern zu ermahnen, wenn diese nur die freie Ausübung des katholischen Kultus zugeständen. — Breves war scharfsichtig genug, um den wahren Grund von Paul's V. plötzlicher Bärtlichkeit für seinen König zu erkennen; er antwortete deshalb dem Papste lediglich mit Zusicherungen von Heinrich's leblicher Gefinnung, ohne sich irgend zu binden oder auch nur Hoffnung auf eine günstigere Wendung der Heirathsverhandlungen zu geben.¹⁾ In der That handelte Paul ganz anders, als er Breves versprochen hatte. Anstatt nach der Absicht Heinrich's IV. erst den spanisch-holländischen Vertrag zu Stande zu bringen und dann die Vermählungen zu betreiben — ging er vielmehr auf die spanischen Anschauungen ein und ermahnte den Erzherzog Albert, durch Förderung der Heirathsverhandlungen einen günstigen Einfluß auf den niederländischen Traktat zu üben.²⁾ Indes mit solchen Künsten war einem Staatsmanne von der Geschicklichkeit und dem Scharfblick Heinrich's IV. nicht beizukommen. Er ließ sich von dem Wege, den er sich einmal vorgezeichnet hatte, weder durch Drohungen noch durch trügerische Freundlichkeiten abbringen. Es stand jetzt fester bei ihm denn je, den anmaßenden und unzuverlässigen Spaniern die alten Freunde und Verbündeten Frankreich's nicht zum Opfer zu bringen.

Er hatte noch einen andern Pfeil auf seinem Bogen. Im

¹⁾ Dep. Breves' v. 3. 7. Aug.; Siri 1. 516 ff. Perrens 43. 64. 133. 142.

²⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 9. Aug. (Brüssel).

Beginne des Mai 1608 hatte ihn ein deutscher Edelmann, Günterode, mit der Nachricht überrascht, daß die Königin von England eine Heirathsverbindung zwischen den beiderseitigen Herrscherfamilien wünsche und ihn offiziös zur Vermittelung derselben bevollmächtigt habe. Die Königin Anna hatte freilich bisher ihren spanischen Neigungen gemäß nicht sehr freundlich mit Heinrich gestanden, ja ihn kürzlich grob beleidigt. Indessen die plötzliche Kälte, welche man in Madrid gegen den spanisch-englischen Heirathsplan bewies, hatte die Gesinnungen Anna's verändert. Jetzt ließ sie den französischen Monarchen durch seinen Gesandten in London und durch Günterode um Verzeihung bitten, worauf der König ihr nicht nur eine galante Antwort gab, sondern sie auch mit der Republik Venedig zusammen zur Pathin seines eben geborenen dritten Sohnes, des Herzogs von Anjou, erwählte.¹⁾ Bald führten diese Unterhandlungen zu offizieller Anknüpfung freundschaftlichen Meinungsaustausches, bei dem man sich überzeugte, daß freilich auf die Anerbietungen und Verheißungen der schwachen englischen Regierung nicht viel zu geben sei, daß sie aber auch mit Spanien noch nicht im engern Einverständnisse war; und man durfte hoffen, die grenzenlose Eitelkeit der Königin Anna durch das ernstgemeinte Anerbieten einer verwandtschaftlichen Verbindung mit dem französischen Königshause zu gewinnen. Im Laufe des Augustmonats wandte sich also Villeroi von neuem an den leitenden englischen Minister Salisbury. Er gestand dabei zu, daß auf Verlangen des Papstes, der eine französisch-spanische Heirath herbeizuführen wünschte, zu diesem Behufe Don Pedro de Toledo nach Frankreich gekommen

¹⁾ Heinrich IV. an La Boderie, 9. Mai; *Lettres à La Bod.* I. 283 ff. — Derselbe an denselben, 28. Juni; *L. m.* VII. 575. — S. über diese Verhandlungen mehrfache Nachrichten in den *Arch. du Royaume* in Brüssel, *Nég. de France*, III. — Hierher gehört zweifellos der undatirte Brief der Königin Anna an Günterode, den Perrens S. 92. Anmerk. 2 mittheilt. — Ueber das Folgende: Villeroi an La Boderie, 4. Aug. 16. *Lett. à L. B.* I. 322. ff. *Instruktion des Privy Council* an Sir Richard Spencer und Sir Ralph Winwood, ^{7.}/_{17.} August; *Winw. Mem.* II. 427. f.

und daß der König mit dieser Unterhandlung wohl zufrieden ist. Indessen, fuhr Villeroy fort, wenn der König von England versprechen wollte, im Falle eines Bruches mit Spanien die Holländer kräftig zu unterstützen, so würde Heinrich IV. den französischen Gesandten zurückweisen und seine Kinder mit denen von England vermählen. Der französische Staatssekretär schloß mit der Bitte um schleunige Antwort, da Don Pedro auf Bescheid warte.¹⁾ Man sieht, daß Heinrich stets und immer wieder die Unabhängigkeit der Niederlande von Spanien im Sinne hatte. Das war der Gesichtspunkt, dem er augenblicklich alle andern Erwägungen unterzuordnen entschlossen war.

Toledo sah inzwischen mit Ingrimm einen Tag nach dem andern verstreichen, ohne daß der französische König oder sein Minister von seinem Dasein Notiz genommen, geschweige denn ihm einen Vorschlag wegen der Heirathen gemacht hätten. Nachdem er soeben erst versichert hatte, daß er keinen Auftrag zur Verhandlung derselben besäße, verlangte er also jetzt von den französischen Staatsmännern, mit ihm über dieselben zu negociiren! Weil sie dies nicht thaten, glaubte der Marques zu dem Schluß berechtigt zu sein: daß Heinrich IV. in Allem, was er thue uns sage, der erklärte Feind Spanien's sei.²⁾

Als Toledo auf Zureden des Nuntius endlich (19. August) eine zweite geheime Audienz erbat, fiel sie denn auch höchst undeutend aus, da keiner von beiden Theilen das Eis brechen und von der eigentlich wichtigen Frage zu reden beginnen wollte. Man begnügte sich mit dem Austausch von Zusagen über die Punkte der niederländischen Friedensverträge, welche die katholische Religionsübung und die Schifffahrt nach den beiden Indien betrafen. Don Pedro dankte im Namen seines Königs dem französischen Monarchen für die dabei ausgesprochenen Gefinnungen — und verabschiedete

¹⁾ MS. Paris, August (Paris Nat.-Arch. K. 1461).

²⁾ MS. Dep. Toledo's v. 3. 7. Aug. (ebendaselbst).

sich ohne weitem Zusatz. Noch an demselben Tage reiste Jeannin nach dem Haag zurück, da offenbar die Anwesenheit Don Pedro's in Paris keinen bestimmenden Einfluß mehr auf die Beschlüsse der französischen Regierung üben konnte.¹⁾

Heinrich war über das Benehmen Don Pedro's und zumal über dessen hartnäckige Zurückhaltung täglich mehr gereizt. In einer Audienz die er Pecquius am 15. August erteilte, rief er ärgerlich aus: „Die Spanier wollen den Frieden nicht!“ Und als Pecquius erwiderte, König Philipp habe vielmehr Alles gethan, was in seinen Kräften stehe, um den Frieden herbeizuführen — enthüllte Heinrich den wahren Grund seiner Mißstimmung, indem er zornig dazwischen warf: „Weßhalb verhandelt Toledo nicht über die Vermählung des Infanten Karlos, sondern hat mir geantwortet, daß er nicht darüber verhandeln dürfe?“ Pecquius kannte die Lage der Dinge zu genau, um über seine Antwort in Zweifel zu sein. „Billeroy hat mir mitgetheilt,“ sagte er, „daß Ew. Majestät vor allem die Niederlande theilen wollen, und unter dieser Bedingung wird jene Heirath unmöglich.“ Das war in der That die Klippe, an der die ganze Unterhandlung scheiterte; doch hätte ein freundlicheres und entgegenkommenderes Benehmen Toledo's vielleicht die Möglichkeit gegeben, sie zu umschiffen. Heinrich, gereizt, wollte der Audienz ein Ende machen, begann sich aber und ging auf die berührten Punkte in den Friedensverhandlungen über. Auch hier zeigte er sich gleichgültiger, ja feindseliger gegen die spanischen Interessen, als seit lange. Zumal in dem Punkte der Religion würden sich, meinte er, die Katholiken wohl mit einer gewissen Anzahl Kirchen begnügen müssen. Auf Pecquius' Erklärung: darauf werde der Katholische König sich nie einlassen, er gebe die von den Staaten verlangte Souveränität nur für den Preis der religiösen Duldung — äußerte Heinrich, vielleicht würden die

¹⁾ Billeroy an Jeannin, 10. August; XIV. 78 f. — MS. Dep. Pecquius' v. 13. August (Brüssel).

Holländer die Religionsfreiheit mündlich versprechen, niemals ab in dem Vertrage selbst. In ziemlicher Erregung trennten sich der König und der Gesandte.¹⁾

Man sieht, wie unter der Einwirkung des feindseligen Benehmens der Spanier Heinrich sich immer mehr von ihnen abwendet. Zuerst hatte er versprochen, im Falle der flandrischen Rath von den Holländern seine Hand abzugeben; jetzt verwarf er dies als schimpflich. Früher hatte er versprochen, seinen Einfluß zur Durchsetzung der Religionsfreiheit in Holland anzuwenden; jetzt sprach sich mindestens sehr zweideutig über diesen Gegenstand aus. Auch den deutschen Protestanten ließ er nunmehr über die Ankunft Don Pedro de Toledo's durch den Herzog von Bonillon beruhigen; der König werde stets des Unterschiedes zwischen alten und neuen Freunden eingedenk sein. Er verhehlte seine Mißstimmung über Villafranca durchaus nicht. In den höheren Kreisen in Paris liefen so genaue Versionen über die erste Audienz Toledo's und sein unbefriedigendes Verhalten um, daß nur der König selbst sie verbreitet haben konnte. Das niedere Volk aber gab seinen Haß gegen die Spanier un verhüllt kund, und fast täglich kam es zu bisweilen blutigen Streitigkeiten zwischen den Parisern und des Marques Begleitern und Dienern.

Die Entscheidung war getroffen; den Wünschen und Versuchen des Papstes gegenüber verblieb Heinrich an den Seiten der Holländer wider Spanien. Heftiger als je war nun sein Haß gegen das letztere wieder entbrannt. Er jagt jedermann, der ihn hören wollte, daß der Katholische König unaufrichtig handle und nicht den Frieden beabsichtige, und schreie mehr und mehr sich zu kriegerischen Anschauungen zu bekehren.

In der That, immer drohender wurden die Aspekte, als

¹⁾ MS. Toledo an Prada, 15. August (Paris). — MS. Dep. Bequart v. 16. August (Brüssel).

²⁾ Christian v. Anhalt an Kurpfalz, 16. August; Ritter, Briefe u. Mem. II. 72. — L'Estoile, Journal de Henry IV., August 1608.

³⁾ MS. Dep. Toledo's v. 7. August.

Theile machten sich mit dem Gedanken an Wiederausbruch des Kampfes vertraut. Den französischen König bewegten mannigfache Entwürfe, die sämmtlich wider Spanien gerichtet waren, und die war nicht selbst Verwirklichung fanden, aber doch zu den kriegerischen Entschlüssen des nächsten Jahres Veranlassung gaben. Die euerlichen Unterhandlungen mit England benutzte er, um an einem förmlichen Angriffsbündniß zwischen diesem und Frankreich zu arbeiten, ohne freilich bei König Jakob das gewünschte Entgegenkommen zu finden. Vielmehr erklärte derselbe, sich in keine Allianz einzulassen zu wollen, die ihn irgendwie zum Bruche seines Friedens mit Spanien veranlassen würde; also vor allem die Generalstaaten aus jedem englisch-französischen Bündnisse ausschließen zu müssen.¹⁾ Bezeichnend sind dann die Instruktionen, die Heinrich dem nach dem Haag zurückkehrenden Seannin mitgab. Jede Verlängerung des jetzigen ungewissen Zustandes verwarf er darin vollständig; würden nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen die Holländer sich etwa mit einem kurzen Waffenstillstande von ein bis zwei Jahren begnügen, so werde er ihnen nicht mehr die geringste Hülfe zu Theil werden lassen. Vielmehr, wenn die Spanier die Sache in die Länge zögen, sollten die Staaten „sich an ihre Freunde, Allirten und Verbündeten wenden, um mit deren Beistimmung auf andere Weise, als die friedliche, für ihre Angelegenheiten Sorge zu tragen.“ Freilich gedachte ihnen auch jetzt Heinrich seine Hülfe nicht selbstlos zu gewähren. Nicht nur machte er zur Bedingung für jede Unterstützung seinerseits im Kriegsfall, daß der Abbruch der Verhandlungen mit seiner Zustimmung erfolgt wäre; sondern theilte er sich über die Einzelheiten des zu leistenden Beistandes erklären, forderte er von den Holländern auch bestimmte Früchte seiner An-

¹⁾ Billeroy an La Boderie, 14. 30. August; Lettres à La Boderie I. 328 ff. — Instruktion an Spencer und Winwood, ^{7.}/_{17.} August; W. M. II. 427 f. — Dep. Saron's (holländischen Agenten in London) v. 20. August; Deventer, Gedenkst. II. 253. f.

streichungen, d. h. niederländische Städte oder Landstriche: nur den Zeitpunkt dieser Eröffnungen zu wählen, überließ er seinem Bevollmächtigten. Da er trug demselben auf, umfassende Bestechungen an holländische Staatsmänner zu geben, besonders aber Summen in beliebiger Höhe denjenigen zu versprechen, die dem Könige zu Herrschaft über die Vereinigten Provinzen verhelfen würden! Diesen Staat also, für welchen der König fortwährend die reinste Liebe, das uneigennützigste Interesse bekundete, betrachtete er doch nur als seine Beute, die auf dem einen oder dem andern Weg ihm anheimfallen müsse! Jedenfalls aber hatte er dabei die erbitterte Feindschaft der Spanier zu erwarten.

Wirklich mißtraute Erzherzog Albert gerade jetzt dem französischen Herrscher mehr denn je. In privaten Schreiben bezeichnet er dessen Vermittelung als unaufrichtig und deshalb unwirksam. Es war ein Irrthum, wenn Toledo den Erzherzog für noch immer übermäßig friedfertig hielt und die Besorgniß aussprach, man könne in Brüssel mit der Nachgiebigkeit gegen die „Rebellen“ zu weit gehen; gerade das Gegentheil war der Fall.¹⁾ Vielmehr schloß Albert, über die scharfe und unnachgiebige Haltung der Holländer erbittert, sich immer mehr der Kriegspartei an, zu der ja auch der Marques gehörte, und die in Spanien selbst gerade jetzt ihr Haupt gleichfalls wieder erhob. Man konnte in Madrid wahrnehmen, wie bei Erwähnung der Thatsache, daß Philipp III. die Vereinigten Provinzen als freien Staat anerkannt habe, die leitenden Staatsmänner schlaun lächelten, ja offen sagten: das sei wohl ein schlechter Scherz, ihr König habe das nie im Ernste gethan, und es sei ein Hohn zu denken, daß er je dergleichen thun werde. Es wurde aus diesen und andern Worten und Ereignissen klar, daß allerdings die spanische Regierung den Gedanken an einen

¹⁾ Instr. für Jeannin, 6. Aug. 1608; XI. 495 ff.

²⁾ MS. Erzherzog Albert an Toledo, 5. August (Paris, Nat.-Arch. K. 1461).
— MS. Dep. Toledo's v. 15. August.

Frieden aufgegeben habe.¹⁾ Das sprach sich in vielen Umständen aus. Am 17. August richtete der König an den Herzog v. Ossuna, der — wie erwähnt — kürzlich aus Brüssel zurückgekehrt war, eine Anfrage über die Mittel, trotz der Verhandlungen mit den Holländern den Offensiv- und Defensivkrieg kräftig weiter zu führen. Ossuna's Antwort gestaltete sich zu einer heftigen Abmahnung gegen den Frieden. Er hob die, wie er sagte, jedermann bekannten Nachtheile hervor, welche die Verhandlungen bereits dem Könige gebracht hätten. Sie haben seine Feinde völlig übermüthig gemacht. Man hat es gewagt, spanische Offiziere mitten im Waffenstillstande zu plündern. Welch' großer Fehler war es schon — und darin hatte der Herzog nicht Unrecht — bei dem Beginne der Negotiationen das spanische Heer in den Niederlanden aufzulösen, während die Holländer ihre Armee und Marine gerade verstärkt haben! Der Friede wäre einmal eine Ermuthigung zur Rebellion für andere Unterthanen des Königs, zweitens eine Verletzung der Glaubenseinheit, die man mit so vielen Opfern in sämtlichen spanischen Besitzungen aufrecht erhalten, und drittens eine Verstärkung und Anregung für alle Feinde Spaniens: also ist er durchaus zu verwerfen. Das war der Ausdruck der Meinungen und gesteigerten Hoffnungen der Kriegspartei, der auch Toledo von Paris aus kräftigst sekundirte. Er handelte nichts als kriegerische Rathschläge; man solle nur hinreichend Soldaten und Geld nach Flandern schicken, dann würden Holländer und Franzosen schon gelindere Saiten aufziehen.²⁾ Dem entsprach denn auch der König, indem er endlich Geldsummen in befriedigender Höhe nach Brüssel beförderte. Die glückliche Ankunft der amerikanischen Silber- und ostasiatischen Gewürzschiffe erhöhte den Muth.

¹⁾ Dep. Cornwallis v. $\frac{6}{16}$ Aug. p. 425. f.

²⁾ MS. Copia de la carta que envió Su Mag^d. al duque de Ossuna, 17. de agosto de 1608; und MS. Respondió a Su Mag^d. Su Ex^a. a 28. de agosto de 1608. Beides Brüssel, Bibl. de Bourgogne, Manusc. frgs. v. 1437. — MS. Dep. Toledo's v. 19. Aug.

Schon vorher, in den ersten Tagen des August, war die dem 15. Juli datirte Entscheidung des Königs über die streitigen Punkte in den Friedensunterhandlungen eingetroffen. Sie knüpfte jetzt das Zugeständniß der Souveränität für die Vereinigten Provinzen an die Bedingung der völlig freien Ausübung der katholischen Religion in denselben; nur ein solcher Vortheil für den Glauben könne den Monarchen zur Aufopferung seiner Erbrechte über jene Provinzen bewegen. Es ist klar, daß Philipp III. mit dieser peremptorischen Erklärung, die er durchaus als sein letztes Wort bezeichnete, nur eine wohlklingende Form für die Zurnahme seiner früheren Anerkennung und für den Abbruch der Friedensverhandlungen finden wollte. Und als ob es damit noch nicht genug wäre, wies Philipp auch die Forderung freien Handels nach den spanischen Kolonien durchaus von der Hand. Der Erzherzog aber — er, der früher so friedlich Gestimmte! — war jetzt mit dieser „äußerst zutreffenden“ (*muy acertada*) Entscheidung des Königs durchaus zufrieden, dem er zu seiner „großen Ehrlichkeit und beständigem Eifer für den Dienst des Herrn“ herzlich Glück wünschte. Er sprach sein volles Vertrauen aus, daß nach so ausgezeichnetem Wirken für die Sache Gottes dieser, wenn etwa die „Inselleute“ nicht Vernunft annehmen wollten, den Spaniern die größten Erfolge wider dieselben verleihen würde. Mit ähnlicher Zuversicht spricht sich Isabella aus.¹⁾ Doch ganz geheuer war dem Erzherzog bei diesen kriegeriichen Zurüstungen immerhin nicht; weshalb hätte er sonst in demselben Athem um recht baldige genaue Verhaltungsbefehle für den Beginn von Waffenstillstands-Unterhandlungen gebeten?

Denn obwohl Albert, zumal unter spanischer Einwirkung, einem unehrenhaften Frieden den Krieg durchaus vorzog: noch lieber hätte er doch einen mehriährigen Waffenstillstand gesehen. Einen solchen

¹⁾ Erz h. Albert an Verma, 6. Aug., u. Isabella an denselben, 7. Aug.; p. 113 ff.

mit den „Rebellen“ abzuschließen, war immerhin nicht so kompromittirend, wie einen förmlichen Frieden mit ihnen einzugehen. In einer zeitlich genau begrenzten Waffenruhe konnte man sich schon manche Bedingung — zumal den Handel mit den beiden Indien — gefallen lassen, die im Frieden schmachvoll und allzu unvortheilhaft gewesen wäre. Der Stillstand gab Gelegenheit, später bei günstigeren Umständen den Kampf wieder zu beginnen, während, wenn diese Umstände nicht eintraten, er sich immer in einen endgültigen Frieden verwandeln ließ. Und ferner: in dieser Zeit wuchsen die spanischen und die französischen Prinzen heran und konnten also die spanisch-französischen Heirathspläne zur thatsächlichen Ausführung gelangen, und damit das neue gesamt-niederländische Reich durch Vereinigung der französischen mit den spanischen Streitkräften gegründet werden. Jedenfalls schaffte endlich der Waffenstillstand auf eine längere Reihe von Jahren dem erzherzoglichen Paare in Brüssel eine nicht unehrenhafte Ruhe, die es ja doch im Grunde des Herzens sehnlichst herbeiwünschte.

In solchen Plänen traf sich der Erzherzog mit den französischen Ministern, denen es allmählich gelungen war, ihren König, der bisher den definitiven Frieden vorgezogen hatte, gleichfalls zu dem Gedanken an die größere Nützlichkeit eines langdauernden Waffenstillstandes für die französischen Interessen zu bekehren. Diese Uebereinstimmung Frankreich's und Belgien's in den Hauptanschauungen war sehr wichtig und hat in der That den endlichen Ausgang der ganzen mühsamen Verhandlungen bestimmt. Verkehrt aber wäre es, Heinrich IV. in diesem vorgerückten Stadium derselben einen Vorwurf aus seinem nunmehrigen Eintreten für die Waffenstillstands-Idee zu machen, zumal dieselbe jetzt allein im Stande war, den baldigen Wiederausbruch des Krieges zu verhindern. Es hieß jetzt nicht mehr: Friede oder bloßer Waffenstillstand? sondern: Waffenstillstand oder Krieg!

Spinola und Richardot im Haag beeilten sich keineswegs, die Willensmeinung des spanischen Herrschers zu veröffentlichen, die sie

Schon vorher, in den ersten Tagen des August, war die vom 15. Juli datirte Entscheidung des Königs über die streitigen Punkte in den Friedensunterhandlungen eingetroffen. Sie knüpfte jetzt das Zugeständniß der Souveränität für die Vereinigten Provinzen an die Bedingung der völlig freien Ausübung der katholischen Religion in denselben; nur ein solcher Vortheil für den Glauben könne den Monarchen zur Aufopferung seiner Erbrechte über jene Provinzen bewegen. Es ist klar, daß Philipp III. mit dieser peremptorischen Erklärung, die er durchaus als sein letztes Wort bezeichnete, nur eine wohlklingende Form für die Zurücknahme seiner früheren Anerkennung und für den Abbruch der Friedensverhandlungen finden wollte. Und als ob es damit noch nicht genug wäre, wies Philipp auch die Forderung freien Handels nach den spanischen Kolonien durchaus von der Hand. Der Erzherzog aber — er, der früher so friedlich Gesinnte! — war jetzt mit dieser „äußerst zutreffenden“ (*muy acertada*) Entschließung des Königs durchaus zufrieden, denn er zu seiner „großen Christlichkeit und beständigem Eifer für den Dienst des Herrn“ herzlich Glück wünschte. Er sprach sein volles Vertrauen aus, daß nach so ausgezeichnetem Wirken für die Sache Gottes dieser, wenn etwa die „Unselbste“ nicht Vernunft antehmen wollten, den Spaniern die größten Erfolge wider dieselben verleihen würde. Mit ähnlicher Zuversicht spricht sich Isabella aus.¹⁾ Doch ganz geheuer war dem Erzherzog bei diesen kriegerischen Zurüstungen immerhin nicht; weshalb hätte er sonst in demselben Athem um recht baldige genaue Verhaltungsbefehle für den Beginn von Waffenstillstands-Unterhandlungen gebeten?

Denn obwohl Albert, zumal unter spanischer Einwirkung, einem unehrenhaften Frieden den Krieg durchaus vorzog: noch lieber hätte er doch einen mehrjährigen Waffenstillstand gesehen. Einen solchen

¹⁾ Erz. Albert an Verma, 6. Aug., u. Isabella an denselben, 7. Aug. p. 113 ff.

mit den „Rebellen“ abzuschließen, war immerhin nicht so kompromittirend, wie einen förmlichen Frieden mit ihnen einzugehen. In einer zeitlich genau begrenzten Waffenruhe konnte man sich schon manche Bedingung — zumal den Handel mit den beiden Indien — gefallen lassen, die im Frieden schmachvoll und allzu unvortheilhaft gewesen wäre. Der Stillstand gab Gelegenheit, später bei günstigeren Umständen den Kampf wieder zu beginnen, während, wenn diese Umstände nicht eintraten, er sich immer in einen endgültigen Frieden verwandeln ließ. Und ferner: in dieser Zeit wuchsen die spanischen und die französischen Prinzen heran und konnten also die spanisch-französischen Heirathspläne zur thatsächlichen Ausführung gelangen, und damit das neue gesamt-niederländische Reich durch Vereinigung der französischen mit den spanischen Streitkräften gegründet werden. Jedenfalls schaffte endlich der Waffenstillstand auf eine längere Reihe von Jahren dem erzherzoglichen Paare in Brüssel eine nicht unehrenhafte Ruhe, die es ja doch im Grunde des Herzens sehnlichst herbeiwünschte.

In solchen Plänen traf sich der Erzherzog mit den französischen Ministern, denen es allmählich gelungen war, ihren König, der bisher den definitiven Frieden vorgezogen hatte, gleichfalls zu dem Gedanken an die größere Nützlichkeit eines langdauernden Waffenstillstandes für die französischen Interessen zu bekehren. Diese Uebereinstimmung Frankreich's und Belgien's in den Hauptanschauungen war sehr wichtig und hat in der That den endlichen Ausgang der ganzen mühsamen Verhandlungen bestimmt. Verfehlt aber wäre es, Heinrich IV. in diesem vorgerückten Stadium derselben einen Vorwurf aus seinem nunmehrigen Eintreten für die Waffenstillstands-Idee zu machen, zumal dieselbe jetzt allein im Stande war, den baldigen Wiederausbruch des Krieges zu verhindern. Es hieß jetzt nicht mehr: Friede oder bloßer Waffenstillstand? sondern: Waffenstillstand oder Krieg!

Spinola und Richardot im Haag beeilten sich keineswegs, die Willensmeinung des spanischen Herrschers zu veröffentlichen, die sie

vielmehr zwei Wochen lang, bis zum 20. August, geheim hielten. Sie sahen voraus, daß ihr Bekanntwerden den Abbruch der Friedensverhandlungen herbeiführen werde; und bei einer so entscheidenden Wendung wünschten sie die vermittelnde und besänftigende Einwirkung Jeannin's, der erst am 14. August Abends aus Paris im Haag wieder anlangte. Endlich wollten sie die Verhandlungen auch aus dem Grunde in die Länge ziehen, damit inzwischen das versprochene Geld aus Spanien eintreffen und sich in neue Regimenter verwandeln könne.

Die Folge jener Eröffnung war wirklich, daß die Generalstaaten am 25. August die Verhandlungen für völlig beendigt erklärten. Damit wäre der Bruch entschieden gewesen. Indes Jeannin veranlaßte die französischen und englischen Bevollmächtigten, schon am 27. desselben Monats den Generalstaaten einen langjährigen Waffenstillstand vorzuschlagen. So heftig auch die holländische Kriegspartei und besonders Prinz Moritz sich gegen den Stillstand erklärten, derselbe wurde im Prinzip angenommen, allerdings unter der Bedingung, daß vorher die Freiheit der Provinzen nicht nur für die Dauer des Stillstandes sondern für ewig anerkannt und diese Anerkennung binnen eines Monats von dem spanischen Monarchen ertheilt werde. — Heinrich IV. wünschte übrigens den Stillstand mindestens auf die Dauer von fünfzehn Jahren abgeschlossen zu sehen.¹⁾

Der Erzherzog, der inzwischen durch die endliche Ankunft der lange und sehnlichst erhofften spanischen Subsidien sich merkwürdig erfreut fühlte, hatte auf den Erfolg der Waffenstillstands-Verhandlungen nur wenig Hoffnung. Er gab Spinola den Auftrag, die Negotiationen unentschieden hinzuziehen, bis die Antwort des Königs auf die Bedingungen der Generalstaaten anlange, und sich einstweilen zu nichts zu verpflichten. Auch Spinola war der Ansicht, daß es mit dem Stillstande binnen kurzem kein besseres Ende

¹⁾ MS. Toledo an Erz. Albert, 29. Aug.

nehmen werde, als mit dem Frieden.¹⁾ Ueberall kriegerische Aussichten! Dabei ist zu bemerken, daß die Gegner der Holländer: die Spanier, der Papst u. A., einen Stillstand selbst längerer Dauer als durchaus ungünstig für die Vereinigten Provinzen betrachteten, weil dieselben keine bleibende Sicherheit dadurch erhielten und inzwischen ihre Feinde sich von den vierzigjährigen Anstrengungen erholen und überdies Zwietracht zwischen sie säen könnten, um nach Ablauf des Stillstandes den Kampf mit erneuten Kräften und mit sicherer Aussicht auf Bezwingung der kleinen in sich gespaltenen Republik wieder aufzunehmen. Wirklich berechnete man damals, daß in fünf von den sieben Vereinigten Provinzen — nämlich Geldern, Friesland, Overijssel, Groningen und Utrecht — die Mehrzahl der Bewohner noch katholisch, d. h. also im Geheimen Freunde Spanien's seien.²⁾ Schien doch auch Heinrich IV. nicht weit von so trüben Anschauungen entfernt. Kann man sich da wundern, daß dem Waffenstillstandsplane die Kriegspartei in Holland noch weit feindseliger gegenüber stand, als den Friedensverhandlungen? daß auch die Mehrheit der Generalstaaten demselben keine großen Zugeständnisse zu machen beabsichtigte? Sie forderten also wiederholt, daß die Anerkennung ihrer Souveränität sowohl von Seiten des Erzherzogs wie des spanischen Königs ohne jede Beschränkung oder Bedingung geschehe. Die Spanier dagegen wollten nur eine Formel bewilligen, die anscheinend den Wünschen der Holländer entspreche, bei passender Gelegenheit aber einer entgegen gesetzten Auslegung Spielraum gebe; nämlich: „Seine Katholische Majestät verhandelt mit den Vereinigten Provinzen wie mit freien Staaten.“ Man glaubt es den belgischen Staatsmännern gern, wenn sie behaupteten, der Stillstand mit einer solchen Klausel sei das Beste, noch besser als ein endgültiger Friede, weil er im

¹⁾ Erz h. Albert an Verma, 31. Aug.; Doc. ined. XLIII. 125. — MS. Spinola an Erz h. Albert, Kopie (Paris).

²⁾ Dep. Ubaldini's v. 12. Sept.; Perrens 157. — Jeannin an Villeroi, 20. Sept.; XIV. 191.

Grunde die Rechte des Königs nicht im Mindesten beeinträchtigt. Da nun die Holländer auf ihrem Standpunkt verharreten, so nahm die Dinge eine recht üble Wendung. Die belgischen Bevollmächtigten suchten dabei die Sache in die Länge zu ziehen, um den Entschluß ihres Königs aus Madrid abzuwarten. Da war es für Heinrich IV. nicht zu verargen, wenn er ein solches Verfahren als ein ziemlich treulos und hinterlistiges betrachtete und dem gegenüber die Holländer ermuntern wollte. Er sandte also Mitte September (1608) den französischen Truppen in holländischem Sol eine Verstärkung von 4,000 Mann unter dem Maitre-de-Camp Herrn v. Corbie zu.¹⁾ Er hielt gleichfalls dafür, daß der Stillstand ebenjowenig zu Stande kommen würde, wie der Friede schrieb ihm doch Jeannin immer wiederholt: in zwei Punkten dürfe man von den Staaten keine Nachgiebigkeit erwarten, einmal der vertragsmäßigen Freigebung der katholischen Religion und dann der Erklärung ihrer Freiheit, die sie vollständig und ohne Begrenzung haben wollten.

Indessen begann sich aber des Erzherzogs und seiner Gemahlin wieder eine versöhnlichere und friedlichere Stimmung zu bemächtigen. Zu dieser Sinnesänderung trug vor allem bei die unglückliche Gestaltung, welche die spanisch-französischen Heirathsverhandlungen nahmen, und — was damit eng zusammenhing — die neue Zusage und thatsächliche Gewährung der französischen Hülfe an die Holländer; endlich der völlige Mangel, in dem Belgien bald wieder von Spanien aus gelassen wurde. Besonders aus letztem Grunde forderten sie jetzt abermals in Madrid friedfertige Beschlüsse. Vergebens flehte Villafranca den Erzherzog an, „um der Willen Gottes willen“ den Holländern die Souveränität nicht zuzugestehen ohne die Antwort des Königs abzuwarten, die ja nicht lange mehr ausbleiben könne; vergebens behauptete er, ein solcher Schritt

¹⁾ MS. Berichte an Toledo aus dem Haag, 13. — 15. Sept., und MS. Dep. Toledo's v. 18. Sept. (Paris).

dem Willen des Königs geradezu entgegen; vergebens wagte er die unziemliche Bemerkung, Spanien habe den Erzherzog stets als Sohn gehalten, derselbe möge sich nun nicht undankbar zeigen.¹⁾ Die Ueberzeugung, daß eine sofortige Wiederaufnahme des Krieges nur verderblich für Belgien sein werde, gab dem Erzherzog den Muth, seine Rolle als „souveräner“ Fürst der habsburgischen Niederlande einmal ernst zu nehmen. Schon einige Tage, ehe jener unhöfliche Mahubrief Toledo's eintraf, hatte Albert seinen Gesandten Richardot im Sinne der Nachgiebigkeit instruiert. Derselbe sollte den Ansichten Jeannin's entsprechend einen Waffenstillstand auf bestimmte Dauer, etwa auf sieben Jahre, abschließen; allerdings mit der unbestimmten Klausel. Er sollte zwar versuchen, ob sich nicht die Generalstaaten mit einem ungewissen, nicht bindenden Versprechen des Erzherzogs in Betreff der königlichen Ratifikation begnügen würden; beständen jene aber auf eine förmliche Zusage unter Androhung des Bruches, so möge er auch diese Forderung zugestehen.²⁾

Alle Bemühungen des Erzherzoges waren umsonst. Da der Bescheid aus Spanien nicht anlangte, die Generalstaaten sich aber selbst mit dem festen Ratifikationsversprechen des Erzherzogs nicht zufrieden geben wollten: so mußten dessen Bevollmächtigten am letzten September 1608 den Haag verlassen. Die Verhandlungen waren einstweilen suspendirt, nach der Hoffnung der Kriegsparteien aber für immer abgebrochen. Freilich war dies nicht der Wunsch Albert's, der sich jetzt, um die Holländer zu gewinnen, selbst auf einen längeren Stillstand von 20 bis 24 Jahren mit vollkommener Anerkennung der Souveränität einlassen wollte.³⁾ —

Seit Anfang August war die königliche Familie wieder nach Paris zurückgekehrt. Man hatte geglaubt, daß Don Pedro sie täg-

¹⁾ Albert und Isabella an Lerma, 20. Sept., p. 127 ff. — MS. Toledo an Erz. Albert, 23. Sept.

²⁾ MS. Instr. an Richardot, 20. Sept.; Kopie, Paris, Nat.-Arch. K. 1461.

³⁾ MS. Erz. Albert an Toledo, 5. Okt.

lich sehen würde; anstatt dessen besuchte er sie in den ersten drei Wochen nur ein Mal. Dafür enthielten sich aber auch die Minister, Prinzen und Herrn jedes Verkehrs mit dem Marques, der wie ein Verstoßener in ärgerlicher Abgeschiedenheit lebte. Freilich glaubte er, daß der König den Ministern ausdrücklich jeden Umgang mit ihm verboten habe. „Von diesem Könige“, schrieb er voll Wuth nach Madrid, „muß Spanien sich auf das schlimmste gefaßt machen.“¹⁾

Ubal dini sah ein, daß auf diese Weise nicht vorwärts zu kommen war, ja daß ein vollständiger Bruch zwischen Frankreich und Spanien bevorstand. Er suchte deshalb die Unterhandlungen auf ein anderes Terrain zu verpflanzen, einen Mittelweg zwischen den beiderseitigen Absichten zu finden. Die Spanier wünschten erst die Heirathen, um dann freie Hand gegen die Holländer zu haben; die Franzosen erst den niederländischen Frieden, um die Vermählungen ohne Verletzung ihrer Bundespflichten abschließen zu können. Der Nuntius gedachte nun, die beiden Angelegenheiten völlig zu sondern; man könne ja doch versuchen, die Heirathen ohne Beziehung zu dem Friedenswerk zu behandeln, wenigstens die zwischen dem Dauphin und einer spanischen, dem Infanten Philipp und einer französischen Prinzessin. Auch war Don Pedro mit dieser Auskunft ganz zufrieden, die allen protestantischen Verbündeten Heinrich's die lebhafteste Besorgniß und grenzenloses Mißtrauen eingeflößt und so den Zwecken Spanien's gedient haben würde. Aber aus eben demselben Grunde wollten die Franzosen von Ubal dini's geistreicher Idee nichts wissen. Schon fürchtete derselbe aus diesen Verwickelungen einen Kriegsbrand hervorgehen zu sehen, der sich über die ganze Christenheit erstreckte „und sich mit einer Sündfluth unseres Blutes nicht löschen lassen würde.“²⁾

Wie wenig selbst Willero y, der ultramontanste und spanischste

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 18. Aug.; Deventer, Gedenkst. III. 250 ff. — MS. Dep. Toledo's v. 19. Aug. (Paris).

²⁾ Dep. Ubal dini's v. 19. Aug.; Perrens 164 ff. und Siri I. 518 ff.

unter den Ministern Heinrich's IV., auf Ubaldini's Ausweg einzugehen Lust hatte, zeigen die Ausdrücke, die er über den Nuntius wenige Tage später in einem Briefe an Jeannin gebrauchte. Er bezeichnet denselben lediglich als Mundstück Don Pedro's, seine Anträge als „schimpflich“ und trügerisch. Gerade in diesen Tagen erhielten die Niederländer von dem französischen Monarchen eine erneute Unterstützung von 100,000 Goldthalern.

Ubaldini aber ließ sich so leicht nicht abschrecken. Es ist nach Toledo's eigenen Berichten nicht wahrscheinlich, daß der Nuntius — wie Villeroi meinte — „von Don Pedro angetrieben wurde, der sich seiner Dazwischenkunft bediente, um sein sosiego, seine würdige Ruhe, nach dem gewöhnlichen spanischen Style zu retten.“ Ebenso wenig handelte jener im Auftrage des Papstes, wie er selbst es vorgab: sondern es lag ihm persönlich daran, die Unterhandlung zu glücklichem Ende zu bringen. Sein Vorschlag lief abermals auf die Vermählung des Dauphin in Spanien, des Prinzen Philipp in Frankreich hinaus, jedoch mit der wichtigen Einschränkung, daß die gleich jetzt darüber abzuschließenden Verträge für ungültig erklärt werden sollten, wenn in den Niederlanden weder der Friede noch langjähriger Stillstand abgeschlossen würde. Zur Sicherung könnten sofort — aber ohne Präjudiz für diesen letztern Fall — die Infantin nach Frankreich, Madame Elisabeth nach Spanien zur Erziehung geschickt werden. Man muß gestehen, daß Ubaldini auf diese Weise höchst geschickt die Einwände der Franzosen umging, sowohl in Bezug auf die französischen Verpflichtungen Holland gegenüber als auch betreffs der Unzuverlässigkeit spanischer Abmachungen. Villeroi drückt sich zwar auch über diesen Vorschlag sehr vorsichtig aus¹⁾ — aber dem Könige schien er einleuchtend und annehmbar, zumal die Verhandlungen mit England jetzt ganz im Sande verliefen. So ging Heinrich auf die gewandte Vermittelung des Nuntius ein und berief selbst Don Pedro zur Audienz

¹⁾ Villeroi an Jeannin 20. 26. Aug.; XIV. 82 ff. 108 ff.

am 28. August; zum Glück erfahren wir ihren Verlauf aus den Berichten des Pecquius,¹⁾ dem Don Pedro selbst sie geschildert hatte.

Heinrich begann von den Friedensunterhandlungen zu reden, zumal von dem Punkte der Religion. Don Pedro fiel mit einer seiner volltönenden aber nichtsagenden kastilianischen Phrasen ein: „Se. Katholische Majestät könnte zum Besten des Friedens wol sein Erbe und die Souveränität jener Provinzen aufgeben, aber was die Religion betrifft, so hängt dies nicht von seiner Macht ab, sondern von der Kirche, und hier hat unser heiliger Papst das vornehmste Interesse.“ Daran schloß er die böshafte Bemerkung, der Allchristlichste König müßte in den holländischen Provinzen die vollständige Wiederherstellung des alten Glaubens bewirken, um zu beweisen, daß er in seinen alten Tagen dessen ebenso eifrige Anhänger sei, wie er in seiner Jugend demselben feindlich gewesen wäre. Mit einem so festen, ja frechen Menschen, wie dieser Marques v. Villafranca, ließ sich offenbar nicht verhandeln. Heinrich antwortete noch sehr ruhig und gutmüthig: in solchen Staatsfachen dürfe man nicht den Wünschen Sr. Heiligkeit noch des Klerus nachgehen; wenn er selbst den Rathschlägen der Mönche und andern Priester sein Ohr geliehen hätte, würde sein Reich noch sehr weit von der Ruhe und Glückseligkeit entfernt sein, deren er jetzt genösse. Dann brach er diesen Gegenstand ab und sprach in allgemeinen Ausdrücken von den Heirathen, über die ihm der Nuntius neue Eröffnungen gemacht habe. Anstatt hierauf mit einiger Bereitwilligkeit einzugehen, gab ihm der unverbesserliche Don Pedro „höflich“ — nach seiner eigenen Auffassung — zu verstehen, daß Se. Katholische Majestät diese Heirathen wünsche nicht aber der französische Monarch, zumal was die Heirath des Don Carlos betreffe, da er vielmehr die Zersplitterung und Theilung der Niederlande anstrebe. Heinrich suchte abermals den hitzigen Kastilianer zu besänftigen, indem er versicherte, er denke im Ernst

¹⁾ MS. Dep. Pecquius v. 29. Aug. (Brüssel).

an die Vermählungen. Allein Don Pedro hielt den Augenblick für gekommen, dem Könige eine nachdrückliche Lektion zu ertheilen: im Falle der endgültigen Theilung der Niederlande dürfe man nicht daran denken, daß Se. Katholische Majestät sich jemals darauf einlassen würde, in Zukunft wieder die gehorsamen Provinzen von seiner spanischen Krone zu trennen, vielmehr würden, wenn der Friede zu Stande käme, die genannten Provinzen immer unmittelbar unter der Krone verbleiben, ohne — wie jetzt — einen eigenen Fürsten zu erhalten. Der König verstummte eine Zeit lang — wie der Marques meinte, von dem Gewichte dieser Eröffnung betroffen — in Wahrheit sicherlich vor Zorn über die steten Prahlereien und Härten dieses eigenthümlichen Diplomaten; endlich faßte er sich und sagte: man müsse über diesen Punkt den Erfolg und Ausgang der holländischen Verhandlungen abwarten und könne inzwischen über die andern Heirathen, die der ältern Kinder reden. So gab er Don Pedro kläglich Anlaß, mit ihm die letzten Vorschläge des Nuntius zu erörtern. Jedoch auch diese letzte Gelegenheit, sich über den Gegenstand seiner Sendung mit dem französischen Herrscher in Einvernehmen zu setzen, ließ Don Pedro ungenützt vorübergehen. „Alle diese Verbindungen,“ rief er aus, „hängen von dem Entschlusse ab, den man in Frankreich über die niederländischen Angelegenheiten fassen wird. Dauert hier der Krieg fort mit dem Beistande, welchen die Staaten bis jetzt von Frankreich gehabt, so ist gar keine Veranlassung, über diese Verbindungen zu sprechen, zumal sie in einem solchen Falle nicht genügen würden, eine wahre Freundschaft zwischen den beiden Königen zu begründen, sondern im Gegentheil vielleicht noch größere Abneigung hervorbrächten.“ So stellte Don Pedro sich wieder auf seinen alten Standpunkt, den Heinrich längst als unstatthaft bezeichnet hatte; es war ersichtlich, daß der Nuntius zu seinem neuen Antrage die Zustimmung des spanischen Abgesandten nicht erlangt hatte. Heinrich hielt es also für unnütz, weiter auf den Gegenstand einzugehen; noch einige banale Phrasen, und die Audienz war zu Ende.

Glaubte der Marques wirklich, durch seine stets wiederholte scharfe Hinweisung auf eine Frontveränderung Frankreich's in der niederländischen Frage als die unabwiesbare Bedingung für jede französisch-spanische Heirath den König zu ersterer zwingen zu können? Dann hatte er sich vollständig getäuscht, ja den geradesten Weg eingeschlagen, um einen so selbstbewußten Monarchen wie Heinrich IV., auf immer sowohl von jenen Vermählungen als auch von der spanischen Freundschaft zu entfernen. Heinrich war auf das tiefste verstimmt und hielt jede weitere Unterhandlung in Villafranca, ja mit Spanien für überflüssig. Es kamen dazu die üblen Nachrichten aus dem Haag, wo der Friede völlig gescheitert, der Waffenstillstand ganz aussichtslos war! — Dem Pedro, der wegen seines feindseligen Auftretens in der letzten Audienz des Königs das Gewissen einigermaßen schlug, bewog Pecquius, eine solche vom Könige zu erbitten. Der arme Belgier war also abermal dazu bestimmt, den Zorn des Königs über sich ergehen zu lassen (31. August). Die Unterredung begann sofort in erbaulicher Weise. Heinrich fuhr Pecquius an: er habe lange schon gewußt, daß die Spanier die Verhandlungen im Haag nur begonnen hätten, um dem schlechten Stande ihrer Angelegenheiten in den Niederlanden aufzuhelfen, und ihn lediglich deshalb betheiligt, um ihn den Holländern verdächtig zu machen; aber sie würden es noch bereuen, den Frieden vereitelt zu haben. Er für seine Person — das war eine bewußte Unwahrheit, auf die Einschüchterung des Pecquius berechnet — riethe den Staaten von dem Stillstande ab, der sie nur zu täuschen bezwecke. Und nun kam er auf den eigentlichen Gegenstand seines Zornes. Dem Pedro habe über die Heirath nichts Bestimmteres gesagt, auch nicht den geringsten Vorschlag darüber gemacht, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen gesprochen; ja selbst in diesen sei wenig Uebereinstimmung mit dem vom Nuntius betreffs der Heirath des Dauphin mit der ältesten Infantin gemachten Anträgen zu bemerken gewesen. Was die Vermählung des Don Carlos angehe, „so haben die Spanier kein

Lust auf das zu hören, was früher vorgeschlagen worden ist, außer um ihren eigenen Bedrängnissen in Flandern abzuhelpen und sich des augenblicklichen Nutzens, den sie ihnen gewähren würde, zu bedienen, mich nachher aber nach Belieben und recht tüchtig zu betrügen. Aber sie könnten sich wohl täuschen, denn es ist nicht leicht, mich zu überraschen, da ich stets, wie nur je zuvor, die Reitstiefel am Fuße habe". — Toledo empfand über die heftige Scene, die Heinrich hier dem belgischen Agenten gemacht hatte, eine ingrimmige Freude. Er sandte sofort Kopien von Pecquius' Bericht über diese Audienz nach Madrid und Rom, um zu zeigen, daß, wenn seine eigene Gesandtschaft keinen Erfolg habe, dies der schlechten Gesinnung des französischen Königs zuzuschreiben sei! Wolle doch Heinrich IV. vor allem nur die Niederlande zerreißen und durch Fortsetzung des dortigen Krieges die Kräfte Spaniens ermüden und aufreiben!).

Der Papst war inzwischen kaum weniger, als der Nuntius in Paris, über die immer ungünstigere Wendung der Heirathsverhandlungen bekümmert. Zunächst hatte er die Schuld daran lediglich dem Don Pedro zugeschrieben, über den er in Spanien Klage führte; so daß Breves nicht umhin konnte, die Unparteilichkeit des heiligen Vaters anzuerkennen. In seinem Wunsche, der Angelegenheit eine aussichtsreichere Wendung zu geben, schlug dann (22. Aug.) Paul V. dem französischen Botschafter vor: man solle die ganze Sache nach Rom ziehen, wo sie unter Aufsicht des heiligen Vaters von Breves und dem Marques v. Nytona, einem durchaus gemäßigten und wahrhaft einsichtigen Manne, weiter verhandelt werden könne. Dem Papste lag diese Uebertragung der Verhandlungen unter seine eigene Aufsicht um so mehr am Herzen, als er allmählich auch gegen die Absichten Heinrich's Mißtrauen zu fassen begann. Aus den Vorwürfen, die er eine Woche später an Breves darüber richtete, daß der französische König den Abschluß der Hei-

1) MS. Dep. Toledo's v. 1. Sept. — MS. Dep. Pecquius' v. 5. Sept. (Brüssel).
III.

rathen von dem Zustandekommen des holländischen Friedens abhängig mache — ging deutlich hervor, daß Paul dies nur einen Vorwand hielt, die Vermählungen zu vereiteln. Um mehr drang er darauf, dieselben ihm und den beiden Botschaftern in Rom zu übertragen. Er hielt dann ein Gelingen für so wahrscheinlicher, als sich die Spanier jetzt, wo die Miß-
Toledo's so gut wie gescheitert war, den trügerischen Ansagen, als seien sie durchaus für die Vermählungen einnehmen. Wälzten sie doch dadurch alle Schuld des Mißlingens auf Heinrich IV. ab und nahmen den Papst von Neuem wieder denselben ein! Erzherzog Albert ließ in Rom durch seinen Agenten Ortemberg versichern, „daß er seinerseits das Beste, was in seiner Macht stehe, für die Heirathsangelegenheit thun werde. Von einer solchen allgemeinen und nichts sagenden Verheißung“ dann Paul V., dessen Hauptstärke gerade nicht in der Politik, „großartig erfrischt“ und zur eifrigen Fortsetzung seiner Bemühungen ermuntert. Ebenso redete man in Madrid dem dortigen Nuntius vor, daß der Katholische König und alle seine Räte das Dringendste die sämmtlichen französisch-spanischen Vermählungen wünschten — eine etwas starke Unwahrheit nach den Ausrufungen des Condestable und des Grafen v. Schinchen über diesen Punkt! Auch suchte der Papst selbst die Eifersucht Heinrich's zu machen, indem er ihm berichtete, wie Sir Charles Cornwall in Madrid alles aufbiete, um die Heirathsverhandlungen zum Scheitern zu bringen ¹⁾.

Indeß Paul V. hatte wenig Aussicht, seine Wünsche verwirklicht zu sehen. Heinrich IV. war jetzt, mit Zustimmung aller seiner Minister, fest entschlossen, sich nicht eher auf die unsicheren spanischen Verbindungen einzulassen, als bis die niederländischen Verhandlungen zu einem bestimmten Ergebnisse geführt haben würden.

¹⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 30. Aug. — Dep. Breves' v. 3. 7. 23. Sep. Sic I, 531 f., Perrens 134. 147 ff. 153. 163.

Es hatte sich herausgestellt, daß Don Pedro, in vollkommenem Gegensatz zu der gleich anfangs von ihm aufgestellten Behauptung, durchaus nicht über die holländische Frage sondern eben nur über die Vermählungen zu unterhandeln Auftrag und Vollmacht hatte. Die letztern aber wurden nun von Frankreich gänzlich bis zur Erledigung jener vertagt. So wurden, nach Villeroi's energischem Ausdrücke ¹⁾, „Toledo's Unterhandlung und die französischen Berathschlagungen über die Heirathen bis zur Beendigung von Jeannin's Aufgabe an den Nagel gehängt“. Vier Wochen lang hatte Toledo keine Audienz bei dem französischen Monarchen. Der Marques v. Tabara, einer der Begleiter Toledo's, ging um diese Zeit nach Madrid zurück; er schilderte dort die Lage der Negoziation als völlig verzweifelt, den Don Pedro selbst als höchst unzufrieden wegen der großen Vernachlässigung und Mißachtung, die er von dem französischen Hofe zu erleiden habe ²⁾. — Heinrich sah sich auch durchaus nicht veranlaßt, die Heirathsverhandlungen nach Rom zu übertragen, wo sie nicht nur seiner unmittelbaren Aufsicht entzogen sondern auch einem Papste anvertraut waren, der durch seine Stellung und in der letzten Zeit auch durch seine Neigung der spanischen Partei genähert war. Villeroi eröffnete also dem Nuntius, es sei aus dem bekannten Grunde unnöthig, jetzt Breves Vollmacht zur weitem Berathung der Vermählungsangelegenheit zu übersenden. Nach Abschluß des Stillstandes werde man sofort die beiden ersten Heirathen — Villeroi meinte die der ältern Kinder — abschließen können, da Don Pedro hierfür hinreichende Vollmacht besäße; und was die letzte Verheirathung — des Don Carlos mit Christine — betreffe, so werde sich nach jenen ersten und mit dem Vortheile, den die Zeit bringe, daran denken lassen, und dann könne man diese Angelegenheit vielleicht

¹⁾ Villeroi an Jeannin, 18. Sept.; XIV, 182. — Vergl. Jeannin an Villeroi, 10. Sept.; das. 140 ff.

²⁾ Cabrera 10. Oct. p. 351.

Hrn. v. Breves und der gewichtigen Unterstützung des übergeben ¹⁾.

Das war allerdings eine nur durchsichtig umfle-
 sung, die zugleich dem Papste bei dem sehr unsichern
 niederländischen Verhandlungen keine sehr heitern An-
 das Gelingen der Heirathsangelegenheit selbst eröff-
 Auch der bisher unermüdliche Ubal dini verlor seine
 Die beiden Parteien waren jetzt weiter von einander
 jemals. Den Pedro hätte sich im Beginne zum Abschl-
 rathen mit dem bloßen Versprechen Heinrich's begnüg-
 gegen die Holländer unterstützen zu wollen; jetzt sagt
 man werde überhaupt Flandern nicht von Spanien tre-
 nicht vorher die Holländer unterworfen seien. Der
 Frankreich hätte sich zuvor mit der Zusage zufrieden ge-
 man Flandern unabhängig machen werde, und darauf
 der einfach nicht mehr unterstützt; jetzt wollte er Fland-
 und thatsächlich von Spanien geschieden sehen, ehe er
 tung gegen die Holländer auch nur im Mindesten an-
 es doch auch am französischen Hofe eine einflußreiche
 die auf das Lebhafteste dahin wirkte, mit Savoyen in
 länden vereint — die beiderseits sehr bereit dazu wa-
 Spanien zu brechen. An der Spitze dieser Partei stand
 von Sully, mit seinem Freunde Lesdiguières der
 Gegner Spaniens, des Papstes und ihres ganzen
 „Die Stärke Spaniens“, schreibt er in dieser Zeit
 „besteht nur noch in Troß, Ruhmredigkeit und dem alt-
 nen Ansehen.“ So war er höchst ergrimmt darüber,
 „schöne Gelegenheiten“ zum Beginne des Entschei-
 acien den spanischen Erbfeind vorübergehen lasse, eine

vermeiden, aber die Zeit wird uns vielleicht das Gegentheil lehren, wann wir nicht so im Stande und gerüstet sind, um jenes zu bekämpfen.“ Indessen wie schon der Aerger beweist, der sich in diesen Worten Sully's ausdrückt, drang die Kriegspartei einstweilen bei dem Könige nicht durch; und Villeroy versicherte dies auch dem Nuntius mit nicht mißzuverstehendem Hinweise gerade auf Sully.¹⁾ Vielmehr forderte er den Nuntius auf, alle Kraft auf den baldigen Abschluß eines langjährigen spanisch-holländischen Vertrages zu verwenden, hinter welchem er ihm fortwährend wenigstens die „ersten Heirathen“ als verlockenden Lohn erscheinen ließ. Ubaldini hatte kaum nöthig, durch einen neuen Brief aus Madrid angefeuert zu werden, in welchem ihm Philipp seinen lebhaften Dank für den Don Pedro geleisteten Beistand aussprach.²⁾ Heinrich IV. machte sich auch seinerseits kein Gewissen daraus, Ubaldini gröblich zu täuschen, indem er ihm zusicherte, er werde mit den Holländern brechen, wenn diese auf der Forderung unbedingter Anerkennung ihrer Souveränität durch Spanien beharrten; wenn Seannin den Holländern günstigere Vorschläge mache, so geschähe dies nur, um sie zur Fortsetzung der Verhandlungen zu verlocken — plumpe Kunstgriffe, deren Unwahrheit Ubaldini und Don Pedro eigentlich hätten erkennen sollen. Während Seannin offiziell jene Forderung der Generalstaaten unterstützte, erklärte Heinrich sie vertraulich gegen den Nuntius für eine „bestialische Frechheit!“³⁾ Und zu derselben Zeit suchte Heinrich die wegen seiner spanischen Unterhandlungen beunruhigten deutschen Protestanten zu begütigen, indem er dem württembergischen Agenten Büninhausen versicherte: seine Freunde wären ihm zu lieb, als daß er sie um der spanischen Heirathspropositionen Willen verlassen

¹⁾ Dep. Ubaldini's v. 12. Sept.; Perrens 165.

²⁾ MS. Philipp III. an den Nuntius in Paris, 13. September (Paris, Nat. Arch. K. 1452).

³⁾ Dep. Ubaldini's vom 17. Sept. (Siri I. 540 ff.) und 30. September (Perrens 157.)

solle; es würde ihm übel anstehen, sich verwandtschaftlich mit einem Potentaten zu verbinden, den er nachher bekriegen oder dem wenigstens Widerstand werde leisten müssen, und das würde sich eintreten, wenn man den Generalstaaten nicht leidliche Bedingungen erwirke.¹⁾ Kurz Heinrich betrieb mit großem Eifer und Geschick jene trügerische Politik mit doppeltem Antlitze, die er jedem Anlasse mit vielem Nachdruck zu verwerfen, als deren heftigsten Gegner er sich zu bezeichnen pflegte.

Es ging schließlich dem Nuntius, wie den meisten Aushändlern, die mit Heinrich IV. zu thun hatten: er fand sich dem Irrgarten von dessen anscheinend widerspruchsvoller Politik nicht mehr zu recht. Und doch war des Königs stete und leuchtende Absicht einfach die, Spanien auf alle Weise zu schwächen, sei es durch feindliche, sei es durch friedliche Mittel. Für solches friedliches Mittel hatte er die flandrische Heirath angesehen und zwar für ein so gewichtiges, daß er für diesen Zweck sogar zwei weitere spanische Heirathen seiner Kinder und in ein schon bares Einverständnis mit Spanien auf mehrere Jahre gewillt hätte. Da er aber erkannte, daß die Spanier sich auf seinen Vorschlag nicht ohne wichtige Gegendienste einlassen, ja denselben wahrscheinlich ihrerseits benutzen wollten, ihn zu hintergehen, war jetzt wieder so antispanisch wie je. — Gerade weil er nunmehr sein Entschluß gefaßt, zeigte er sich in einer Zusammenkunft mit dem Marques von Villafranca, die der unermüdliche Ubal dini (16. Sept. vermittelt hatte, überraschend ruhig und freundlich.²⁾ Aber das war nur Schein, oder höchstens vorübergehende Stimmung ohne bleibende Bedeutung; seit dem kräftigen Auftreten Toledo im Beginne seiner Verhandlungen hatte der König bestimmte Partei gegen Spanien genommen. Billeroy, der gewiß mit

¹⁾ Relation Bunsinhausen's v. 26. Sept. bis 1. Okt. 1608; Ritter, § u. II. 108. — Vgl. Billeroy an Scannin, 29. Sept.; XIV. 198.

²⁾ Dep. Ubal dini's v. 30. Sept.; Perrens 161. 170 ff.

geneigt war, in antspanischem Sinne zu übertreiben, schrieb damals in einem vertrauten Briefe (an Jeannin, 11. Okt.): „Der König von Spanien ist eines gesunden Beschlusses unfähig, sein Benehmen hat seine Angelegenheiten ruinirt, und unser König tadelt und mißachtet ihn sehr . . . Auch hat derselbe eine sehr geringe Meinung von der Ehrlichkeit von Spanien und Konjorten. Endlich ist unser König recht übel erbaut von dem Verfahren des Don Pedro und dem Benehmen seines Herrn. Er glaubt, daß sie voll bösen Willens, Unflugheit und Schwäche sind, und daß Gott sie demüthigen und bestrafen will.“ Wirklich sprach Heinrich IV. mit vollkommener Gewißheit seine Ansicht dahin aus, daß die Ankunft Don Pedro's keinen andern Zweck gehabt habe, als ihn — den König — den Staaten und England verdächtig zu machen, und daß nur in derselben Absicht die Spanier ihn veranlaßt hätten, die Vermittelung des niederländischen Stillstandes zu übernehmen. Er scheute sich nicht, gelegentlich dem Don Pedro geradezu den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern: „Ihr seid nur gekommen, um meinen Verbündeten Verdacht einzusüßen.“¹⁾

Bei solcher Gesinnung beharrte Heinrich um so mehr darauf, daß den Holländern ihre „bestialisch freche“ Forderung: der König von Spanien solle ihre Souveränität unbedingt und auf alle Zeit, nicht etwa blos auf die Dauer des Stillstandes anerkennen, bewilligt werde. Die Unabhängigkeit nur auf wenige Jahre zugehen, sagte er, bedeuete nichts und heiße nur die Staaten betrügen, indem man die Zeit abwarten wolle, wo sie unter einander getheilt seien, um dann über sie herzufallen.²⁾ Man sieht, daß Heinrich's Scharfblick die Pläne der Spanier ziemlich genau durchschaute. Wenn es ihn auch wenig kostete, dem Marques gegenüber die

¹⁾ Dep. Ubaldini's v. 14. Okt.; Perrens 155. — MS. Dep. Toledo's v. 16 Okt.

²⁾ MS. Dep. Pecquius' vom 23. September (Brüssel). — MS. Dep. Toledo's vom 23. Sept. (Paris). — Vergl. Dep. Ubaldini's v. 30. September; Perrens 173.

schroffe Haltung der Generalstaaten als „anmaßend, unrichtig und ungerecht“ zu bezeichnen; wenn er ferner die Holländer wiederholte ermahnte, nicht auf Worte, wie „souverän auf immer“ oder dergl. in der Anerkennungsformel, zu bestehen, sobald dieselbe ansonst hinreichend klar sei: so verkarg er doch andererseits dem Don Pedro nicht, daß im Falle eines völligen Abbruches der Friedensverhandlungen Frankreich die Holländer nicht im Stiche lassen werde.

Erzherzog Albert kannte sowohl den augenblicklichen Stand von Toledo's Negotiationen als auch den Charakter und die Anschauungen des französischen Herrschers zu gut, um nicht von der Zuverlässigkeit der Versicherungen Heinrichs über diesen Punkt überzeugt zu sein. Da er nun auch von Spanien in völliger Entblößung von allen Mitteln belassen wurde, so athmete er nur Ruhe und Frieden. Wenn selbst der kriegseifrige Toledo in Paris über das lange Ausbleiben des königlichen Entscheides ungeduldig wurde, wer mochte es dem Erzherzoge verargen, der sich in der That in höchst reinigender Lage befand? Das ewige Zögern Philipp's III. machte die Vermittlung der königl. Ratifikation sehr wahrscheinlich; dann mußte unfehlbar der Krieg von neuem ausbrechen, und es traf derselbe Belgien ohne Mittel zur Vertheidigung, geschweige denn zum Angriff auf die Feinde. Albert und Isabella zogen es in solcher Lage vor, in ihren Berichten nach Spanien ihre Situation als eine verzweifelt zu schildern und dem Könige und Verma dringend eine friedliche Entschließung anzurathen. Richardot suchte seinerseits durch Perquius den Don Pedro davon zu überzeugen, daß der Abschluß des Waffenstillstandes die erste und unumgängliche Bedingung für ein freundliches Verhältniß zwischen Frankreich und Spanien sei, da sonst ersteres noch entschiedener als bisher auf die Seite der Holländer gegen den Katholischen König treten werde. Aergerlich rief der greise wallonische Staatsmann aus: „Wenn in unserm Vertrage ein Verzicht auf die Souveränität *para siempre* — für immer — enthalten ist, möge man mich peitschen! Das wissen sie in Madrid nur zu wohl, beim gnädigen Gott; aber sie wollen

den Krieg, der zu unserem Untergange führen wird.“¹⁾ Auch Seannin erkannte es laut an, daß „die Erzherzoge“ den Stillstand wahrhaft wünschten und Alles, was in ihrer Macht stehe, thäten, um denselben zu erlangen, während er in Bezug auf die Absichten des spanischen Königs ein großes Mißtrauen hegte.²⁾

Dieses Mißtrauen des scharfsichtigen alten Diplomaten war nur zu gegründet. Philipp III. wollte auf einen Stillstand einzig unter denselben Bedingungen eingehen, wie auf den Frieden, unter Bedingungen, welche die Holländer bereits als unannehmbar bezeichnet hatten. Am 8. Oktober klärte er Don Pedro de Toledo über seine wahren An- und Absichten in der Friedensangelegenheit auf. Der König, heißt es in diesem Schreiben, ist aufgebracht über die maßlose Sehnsucht, welche der Erzherzog für den Frieden kundgibt und durch die er lediglich die Holländer ermunthigt, sowie über die unbedingte Folgsamkeit, mit der Albert's Bevollmächtigte den Rathschlägen Seannin's gehorchen, während sie doch wissen sollten — so schlecht waren die Leiter der spanischen Politik unterrichtet — daß Heinrich IV. nur das Scheitern der niederländischen Friedensverhandlungen beabsichtigt. Die Holländer haben sich diese beklagenswerthe Haltung der flandrischen Politiker mit großem Geschick zu Nuze gemacht. Der König aber will nach wie vor die Herrschaft über die abgefallenen Provinzen nur unter der Bedingung vollständiger und verbriefter Freiheit für die katholische Religion in denselben aufgeben. Toledo wurde beauftragt, Alles aufzubieten, um den franz. Herrscher von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der „Rebellen“ zu überzeugen.³⁾

Kein Zweifel, daß der Kurier, der mit dieser Botschaft am 20. Oktober durch Paris kam, um seinen Weg nach Brüssel fort-

¹⁾ Albert und Isabella an Lerma, 7. Okt. p. 133 ff. — Richardot an Pecquius, 28. Okt., 13. Nov. 1608; Deventer, Gedenkst. III., 267 ff.

²⁾ Seannin an Sully, 11. Okt.; Petitot II., XIV. 257.

³⁾ MS. Instruktion an Toledo, Madrid 8. Oktober. (Paris).

zu setzen, dorthin ähnliche durchaus verneinende und feindselige Instruktionen brachte! Wir wissen wenigstens, daß dieselben geradezu besagten: Die Erzherzoge möchten selbst und in ihrem eigenen Namen thun, was ihnen zur Förderung des Stillstandes zu schiene, aber ohne den Namen des Königs dabei zu verpflichten! — also genau ohne das, was die Holländer zum Abschlusse des Stillstandes als unumgänglich forderten. Das war also das Ergebniß der zweijährigen Unterhandlungen! Wäre es nach dem Sinne des spanischen Königs gegangen, so würde man jetzt weit von einer Verständigung entfernt gewesen sein, als im Dezember 1606, wie Wittenhorst und Gevaerts zum ersten Male im Auftrage des Erzherzogs im Haag erschienen waren. Ganz Spanien war voll kriegerischer Vorbereitungen. Täglich fanden Sitzungen des Staats- und des Kriegsrathes über diese flandrischen Angelegenheiten statt, so daß andere noch so wichtige Sachen gar nicht zur Erledigung kamen. Hundert Kapitäne wurden ernannt, die ebenso viele Kompagnien, also mindestens 20,000 Mann, nach den Niederlanden führen sollten. In den Häfen von Biscaya und Galicien wurden Vorbereitungen zum Baue von vierzig Kriegsschiffen nach einem neuen Muster getroffen, für welche die Ausrüstungsgegenstände bereits in der Coruña aufgehäuft wurden „Wo sie aber Seeleute finden sollen“ — meint sarkastisch der englische Botschafter — „um jene zu bemannen, das ist, glaube ich, mehr als sie selbst wissen“²⁾.

Zum Glück wurden diese militärischen Vorbereitungen unnöthig. Der unermüdliche Jeannin hatte nach Richardot's und Ennola's Abreise die Verhandlungen mit Beihülfe der übrigen fremden Gesandten und durch Unterhaltung eines eifrigen Briefwechsels mit Richardot fortgeführt. Wirklich setzte er es bei dem friedens-

1) Heinrich IV. an Jeannin und Rusjy, 23. Okt., und Villeroi an Jeannin, 4. Nov.; XIV. 325 364.

2) Dep. Cornwallis' v. ^{16.}/_{26.} Okt.; Winw. Mem. II. 438 f.

sehnüchtigen Erzherzoge durch, daß dieser, ehe er noch den lange verzögerten ungünstigen Entscheid des Königs erhalten hatte, die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen sowohl in des Königs wie in seinem eigenen Namen unbedingt anerkannte (16. Oktober 1608¹⁾). Freilich konnte er sich zu diesem Zwecke auf eine Vollmacht berufen, die ihm Philipp III. für Verhandlungen mit den Vereinigten Provinzen ausgestellt hatte. Allein diese Vollmacht war alten Datums, und das Auftreten des Königs seit einem Jahre hatte den Erzherzog sicher belehrt, daß ein solcher Schritt den Absichten jenes zuwiderlaufe. Ein Glück noch, daß die königliche Instruktion vom 8. Oktober, die sonst alles zerstört haben würde, zu spät ankam, als Albert's feierliche Erklärung bereits eine vollbrachte Thatfache war! Dieses Zugeständniß war also ein sehr gewagtes von Seiten des Erzherzogs, wenn er auch sein Gewissen dadurch zu beruhigen suchte, daß er jedenfalls für die endgültige Ratifikation des nun abzuschließenden Vertrages durch den König sich eine lange Frist ausbedang. Es war diese KonzeSSION aber zugleich die entscheidende, welche die Mehrheit der Provinzen veranlaßte, nunmehr den Waffenstillstand wirklich anzunehmen. Nur einige Städte der Provinz Holland sowie die Provinz Seeland blieben noch den kriegerischen Bestrebungen des Prinzen Moriz getreu; aber da dieser durch die Vorwürfe und Drohungen des französischen Monarchen zu ruhigem Verhalten genöthigt wurde, war auch die Unterwerfung jener Widerstrebenden binnen kurzem zu erwarten.

Freilich war damit der bisher von Spanien behauptete Standpunkt aufgegeben, die Souveränität der Vereinigten Provinzen nur für die freie Uebung des katholischen Kultus in denselben zuzugestehen. Toledo, als Vertreter der spanischen Kriegspartei, war geradezu voll Wuth über diese Wendung. In wiederholten Schreiben beschwor er den Erzherzog, doch diesen „Dämonen“ — den

¹⁾ Richardot an die Gesandten im Haag, 16. Okt.; Petitot II., XIV. 282 f.

Holländern — nicht so viel nachzugeben. Dann beschwerte er sich über Albert bei dem Könige. Die Formel der Unabhängigkeitserklärung, zu der sich der Erzherzog gegen die Staaten verpflichtet habe, sei eigentlich eine unmögliche und widersinnige, da er nicht das Recht habe, etwas im Namen des Königs zu versprechen. Zugleich sei sie aber auch der größte Fehler; denn nun nachdem die Holländer alles, was sie wünschten, erreicht, dürfe man nicht hoffen, durch Unterhandlungen mit Heinrich IV. auch nur das Mindeste in den Punkten der Religion und des indischen Handels zu erlangen. — Das war an sich nicht unrichtig; nur hatte die spanische Regierung und Villafranca selbst zwei Monate zugehabt, durch gemäßigte und grundsätzlich freundliche Unterhandlungen für diese Punkte bei dem französischen Könige zu wirken und sie hatten diese Zeit theils mit stummem Schmollen, theils mit feindseligem Poltern verloren! Nur die eine Hoffnung hatte jetzt der Marques noch, und immer fester griff sie bei ihm Platz, daß nämlich Philipp III. unter solchen Bedingungen seine schließliche Zustimmung nicht ertheilen, zu guter Letzt den Vertrag mit den Vereinigten Provinzen nicht bestätigen werde¹⁾.

Allerdings hatte es den Anschein, als ob diese Hoffnungen Don Pedro's sich verwirklichen würden. Am 1. November äußerte der spanische König sich von neuem: wenn die Holländer seinen letzten Vorschlag, vollkommene Souveränität auf der einen, Freiheit für den katholischen Gottesdienst auf der andern Seite, nicht annehmen, so sei es klar, daß sie den Frieden nicht wollten, und man werde dann mit der Hülfe Gottes den Krieg von neuem beginnen. Zugleich müsse man den Papst über die Korrektheit des spanischen Standpunktes und ferner über alles, was vorgehe, unterrichten²⁾. Die kriegerischen Vorbereitungen in Spanien wurden

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 1. Nov. (Paris). — MS. Dep. Pecquins' vom 10. Nov. (Brüssel).

²⁾ MS. Instr. an Toledo, San Lorenzo 1. Nov. (Paris).

immer auffallender, und die Ankunft der amerikanischen Silberflotte im Oktober gab ihnen neues Leben; sie gestattete, einstweilen für den flandrischen Krieg eine Summe von 300,000 Goldthaler den Monat auszuwerfen¹⁾. Eine offizielle für die Holländer bestimmte Antwort kam aber aus Madrid nicht. Offenbar wollte man dort noch Zeit gewinnen, die Rüstungen weiterführen und inzwischen den Erzherzog und die Holländer ruhig an ihrem Traktate arbeiten lassen, um letztern dann mit einem Male zu verwerfen, mit einem Male die mehr als zweijährigen Friedensbemühungen zu vereiteln!

Während die spanische Regierung durchaus nach Krieg zu dürsten schien, wurde sie durch die Nachrichten aus Paris nur noch mehr dazu angeregt. Zuerst hatte sie sich in großen Hoffnungen über Toledo's bevorstehende Erfolge gewiegt. Zumal die Jesuiten am spanischen Hofe, seit ihrer Zurückführung nach Frankreich diesem sehr ergeben, waren bereits voll Lobes für Heinrich IV., dem sie alle guten Eigenschaften, besonders aber eine große Devotion für Mutter Kirche zuschrieben. „Sie waren so gut französisch geworden, wie der Wein von Orleans.“²⁾

Nach den ersten Meldungen Don Pedro's war freilich in Madrid eine gründliche Enttäuschung eingetreten. Man erkannte sofort mit vollkommener Sicherheit, daß die Mission des Marques von Villafrauca als verfehlt zu betrachten sei. Der Staatsrath beschloß, daß derselbe zurückkommen und einen gemäßigten, schmiegsamern und geschultern Diplomaten, dem Don Inigo de Cárdenas, der als Gesandter in Venedig die französische Diplomatie genau zu studiren Gelegenheit gehabt, Platz machen sollte. König Philipp III. bemerkte eigenhändig dazu: „Ausführung ohne Zögern“.³⁾

Don Pedro aber hatte gerade damals (Mitte Okt. 1608) an

¹⁾ Dep. Ubaldini's v. 11. Nov.; Perrens 186.

²⁾ Dep. Cornwallis' v. $\frac{20}{30}$ Juli; Winw. Mem. II. 420.

³⁾ MS. Conf. des span. Staates. v. 8. Okt. (Paris).

nichts weniger als an ein Scheitern seiner Bemühungen gedacht vielmehr war er so hoffnungsfelig gewesen, wie nie zuvor. Es war die Zeit, ehe die kühne Zusage des Erzherzogs den Waffenstillstand ermöglicht hatte. Theilweise durch die Hartnäckigkeit der Holländer schien dieser, der ja dem Marques nie gefallen hatte, vereitelt zu werden. Heinrich war sehr ärgerlich über den Stand der Verhandlungen; er hatte Seannin und Russy angewiesen, an den Negotiationen gar nicht mehr zu theilnehmen, denn er war mit all' diesen leidenschaftlichen Leuten nichts mehr zu thun habend. Zugleich richtete er sehr ernste Schreiben an Moritz und die Generalstaaten, ihnen mit Entziehung seiner Unterstützungen drohend. Wirklich erklärte die französische Regierung, um die Entschlüsse der Holländer in friedlichem Sinne zu beeinflussen, denselben wiederholt, daß sie für den Fall des Abbruchs der Verhandlungen die volle Freiheit der Entschlüsse vorbehalte. Es war das nicht allzu ernstlich gemeint. Toledo aber nahm alles für seine Münze; die Freundlichkeit des französischen Herrschers bei seiner letzten Audienz schien ihm das Beste für die Zukunft zu versprechen.

Er hielt es also an der Zeit, von dem Könige eine Audienz zu verlangen und nun entschlossen das Eis zu brechen. Am 13. October erschien er vor Heinrich IV. und begann damit, ihn auf die Undankbarkeit der holländischen „Rebellen“ aufmerksam zu machen, die jetzt nicht einmal den französischen Friedensermahnungen Rechnung trügen, und auf die Redheit des „Grafen“ Moritz — den die Spanier betrachteten denselben nicht als Prinzen von Oranien sondern nur als Grafen von Nassau — der vor kurzem allerdings Sr. Allerschristlichsten Majestät wenig höflich geantwortet hatte. Die natürliche Folgerung war, daß wider solche unverschämten Aufträh alle gekrönten Häupter sich vereinigen müßten. Von der Gemeinsamkeit der monarchischen ging dann Don Pedro zu derjenigen der religiösen Interessen über. Schon seien Oesterreich und Böhmen

1) Ms. Dep. Pecquins' v. 13. Oct. (Brüssel).

dem Katholizismus verloren, die Niederlande und Frankreich bedroht. Nun sei der katholische König bereit, das Seinige an Gegenmaßregeln zu thun, indem er Don Carlos an eine französische Prinzessin vermähle und ihnen die Niederlande zu Lehen gebe; aber nur freilich unter der Bedingung, daß Heinrich sich verpflichte, ihm zur Unterwerfung jener Empörer beizustehen, die so hartnäckig sich jedes Friedens weigern. Allein wie hatte er sich doch verrechnet; er kam mit seiner Eröffnung ein volles Vierteljahr zu spät! Heinrich antwortete ihm der Form nach freundlich, der Sache nach aber ablehnend, indem er wiederholte, man müsse den Ausgang der niederländischen Verhandlungen abwarten, und außerdem mit seinem Argwohn nicht zurückhielt, daß die Spanier ihn am Ende doch hintergehen wollten. Toledo bemühte sich redlich, ihn von dem Grunde dieser Befürchtungen zu überzeugen, und unter den lebhaftesten Bethuerungen schwor er ihm fast zu, daß sein König niemanden zu täuschen beabsichtige. Indes er vermochte Heinrich nicht mehr von dieser Gedankenreihe abzubringen. „Diese Unterhandlung“, sagte derselbe, „bringt mich in Verruf, und dabei habe ich keine Sicherheit, daß, wenn die jungen Prinzen in das geeignete Alter kommen, sie thatsächliche Wirkung hat.“ Toledo war nicht abzuweisen, sein Haß gegen die Franzosen trat hinter seinen Haß gegen die Holländer zurück: „Eure Majestät hat einen Botschafter in Spanien, möge derselbe sich die wünschenswerthen Sicherheiten verschaffen; ich schwöre Euch und biete Euch meine Person als Bürgen an, daß der König Euch nicht täuscht.“ Gewiß hat der alterfahrene gekrönte Diplomat innerlich über diesen etwas kindlichen Eifer des Marques gelächelt; was war ihm mit dessen Person gedient? Er begnügte sich, auf jenen Erguß halb ironisch zu erwidern: „Wenn alle Spanier so unterhandelten, wie Ihr, würde ich nicht fürchten, getäuscht zu werden;“ und setzte übrigens hinzu: „Ich wünsche diese Angelegenheiten in Rom verhandelt zu sehen und werde Euch in zwei Tagen Bescheid geben.“ Diese eifrige Erwiderung kühlte die Hitze des Mar-

ques etwas ab, der nun ausrief: „Die beiden Kronen müssen einander gleiche Sicherheit geben.“ „Gebt sie mir nur,“ entgegnete der König — und damit war auch diese Audienz fruchtlos beendet!') Der große Coup Don Pedro's — selbst von jener Vermählung zu beginnen — war vergebens ausgespielt, außer daß persönlich von nun an in den Augen Heinrich's und seiner Räte etwas mehr Gnade fand, als bisher.

Aber der spanische Botschafter war ebenso übertrieben in seinen Hoffnungen, wie in seinen Sympathien und Antipathien, seinen Enthusiasmus, kurz wie in allem. Er wiegte sich nach wie vor in den schönsten Träumen. Drei Tage nach jener Audienz, während der französische Staatsrath noch berieth, schrieb er seinem Könige der Erzherzog möge nur standhaft sein, dann werde alles noch zu gehen; denn Villeroy sage selbst, wenn die Heirath statfinde, werde der französische Herrscher den Holländern so verdächtig werden, daß er sie bekämpfen müsse. Daraus hätte freilich Don Pedro gerade den Schluß ziehen sollen, daß sich eben Heinrich IV. auf die Heirath nicht einlassen werde. An diesem selben Tage drückte der König dem Pecquius von neuem die Befürchtung aus, daß die Spanier ihn betrügen wollten, und daß man vor allem ein Mittel finden müsse, die zukünftige Unabhängigkeit der Niederlande von Spanien zu sichern.

Um diesen Punkt drehte sich in der That zunächst die Unterhandlung, von der übrigens selbst Ubal dini keinen günstigen Ausgang mehr erwartete;') an der Spitze dieser Frage wegen der von Spanien zu gebenden Sicherheiten werde alles scheitern. Nur damit tröstete er sich, daß diese Negoziation doch den französischen König freundlicher für Spanien, vorsichtiger betreffs der Unter-

1) MS. Dep. Toledo's v. 16. Dtt. (Paris). — MS. Dep. Pecquius' v. 16 Dtt. (Brüssel). — Sehr abgeschwächte und gemilderte Version in der Dep. Ubal dini's v. 14. Dtt; Perrens 175 f.

2) Dep. Ubal dini's v. 14. Dtt.; Perrens 177 f.

stützung der Holländer gestimmt hätte. Aber wie hinfällig war selbst dieser Trost! Heinrich IV. fühlte, daß bei dem Vorstehen des Greisenalters jetzt die Zeit für ihn gekommen sei, seinem ganzen politischen Werke den Schlußstein zu setzen, und da konnte er entweder nur der Freund oder der entschiedene Gegner Spanien's sein.

Der Nuntius aber ließ nicht ab, nach einer Uebereinstimmung zwischen Spanien und Frankreich in der Sicherheitsfrage zu streben. Und zugleich gelang es ihm — leider zu spät — den durch seine eigene Hoffnungslosigkeit schon halb gewonnenen Villafranca völlig zu gemäßigten Anschauungen zu befehren. Er wußte endlich Don Pedro von der Richtigkeit der Thatsache zu überzeugen, daß es auf eine förmliche Zusage des französischen Monarchen, die Holländer bekämpfen zu wollen, durchaus nicht ankomme. Gewinne man durch Entgegenkommen das Interesse Heinrich's, so werde er auch ohne Versprechen sich gegen die Holländer kehren, die er durchaus nicht liebe; und im entgegengesetzten Falle würden alle Verheißungen nichts helfen. Diese im Grunde vollkommen wahre Auffassung des Nuntius, die aber jetzt bereits von den Ereignissen überholt war, überzeugte endlich auch den Marques, in dessen Anschauungen eine vollständige Ummwandlung vor sich ging. Mit dem ganzen Feuer seines Charakters ergriff er jetzt die Ansichten seines Freundes und versprach nicht allein, selbst sie nach Spanien zu übermitteln, sondern bat auch den Nuntius, gleichfalls in diesem Sinne an den König zu schreiben. Wirklich ist wenige Tage später ein solcher Brief Ubal dini's an Philipp III. abgegangen. Mit eindringlichen Worten setzte der päpstliche Diplomat auseinander, wie Spanien, wenn es Flandern für immer unabhängig machen und dasselbe Don Carlos und seiner zukünftigen Gemahlin übergeben wolle, die enge Freundschaft Frankreich's erlangen werde; und bat den spanischen Monarchen, diesen vorzüglichen und heilsamen Weg einzuschlagen.¹⁾

¹⁾ Dep. Ubal dini's v. 22. Okt.; Perrens 179 f. — MS. Nuntius an Philipp III., Paris 27. Okt.

In seinem Enthusiasmus hielt der Marques diese neue Befahrungsweise schon für glücklich durchgeführt. Während er an den Erzherzog Albert schrieb: derselbe möge nur um Gottes will nicht den Forderungen der Holländer weichen, Heinrich IV. scheid auf das Höchste gegen dieselben ergrimmt und um so günstig der flandrischen Heirath — prophezeite er voll Zabel dem Pecquius die Waffenstillstandsverhandlungen würden scheitern, und in diese Falle halte er es für unzweifelhaft, daß der König von Frankreich die Heirath des Don Carlos betreiben werde. Indem Heinrich wirklich dem kriegseifrigen und rücksichtslosen Moris v. Oranien eine Zeit lang heftig grollte und den Marques selbst freundlich behandelte als bisher, wurde der letztere in seiner optimistischen Anschauung mehr und mehr bestärkt.¹⁾ Gegen jeden, der ihn an hören wollte, erging er sich jetzt in begeisterten Lobsprüchen an den König, dessen Größe, Weisheit, Frömmigkeit und Hochherzigkeit; auf die Schönheit und Pracht von Paris, die Vorzüge des französischen Volkes u. s. w.²⁾ Kurz, Toledo war in der liebsten würdigsten und zuversichtlichsten Stimmung.

Und doch war die Lage keineswegs so günstig, wie Don Pedro annahm; die trübe Auffassung des Nuntius war viel berechtigte. Spanien selbst trug dazu bei, seinen Gegensatz zu Frankreich letztem immer wieder recht deutlich in's Gedächtniß zu bringen. Es erwählte den Nepoten Paul's V., den Kardinal Borghese, zum Protektor Flandern's bei dem heiligen Stuhle, für welches ziemlich nominelle Amt derselbe eine starke Pension von dem katholischen König bezog; die Absicht war offenbar, den Kardinal, der in der letzten Zeit sich mehr zu Frankreich geneigt hatte, wieder völlig zu Spanien hinüber zu ziehen. Breves sprach unumwunden seine Befürchtung aus, man werde das ganze päpstliche Haus in de

¹⁾ MS. Toledo an Erzherz. Albert, 23. Okt. — MS. Dep. Pecquius an 28. Okt. (Brüssel).

²⁾ L'Estoile, Okt. 1608.

Armen der Spanier sehen. Die Schuld an allen diesen Antrieben, an der feindseligen Gesinnung in Madrid, an der schroffen und mißtrauischen Haltung der Holländer, an dem unsichern und für Frankreich wenig behaglichen Zustande der Dinge schrieben die französischen Staatsmänner hauptsächlich der Mission, der Denkwiese und dem Auftreten des Don Pedro de Toledo zu. So Breves in Rom.¹⁾ Nicht anders Villeroy. Während Don Pedro sich mit den schönsten Hoffnungen trug, schrieb über ihn der französische Staatssekretär: „Ich glaube nicht, daß die Reise Don Pedro's irgend eine befriedigende Wirkung hat. Ich sehe voraus, daß seine Unterhandlung dem Papste übertragen werden wird, um des genannten Don Pedro ledig zu werden, den wir endlich als noch mehr listig denn grob, aber viel mehr prahlerisch denn geachtet erfunden haben.“ Man wünschte in der That dringend, daß Don Pedro Paris verlasse, wo er nun bereits vier Monate verweilte, ohne doch das mindeste zu erreichen, während sein langer Aufenthalt nur dazu diente, den Engländern und Holländern sehr natürlichen Verdacht gegen den französischen Herrscher und dessen Entwürfe einzuslößen. Villeroy sprach deshalb im Beginn des November die Absicht aus, Don Pedro ganz ernstlich zu „verabschieden“ (licencier).²⁾

Wie ein Donnerschlag mußte nun den Marques die Nachricht treffen, daß der Erzherzog allen Forderungen der Holländer gewichen sei; dadurch wurde der ganzen von ihm so günstig aufgefaßten Kombination ein Ende gemacht. Und wie in Rom und in Paris, so fand auch in Madrid seine plötzliche Sinnesänderung wenig Anklang. Die spanischen Staatsmänner, selbst der friedfertige Lerma, waren entrüstet über das „schändliche“ Benehmen Heinrich's IV. und beklagten sich deshalb bei dem Nuntius.³⁾ Wäre Don Pedro

¹⁾ Dep. Breves' v. 16. 28. Okt.; Perrens 181. 201.

²⁾ Villeroy an Jeamin, 23. Okt. 4. Nov.; XIV. 318. 366.

³⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 1. Nov.

früher auf dessen Vorschläge eingegangen — so hätte er noch zu ein Gelingen hoffen können. Indessen jetzt waren, zum großen Theile durch seine Schuld, die Dinge derart verfahren, daß eine günstige Beendigung seiner Verhandlung nicht mehr zu denken war; so oft auch Heinrich IV. noch jetzt dem Papste betheuert, daß er nach Herstellung des Friedens nicht eine sondern drei Rathen abzuschließen gedenke.

Augenblicklich war der französische König durch die friedliche Wendung in der Mitte des October durchaus befriedigt. Er hätte am liebsten einen Waffenstillstand von fünfzehn bis zwanzig Jahre gehabt, war aber auch mit dem zehnjährigen, welchen der Erzherzog jetzt vorschlug, einverstanden. Nach diesem großen Zugeständniß Albert's sah er vollends nicht mehr ein, weshalb die Staaten den Stillstand zurückweisen sollten; würden sie es dennoch thun, mußten sie — erklärte er laut — auf seine Freundschaft und Unterstützung verzichten. Da belehrten ihn das schroffe Auftreten der spanischen Regierung auf allen Punkten und die Rüstungen, die sie bei ihrem flandrischen und italienischen Heere vornahm, daß nicht nur vom Haag, sondern auch von Madrid aus dem Frieden noch ernstliche Gefahren drohten. Jeder Kurier, der aus Spanien in Paris eintraf, verstärkte diese Besorgniß, die zugleich lebhaften Unwillen hervorrief. Der König selbst machte kein Geheimniß daraus, er werde für den Fall, daß der Bruch durch die Schuld Philipp's III. geschehe, natürlich nach wie vor den Holländern beistehen.¹⁾

So mußte Toledo bald selbst bemerken, daß er sich vollkommen geirrt habe, und daß Heinrich IV., anstatt durch die Spannung mit den Holländern freundlicher gegen ihn gestimmt zu werden, vielmehr dieselbe mit immer wachsender Sicherheit seiner langdauernden Anwesenheit zuschrieb. Zunächst verrann Woche auf Woche,

¹⁾ Villeroi an Jeamin, 30. October 4., 19., 27. Novbr. und Heinrich IV. an Jeamin, 2. Nov.; XIV. 353, 360, 364, 402, 424. — Vgl. MS. Dep. Perzins v. 6. Nov. (Brüssel). — MS. Dep. Toledo's v. 20. Nov.

ohne daß er die versprochene Antwort auf seinen in der Audienz vom 13. Oktober gestellten Antrag erhielt. Dazu aber kamen bald bestimmte Aeußerungen des Königs, die über dessen wahre Gesinnungen gegen ihn nicht den mindesten Zweifel zuließen und bei jenem eine Erbitterung zeigten, wie sie selbst in den ersten stürmischen Wochen der Gesandtschaft nicht hervorgetreten war. „Don Pedro“, rief der König eines Tages aus, „hat mich mit dem Papste und mit den Staaten überworfen, aber die Zeit wird kommen, wo ich dafür meine Rache werde nehmen können!“ Heinrich war jetzt offenbar überzeugt, daß Toledo nur so lange in Paris bleibe, um ihn mit aller Welt zu verfeinden. Denn das erkannte selbst Abaldini an: diese Heirathsangelegenheit hatte alle Fürsten der Christenheit zu Gegnern, da dieselben die Feindschaft zwischen den beiden Kronen Spanien und Frankreich für die Grundbedingung ihrer eigenen Größe und Sicherheit hielten. Villeroy und der Kanzler verhehlten Pecquius nicht, daß eine Hoffnung auf den Erfolg der Heirathsverhandlung jetzt noch lediglich in dem Falle möglich sei, wenn der Stillstand durch Schuld der Holländer mißlinge, nicht aber wenn er an einer Weigerung Spaniens scheitere. Eine so ungünstige Stellung hatten die französischen Staatsmänner noch gar nicht in dieser Angelegenheit eingenommen. Pecquius meinte denn auch betrübten Herzens in einem vertraulichen Schreiben: „Es gewinnt den Anschein, als ob das Aufsehen, das diese Gesandtschaft gemacht hat, größer sei, als ihre Wirkungen, und ich glaube, daß Don Pedro binnen kurzem sie aufgeben und heimkehren wird.“¹⁾ Freilich in letztem täuschte sich Pecquius: Don Pedro blieb noch fast ein Vierteljahr in Paris; — aber mit seiner sonstigen Ansicht war er völlig im Rechte.

Selbst die fremden Gesandten waren jetzt ziemlich sicher über den geringen Erfolg von Toledo's Bemühungen. So konnte der englische Gesandte seinen Hof vollkommen über die Folgen von Don

¹⁾ MS. Pecquius an Braetz, 26. Novbr. (Wien). — MS. Dep. Pecquius' vom 13. 19. Nov. (Brüssel).

Pedro's Mission beruhigen; der König sei hauptsächlich deshalb in Fontainebleau nach Paris zurückgekehrt, um des Spaniers Umkehr zu beschleunigen.¹⁾

Kein Wunder, daß die hoffnungsfelige Stimmung, die der Marques während des Oktobers erfüllt hatte, allmählich einer entgegen gesetzten Anschauungsweise Platz machte. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß die Verhandlungen wegen der flandrischen Hochzeit von Heinrich IV. völlig aufgegeben seien. Um sie möglichst wieder anzuknüpfen, suchte er bei dem französischen Herrscher um eine Audienz nach; aber es war, als wolle derselbe ihm deutlich zeigen, wie unangenehm der französischen Regierung der längerer Aufenthalt in Frankreich sei. Unter dem Vorwande eines Unwohlseins und einer kleinen Reise verschob der König die Audienz um mehr als eine Woche. Jeder erkannte, daß diese Verzögerung ein Wink an Don Pedro sein sollte. Dieser, stets in Extremen bewegend, gerieth in förmliche Wuth gegen Heinrich IV. In seinen Briefen nach Madrid schilderte er diesen Monarchen als seinen persönlichen Feind, der ihn lächerlich mache, indem er den folgenden Tag veröffentliche, was er — Toledo — mit ihm gesprochen habe.²⁾ Kurz das Verhältniß wurde völlig unerträglich.

Endlich am 29. November, zehn Tage nach dem erbetenen Termin fand die Audienz statt. Nach einem Gespräch über die Friedensverhandlungen, bei dem Villafrauca sich sehr unzufrieden mit den Zugeständnissen des Erzherzogs zeigte, theilte ihm der König mit: er habe seine Botschafter in Rom beauftragt, die Vermählung des spanischen Thronerben mit der Prinzessin Elisabeth und des Dauphins mit der spanischen Prinzessin Doña Maria vorzuschlagen, und ferner wol-

¹⁾ Dep. Sir George Carew's vom Nov. 1608; Winw. Mem. II. 453. Da von des Königs abermaliger Uebersiedelung von Fontainebleau nach Paris als einer neuerlichen Begebenheit die Rede ist, kann die Depesche nur im Anfange des Novembers geschrieben sein.

²⁾ MS. Dep. Toledo's v. 14. 28. November. — MS. Dep. Pezquins' 26. Nov. (Brüssel).

ie Holländer verlassen, wenn die Niederlande auf ewig von Spanien getrennt würden als Sekundogenitur zu Gunsten von Don Carlos und einer französischen Prinzessin. Diese angebliche Verhandlung in Rom war nun nichts als ein Kunstgriff des französischen Herrschers, um dem Marques seine fernere Anwesenheit in Paris als unnöthig, seine Sendung als wenigstens halbgelungen erscheinen zu lassen. Verwundert und nicht ohne Grund unglaublich erwiderte er: „Ich hatte Vollmacht über diese Dinge zu verhandeln, und habe sie mehrfach erwähnt, aber Ew. Majestät hat sie stets sofort übergangen, und Seannin handelt gleichfalls nicht in Uebereinstimmung mit diesen Vorschlägen.“ Indem so wieder auf die niederländischen Angelegenheiten die Rede kam, schilderte Toledo dem Könige abermals die Undankbarkeit der Holländer und besonders des „Grafen“ Moritz gegen Frankreich; er werde sehen, daß die Holländer sich einst mit den französischen Hugenotten verbinden würden, um sich des Königs Entwürfen gegen die Iegtern zu widersetzen. Der Runtius und in Folge dessen auch Don Pedro hielten sich nämlich davon überzeugt, daß Heinrich die Hugenotten sehr fürchte und deren Vernichtung sehr gern sehen würde. Aber der König riß den Gesandten aus seinem Wahn: „Ihr irrt Euch, ich will die Hugenotten in Frieden halten, aber ich will sie nicht mit eiserner Ruthe züchtigen.“ Nach dieser ihn ehrenden Darlegung seines interkonfessionellen Programms enttäuschte er Don Pedro auch über seinen vermeintlichen Grimm gegen die Holländer. „Moritz ist ein grober Mensch“, sagte er lächelnd, „und schreibt heftiger als er es meint. Ich habe ihm größere Bescheidenheit anbefohlen.“ Als ihm dann der Marques ankündigte, daß er demnächst abberufen werden würde, ward der König plötzlich so höflich und freundlich, daß seine Freude über diese Mittheilung nicht zu verkennen war. Don Pedro meinte, noch innerhalb des nächsten Monats werde Don Inigo de Cardenas anlangen, in dessen Hände er die ihm übertragenen Geschäfte legen werde, freilich nicht ohne lebhaftes Bedauern, keinen bessern Erfolg durch seine Sendung

erlangt zu haben, sowohl aus öffentlichen und privaten Gründe als auch ganz besonders wegen der Ergebenheit, die er selbst für Seine Allerchristlichste Majestät hegte.¹⁾ Offenbar lag beiden Theilen daran, wenigstens formell in gutem Einverständnisse zu scheiden.

In Wahrheit fühlte Don Pedro nur Zorn und Haß gegen Heinrich IV., der seinen Bemühungen eine so gänzliche Niederlage bereitet hatte. Wie unzufrieden man in Spanien mit den Ergebnissen von Toledo's Sendung war, zeigte das tiefe Geheimniß, welches die spanische Regierung jetzt über dieselbe verbreitete, während sie im Beginne den Zweck der Reise unter der Hand überall bekannt gemacht hatte.²⁾

Selbst der Papst, der bisher noch immer lebhaft auf schließlichen glücklichen Ausgang der in Paris gepflogenen Unterhandlungen gehetzt hatte, begann darin recht unsicher zu werden. Anstatt selbst irgend eine Direktive zu geben, verlangte er, unhilflich in politischen Fragen wie er war, von Breves Rath darüber, was er zu thun habe, um den Waffenstillstand und die Heirath zu Stande zu bringen. Natürlich konnte ihn Breves nur mit allgemeinen Worten und mit dem Vorschlage antworten, man möge doch diese Angelegenheiten ganz der wohlvollenden Entscheidung des französischen Monarchen anvertrauen. Das war freilich ein vollständiger Widerspruch zu Heinrich's IV. Behauptung gegenüber Toledo, er wolle die Vermählungssache durch den h. Vater verhandeln lassen. Die Angelegenheit bewegte sich offenbar in einem hoffnungslosen Zirkel, welcher dem Papste den lebhaftesten Zweifel an den guten Absichten des französischen Königs einflöste, so oft der letztere auch das Gegentheil behauptete.³⁾ Er

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 29. Novbr. — MS. Dep. Pecquins' v. 1. Dec. (Wien.) — Billeroy an Jeannin, 1. Dec. ; XIV. 447 ff.

²⁾ Dep. Descartes' (interimistischer französischer Geschäftsträger in Madrid) v. 12. Nov., Perrens 123.

³⁾ Dep. Breves' v. 12. Nov., Perrens 187. — MS. Dep. Ettenberg v. 15. Nov.

Papst von politischer Einsicht und Schlagfertigkeit würde vielleicht doch ein Mittel gefunden haben, wenigstens den Versuch zur Herstellung einer neuen Grundlage für die Versöhnung Spaniens und Frankreichs zu machen; aber Paul V. war dazu außer Stande und erging sich nur in chimärischen Vorschlägen, die sofort zurückgewiesen werden mußten.

Es ließ sich nicht verkennen, daß des Papstes Wünsche auf eine engere Vereinigung zwischen Frankreich und Spanien lediglich an dem Widerspruche Heinrich's IV. scheiterten; und ebenso wenig, daß nur seine Unterstützung die Holländer ermuntern konnte, die von Spanien geforderte freie Ausübung der katholischen Religion im Gebiete der Vereinigten Provinzen zu verwerfen. Um so eifriger suchte er die ihm unentbehrliche Gunst des Papstes durch seine gewöhnlichen kleinen Künste wieder zu erlangen. Dem Nuntius erwies er oft die Ehre langer Unterhaltungen, bei denen er demselben im tiefsten Vertrauen mittheilte: wie er Alles thue, um die Partei der Keger zu schwächen, soweit es die Ruhe seines Reiches gestatte; wie er besonders die so wichtige Bekehrung Sully's betreibe und die Aussicht habe, wenigstens dessen Sohn zu gewinnen; wie er den bei der erneuten Schwangerschaft der Königin erhofften Sohn als Ersten in dem königlichen Hause von Frankreich zum Kardinal bestimme, der Kardinal von Frankreich heißen, am römischen Hof residiren, und denselben schöner und reicher machen solle als jemals. Solche Schmeicheleien waren sehr geschickt auf den eiteln und unbefähigten Paul V. berechnet. Als der König am achten Dezember aus der Vesper zurückkehrend den Nuntius auf der Straße traf, hielt er seinen Wagen an, um demselben mitzutheilen, daß er aus Holland günstige und friedliche Nachrichten erhalten habe, die ihn mit lebhafter Freude erfüllten, eine Aufmerksamkeit, die dem Nuntius und dem Papste außerordentlich schmeichelte. Ebenso hielt der König, da nun Toledo's baldige Abberufung gewiß war, es für angebracht, in milder Form mit demselben zu verkehren, zumal auch der Marques einen Versuch machte, durch

gemäßigtes und zuvorkommendes Auftreten doch noch einen Erfolg seiner Gesandtschaft zu erzielen. Eine neue Audienz des Spanier verlief so freundlich und friedlich wie keine zuvor. Der Monarch hat sogar eine gütige Erwiderung auf Toledo's indirekt ausgedrückten Wunsch, der König möge ihn zur Verhandlung der Heirathsangelegenheit zurückbehalten. Heinrich sagte wenigstens, wenn es da Zeit sei, werde er darüber viel lieber vermittelt Don Pedro's verhandeln, als irgend eines andern.¹⁾

Alein so liebenswürdig diese Worte klangen, Villafranca konnte sich nicht darüber täuschen, daß Heinrich damit abermals selbst unter dem jetzt günstigen Ausichten für den niederländischen Friedensschluß über die Vermählungssache ausweichend geantwortet, also nunmehr überhaupt jeden Gedanken an deren Verwirklichung aufgegeben hat. In der That, sobald der französische König erkannt hatte, daß Spanien nicht zum Werkzeug seiner eigenen Pläne machen konnte, hatte er den Entschluß gefaßt, auf seine früheren Entwürfe zu gewaltthamer kriegerischer Schwächung Spaniens und Einschränkung von dessen Einfluß zurückzukommen. In dieser zweiten Hälfte des Jahres 1606 hat Heinrich endgültig die Absicht zu dem großen Entscheidungskampfe gefaßt, dessen Ausbruch achtzehn Monate später nur durch die Mordthat Navaillacs verhindert wurde.

Anders der Erzherzog. Er bot Alles auf, um in Spanien eine friedlichere Stimmung hervorzurufen; er bestürmte Lerma mit Bitten, „um Gotteswillen“ den Waffenstillstand nicht zurückzuweisen, denn „Gure Herrlichkeit möge überzeugt sein, daß, wenn man dieß Mal unterläßt, den Frieden abzuschließen, wir, die heute leben, es nicht mehr sehen werden, und daß, wenn in solchem Falle Seine Majestät nicht umfassende Fürsorge für unsere Bedürfnisse trifft, dieses ganze Land in sehr kurzer Zeit unfehlbar verloren gehen wird, da man sich auf unser eigenes Kriegsvolk durchaus nicht verlassen

¹⁾ Dep. Ubal dini's v. 29. Novbr. (Perrens 184 f.) und 10. Dec. 1606 L. 371 f.)

kann, und ebenso wenig auf das des Landes, weil dieses einerseits ohne Mittel und andererseits begierig ist, sich den Anstrengungen und Lasten des Krieges entledigt zu sehen. Glaube doch Eure Herrlichkeit, daß dies die Wahrheit ist, wenn auch andere Entgegengesetztes zu verstehen geben.“ Freilich setzte auch Toledo die Rolle eines treuen Warners, die er sich angemacht hatte, mit unvermindertem Eifer fort. Er war einer der eifrigsten unter jenen Störenfrieden, welche den Angaben des Erzherzogs widersprachen. Jetzt meinte er, der Erzherzog könne, nachdem er den Willen des Königs erfahren, ganz ruhig seine früheren Zugeständnisse unter dem Vorwande zurückziehen, daß durch das lange Zögern der Holländer mit ihrer Antwort sein Anerbieten hinfällig geworden sei. Albert war um so weniger gewillt, sich solcher Listen schuldig zu machen, als er dadurch sicher gewesen wäre, sich die volle Feindschaft Frankreichs aufzubürden. Er zog es vor, den Versuch zu machen, ob er nicht durch unmittelbaren Einfluß denn doch den spanischen König noch umstimmen könne. Deshalb sandte er (Ans. Dezember 1608) seinen Beichtvater Fray Inigo de Brizuela nach Madrid, um seinen Schwager im friedlichen Sinne zu beeinflussen. Ein Geistlicher war in der That die geeignetste Persönlichkeit, um auf den bigotten Philipp III. einzuwirken. Inzwischen war der Erzherzog recht zufrieden mit der Verzögerung, welche durch die Widerseßlichkeit der sich noch immer gegen den Waffenstillstand sträubenden Seeländer die Unterhandlungen in Haag erlitten, weil man dadurch Zeit für die von Brizuela's Sendung erhoffte Veränderung in den Entscheidungen des spanischen Königs erhielt.¹⁾

Bis Brizuela in Madrid anlangte, hatten die Dinge daselbst ihr kriegerisches Aussehen behalten. Die Anwerbung von Kapitänen und Soldaten wurde im Dezember lediglich mit verstärktem Eifer

¹⁾ MS. Toledo an Guadaleste, 29. Nov. (Paris). — Erzß. Albert an Verma, ^{15.}_{30.} Nov., und Isabella an Verma, 1. Dez.; p. 142. 146 f. — Berny an Jeannin, 4 Dez.; XIV. 454.

fortgesetzt, und am Hofe hörte man stets mit dem Säbel rasseln.¹⁾ Indessen es wurden in Madrid doch auch andere Pläne geknetet. Noch haben wir die Instruktionen, welche Philipp III. oder vielmehr Lerma in dieser Zeit an Don Pedro de Toledo und den vertrauten spanischen Agenten in den Niederlanden, den Marquis v. Guadaleste, schickte. Sie wurden angewiesen, die offenbar Eifersucht zwischen Barnevelt sowie der Mehrheit der Generalstaaten auf der einen und dem Prinzen Moriz auf der andern Seite gewandt zu benutzen, um durch Spinola und Richardsen den Verdacht jener gegen den Prinzen auf seine Weise zu vermehren. Dann würden die Holländer — so meinten die geriebene Politiker in Madrid — sich jedenfalls schneller auf jede Bedingung hin der Anstrengungen und Gefahren des Krieges entledigen wollen. Toledo im Besonderen sollte nach Flandern gehen, um den Abschluß des Friedens dort zu überwachen. Freilich sollte er diesen Zweck dem französischen Könige sorgfältig verheimlichen — da dieser den kriegerischen Eifer des Marques v. Villafranca sehr wohl kannte — und vielmehr angeben, er reise auf Befehl seines Monarchen nach Brüssel, um die Infantin-Schwester desselben zu besuchen. Dabei gab Philipp dem Don Pedro noch einmal seine Willensmeinung auf das Bestimmteste dahin kund, daß er bei seinem Beschlusse beharre, die Souveränität nur unter der Bedingung völlig freier Uebung der katholischen Religion zuzugestehen.²⁾

Die Weisungen an Guadaleste und Toledo hingen mit einem neuen Entwurfe der spanischen Staatsmänner zusammen. Da die Holländer den Preis, den jene unbedingt für die Aufgabe der Souveränität verlangten — eben die völlige vertragsmäßige Freiheit des katholischen Kultus — durchaus nicht bewilligen wollten, konnte

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. ^{10.}/_{20.} Dez.; Winw. Mem. II. 456 f.

²⁾ MS. Instr. an Toledo und Guadaleste und MS. Spezial-Instr. an Toledo, Madrid 22. Dez. (Paris).

man da nicht versuchen, einen einfachen Waffenstillstand ohne weitere Forderungen und Verpflichtungen auf eine längere Reihe von Jahren abzuschließen? Freilich hatten die Holländer bis jetzt einen solchen Stillstand entschieden zurückgewiesen; aber da sie vom Frieden auf einen Waffenstillstand sich hatten zurückführen lassen, warum sollten sie nicht auch endlich in diese neue Herunterstimmung willigen, zumal wenn man einen der ihnen befreundeten Vermittler für diese Abänderung gewänne? Zu diesem Behufe ersah die spanische Regierung sich England. Einerseits kannte sie die Vorliebe Jakob's für Spanien und den Wunsch dieses Fürsten, mit demselben in engere und vertrautere Beziehungen zu treten; und dann spekulierte sie auch auf die Eifersucht, die Jakob überhaupt gegen Heinrich IV. und ganz besonders gegen das Uebergewicht hegte, das dieser offenbar auf den Gang der niederländischen Verhandlungen ausübte. Beides gedachte man in Madrid zu benutzen.

Auf Befehl der Zentralregierung sandte also der Erzherzog im Beginne des December den Don Fernando Giron nach London, angeblich um Jakob I. für die guten Dienste zu danken, die er in den niederländischen Negotiationen leistete. Dieser Vorwand war gut erdacht, um dem englischen Monarchen zu schmeicheln und ihm darzuthun, daß, während die Holländer sich hauptsächlich auf Heinrich IV. stützten, Spanien auf ihn das größte und festeste Vertrauen setze. Schon vor Giron's Ankunft in London griff aber auf madrider Weisung Richardot zu einem freilich der gewöhnlichen Art der spanischen Politik in dieser Zeit recht entsprechenden Kunstgriffe, um Mißtrauen unter die Verbündeten zu säen, zugleich die Franzosen und Holländer zu sondiren, wie sie wohl den Vorschlag des „einfachen“ Waffenstillstandes aufnehmen würden, und endlich den spanischen König von der Verantwortlichkeit wegen Vorbringung desselben frei zu machen. Er theilte deshalb (9. Dez.) den Gesandten der vermittelnden Mächte folgende überraschende Neuigkeit mit: „Von Seiten des Erzherzogs giebt es keine Aenderung

der Absichten. Wohl aber gestehe ich als wahrhaft ein, daß infolge verschiedener Anerbietungen oder Versprechungen, die, wie man sagt, der König von Großbritannien oder einige Minister desselben in seinem Namen gemacht haben — nämlich dafür zu sorgen, daß der Stillstand „einfach“ zu Stande komme — der König (Philipp) geschrieben hat, man möge darauf Rücksicht nehmen.“ Diese ganz allerdings mit berechneter Vorsicht eingeleitete Angabe eines englischen Vorschlags in dieser Beziehung war einfach erlogen! Insofern erreichte Richardot freilich zunächst seinen Zweck, als Franzos und Holländer die darin enthaltene Abweisung des genauer formulirten Stillstandes durch den spanischen Herrscher übersahen, und dafür die Engländer als treulose Verbündete und Vermittler in Vorwürfen zu überhäufen, während diese, die sich in der Thatsache unschuldig wußten, ärgerlich protestirten und eifrig unter suchte von wem eine solche Verläumdung wohl ausgegangen sein könnte. Zur Rede gestellt, schoben sowohl Richardot als auch der spanische Gesandte in London, Zuñiga, die Schuld bald auf diesen bald auf jenen, bis man dieselbe endlich wieder dem armen Don Pedro aufgebürdet hatte, der von den Spaniern selbst immer mehr als ein allgemeiner Störenfried, als eine Art Vogelscheuche dargestellt wurde. Zuletzt gelang es den Engländern, die Holländer und Franzosen von ihrer Unschuld vollkommen zu überzeugen; es war aber zunächst wieder einige Wochen gerettet, und das war den flandrischen Staatsmännern die Hauptsache.

Im Grunde herrschte der alte Zwiespalt zwischen den spanischen und den flandrischen Absichten in Betreff des Waffenstillstandes — da die Holländer einstweilen von dem „einfachen“ nichts wissen wollten — noch in unverminderter Schärfe vor, und er übte auch auf Girou's Sendung seinen lähmenden Einfluß. Von Madrid aus hatte er die Weisung erhalten, dem englischen Monarchen zu erklären, daß Spanien keinem Akte beistimmen werde, welcher den Vereinigten Provinzen die Freiheit zuerkennt; und zugleich sollte er Jakob I. für diese Ansicht gewinnen. Gegen eine

absolute und offizielle Ablehnung der holländischen, französischen und englischen Vorschläge sprach sich aber der Erzherzog mit großer Bestimmtheit aus und befahl Giron, mit jeder Erklärung über diesen Punkt bis auf neue Informationen aus Spanien zu warten. Die Folge davon war, daß Giron, nachdem seine Reise nach England feierlich angekündigt war und allgemeines Aufsehen erregt hatte, mehrere Wochen müßig in London verweilte, nur in einer Zutrittsaudienz einige offizielle Worte mit dem König wechselnd. Endlich in den letzten Tagen des Jahres hatte Giron eine geheime Audienz bei Jakob I.; aber zur großen Verwunderung desselben erging er sich ausschließlich in feurigen Bethenerungen der Dankbarkeit Philipp's III. für die englischen Verdienste bei den Friedensverhandlungen. Als Jakob ihn nun fragte, was denn der spanische König weiter von ihm wünsche? antwortete Giron nur, daß er darüber keine besonderen Instruktionen habe, allein soviel von seines Herrn Gesinnung wisse, um sagen zu können: je leichtere Bedingungen England dem spanischen Könige verschaffe, um so mehr sich ihm derselbe verpflichtet fühlen werde. Das wäre nun freilich ohne einen besonderen außerordentlichen Botschafter zu errathen gewesen; König Jakob aber erwiderte ganz korrekt, daß er fest auf den Bedingungen verharre, welche der Erzherzog, die Holländer, die englischen und französischen Gesandten vereinbart hätten. Giron hatte eben seine neuen Instruktionen aus Spanien noch nicht erhalten, und wie Toledo in Paris, verbrachte er in London Woche auf Woche, ohne den König zu sehen. Seine ganze Sendung war durch den Widerspruch in den Anschauungen und Absichten zwischen der spanischen Zentralregierung und dem Erzherzog vergeblich und unnütz geworden. Endlich, als Giron seine Abschiedsaudienz nahm, waren die Weisungen für ihn angelangt, und zwar in einem zwischen der ursprünglichen spanischen Instruktion und den Wünschen des Erzherzogs vermittelndem Sinne. Er hatte also den König zu bitten und zwar „in seiner beiden Herren Namen, derselbe wolle die Staaten veranlassen,

daß diese sich mit dem Waffenstillstande als solchem zutragen gäben, ohne auf den Punkt der Souveränität zu bestehen.²⁾ Das war also der in Madrid geplante einfache Waffenstillstand. Wäre Giron zwei Monate früher bereits mit dieser Forderung London angelangt, hätte sich die spanische Regierung die Hand gegeben, ihn sofort mit einer vernünftigen Instruktion auszurüsten, so würde sich Jakob vielleicht für einen solchen Gedanken haben gewinnen lassen. Aber jetzt erst ihn vorzubringen und zwar irgend eine Gegenleistung zu bieten, war offenbar ebenso unverschämte wie thöricht. War nicht gerade durch die früher von ihm ausgestreuten Gerüchte der englische König zur entschiedenen Ablehnung eben derselben Ideen genöthigt worden, die zu treten Giron ihn jetzt veranlassen wollte? Würde nicht England bei den Franzosen und Holländern den größten Zorn hervorgerufen haben, wenn es bei dem jetzigen Stande der Verhandlungen alles zum Abschluß auf Grund der Souveränität der Spanier bereit war (Mitte Februar 1609), einen so oft verworfenen Antrag plötzlich wieder vorgebracht hätte? Und das bloß aus Liebe katholischen Könige, der bisher England lediglich ausgebeutet getäuscht hatte! Man kann es Jakob nicht verargen, daß er gereizte und durchaus ablehnende Antwort gab. Giron, über seinen Mißerfolg tief niedergeschlagen, verließ England.³⁾ Die gewöhnliche Ungeschicklichkeit, Langsamkeit und Unsicherheit der spanischen Politik, verbunden mit einer gewissenlosen List, die sich doch in ihren eigenen Netzen fing, hatten den schlauen Schachzug der madrider Staatsmänner abermals in eine vollständige und unumkehrbare trügerische Niederlage verwandelt!

Und um eben dieselbe Zeit, wie Giron's Gesandtschaft, auch die des Marques v. Villafranca ein überaus klägliches Scheitern Heinrich war, erbittert über die wirklichen und vermeintlichen

²⁾ Salisbury an Spencer und Winwood, ^{23. Dez.} ^{31. Dez.} ^{4. Febr.}
^{2. Jan.} ^{10. Jan.} ^{14. Jan.}
 ders. an Cornwallis, ^{27. Jan.} ^{6. Febr.} 1609; Winw. Mem. II. 466 L. 470 L. 471

Intriguen der Spanier mit England mehr als jemals gegen jene eingenommen; besonders da sie zugleich wenigstens den Nutzen aus der verunglückten Mission Toledo's zu ziehen suchten, daß sie fortwährend durch geheimnißvolle Andeutungen über den Erfolg derselben den Argwohn der Engländer und Holländer gegen Frankreich wach erhielten. Am liebsten hätte der französische Herrscher es gesehen, wenn die Erzherzoge sich hätten bestimmen lassen, den Stillstand mit den Holländern ohne und gegen den Willen der madridier Regierung nicht nur abzuschließen, sondern auch zu ratifiziren; er erhoffte davon einen Bruch zwischen Spanien und den Erzherzogen, welche letztern man dann veranlassen könnte, an Frankreich eine Stütze zu suchen. Dadurch würde er selbst in Wahrheit Schiedsrichter und Herr der gesammten Niederlande geworden sein, dieselben vollends aus einem habsburgischen Bollwerke gegen Frankreich in ein französisches Bollwerk wider alle anderen Mächte verwandelt haben. Um den Erzherzogen diesen „Sprung“ leichter zu machen, schmeichelte Heinrich, während er Don Pedro abstoßend behandelte, ihnen und ihrem Abgesandten Pecquius auf alle Weise.¹⁾ Um so feindlicher zeigte er sich aber gegen Spanien. Billeroy sagte dem Nuntius im Auftrage des Königs geradezu: der König von Spanien habe denselben von Beginn an getäuscht, indem er sich zuerst dem Frieden mit den Holländern günstig gezeigt habe, um ihn nachher zu vereiteln! Und sollten die Erzherzoge sich den Spaniern anschließen und mit denselben vereint den Frieden verwerfen: dann war Heinrich fest entschlossen, seine ganze Macht zur Vertheidigung der Staaten aufzubieten, bis zum äußersten ihnen beizustehen. Das ließ er den Generalstaaten selbst, dem Don Pedro, dem Nuntius und auch Pecquius eröffnen. Zumal den armen Pecquius, dessen ängstlich friedliebende, impressionable Natur man wohl kannte, schüchternete Billeroy durch die grauen-

¹⁾ Billeroy an Jeannin, 16. Dez. 1608; XV, 1 ff. — MS. Dep. Toledo's v. 10. Jan. 1609.

haftesten Bilder eint: wie Frankreich an Spanien den Krieg erklären, beide Staaten sich in Aufstellung starker Heere überbieten ihre beiderseitigen Bundesgenossen zu den Waffen rufen würde kurz wie die Ablehnung des niederländischen Friedens den „aus scheinlichen Untergang der ganzen Christenheit“ verursachen würde.

Don Pedro hatte über die starre und unnachgiebige Haltung der madrider Regierung so oft und laut seine ingrimmige Äußerung geäußert, daß es kein Wunder war, wenn man überall jene Haltung dem Einflusse des Marques selbst zuschrieb, der nicht nur Frankreich, sondern auch bei dem friedliebenden Erzherzog Albrecht verhaßt wurde.¹⁾ Dadurch erwachte aber auch der bejüngte Grimm des französischen Monarchen gegen Toledo neuem. Er begnügte sich nicht damit, jeden Gedanken an spanische Heirath seiner Kinder jedesmal, wenn man ihm davon sprach, mit Bitterkeit, ja mit Leidenschaftlichkeit von sich zu weisen — sondern er griff auch Villafranca persönlich an. Bei Gelegenheit der Glückwunsch-Audienz, die Pecquius beim Jahreswechsel dem Könige abstattete, hielt der letztere sich höhniisch über Pedro auf, gewiß damit derselbe es wiedererfahre; der Marquis werde selbst von Spanien aus völlig vernachlässigt, er möge bald wie möglich abreisen; und ähnliche Dinge.²⁾ Der Marquis selbst hatte seit dem Ende des November während der ganzen folgenden Monate keine einzige Zusammenkunft mit Heinrich IV.; es war, als ob seine Existenz vollständig vergessen und ausgelöscht wäre. Er hätte freilich nicht gewußt, was er dem Könige vorbringen sollte. Seine Rolle war ausgespielt, wie Vill

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 15. Dez. — MS. Dep. Pecquius' v. 24. (Brüssel.)

²⁾ MS. Pecquius an Praet, 21. Dez. (Wien.) — Salisbury an Earl und Winwood ^{23. Dez.} 2. Jan. p. 466.

³⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 24. Dez. 1608 (Brüssel) u. v. 7. Jan. (Wien.)

höhnisch bemerkte.¹⁾ Mit jener Audienz am 25. November hatte thatsächlich seine Gesandtschaft ein Ende genommen, wenn er auch formell warten mußte, bis sein Abberufungsschreiben in Paris eintraf.

Diese Wendung der Dinge betrückte vor allem den Papst, ohne daß derselbe einen Ausweg aus den sich immer mehr anhäufenden Schwierigkeiten zu finden gewußt hätte. Er griff lediglich die früher von Heinrich IV. so oft gehörte Aeußerung auf, die in Wirklichkeit bereits völlig veraltet war: daß nach dem Zustandekommen des Stillstandes die Heirathsangelegenheit sich bald zur Zufriedenheit erledigen werde. In jeder Audienz hörte infolge dessen Breves die lebhaftesten Vorstellungen über jene niederländischen Verhandlungen, so daß seine Depeschen an den König fast nichts anderes mehr enthielten. Allmählich gelang es dem spanischen Gesandten in Rom, dem Marques v. Aytona, den Papst davon zu überzeugen, daß die Schuld an der üblen Gestaltung der Dinge hauptsächlich bei dem französischen Könige liege. Er stellte dem heil. Vater, nicht ohne Grund, vor, daß sein Monarch gern bereit sei, den Holländern die Souveränität zu bewilligen, aber nur wenn dieselben dafür die Freiheit der katholischen Religionsübung gestatteten; der französische König dagegen, anstatt diese fromme und gerechte Forderung zu unterstützen, ermuthige trotz aller seiner entgegengesetzten Bethenerungen indirekt den Widerstand der Holländer gegen jene, indem er ihnen für den Fall eines Bruches mit Spanien seine Hülfe unter jeder Bedingung zusichere. Diese Auseinandersetzungen machten auf Paul V. einen tiefen Eindruck, und er begann, sich gegen den französischen Botschafter ungehalten zu zeigen und durch ihn Vorstellungen an Heinrich IV. wegen seines Verfahrens in der Friedenssache zu richten. Auch über die Heirathsangelegenheit äußerte er unmutig gegen Breves: „Wenn, obwohl wir alles, was in unserer Macht stand, gethan haben, wir die

¹⁾ An Jeannin, 8 Jan. 1609; XV., 84.

beiden Könige nicht zu jener Vereinigung und zu guten Vernehmen veranlassen können — dann werden wir uns zu Bewußtsein begnügen, den Wunsch dazu gehegt und mit unsern Mitteln die Verwirklichung desselben angestrebt zu haben. — Das war gewissermaßen die Gräbrede auf die mit so Pompe und Aufsehen begonnenen französisch-spanischen Unterhandlungen.

Diese augenblickliche Mißstimmung Sr. Heiligkeit aber für den französischen König um so weniger, als er aus Erfahrung wußte, wie schwankend der Charakter des Papstes war. That, binnen wenigen Wochen war derselbe wieder völlig umge-

Den von den Spaniern beabsichtigten „einfachen“ Stillstand ohne Anerkennung der holländischen Souveränität warf Heinrich IV. durchaus; und es ist dies sehr erklärlich, man bedenkt, daß des Königs hauptsächlichs Ziel bei ganzen Vorgängen die Befestigung und Sanctionirung der Traktate der Niederlande in zwei einander entgegengesetzte Bestandtheile. Die Spanier aber, während sie in ganz Europa laut verkündeten, ihr König werde den Holländern weder direkt noch mittelbar die Souveränität zugestehen, suchten zugleich in Rom und im Kardinalskollegium den Gedanken des einfachen Waffenstillstands zur Geltung zu bringen. Es ist kaum zu begreifen, weshalb die spanische Regierung denselben nicht im Beginne der Waffenstillstands-Verhandlungen aufgestellt hatte; damals hätte er durchgeföhrt werden können, jetzt war er ganz unmöglich. Waren die fünf kleinern unter den Vereinigten Provinzen und einige holländische Städte so friedensföhlig, daß sie den einfachen Stillstand angenommen hätten, als wieder zu den Waffen zu greifen, indem sie sagten: es sei ganz unnöh, ihre

¹⁾ Dep. Breves vom 25. Dezember 1608, 8. Januar 1609; 186 ff., 192 f.

ei den Feinden zu suchen, da sie jene doch ohne die letzteren und
 cog derselben hätten. Aber abgesehen davon, daß ganz Seeland
 und die große Mehrheit in der leitenden Provinz Holland sich zu
 einem solchen Vertrage nie verstanden haben würden, widersezte
 sich der französische König demselben, der seine liebsten Pläne bedrohte,
 mit allen Kräften, und zwar im Haag selbst.¹⁾ Vielmehr wies
 Heinrich auch seinen Gesandten Breves in Rom an, Er. Heilig-
 eit entschieden zu erklären, daß Frankreich nicht auf einen Plan
 ingehe, mit welchem die Spanier nur bezweckten, „während des
 Waffenstillstandes die Muße zu haben, Kraft und Mittel aufzu-
 pparen, um sich derselben später, sobald sie die Gelegenheit dazu
 ähen, zum Schaden der Vereinigten Provinzen zu bedienen.
 Aber ich will durchaus, daß Se. Heiligkeit wisse“ — schrieb der
 König — „wie ich ganz und gar gesinnt bin, fest auf meinen
 früheren Beschlüssen zu beharren, die ich nach Ihrem eigenen Er-
 suchen auf das gegründet habe, was ich als nützlich für die Christen-
 heit im Allgemeinen und den Parteien angemessen erkannte.“
 Breves sollte ferner den Papst darauf aufmerksam machen, wie
 die beständigen Schwankungen und Aenderungen Spaniens nur
 durch absonderliche Zwecke, die Er. Heiligkeit natürlich vorenthalten
 blieben, veranlaßt sein könnten. — Heinrich war fest davon über-
 zeugt, daß Erzherzog Albert den Frieden dringend anstrebe und
 wünsche, aber nicht minder davon, daß derselbe bis jetzt seinen
 königlichen Schwager noch nicht zu seiner Absicht habe hinüber-
 ziehen können, daß vielmehr alle Hoffnung eines endlichen glücklichen
 Ausgangs der Verhandlungen lediglich auf dem Beichtvater Brizuela
 beruhe.²⁾ Um einen Druck auf den Erzherzog und Philipp III.
 selbst auszuüben, verlängerten die Holländer den mit dem Jahre
 1608 ablaufenden Stillstand nur bis zum künftigen 15. Februar.

¹⁾ Jeannin an Billeroy, 4. Jan. 1609; XV., 67.

²⁾ Heint. IV. an Breves, 6. Jan. 1609; Lettr. miss. VII. 688 f. —
 Billeroy an Jeannin, 19. Dez. 1608; XV. 24.

Die vermittelnden Gesandten, die Generalstaaten und der Erzherr kamen überein, baldmöglichst in Antwerpen die Verhandlung zur endgültigen Redaction der einzelnen Artikel des abzuschließenden Vertrages aufzunehmen; man hoffte bis zum Beginne dieser Negotiationen die Antwort auf Brizuela's Werbung aus Madrid erhalten zu haben.

Von Brüssel trug man nach Kräften zum Gelingen letztern bei. Spinola verhehlte dem Könige Philipp nicht, daß durch fernere Verweigerung der Ratifikation nicht nur den Spaniern mit den Holländern wieder entzündet, sondern auch die Franzosen und Engländer tief beleidigen werde. Der Erzherzog hatte Rasen Berichte nach Madrid zu senden. Der Waffenstillstand nur zum 15. Februar verlängert, Ablehnung der französischen und holländischen Gesandten, den „einfachen“ Stillstand auch nur in Vorschlag zu bringen. Dabei die erzherzogliche Kasse ohne einen Heller keine Spur von den aus Spanien allmonatlich versprochenen 300,000 Dukaten, die unbezahlten Soldaten unruhig und Empörung geneigt; der Kredit so gründlich erschöpft, daß nicht daran denken konnte, sich an denselben zu wenden! Und dringender bat Albert den Herzog v. Lerma, sich weder durch Vorspiegelungen noch durch Leidenschaft blenden zu lassen, so daß sich die finanzielle Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen, hergestellt habe, schleunigst den Waffenstillstand unter seinen möglichen Bedingungen zu ratifiziren, weil sonst der gänzliche Verlust der Niederlande gar nicht zu bezweifeln sei. Es waren traurige Weihnachten, welche diesmal das gute erzherzogliche Verleibte! — Auch Juan de Mancicidor schrieb an Toledo über den traurigen Zustand der flandrischen Festungen; wenn nicht bald Geld zu deren Ausbesserung anlangte, so seien sie nicht zu halten. Diese Mittheilungen setzten den nervösen Marques v. Villafra in lebhafteste Aufregung. Wenn der König nicht bald Geld schicken werde — meldete er nach Madrid — werde er selbst nach Brüssel reisen und dort alle seine Befehle verpfänden, um den Erzherzog

unterstützen zu können.¹⁾ Man sieht, der Marques war ein durch-
 ras überspannter und leidenschaftlicher, aber doch auch ein ehren-
 hafter und überzeugungstreuer Mann.

Allein während des ganzen Januar 1609 hörte man nichts
 von dem spanischen Drakel. Nur langsam gewann in dem madrider
 Staatsrath die Friedenspartei festen Boden, obwohl an ihrer Spitze
 ein Geringerer als Verma selbst sich befand; ihm hingen sein Sohn,
 der Herzog v. Sea, dessen Schwiegervater Infantado und der alte
 erfahrene Don Juan Idiaquez an.²⁾ Es war im Beginne des
 neuen Jahres in den Verhandlungen allseitig eine Pause eingetreten,
 die sehr der gefährlichen Windstille vor dem Sturme glich. Die
 Holländer wollten, der Erzherzog durfte einstweilen nichts unter-
 nehmen und so war sehr zu befürchten, daß der 15. Februar nur
 der Beginn neuer Feindseligkeiten sein werde. In Paris ver-
 hielt Don Pedro sich vollkommen schweigsam und erwartete un-
 geduldig seine Abberufung. Auch der bisher so unermüdliche
 Runtius hatte jetzt seine Hand aus dem Spiele gezogen, so daß
 niemand wußte, wie in den nächsten Wochen sich das Schicksal
 Europa's entscheiden werde. Es war eine sehr peinvolle Situation.³⁾

Don Pedro aber bewährte auch jetzt seine Kunst, sich ver-
 mittelst seines rechthaberischen und heftigen Charakters bei aller
 Welt verhaßt zu machen. Am letzten Januar gerieth er bei Ge-
 legenheit einer Balletaufführung bei der Königin Margarethe wegen
 einer unbedeutenden Sache in Streit mit dem venetianischen Ge-
 sandten Foscarini. Sofort brach er in heftigste Drohungen und
 Schimpfreden aus, zum bessern Verständniß des Venetianers in

¹⁾ MS. Dep. Spinola's vom 12. Dez. (Paris, Nat. Arch. K. 1461). —
 Erzsh. Albert an Verma, 27. 29. Dez.; p. 150 ff. — MS. Mancicidor an Toledo,
 7. Jan. 1609 (Paris, R. M. K. 1461b). — MS. Dep. Toledo's v. 10. Jan.
 1610 (ebendaf.)

²⁾ Dep. Descartes' v. 18. Jan. 1609; Perrens 192. — Vgl. Puyficux an
 La Boderie, 5. Febr.; Lettr. à La Bod. II. 18.

³⁾ Villeroi an Jeannin, 30. Jan., XV. 164.

italienischer Sprache, wobei er die Ausdrücke *furfante*, *bes* dergl. nicht schonte. Der boschafte Heinrich fand an dem ungemeines Vergnügen und äußerte über diese letzte Helden Marques: „Diese Posse ist mehr werth als die ganze Kom-

Nicht nur am Hofe, in ganz Paris athmete man auf. 1. Februar 1609 Don Pedro endlich sein Abberufung erhielt, freilich ohne daß sein Nachfolger bereits angelangt. Selbst Pecquius, der im Anfange sein treuester Freund und gewesen war, fühlte sich herzlich froh, dieses verkehrten, bald bald elegischen, für eine ernste und wichtige Unterhandlung ungeeigneten Menschen entledigt zu sein. In einem Briefe (5. Februar) sagte er: „Endlich geht Don Pedro fort, indem er die Angelegenheiten ebenso zerfahren zurück, wie bei seiner Ankunft waren, und in solchem Zustande, da der Friede nicht zum Abschluß kommt, wir von dieser Seite jede Art der Bitterkeit und Feindschaft zu erwarten haben. Dies war von befreundeter Seite, gewiß keine gute Sache die Thätigkeit Villafraanca's!

Am 5. Februar hatte derselbe nach zweimonatlicher Verweilung noch einmal Audienz bei Heinrich IV., die ohne Eröffnungen von der einen oder anderen Seite freund- verlief. Dennoch konnte Don Pedro sich nicht enthalten, Aerger einigermaßen Luft zu machen, indem er dem französischen Herrscher eine Vorlesung über die gegenseitigen Pflichten der Völk- hielt. „Die Unterthanen eines souveränen Fürsten“, sagte sich dem Gehorsam desselben entziehen, sind wahrhafte Feinde und als solche unwürdig jeder Hülfe und Unterstützung. Die benachbarten Fürsten, selbst wenn diese Feinde jenes So-

¹⁾ Chamberlain an Carleton, 21. Febr.; *Court and times of Henry IV.* (London 1848) I., 88. — Ueber den Vorgang selbst außer Journal de Henri IV. 31. Jan., noch MS. Dep. Pecquius' v. 1. Febr. (Wien, G. H. n. C. 191) u. MS. Pecquius an Praet, 5. Febr. (das. 190).

wären. Um so viel mehr mußten die Generalstaaten von einem Allerchristlichsten Könige verlassen werden, welcher der Bruder Sr. Katholischen Majestät und des Erzherzog Albert sowie ihr auf die heiligen Evangelien vereideter Freund ist." Mit solchen allgemeinen Moralsägen war freilich bei einem so skrupelfreien Diplomaten, wie Heinrich IV., wenig auszurichten; und um so weniger, je genauer derselbe sich jüngster Vorgänge erinnern mußte, wo Se. Katholische Majestät die französischen Unterthanen gegen ihren Souverain aufgereizt, unterstützt und bewaffnet hatte.¹⁾ Den Beweis, wie geringen Eindruck er gemacht, sollte Don Pedro schon am nächsten Tage erhalten. Denn als nach langem Stillschweigen, gedrängt durch die nahe bevorstehende Abreise des spanischen Botschafters, der Nuntius dem Könige wieder einmal von der französischen Heirath des Don Carlos und seiner Investitur mit Flandern zu reden unternahm, antwortete ihm Heinrich kurz und peremptorisch abweisend: „Der König von Spanien will mich lediglich täuschen, man muß das in Rom wissen.“²⁾ Da war natürlich keine Möglichkeit, über diesen Gegenstand weiter zu reden.

Der Abgang des Marques war seines Benehmens während des ganzen Verlaufes seiner Gesandtschaft vollkommen würdig. Ohne daß Don Pedro davon gewußt, gegen seinen ausdrücklichen und oft wiederholten Rath hatte Philipp III. sich plötzlich zur Annahme der holländisch-französischen Forderungen entschlossen. Toledo, der bis zum letzten Augenblicke dies als unmöglich hingestellt hatte, schämte sich nun, die offizielle Bestätigung der Niederlage, die er auch in Spanien erlitten hatte, in Paris abzuwarten. Er nahm also möglichst eilig am 12. Februar vier Uhr Nachmittags Audienz bei Heinrich zu ganz kurzer Verabschiedung, bei der sein Wort von

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 5. Febr. — MS. Dep. Pecquius' v. 9. Februar (Wien). — Nach diesen authentischen Nachrichten über die Audienz vom 5. Febr. verlieren die fabelhaften Angaben des Savoyers Jacob über dieselbe (16. Febr. Siri II, 17), die auch Perrens (p. 200) gläubig acceptirt, allen Werth.

²⁾ MS. Dep. Toledo's v. 6. Febr.

irgend welcher politischen Bedeutung gesprochen wurde. Kaum war er aus dem Louvre zurück, so reiste er auch schon ab, zu all gemeiner Ueberraschung, da er vorher jedermann erzählt hatte, er am nächsten Tage, am 13., Paris verlassen zu wollen. Diese Vorsprung benutzte er, um sich die Geschenke und Trinkgelder zu ersparen, die bei solcher Gelegenheit Sitte waren. Der König und der ganze Hof und nicht weniger das spottfüchtige pariser Volk verachteten gleich rücksichtslos den Geiz des Marques v. Villafranca. Die Nachreden, die ihm von allen Seiten gehalten wurden, waren nicht fein. Pecquius machte von seinem Ingrimm gegen den unbequemen Störenfried kein Hehl. Der Kanzler Sillery, der gern eine Verständigung mit Spanien gewünscht hätte, sagte verdrießlich zum Nuntius: Die heftige Empfindlichkeit und das große Mißtrauen des Don Pedro seien die wichtigsten Ursachen des geringen Erfolges seiner Gesandtschaft. Der Nuntius selbst stimmte aus vollem Herzen ein, jener habe es mit ihm und Pecquius nie anders gemacht und deshalb habe er — Albaldini — zuletzt die Lust verloren, irgend etwas Wichtiges mit dem Marques zu verhandeln.¹⁾

Die ganze Haltung der maßgebenden spanischen Kreise, zum des Herzogs v. Lerma selbst, läßt nicht die Vermuthung aufkommen, als hätten sie es wirklich nur darauf abgesehen gehabt, Heinrich I. zu täuschen und ihn mit seinen bisherigen Verbündeten zu zerlegen. Das Scheitern von Toledo's Mission trug ihnen ja lediglich den schmachvollen zwölfjährigen Waffenstillstand mit den Holländern ein, der ohne die Erreichung eines Einverständnisses mit Frankreich bei der Lage von Spanien's Finanzen unvermeidlich war, und die erhöhte Feindschaft Heinrich's IV., die fast zu einem für die Spanier sehr bedrohlichen Kriege geführt hätte. Vielmehr

¹⁾ Diese Einzelheiten in der MS. Dep. Pecquius' v. 18. Febr. (Wien). Außerdem: MS. Dep. Arraraga's vom gl. Dat. (Paris); Villeroi an Jean 14. Febr. (XV. 205 f.); Instruktion an Breves v. 14. Febr. (Siri II. 12.)

hätten die letzteren sehr gern eine Verbindung mit Frankreich auf der öfters erwähnten Grundlage gesehen. Deshalb war die Wahl Toledo's zum Botschafter in Paris ein schlimmer Fehler gewesen, welcher der spanischen Regierung theurer zu stehen kam, als manche verlorene Schlacht. Kann man es aber den französischen Staatsmännern verdenken, daß sie ihren spanischen Kollegen einen solchen Fehler nicht zutrauten, daß sie vielmehr voraussetzten, die Persönlichkeit des Marques sei schon ein hinreichender Beweis für die Unaufrichtigkeit der Spanier in dieser ganzen Angelegenheit?

Diese Ansicht bekundet sich deutlich in den vertraulichen Aeußerungen Villeroi's (an Seannin, 14. Febr.): „Nachdem dieser gute Herr — Don Pedro — hier sechs oder sieben Monate sich aufgehalten und mit allen Mitteln Versuche auf die Treue und Beständigkeit des Königs gegenüber seinen Verbündeten gemacht hat, geht er wieder nach Hause, wie er gekommen war. . . . Wenn man in Spanien bei seiner Absendung geglaubt und gehofft hat, Se. Majestät zu einem verkehrten Schritt zu verleiten, das heißt zu einer Ihrer unwürdigen und Ihren Angelegenheiten schädlichen Sache, so haben wir unsern Herrn schlecht gekannt und sich sehr getäuscht.“

Mit vollem Rechte setzte Villeroi ferner voraus, daß nicht nur Don Pedro voll Unzufriedenheit und Erbitterung gegen Frankreich und dessen Monarchen nach Spanien zurückgekommen sei, sondern daß auch seine Regierung diese Gefühle in hohem Maße theile. Trotzdem ließ es sich Toledo, schon um seine Niederlage und den Aerger, den er darüber empfand, zu verbergen, angelegen sein, sich völlig befriedigt zu stellen. Bereits bei seiner Abschiedsaudienz am 12. Februar versicherte er dem französischen König, er sei demselben tief verpflichtet für die Offenheit und Herzlichkeit, mit denen er stets mit ihm verhandelt habe.¹⁾ Und dasselbe Spiel setzte er auch nach seiner Rückkunft in Madrid fort. Er behauptete dort dem französischen Geschäftsträger Descartes gegenüber, ein

¹⁾ Villeroi an Seannin, 14. Febr.; XV. 206.

eifriger Anhänger Frankreich's zu sein. Er habe dort so viele Ehre, Gunst und Freundlichkeiten von dem Könige, seiner Gemahlin und seinen Unterthanen empfangen, daß er den Verpflichtungen, welche er deshalb gegen Seine Majestät habe, durch je den Art von Dienstleistungen, selbst mit Gut und Blut, Genüge thun könne, er sei als ganzer Franzose zurückgekehrt u. s. w. Der Stolz mußte eine große Macht über Don Pedro haben, wenn er dessen heftiges und schroffes Wesen zu so großer Verstellung veranlassen konnte. Auch König Philipp selbst verbot sorgfältig die Enttäuſchung, die er über die Ergebnisse der Sendung Villafrañca's empfand. Nach dessen Rückkunft verließ er denselben am Ostermontag ein vakantes Ordensgut von einem Einkommen von vier bis fünftausend Dukaten, sowie zwei neapolitanischen Herzogstitel zu beliebigem Verkaufe. Ueberhaupt stellte man sich am Hofe sehr zufrieden mit den vom Marques erreichten Resultaten.¹⁾

Indeß die wahre Stimmung der spanischen Regierung gegen Frankreich sollte bald genug offenbar werden durch ihr Benehmen bei den erneuten Heirathseröffnungen, die von Rom ausgingen.

Paul V. war in seinen Ansichten durch die Vorstellung Heinrich's IV. und Breves' wieder umgewandelt worden, und dem allgemeinen Bedürfnisse nach Frieden fing er an, das Verhalten Heinrich's IV., das jedenfalls auf dessen dauernde Herstellung zielte, mit günstigerem Auge zu betrachten. Es kam hinzu, daß der Papst meinte, nach Abschluß des niederländischen Vertrags würden die Venetianer aus Furcht vor der dann frei verfügbaren spanischen Macht folgsamer werden. Als darauf die friedliche Wendung in Madrid auch in Rom bekannt ward, sah der Papst wieder Alles in rosigem Lichte. Besonders erfreut über den zu erwartenden Friedensschluß sei er deshalb — sagte er zu Breves — weil m

¹⁾ Cabrera, 11. April, p. 365. — Dep. Descartes' v. 12. April; P. 202. — Dep. Cornwallis' v. ^{13.}/_{23.} April; Winw. Mem. III. 15.

wieder Hoffnung sei, daß die vorgeschlagenen Vermählungen doch noch zum Vollzuge kommen würden; und darauf baute er eine unendliche Menge schöner Pläne zum Heile der Christenheit.¹⁾ Heinrich verfehlte nicht, sich durch scheinbares Eingehen auf die Absichten des Papstes auf billige Weise dessen Wohlwollen zu erwerben; in der Voraussicht, daß sich im Einzelnen noch hinreichende Gelegenheiten ergeben würden, um diejenigen Entwürfe, die ihm selbst nicht zusagten, scheitern zu machen. Bei Gelegenheit der Ankunft des neuen spanischen Gesandten, Cardenas, in Paris (22. März) sprach der König mit dem Nuntius von neuem über die Vermählung des Don Carlos mit einer seiner Töchter, mit Flandern als Mitgift, wobei er auch nicht verfehlte, im fernen Hintergrunde die verlockende Aussicht einer Wiederunterwerfung der Holländer unter flandrisch-katholische Herrschaft erscheinen zu lassen. Begreiflicher Weise theilte der Nuntius die frohe Kunde sofort auch an Cardenas mit.²⁾ Freudig begrüßte der milde und versöhnliche Erzherzog Albert die erneute Hoffnung und schrieb an den Papst und an Ortemberg in diesem Sinne, zur größten Genugthuung Paul's V., der sehr zufrieden war, so von verschiedenen Seiten unterstützt zu werden.³⁾

Aber eine ganz andere Aufnahme fand diese neue, freilich kaum sehr ernste Unterhandlung in Madrid. Durch die schroffe und rücksichtslose Art, in der seit dem Oktober 1608 Heinrich IV. alle spanischen Gröffnungen wegen der Heirath zurückgewiesen hatte, war der kastilische Stolz zu tief verwundet, als daß diese neuen Anerbietungen einen günstigen Boden gefunden hätten; und Don Pedro hatte gewiß nicht verabsäumt, die Mißstimmung in den Regierungskreisen zu vergrößern. Der Staatsrath in Madrid erwiderte, als

¹⁾ Dep. Breves' v. 6. 16. März; Perrens 198 f. 208.

²⁾ MS. Dep. Pecquius' vom 22. März (Wien). — MS. Dep. Cardenas' vom 27. April (Paris, N.-A. K. 1461b).

³⁾ Dep. Breves' v. 26. Mai, p. 209.

Königs von Spanien wie im eigenen Namen mit den Vereinigten Provinzen als mit freien Staaten verhandeln zu wollen. Die Ausdehnung des vorläufigen Stillstandes, wie der Erzherzog versuchen würde, da er weder die Vollmacht empfangen noch zum Abbruch der Verhandlungen habe, müsse man ablehnen, sie nur dazu dienen würde, den spanischen Staatsrath in listigen Zeitvertrödelung zu ermuntern. Seannin und Ruffy wurde beauftragt, den Staaten einen fernern Aufschub in den Verhandlungen dringend abzurathen; ja schließlich eröffnete der König den Holländern, daß er ihnen bei fernerer Verschleppung der Angelegenheiten kein heller Unterstützung mehr geben werde — wie er letztere doch auch wirklich einbehielt. Villeroi drohte laut mit dem grausamen Kriege gegen Spanien und dessen Freunde, wenn durch ihre Schuld der Waffenstillstand scheitere; der Zweck dieser Schreckbilder war den Erzherzog zu veranlassen, daß er selbst gegen den Willen Philipp's III. abschließe, und sich dann zur Aufrechterhaltung des Friedens mit den Königen von Frankreich und Großbritannien verbinde.¹⁾ Wirklich trug es bei Pecquius die Furcht über Loyalität davon und er meinte, im schlimmsten Falle könne der Erzherzog dies thun, ohne die Bedingungen des zwischen ihm und Spanien abgeschlossenen Schenkungsvertrages der Niederlande zu verletzen, da es ja nicht eine Veräußerung, sondern die Bewahrung der ihm anvertrauten Länder bedeuten werde. So spitzte sich Alles zur Krisis zu. Heinrich wollte eben unter keiner Bedingung die Rückkehr der Vereinigten Provinzen unter spanische Oberhoheit gestatten und die Trennung der Niederlande in zwei einander feindliche und deshalb für die Nachbarn ungefährliche Hälften zu immer bestätigt wissen. Das burgundische Erbe, das schon in zwei Jahrhunderten so lästig und so bedrohlich für Frankreich war, sollte endlich unschädlich gemacht werden. Er trug gar keine B

¹⁾ Heint. IV. an Seannin und Ruffy, 19. 30. Jan.; XV. 111 f. 161. — MS. Dep. Pecquius' v. 21. Jan. (Wien). — Heint. IV. an Moris v. Heint. 24. Jan.; Rommel 393.

denken, auch den fremden Staaten offiziell anzukündigen, daß er für den Fall, wo die niederländischen Verhandlungen durch die Schuld der Spanier fruchtlos verlaufen würden, den Holländern allen Beistand leisten werde.

Am 9. Februar 1609 kamen die französischen und englischen Vermittler in Antwerpen an, wo die Abgeordneten des Erzherzogs sie bereits erwarteten. Nur ungern hatten die Generalstaaten sich dazu verstanden, bei der Kürze der noch übrigen Zeit die Waffenruhe bis zum Ende des Monats zu verlängern. Aber inzwischen war bereits in Spanien die entscheidende Wendung erfolgt.

Am 25. Dezember 1608 in Madrid angelangt, war Brizuela zuerst auf außerordentliche Schwierigkeiten gestoßen, die Partei des Condestable v. Kastilien und des Marques v. Villafraanca hatte sich ihm mit der größten Hartnäckigkeit widersetzt. Ihre Gründe waren in der That vielfach ganz richtige und haben sich zum Theile später vollkommen bewahrheitet. Zunächst führten sie, wie gewöhnlich, an, daß in einem so großen Reiche, wie das spanische, eben unmöglich aller Orten Ruhe herrschen könne, und daß die neidischen Fürsten und insbesondere der König von Frankreich doch bald an einer andern Stelle Ungelegenheiten und Empörung hervorrufen würden; deshalb sei es besser, den gegenwärtigen Krieg weiterzuführen. Zumal da der flandrische Friede die Auflösung des besten und geübtesten Heeres veranlassen werde, welches je das rothgelbe Banner vertheidigt habe; und dann sei Spanien hilflos den Nachstellungen seiner Feinde ausgesetzt. Sie fügten hinzu, daß Frankreich und England nichts weiter bezweckten, als die Zerstreuung jener trefflichen Armee. Und sei es nicht unendliche Schande und Schmach, daß ein Krieg, den Spanien 40 Jahre lang mit aller Macht geführt, in dem es 200 Millionen Dukaten und Hunderttausende seiner Söhne geopfert, von dem der katholische König sein ganzes Ansehen abhängig gemacht hatte, nun einen so schimpflichen Ausgang nehmen solle mit Verwerfung aller von den Spaniern für den Frieden gestellten Bedingungen? Das

müsse ja ein schlimmes Beispiel für alle andern von abhängigen Länder sein! Ferner, wenn in den Kolonien Krieg fortauern solle, dann sei der größte vom Frieden Nutzen vereitelt: die spanischen Gründungen würden an der Uebermacht der holländischen Flotten zum Opfer fahrten der Silberchiffe den Angriffen der Rebellen ungeheure Kosten für die spanische Marine nach wie vor sein. — Die völlige Wahrheit fast aller dieser Gründe der Partei sollte sich in Zukunft nur zu sehr herausstellen. So wirkte der Staats- und der Kriegsrath in wiederholten gemeinsamen Sitzungen die Verwerfung des Waffenstillstandes von den Holländern aufgestellten Bedingungen, die Führung des Krieges; schon wurden abermals Hauptleute zu bildende Kompagnien des flandrischen Heeres ernannt, trotz dieses augenblicklichen Sieges der Gegner hatte Bril die lebhafteste Mühe gegeben, den Herzog v. Fernu auch den Monarchen unzustimmen, dabei unterstützt dringenden Nothwendigkeiten der augenblicklichen inneren äußeren Lage Spaniens. Er hatte darauf hingewiesen, König sich in der Förmel nur verpflichte, die Vereinigten „wie“ freie Staaten zu betrachten — *comme Etats* daß er also bei einem Wiederausbruch des Kampfes nach dem Stillstandes sagen könne, er habe sie keineswegs anerkannt. Viel gewichtiger als diese Wortkünstelei man freilich damals einen starken Nachdruck legte, Zweifel die Erwägung, daß sich die gehorsamen Niederlande vertheidigungsunfähigem Zustande befanden, und daß der Staatsschatz nicht mehr in der Lage war, die für den Krieg erforderlichen 3 1/2 bis 4 Millionen jährlich herzugeben doch auch ohnedem für das Finanzjahr 1609 im spanisch

¹⁾ Relaz. di Girol. Soranzo (1608—1611) p. 464 f.; u. Calceoli p. 358.

tshalte das Defizit auf ein Viertel aller verfügbaren Einkünfte ver-
schlagt! (Vgl. Theil II., S. 56). Dazu kamen das spröde
halten der Engländer in der jüngsten Zeit, die Abmahnungen
Papstes, die nachdrücklichen Kriegsdrohungen Heinrich's IV.
endlich die bekannte interessirte Friedensliebe des allmächtigen
Königs selbst, der ja umfassendern Gesichtspunkten überhaupt
zugänglich war.

So faßte man in Madrid endlich den schweren Entschluß,
vor der ganzen Welt als besiegt zu erklären, auch den letzten
einiger etwa nur zeitweiligen Nachgiebigkeit oder eines frei-
gen Austausches politischer gegen religiöse Zugeständnisse fahren
lassen. Am 28. Januar 1609 wurden die Instruktionen aus-
fertigt, welche den Erzherzogen ausdrücklich gestatteten, im Namen
Königs die Freiheit der Niederlande nach der einmal fest-
gestellten Formel anzuerkennen, ohne auf die Bedingung der Frei-
katholischer Religionsübung zu bestehen; nur der Handel nach
beiden Indien dürfe auf keinen Fall zugestanden werden.
Am 8. Februar langten diese Weisungen in Brüssel an, wo sie
hasteste Befriedigung hervorriefen.¹⁾ Der langjährige Waffen-
stillstand konnte nun als gesichert betrachtet werden.

Die geheimen Hoffnungen des spanischen Hofes bei dieser
Angelegenheit sprachen sich gleichzeitig in einem königlichen Schreiben
Don Pedro aus, der sich ja damals noch in Paris befand.
Man erwartete, daß der ungeheuren Großmuth Philipp's III.
gegenüber die Holländer ohne weiteres auf den indischen Handel
verzichten würden. Dann aber meinte man in Betreff der Zukunft,
daß die Holländer würden an den Unannehmlichkeiten des Friedens ein
schlechtes Gefallen finden, daß sie nach Ablauf des Stillstandes den
Krieg nicht von neuem beginnen, sondern es vorziehen würden,
unter leidlichen Bedingungen wieder unter die schützende habs-
burgische Oberherrschaft zurückzukehren — zumal wenn ihnen dann,

¹⁾ Erzherzogin Isabella an Lerma, 11. Febr.; Doc. ined. XLIII., 153.

was ja bei dem Alter Heinrich's IV. so leicht eintreten konnte, französische König fehlte.¹⁾ So liebte man es in Madrid, mit Chimären zu speisen; so sehr unterschätzten die Kleinlichen da dort den doch hinreichend bethätigten Muth und Unabhängigkeitsinn der Holländer!

Nach jenen KonzeSSIONen von Seiten der spanischen Regierung gingen die Unterhandlungen zu Antwerpen in allen Dingen schnell voran; nur die Angelegenheit des indischen Handels machte noch Schwierigkeiten, da die Holländer den Verkehr den fremden Welttheilen durchaus nicht aufgeben wollten, Spanier aber ihnen denselben ebenso bestimmt versagten. Man fand schließlich eine indirekte Formel, in welcher die beiden Thronen nicht geradezu genannt waren, während in besondern Aktenstücken die englischen und französischen Gesandten, zugleich im Namen der beiden Könige, den Staaten das Recht, mit allen Völkern die nicht thatächlich unter spanischer Herrschaft ständen, frei zu kehren, als aus jener Erklärung fließend, garantierten. (1. Februar 1609).

Damit war der Friede gesichert, zumal der Erzherzog zugegeben hatte, daß der Waffenstillstand nicht, wie er selbst gewünscht, sondern nach dem französisch-englischen Vorschlage zu Jahre währen solle.

Der Eindruck, den diese plötzliche Wendung der Dinge vorbrachte, war ein für Spanien nicht sehr günstiger. Hätte sich in Madrid von vorn herein die Lage ruhig überlegt, da sich die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Krieges herankümmerte, und ernsthaft mit den Holländern verhandelt: so würde diese besonnene Einsicht und Friedensliebe überall das günstige Urtheil über die spanischen Staatsmänner hervorgerufen haben. Allein sie hatten gegen das doch Unvermeidliche einen kindischen Trotz gezeigt und, nachdem sie die Welt mit kriegerischen Prahlen

¹⁾ MS. Instr. an Toledo, Madrid 29. Jan.

erfüllt, nichts destoweniger im letzten Augenblicke in allem nachgegeben. Konnten sie sich wundern, daß man überall, nicht nur in Frankreich,¹⁾ der festen Meinung war, diese schnelle Sinnesänderung sei lediglich ein Zeichen der Schwäche, der Geringfügigkeit der kriegerischen Mittel in Spanien, der Unmöglichkeit, in der sich dieses befinde, einen ernstern Kampf zu führen? So brachte der niederländische Friede, hauptsächlich durch die Schuld der Spanier selbst, diesen keine Stärkung, sondern eine Vinderung ihres Ansehens durch ganz Europa. — Deshalb suchten die spanischen Gesandten an den fremden Höfen auch im Beginne die Nachricht von dem Sinneswechsel in Madrid so lange geheim zu halten wie möglich; in Rom war er während der ersten Hälfte des März — also nach sechs Wochen — nur in der Form eines dunklen Gerüchtes bekannt, das Niemand glauben wollte. Breves mußte sogar dem Papste erst die Wahrheit dieser Kunde zusichern.

In Spanien selbst war die Masse des Volkes, die sich vor allem nach Ruhe, Verminderung der Steuern, Aufblühen der Handels- und Gewerthätigkeit sehnte, trotz der wenig ehrenvollen Bedingungen zufrieden mit der Beendigung des langen lästigen Kampfes. Aber die politisch unterrichteten und denkenden Kreise standen fast ausnahmslos auf Seiten der Kriegspartei und nahmen die Nachgiebigkeit ihrer Regierung nur mit tiefem Unwillen auf. Die Gegner Verma's am spanischen Hofe, vor allen der Condestable von Kastilien, beschuldigten jenen ganz laut und öffentlich, aus besondern Interessen dem Dienste des katholischen Königs Schande und unwiederbringlichen Schaden zugefügt zu haben. Dem Fremden gegenüber wußte der kastilische Stolz nicht mehr, zu welchem Entschuldigungsgrunde für jene Schwäche greifen. Freilich war aller Welt nur zu bekannt, daß jene Nachgiebigkeit dem madrider

¹⁾ MS. Pecquius an Praech, 5. März (Wien, H. H. u. St.-M. P. C. 190.)

Kabinette eben durch seine klägliche Finanznoth, durch seinen völligen Mangel an Kriegsmitteln aufgezwungen war.¹⁾

Erzherzog Albert dagegen, seiner friedlichen und für Ehre und Ruhm gerade nicht sehr empfindlichen Gemüthsart entsprechend, war voll Glückes über den nun gesicherten Frieden. Er und seine Gemahlin äußerten die lebhafteste Freude über die erfolgte Sendung Brizuela's und die gütigen Gesinnungen, die man Madrid dem letztern und dem erzherzoglichen Paare selbst erwies.²⁾ Albert und Isabella sahen nun einem ruhigen Alter sich und einer gedeihlichen friedlichen Entwicklung für die ihm untergebenen Provinzen entgegen. Sie konnten nicht ahnen, in eben diesem Augenblicke durch den Tod des letzten Herzogs von Sülich-Reve bereits der Anlaß zu neuen noch weit gefährlicheren Verwicklungen gegeben war! —

Wie wenig war doch Heinrich IV. durch die plötzliche Ueigebigkeit Spanien's zu mildern Gesinnungen gegen dasselbe bekehrt worden; wie wenig aufrichtig war seine angebliche Freundschaft für die Erzherzoge! „Ich hege die feste Meinung“ — schreibt am 28. Februar an seine Bevollmächtigten in Antwerpen — „die Erzherzoge die längstmögliche Zeit verlangen werden, um Ratifikation des spanischen Königs zu erhalten. Im Gegentheil aber müßt Ihr, wie mir scheint, dieselbe soviel wie möglich abkürzen, damit, wenn der genannte König sie verweigerte, die Spanier noch innerhalb dieses Jahres Zeit haben Krieg zu führen, da die Spanier ihrerseits sehr schlecht für denselben gerüstet sind; so ich denke, es werde genügen, wenn man jenen zwei oder höchstens drei Monate zu diesem Behufe bewilligt“. Um die Holländer jedenfalls im Stande zu erhalten, ihren Feinden kräftigen Widerstand zu leisten, und da jene auch seinen Rathschlägen und Rän-

¹⁾ Depeschen Cornwallis' vom März 1609; Winw. Mem., II 484. Cabrera, 9. Mai, p. 367. — Puyfieur an La Boderie, 27. April; La Boderie, II 58.

²⁾ Erzherzogin Isabella an Verma, 28. März; p. 156.

in allem nachkamen, ließ er ihnen seine Geldunterstützungen wieder zu Theil werden. Für die Dauer bewilligte er ihnen zu ihrem Schutze die Belassung zweier französischer Infanterieregimenter, die mit französischem Gelde unterhalten wurden; nur des Scheines halber sollten die benöthigten Summen durch die Hand der staatlichen Beamten gehen.¹⁾

Nach dieser Seite hatte also Spanien und Flandern durch die Annahme des zwölfjährigen Stillstandes lediglich nichts gewonnen. Der neue spanische Botschafter in Paris Don João de Cardenas, schien ganz besonders zur Anknüpfung eines bessern Verhältnisses zwischen beiden Staaten ausgewählt zu sein. Er war, wenn auch persönlich arm, so doch von vornehmer Abstammung, ein leiblicher Vetter des Cardinals Zapata, durch seine Frau dem Herzoge v. Lerma selbst verwandt, dem er durchaus ergeben und bei dem er deshalb ebenso wie bei dem Könige Philipp wohlge-
litten war. Er theilte auch in vollem Maße die Friedensliebe Lerma's und war ein begeisterter Anhänger der französisch-spanischen Heirathspläne. Ueberhaupt hatte er wenig von einem echten Spanier an sich: er war durchaus nicht steif und umständlich, vielmehr lebhaft und beweglich, geistreich und heiter, neugierig und von schneller Auffassung. In Venedig, wo er drei Jahre lang seine Regierung vertreten hatte, war er sehr beliebt gewesen.²⁾ Dieser Mann, am spanischen Hofe einflußreich und doch für Frankreich freundlich und sympathisch gesinnt, der dabei die französische Sprache und Umgangsform sehr wohl kannte, hätte in Paris sehr freundlich aufgenommen werden sollen. Aber es dauerte einen

¹⁾ MS. Dep. João de Cardenas' v. 28. März; Paris, N.-M. K. 1461 B. — Dep. Werffen's v. 27. April; Deventer, Gedenkst. III 310.

²⁾ Uebereinstimmende Charakterisirung Cardenas' in der Dep. De Fresnes' v. 13. Dez. 1606 und dem Schreiben De Fresnes' an Puyfieux v. 10. Jan. 1607 (Lett. et amb. de Canaye de Fresnes III 324., 370 f.), sowie in der Dep. Fr. Priuli's v. 17. Aug. 1607 (Cornet, Paolo V. e la Rep. Veneta, p. 130).

vollen Monat, ehe Heinrich ihm nur die erste Audienz gewährt. Da war freilich von dem spanisch-französischen Verhältniß Gutes zu hoffen!

Ende März trafen Richardot und Spinola mit drei Gehülften, die französischen und englischen Gesandten und Abgeordnete der Generalstaaten zur endgültigen Redaction des Tractates in Antwerpen zusammen. Am neunten April 1609 das große Werk endlich geglückt und konnte zur Unterzeichnung des Tractates geschritten werden, der allerdings noch in England ratifiziren war. Das stand freilich noch lange aus, ob Erzherzog den Vater Brizuela zum zweiten Male zur Beschlusnahme nach Madrid sandte. Indeß endlich traf auch dieses Alles das ja im Grunde nur eine Sache leerer Form war.

Der Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes zwischen Spanien und den freien Niederlanden war ein Ereigniß höchsten Bedeutung und Wichtigkeit. Der Sieg der Freiheit nach mehr als vierzigjährigem erbitterten Kampfe war zugleich Sieg der religiösen und politischen Freiheit über den finsternen despotismus, den Spanien über die Leiber und Geister seiner Ithanen ausübte. Er war ein wirksames Hemmniß für einen halben Jahrhundert siegreich fortschreitende Gegenreformation, deren Gefolge leider blutiger Glaubenszwang und mitleidloses Elend einherzogen. Den tiefsten Schlag aber empfing das Land, welches diese Kapitulation schmählich abgeschlossen hatte. Spanien. Die Erleichterung, die es sich durch dieselbe hatte schaffen wollen, machte sich wenig fühlbar. Mit Recht schon damals ein scharfblickender Venetianer — Girardano — der Friede könne für die Spanier nur von Vortheil sein, wenn dieselben ihre Gedanken, Handlungen, ganze Auftretensweise änderten, was eben unmöglich sei. Da da wie Spanien da stand, als Herr der halben Welt,

1) MS. Dep. Cardenas' v. 21. 27. April 1609.

widerwillige Unterthanen mit der Macht des Schwertes darniederhaltend, an allen Grenzen Feinde, fest und anmaßend, länderfüchtig und habgierig, Vertreter und Vollstrecker fanatischer Unbulsamkeit — konnte es nicht dazu gelangen, in ungestörter und gesammelter Ruhe seine finanziellen und Volkskräfte zu schonen, die zahlreichen Schäden im eigenen Innern zu bessern, sich für die Zeit neuer Entscheidung zu erholen und zu stärken. In diesem Weltreiche der hartnäckigsten politischen und religiösen Propaganda konnte noch weniger als einst in dem römischen Weltreiche der Zanustempel geschlossen werden. Unmittelbar an den holländischen Vertrag reihten sich die Vertreibung der Morisken, die dem Lande so tiefe Wunden schlug und abermals militärische Anstrengungen erforderte, sowie die jülicher Verwickelungen, die ohne ein unvermuthetes schreckliches Ereigniß einen neuen großen Krieg zur Folge gehabt haben würden. So erntete Spanien aus dem niederländischen Frieden keineswegs die Vortheile, die Erzherzog Albert und Lerma aus demselben erhofft hatten; und es blieben nur die schlimmen Ergebnisse übrig: die Geringschätzung in ganz Europa, die Ermuthigung der Gegner, und hierdurch die bedeutende Schwächung der spanischen Macht, die ja schon längst mehr in der Idee von Spanien's früherer Größe als in seinen reellen Kräften bestanden hatte. Der niederländische Friede bezeichnet freilich nicht den Zeitpunkt, wo die Kräfte der unförmlichen spanischen Monarchie zu sinken beginnen — der liegt vielmehr schon weit in die Vergangenheit zurück; wohl aber macht er den Punkt aus, wo dieses Sinken den Augen ganz Europa's enthüllt wird, wo der Schleier prahlerischer und hochtönender Phrasen, in denen die spanische Diplomatie ihre Stärke suchte, und glänzender Erinnerungen, der bis dahin die innere Hohlheit und Schwäche des spanischen Wesens verborgen hatte, plötzlich zerreißt. Es war nichts Kleines und machte überall den tiefsten Eindruck, daß jenes stolze Großreich sich für besiegt erklären mußte durch die Handvoll muthiger Männer auf den Sandbänken der Rhein- und Maaßmündungen! Vielmehr kam dies über die Völker und Fürsten

französischen Politik in Deutschland. — Heinrich's IV. und Spaniens
Eingriff in die Frage der Kaiserwahl. — Französische Bemühungen,
eine Union der deutschen Protestanten unter einander und mit Frankreich
zu Wege zu bringen. — Gründung der evangelischen Union zu Aachen.
— Frankreich und Brandenburg.

Mit voller Befriedigung konnte Heinrich IV. auf die elf Friedensjahre zurückschauen, die seit dem Vertrage von Vervins verstrichen waren. Gewerbsleiß und Handel blühten in seinem Reiche, die Zahl der Bewohner nahm schnell zu, die finanziellen Kräfte des Volkes erstarkten, die Steuern, obwohl verhältnißmäßig vermindert, gaben reichlichen Ertrag. Die Schuldenlast war beträchtlich verkleinert, der Kriegsschatz gefüllt, in den Arsenalen lagen hoch aufgehäuft die Waffen und Schießvorräthe aller Art, standen zahlreich Geschütze, bis auf den letzten Nagel ausgerüstet. Im Reiche selbst herrschte Ruhe und Ordnung; die inneren Gegensätze — zwischen Katholizismus und Hugenottenthum, zwischen ständischem Weien und königlicher Bollgewalt — waren nicht gerade ausgelöscht, aber doch in den Hintergrund gedrängt und zum Schweigen genöthigt. Nach außen war es Frankreich gelungen, sich wieder an die Spitze der großen antspanischen Partei in Europa zu stellen; und zu dieser Partei hoffte man alle Staaten des Abendlandes, mit Ausnahme der katholischen Fürstenthümer in Deutschland und einiger kleine Vasallenländer in Italien hinüberzuziehen. Weshalb sollte unter solchen Verhältnissen Heinrich vor einem kriegerischen Zusammenreffen mit Spanien zurückschrecken, vor einem Kampfe, den er jederzeit als den Abschluß und die nothwendige Vollendung seiner gesammten äußern und innern Politik betrachtet hatte? Er hatte freilich einen Versuch gemacht, sich mit jenem Staate in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, indem er denselben seinen Interessen dienstbar machte; allein da die spanischen Staatsmänner sich dazuhergeben keine Lust verspürten, so war dieser Versuch gescheitert und nun wollte Heinrich noch vor Eintritt des Greisenalters die

gewaltfame Entscheidung herbeiführen, durch welche Frankreich dem verfallenden Spanien die Herrschaft über Europa aus den Händen nehmen sollte. Schon seit den Zeiten Franz des Ersten hatte es sich gezeigt, daß die natürliche Nebenbuhlerchaft zwischen den beiden großen katholischen Völkern dieselben immer wieder einander feindselig gegenüber stellte. So häufig auch die beiderseitigen Regierenden die Anbahnung freundlicherer Beziehungen versucht hatten: die Verhältnisse waren mächtiger als die Menschen, und stets brach der alte Hader von neuem aus.

In großartigstem Maßstabe wollte Heinrich IV. den Kampf führen, nicht allein den Kern der habsburgischen Macht, sondern alle ihre Bollwerke und Außenschanzen zugleich angreifen, um desto sicherer an irgend einem Punkte ihr den verderblichen Streich versetzen zu können. Außer in **Spanien** und den **Niederlanden** sollte der Krieg auch in **Deutschland** und **Italien** mit Hülfe starker und entschlossener Bundesgenossen begonnen werden. Diese galt es vor allem sich zu sichern. Schon längst waren mit ihnen die Verhandlungen im Gange.

Auf der Apenninischen Halbinsel war kein Fürst wichtiger für Frankreich als der Herzog von Savoyen. Theils war sein Staat einer der mächtigsten in Italien, theils überaus bedeutungsvoll als Hüter der Alpenpässe, die von Frankreich nach Italien führen. Hatte Frankreich den Savoyer zum Feinde, so mußte es seine besten Kräfte auf die Erstürmung und Behauptung jener befestigten Bergstraßen verwenden; während im entgegengesetzten Falle die festen Plätze und die hohen Alpen Savoyen's die beste Operationsbasis und eine jederzeit sichere Zuflucht für ein gegen die spanischen Besitzungen in Italien kämpfendes französisches Heer gewährten. Dazu kamen die vorzügliche Ausbildung, welche Karl Emanuel dem savoyischen Heerwesen gegeben hatte, sowie vor allem des Herzogs rühriger schneidiger Character, der ihn zu einem gefährlichen Gegner, zu einem sehr nützlichen, wenn auch steter Ueberwachung bedürftigen Freunde machte. Der Herzog war jetzt in der zweiten Hälfte der

vierziger Jahre, ein kleiner magerer Mann, aber von außerordentlicher Behendigkeit, unermüdlich in allen körperlichen Anstrengungen ein tüchtiger Soldat und Jäger, der nichts so sehr haßte, wie ruhiges, behagliches, gleichförmiges Leben. Während er mit versiegenderm Eifer und Fleiß jede Einzelheit in der inneren Verwaltung seines Staates selbst kennen und entscheiden wollte, wend er mit seltener Vielseitigkeit des Geistes zahlreiche poetische und gelehrte Werke schrieb und entwarf, trug er sich beständig weitreichenden Plänen zur Vergrößerung seiner Macht. Gefaß verachtete Karl Emanuel, oder vielmehr reizten ihn dieselben an. Obwohl das Glück ihm bisher stets feindlich gewesen, so er doch mit zäher Beharrlichkeit in fortwährend erneuten Entwürfen für die Ausdehnung seiner Staaten, wobei er freilich auf heiligsten Verbindlichkeiten, auf Treue, Wahrheit, Recht durch keine Rücksicht nahm, sondern nur auf seinen zeitweiligen Vorteil. Mit allem dem war er seit dem Lyoner Frieden in eine höchst unbehagliche Lage gerathen. Gedemüthigt und geschwächt war aus dem französischen Kriege hervorgegangen; Spanien, dem sich als getreuester Vasall gezeigt, dem er jede seiner Handlungen erst zur Begutachtung anzukündigen pflegte, hatte ihn schmächtig im Stiche gelassen. Alle seine Versuche, mit Frankreich in besseres Verhältniß zu kommen, waren anfangs erfolglos geblieben und nur um so unbedingter mußte er sich der drückenden Herrschaft Spanien's unterwerfen, das, da es seine Sinnesänderung merkte, ihn für alle Ergebenheitsbezeugungen nur mit Bitterkeit überhäufte. Seine Söhne, die er zur lebhaften Unzufriedenheit seiner Unterthanen an den spanischen Hof hatte schicken mußten, erfuhren dort anstatt der erhofften Beförderung eine geflüßte geringschägige Behandlung. Der älteste, Prinz Philipp, welcher deshalb längst den undankbaren Boden verlassen, und auch Herzog, in allen seinen Absichten getäuscht, wünschte dringend Rückkehr seiner Kinder. Aber gerade darum verweigerte die spanische Regierung die Erlaubniß zu deren Abreise, bis Prinz Philipp

13. Februar 1605 starb, zwei Monate früher, als die Geburt eines spanischen Thronerben jede Hoffnung auf eine savoyische Nachfolge in Spanien verschwinden ließ. Mit Gewalt glaubte man den Herzog auf der spanischen Seite festhalten zu müssen. Man weigerte sich trotz aller Vorstellungen desselben beharrlich, das spanische Regiment, das noch in Savoyen stand, abzuführen; die Zahlung der Pension von 120,000 Goldthalern, die Karl Emanuel von seiner Mitgift her auf mailändische und neapolitanische Herrschaften angewiesen war, wurde unterbrochen. Fuentes benahm sich gegen den Herzog wie ein strenger Oberherr gegen seinen störrischen Vasallen.¹⁾

Karl Emanuel versuchte zunächst, sich der spanischen Fesseln durch eine neutrale Stellung zu entledigen, die ihn gegen Frankreich und Spanien unabhängig gemacht hätte und als deren Preis er von dem französischen Könige die Rückgabe von Bugey und Valromey mit Ger verlangte: also derjenigen Hälfte der 1601 an Frankreich abgetretenen savoyischen Landschaften, die zwischen dem Ain und der oberen Rhone lag (Sommer 1605). Er drohte, wenn der französische König auf diese Forderung nicht eingehe, sich von neuem völlig und bedingungslos den Spaniern in die Arme zu werfen; nur wenn der französische König diesen Vorschlag annehme, werde er selbst die Prinzen aus Spanien zurückrufen, sonst aber sie endgültig dort belassen und damit das savoyisch-spanische Bündniß besiegeln.²⁾ Indes diese Drohung war kaum sehr ernst gemeint. Der Savoyer fühlte ebenso sehr das Bedürfnis, sich von der rücksichtslosen spanischen Tyrannei zu befreien, wie Frankreich, sich den wichtigen Alpenstaat zu gewinnen. Der Herzog ließ die aussichtslosen nur officiösen Verhandlungen, die Graf Martinengo

¹⁾ Relationen Pietro Contarini's u. Greg. Barbarigo's (Barrozzi e Berchet, III. I. 95, 106, 148).

²⁾ MS. Undatirte savoyische Instruktion an den Grafen Francesco Martinengo, Archivio di Stato in Turin, Negoiazioni colla Francia.

mit dem französischen Gesandten in Venedig pflog, (Theil I, S. 273 ff.) fallen und übertrug den Sitz der Negotiationen noch im Sommer 1605 nach Rom, wo sie durch Vermittelung des Kardinal Aldobrandini geführt wurden, der, nach der Thronbesteigung des Borgheze Paul V. jedes unmittelbaren Einflusses beraubt, in aller Macht nach der Wiedererlangung einer bedeutenden Stellung strebte. Freilich, ein unzuverlässiger Unterhändler: denn indem das savoyisch-französische Bündniß betrieb, suchte er sich andererseits auch durch Vermittelung des Herzogs die Gunst der Spanier zurückzugewinnen, deren Feindschaft er sein Mißlingen in den letzten beiden Konflaven zuschrieb.¹⁾

Aber nicht nur in der Persönlichkeit Aldobrandini's, auch in dem Gegensatz zwischen dem savoyischen und dem französischen Gesichtspunkte lagen die Schwierigkeiten und Gefahren für die Verhandlung. Heinrich IV. war weit davon entfernt, sich mit ein bloßen Neutralität Savoyen's begnügen zu wollen, unbedingt wollte er diesen Staat zu seiner Verfügung haben, um sich desselben zu Sturze der spanischen Herrschaft in Italien zu bedienen. Ein solche Forderung unmittelbar an den Savoyer zu stellen, bot jedoch um so weniger Aussicht, als Heinrich entschlossen war, das savoyische Bündniß keinesfalls durch Opfer an französischem Gebiete zu kaufen, sondern dem Herzoge nur Aussicht auf Kriegsbeute zu währen. Dahin Karl Emanuel, diesen zähen und gewandten Diplomaten zu bringen, war gewiß schwierig. Um diesen Zweck zu erreichen, griff nun der König zu dem einzig möglichen Mittel, das er dann mit ebenso bewunderungswürdiger Virtuosität wie mit völligem Mangel an moralischer Bedenklichkeit handhabte: er ließ den Herzog zunächst mannichfache große Vortheile aus der französischen Freundschaft erhoffen, um dessen Begier zu reizen, und immer unwiderruflicher auf die französische Seite zu ziehen; ab

¹⁾ Dies und das Folgende nach den MS. Depeschen des Grafen Vent (savoyischen Gesandten in Rom) v. 23. Juni bis 31. Dez. 1605 im Turiner Staatsarchive Lettere Ministri Roma, Mazzo 21.

wenn der Herzog diese Vortheile genauer bestimmt haben wollte, dann gab es immer neue und immer größere Einschränkungen und Bedingungen, bis Karl Emanuel, von Ungebuld und Habsucht verzehrt, den Spaniern gegenüber endgültig kompromittirt, den Sprung wagte und sein Heil in einem Angriffsbündniß mit Frankreich suchen werde. Dieser kühne Plan, mit vorzüglicher Menschenkenntniß auf den eigenthümlichen Charakter des Herzogs begründet, ward mit der größten Geschicklichkeit und Folgerichtigkeit durchgeführt.

Schon Martinengo's nicht offizielle Stellung hatte der König benutzt, um bald durch ihn dem Herzoge für bloße Neutralität und Freundschaft die Rückgabe von Bugey und Valromey zu verheissen, bald denselben völlig zu desavouiren. Als dann Karl Emanuel bei dem Aufstande in Poitou im August und September 1605 (Th. II., S. 248 ff.) dem französischen Könige thatsächliche Dienste leistete, mußte dessen neuer Gesandter in Rom, Herr von Mincourt, dem Kardinal Aldobrandini dafür den lebhaftesten Dank ausdrücken; nun vertraue der König völlig der Aufrichtigkeit des Herzogs und wolle mit demselben wirklich in Unterhandlung treten. Heinrich schrieb auch selbst an Aldobrandini, dem er die größten Schmeicheleien sagte und Vollmacht gab, dem Savoyer die schönsten Zugeständnisse von französischer Seite zu verheissen. Aber bei der eingehendern Unterhandlung Aldobrandini's auf der einen, Mincourt's und Du Perron's auf der andern Seite hieß es plötzlich: alles, was der Herzog verlange, werde Frankreich nicht geben können, sondern nur den größten Theil, und auch diesen nur auf eine Weise, welche die Ehre der Krone wahre, daß es nicht heiße, der König hätte die Freundschaft Savoyen's durch schwere Opfer erkaufen müssen. (Dezember 1605).

Karl Emanuel hielt einstweilen an seiner neutralen Stellung fest, die nach seiner Ansicht durch die Vermählung einer französischen Prinzessin mit dem jetzigen Prinzen von Piemont, Viktor Amadeus, oder einer savoyischen Prinzessin mit dem Dauphin besiegelt werden müsse. Zum Lohn für seine Trennung von Spanien, der er eine

große Wichtigkeit für Frankreich beilegte, beanspruchte er jetzt, beschiedener geworden, nur Bugey und das kleine, an Genf grenzende Amt Gex; oder er wollte dem Könige die Alpenpässe Val di Stura und Val di Maira mit den dazu gehörigen Festungen, besonders Demente, Barcelonetta und Dronero, überlassen, dann müsse er selbst aber alle die im Vertrage von Lyon abgetretenen Landschaften und, wo möglich, auch die Erlaubniß zum Angriffe auf die Stadt Genf erhalten, als festen Stützpunkt für jene Gegenden. „Denn wenn ich Genf nicht habe“, pflegte der Herzog zu sagen, „kann ich mich nicht Herr von Savoyen nennen.“¹⁾

Für den französischen Monarchen war es äußerst bequem, da die gegenseitigen Vorschläge stets den Umweg über Rom machen mußten; das paßte trefflich zu seinem hinhaltenden, verzögernden Systeme. So kam erst Ende April 1606 seine Antwort auf die Anträge in Rom an. Sie erhob neue Schwierigkeiten: der vorgeschlagene Tausch sei zu unvortheilhaft für den König, der Herzog möge ihm auch einige Plätze in der piemontesischen Ebene selbst wie Centallo und Busca, einräumen. Noch mehr Nachdruck legte aber Heinrich auf den vom Herzoge wieder angeregten Plan einer Heirathsverbindung zwischen den Häusern Bourbon und Savoyen weil er von derselben eine gänzliche Lostrennung Karl Emanuel von Spanien erhoffte; der Herzog möge nur diese Vermählung stipuliren, dann wolle der König ihm schon Abtretungen machen und ihn in allem befriedigen. Während Heinrich sich in diese Allgemeinheiten hielt und sich zu nichts Bestimmtem verpflichten hatten Mincourt und Du Perron, aber nur als Ausfluß ihrer persönlichen Ansicht, den Kardinal sowie den savoyischen Gesandte

¹⁾ MS. Instruktionen an den Grafen Berrua, 18. 19. Febr. 1606; Turin St.-M. Lettere Ministri Roma, M. 22. — Die Neutralität Savoyen's pred als bestes Mittel zur Erhaltung dieses Staates der Herzog in seiner eigenhändigen Instruktion für den Prinzen von Piemont (Febr. 1606) an; Ercol Ricotti, Storia della Monarchia Piemontese III. (Florenz 1865) 425 ff. Ueber Genf ebendaf. p. 440.

in Rom, Gerhard Scaglia Grafen von Berrua, mit der Hoffnung zu fördern, daß der Preis einer solchen Heirath Bugey, Valromey und Gex sein werde.¹⁾

So war fast wieder ein Jahr verstrichen, ohne daß die französische-savoyische Unterhandlung auch nur zu dem mindesten greifbaren Ergebnisse geführt hätte. Der Herzog verzehrte sich in der Ungeduld, zu irgend einem Abschlusse mit Frankreich zu gelangen. Er war um so mehr dazu gedrängt, als Spanien über seine Umtriebe hinreichend unterrichtet und gewillt war, diese Versuche Savoyen's, seiner Oberhoheit sich zu entziehen, nicht unbestraft zu lassen. Karl Emanuel hatte sich selbst genöthigt gesehen, Mittheilung von seinen französischen Verhandlungen in Madrid zu machen, um dem üblen Eindrücke vorzubeugen, der dort durch Nachrichten darüber von anderer Seite hätte hervorgebracht werden können. Er stellte die Sache so dar, als ob er die Verhandlungen mit Frankreich sofort habe abbrechen lassen, als Martinengo die ersten Vorschläge über ein engeres Bündniß zwischen Savoyen und Frankreich gethan, und knüpfte daran die Bitte, die noch in Spanien befindlichen Prinzen ihm sofort zurückzusenden; — denn die Heimkehr derselben hatten die Franzosen stets als unerläßlichen Beweis für die Loslösung des Herzogs von der spanischen Allianz gefordert. Gerade deshalb war dieses dringende Verlangen nur dazu angethan, den Verdacht der Spanier gegen den Savoyer zu steigern, von dem sie fortwährend als Beweis seiner Treue die Verlängerung des Aufenthaltes seiner beiden Söhne in Spanien forderten. Es kam dazu noch eine andere Angelegenheit, die den Spaniern höchst unangenehm war: das innige Verhältniß zwischen Savoyen und Mantua, welches durch die beabsichtigte und nun offiziell in Madrid angezeigte Verlobung des Erbprinzen von Mantua und einer savoyischen Prinzessin angebahnt wurde und eine größere Unab-

¹⁾ MS. Depesche Berrua's vom 12. Februar, 2. 7. März, 22. April, 6. Mai 1606.

hängigkeit beider Herzogthümer von Spanien zur Folge haben mußte. Verma ließ aus allen diesen Gründen den Savoyer seine Ungnade recht deutlich fühlen. Die Rückkehr der savoyischen Prinzen wurde einstweilen nicht bewilligt, dieselben mit ausgesuchter Nichtachtung, „wie Knaben“ behandelt. Seit lange trug sich der Herzog mit dem Plane, seinen dritten, noch im Kindesalter befindliche Sohn Moriz zum Cardinal zu befördern und dadurch dauernde Einfluß in Rom zu gewinnen: man mußte bemerken, daß der Spanier jetzt bei dem Papste der Erhebung dieses Prinzen unter der Hand eifrig entgegen arbeiteten und dadurch wirklich die Angelegenheit in's Stocken brachten. Die spanischen Späher berichteten nach Madrid, der Herzog stelle starke Rüstungen an, offenbar um die Venetianer gegen den Papst und den Katholischen König zu vertheidigen. Der zukünftigen Herzogin von Mantua, seiner Nichtvermählung versprach Philipp III. freilich 200,000 Dukaten Mitgift, aber nur wenn es eine jüngere Tochter Karl Emanuel's sein werde, denn die Hand der ältesten bestimmte er willkürlicher Weise für den schwachsinnigen Greis, der Kaiser Rudolf II. hieß! ¹⁾

Karl Emanuel sah mit Schrecken, daß er seine Lage lediglich verschlimmert, daß er nun beide große Nachbarmächte zu Gegnern habe. Aus diesem unerträglichen Zustande mußte er herauskommen: zumal der soeben ausgebrochene päpstlich-venetianische Zwist kriegsähnliche Ereignisse von größter Bedeutsamkeit in Aussicht stellt. So faßte er denn den Entschluß, zu dem Heinrich IV. ihn herbringen wollen: Graf Verrua hatte in Rom, sein eigener Bevollmächtigter der Herzog v. Nemours in Paris selbst ein Angriffsbündnis Savoyen's, Frankreich's und Venedig's gegen Spanien vorzuschlagen (Frühjahr 1606).

Dieser Antrag war natürlich dem Könige, der ihn bringen

¹⁾ MS. Instruzione all amb. Torre (sav. Ges. in Madrid); Turin, St. A. Negoiazioni Spagna, Mazzo II. — MS. Dep. Verrua's vom 4. April a. D. — MS. Dep. Traraga's, 8. Mai (Paris). — MS. Erklärung Philipp's II. v. 13. Juli 1606; Turin St. A., Matrimoni M. 25. — Vgl. Ricotti, Storia della Monarchia Piemontese III., 369 f.

gewünscht, sehr genehm, weniger aber die Bedingungen. Freilich die französisch-savoyische Heirath, die der Herzog dabei forderte, hielt Heinrich selbst für nothwendig als festen Mörtel der zu schließenden Allianz; dagegen wenn der Herzog ihm das Mailändische überlassen wollte und dafür zum Entgelte die sofortige Rückgabe der für Saluzzo eingetauschten Landschaften verlangte — so konnte und wollte Heinrich hierauf nicht eingehen. Er hätte das Sichere für das Unsichere aufgegeben; und übrigens war er einsichtig genug zu erkennen, daß der Besitz jener mit seinem Reiche eng zusammenhängenden Landschaften, zumal wenn Savoyen ihm einige Alpenpässe nach Stalien abtrat, mehr werth sei, als das entfernte Mailand, zu dem er nur durch fremdes Gebiet gelangen konnte. Er befahl also seinen Vertretern in Rom, diesen Vorschlag durchaus zu verwerfen, dagegen den Herzog auf das Mailändische zu verweisen, von dem nur Cremona und die Ghiarad'adda den Venetianern als Preis ihrer Mitwirkung zu überlassen seien; habe der Herzog das reiche mailändische Gebiet inne, so werde er gewiß gern dafür Savoyen an Frankreich überlassen. So alt ist schon der in den Jahren 1859 und 1860 verwirklichte Gedanke, dem piemontesischen Staate mit französischer Hülfe die Lombardei zu verschaffen und dafür das wichtige savoyische Gebirgsland an Frankreich zu bringen! Zugleich zerstörte der König die von seinen Gesandten selbst angeregte und von Karl Emanuel eifrig aufgegriffene Idee, daß als Mitgift einer französischen Braut für den Prinzen von Piemont — und damit unter einem für die Krone Frankreich ehrenvollen Vorwande — Bugey, Valromey und Gex an Savoyen zurückerstattet werden sollten. Vielmehr erklärte Heinrich: nie sei eine Tochter Frankreich's mit Provinzen des Reiches ausgestattet worden, und auch er werde dies nicht thun, um das schlimme Beispiel für die Zukunft zu vermeiden, während ihm eine noch so reiche Geldausstattung nicht bedenklich sei.¹⁾

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 4. April, 2. 17. Mai 1606; p. 858 ff. 871 f. 883. — Ms. Dep. Perron's v. 19. 23. Mai, 12. Juni.

So wurde der Savoyer von einer seiner ursprünglichen Absichten nach der anderen zurückgebracht, ohne daß doch ein völliges Zerreißen der Unterhandlungen stattgefunden hätte. Vielmehr mußten auf Befehl ihres Königs die französischen Gesandten in die Liebe desselben zum Herzoge, seine Geneigtheit, mit ihm ein vortheilhaftes Bündniß zu schließen, bethenurn, und durften immer schrittweise und allmählich die Illusionen Karl Emanuel zerstören. Inzwischen nahm der venetianisch-päpstliche Streit ein immer heftigern Charakter an. Die Spanier forderten die italienischen Fürsten auf, an ihrer Seite zum Kampfe für die heilige Sache der Kirche auszugehen. Den Vortheil aus einem solchen Kriege hätten nur die Spanier gehabt, für Savoyen hätte ein solcher spanisch-päpstlicher Kampf lediglich tiefere und vermehrte Knechtschaft bedeutet. Der Herzog griff also zu dem äußersten verfügbaren Mittel, gerade demjenigen, das Frankreich wünschte! Er ließ jeden Anspruch auf die an dasselbe abgetretenen Aemter auf, verzichtete überhaupt auf jede andere Forderung, als die einer Entschädigung für die bisher aus Spanien bezogenen Pensionen, und warf sich völlig in die Arme Frankreich's, den Lohn dafür von Gnade und der Billigkeit des Königs erwartend — wenn der letztere einen sofortigen Angriffskrieg gegen Mailand beginnen wollte. Indeß so lebhaft auch selbst die französischen Kardinäle zu einem solchen Kampfe riethen, Heinrich IV. hielt die Zeit dazu für nicht gekommen und zog es vor, die venetianischen Forderungen zu einem friedlichen Ausgleich vortheilhaft zu schlichten. — Er verhielt sich deshalb dem Herzoge gegenüber einstweilen ruhig und ließ das Weitere dem Gange der Ereignisse überlassend. Wenn Karl Emanuel, um Heinrich zu eifrigerer Werbung um ihn zu veranlassen, von Zeit zu Zeit Miene machte, sich den Spaniern wieder anzuschließen, so berührte das den König wenig, der wohl wußte, jetzt der Savoyer seinen Vortheil zu finden glaubte.¹⁾

¹⁾ Dep. Du Perron's v. 27. Juni, 25. 30. Juli, 8. Aug. p. 902 f. 919. 921 f. 999. Instr. an Du Fresnes v. 10. Nov., L. m. VII. 28. — MS. Dep. Strarago's v. 13.

Allein in den ersten Monaten des Jahres 1607 wurde die Gefahr, daß es um der venetianischen Sache willen zu einem Kampfe zwischen Frankreich und Spanien kommen werde, so dringend, daß Heinrich die Nothwendigkeit einsah, den Herzog unmittelbarer und fester an die französische Sache zu knüpfen. Er sandte deshalb den grenobler Parlamentspräsidenten Johann v. Chevrieres, einen bewährten Rechtsgelehrten und Staatsmann, der schon öfters zur Ausgleichung der französisch=savoyischen Grenzhandel benutzt worden war, unter ähnlichem Vorwande nach Turin (März 1607). Während noch unmittelbar vorher die Vertreter Frankreichs in Rom jeden Gedanken an die territoriale Ausstattung einer französischen Prinzessin zurückgewiesen hatten, sollte Chevrieres jetzt die Mitgift der drei geforderten Landschaften verheissen. Indesß dieses Zugeständniß war doch mit vielen Bedingungen umgeben: der Herzog müsse sofort Bürgschaften für seine Treue und für die wirkliche Ausführung der Heirath geben, die ja wegen des zarten Alters der Prinzessin Elisabeth noch im weiten Felde stand; er müsse seine Kriegs- und Bündnißpläne in allen Einzelheiten darlegen; von der Einräumung jener Landschaften könne unter allen Umständen erst nach der thatsächlichen Vollziehung der beregten Ehe die Rede sein; und im Falle daß der Herzog das Mailändische erobere, solle er dieses behalten und nicht nur die drei Landschaften, sondern auch die Provinz Savoyen an Heinrich IV. überlassen.

Es scheint fast, als habe der französische Herrscher den Herzog durch die lockende Verheißung jener Rückgabe nur zu entschiedenem Uebertritt zu Frankreich veranlassen wollen, um dann später die drei für den Südosten Frankreich's so wichtigen Landschaften doch zu behalten, und nur vielleicht den Savoyer durch andere, noch zu erobernde Gebiete zu entschädigen. Wenigstens glaubte dies Karl Emanuel — der begreiflicher Weise das Mißtrauen, welches sein Betragen andern erweckte, auch selbst hegte — voraussetzen zu müssen. In der That, ging man dem französischen Vorschlage auf den Grund, so waren dessen Zugeständnisse höchst unsichere, und bedeutete der=

selbe nichts weiter, als daß der Herzog sich mit Leib und Gut dem französischen Könige zu beliebiger Ausnutzung übergebe, um nach vielen Jahren einen ungewissen Vortheil zu erhalten. Denn wo lag die Bürgschaft, daß Heinrich später wirklich Heirath vollziehen lassen und die versprochene Abtretung ausführen werde? Karl Emanuel war sicher nicht im Stande, ihn dazu nöthigen!

Der Herzog war um so mehr entschlossen, dies Anerken-
niss zurückzuweisen, als die Entsendung Chevrieres' ihm ein Bedenken
dafür schien, daß Frankreich großes Gewicht auf sein Bismuth
lege. Er antwortete dem französischen Agenten mit Kühn-
heut leugnung seiner kriegerischen Vorschläge und mit ungeheuerlichen
Forderungen (10. Mai), deren Verwirklichung an sich un-
möglich und die wohl nur darauf berechnet waren, dem Könige
Maximum seiner Zugeständnisse abzulocken, ihn von der Noth-
wendigkeit größerer Opfer für die sardische Freundschaft zu über-
zeugen. Indes mit diesem Zuge ging er doch weit über das richtige
Ziel hinaus. Heinrich, immer mißtrauisch gegen Karl Ema-
nuel, gestimmt, glaubte in den abenteuerlichen Ansprüchen desselben
ein Zeichen von seinem Rücktritte zu der spanischen Partei
finden; er wies Chevrieres an, die Unterhandlungen für abgebro-
chen zu erklären und Turin zu verlassen.¹⁾ Vielmehr versuchte
König sich einen wichtigen Stützpunkt gegen Savoyen zu
schaffen; er spiegelte den Genesern vor, bald der Herzog bald
Graf Fuentes wolle sich ihrer Stadt bemächtigen, und erbot
angeblich zu ihrem Schutze, zwei französische Regimenter mit
benöthigten Magazinen in ihre Stadt zu verlegen. Indes
Geneser waren scharfsichtig genug, das Bedenkliche eines je-
nemittelbaren und bewaffneten Schutzes von Seiten der französi-

¹⁾ MS. Dep. Berrua's v. 2. Febr. 1607. — Instrukt. an Chev-
rieres; Ritter, Briefe und Akten, II. 543 ff. — Berichte Chevrieres' v. 6
Mai, 7. Juni; ebendas. 553 ff. — Briefe Heinrich's IV. an den Herzog
Savoyen u. den Prinzen v. Piemont v. 27. u. 28. März; Lettre. miss. VII. 11

Krone zu erkennen, und lehnten das großmüthige Anerbieten des Königs zu wiederholten Malen dankend ab. ¹⁾

Das Scheitern dieses Planes machte den König um so geiziger, die Verhandlungen mit dem Herzoge v. Savoyen wieder zu beginnen, zumal sich herausgestellt hatte, daß derselbe mit den Spaniern keineswegs in freundschaftlichem Verhältnisse war. Des Königs consequent festgehaltener, freilich schwer zu verwirklichter Plan blieb der, Karl Emanuel zur Mithülfe für einen Offensivkrieg zu bestimmen, dessen Zeitpunkt nur Frankreich festzusetzen habe, und jenen nicht mit französischem Gebiete, sondern mit den zu machenden Eroberungen zu entschädigen. Wurde er doch fortwährend durch den Verdacht geplagt, der Herzog habe es nur darauf abgesehen, unter schönen Vorpiegelungen die 1601 verlorenen Landschaften Frankreich wieder abzulocken! Dies wollte er auf jeden Fall vermeiden; aber andererseits lag ihm unermesslich viel daran, durch die savoyische Allianz festen Fuß in Italien zu fassen. Begreiflicher Weise konnte Heinrich, nachdem er soeben erst die Verhandlungen abgebrochen, sie nicht wieder sofort direkt anknüpfen; aber er benutzte die Rückkehr des Kardinals Joyeuse von Venedig nach Frankreich, um ihm für Turin, das er auf seiner Reise berühren, und wo er ganz natürlich mit dem Herzoge in politisches Gespräch gerathen mußte, offiziöse Aufträge zu geben. Joyeuse einigte sich mit Karl Emanuel dahin, daß die besprochene Heirath jedenfalls stattfinden, die Mitgift in der Bresse und den drei übrigen ehemals savoyischen Landschaften bestehen müsse, die Eroberungen im Mailändischen aber an Frankreich zu überlassen seien.

¹⁾ Ueber diese merkwürdige und für die Politik Heinrich's IV. recht bezeichnende Intrigue findet man das Nähere in dem Schreiben der Genfer an H. IV. v. 21. April 1607 (Oec. roy. VII, 204 f. ed. Petitot); H.'s IV. an die Genfer v. 24. Mai u. an Boisse u. Mercier v. 2 u. 8. Juni, (L. m. VII, 248, 273 f. 276 f. 907 f.); endlich in der Relation Pietro Contarini's aus Turin (Bar. e Berch. III., I. 91 f.)

Das klang schon etwas bescheidener, als die letzten Forderungen Karl Emanuel's, und so hielt der König es für gut, das Spiel mit demselben wieder aufzunehmen und ihn durch Eröffnungen und Andeutungen immer mehr in das französische Politif zu locken, bis dasselbe ihm jeden freien weg versperre. Der Ende September 1607 auf seinen gesandte Nachfolger Fresnes' in Venedig, Herr v. Champigny, Fresnes selbst auf seiner Rückreise waren beauftragt, den in den dringendsten Ausdrücken der Freundschaft ihres Königs seines Wunsches zu versichern, sich mit ihm zur Aufrechterhaltung der Freiheit Italien's gegen die Habsburger zu verbünden. auf bestimmte Vorschläge des Savoyers sollte weder Champigny noch Fresnes eingehen, sondern dieselben höchstens entgegen nehmen und in Paris bekannt geben.¹⁾

Karl Emanuel war schon vor der Ankunft der beiden französischen Diplomaten durch die Aufmunterung und die Verheißungen Savoyers veranlaßt worden, völlig im französischen Sinne zu handeln; er ja im Grunde den Bruch mit Spanien längst beschloffen. Im Beginne des September 1607 hatte er eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Mantua, mit dem er die Vermählung der ältesten savoyischen Prinzessin, Margaretha, mit dem Erben von Mantua auf den nächsten Weihnachten verabredete, während die französische Regierung noch immer an dem Gedanken festhielt, diese Prinzessin mit dem Kaiser zu verheirathen; es war ein offener Hohn, wenn dem Kaiser bis Ende des nächsten Jahres eine Frist gesetzt wurde, die Hand der Prinzessin zu fordern. mittelbar darauf wurde Graf Gattinara, ein alter Freund der Franzosen und persönlicher Günstling Heinrich's IV., nach Venedig gesandt. Der Vorwand dieser Reise war, dem Könige von Frankreich seinen Sohne von Orleans Glück zu wünschen; selbstverständlich hatte Gattinara aber einige geheime Aufträge. Er hatte

¹⁾ Sirí, Mem. recond. I. 424 ff. 431. — L. m. VII. 349.

Könige die mantuanische Heirath anzuzeigen, sich über die französischen Unternehmungen gegen Genf zu beschweren, immer wieder die Ergebenheit und vollkommene Dienstwilligkeit des Herzogs auszusprechen und dafür um Vortheile für den letzteren zu bitten. Von bestimmten Forderungen hielt Karl Emanuel sich dieses Mal fern, nur bat er den König um seine Ansicht über das Anerbieten, welches einige christliche Mazedonier edler Abkunft dem Herzoge gestellt hatten, mit seiner Hülfe und zu seinen Gunsten einen Aufstand gegen die Türken in ihrem Heimathlande hervorzurufen.

Anfang Oktober 1607 traf Gattinara in Paris ein, wo er von dem Könige so zuvorkommend aufgenommen wurde, daß dies selbst den fremden Gesandten auffiel und dieselben hieran sowie an die häufigen Unterredungen Heinrich's mit dem Grafen unter vier Augen die weitestgehenden Voraussetzungen knüpften. Indes sie hatten sich geirrt. Freilich überschüttete der König den Grafen mit persönlichen Gunstbeweisen, hielt ihn drei volle Monate (von Anfang Oktober bis Ende Dezember) in Paris zurück und lud ihn dringend zur Rückkunft auf noch längere Zeit ein — aber sonst waren die Ergebnisse der Gesandtschaft sehr mäßige. Heinrich begnügte sich, jeden Gedanken an eine französische Okkupation Genf's in Abrede zu stellen. Ueber das mazedonische Unternehmen äußerte er sich sehr kalt. Auf die Dienstanerbietungen des Herzogs antworteten er und seine Minister sehr zurückhaltend; und wenn Gattinara meinte, der Herzog werde durch seine Verdienste um den König sich noch die Erlaubniß erwirken, seine guten Rechte auf Genf geltend zu machen, so erwiderte Heinrich nur: „Eine Zeit führt die andere herbei, und was mit der Zeit sich machen läßt, wird die Zeit schon machen.“ Dagegen gaben der König und seine Vertrauten einige Andeutungen darüber, welchen Weg Karl Emanuel fürder einzuschlagen habe, um zu günstigeren Ergebnissen am französischen Hofe zu gelangen. Er solle einen ständigen Gesandten in Paris halten, durch dessen Vermittelung man sich schneller und leichter, als auf Umwegen oder durch außerordentliche

Botschafter werde verständigen können. Als Bürge für
 schiedenen Uebertritt Savoyen's zur französischen Partei
 jüngste Prinz dieses Landes, Thomas, sofort nach Paris
 wo man ihn auf das freundlichste und ehrenvollste
 werde. Man solle zunächst nur ohne weitere Klauseln
 sprüche die französisch-savoyische Heirath abschließen, die
 werde sich schon später finden. Endlich warnte der K.
 durch Gattinara den Herzog vor seinen Ministern Al-
 Roncas, die an die Spanier verkauft seien.¹⁾ — Diese An-
 entsprachen vollständig der Absicht Heinrich's, den Savoyer be-
 los zum Vasallen Frankreich's zu machen und ihm
 Vortheile zu gewähren, wie sie eben dem französischen
 entsprächen. Bald sollte es sich zeigen, daß Karl Ema-
 die lange Dauer der Verhandlungen, bei seiner entschie-
 neigung gegen Spanien, hinreichend mürbe gemacht
 endlich auf die Absichten des französischen Herrschers
 daß er fast alle Punkte des von Frankreich ihm hier
 Programmes ausführte.

Aber nicht nur mit Savoyen, auch mit der mächtigen
 gesehenen Republik Venedig stand Heinrich IV. in Bän-
 handlungen, die freilich bisher zu keinem Ergebnisse gefü-
 Die Venetianer hatten die Weigerung des Königs wäh-
 Irrungen mit dem Papste, eine Allianz mit ihnen
 sehr übel genommen;²⁾ sie meinten, der König von Fran-
 es stets nur auf sein eigenes Interesse abgesehen, ohne

¹⁾ MS. Instruktionen an Gattinara v. 25. Aug. 19. Sept. 1.
 Et. M., Matrimoni, M. 25. — MS. Dep. Gattinara's v. 28. Sept.
 das. Lettere Ministri Francia M. 11 u. Negoziazioni colla Franc.
 MS. Dep. Pecquius' v. 21. Okt. — MS. Dep. Erraraga's v. 6. J.
 1607, 2. Jan. 1608.

²⁾ Schon 3. Mai 1607 schreibt De Fresnes an Buisson (L.
 de Fr. III. 554): Les nouvelles qu'aurez de Rome et dicy, par
 le Cardinal de Joyeuse, vous seront voir comme ceux que sa M.
 la peine de tant obliger, font de part et d'autre contenance de

für die Wünsche seiner Bundesgenossen, die eine kräftige Unterstützung von ihm nicht zu erwarten hätten. Zu dieser nur theilweise gerechten Unzufriedenheit kam die Thatenscheu und übertriebene Vorsicht, welche damals schon das Auftreten der Signorie bezeichnete. So lehnte sie die Anerbietungen des französischen Herrschers nicht geradezu ab, schob aber unter allerhand schönen Reden deren endgültige Beantwortung immer weiter hinaus. Die Sendung Champigny's, obwohl derselbe nur ein Vertheidigungsbündniß zu beantragen hatte, wirkte sogar entschieden ungünstig, da man ihn für ein Geschöpf Billeroy's hielt, welcher in Venedig als ein unbedingter Anhänger der päpstlich-klerikalen Partei galt. Die Berichte Champigny's beraubten dann auch den König fast jeder Hoffnung auf das Gelingen dieser Bestrebungen.¹⁾

Ebenso wenig Glück hatte bei den Venetianern ein Vorschlag, welcher von dem rastlos thätigen Karl Emanuel ausging, und der trotz seiner scheinbaren Unparteilichkeit wohl auch schließlich auf ein Bündniß mit Frankreich hinausgelaufen wäre. Am 22. Dezember (1607) eröffnete der Herzog dem venetianischen Gesandten in Turin, Pietro Contarini, ganz überraschender Weise das Projekt eines allgemeinen italienischen Vertheidigungsbündnisses mit Ausschluß aller fremden Fürsten. Mit dem gewohnten Feuer schilderte Karl Emanuel die Vorzüge einer solchen Liga in den verlockendsten Farben, und zwar ganz besonders für die Republik, welche als der angesehenste unter den unabhängigen Staaten Italien's ohne Zweifel die Leitung dieses ganzen Unternehmens erhalten würde. Venedig sah die Vorzüge dieses Planes wohl ein, hielt ihn jedoch mit Recht bei der zunehmenden spanischen Gesinnung des Papstes und des

¹⁾ Relaz. di P. Priuli, p. 186 ff. — Instr. an Champigny (im Auszuge), u. Billeroi an Champigny 6. Dez. 1607; Siri, I. 427 ff. 454. — Dep. Champigny's v. 16. Dez; Ritter, Br. u. A. II. 555 f. — Asselineau an Du Plessis, 1. April 1609; Mémoires et Correspondances de Du Plessis-Mornay, X. (Paris 1824) p. 305.

Großherzogs v. Toskana einstweilen für unausführbar. Schem theilte sie ihn dem französischen Könige mit.¹⁾

Dieser erhielt eben jetzt die unzweideutigsten Beweise, Karl Emanuel seinen Stolz bemeistert und sich unbedingt französischen Wünschen unterworfen habe.

Die entschiedensten Anhänger Spanien's unter den Rätthen Emanuel's waren der Gouverneur von Savoyen, Herr v. Al und der Staatssekretär Roncas Baron v. Chastelargent. Der aus Grenoble gebürtig, war in den Zeiten der Liga zum Sa übergegangen und hatte sich, nach Art solcher Renegaten, stets den bittersten Haß gegen sein Vaterland ausgezeichnet, einen der übrigens aus seinen klerikalen Anschauungen und nicht Durst nach spanischem Golde hervorging. Unter anderm hat auch hauptsächlich die verrätherischen Unterhandlungen mit L sowie den verunglückten Versuch auf Genf im Dezember 1602 ge Ein tüchtiger Soldat, war er doch von dem Herzoge, der sich gar ihn verlassen zu können glaubte, über sein Verdienst befördert, Vizeherzoge in den transalpinischen Landschaften, zum Lieutenant seiner Truppen, zum Ritter des Annunziatenordens, zum Gemahle seiner natürlichen Schwester Mathilde erhoben worden. Alle Aufforderungen des französischen Herrschers, diesen grimmigsten Gegner von der höchsten Stelle des savoyischen S zu entfernen, waren lange Zeit vergeblich geblieben. — Roncas bisher die Einzelheiten der Geschäftsführung fast ausschließlich Händen gehabt, nachdem er häufig als Gesandter in Madrid Rom thätig gewesen. Man erzählte laut, daß er eine regelm Pension von Spanien beziehe: so gänzlich war er diesem erg Plötzlich am 11. Januar 1608 wurden Albigny und Roncas der Anklage verrätherischer Verbindung mit den Spaniern gefa eingezogen. Die Beschuldigungen, die man im Einzelnen

¹⁾ Dep. P. Contarini's vom 22. Dez. 1607 und Ant. Foscarini 12. März 1608; Bar. e Berch. II., I. 303 und III., I. 111 f.

sie vorbrachte, waren theils ganz grundlos, theils sehr schwach; vielmehr folgte der Sturz dieser beiden Männer zu unmittelbar auf die von Heinrich IV. gegen sie an Gattinara ausgesprochenen Warnungen, als daß nicht jeder Eingeweihte urtheilte, sie fielen lediglich der Absicht des Herzogs zum Opfer, seine Verbindung mit Spanien gänzlich abzubrechen und unwiderruflich in das französische Lager überzugehen. Besonders Albigny, welcher dem Herzoge so nahe gestanden und so viele Verbindungen in dessen Lande hatte, daß er demselben leicht gefährlich hätte werden können, unterlag einem traurigen Schicksale. Auf höchsten Befehl wurde er wenige Tage nach seiner Einkerkierung im Schlosse zu Moncalieri durch Gift getödtet (17. Jan.). Seine ganze Familie wurde in Verhaft genommen, seine Gemahlin, des Herzogs Schwester, die derselbe erst vor einem Jahre zur Eingehung der ihr überaus verhaßten Ehe gezwungen hatte, in ein Kloster zu Chiari gesteckt, bis sie nach der Geburt eines Knaben aus demselben entfernt werden mußte, um fürder in Mißachtung und Mangel weit vom Hofe zu leben. Milder als sein Gefährte kam Moncas davon, der bis zum Jahre 1612 im Gefängniß gehalten und dann wieder in Freiheit gesetzt ward. Dagegen wurde jetzt sofort der bisher wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich im Kerker befindliche Herr v. Jacob Graf v. St. Maurice nicht nur aus demselben hervorgeholt, sondern zu maßgebendem Einflusse berufen und besonders mit demselben Gouvernement des eigentlichen Savoyen betraut, das bisher der unglückliche Albigny inne gehabt hatte.¹⁾

So war am savoyischen Hofe eine völlige Revolution im anti-spanischen Sinne vollzogen. Dazu kam, daß Karl Emanuel —

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 31. Jan. 1608 (Wien), sehr eingehend. — Dep. P. Contarini's v. 19., 26. Jan., 9. Febr.; Mutinelli, Storia arcana d'Italia, III. 279 ff. — Willeroy an La Boderie, 20. Jan.; Lettr. à La Bod. I. 230. Willeroy an Jeannin, 2. Febr.; Petitot, II., XIII. 185. — Relationen v. P. Contarini u. Greg. Barbarigo (1608 u. 1612), B. e. B. III. I. 78 f., 106, 143 ff. 152.

trotz der Umtriebe der Spanier — beim Papste die Erhebung seines dritten Sohnes Moriz zum Kardinal durchgesetzt hat. Noch unangenehmer, fast herausfordernd für Spanien war jetzt erfolgende Erledigung der mantuanischen Heirathsache. Kaiser hatte natürlich die überaus kurze, ihm gesetzte Frist unbenutzt verstreichen lassen, und unmittelbar darauf waren nach allen Seiten hin die Boten gegangen, um die bevorstehende Vermählung Prinzessin Margarethe mit dem Erbprinzen von Mantua und zugleich der zweiten savoyischen Prinzessin, Elisabeth, mit dem Erbprinzen v. Modena anzuzeigen. Zwar erhob der katholische König damals als gegen eine Beleidigung und Verletzung des Hauses Oesterreich den lebhaftesten Einspruch; zwar zog sich darauf der spanische Gesandte gänzlich vom turiner Hofe zurück; zwar verweigerte Fuentes Savoyer die Erlaubniß, seine mailändischen Lehnen zum Theil für einige Plätze des Montferrat an Mantua zu übergeben — Karl Emanuel, des französischen Schutzes sicher, nahm auf dieses keine Rücksicht. Am 22. Februar 1608 wurden die Heirathsverträge zwischen den savoyischen Prinzessinnen und ihren Bräutigamen vollzogen; Karl Emanuel versprach für den Fall, daß der katholische König die versprochene Mitgift von je 200,000 Goldthalern seine Nichten nicht zahlen werde, dieselben aus eigenen Mitteln zu entrichten.¹⁾

Mit Bestürzung sah die spanische Regierung, daß der Savoye den sie als ihren Vasallen zu betrachten und zu mißhandeln gewohnt war, sich von ihr löste und, offenbar auf Frankreich gestützt, eine trotzig und für die spanischen Interessen in Italien ungesährliche Haltung einnahm. Ganz wunderbar gingen

¹⁾ MS. Instr. an den Marchese Dagliani, 25. Nov. 1607; Turin, St. Negoziazioni Spagna, Mazzo 2, No. 18. — MS. Lo que su Magestad seruido que se diga aqui al señor Torre 'embaxador de Sauoia (4. Febr. 1608); das. Lettere Ministri Spagna, M. 13. — MS. Heirathscontratte. 22 Febr. 1608. Das. Matrimoni M. 25. — MS. Dep. Pecquius' v. 21. (Brüssel).

plötzlich die Augen über die Bedeutung des kleinen Alpenstaates auf. Der spanische Gesandte in Turin, Graf Dñate, erhielt durch einen eiligen Kurier die Weisung, die volle Zustimmung seines Königs zu den beiden Vermählungen — die dann im März (1608) mit großem Glanze in Turin gefeiert wurden — sowie zu dem für Savoyen vortheilhaften Ländertausche mit Mantua auszusprechen und jeder der beiden Bräute die 200,000 Goldthaler von ihrem spanischen Oheim zu verwilligen. Der Ausgang der venetianischen und der bündnerischen Angelegenheit hatte doch den madrider Staatsmännern bewiesen, daß sie den italienischen Fürsten gegenüber mildere Seiten aufziehen mußten, daß es nicht angebracht sei, nur immer in dem Tone des gestrengen Herrn gegen dieselben zu verfahren. Ueberhaupt war Spanien einstweilen für die europäischen Verhältnisse sehr friedliebend gesinnt. Es beabsichtigte mit Hülfe des Papstes und des Herzogs von Toskana einen umfassenden Angriff auf die Barbareskenstaaten zu unternehmen, durch deren Eroberung es zugleich sich ein wesentliches Verdienst um die südeuropäische Christenheit erworben, das westliche Mittelmeer in einen spanischen Binnensee umgewandelt und seine Herrschaft über Italien befestigt hätte. So floß die madrider Regierung von Friedensbethenerungen über, wies alle Anerbietungen französischer Unzufriedener zur Ueberlieferung von Grenzstädten und andern Verräthereien zurück und ließ bei jeder Gelegenheit zumal dem französischen Herrscher erklären, daß sie Ruhe und Freundschaft bewahren wolle und von ihm dasselbe erhoffe.¹⁾

Es war die Zeit, wo die französisch-spanischen Heirathspläne eine verheißungsvolle Gestalt annahmen. Zur Förderung derselben trug bei Heinrich IV. nicht wenig der Verdacht bei, den er aus der plötzlichen Freundschaft Spanien's für Karl Emanuel gegen

¹⁾ Relaz. di P. Contarini 105. — MS. Instr. an Zraraga v. 4. Febr. 1608, u. MS. Königliche Apostillen zu den Depeschen Zraraga's v. 20. Aug. 1607, 12. April 1608; Arch. v. Simancas (Paris, N. + N. K. 1460, 1461). — MS. Dep. Pecquius' v. 23. März 1608 (Brüssel).

diesen selbst abermals fassen zu müssen glaubte. venetianischen Gesandten Antonio Foscarini sagte die Verhandlungen mit dem Herzoge führe er nur denselben nicht ganz Spanien anheim fallen zu lassen mahnte er durch Champigny die Signorie unmittelbar möglichst vieler anderweiter italienischer Staaten Vertheidigungsbündniß mit Frankreich einzutreten, und unbeständigen und unzuverlässigen Savoyer allzugroße nehmen.¹⁾ Indes auch mit Venedig hatte er wenig Zustimmung gegen Frankreich und Mangel an politisch wirkten bei der Signorie auf eine freilich durch Worte verbrämte Ablehnung der französischen Anträge Foscarini, der als entschiedener Gegner der päpstlich und der dieselben verfechtenden Spanier für das französische Bündniß außerordentlich eingenommen endlich verstummen; da er von der Heimath einfache Instruktionen gelassen wurde. Mit dem Beginne des Jahres 1608 konnte Heinrich nicht umhin, die venetianische Allianz einstweilen verloren zu geben. Es stellte sich heraus, seiner Schlichtung der venetianisch-päpstlichen Irrungen die Erfolge errungen hatte, die er jubelnd aller Welt freilich hatte er damit Frankreich's Ansehen erhöht, den ihm anfänglich wohlgeneigten Papst sich entfremdet seinem eigenen öfters wiederholten Geständnisse zu übergeben, und dabei die Venetianer lediglich verurtheilt. Und ebenso vergrößerte sich des Königs Verdacht Emanuel mehr und mehr. Als Heinrich im April

¹⁾ Relaz. d. P. Priuli 189 ff. — Dep. Aut. Foscarini's v. 18. Mai 1608; B. e. B. II., I. 303 f. — Dep. Champigny's v. 9. April; Siri I. n. II. 556 ff. — Instr. an Champigny v. 9. April; Siri I.

²⁾ Dep. Champigny's v. 13. Mai, 23. Juni (Ritter, Dr. und v. 20., 23. Mai (Siri I. 481 f.). — Instr. an Champigny Siri I. 490.

estre-de-Camp v. Baucelas nach Turin sandte, um zu der soeben gezogenen Doppelhochzeit Glück zu wünschen, beauftragte er denselben zwar, den Savoyer auf das lebhafteste der Freundschaft

Majestät zu versichern, aber zugleich jedes nähere Eingehen die Allianzpläne zu vermeiden. Ebenso sollte er dem Herzoge

Nemours, der, französischer und savoyischer Vasall zugleich,

Turin aus sich mit der Vermittelung zwischen beiden Staaten ergeben hatte, erklären, daß bei der Unsicherheit der Lage in den

Verlanden und bei der verdächtigen und anmaßenden Haltung

Emmanuel's die savoyisch-französischen Verhandlungen einstweilen

unterbrochen bleiben müßten. Niemals war der König

erlicher auf den Savoyer als im Beginne des Juni 1608.

Champigny schrieb er, der Herzog dürfte sich verrechnet haben,

er mit seinen falschen Zutraulichkeiten von Frankreich jene

Theile zu erschleichen gedenke, die er weder mit Gewalt noch

listigen Erfindungen oder andern Mitteln ihm abpressen könne;

dem venetianischen Gesandten gegenüber meinte er: „Der

og ist entweder schon mit Spanien wieder in Uebereinstimmung

auf dem Punkte es zu sein, und übrigenß verhandelt er mit

als wäre er König von Frankreich und ich Herzog v. Savoyen.“¹⁾

sieht, wie schmerzlich dies dem französischen Herrscher war;

daß Frankreich einen Fuß in Italien haben müsse, um Spanien

gleichberechtigte Großmacht entgegentreten zu können, war dem

ige völlig klar.

Und doch befand Heinrich sich mit diesen seinen Befürchtungen

seinem Irrthume, der freilich durch das frühere Verhalten Karl

manuel's ziemlich gerechtfertigt war. Derselbe war vielmehr ebenso

, wie je seit fünf Jahren, gewillt, sein Heil auf der französischen

te zu suchen. Er beklagte sich in einer Weise, daß es dem

¹⁾ MS. Instr. an Baucelas, 16. April (Turin); auszüglich bei Siri I. 473 ff. Ritter, Br. u. N. II. 558. — Instr. an Champigny v. 16. Juni; Siri I. — Dep. Foscarini's v. 17. Juni; B. e. B. II., I., 304.

französischen Könige zu Ehren kommen mußte, über das kalte Verhalten Sr. Allerschristlichsten Majestät gegen ihn seiner wohlgemeinten Bemühungen um dieselbe. Er fand seine Umgebung ausschließlich aus französisch gesinnten Räthen zu. Den ersten Platz in seinem Vertrauen nahm jetzt Philibert v. Scaglia Graf v. Berrua ein, der bisherige Gesandte ein ehrgeiziger unternehmender intriganter Mann, ganz im Sinne des Herzogs, den er selbst zu kühnen Entwürfen in der Richtung der französischen Allianz anfeuerte. Berrua hatte eine fast ebenso vorherrschende Stellung am savoyischen Hof wie einst Albigny sie inne gehabt. Noch entschiedener auf französischer Seite stand jetzt wie früher Graf Franz Martinengo, der venetianischer Unterthan geworden, kehrte er nunmehr zum savoyischen Hof zurück, wo er dann stets in das Vertrauen Karl Emanuel's gezogen wurde und täglich mit ihm zu verkehren pflegte. Doch litt die Eifersucht Berrua's nie, daß er Turin verließ. Endlich in zweiter Reihe bediente sich Karl Emanuel des Grafen Vische, in dessen Familie die französische Gesinnung erblich war, und der später die wichtige Stelle eines französischen Ministers in Rom erhielt.¹⁾ Diese Zusammenfügung von des Königs geheimem Rathe verbürgte einstweilen dessen Hinneigung zu Frankreich.

Karl Emanuel schickte sich, nachdem er bereits mehrere Schritte Heinrich's IV. erfüllt hatte — die Prinzen aus Spanien zu entfernen, Albigny und Roncas zu entfernen — in der That noch einen weiteren Punkt des ihm von Frankreich gegebenen Programms zu vollführen, indem er einen ständigen Gesandten nach Paris abordnete. Zu diesem jetzt bedeutungsvollsten Schritt in der savoyischen Diplomatie war ein Mann bestimmt, der seiner französischen Neigungen jahrelang gelitten hatte und dem Könige sehr genehm sein mußte, Amadeus Che-

¹⁾ Relaz. di Greg. Barbarigo, di Vinc. Gussoni, p. 143 ff.

Jacob Graf v. St. Maurice. Aber zuver ließ er das Terrain Paris durch einen untergeordneten Vertrauten, den Obersten Gasparo Porporati, einen piemontesischen Edelmann, untersuchen. Porporati hatte dem Könige einen sofortigen allseitigen Angriff auf Spanien vorzuschlagen; natürlich müsse die Verlobung des Prinzen v. Piemont mit der ältesten französischen Prinzessin oder des Dauphins mit einer Tochter des Herzogs vorhergehen; underner müssen dem letztern unter allen Umständen Bresse, Bugey, Salomey und Gex zurückgegeben, ihm auch die Erlaubniß zur Eroberung von Genf und der Freigrafschaft bewilligt werden, während der König die flandrischen und italienischen Eroberungen erhalten werde.

Daß diese Anträge durchgehends ernst gemeint gewesen, ist kaum anzunehmen; weder war an einen sofortigen Krieg gegen Spanien noch an die so oft verweigerete Rückgabe aller vier ehemals savoyischen Provinzen oder die Gewährung des Angriffs auf Genf zu denken. Es ist vielmehr klar, daß Karl Emanuel den Mund nicht voll nahm, um doch einiges zu erlangen, sowie daß er auf alle Fälle die Gesinnungen des französischen Herrschers über diese Punkte ausforschen und damit erfahren wollte, ob derselbe noch auf seinen kriegerischen Absichten beharre und ob er nicht vielleicht einen Theil wenigstens jener Landschaften dem Herzoge zu überlassen geneigt sei. In Bezug auf diesen letztern Gegenstand wurde der Savoyer bald enttäuscht; Heinrich lehnte die Rückgabe jener Provinzen, sowie die Erlaubniß zu einem savoyischen Angriffe auf Genf nach wie vor entschieden ab. Dagegen äußerte er sich sonst dem savoyischen Bündnisse durchaus günstig. Er sei zu einer Vermählung seiner ältesten Tochter, Elisabeth, mit Viktor Amadeus sehr geneigt, wenn der Herzog Bürgschaften dafür gebe, daß er sich wirklich Frankreich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe auf die Spanier zur Verfügung stelle. Diesen letztern dürfe man freilich nicht übereilen, vielmehr sei erst der Ausgang der niederländischen Friedensunterhandlungen abzuwarten, sowie festzustellen,

welche die Verbindungen des Herzogs im Mailändischen, welche seine eigenen Streitkräfte, und welche die übrigen italienischen Staaten seien, auf die man bei dem großen Unternehmen zählen könne? (Ende Juni). ¹⁾

Karl Emanuel ging mit einer Selbstverleugnung, die je entschiedene Hinneigung zum französischen Bündnisse bekundete, die Gesichtspunkte Heinrich's IV. ein. In einer Instruktion, er am 13. Juni dem Herrn von Jacob ausgestellt, hatte er als Hauptziel von dessen Gesandtschaft bezeichnet: durch sавойisch-französische Heirath dem eigenen Staate die Bresse Bugey wieder zu verschaffen. Nach der Rückkehr Porporati's ist die zweite Instruktion für Jacob entstanden zu sein, die weniger bestimmt auftritt. Hier wird die Heirath Madame Elisabeth's mit dem Prinzen von Piemont zur Hauptsache gemacht während in Bezug auf die Mitgift der König, mit Ausschluß stimmter Forderungen, nur überhaupt um Freigebigkeit gebittet werden sollte. Allerdings müsse Savoyen, sei es durch territoriale Vergrößerungen, sei es durch andere Vortheile so gestärkt werden daß es sich selbst bei eintretendem Tode Heinrich's des dann unmeidlichen Angriffes der Spanier erwehren könne. Anders freilich für den Fall, daß der König einen sofortigen Offensivkrieg gegen Spanien beabsichtige; der Herzog, der bereits den Kriegsplan allen großen und kleinen Zügen sorgfältig auseinandersetzt, sei dann von neuem die in Lyon abgetretenen Länder zurück, während dem Könige alle Eroberungen bleiben sollten. Wenigstens verla-

¹⁾ Das Datum der Reise Porporati's läßt sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Am 17. Juni war derselbe noch nicht in Paris (S. 277, Anm.) dagegen reiste im Anfang Juli Herr v. Jacob nach Paris, augenscheinlich auf den Erfolg von Porporati's Reise hin. Porporati mußte also in den letzten Tagen des Juni Paris wieder verlassen haben. Sein Aufenthalt in dieser Stadt kann demnach nur in die Woche vom 18.—25. Juni fallen, seine Abreise von Paris etwa auf den 10. Juni. — Seine Instruktion und die Antwort des Königs s. Ritter, Br. u. N. II. 562 ff. und eine fast wörtliche italienische Uebersetzung Siri I. 477 ff. — Ganz einseitig und deshalb falsch Carutti, Storia della dinastia della Corte di Savoia, II. 52 ff.

der Herzog nun nicht mehr Genf und die Freigrafschaft. Den Krieg glaubte Karl Emanuel beeilen zu müssen, denn jetzt seien fast alle Spanier nach der Levante eingeschifft, im Mailändischen nur 2000 Mann zurückgeblieben.¹⁾

Es war von dem Herzoge durchaus verkehrt, daß er einerseits seine bisher als unumgänglich bezeichnete Bedingung der Rückgabe der ehemals savoyischen Provinzen aufgab, andererseits für den Kriegsfall doch wieder auf dieselbe zurückkam. Heinrich IV. war entschlossen, einen Eroberungskrieg nicht mit Gebietsabtretungen zu beginnen; und da gerade jetzt der längst ersehnte spanische Heirathsbotschafter auf dem Wege nach Paris war, hatte der französische Herrscher um so weniger Lust, auf die abenteuerlichen Kriegsplane des unzuverlässigen Savoyers einzugehen. Jacob fand bei seiner Ankunft in Fontainebleau, wo der König sich damals aufhielt, eine überaus freundliche Aufnahme, wie er sie persönlich wohl verdiente. Aber er hatte bald über die große Zurückhaltung zu klagen, welche der König und seine Minister gegen ihn beobachteten; er mußte bemerken, daß die Mehrzahl der letzteren für Frieden und Ruhe gestimmt seien. Soyeuse versicherte Jacob nachdrücklich, es könne gar nicht von einer Landabtretung seitens Frankreichs für erst noch zu gewinnende Vortheile die Rede sein, und mit dergleichen Plänen möge der Herzog sich nicht mehr täuschen lassen; auch habe der König ihm — dem Kardinal — gesagt, daß man an kriegerische Unternehmungen nicht denken dürfe, ohne vorher der dazu nöthigen Mittel völlig sicher und gewiß zu sein. Kurz, Soyeuse rieth dem Savoyer seine ganze Verhandlung bis auf eine, ja nicht mehr ferne Zeit zu vertagen, da die Gesandtschaft Don Pedro's baldigst für Spanien selbst bittere Früchte tragen müsse.

Jacob sah denn auch wohl ein, daß der König sich über sein Verfahren gegen Savoyen erst entschließen werde, nachdem die Ver-

¹⁾ Verschiedene MS. Instruktionen Jacob's; Turin St. A. Negoziations colla Francia, M. VII. Nr. 34. 36. — Vgl. Siri I. 492 ff.

handlungen mit dem Marques von Villafranca eine Entscheidung gefunden hätten. Aber diese Verzögerung war nicht die eigentliche Bitterkeit, welche der savoyische Gesandte zu ertragen hatte. Villiers leugnete schlechthin, daß die Franzosen die ersten gewesen, welche die Kriegspläne angeregt, und die französischen Minister stellten sich, als ob der Herzog sie stets wider ihren Willen mit kriegerischen Eröffnungen belästigt habe. Endlich meinten sie, man müsse die Entscheidung der französisch-savoyischen Negotiationen auch auf den Ausgang des niederländischen Friedenstraktates abwarten, und verschoben so die Antwort auf Jakob's Anträge in das Unendliche. Jakob sprach die Befürchtung aus, daß sein durch dieses Zögern verlängerter Aufenthalt in Paris den Spaniern lebhaften Verdacht einflößen werde.¹⁾

Diese Besorgniß war im vollsten Maße gerechtfertigt. Die spanische Botschaft in Paris war durch ihre Späher viel zu unterrichtet, um nicht sofort den wirklichen Zweck von Jakob's Gesandtschaft zu durchschauen. Wenige Tage nach dessen Ankunft Fontainebleau ging nach Madrid die Meldung ab: der Glückwunsch zu der Geburt des Herzogs von Anjou sei nur ein Vorwand, Wahrheit solle Jakob eine savoyisch-französische Heirathsverbindung im vollen Gegensatz zu Spanien in's Werk setzen.²⁾

So war die Lage Savoyen's in der That eine sehr unannehme. Mit Spanien um Frankreich's willen verfeindet und diesem schroff und kühl zurückgewiesen — das war eine unerträgliche, ja auf die Länge unerträgliche Situation. Wie fest der Herzog aber überzeugt war, nur auf der französischen Seite Hülfe finden zu können, beweist der Umstand, daß er noch seinen Frieden mit Spanien zu machen versuchte sondern — er Unruhige, Sühornige! — seinen pariser Gesandten beauftragte, Geduld und Zurückgezogenheit eine bessere Wendung abzuwart-

¹⁾ MS. Dep. Jacob's v. 23. Juli bis 10. Aug.; Turin, St.-A., Let. Ministri Francia, M. 11.

²⁾ MS. Dep. Ferraraga's v. 24. Juli.

Doch blieb Karl Emanuel nicht ganz unthätig. Er versuchte es, die am pariser Hofe stets sehr einflußreiche venetianische Gesandtschaft in sein Interesse zu ziehen. Da es aber Foscari durch die An- und Absichten seiner Regierung unmöglich gemacht war, in Offensivbündniß in Anregung zu bringen, so hatte ihn der Herzog veranlaßt, in dessen Namen von einem Vertheidigungsbündniß zwischen Frankreich, Savoyen, Venedig und anderen italienischen Staaten zu reden. Selbstverständlich war die eigentliche Absicht des schlauen Savoyers nur, seine gute und aufrichtige Gesinnung dem französischen Herrscher auf alle Weise zur Anschauung zu bringen, da er wohl wußte, daß demselben mit einer bloßen Defensivallianz durchaus nicht gedient sei. So verfolgte er ein doppeltes Spiel; während in Gesandter in Paris sich diesem Plane gegenüber, der in der That Savoyen gar keinen Vortheil bringen konnte, sehr kühl verhalten mußte, veranlaßte er durch den venetianischen Vertreter in Turin sowie durch den für London bestimmten venetianischen Botschafter, der zuerst durch Turin und dann durch Paris zu reisen hatte, den Antonio Foscari immer von Neuem zur Anregung des italienisch-französischen Vertheidigungsbündnisses. Foscari war über diesen scheinbaren Widerspruch in der savoyischen Diplomatie nicht wenig erstaunt.

Auch von der heimischen Regierung erhielt Foscari wieder einmal ein Lebenszeichen. Die Republik war über den nahen Abschluß des spanisch-holländischen Friedens, der Spanien erlauben würde, alle seine Kräfte auf Italien zu richten, nicht weniger erschrocken, als über die spanisch-französischen Heiraths- und Freundschaftsunterhandlungen, welche die Republik ganz schutzlos dem spanischen Uebelwillen zu überliefern drohten. Sie sah ein, daß sie, um dem gefürchteten Unheil zu begegnen, aus ihrer Unthätigkeit in irgendmaßen heraustreten müsse. Freilich blieb, was sie nun that, immer kläglich und schwächlich genug. Es war in Venedig als Abgesandter der deutsch-protestantischen Union der unermüdliche, ebhafte Graf Dohna erschienen, um die Republik zu einem Bunde

mit jener zu veranlassen (Juli, August). Man trieb mit ihm dasselbe Spiel, wie mit Heinrich IV., indem man weder ja noch nein sagte; doch wollte man wenigstens indirekt und ohne sich den Habsburgern bloßzustellen, denselben einen Stich versetzen. Man beauftragte Foscarini, dem pfälzischen Agenten Paul in Paris Unterstützung der Union bis eine halbe Million Goldthaler von der Republik zu versprechen. — Noch unwürdiger war ihre Angst und Feigheit bestimmtes Verfahren gegenüber Heinrich IV. Man schalt in Venedig maßlos auf diesen Fürsten, der seine eigennützigen Zwecke verfolgte und zur Zeit der päpstlichen Sendung nicht allein selbst das Bündniß mit Venedig ausgeschlagen, sondern auch die Verbindung zwischen diesem und England und den schweizerischen Eidgenossen auf jede Weise zu verhindern gesucht. Alles wollten die Franzosen beherrschen. Uebrigens seien die Franzosen Frankreich's — man meinte Billeroy, Scannin, Sillery — Päpster als wahre Franzosen. Gegen solche Leute hielt die Republik alles für erlaubt. Sie beauftragte also Ende Juli Foscarini, dem Könige schleunigst zum Abschlusse eines Bündnisses mit Frankreich zu überreden, indem er Sr. Majestät die unermesslichen Vortheile einer festen Defensivallianz zwischen Frankreich und den italienischen Staaten darlege und ihren eigenen Anschluß in verlockende Weise stelle, aber ohne sich für Venedig selbst zu irgend etwas Bestimmtem zu verpflichten. Heinrich IV. war nun nicht einfältig genug, der falschen Schlaueit der Venetianer zum Opfer zu fallen. Er dringend auch Foscarini, der persönlich ein begeisterter Anhänger der italienisch-französischen Allianz war, dieser das Wort redete. Der König antwortete ihm nur mit schönen Worten und dem Ausdruck seiner geneigten Gesinnung. Auch beauftragte er Champigny, eine abwartende Stellung einzunehmen; werde Venedig eine festere Haltung zeigen, dann solle es wahrlich nicht zu widersprechen werden. Foscarini war ungerecht genug, das Scheitern des französischen Monarchen der Ungeheuerlichkeit der Trägheit Jacob's zuzuschreiben, während er doch die Schuld

den anderweitigen Plänen des Königs, theils seiner eigenen Republik hätte beilegen müssen. Heinrich war mit der letztern durchaus unzufrieden: ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl suchte sie nur ihre eigenen Interessen zu befördern; ihren Eifer für das Bündniß schrieb er mit Recht ihrer Furcht vor den Folgen des spanisch-holländischen Friedens zu. Ueberdies zeigte sich klärllich, daß sie nur durch andere die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wollte: als Billeroy Foscarini fragte, ob er bevollmächtigt sei, das Bündniß mit dem Könige auch ohne Savoyen abzuschließen, mußte der Gesandte dies verneinen. Nun waren die französischen Staatsmänner fest überzeugt, daß die Republik eben nur andere für sich arbeiten lassen wolle.¹⁾

So scheiterten die mittelbaren Bemühungen des Savoyers am pariser Hofe ebenso wie die unmittelbaren. Der König und seine Minister sprachen zwar stets in freundlichen Ausdrücken von Karl Emanuel, aber Jacob glaubte zu bemerken, daß sie denselben durchaus nicht liebten. „Ihr eigentlicher Plan ist“, schreibt er dem Herzoge, „mich hier so viele Monate wie möglich und so lange, wie die Unterhandlung Don Pedro's dauern wird, zu amüsiren, um von meiner Gegenwart Vortheil zu ziehen und ihre Angelegenheiten auf Kosten Eurer Hoheit zu fördern, vermittelt der Winke, die sie selbst über unsere Verhandlungen den Spaniern geben werden.“ Jacob hat also, um diese Gefahr zu vermeiden, den Herzog um seine sofortige Abberufung. Inzwischen hütete er sich sorgfältig, selbst irgend welche Anerbietungen und Eröffnungen zu machen, damit nicht die Franzosen sich derselben bei Don Pedro bedienten.²⁾

Es war ein unbehaglicher Zustand in Europa. Alle Gegner

¹⁾ Aufzeichnungen Dohna's v. 21. 23. Aug. Ritter, Br. u. H. II. 83. 87. — Instruktionen an Breves und Champigny v. 13. August und anderweitige Urkunden bei Siri, I., 503 f. 522. 527. — Vgl. Affelineau an Du Plessis, 1. April 1609; Mém. de Du Plessis X. 305.

²⁾ MS. Dep. Jacob's v. 14. Aug. bis 2. Sept. (Turin).

des Hauses Habsburg fühlten, daß jetzt, wo in Deutschland Gegenreformation unter dem Schutze des Kaisers immer ungeduldiger und nachdrücklicher auftrat, wo der bevorstehende holländische Krieg die lange gebundenen Kräfte Spanien's wieder befreite, die von den Habsburgern gerichtete Vereinigung unentbehrlich sei — kam man nicht zu bestimmten Abmachungen. Man konnte nicht über den Drang auseinanderlaufender Sonderinteressen das gegenseitige Mißtrauen hinaus zur Einigung gelangen. Endlich Heinrich IV. nach ruhigem Abwarten und sorgfältigem Erwägen das entscheidende und damit befreiende Wort sprechen sollte!

Karl Emanuel war durch die Nachrichten, die er empfing, auf das unangenehmste überrascht und tief bekümmert. Seine künstlichen Systeme sah er an der kühnen abweisenden Haltung der französischen Staatsmänner zerschellen. Aber er war keineswegs geneigt, die Flinte in's Korn zu werfen. Sondern er verlangte gemäß zurück zu rufen, schien dem Herzoge von Savoyen räthlich; er dürfe in so entscheidungsreicher Zeit den pariser Hof ohne savoyischen Minister lassen, und überdies würde eine Abreise Jacob's die Welt von den schlechten Beziehungen zwischen Savoyen und Frankreich überzeugen, da doch niemand würde, daß ein Mann von dem Alter und den Verdiensten nur um eines einfachen Glückwunsches willen abgesandt werden. Vielmehr trug er Jacob auf, sich weiter in Paris aufzuhalten, um zu benehmen und genau zu beobachten. Mit den französischen Gesandten solle er im besten Vernehmen bleiben und eine Auseinandersetzung des bisherigen Verlaufes der savoyischen Verhandlungen geben, die freilich nach des Königs eigener Vorschrift auf durchaus lügenhaften Angaben beruhen. Die Franzosen selbst von der Defensivliga, die ja Karl stets nur als einen Umweg zum Angriffsbündniß betrachtet, so wenig wissen wollten, hatte auch der Herzog keine weitere Verpflichtung zu übernehmen. Jacob hatte also diese

dürren Worten zu erklären: der Franzosen Zweck sei nicht, ein Bündniß zum allgemeinen Nutzen zu stiften, sondern nur Savoyen und Venedig zu einer Erklärung zu bringen und damit die Spanier einzuschüchtern, um so desto vortheilhafter mit diesen die vorgeschlagenen Heirathen abschließen und sich vergleichen zu können auf Kosten und zum Schaden ihrer Bundesgenossen. Als Jacob diese plötzliche Verwerfung des französisch-italienischen Vertheidigungsbündnisses durch den Herzog dem Foscarini und seinem gerade anwesenden nach London bestimmten Kollegen mittheilte, gab es eine köstliche Szene. Dem letzteren hatte sich noch wenige Wochen früher Karl Emanuel als begeisterter Freund dieser Liga gezeigt. Die beiden Venetianer sahen einander überrascht an und erhoben, erstaunt über eine so unglaubliche Doppelzüngigkeit, die Arme zum Himmel; sie waren so verwundert, daß sie sich für einige Zeit in ein Nebengemach zurückzogen und dort leise mit einander beriethen. — Einen völligen Abbruch mit Savoyen wünschten übrigens die französischen Staatsmänner um so weniger, je unsicherer wieder das Verhältniß zu Spanien wurde. So ungefüge, ja grob sie sich bisweilen den savoyischen Anerbietungen gegenüber zeigten, ließ doch der König selbst Jacob von Zeit zu Zeit ersuchen, seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern, da leicht eine bessere Wendung für ihre gemeinsamen Verhandlungen eintreten könnte.

Jacob gedachte nun keineswegs, sich und die Interessen seines Herrn den Franzosen auf Gutdünken zu überliefern; und deshalb versuchte er auf alle Fälle den Rückzug in das spanische Lager frei zu halten. Im tiefsten Geheimnisse eröffnete er dem Don Pedro, daß die Franzosen die Gelegenheit seiner — Jacob's — Ankunft in Paris benutzt hätten, um früher schon begonnene Heirathsverhandlungen wieder anzuknüpfen, obwohl der Herzog natürlich dem Katholischen Könige viel zu sehr ergeben wäre, um nicht nach der ersten Andeutung von den konkurrirenden Absichten Spanien's jeden Gedanken an die französische Vermählung aufzugeben! Durch solche Künste, welche natürlich die lebhafteste Billigung des Herzogs

fanden, hoffte die savoyische Diplomatie, freilich vergeblich zu verblenden und zu täuschen.¹⁾

Spanien erkannte mit Freuden die Uneinigkeit und heit seiner Gegner. Es beschloß, die Gunst der Lage größere Freiheit der Bewegung, wie sie ihm aus dem niedrigen Frieden hervorgehen mußte, zu einer thätigen vorzusehen zu benutzen. Die madriider Regierung war trotz aller und Vorspiegelungen Karl Emanuel's über dessen wahr vollständig unterrichtet; nur daß man geradezu einen Mailand bezweckte, wußte sie noch nicht. Aber sonst in Stand der französisch-venetianisch-savoyischen Unterhandlung Geheimniß.²⁾ Demgemäß trat Spanien zunächst feindlich den Herzog auf. Vor allem suchte es Unfrieden in dessen zu stiften, indem es durch Vermittelung des Marchese bestrebt war, die Söhne Karl Emanuel's, die früher in gewesen waren, zur Mißbilligung der väterlichen Politik Flucht nach der Pyrenäenhalbinsel zu verleiten. Ferner Fernando Borja nur deshalb als spanischer Gesandter nach geschickt, damit er, der in Spanien ein Lieblingsgefährte der Prinzen gewesen war, Turin passieren und hier in besagter auf die letztern einwirken könne. Indessen diese schändlich fiel verdientermaßen völlig zum Gegentheil aus. Die einst in Madrid rücksichtslos behandelt, hatten keine Lust zurückzukehren; und der Herzog, von der Sache unter vielleicht durch die Prinzen selbst — wurde bis zur Gegenwart in Spanien erbittert.³⁾ Anfang September verließ der savoyische della Torre den spanischen Hof, ohne daß über die An-

¹⁾ S. die Depeschen Jacob's vom 2. bis 26. Sept. u. die an ihn vom 31. Aug. bis 13. Sept., im Turiner Archiv, und Siri I, 528 ff. 534.

²⁾ MS. Dep. Irraraga's v. 30. Sept. — MS. Instr. an Tole 2 Ott.; Arch. v. Simancas (im R. M. in Paris K. 1452).

³⁾ Relaz. di Greg. Barbarigo p. 152 ff.

Nachfolgers etwas verlautet hätte. Da, della Torre trug kein Bedenken, als Grund seiner Abreise anzugeben: sein Herr sei ein ergebener Diener des Katholischen Königs, aber Spanien verlange, daß derselbe nicht allein auf's Knie falle, sondern sich flach vor ihm auf den Boden werfe, was doch für einen freien Fürsten eine zu niedrige und bittere Lage sei.¹⁾

Indeß schon hatte die madrider Regierung einen andern Weg eingeschlagen, indem sie versuchte, durch gütliche Mittel ihren Einfluß auf den Herzog wieder zu gewinnen, und zwar auf eine Weise, die Spanien selbst nicht viel kosten, die feindseligen Türken schwächen und zugleich den kaum minder verhassten Venetianern sehr unangenehm sein würde. Sie boten ihm an, für sein mazedonisches Unternehmen eine große Bundesflotte zusammen zu bringen, deren General er sein solle, alle Eroberungen sollten ihm gehören, nur ein Hafen an der albanischen Küste für Spanien zurückbehalten werden. Dadurch würde Savoyen an die spanische Allianz gefesselt und zugleich in weitaussehende Unternehmungen verwickelt worden sein, Spanien aber eine Hafenstadt am adriatischen Meere gewonnen haben, von der aus es der venetianischen Republik die kommerzielle und militärische Beherrschung der Adria hätte streitig machen können. Dies war für Venedig um so gefährlicher, als es nicht nur mit dem Papste in neuen Zwist gerathen war, sondern auch mit Spanien selbst, und zwar gerade wegen jenes Meeres. Ihrer altüberlieferten Politik gemäß, in demselben keine fremde Kriegsmarine zu dulden, hatten die Venetianer gegen die Einfahrt einiger spanischer Galeeren in jenes auf das Nachdrücklichste protestirt und im Wiederholungsfalle Gewaltmaßregeln in Aussicht gestellt.²⁾ Allein die Spanier fürchteten den Zorn Venedig's durchaus nicht, wenn sie nur den größten Theil der übrigen italienischen Staaten auf ihrer Seite hätten, zumal sie auf die unerschütterliche Langmuth und Bedächtigkeit der Republik zählen zu können glaubten. Den Papst hatten sie

¹⁾ Dep. Cornwallis' v. $\frac{7}{17}$. Sept.; Winw. Mem. II. 432.

²⁾ MS. Instr. an Irraraga, Valladolid, 30. Aug.

durch ihren Eifer in der venetianischen Sache, dann durch ihre fromme Entschlossenheit, die sie jetzt zum Kampfe gegen die Spanier zeigten, völlig gewonnen. — Aber auch der Großherzog von Toskana wurde durch die Vermählung seiner Kinder im Habsburgischen und besonders durch ein beträchtliches Jahrgeld an Spanien — war doch in der Familie Medici der alte Bankiergeist mächtig, als daß sie trotz ihres überreichen Einkommens des Geldes nicht sehr zugänglich geblieben wäre. Auch in Venedig suchten die Spanier wieder in ihn zu ziehen, nachdem er gedroht hatte, mit dem Savoyer zur französischen Partei überzugehen. Da sein Herzogthum und seine Markgrafschaft Montferrat das Mailändische und Westen berührten, war seine Allianz zur Sicherung der Provinz sehr wichtig. Fuentes bot ihm deshalb wie früher einen Jahrgeld von 24000 Goldthalern an; indeß Herzog Vinzenz seine Freiheit nicht einzubüßen, lehnte es ab. Auf der ganzen Reise die er im Sommer 1608 durch ganz Europa unternahm, wurde er in Brüssel auf das liebenswürdigste empfangen; verschiedene Würden in der spanischen Armee wurden ihm zur Auswahl angeboten. Daß ihm sogar der Oberbefehl in den spanischen Niederlanden angetragen wurde, geschah nur in Hinblick auf den nahen Frieden, wenn es überhaupt gemeint war. Herzog Vinzenz glaubte nämlich wahrlich, daß die Spanier ihn nur durch falsche Verspiegelungen suchten, und so begab er sich, nachdem er sich als den „aufrichtigen Diener des Katholischen Königs“ bekannt hatte, in französischer Stimmung nach Paris (1. September). Hier wollte er den König und alle Große, um durch Aufmerksamkeiten und Freundschaften aller Art den Herzog an das französische Interesse zu binden. In der That blieb Vinzenz einen vollen Monat in Paris, wo er die unzweideutigsten Zeichen bester Gesinnung für Frankreich

¹⁾ Erzherzog Albert an Lerma, 31. Aug.; *Documentos inéditos de Esp.* XLIII. 126. — MS. Dep. Ferraraga's v. 30, Sept. — S.

Anders Karl Emanuel. Er war entrüstet über die Art, in welcher Frankreich schon seit beinahe fünf Jahren ihn täuschte und anzog, ihn mit Spanien zu verfeinden suchte, ohne ihm dafür das geringste zu gewähren. Er begann die Absicht Heinrich's zu durchschauen: Savoyen unbedingt an die französische Politik zu fesseln und demselben erst zu einem ihm beliebigen Zeitpunkt einen ihm beliebigen Lohn ohne eigene Opfer zu gewähren. Der Herzog dagegen war ebenso fest entschlossen, nicht ohne bestimmte Aussicht auf einen greifbaren Vortheil sich den französischen Interessen unterzuordnen. Da ihm aber Heinrich bisher einen Zuwachs weder auf französische noch auf spanische Kosten sicher verheißten wollte, ja seinen Gesandten unwürdig und zurückweisend behandelte; da andererseits Spanien offenbar sich bemühte, ihn wieder für sich zu gewinnen: so beschloß Karl Emanuel, es noch einmal mit der spanischen Freundschaft zu versuchen. Von dieser konnte er die wesentlichste Förderung erwarten. Spanien, der Feind der Türken, vermochte ihn in den geplanten Unternehmungen auf Mazedonien und Cypern — denn auch von dieser Insel hatten die unzufriedenen Christen sich hülfeslehend an ihn gewandt — zu unterstützen, während Frankreich mit der Pforte befreundet war. In Frankreich war es Grundsatz, die Prinzen von den großen Staatsämtern auszuschließen; in Spanien dagegen ließ man ihn hohe Stellen für seine jüngeren Söhne erhoffen. Den Kardinal versprach die madridener Regierung mit einem reichen Erzbisthum auszurüsten, vielleicht mit dem wichtigen und einträglichen Amte eines Protektors Spanien's in Rom zu betrauen. Von Spanien allein hing es ab, ob Savoyen durch Tausch eigener und von der mailändischen Regierung zu kaufender Gebiete mit dem größten Theile des mantuanischen Montferrat eine längst begehrte und hochwichtige Abrundung erhalten würde. Nur von Spanien, nicht von Frankreich, war Erlaubniß und Unterstützung zum Angriffe auf Genf zu erhoffen. Endlich bezog das gesammte savoyische Haus aus Spanien große Einkünfte, die dasselbe nicht leicht anders woher ersetzt bekommen

konnte. Kein Zweifel, daß, wenn Spanien wirklich ein für den Herzog bringen wollte, dieser im spanischen größere und vor allem sichrere Vortheile finden mußte Frankreich.

Deshalb beschloß der Herzog, seinen einflußreichsten den Grafen Berrua, nach Spanien zu senden (Ende S. 10). Daß der Glückwunsch zur Geburt des zweiten Infanten, wand sei, mußte bei der persönlichen Bedeutung Berrua's herein jeder einsehen; vielmehr war es auf die Anbahn freundlichen Verhältnisses zwischen Spanien und Savoyen. Seine weitergehenden Pläne glaubte Karl Emanuel selbst von Jacob verbergen zu müssen und theilte ihm nur diejenige mit, die er selbst bei etwaigem Scheitern seiner Hauptabsicht die Gesandtschaft Berrua's zu erreichen hoffte. Zunächst sich, für den Fall eines fruchtlosen Ausganges seiner Verhandlungen auch Spanien gegenüber sicher stellen. wurde durch einen solchen Schritt die Einigung zwischen und Spanien — welche der Savoyer vor allem fürchtet die Freiheit der italienischen Staaten bedrohte, und zur eigenen ehrgeizigen Plänen völlig ein Ende bereitet — der Abfall des Herzogs zu Frankreich einer der haupt Gründe für Spanien gewesen war, sich unter mancherlei Opfern dem französischen Herrscher und den Holländern z. Drittens endlich hoffte er damit die Eifersucht und die der französischen Staatsmänner rege zu machen, daß diese sich einmal ihre Gleichgültigkeit gegen Savoyen abschütteln sollte. Jacob den französischen Ministern Anzeige von Berrua's machen, natürlich unter den gewohnten Ergetheuerungen gegen Heinrich IV., aber doch in hinreichender Weise, um sie merken zu lassen, daß sie Gefahr liefen, d. gänzlich zu verlieren. Dem Don Pedro aber sollte Jacob Scheine des engsten Vertrauens eröffnen: die Franzosen nach allen Seiten hin das Gerücht zu verbreiten, als ob

ch ihnen durchaus angeschlossen habe; gerade deshalb sende er Ferrua nach Spanien, um alle diese Versicherungen Lügen zu rufen.¹⁾

Während der Herzog diesen neuen Schachzug vorbereitete, von dem er sich auf alle Fälle den günstigsten Ausgang versprach, war in Umschwung in den europäischen Verhältnissen eingetreten, der einen unnöthig zu machen schien.

Infolge der hartnäckigen Weigerung der spanischen Regierung, auch nur einen längeren Waffenstillstand mit den Holländern auf Grund der von diesen gestellten Bedingungen zu ratifiziren, war am 30. September der Abbruch der nun schon zwei Jahre lang geführten Friedensverhandlungen im Haag erfolgt. Heinrich IV. war fest entschlossen, bei einem Wiederausbruche der Feindseligkeiten thatkräftig für die Holländer einzutreten, sollte es darüber auch zu einem Kriege zwischen Frankreich und Spanien kommen. Unter diesen drohenden Umständen erfüllten die französischen Staatsmänner, eben noch so kühl gegen Savoyen und Venedig, sich plötzlich mit lebhaftem Feuer für das Zustandekommen eines französisch-italienischen Bündnisses, das aber sich nicht auf die Vertheidigung beschränken, sondern offensiv auftreten müsse. In den ersten Tagen des Oktober 1608 vollzog sich diese plötzliche Umwandlung, die ja ganz den Absichten Karl Emanuel's entsprach!

Zunächst wurde alles aufgeboten, die wenigen Tage, während deren der Herzog von Mantua noch in Paris weilte, zur dauernden Gewinnung desselben zu benutzen. Für seinen zweiten Sohn, den Cardinal Gonzaga, wurde ihm von französischen Pfründen ein Einkommen von 20000 Goldthalern jährlich zu Theil, mit dem Versprechen künftiger Erhöhung; seinem dritten Sohne solle binnen kurzem auf das erste frei werdende Gouvernement eine Pension von gleichfalls 20000 Goldthalern angewiesen werden. Ihm selbst wurden größere territoriale Vortheile, freilich erst für eine fernere Zukunft verheißen.

¹⁾ Instr. an Jacob, 28. Sept.; Siri I. 550 ff.

Allein weit gewichtiger war die Eröffnung, die Heinrich dem erstaunten Foscarini bei dessen Audienz am 19. Oktober machte; nichts Minderes als die Offensivallianz gegen das Herzogthum Mailand schlug er der Republik vor. Wenn Venedig mit von der Partie sein wolle, so werde er dem Antrage Karl Emanuel's gemäß mit den Spaniern brechen und die Herzoge v. Savoyen und Mantua zu demselben Schritte veranlassen; Venedig solle für seine Beihülfe durch zwei oder drei größere mailändische Grenzstädte entschädigt werden. Selbstverständlich konnte Foscarini trotz seiner persönlichen Vorliebe für diesen Plan lediglich versprechen, über denselben nach Hause zu berichten, da bis jetzt nur immer von einem Vertheidigungsbündnisse die Rede gewesen war. Mit allem Feuer empfahl der König seinen Antrag, jetzt sei die wahre Zeit, die Spanier aus dem Mailändischen zu vertreiben; eine solche Angriffsliga sei des Erfolges sicher, während ein Vertheidigungsbündniß nur nutzlos die Spanier erbittern werde. Habe man erst Mailand erobert, dann werde es nicht schwer halten, die Spanier auch aus Neapel, aus ganz Italien zu vertreiben. Selbst den Papst hoffte Heinrich durch das Versprechen eines Fürstenthums für dessen Familie gewinnen zu können. So erging er sich in den weitesten entscheidendsten Entwürfen, indem er betonte, daß dieselben der Republik nicht minder zum Vortheile gereichen würden, als ihm selbst.¹⁾

Diese Episode ist besonders deshalb merkwürdig, weil sie beweist, wie Heinrich im Grunde seiner Seele stets auf einen Krieg gegen Spanien im größten Umfange bedacht war. Denn augenblicklich hatten die kriegerischen Entschliessungen Heinrich's keine lange Dauer. Wenige Tage nach dieser bedeutamen Eröffnung an Foscarini langte in Paris die überraschende Nachricht an, daß

¹⁾ Dep. Champigny's v. 2. 16. Sept.; Ritter, Br. u. N. II. 568 ff. — Instr. an Champigny, 10. 24. Sept., 8. 22. Okt., 4. Nov.; Siri I. 532 f., 544 ff., 555, 565 f. — Dep. Foscarini's v. 4. 20. 23. Okt.; Bar. e Berch. II., I. 305 ff.

Erzherzog Albert am 16. Oktober auf eigene Gefahr scheidenden Schritt zum Frieden gethan und die Unaufrichtigkeit der Freien Niederlande sowohl in seinem eigenen als in dem katholischen Königs Namen anerkannt habe. Damit war die Gefahr für die nächste Zeit vollkommen beseitigt. Um hierdurch Heinrich zu der friedlichen Haltung der letzteren zurückgeführt werden, so gab ihm die übergroße Eitelkeit Savoyers dazu den erwünschtesten Vorwand. Der König hielt sich, als ob die beabsichtigte Sendung Berrua's nach Spanien den lebhaftesten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit und die Treue Savoyers bei ihm von neuem erwecke. Man erzählte am Hofe, Berrua sei nur der Vorläufer für den Herzog — einem vor Jahren von Spanien geäußerten Wunsche nach sich demnächst nach Madrid zu begeben gedenke. Berrua triumphierte darauf hin, wie sehr dies seine schon längst gehegte Ansicht bekräftige, als suche der Savoyer durch seine Bemühungen um Frankreich's Freundschaft nur seine eigenen Interessen in Spanien zu fördern, dieser Macht den Wunsche nach Abhängigkeit und seines Bündnisses recht eindringlich zu empfehlen. Der König selbst beschwerte sich gegen den päpstlichen Legation in Madrid über die Unbeständigkeit der Italiener, über die Unaufrichtigkeit, mit denselben zu einem bestimmten Abschlusse zu kommen. Albaladien erzählte dies natürlich sofort dem Don Pedro, welcher nach Madrid berichtete mit dem frohlockenden Zusätze: die französisch-italienische Intrigue scheine nun endgültig beendet zu sein.

Kein Zweifel, daß der Unwille der französischen Regierung gegen den Herzog vielfach erkünstelt und absichtlich war, um ihre eigene plötzliche Frontveränderung mit sprechenden Vorwänden zu entschuldigen. Wußte ja Heinrich genau, wie durchaus es nur von ihm abhing, den Savoyer und seine Seele an Frankreich zu ketten! Indes er wollte jetzt

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 27. Okt. (Paris).

riege gegen Spanien, der bei seiner Abneigung, französisch gewordene Bezirke an Karl Emanuel abzutreten, das einzige Mittel dazu in konnte, nichts wissen. Als Foscarini in den letzten Tagen des Oktober abermals eine Audienz bei dem Könige nahm, gerieth er in nicht minderes Erstaunen, als zehn Tage früher; denn ebenso löblich, wie Heinrich sich damals feurig begeistert für ein französisch-italienisches Angriffsbündniß gezeigt hatte, erwies er sich jetzt hwanfend, zurückhaltend, ja abweisend. Er ließ auch den Venetianer über die angebliche Ursache dieser Sinnesänderung nicht lange im Unklaren; denn als auf den Herzog von Savoyen die Rede kam, äußerte sich der König ganz den Anschauungen Villeroys gemäß und fügte hinzu: durch die Entsendung Berrua's habe der Herzog absichtlich seinen einzigen Berather französischer Gesinnung von sich entfernt und sehe nun ausschließlich Söldner Spanien's um sich, die diesem mehr ergeben seien, als die Treue guter Unterthanen und Diener gestatte. Erschreckt begab Foscarini sich sofort zu Jacob, damit dieser dem Herzoge die Sachlage mittheile und ihn zu einer unzweideutigen und bindenden Kundgebung für Frankreich veranlasse; aber er mußte von Jacob eine runde Ablehnung seines Verlangens erfahren! Wenn der König — so antwortete ihm derselbe — wirklich zu einem solchen Unternehmen entschlossen wäre, so hätte er sich nicht an den Vertreter Venedig's, sondern Savoyen's wenden und dem Herzoge Bürgschaften für seine ernstlichen Absichten geben müssen, und würde er sich nicht an eine so unbedeutende Sache, wie die Sendung Berrua's, gestoßen haben, dessen französische Gesinnung ja bekannt und mit dessen Mission nur ausgeführt wäre, was die französischen Minister selbst unzählige Male dem Herzoge angerathen hätten.¹⁾

Man kann dem savoyischen Gesandten die tiefe Mißstimmung, die sich in diesen Worten ausdrückte, wahrlich nicht verdenken. Nachdem die französischen Staatslenker ihn fast ein Vierteljahr

¹⁾ Siri I. 557 ff.

lang völlig vernachlässigt, hatten sie die glänzendsten in ihm erweckt; und nun wartete er von Tag zu Tage, zu Woche vergebens auf die Botschaft, die ihn nach Paris nach Fontainebleau zum Könige berufen sollte. Andrängen um Bescheid wurde unter nichtigen Vorwänden gewiesen. Aergerlich schrieb er am 31. Oktober dem Könige, „möchte wohl, derselbe hätte die materiellen Mittel, die gewünschten Provinzen mit Gewalt zu bemächtigen; „daß der Zeit von Heinrich's IV. Regierung dürfe man irgend etwas Verdienstliches oder was nach Hochehrlichkeit aussehe, von diesem Könige zu erwarten, wenn man von ihm etwas Aehnliches erlangen würde, wenn man es nur irgend einer drängenden Nothwendigkeit dazu zwingen würde, zuschreiben.“ In allen seinen Depeschen, bis gegen den Schluß des Jahres, hatte Jacob die Gleichgültigkeit des Königs, die äußerste Kälte der Billeroys zu klagen, die ihn immer wieder damit absperrten, man erst die Ergebnisse der Unterhandlungen von Jacob in den Niederlanden — beide waren im Grunde längst — abwarten müsse. Jacob war einsichtig genug, den Grund für die jüngsten Wandlungen der französischen Politik zu entdecken: als der flandrische Stillstand durch Spanien schien, habe man sofort mit dem Herzoge verhandeln müssen, als die niederländischen Negotiationen von neuem aufhören seien, habe die französische Regierung ihre Meinung wieder geändert. Der einzige unter den französischen Ministern, der sich den Anschein gab, auf die savoyische Freundschaft Werth zu legen und der auch vermittelt des noch immer in Turin residirenden Herzogs v. Nemours die Unterhandlungen im Gange suchte, war Sully. Aber Jacob urtheilte von ihm, daß er ernstlich meine und sich nur Wichtigkeit beizulegen suchte, die eitelste Persönlichkeit und am meisten voll von allen, die ich noch an diesem Hofe getroffen habe.“

Jacob wenig respektvoll über den großen Minister an seinen Herzog.¹⁾

Ebenso verlief die Unterhandlung zwischen Frankreich und Venedig, hier freilich nicht durch die Schuld des erstern, völlig im Sande. Das Vertheidigungsbündniß hatte die Republik im Sept. 1608 selbst von neuem vorgeschlagen, von einer Angriffsliga aber war bei den vorsichtigen Venetianern um so weniger die Rede, als sie überhaupt nicht die französische Macht an Stelle der spanischen zur Nachbarin wünschten, und als sie schon längst gegen die Aufrichtigkeit der Pläne Heinrich's IV. Mißtrauen hegten. Dieses wurde erhöht durch den außerordentlichen Eifer, welchen der König auf den Abschluß des holländisch-spanischen Vertrages verwandte, der den Venetianern ja sehr unangenehm war. Sie ergingen sich über dieses Benehmen des Monarchen in lauten Klagen, die wiederum die Franzosen nicht wenig verstimmten. Puyfieur rief aus: „Die Venetianer reden, als ob die Franzosen beschuldigt würden, um deren Wünsche auszuführen. Sie eifern dagegen, daß der König den Anstrengungen der Holländer für ihre Freiheit den friedlichen Lohn zu sichern bestrebt ist, nachdem er dieselben mit vielen Opfern unterstützt; aber so oft auch Venedig aufgefordert wurde, etwas zu Gunsten des niederländischen Kampfes zu thun, hat es lediglich tönende Worte ohne die mindeste Wirkung gegeben.“ In diesen nicht ganz unbegründeten Klagen über die dünnkelhafte, anspruchsvolle und doch schwächliche und feige Politik, welche schon damals die vielfach verkommene venetianische Oligarchie verfolgte, hört man wohl auch deutlich den Aerger der französischen Staatsmänner über die stillschweigende Ablehnung ihrer an Venedig gerichteten Offensivanträge heraus. Champigny wurde angewiesen, die Venetianer rücksichtslos mit der wahren Stimmung des Königs in Betreff ihrer bekannt zu machen. Sie wünschten, daß er den

¹⁾ MS. Dep. Jacob's v. 31. Oct. ff. (Turin). — Vgl. Sully an Nemours, 12. Nov.; Ritter, Br. u. A. II. 569.

Krieg auf die Gefahr und zum Schaden der Holländer ohne daß sie etwas anderes als Gebete für dessen la dazu beitrügen, um unter dem Schutze und Schatten so Geldaufwandes und französischer Mühen selbst voller Sicherheit zu genießen. Er werde aber durch alle ihre nicht davon abhalten lassen, den Abschluß eines ehrenvoll stillstandes mit allen Mitteln zu verfolgen.¹⁾

Zum zweiten Male hatten so die französisch-ven Bündnißverhandlungen lediglich eine gereizte Stimmung den beiden Staaten zur Folge gehabt. Noch schlimmer um das Verhältniß zwischen Frankreich und Savoy Emanuel hatte im Oktober auf die hoffnungsvollern aus Paris die Sendung Berrua's in das Unbestimmte an Auch die Abreise des Prinzen Philibert und seiner vierten Katharina nach Madrid, die schon auf den 20. Oktober wurde unter dem Vorwande ausgesetzt, daß der Prinz Schwester noch die Rückkunft der zu ihrer Aufnahme Galeeren abwarten müßten.²⁾ Schon erging der Herz den kühnsten Entwürfen; dringend beehrte er, daß Vinzenz seine Rückreise über Turin nehme, um hier glänzenden zu finden und zugleich mit den savoyischen Staatsmänn Einzelheiten des auf das Mailändische zu unternehmenden zu verabreden.³⁾ Aber bald kam die schmerzliche En

¹⁾ Instr. an Champigny v. 2. 16. Dez. p. 570 f.

²⁾ Zwei MS. Minuten zur Instruktion an den savoy. Gesch Madrid, Nicolo Benigni (Turin, St. N. Negoz. Spagna M. 2) In der ersten Minute heißt es, Philibert und Katharina würden gegenwärtigen Monats abreisen; in der zweiten: *chel Principe F aspetta altro per incaminarsi all'imbarca^{ra} con sua sorella e del ritorno delle Gallere di Genoua.* Die beiden Minuten sind Monats- und Tagesangabe datirt. Ich glaube sie in den Oktel müssen, da früher das Verhältniß Karl Emanuel's zu Spanien war, um eine solche Reise zuzulassen, später aber die Instrukti Benigni, sondern an Berrua gerichtet worden wäre.

³⁾ MS. Instr. an Jacob, 15. Oktober; Turin, St. N. Lett Francia, M. 12.

un stand (Ende Nov. 1608) Karl Emanuel nicht länger an, n Grafen Berrua nach Spanien zu entsenden und zwar mit ner umfassenden Instruktion, die beweist, wie ernstlich er sich it dem Gedanken einer Rückkehr zu den spanischen Interessen schäftigte.

Freilich nicht für geringen Preis wollte Karl Emanuel seinen beistand den Spaniern gewähren und für sie der Hüter der Ipen gegen Frankreich werden. Er verlangte für den Prinzen on Piemont die Hand der ältesten Infantin und als Mitgift inale, Monaco und Mentone sowie die Insel Sardinien mit dem önigstitel. Außerdem sollte Prinz Philibert das „Generalat des Neeres“, d. h. den Befehl über die gesammte spanische Flotte erhalten, Prinz Thomas Einkünfte im Betrage von 60,000 Goldhalern, der Kardinal Moris das außerordentlich reiche Erzbisthum Sevilla und später die Statthalterschaft über eine an den Kirchenstaat grenzende neapolitanische Provinz. Für sich selbst forderte Karl Emanuel noch die Erlaubniß, Castiglione, Meldola, Solferino und Sabionetta von den bisherigen Herren zu kaufen, um dafür Plätze des Montferrat eintauschen zu können; und Unterstützung nicht nur gegen Genf, sondern auch zu gemeinschaftlicher Eroberung on Mazedonien, Albanien und Cypern! Für alles dieses versprach er Herzog nur engstes Bündniß mit Spanien. Berrua war angewiesen, zunächst ausschließlich mit dem Herzoge von Lerma, ohne Wissen des Königs zu verhandeln; dabei sollte er den mächtigen Minister durch das Versprechen zu ködern suchen, daß im Falle es Gelingens dieser Negoziation der Neffe Lerma's mit der avoyischen Prinzessin Katharina vermählt werden sollte. Andernalls drohte Karl Emanuel mit seinem gänzlichen Abfalle zu Frankreich, zum großen Nachtheile des Katholischen Königs.¹⁾

Daß alle seine Forderungen angenommen würden, das glaubte wohl Karl Emanuel im Ernste selbst nicht; aber es war seine

¹⁾ Instr. an Berrua, angeführt bei Ricotti III. 386 ff. und bei Carutti II. 52 ff.

Gewohnheit, sehr viel zu verlangen, um etwas zu er-
 er meinte, daß wer zu bescheiden auftrete, gar nichts er-
 stellte er gewissermaßen eine Reihe von Vorschlägen
 auf. Die Hauptsachen waren ihm die Vermählung
 von Piemont mit Doña Ana, dann die Ausstattung der
 Söhne mit Aemtern, Würden und Einkünften, end-
 liche die Veräußerung und der Verkauf der spanisch-italienischen Städte
 Sabionetta, Monaco und Finale, um dieselben gegen das
 umtauschen zu können. Mit den übrigen Ansprüchen
 sich etwa wie mit den übertriebenen Preisen eines Mannes
 manns, die dazu bestimmt sind, von dem Käufer ab-
 werden.

Nach langer und beschwerlicher Reise traf Ver-
 23. Dezember in Madrid ein. Er fand dort den Erfolg
 Bemühungen viel ungünstiger, als er geahnt hatte.
 Seiten hatten die spanischen Gesandten ihre Regieren
 Savoyer gewarnt. Toledo hatte von Paris aus zu-
 wußt, wie Karl Emanuel dem französischen Könige, be-
 lich, eine Unternehmung gegen das Mailändische vorzu-
 wie jener sich bemühe, zu diesem Behufe auch den
 Mantua heranzuziehen; wie Savoyen ein Angriff auf
 Frankreich wolle, Venedig dagegen sich nur auf eine Ver-
 liga einlasse. Unaufhörlich hielt Don Pedro, auf
 unterrichtet, seinen König über die Umtriebe des Sav-
 Laufenden, das Mißtrauen gegen ihn immer von neuem
 Ähnliche Warnungen erhielt man in Madrid aus Ven-
 und von dem alten Fuentes, der dringend davon
 wichtige Sabionetta dem Savoyer zu überlassen.

Demgemäß war der Empfang, den Verma bei
 von Verma in seiner ersten Audienz fand. Der Ge-
 kein Bedenken, seine Scheu vor der savoyischen D-

¹⁾ MS. Dep. Toledo's v. 1. 20. 29. Nov. (Paris).

sprechen, und fuhr zu Berrua fort: „Von den verschiedensten hat man mich benachrichtigt, daß Eure Herrlichkeit durchaus sich find, daß also Seine Hoheit Sie nur sendet, um mich trügen und inzwischen durch dieses Mittel die Franzosen zu günstigen Abkommen zu bewegen, für welches Eure Herrlichkeit durchaus eingenommen seien, und daß Sie mit dieser Abmachung von Turin abgereist sind.“ Die Proteste Berrua's machten keinen Eindruck auf den Minister; „wenn es wahr ist“, sagte er, „so uns aus Frankreich geschrieben wird, und was Seine Hoheit jetzt an jenem Hofe unterhandeln soll, so muß man entweder dort nicht die Wahrheit reden!“ Für das Anerbieten der sardinischen Prinzessin für seinen Neffen sprach Verma seinen Rath aus; indessen vor allem müsse er die Interessen seines Königs im Auge behalten. Als nun Berrua mit großer Kühnheit gegen die üble Ausrufung der unschuldigen Verhandlungen seines Herrn in Paris Erwähnung einlegte, lenkte Verma freilich ein, versicherte, wenn Herzog und seine Söhne wirklich ganz dem katholischen Könige eben sein wollten, werde derselbe sie beträchtlich erhöhen, und ihm einen scherzhaften Ton an — aber das konnte den Gesandten nicht mehr über das tiefe Mißtrauen täuschen, das man in Madrid gegen ihn und seinen Herrn hegte.¹⁾

Keiner noch trat Berrua gegen den König auf, der nach seiner Gewohnheit ihn eine ganze Stunde ruhig reden ließ, ohne nur ein Wort dazwischen zu werfen. Der Graf beklagte sich über die Verwicklungen, welche die spanischen Agenten gegen den Herzog ausreuten und versicherte, daß der letztere bei allen Verhandlungen mit Frankreich nie sein enges Bündniß mit Spanien außer Acht lasse. Der gute Philipp III. zeigte seine Genugthuung über diese Darlegung durch zustimmende Gesten und vergnügten Gesichtsausdruck. Kein Wunder, daß Berrua entzückt ausruft: „Dieser König

¹⁾ Dies und das Folgende aus den MS. Original-Depeschen des Grafen Berrua vom 24. Dec. 1608 bis 15. Februar 1609 im Turiner Staatsarchiv, Lettere Ministri Spagna, Mazzo 13.

scheint mir wahrlich ein Engel, von dem der Herzog, wenn er sich darum bemüht, mehr Vortheil ziehen kann, als von irgend einem andern.“ Als ihm der Graf zwei Papiere überreichte, von denen das eine die Vortheile auseinandersetzte, welche der Katholische König aus der sofortigen Verlobung der ältesten Infantin mit dem Prinzen von Piemont ernten würde, das andere die Vermählung der königlichen Infantin mit dem Grafen von Anjou anpries, begnügte sich Philipp, sich auf das leutseligste nach dem Besuche aller Glieder des herzoglichen Hauses zu erkundigen und vor der Rückkehr des Prinzen Philibert nach Spanien zu sein. Eine bessere Satyre auf diesen Monarchen kann es kaum geben, diese aufrichtig gemeinte Schilderung von seinem „Engelthum!“

Eine merkwürdige Folge von Berrua's Aufenthalt in Spanien war, daß derselbe mehr und mehr zu dessen Standpunkt, dessen Partei übertrat. Im Anfange allerdings verhielt er sich noch ziemlich mißtrauisch, sowohl in Bezug auf das Können, auf das Wollen der Spanier. Er meinte, daß bei der gänzlichen Erschöpfung der spanischen Finanzen wenig Hoffnung auf wirkliche Unterstützung von dieser Seite sei; auch habe Savoyen dort ungezählt viel Gegner, mehr als Freunde. Allein diese Zweifel geben in der geschickten Behandlung seitens des madridener Hofes einen in der hoffnungsfeligsten Stimmung Raum. Verma hält er für durch seinen Herzoge günstig. Freilich schob jener die ihm versprochene Audienz immer weiter hinaus, freilich gaben auch die übrigen Minister stets nur allgemeine Worte zum Bescheide: den glaubte Berrua Mitte Februar 1609 wichtige Ergebnisse erzielen zu haben. „Die Substanz dessen, was ich mitbringe,“ schrieb am 14. Februar dem Herzoge, „ist das Generalat des Meeres den Prinzen Philibert, für den Kardinal v. Savoyen (den Prinzen Moritz) Sevilla und andere Pfründen und daß er nach Rom (als Protektor Spaniens); da nun der flandrische Waffenstillstand für abgeschlossen gilt, so wird man sich auch dem cyprischen Unternehmen widmen. Eure Hoheit oder einer der durchlauchtigsten

Prinzen soll es befehligen, und Se. Katholische Majestät wird Sie mit jenem Reiche belehnen. Die anderen Angelegenheiten wegen Mentone, Noccabruna und Finale sind dem Rathe übergeben.“ Auf Sardinien und Sabionetta meinte er sich keine Hoffnung machen zu dürfen, wohl aber einige auf Castiglione, Meldola und Solferino. Aber das war noch nicht alles; verstand man es doch in Madrid trefflich, geheimnißvolle und weitumfassende Erwartungen zu erregen, die dabei Spanien zu nichts Bestimmtem verpflichteten. „Wenn Eure Hoheit,“ schrieb Verrua am 15. Februar, „mich gehört haben wird, werden Sie sagen, daß der größte Theil von dem, um dessen willen ich kam, jetzt erreicht ist, und der Rest in einer Weise in Gang gebracht, daß wir ihn auch bekommen werden. Ich halte dafür, daß, wenn Eure Hoheit mich vernommen haben wird, Sie sich um so dankbarer gegen Gott fühlen werden für den offenbaren Schutz, den er Eurer Hoheit hat angedeihen lassen.“

Allein Karl Emanuel war weit davon entfernt, diese sanguinischen Anschauungen seines Botschafters zu theilen. Seinem Scharfsinn blieb nicht verborgen, daß mit all' diesen schönen Worten Savoyen kein weiterer Vortheil zugesichert war, als die Admiration für seinen zweiten, das Erzbisthum Sevilla für seinen dritten Sohn. Beides brachte dem savoyischen Staate selbst keinen beträchtlichen und dauernden Gewinn, abgesehen davon, daß bei der unkanonischen Jugend des Kardinal Moritz zu der Uebertragung jenes Erzbisthums der päpstliche Dispens nothwendig war, den zu geben Paul V. keineswegs geneigt schien. Als Hauptsache, als Beweis für eine wahrhaft günstige Gesinnung des spanischen Königs war dem Herzoge die Vermählung des Prinzen v. Piemont mit Doña Ana erschienen — und von dieser war Philipp III. so weit entfernt, daß er vielmehr von neuem wegen der Verheirathung dieser seiner ältesten Infantin mit dem Prinzen von Wales unterhandelte! Sardinien mit dem dringend begehrten Königstitel, Finale, auf das er Anrechte zu haben behauptete, Sabionetta, für das er das Montferrat eintauschen wollte, sah Karl Emanuel sich

geradezu verweigert. Und durfte er für die ohnehin chimäre orientalischen Pläne auf eine kräftige Unterstützung durch Spanien zu einem Zeitraume hoffen, wo diese Macht durch ihre völlige Schöpfung gezwungen wurde, sich vor ihren verhaßtesten Gegnern niederländischen Rebellen, zu demüthigen? Der Herzog von Verrua nicht, daß er sich durch die Ergebnisse von dessen Ser keineswegs befriedigt fühle. Und mußte es nicht seinen Begegnen die wahren Absichten Spaniens erhöhen, wenn er sah man dort die Abfertigung Verrua's von Woche zu Woche hieschob, die Galeeren abgehen ließ, die denselben nach Italien brüllten, nur um einen Vorwand zu noch längerer Verschleppung zu haben?

Karl Emanuel war um so weniger gewillt, sich für trügerische theils unzureichende Versprechen an Spanien zu liefern, als endlich seine Verhandlungen mit Frankreich günstiger, bei weitem verheißungsvollern Verlauf nahmen.

Während Verrua in Spanien anlangte, hatte der Herr von Jacob aufgetragen, ruhig weiter in Paris Dinge abzuwarten, ohne sich sei es zu hitzig sei es zu kalt zu Anfangs schien dies keine Früchte zu tragen und Jacob hatte noch immer über die Zurückhaltung der französischen Staatsmänner über die unfreundlichen Reden zu beklagen, die Heinrich IV. über Herzog führte.¹⁾ Da, nach dem 10. Januar 1609, trat plötzlich völliger Umschwung in dem Verhalten der französischen Mächte gegen Savoyen ein.

Mit der Audienz, die Toledo am 8. Januar erhielt, die spanisch-französische Heirathsunterhandlung ein definitives Ende, jede Hoffnung auf ein besseres Verhältniß zwischen den katholischen Großmächten war verschwunden. Im Gegentheil gab Heinrich IV. zu bemerken, daß die Spanier alles thaten, um mit England, Venedig und mit dem Papste zu verfeinden.

¹⁾ MS. Instr. an Jacob, 24. Dez. 1608, u. Dep. Jacob's von Anf. 1609; Turin, St. M. Lettere Ministri Francia, M. 11.

letztere war so spanisch gesinnt, daß er nicht nur gegen Frankreich lebhaften Unwillen äußerte, sondern auch sich mit dem Cardinal Aldobrandini auszusöhnen nur deshalb verweigerte, weil man glaubte, daß derselbe den Herzog v. Savoyen im französischen Sinne beeinflusse! ¹⁾ Und auch in Bezug auf den niederländischen Frieden hielt man die madrid'sche Regierung für wenig aufrichtig. Diese Erfahrungen, verbunden mit der Wahrnehmung, die man in der letzten Zeit von der kläglichen Schwäche Spaniens gemacht, bestimmten den französischen Herrscher, den längst vorbereiteten Krieg gegen diesen Staat für die nächste Zeit und für die erste sich darbietende Gelegenheit in Aussicht zu nehmen. Selbstverständlich wurde es nun von der größten Wichtigkeit für ihn, sich endlich des Savoyers in bestimmter Weise zu versichern.

Am 14. Januar meldete Jacob seinem Herzoge, daß Villeroi seit einigen Tagen sich viel freundlicher erzeige, und daß er sogar aus dessen Reden den Schluß ziehen zu können meine, man erwäge augenblicklich im Rathe des Königs die Mittel, die Freundschaft des Herzogs zu gewinnen. Auf kriegerische Entschlüsse Heinrich's IV. deuteten auch die eigentlich gegen den Willen des Herzogs aber mit dessen Wissen seit dem Dezember 1608 in wachsendem Umfange vorgenommenen Auspionirungen des Herzogthums Mailand und des genuesischen Gebietes durch einen gewissen Roc und andere Vertraute des in der Dauphiné kommandirenden Marschalls Lesdiguières, des entschiedensten Feindes der Spanier.

Noch mehrere Wochen dauerten die Berathungen in Paris, dann eröffnete der König selbst dem savoyischen Gesandten: die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit Viktor Amadeus werde keine Schwierigkeiten mehr finden; und ebenso sei der König zum Kriege mit Spanien entschlossen. Nur müsse der Herzog, um den König von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, selbst den Kampf beginnen, indem er einen oder den andern

¹⁾ MS. Dep. des Grafen Polonghera (sav. Gesandten in Rom) v. 24. Jan., 6. Febr. 1609; Turin St. A. Lettere Ministri Roma, M. 23.

Platz sei es des Herzogthums Mailand sei es des Gebietes angreife: denn auch auf diese von den Spaniern abhängig Republik waren die Absichten Heinrich's damit den Spaniern die Möglichkeit, auf dem Seewege ländischen Verstärkung zuzuführen, abgeschnitten werde. Herzog dergestalt bewiesen, daß er offen mit den Spaniern brechen gedente, so sollte ihm die französische Hülfe nicht über deren Umfang der Herzog nur sogleich mit Frankreich Unterhandlung treten möge. Mit dieser freudigen Botschaft Jacob sofort den ihm als Gehülfen beigegebenen P. Trollionz an den Herzog zurück. (Anf. Februar).¹⁾

Karl Emanuel war entzückt über den plötzlichen Sinn der sich so unverhofft in den Absichten der französischen vollzogen hatte. So war denn endlich erreicht, was er Jahren ersehnt, dessen Erfüllung er acht Monate früher geglaubt, und an dem er endlich ganz verzweifelt hatte: gegen das herrische und undankbare Spanien an der Seite reich's, mit Aussicht auf so bedeutenden Ländergewinn, die eine neue Epoche des Glanzes für Savoyen beginnen. Karl Emanuel schrieb deshalb auch sofort im Tone der und lebhaften Dankes, unter Versicherung seiner treuesten Treue nach Paris. Aber über diese verlockenden Aussichten er durchaus nicht der ruhigen Abwägung, indem er die treulose Kälte des Herzens vollkommen bewahrte. Zwei Punkte behielt Karl Emanuel im Auge: einmal sich die Freiheit des Handels zu erhalten, weil vielleicht doch in Spanien noch größere Zugeständnisse erwirken könnte zweitens in Paris, wo man offenbar jetzt großes Gewicht auf das savoyische Bündniß legte, womöglich die Zusicherung ein 1601 abgetretenen savoyischen Landschaften durchzusetzen. veranlaßte den Herzog, langsam vorzugehen, Zeit zu

¹⁾ Desp. Foscarini's v. 24. Febr. p. 308 f. — Vgl. Sini II.

Vielleicht war es nur zu diesem Zwecke, daß er den Marquis v. Lullin, den Präsidenten de La Rochette und andere Beamten und Adlige nach Turin beschied, mit ihnen über die französischen Anerbietungen zu berathen. Sofort nach Trolliouz' Ankunft wies er Jacob an, einen Versuch zu machen, ob man die Franzosen nicht zu den „ursprünglichen Ideen“ d. h. zur Abtretung wenigstens der drei kleineren unter den beregten Distrikten zurückbringen könne. Er war großmüthig genug zuzugestehen, daß dies nicht durch förmlichen Vertrag, sondern auch auf andere zuverlässige Weise geschehen könne. Von einem sofortigen Beginne der Feindseligkeiten — den auch Heinrich wohl kaum beabsichtigt hatte — wollte der Herzog jetzt nichts hören, da seine Grenzpläze gegen Mailand in schlechtem Zustande, ihm noch 500,000 Goldthaler auf Mailand und Neapel rückständig und endlich noch immer zehn Kompagnien Spanier in Savoyen garnisonirt seien.

Die französischen Staatsmänner hatten für die Rückkunft Trolliouz' den Termin eines Monates festgesetzt; indeß danach erklärte der Herzog sich nicht richten zu können, sondern die Rückkunft Berrua's aus Spanien abwarten zu müssen, die man freilich bis spätestens in den ersten Tagen des März erwartete. Habe er sich doch zu der Absendung Berrua's erst entschlossen, als die französischen Staatslenker sich viele Monate lang, den feierlichsten Verheißungen zuwider, durchaus gleichgültig gegen Savoyen gezeigt, die Spanier aber den lebhaftesten Verdacht gegen dasselbe erwiesen hätten. Ueberhaupt wünsche der Herzog nichts sehnlicher, als ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Kronen herzustellen! Er sei freilich der savoyisch-französischen Heirath sehr geneigt, müsse aber auf der Ausführung der von Herrn v. Bethune, Mincourt und verschiedenen französischen Kardinälen gethanen Verheißungen in Betreff der Bresse und der angrenzenden Bezirke durchaus bestehen.¹⁾

¹⁾ Zwei nur überhaupt aus dem Jahre 1609 datirte MS. Minuten zu Instruktionen an Jacob im Turiner St. A., Lettere Ministri Francia, M. 12.

Das Klang verzweifelt kühl, fast ablehnend, wenn es auch Zweifel noch nicht das letzte Wort des Herzogs enthielt, der v. Jacob vielmehr auftrug, durch allerhand geheime Andeutungen den König in guter Laune zu erhalten, so lange die Verhandlungen in Spanien dauerten. Es ist klar, daß Karl Emanuel vor Zeit gewinnen wollte, um sich für den Meistbietenden unter beiden Königen entscheiden zu können und zugleich die Franzosen zu günstigeren Anerbietungen zu veranlassen. Er hielt sich für den Herrn der Lage, gewissermaßen für den Schiedsrichter der Welt. Hatte ihm doch vor kurzem auch der Papst einen Vorstoß zur Vermählung des Prinzen von Piemont, und zwar mit der Tochter des österreichischen Erzherzogs von Tyrol gemacht, wozu natürlich der viel umworbene Fürst mit einem unter höflichen Worten verborgenen Stolz ablehnend antwortete; ¹⁾ ginge seine Pläne viel höher! Frankreich und Spanien — glaubte er — mußten sich wetteifernd um ihn bewerben, und dazu die glorreichsten Entwürfe!

Vergebens drängte ihn Jacob um endliche Entsendung Troglou, dessen Rückkunft man in Paris mit steigender Ungeduld erwartete, zumal Heinrich IV. über alle Vorgänge am französischen Hofe unterrichtet sei. Schon nahm Billeroy wieder seine bittere Satire auf.

Die zweite ist ohne Zweifel die dem Datum nach frühere, indem sie, wie dem Zusammenhang hervorgeht, sofort nach der Ankunft Troglou's in Paris entworfen ist. Die der Anordnung nach erste muß in den letzten Tagen des Februar entworfen sein, indem sie Jacob als sieben Monate in Paris verweilend, die ersten freundschaftlichen Eröffnungen an ihn (vom Okt. 1608) in vier Monaten geschehen bezeichnet. In der hier vorliegenden Form letztere Instruktion freilich nicht abgesandt sein, da sie die Rückkunft Troglou's — die man damals täglich erwartete — als schon geschehen antizipiert, wozu Berrua schließlich so lange ausblieb, daß man Troglou's (1½ Monate) vor der Entwerfung dieser Minute vor der Ankunft des Grafen nach Paris sandte. Benutzt ist die Minute aber sicher worden, indem sich Jacob in Depesche vom 9. März (a. a. O. M. 11) offenbar auf deren sonstigen Inhalt beruft.

¹⁾ MS. Dep. Polonghera's v. 13. Febr., 27. März; Turin St. A. Min. Roma M. 23.

gegen Savoyen an. Als in der Mitte des März Trollieux noch nicht in Paris angelangt war, sagte Villeroy im Vertrauen: der König habe an die guten Absichten des Herzogs geglaubt, aber man sehe wohl, daß durch die Verhandlungen in Frankreich derselbe nur seine Angelegenheiten in Spanien befördern wolle.¹⁾

So lief der Herzog Gefahr, abermals wie so oft durch seine heillose Hinterlist und Doppelzüngigkeit alles zu verlieren und, indem er sich auf zwei Stühle zugleich setzen wollte, zwischen sie zu Boden zu fallen. Karl Emanuel wurde sich allmählich dieser Gefahr um so mehr bewußt, als er die traurige Wahrnehmung machen mußte, daß seine Hoffnungen sehr übertrieben gewesen waren. Während des ganzen Monats März erhielt er auch nicht das geringste Zeichen aus Spanien, daß man dort seinem Staate irgend einen bleibenden Vortheil zuwenden wollte. Vielmehr mußte er aus Rom vernehmen, daß der dortige spanische Botschafter sich nur sehr kalt bei Seiner Heiligkeit zu Gunsten des Dispenses für den Cardinal Moriz zur Uebernahme des Erzbisthums Sevilla verwende; und wenn zumal der Cardinal Borghese diesem Plane entgegengesetzt war, so konnte man, da er ganz an Spanien verkauft war, leicht auf die wahre Quelle der Feindseligkeit schließen, die im Vatikan gegen das Projekt herrschte.²⁾ Außerdem wurden die Ausichten vereitelt, die er mit spanischem Beistande auf Cypern und auf Genf haben konnte. In Cypern wurde der Aufstand, der vorzeitig ausgebrochen war, von den Türken mit leichter Mühe und unter furchtbarem Blutvergießen unterdrückt, der Erzbischof, welcher der hauptsächlichste Vermittler zwischen den Unzufriedenen und dem Savoyer gewesen war, verbannt. In Genf entdeckte man die Agenten des Herzogs, den Abenteurer du Terrail und dessen Gefährten Bastide, sowie einen Bürger, welcher die Geheimnisse des Rathes nach Turin mitzutheilen pflegte: sie wurden sämmtlich unter Schmach und Marter getödtet (April).

¹⁾ MS. Dep. Jacob's v. 9. 21. März (Kopien).

²⁾ MS. Dep. Polonghera's v. 21. März.

Nach diesen Ereignissen war der Herzog um so mehr bescheidenere, aber greifbarere Vortheile von Seiten Spanien angewiesen. Indes davon war keine Rede. Berrua, der ganz für Spanien eingenommen war, mußte die lange Pause, der er von den madriders Staatsmännern ohne jede weitere Eröffnung belassen wurde, mit feurigen Anklageschriften gegen Frankreich und ebenso feurigen Schilderungen der Vortheile, die man Zukunft von der spanischen Freundschaft erhalten werde, ausfüllen machte jedoch damit auf den Herzog geringen Eindruck. Am 6. April setzte er demselben noch einmal die Ergebnisse seiner Gesandtschaft auseinander. „Ich bringe Eurer Hoheit,“ schreibt er (6. Apr.) „die Seestreitkräfte Spanien's, Sr. Heiligkeit, des florentiner Herzogs und aller italienischer Fürsten, um Cypern zu erobern und es Eurer Hoheit zu geben. Ich bringe Ihnen alle die Staatsaffären Rath. Königs, die auf den römischen Hof Bezug haben, und die ganze Macht zur See für Ihre Söhne, die damit der ganzen Welt Gesetze vorschreiben werden. Ich bringe Ihnen die Genehmigung zum Ankauf von Castiglione und zu dessen Austausch mit dem Herzoge v. Mantua.“ Ueber Finale, Mentone und Roccaforte werde immer noch im Staatsrath verhandelt, da vielseitig Ansprüche auf diese Herrschaften auftauchten. Dann hatten die Spanier einen klugen Plan erdacht, um die Abweisung der Bewerbung des Prinzen v. Piemont um die älteste Infantin zu beseitigen: wollten, sagten sie, dem Prinzen die zweite Infantin geben, die aber dem Thronerben von England, das dann mit Spanien und Savoyen ein enges Bündniß abzuschließen bereit sei; zumal wolle es bei der Rückeroberung der nördlichen Niederlande helfen, die, wenn sie südlich vereint, dem Prinzen von Piemont und seiner Gemalin als Vicekönigthum übertragen werden sollten. Diese Ausfertigung entzückte Berrua außerordentlich: „Die Einzelheiten über England und Rom, die sehr wichtig sind und alle zur Größe Eurer Hoheit zur Wiedereroberung des Ihrigen und Genf's dienen werden, die ich nicht schriftlich mittheilen, aber es sind keine Luftgebilde,

sind wohlbegründete Verhandlungen, die ich so gut eingefädelt habe, daß ich hoffe, Eure Hoheit werde deren Wirkung sehen. Wegen der Hochzeitzeiten giebt es noch ein Hinderniß, weshalb sie nicht sogleich veröffentlicht werden können, nämlich damit der Vertrag mit England, der von so großem Nutzen für Eure Hoheit wie für Se. Rath. Majestät sein würde, nicht gänzlich ruinirt wird; und wenn die genannten Hochzeitzeiten wirklich veröffentlicht werden sollten, so würden sie dadurch um nichts sicherer sein, weil sie wegen der Jugend der Betreffenden heute noch nicht vollzogen werden können. Aber das alles ist nicht zum Nachtheile Eurer Hoheit, weil, so lange der Herzog v. Verma noch in der Hoffnung des Gelingens sich befindet, Eure Hoheit noch täglich Gunstbeweise und Unterstützung von ihm ziehen wird¹⁾. Verma sei durchaus für das sardynische Haus eingenommen, und wenn Prinz Philibert, wie die Spanier es verlangten, an den Hof käme in Begleitung eines klugen Rathgebers, werde er dort die schönsten Ergebnisse erreichen können.

Karl Emanuel sah richtiger, als sein von der madrider Hofluft befangener und nach einem Erfolge seiner Gesandtschaft begieriger Botschafter, wenn er alle diese fernen Verheißungen für „Luftgebilde“ und Seifenblasen hielt und sie zu schwach glaubte, um darauf ein bleibendes politisches Gebäude zu errichten. In dieser Auffassung mußte er bestärkt werden, wenn Verrua nur immer neuen Aufschub der endgültigen Entscheidung anzukündigen hatte, wenn die spanischen Minister bald das cyprische, bald das macedonische Unternehmen „wegen der Eifersucht der Franzosen und Venetianer“ für unausführbar erklärten, und überhaupt, da der Stillstand in Flandern neuen Schwierigkeiten beegne, die Möglichkeit jedes großen Unternehmens in der nächsten Zeit in Abrede stellten.¹⁾ Von der Unaufrichtigkeit und zugleich der Machtlosigkeit der Spanier auf

¹⁾ MS. Dep. Verrua's v. 15. März bis 28. April (Originale; Turin). — Vgl. Dep. Cornwallis' v. $\frac{8.}{18.}$ April, $\frac{26.}{6.}$ April; Winw. Mem. III, 10, 32 ff.

Nach diesen Ereignissen war der Herzog um so mehr an bescheidenere, aber greifbarere Vortheile von Seiten Spanien angewiesen. Indeß davon war keine Rede. Verrua, der je ganz für Spanien eingenommen war, mußte die lange Pause, der er von den madrider Staatsmännern ohne jede weitere Eröffnung belassen wurde, mit feurigen Anklageschriften gegen Frankreich und ebenso feurigen Schilderungen der Vortheile, die man Zukunft von der spanischen Freundschaft erhalten werde, ausfüllen machte jedoch damit auf den Herzog geringen Eindruck. Anfang April setzte er demselben noch einmal die Ergebnisse seiner Gesandtschaft auseinander. „Ich bringe Eurer Hoheit,“ schreibt er (6. April), „die Seestreitkräfte Spaniens, Sr. Heiligkeit, des florentiner Herzogs und aller italienischer Fürsten, um Cypern zu erobern und es Eurer Hoheit zu geben. Ich bringe Ihnen alle die Staatsaffären zu Rath. Königs, die auf den römischen Hof Bezug haben, und seine ganze Macht zur See für Ihre Söhne, die damit der ganzen Welt Gesetze vorschreiben werden. Ich bringe Ihnen die Genehmigung zum Ankauf von Castiglione und zu dessen Austausch mit dem Herzoge v. Mantua.“ Ueber Ginala, Mentone und Roccabruna werde immer noch im Staatsrath verhandelt, da vielseitig Ansprüche auf diese Herrschaften auftauchten. Dann hatten die Spanier einen klugen Plan eronnen, um die Abweisung der Bewerbung des Prinzen v. Piemont um die älteste Infantin zu bemanöbeln: wollten, sagten sie, dem Prinzen die zweite Infantin geben, die ältere aber dem Thronerben von England, das dann mit Spanien und Savoyen ein enges Bündniß abzuschließen bereit sei; zumal würde es bei der Rückeroberung der nördlichen Niederlande helfen, die, wenn sie den südlichen vereint, dem Prinzen von Piemont und seiner Gemahlin als Vicetönigthum übertragen werden sollten. Diese Ausführl. entzückte Verrua außerordentlich: „Die Einzelheiten über England und Rom, die sehr wichtig sind und alle zur Größe Eurer Hoheit zur Wiedereroberung des Ihrigen und Genfs dienen werden, die ich nicht schriftlich mittheilen, aber es sind keine Luftgebilde,

sind wohlbegründete Verhandlungen, die ich so gut eingefädelt habe, daß ich hoffe, Eure Hoheit werde deren Wirkung sehen. Wegen der Hochzeiten giebt es noch ein Hinderniß, weshalb sie nicht sogleich veröffentlicht werden können, nämlich damit der Vertrag mit England, der von so großem Nutzen für Eure Hoheit wie für Se. Rath. Majestät sein würde, nicht gänzlich ruinirt wird; und wenn die genannten Hochzeiten wirklich veröffentlicht werden sollten, so würden sie dadurch um nichts sicherer sein, weil sie wegen der Jugend der Betreffenden heute noch nicht vollzogen werden können. Aber das alles ist nicht zum Nachtheile Eurer Hoheit, weil, so lange der Herzog v. Lerma noch in der Hoffnung des Gelingens sich befindet, Eure Hoheit noch täglich Gunstbeweise und Unterstützung von ihm ziehen wird¹⁾. Lerma sei durchaus für das sardoyische Haus eingenommen, und wenn Prinz Philibert, wie die Spanier es verlangten, an den Hof käme in Begleitung eines klugen Rathgebers, werde er dort die schönsten Ergebnisse erreichen können.

Karl Emanuel sah richtiger, als sein von der madrider Hofluft befangener und nach einem Erfolge seiner Gesandtschaft begieriger Botschafter, wenn er alle diese fernen Verheißungen für „Luftgebilde“ und Seifenblasen hielt und sie zu schwach glaubte, um darauf ein bleibendes politisches Gebäude zu errichten. In dieser Auffassung mußte er bestärkt werden, wenn Verrua nur immer neuen Aufschub der endgültigen Entscheidung anzukündigen hatte, wenn die spanischen Minister bald das cyprische, bald das macedonische Unternehmen „wegen der Eifersucht der Franzosen und Venetianer“ für unausführbar erklärten, und überhaupt, da der Stillstand in Flandern neuen Schwierigkeiten beegne, die Möglichkeit jedes großen Unternehmens in der nächsten Zeit in Abrede stellten.¹⁾ Von der Unaufrichtigkeit und zugleich der Machtlosigkeit der Spanier auf

¹⁾ MS. Dep. Verrua's v. 15. März bis 28. April (Originale; Turin). — Vgl. Dep. Cornwallis' v. $\frac{8.}{15.}$ April, $\frac{26.}{6.}$ April; Winw. Mem. III, 10. 32 ff.

das tieffte überzeugt, beschloß Karl Emanuel endlich, nach mehr als zweimonatlichem Zögern, in dem großen bevorstehenden Konflikt die französische Partei zu wählen. Trolliouz wurde Mitte April (1609) nach Paris zurückgesandt.

Am 25. April langte der längst Ersehnte in Paris an. Bei der Herzog auch nach seiner Weise im Einzelnen viel auszusprechen hatte, und zumal mit tugendhafter Entrüstung gegen die Zweifel die man in seine Aufrichtigkeit und Treue zu setzen sich erlaubte, die man in seine Aufrichtigkeit und Treue zu setzen sich erlaubte, so nahm er doch im Großen und Ganzen die im Februar durch Trolliouz ihm übermittelten Anerbietungen und Gesichtspunkte an. Vielmehr forderte er dringend eine kriegerische Entschließung des französischen Monarchen.¹⁾ Savoyen konnte als vollständig für Frankreich gewonnen gelten.

Nicht so günstig war der Stand der französischen Verhandlungen mit Venedig. Mit großem Eifer ergriff die Signorie Gelegenheit der Negotiationen Karl Emanuel's in Spanien, die mit billiger Entrüstung verurtheilte, um sich unter dem Vorwand der völligen Unzuverlässigkeit des Savoyers mehr denn je der Thätigkeit zu ergeben.²⁾ Nur indirekt wagten die Venetianer Feindschaft gegen Spanien zu zeigen, indem sie fortwährend Bündner gegen den Grafen Fuentes aufstapelten, was ihnen jetzt so leichter gelang, je völliger in Mailand die antispantische Partei die Herrschaft inne hatte.³⁾ Heinrich IV. war auch durchaus den Venetianern unzufrieden, theils wegen ihrer Unschlüssigkeit, Kraftlosigkeit, theils weil sie sich unausgesetzt mit dem Papste herstritten, der dadurch immer mehr in die Arme der Spanier trieben ward.

Die Ergebnisse, die Heinrich IV. zu Ende der niederländischen Verhandlungen in Italien erlangt hatte, bestanden also in der

¹⁾ Instr. an Jacob; Siri II, 26 ff.

²⁾ Dep. Champigny's v. 14. April. — Siri II. 26.

³⁾ MS. Instruktion an Cardenas, 1609; Arch. v. Simancas (Paris, 2 Arch. K. 1452).

winnung des für Frankreich wichtigsten Staates — Savoyen — und des durch seine Lage immerhin auch bedeutenden mantuanischen Herzogthums. Von Venedig war für den Fall eines Krieges in Italien wenigstens eine für Frankreich wohlwollende Neutralität, bei größerer örtlicher und zeitlicher Ausdehnung des Kampfes wohl auch Betheiligung in einem für diese Macht günstigen Sinne zu erwarten, trotz augenblicklicher Mißstimmung zwischen beiden Regierungen. Die übrigen italienischen Staaten standen auf Seite der Spanier, indessen waren wichtig nur der Papst und der Großherzog von Toskana. Daß bei Paul V. die spanischen Sympathien stark genug sein würden, um ihn zu einem Waffenbunde mit dem Katholischen Könige zu veranlassen, der ihn der Gefahr aussetzte, Frankreich ganz den Kegern und dem Schisma in die Arme zu treiben, das ließ sich durchaus nicht erwarten, und so kümmerte sich Heinrich nach wie vor wenig um die politischen Herzensneigungen Sr. Heiligkeit. Eher war ein Bündniß Toskana's mit Spanien möglich; Cosimo II. war neuerdings heftig entrüstet darüber, daß Sully sich noch immer hartnäckig weigerte, die alten Schuldforderungen Toskana's an Heinrich IV. zurückzuzahlen: indeß pflegten die Mediceer doch theils zu viel Vorsicht, theils auch zu viel Liebe für die von ihnen aufgehäuften Schätze zu besitzen, als daß sie sich sonderlich für eine der kriegsführenden Mächte angestrengt hätten und nicht jederzeit bereit gewesen wären, zu dem siegenden Gegner überzugehen. Jedenfalls war die entschieden französische Partei in Italien — Mantua und besonders Savoyen — viel thatkräftiger und schneidiger, als die Gegner. — Nicht minder wichtig, als in Italien sich Anhänger zur Bekämpfung der dort herrschenden spanischen Macht zu erwerben, war es für die französische Politik, in Deutschland die protestantische Opposition gegen das eng mit dem eifrigen Katholizismus verbündete habsburgische Kaiserthum zu ermuthigen, zu unterstützen und sich dienstbar zu machen.

Ein dreifaches Ziel hatte Heinrich IV. von jeher bei seiner

Behandlung der deutschen Angelegenheiten im Auge gehabt: eine wirksame Unterstützung der Generalstaaten durch die deutsch evangelischen Fürsten herbeizuführen; dem Hause Oesterreich die Kaiserwürde zu entziehen; und endlich — als das Wichtigste — eine kompakte thatkräftige antihabsburgische Partei in jenem Land zu bilden und auf das engste mit Frankreich zu verknüpfen. Die erste Absicht war jetzt durch den spanisch-holländischen Waffenstillstand auf lange hinaus erledigt. Die Nachfolge im Kaiserthum, welche bei der Kinderlosigkeit und zugleich geistigen Schwäche Kaiser Rudolph's II. alle Welt beschäftigte, hatte des französischen Monarchen Aufmerksamkeit gleichfalls auf sich gezogen, aber immerhin seine Interesse nur mäßig in Anspruch genommen. War doch der bereits auf eine so niedrige Stufe der Macht herabgesunken, und thatsächlich nicht gar viel darauf ankam, wer unter den deutschen Fürsten der Inhaber der an Rang ersten Krone der Christenheit sei. Nur Eines war auf alle Fälle zu verhüten: daß ein fremd mächtiger Fürst Kaiser werde und dann seine ererbte Macht benutzen um die getheilten Kräfte Deutschlands gewaltsam zu einem und den auswärtigen Staaten von neuem furchtbar zu machen. Die Gefahr trat unmittelbar an Heinrich IV. heran, als es hieß, der spanische König wolle sich um die Kaiserwürde bewerben; dadurch würde das für Frankreich so bedrohliche Weltreich Karl's V. abgemalt erwachsen sein. Für diesen Fall wollte Heinrich ganz ernstlich seine eigene Kandidatur in Deutschland aufstellen. Daß von diesem etwas abenteuerlichen Plane öfters in französischen Regierungskreisen die Rede war, unterliegt keinem Zweifel; schreibt doch Heinrich selbst am 16. Juli 1600 an Bongars, seinen Agenten bei den deutschen Protestanten: „Ich sehe ein, es ist für mich so wichtig, die Erhebung des spanischen Königs zum Kaiser zu verhindern, daß ich, wenn meine Freunde es für nöthig halten, ich müsse dagegen meinen Namen in das Spiel mengen, es nach ihrem Rathe thun werde.“ Die gr

1) Vgl. M. Ritter, Geschichte der deutschen Union, I. 272.

Reihe von Gutachten, die Heinrich um jene Zeit seinen Staatsmännern über diesen Gegenstand abforderte, beweist deutlich, daß er sich allerdings eine Weile mit dem Gedanken beschäftigt hat, die Bewerbung Franz' I. um die deutsche Krone, im Gegensatz zu den Habsburgern, zu erneuern. Indeß der König hatte vom Beginn an weder ein rechtes Vertrauen auf die Möglichkeit seiner Wahl, noch konnte, bei dem noch ungeordneten Stande der französischen Verhältnisse, in ihm der aufrichtige Wunsch nach einer solchen aufsteigen; nur im äußersten Nothfalle würde er seine Bewerbung angemeldet haben. Auch waren seine einsichtigsten Rätke wider einen solchen Plan. So schon gegen Ende desselben Jahres 1600 der Cardinal Ossat; so im Beginne des folgenden ein zweiter französischer Agent in Deutschland, Ancel, der nicht ansteht, Frankreich als sehr unbeliebt im Reiche zu schildern. In der That, außer Moriz von Hessen-Kassel wollte kein deutscher Reichsstand etwas von der französischen Herrschaft wissen; besonders die kurpfälzischen Rätke waren einstimmig in der Besorgniß vor Frankreich's Uebermuth und Despotismus. Heinrich überzeugte sich von der Unmöglichkeit, seine Wahl in Deutschland durchzusetzen, und als die Nachricht von einer beabsichtigten spanischen Kandidatur sich als irrig erwies, gab er jeden Gedanken an diesen Plan auf.¹⁾

Seitdem zeigte der franz. Herrscher für die Deutschland so vielfach beschäftigende Angelegenheit der Kaiserwahl nur ein beschränktes Interesse. Am liebsten würde er einen protestantischen Fürsten auf den Kaiserthron befördert haben: allein das durfte er bei seiner jetzigen Stellung als gut katholischer Monarch nicht wohl unternehmen, auch war dazu gar keine Aussicht, da die drei geistlichen Kurfürsten und Böhmen einem solchen Plane unter allen Um-

¹⁾ Briefe u. Akten zur Gesch. des dreißigj. Krieges, herausg. v. M. Ritter, I. 235 Note 1. 298 ff. 440 f. — Ossat an Billeroy, 15. Nov. 1601; *Lettres d'Ossat* (Amsterdam 1708), IV. 172. — Vgl. *Relazion Angelo Badoer's* v. J. 1605 (Bar. e. Berch. II., I., 149), der jenem Plane wohl eine zu große Konsistenz zuschreibt.

ständen feindlich und Sachsen gut österreichisch gesinnt war. Er entschloß sich Heinrich bald, einer katholischen Kandidatur um die deutsche Krone beizustimmen. Doch verfolgte er dabei einen doppelten Gesichtspunkt: einerseits das Kaiserthum dem Hause Oesterreich zu entreißen oder doch an solche Mitglieder des letztern zu bringen, die zugleich von religiös gemäßigter Gesinnung und nicht unbedingt Anhänger der spanischen Politik seien; andererseits jeden Zwang katholischen Fürsten gegen seine Verbündeten, die protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, zu verhindern.¹⁾

Er machte zunächst den Versuch, mit Uebergehung der Habsburger die Wahl auf den einzigen weltlichen Fürsten Deutschlands von Bedeutung und Macht, der außerdem noch dem katholischen Bekenntnisse angehörte, auf den Herzog von Baiern zu lenken. Schon seit dem Jahre 1602 beschäftigte ihn dieses Projekt, Hülfe der drei evangelischen Kurfürsten im Gegensatz zu den Habsburgern den bairischen Herzog zum römischen Könige zu heben. Seit dem April 1605 nahm er es ernstlicher auf; ein eignen Gesandten wollte er deshalb nach Deutschland schicken. Aber auch diese Absicht mußte er bald aufgeben. Theils hatte Baiern selbst nicht viel Lust, die schwere Bürde des Kaiserthums auf sich zu nehmen und damit zugleich der katholischen Sache Deutschlands, welche das Haus Oesterreich in den letzten Jahrzehnten mit so großem Eifer und Erfolg verfochten hatte, durch die Entfernung desselben von der Kaiserwürde Abbruch zu thun. Theils standen auch die Kurfürsten von Mainz und Köln, obwohl letztere der Oheim des bairischen Herzogs war, durchaus auf österreichischer Seite.

So gewöhnte Heinrich sich allmählich an den Gedanken, a fernernhin das Kaiserthum dem deutschen Zweige der Habsbur-

¹⁾ Briefe und Akten I. 253.

²⁾ MS. Dep. Zúñiga's v. 23. April, 22. Juni, 5. August 1605; R. 2 Paris K. 1460 1607. — MS. Konsulten des span. Staatsrathes v. 23. 2 1605; das. K. 1426. — Briefe n. A. I. 460.

zu überlassen. Es kam nur darauf an, wer unter den Mitgliedern desselben der Frankreich genehmste römische König sein würde. Die Spanier begünstigten schon seit dem Jahre 1600 vor allen den Erzherzog Albert, den Statthalter Belgien's, da derselbe durch sein Amt so wie durch seine Ehe mit der Schwester Philipp's III. ganz der spanischen Politik verpflichtet erschien. Aus diesem selben Grunde widerstrebten seiner Erhebung natürlich die protestantischen Reichsfürsten und der französische König. Die Ersteren wurden nicht müde, Heinrich zu energischer Gegenwirkung wider die Bewerbung Alberts in französischem sowohl wie in deutschprotestantischem Interesse zu ermahnen, zumal da Kurköln schon völlig für jenen Plan gewonnen sei und man sich alle Mühe gebe, auch die Unterstützung des englischen Herrschers für denselben zu erlangen.¹⁾ Wirklich wäre es für Heinrich höchst unangenehm gewesen, wenn ein spanischer Beamter Kaiser von Deutschland geworden wäre. Er sagte deßhalb durch einen außerordentlichen Gesandten, Montgelat, den deutschen Protestanten Unterstützung gegen die spanischen Pläne zu (März 1606). Als im folgenden Juli in Aufträgen des Kurfürsten von der Pfalz der Fürst Christian von Anhalt, einer der unruhigsten und abenteuerlichsten, aber auch begabtesten und thatkräftigsten unter den damaligen Führern der deutschen Protestanten, in Paris anlangte, kam man überein, damit nur die Erhebung des Erzherzogs Albert vermieden werde, die Absicht auf Erwählung des Herzogs von Baiern völlig aufzugeben und die gemeinsamen Bemühungen auf ein milder gesinntes Mitglied des Hauses Oesterreich zu richten. Wie Albert sei auch der noch weit zelotischere Ferdinand von Steier — wie richtig beurtheilte man hier den spätern Kaiser Ferdinand II. — zu bekämpfen. Vielmehr müsse man von des Kaisers Brüdern entweder den ältern, Matthias, gegen welchen der französische Monarch schon früher nicht viel einzuwenden gefunden hatte,²⁾ oder den jüngern, Maximilian

¹⁾ Br. u. N. I. 228. 299. 460. 464. 469.

²⁾ Br. u. N. I. 253. 255.

von Tyrol und Vorderösterreich, einen milden und verjöhnlid Fürsten, zur Wahl bringen; am liebsten den Letzteren.¹⁾ Wirtschien Maximilian mit der Aufstellung seiner Kandidatur zufrieden, und Heinrich IV. erklärte mehrfach, daß dieselbe ihm am meisten zusage. Allein zu besondern Anstrengungen in die Angelegenheit war der König um so weniger zu bewegen, als wohlbekannte Widerwille Kaiser Rudolf's II. gegen die Wahl eines Nachfolgers bei seinen eigenen Lebzeiten dieselbe wenig dring erscheinen ließ. Im Allgemeinen zeigte sich Heinrich vielmehr willt, den Wünschen des Kaisers Rechnung zu tragen, d. h. die Wahl so weit möglich aufzuschieben.²⁾ Er traf damit in viel höh Grade die Wünsche Rudolf's, als dessen eigener Verwandter, Katholische König. Dieser beabsichtigte im Sommer 1606, Herzog von Feria nach Deutschland zu senden, ganz ausschließ um die Erhebung eines Römischen Königs, natürlich aus dem H. Desterreich, zu beschleunigen. Philipp III. wies jeden Gedank an seine eigene Kandidatur zurück — unmöglich könne er sich noch um die deutschen Angelegenheiten bekümmern — und habe ihn auf die Liste gesetzt, so solle Feria seinen Namen von derselben streichen. Nur müsse man bei der drohenden Menge Keger und der Unfähigkeit des Kaisers die Wahl eines habsgischen Stellvertreters und Nachfolgers beeilen. Feria sollte 50,000 Dukaten zu Bestechungen ausgerüstet werden.³⁾ Inde

¹⁾ Br. u. N. I. 507 ff. 526. — Heint. IV an Beaumont, 19. Jan 12. 28. Sept. 1605; Lettr. miss. VI. 697. 520 f. 531 f. — Vgl. MS. Cirrite Depesche Ayala's v. 28. Aug. 1606 (H. H. u. St.-N. in Wien P. C. Le prince d'Anhalt a faict une proposition a l'avantage et recommand de Monsieur l'Archiducq Maximilien pour estre esleu Roy des Romains, combien moins affectionné a l'Espagne, tenant pour maxime necessaire qu'il convienne que ce soit un prince de la maison d'Austriche. — Ferner MS. Dep. Zug v. 15. 18. Aug. 1606; Paris, N.-N. K. 1460.

²⁾ Willeroi an Beaupuy, 22. Sept. 1606; Br. u. N. I. 539.

³⁾ MS. Instruktion für Feria, San Lorenzo 24. Juli 1606; Archivo Simancas (Paris, N.-N. K. 1452 No. 4.)

bei dem entschiedenen Widerstreben des Kaisers unterblieb schließlich auch Feria's Reise. — Merkwürdig ist übrigens, daß auch die so geringfügige und beschränkte Energie, die der französische König in dieser Angelegenheit bethätigte, völlig vergeblich war, da Spanien im Laufe des Jahres 1606 selbst die Kandidatur des Erzherzogs Albert, mit dessen friedfertiger und versöhnlicher Gesinnung es ja vielfach unzufrieden war, aufgab und sich gleichfalls Matthias zuwandte.¹⁾

Bei weitem am eifrigsten war Heinrich auf eine feste Verbindung der deutschen Protestanten unter einander und mit ihm selbst bedacht. In den ersten sieben bis acht Jahren nach dem Frieden von Bervins war er hauptsächlich bestrebt, die deutschen Protestanten unter einander zu organisiren, während er, seiner damals konsequent befolgten vorsichtigen Politik gemäß, ein engeres Bündniß derselben mit Frankreich noch nicht in das Auge faßte, sondern ihnen nur für den Fall, daß sie angegriffen würden, französische Hülfe in Aussicht stellte. Er selbst glaubte ja die Zeit für eine kräftige Offensive Frankreich's gegen Spanien noch nicht gekommen. Seit dem Jahre 1599 sehen wir ihn also die evangelischen Fürsten Deutschland's nachdrücklich und unablässig zum Abschlusse einer Union ermahnen, die ihre in der Vereinzelung unbedeutenden Kräfte zu einer starken, naturgemäß gegen die katholischen Habsburger gerichteten Macht vereinigt hätte. Er wurde nicht müde, einer solchen Union für jede Bedrängniß seinen Beistand — 10 bis 12,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter — zu verheißen; ja wenn einstweilen nur die Mächtigsten den Bund abschlossen, wolle er sich denselben nicht entziehen. Dies wiederholte der König auch persönlich dem Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel, einem seiner treuesten Anhänger in Deutschland, als derselbe im Herbst 1602 in Paris erschien. Allein die Evangelischen Deutschland's nahmen die Ermahnungen und Anerbietungen Frank-

¹⁾ Gindely, Rudolf II., I. 79 f.
III.

reich's nur mit höchstem Mißtrauen auf. Stets darauf bedacht reichsgefeßlichen Formen zu wahren, scheuten sie davor durch ein französisches Bündniß zu offener Feindseligkeit gegen Kaiser gezwungen zu werden, zumal da Frankreich eben nur beschränkte Beihülfe in Aussicht stellte, aber als selbstständige führende Macht aufzutreten, sein ganzes Gewicht für die der Verbündeten in die Waagschale zu werfen sich beharrlich weigerte. Dazu wurden die protestantischen Fürsten verstimmt durch langsame Rückzahlung der einst von ihnen an Heinrich II geleisteten Vorschüsse. Diese Gründe veranlaßten selbst die Führer der evangelischen Aktionspartei in Deutschland, die pfälzische Regierung, nur „gute Korrespondenz“ mit dem französischen König anzurathen, aber ein wie immer geartetes Bündniß mit demselben zu verwerfen.¹⁾ Die Mißhelligkeiten zwischen Heinrich und vornehmsten der französischen Reformirten, dem Herzoge v. Bourbon, trübten dann vollends das Verhältniß zwischen dem Könige und den deutschen Evangelischen vier Jahre hindurch, von 1600 zum Frühling 1606. Kam doch sogar im April 1605 der württembergische Agent in Paris zu dem dortigen spanischen Botschafter Don Baltasar de Zuñiga, beklagte sich über die Undankbarkeit Heinrich's gegen seinen Herrn, der ihn doch während seiner Abwesenheit unterstützt habe, und versicherte Don Baltasar guten Willens seines Herzogs gegen die Krone Spanien.²⁾

Allein die Interessen Frankreich's und der deutschen verbündeten Protestanten — der „Korrespondirenden“ — lagen zu sehr demselben Felde, stimmten zu sehr in der gemeinsamen Opposition gegen das Haus Habsburg überein, als daß die Trennung oder Abneigung zwischen ihnen von langer Dauer hätte sein können. Frankreich hatte jenes Haus als den Nebenbuhler um die Vorherrschaft in Europa, die Korrespondirenden hatten es als den Führer

¹⁾ Rommel, *Correspondance de Henri IV. avec Maurice le Savoy* 106. — Br. u. A. I. 165, 176, 182, 184, 213, 219, 330, 335.

²⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 23. April 1606; N. A. in Paris, K. 14

die Hauptstütze der Gegenreformation zu bekämpfen. Die Annäherung ging jetzt von deutscher Seite aus, da der deutsche Protestantismus sich von dem immer rücksichtsloser parteiischen Auftreten des Kaisers, der Reichsgerichte und der katholischen Fürsten schwer bedroht fühlte; noch vor der Ausöhnung zwischen Heinrich IV. und Bouillon machte Kurpfalz neue Anträge in Paris, welche der König, freilich erst nach der Unterwerfung Bouillon's, gern entgegennahm, da sie im Grunde nur seinen eigenen Wünschen zuvorkamen. Infolge dieser Verhandlungen trat Fürst Christian v. Anhalt seine schon erwähnte Reise im pfälzischen Auftrage nach Paris an. Durch die letztjährigen Erfahrungen von der unbedingten Nothwendigkeit eines starken Bundes der deutschen Protestanten überzeugt, war Kurpfalz jetzt bereit zur Veranlassung einer deutsch-evangelischen Union mit Anschluß an Frankreich. Heinrich war auch gewillt, einem solchen Bunde jede Unterstützung zu gewähren, nur sollte er nicht verpflichtet sein, nach Aufforderung seitens seiner Verbündeten zu äußersten Beschlüssen, d. h. zu förmlichem Kriege zu greifen. Den Zeitpunkt einer Kriegserklärung an die Habsburger seinem eigenen Gutbefinden vorzubehalten, einen solchen Kampf nicht auf fremde Veranlassung, sondern nur zu eigenen Zwecken und unter selbstgewählten Umständen zu beginnen: diesen Gesichtspunkt hat Heinrich IV. — und gewiß mit vollem Rechte — unbedingt festgehalten in seinen Verhandlungen mit den italienischen Staaten so gut wie mit den deutschen. Das Geheimniß, welches diese Negotiationen umgab, wurde übrigens so erfolgreich gewahrt, daß die Gesandten der habsburgischen Mächte am französischen Hofe zunächst der Meinung waren, Fürst Christian unterhandele, wie er es vorgab, wirklich nur über die Rückzahlung der ihm ehemals von Heinrich IV. entliehenen Summen.¹⁾

Heinrich knüpfte an diese Unterhandlung einen umfassenden Plan, der abermals beweist, wie sehr dieser geistvolle Staatsmann

¹⁾ MS. Dep. Avala's v. 1., 7., 9., 22. Aug. 1606 (Wien). — Br. u. M. I. 468 f. 507. — Rommel, 306 f.

unter allem Detail der diplomatischen Tagesgeschäfte stets die großen allgemeinen Gesichtspunkte im Auge behalten hat. Seine Absicht ging darauf, eine Generalunion aller antihabsburgischen Elemente in Europa zu Stande zu bringen: also zwischen Frankreich, den deutschen Protestanten, Savoyen, Venedig, den Niederlanden, vielleicht auch England. Die Leitung eines so mächtvollen, unwiderstehlichen Bundes würde naturgemäß dem weitern stärksten und wichtigsten Gliede, Frankreich, zugefallen. Zunächst sollte diese Generalunion sich in der allgemeinen Unterstützung der Vereinigten Provinzen betheiligen.¹⁾ Bei den angesehenern deutschen Fürsten jener Zeit konnte ein solcher Gedanke freilich keinen Beifall finden. Die meisten Korrespondirenden wies die Generalunion unter dem Vorwande zurück, daß deren nächster Zweck, die Unterstützung der Holländer gegen Spanien, durch seit dem Beginne des Jahres 1607 schwebenden niederländischen Friedensverhandlungen hinfällig geworden sei; in Wahrheit theils um den Schein einer offenen Rebellion gegen Kaiser Reich zu vermeiden, theils weil sie Frankreich mißtrauten, es selbstsüchtig und trügerisch hielten.²⁾ Allein zu demjenigen Fürsten, welcher dem Könige doch zunächst im Mittelpunkte seines Interesses stand, zu der engeren Union unter einander und Anschlüsse an Frankreich zeigten sich die protestantischen Fürsten Deutschlands wirklich geneigt, zumal nachdem die Ueberwältigung der evangelischen Reichsstadt Donauwörth durch Baiern und die Evangelischen die eindringlichste Warnung erteilt hatte. August 1607 verbanden sich zunächst Kurpfalz und Württemberg, indem sie sofort die Ausdehnung ihrer Allianz auf alle evangelischen Gebiete Deutschlands und auf die Krone Frankreichs in's A-

¹⁾ Vgl. u. v. a. den Brief Bongars' an einen (pfälzischen?) Ministe-
27. Febr. 1606; *Lettres latines de Bongars* (Paris 1668), p. CXXXVI ff.
Lett. miss. VII, 130 f. — Herffen an Barneveldt, 9. Aug. 1609; *Deventer*
Gedenkst. III, 81 f.

²⁾ Br. u. N. I, 514. 548. 569.

faßten. Natürlich war Heinrich entzückt über das „weise Beispiel“, welches diese Fürsten gegeben, und ward nicht müde, auch die anderen evangelischen Reichsstände zur Nachahmung desselben zu ermahnen.¹⁾ Endlich erfüllten die Gründung der evangelischen Union zu Ahausen im Mai 1608 und die schnelle Ausdehnung, welche dieselbe nahm, die Wünsche des französischen Königs in diesem Punkte vollständig. Die bedeutende Macht, die durch Herstellung dieser Union die protestantische, franzosenfreundliche Partei in Deutschland erhielt, war zugleich ein großer Gewinn für Frankreich, die Krönung eines von der französischen Diplomatie lange verfolgten Strebens. Dieses Ereigniß legte Heinrich den Gedanken nahe, den Hauptangriff auf das habsburgische Gesamthaus in Deutschland zu unternehmen.

Der evangelischen Union trat auch ein Fürstengeschlecht bei, das zu den alten Verbündeten und Freunden Frankreich's in Deutschland gehörte, obwohl es in dem letzten Jahrhundert wenig Ruhmliches von sich hatte vernehmen lassen, das Haus Brandenburg. Jetzt schien sich ihm eine größere Zukunft vorzubereiten durch den bevorstehenden Anheimsfall der wichtigen preussischen Erbschaft; und Heinrich IV., der nichts unterließ, was die evangelischen Fürsten Deutschlands zu stärken vermochte, bemühte sich,²⁾ dem Kurfürsten Joachim Friedrich die bedeutenden Schwierigkeiten, welche der Vergrößerung seines Hauses von Seiten der preussischen Stände selbst, sowie des Suzeräns, der Krone Polen, sich entgegenstellten, überwinden zu helfen. Mit allen Mitteln der Diplomatie versocht er die brandenburgischen Ansprüche bei den bezüglich politischen Faktoren. Gleiche Förderung erfuhr von ihm dann Joachim Friedrich's Nachfolger Johann Sigismund. Freilich erlangte derselbe erst im Jahre 1611, also nach Heinrich's Tode, die gewünschte Belehnung mit

¹⁾ Rommel 359.

²⁾ Lettres latines de Bongars, p. CXXVIII ff. — Lettr. miss. VII 209 f. — Rommel 99, 380, 384.

Preußen, welche es ihm erlaubte, die Regierung dieses Landes Stelle seines Schwiegervaters, des blödsinnigen Herzogs Friedrich, in seinem eigenen Namen zu führen.

Wenn Heinrich IV. den brandenburgischen Interessen Preußen zu schnellem Siege zu verhelfen bemüht war, so geschah dies zum großen Theile in der Absicht, dem Kurfürsten freie für die ihm sicher bevorstehenden Süllicher Wirren zu schaffen. Wirren, welche von dem wichtigsten Einflusse auf die Genicht nur Deutschland's, sondern auch Frankreich's und ganz Europa werden sollten!

Viertes Kapitel.

Der jülicher Erbfolgestreit und die Ermordung Heinrich's IV.

1609—1610.

Die jülich-kleve'sche Erbschaft; ihre Wichtigkeit. — Stellung Heinrich's IV. und Spanien's zu derselben. — Eröffnung der Erbschaft 25. März 1609. — Die possidirenden Fürsten. — Feindseligkeit des Kaisers gegen dieselben; Erzherzog Leopold in Jülich. — Heinrich für die Possidirenden. — Schwäche des Erzherzogs Albert. — Frankreich als Mittelpunkt der europäischen Politik anerkannt, allseitige Gesandtschaften. — Heinrich und der Papst. — Heinrich und der Kaiser. — Heinrich und die Unirten. — Entschlossenes Auftreten Spanien's; kriegerische Ausichten. — Heinrich sucht nach Allianzen: Savoyen endgültig gewonnen. — Venedig, England, Holland, Lothringen dem französischen Bündnisse ungünstig. — Umfassende diplomatische und militärische Anstrengungen der Spanier. — Entmuthigung Heinrich's IV.; friedlichere Gestaltung der Dinge und Wiederaufnahme der spanisch-französischen Heirathsverhandlungen. — Heinrich IV. und die Prinzessin von Condé. — Flucht Condé's mit seiner Gemahlin nach den spanischen Niederlanden. — Bestürzung Heinrich's, er verlangt die Auslieferung der Flüchtigen. — Ablehnung seitens Albert's und der Spanier. — Erneute kriegerische Entschlüsse des Königs. — Abschluß der Heirathspräliminarien mit Savoyen. — Anderweite Bündnißverhandlungen. — Vergebliche Versuche Heinrich's, durch Güte oder List die Prinzessin wieder in seine Gewalt zu bekommen. — Condé wird in Mailand internirt und geräth in die Hände der spanischen Kriegspartei. — Gefährliche Spannung zwischen Frankreich und Spanien. — Bündniß zwischen Frankreich und der Union zu Schwäbisch-Hall. — Französisch-savoyischer Kriegsplan. — Französische Rüstungen. — Fortdauernde Kühle der Venetianer; sowie

England's. — Auch Holland den offensiven Plänen Frankreich's abgeneigt, die Auirten zurückhaltend. — Die französischen Minister werden bedrückt; Wiederaufnahme der Vergleichsverhandlungen mit Spanien. Sie scheitern an der Weigerung der Spanier, die Prinzessin v. Co auszuliefern. — Ausdehnung der französischen Rüstungen. — Spanisch-flandrische Gegenrüstungen in größtem Umfange. — Abschluß des französischen-savoyischen Angriffsbündnisses zu Brosolo; Beurtheilung desselben. — Mantua gleichfalls für Frankreich. — Heinrich's Feldzugsplan. Seine bangen Ahnungen. — Feige Nachgiebigkeit des Herzog Alençon dagegen Spanien zum Kriege entschlossen. — Ansicht über dessen mögliche Gestaltung. — Regentschaft und Krönung Marien's v. Medici. — Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac. — Hatte Ravaillac Mithschuld? — Stimmung der fremden Regierungen bei dem Empfange der Nachricht. — Freude darüber in Spanien. — Schluß: Würdigung Heinrich's IV. Regierung; er überträgt das Uebergewicht in Europa Spanien auf Frankreich.

Unter der Regierung des bigott-fanatichen und zugleich sehr sinnigen Rudolf II. war das deutsche Reich in gänzliche Auflösung gerathen, nachdem die milde und verständige Herrschaft Ferdinand und Maximilian's II. das Ansehen des Kaiserthums neu begründet und mit der Eintracht unter den verschiedenen Religionsparten für Deutschland eine bessere Zeit heraufzuführen versprochen hatte. Es war doch damals auf jedem Reichstage zu einem „Abschiede“ zu bestimmten Vereinbarungen zwischen Kaiser und Reich für gemeinsame Politik, Gesetzgebung oder Verwaltung des Reichs gekommen. Die Macht des Kaisers, wenn auch seine Einkünfte gering, sein Einfluß auf die innere Regierung der einzelnen Territorien null, war noch immer nicht gering gewesen; die Achtung und Scheue vor ihm als der höchsten Obrigkeit, dem obersten von Gott gesetzten Räte war bei Unterthanen und Fürsten geblieben, und zwar am meiste gerade bei den Lutheranern, deren Häupter, die Kurfürsten Brandenburg und Sachsen, bei weitem kaisertreuer sich zeigten als irgend ein katholischer Reichsstand. Die höchsten Reichsgerichte, besonders der in Wien selbst residirende Reichshofrath, ließen ihre Beschlüsse von dem Kaiser und seinem geheimen Räte

diffiren. Die Wirkungen der kaiserlichen Acht erwiesen sich oft genug als furchtbar in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Doch durch die Wiederbelebung des Religionshaders unter Rudolf II. fiel alles auseinander. Die Achtung vor dem Willen und Befehl des Kaisers erlosch, da man denselben so ganz partiisch erblickte. Zum ersten Male seit langer Zeit trennte sich im Mai 1608 der Reichstag zu Regensburg fruchtlos, und seitdem kam es auf keiner Reichsversammlung mehr zu einem Beschlusse, da sich die Protestanten der katholischen Mehrheit nicht fügen wollten. Der systematischen Feindschaft der Reichsgewalten gegenüber begannen in der That die eifrigen Protestanten sich außerhalb des Reiches zu stellen, und so brachen die erbitterten Kämpfe aus, welche die Fremden nach Deutschland führten und schließlich von dem Reiche nichts mehr übrig ließen als den leeren Namen! Nicht sowohl der Reformation, wie dem fanatischen und doch kraftlosen Auftreten Rudolf's II. ist der Verfall des Reiches zuzuschreiben.

Unter den Streitpunkten, welche Deutschland im Beginne des 17. Jahrhunderts theilten, war einer der wichtigsten und aufregendsten die Frage, wem bei der bevorstehenden Erledigung die Erbschaft von Jülich-Kleve zufallen solle? Ein umfassender Länderkomplex hatte sich durch Verheirathung und Erbschaft am Niederrhein und in Westfalen zusammengefunden: die Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein an der Maas waren damals unter dem blödsinnigen und kinderlosen Johann Wilhelm vereint. Auf diese Länder erhoben zahlreiche Fürsten Anspruch, von denen die bedeutendsten Kurbrandenburg, Pfalz-Neuburg und Kursachsen waren. Der Kurprinz und seit 1608 Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg machte sein Recht geltend als Tochtermann der ältesten Schwester Johann Wilhelm's — Maria Eleonore v. Preußen —; der Pfalzgraf Philipp Ludwig v. Neuburg als Gemahl Anna's, der nächstältern Schwester Maria Eleonorens, weil in einer Urkunde Kaiser Karl's V. nur die männlichen Erben der Töchter

des Herzogs Wilhelm III. (also der Schwestern Johann Wilhelm als erbberichtigt bezeichnet waren und Anna in der That ein Sohn — Wolfgang Wilhelm — bejaß, während Maria Eleonore nur Töchter hatte. Weniger gerechtfertigt waren die Ansprüche des Kurhauses Sachsen, die sich theils auf ältere, von mehreren Kaisern erhaltene Anwartschaften theils — ziemlich künstlich — die Vermählung der Vaterschwester Johann Wilhelm's, Sit in die früher kurfürstliche, seitdem herzogliche ernestinische Linie des Hauses Sachsen bezogen. Von jüngern Schwestern Maria Eleonore und Anna v. Neuburg's leiteten ferner der Herzog von Pfalz-Zweibrücken und der Markgraf v. Burgau ihre Erbforderung her, älterer Verwandtschaft mit dem alten märkischen Hause zwei königliche Große, der Herzog von Nevers und der Graf von Mark-Lamoy, von welchen jener Kleve und Mark, dieser nur Grafschaft Mark prätendirte.

Diese Angelegenheit war in jeder Beziehung von hervorragender Bedeutung. Hier handelte es sich nicht allein um eine Partikularsache, sondern um eine allgemeine deutsche Frage. Dank der Politik Karls II., war das Reich voll von Gegensätzen und zweifelhaften Berechtigungen, voll des bittersten Hasses zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformirten. Nur eines geringen Anstoßes bedurfte es, um eine folgenreiche Bewegung, einen heftigen Zusammenstoß aller dieser feindlichen Kräfte herbeizuführen. Die Frage, ob diese große niederrheinische Erbschaft einem Katholiken, einem Lutheraner oder Calviner, ob dem Kaiser, ob Brandenburg, Kursachsen oder Pfalz-Neuburg zu Theil werden sollte, einen solchen Anstoß geben werde, war so gut wie zweifelhaft. Aber noch mehr; es war diese Angelegenheit längst von allgemeinem europäischen Interesse. Noch war damals der ausschließliche Katholizismus, durch Spanien vertreten, in heftigstem Ringen mit den kalvinistischen Niederlanden, die bei dem laienhaften Frankreich Unterstützung fanden. Es konnte diesen Mächten durchaus nicht gleichgültig sein, ob eine katholische oder eine protestantische

tische, eine den Spaniern oder eine den Niederländern befreundete Gewalt sich hier am untern Rheine, an der verwundbarsten Grenze der Niederlande festsetzte.

So nahm Heinrich IV. frühzeitig Stellung zu der jülicher Angelegenheit. Sein Wunsch mußte es selbstverständlich sein, daß protestantische, den Niederländern geneigte Fürsten die so wichtige Position inne bekämen, die somit zu einer Stärkung seines eigenen politischen Systemes geworden wäre; unter keiner Bedingung durfte er dulden, daß hier die Habsburger sich einnisteten und von da aus die Republik der Vereinigten Provinzen auf das ernstlichste bedrohten. Der König ließ es an eifrigen Bemühungen nicht fehlen, um die Korrespondirenden zu konsequenten und festen Beschlüssen in der jülicher Angelegenheit zu bewegen. Schon im Jahre 1599 warnt sein Gesandter Vongars die Kurpfälzer: die Spanier hätten die Absicht, die jülicher Lande für den Erzherzog Albert einzunehmen; schnelle Einigung, Unterstützung der Holländer sei dringend nothwendig.¹⁾

Vergebens, die Korrespondirenden waren einstweilen völlig unthätig; nur der Kurprinz von Brandenburg, Johann Sigismund, betrieb eifrig den Plan, Kurpfalz und die Generalstaaten zu einer Garantie seiner Anrechte zu bewegen. Dafür trat ein Zwischenfall ein, welcher dem Könige durchaus nicht genehm war. Sein eigener Untertban, Herzog Karl Gonzaga von Nevers, der als Nachkomme einer jüngeren Linie des kleveschen Hauses Ansprüche auf Kleve, Mark und Ravensstein erhob, begann im Jahre 1604, dieselben ernstlich zu betreiben. Indem er im Frühling dieses Jahres nach Spa in's Bad ging, war seine eigentliche Absicht, den Herzog und die Herzogin von Jülich-Kleve zu besuchen, natürlich um sie für die Begünstigung seiner angeblichen Rechte zu gewinnen, wozu der König nur widerwillig und zögernd die Zustimmung sich hatte entreißen lassen. In der That

¹⁾ Br. u. A. I. 107.

scheint Nevers wenigstens mit der Herzogin-Regentin von Sülkleve, Antoinette v. Lothringen, zusammengetroffen zu sein, die eben diesem Sommer sich von Kleve über Spa nach ihrem mütterlande begab.¹⁾ Und als im Beginne des Herbstes 1604 das Gerücht von gefährlicher Erkrankung und schließlich von Tode des Herzogs Johann Wilhelm verbreitete, sammelte Nevers Truppen in seinem Gouvernement Champagne, um eintretende Gefahr sofort mit der Befetzung der Erbschaft eine vollendete Thatsache herzustellen. Er wendete sich auch an Heinrich IV. um Unterstützung; aber dieser hielt das Unternehmen Nevers' für viel zu riskant, um dessen Forderung nicht sehr kalt aufzunehmen. Schließlich ermahnte er ihn vielmehr völlig zur Ruhe.²⁾

Denn in Wahrheit gedachte der König nach wie vor die Erbschaft den protestantischen deutschen Prätendenten zu. Am Ende desselben Jahres 1604 ermahnte er sie durch den Landgrafen von Hessen von neuem, frühzeitig Hülfskräfte gegen fremde Verwaltungen zu treffen, und versprach ihnen dabei mit ausdrücklichen Worten seinen Beistand.³⁾ Der Landgraf verwandte sich bei dem Könige besonders für den Kurfürsten von Brandenburg, der der That für den Bestberechtigten angesehen wurde⁴⁾; allein de

¹⁾ MS. Dep. Ayala's vom 11. Mai 1604 (Wien): Le ducq de Nevers fait estat de partir demain vers Spa. J'entends que dela il passera en Juliers pour visiter et saluer Monsieur le ducq et Madame la duchesse. Danach ist die Angabe Guadet's im achten Bande der Lettr. miss. S. 88 verbessert, welcher einen bezüglichen Brief Heinrich's IV. an Nevers v. 8. Sept. a. in das Jahr 1603 setzt; derselbe gehört unzweifelhaft in das Jahr 1604. 12. Mai 1604 reiste Nevers nach Spa ab; der König konnte ihm also wohl auf einen von dort geschriebenen Brief am 8. Juni antworten. — Gieseler, Gesch. d. Herzogth. v. Cleve, p. 82.

²⁾ MS. Dep. Zuñiga's v. 7. Okt. 1604, 6. Febr. 1605 (Paris, K. 1460). — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 8. Febr. 1605 (das. K. 1460).

³⁾ Heinrich IV. an Moriz v. Hessen, 3. Nov. 1604; Rommel 205.

⁴⁾ Barneveldt an Herffden, ⁹/₁₀ April 1609; Deventer, Gedenkstukken 309. — Dep. Jeannin u. Ruffin's v. 7. April 1609; Petitot II, XV. 352. Puyfieur an La Boderie, 2. Mai 1609; Lettr. à La Bod. II. 52.

entsprach er keineswegs den Ansichten des Königs. Dieser hielt vielmehr daran fest, daß die drei eifrig protestantischen Bewerber: Brandenburg, Pfalz-Neuburg und Pfalz-Zweibrücken — von Sachsen wurde wegen seiner kaiserfreundlichen Gesinnung abgesehen — sich vereinigen und die Erbschaft friedlich unter einander theilen müßten; da Heinrich fürchtete, daß im Falle der Vereinzelung nicht nur jeder der protestantischen Prätendenten von der habsburgischen Uebermacht erdrückt werden, sondern auch die Prätendenten selbst unter einander in Streit gerathen und damit der habsburgischen Einmischung Thür und Thor öffnen würden.¹⁾

Eine theilweise Verwirklichung erhielt die wiederholte Aufforderung des Königs in diesem Sinne durch das Bündniß, welches in Hinsicht gerade auf die jülicher Erbschaft Brandenburg und Kurpfalz am 17. Februar 1605 miteinander schlossen, und in dem letzteres dem Hause Brandenburg seine Beihülfe zusagte. Gesandte beider Länder — für Brandenburg der Baron Reit, für Pfalz Herr von Plessen — fanden sich dann im Haag ein,²⁾ um die Unterstützung auch der Generalstaaten in Anspruch zu nehmen. Diese, in Hinblick theils auf ihre eigene augenblicklich recht bedrängte Lage, theils auf das allgemein geglaubte Gerücht, daß Spinola schon jetzt in Kleve und Jülich sich festzusetzen beabsichtige, schlossen bereits am 25. April 1605 ein gegenseitige Unterstützung stipulirendes Bündniß mit den beiden Kurfürsten ab. Auch vom Könige von Dänemark hielt man, er sei eng mit Brandenburg liirt; gegen Frankreich hegten gerade damals die deutschen Evangelischen — es war die Zeit der Mißhelligkeiten zwischen Heinrich IV.

¹⁾ Moritz v. S. an Heinrich IV., 15. Nov. 1604, 21. Jan. 1605, und Heinrich an Moritz, 27. Dez. 1604, 26. Febr. 1605; Rommel, 208. 210. 217. 221.

²⁾ Nicht im April 1605, wie Ritter, Union II. 315, angiebt, sondern schon Ende März 1605; MS. Buzenval an Beaumont, 29. März 1605; Nat.-Bibl. in Paris 15,953. Vgl. das. Buzenval an Billerey, 28. April 1605; sowie Winwood an Lord Cecil, ^{31. März}_{10. April} 1605; Winw. Mem. II. 55.

und dem Herzoge Bouillon — das größte Mißtrauen und nahmen sich, Moritz von Hessen ausgenommen, ihm gegen mit vieler Zurückhaltung. Diese Reserve seitens der protestantischen Reichsfürsten scheint die Ursache gewesen zu sein, weshalb der K. einen Augenblick lang die Ansprüche Nevers' auf einen Theil fleveschen Länder begünstigte und den Ritter von La-Bievill Johann Wilhelm und dessen Rätthe schickte, um bei ihnen Forderungen Nevers' zu unterstützen (Okt. 1605). Ueber den Verlauf und Ausgang dieser Unterhandlung sind wir leider nicht unterrichtet.

Inzwischen verfolgte Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg mit dem Haupte seines Hauses, dem Kurfürsten, in stetem Zwiespalt lebte, seine eigenen Bahnen. Er bemühte sich im Anfang des Jahres 1605, durch Gesandtschaften bei dem Kaiser, bei Könige von Frankreich, bei dem Herzoge von Lothringen und den Generalstaaten¹⁾ um Unterstützung seiner Ansprüche. Nirgends vermochte er feste Zusagen zu erhalten. Was Heinrich im Besondern betrifft, so kam er auf seine frühern steten Einschlüsse zurück, „daß die legitimi successores solcher Länder sich freundlich vergleichen sollten,“ indem er für diesen Fall kräftige Beihülfe in Aussicht stellte.²⁾

Aber damit war dem Neuburger nicht gedient, der vielmehr allein die reichen jülich-fleveschen Länder besigen wollte. diesem Zwecke scheute er vor einem Bündniß mit den schlimmsten Gegnern seines evangelischen Bekenntnisses nicht zurück. So im April 1604 hatte sich sein Erbe, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm derselbe, der später aus eben diesem Grunde zum Katholizismus übergetreten ist, an die katholische Vormacht, an Spanien,

¹⁾ In dem Düsseldorfer Provinzialarchive findet sich, nach gütiger Auskunft des Hrn. Staatsarchivars Dr. Hegert, kein Dokument über die Gesandtschaft Bievill's. — Briefe Heinr. IV. an den Herz. v. Cleve u. dessen R. v. 2. Okt. 1605; Lettr. miss. VIII. 919 f.

²⁾ Ueber die Gesandtschaft bei den letzteren s. MS. Buzenbal an Beauv. 12. Febr. 1605; a. a. O.

³⁾ Br. u. N. I. 434.

Beistand gewendet und von Madrid eine zwar freundliche, aber doch nur allgemein gehaltene Antwort bekommen. Als er schärfer in die spanische Regierung drang, ihn bei seinen jülicher Ansprüchen zu unterstützen, und dafür dienstwillige Nachbarschaft gegenüber den spanischen Niederlanden versprach, erwiderte jene ganz korrekt, er möge sich des Kaisers Zustimmung verschaffen, dann solle ihm der spanische Beistand nicht mangeln. Diese nur sehr bedingungsweise Zusage vermochte im November 1605 den Pfalzgrafen, nun abermals an Philipp III. zu schreiben; er verlangte von ihm in der Erlangung des Roadjutoriums in Jülich und Kleve unterstützt zu werden, wegen der Unfähigkeit und Krankheit seines Oheims, des Herzogs. Die spanische Regierung hätte lieber den gefügigen Pfalzgrafen als einen andern Prätendenten in Jülich mächtig gesehen; und gewiß auf ihre Veranlassung empfahl Erzherzog Albert den Neuburger bedingungsweise dem Kaiser zum Roadjutorium.¹⁾

Es ist selbstverständlich, daß ein solches die neuburgischen Ansprüche außerordentlich gefördert haben würde. Die jülicher Rätthe, die, — wie die Herzogin-Regentin, Antoinette v. Lothringen, und der größere Theil des dortigen Adels überhaupt — spanisch gesinnt waren und vielfach sogar spanische Pension bezogen, auch unter dem Einflusse der zur Regierung verordneten kaiserlichen Kommissarien fanden, äußerten die Absicht, wenn auch nicht den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, so doch — was im Grunde auf dasselbe hinausgekommen wäre — seinen Oheim, den Pfalzgrafen August, als Stellvertreter des Herzogs aufzunehmen.²⁾ Im Grunde aber

¹⁾ MS. Philipp III. an Wolfgang Wilhelm, 13. Juli 1604; Wolfgang Wilhelm an Phil. III., (30.) Dez. 1604; Elemente an Wolsfg. Wilh., 22. Febr. 1605; Phil. III. an dens., 5. April 1605; Wolsfg. Wilh. an Phil. III., 18 Nov. 1605; Phil. III. an Wolsfg. Wilh., 24. Juli 1606; Erz. Albert an Rudolf II., 12. Mai 1609. (München, Reichsarchiv; 3. Th. auch Paris, Nat. Arch. K. 1607).

²⁾ Holz an Stöver, 9. Aug. 1599; Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange — Nassau II. I. 435 — Dep. Jeannin u. Ruffv's vom 7. April 1609; Petitot II., XV. 352.

hatten Spanien und Erzherzog Albert v. Flandern ganz andere sichten. Am liebsten hätten sie weder den Neuburger noch Brandenburger folgen sehen, sondern das Haupt des Gesamthauses Oesterreich, den Kaiser. Schon in den ersten Jahren des Säkulums sprach man in Madrid und Brüssel davon, nach dem Tode Solms Wilhelm's die jülich-kleve'schen Lande als eröffnetes Mannlehen dem Kaiser einzuziehen. Von dort aus versuchte man auch in Friedensverhandlungen mit Generalstaaten in den Jahren 1607–1609 diese zu verpflichten, daß sie sich keinesfalls in die jülich-Handel mischen würden. Dadurch wäre natürlich die Unterdrückung der protestantischen Prätendenten sehr erleichtert worden. Allein Hochmögenden lehnten es ab, sich in dieser Frage zu binden.

Kurpfalz inzwischen ermüdete nicht in seiner rastlosen Geschäftigkeit, die Interessen des eng verbundenen Hauses Brandenburg mit welchem auch eine Familienbildung verabredet war, zu fördern. Nach dem Frieden zwischen Bouillon und dem französischen König knüpfte es auch wieder mit diesem Verhandlungen an. Bei seiner Gesandtschaft im pfälzischen Auftrage nach Paris im Sommer 1611 mußte Fürst Christian von Anhalt von Heinrich IV. eine genaue zugesagte Beihülfe für die Nachfolge Brandenburg's in Jülich, sofortige Hinterlegung einer Geldsumme in Deutschland selbst eintretenden Nothfall verlangen. Kurpfalz traute also dem König die Naivität zu, sich den pfälzischen Plänen unbedingt anzuschließen und ihnen seine Mittel zur Verfügung zu stellen. Es beweist nur wiederum, wie gering die Personen- und Sachkenntniß den damaligen deutschen Diplomaten war. Heinrich IV. war keineswegs der Mann, auf diese Weise seine Selbstständigkeit und den Vortheil seines Reiches aufzugeben. Es lag ihm durchaus nichts daran, daß gerade Kurbrandenburg und Kurpfalz ihre Interessen durchsetzten, vielmehr nur, daß Jülich-Kleve in protestant

1) Briefe n. A. L. 435. — Dep. Jeannin u. Ruffy's v. 13. Juni 1611 XIV. 59.

Hände komme — was durch einen Vergleich aller evangelischer Prätendenten am besten gesichert wurde. Ferner wollte er seine Mittel nicht andern überlassen, sondern sich die Verfügung über dieselben vorbehalten. Von diesen Gesichtspunkten ging seine und seiner Minister Antwort auf Anhalt's Vorschläge aus. Man müsse für eine Verbindung der drei protestantischen Prätendenten Sorge tragen, sonst gebe man dem Hause Habsburg die Möglichkeit, sei es unter dem Vorwande der Reichsautorität, sei es unter einem andern, sei es endlich ohne Vorwand durch nackte Gewalt sich jener Länder zu bemächtigen. Der König sei gern bereit, zum Zustandekommen jener gütlichen Vereinigung seinen ganzen Einfluß anzubieten und, wenn sie verwirklicht worden, ihr mit seinen eigenen Mitteln ausgiebig beizustehen. Nur wenn die andern protestantischen Erbberechtigten durchaus die Hand zur Einigung nicht bieten wollten, würde der König es mit der bestberechtigten Partei und mit den Ansprüchen der ältesten Tochter halten. Er gab zu verstehen, daß er, ein mächtiger Monarch, bei einer solchen Einigung und bei dem glücklichen Ausgange der jülicher Angelegenheit überhaupt bei weitem weniger interessirt sei, als die deutschen evangelischen Fürsten, die in ihrer Vereinzelung völlig machtlos seien.¹⁾

Die Erklärungen des Königs blieben nicht ohne Einwirkung auf die Politik der damaligen Vormacht des deutschen Protestantismus, nämlich der Kurpfalz. Auf das Versprechen Heinrich's, einer evangelischen Union mit einer Summe beizspringen zu wollen, die zu den von ihr selbst aufgebrachten Mitteln im Verhältniß von zwei zu drei stünde, begann Kurpfalz, nicht nur an einer Vereinbarung zwischen Brandenburg und Neuburg, sondern auch an der Begründung der evangelischen Union eifrig zu arbeiten. Das erstere mißglückte, während mit dem letztern Kurpfalz, freilich erst nach vielen Mühen, durchdrang. Das war zugleich ein Erfolg der Politik Heinrich's IV., und dieser versprach in der That im

¹⁾ Br. u. H. I. 499. 508. 511. — Rommel 322 f.

Jahre 1607, sogar ebenso viel Geld dem Bunde zuzuschicken, die deutschen Unirten zusammen genommen. Nur die jüdische Angelegenheit blieb als Gegenstand steter Besorgniß übrig, in sie von neuem Spaltung unter die protestantischen Reichsstände bringen drohte. Der Versuch des Königs, durch kräftige, bündelnde Einwirkung auf Brandenburg eine Einigung unter den evangelischen Prätendenten herbeizuführen, blieb einstweilen ergebnislos.

So lagen die Dinge, als die zweite Hälfte des Jahres eine ungünstige Wandlung in der deutschen Politik Heinrich's eintreten ließ. Theils zog die Betheiligung an den wichtigen spanisch-holländischen Friedensverhandlungen des Königs die Aufmerksamkeit von den deutschen Dingen ab, theils näherte sich Spanien in dem Gedanken französisch-spanischer Heirathsverbindungen. Freilich schlugen diese Negotiationen endlich fehl, erzeugten so nur größere Erbitterung zwischen den Regierungen von Paris und Madrid; indeß zunächst veranlaßten sie aber gegenseitige Entfremdung und Mißtrauen zwischen Heinrich IV. und seinen deutschen Freunden. Der König fühlte nur für den Wunsch, mit den protestantischen Reichsfürsten in eine wirkliche Allianz zu treten, wenn irgend ein wichtiges Ereigniß einen Schar auf die weitere Gestaltung der politischen Verhältnisse gestürzte würde. Er hielt sich den deutschen Fürsten gegenüber zu fürchtete er doch überhaupt, daß dort „alles in windige Zusammenkünfte auslaufen, nichts Wirkliches geschehen werde“¹⁾ — Besorgniß, die man ihm nach der Verfahrensweise der deutschen Protestanten in dem letzten halben Jahrhundert nicht eben verzeihen konnte! Das erklärte er auch dem württembergischen Agnaten Buwinthausen gerade heraus. Andererseits wurde durch ein solches Benehmen Frankreich's die Union gereizt und mißtrauisch. Theilnehmer geriethen über die spanisch-französischen Heirathsverhandlungen, denen sie hauptsächlich den Zweck zuschrieben,

¹⁾ Br. u. M. I, 525. 533. 537.

²⁾ Heinr. IV. an Bouillon, 2. Mai 1608; Lettr. miss. VII. 542.

zweifelhafte Legitimität des Dauphin zu stützen, in große Besorgniß; da sie schon früher, in stetem Andenken an das Verfahren Heinrich's II, im Jahre 1552, auch Heinrich dem Vierten stets selbstliche Absichten zugeschrieben hatten, glaubten sie jetzt mehr als je habgierige Pläne bei dem französischen Könige voraussetzen zu müssen. Dieser sah sich schließlich selbst genöthigt, einen Versuch zur Beruhigung und Gewinnung der Anrten zu machen, indem er ihnen zugleich, freilich nur für gewisse Fälle und unter bestimmten Bedingungen, von neuem seine Unterstützung zusagte.

Die deutschen Verhältnisse waren also nicht gerade allzu günstig für die französischen Entwürfe, als am 9. April 1609 die holländisch-spanischen Negoziationen durch den zwölfjährigen Waffenstillstand beschlossen und somit ein Krieg beendet wurde, der vierzig Jahre hindurch die Ruhe Europa's gestört hatte. Allein in diesem Augenblick war sie schon wieder bedroht durch den Eintritt eines lange erwarteten und gefürchteten Ereignisses, des am 25. März erfolgten Todes des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm von Sülzbberg. Damit war diese Erbschaft eröffnet, die bei der großen Menge von Prätendenten und bei der Wichtigkeit des Objektes selbst die Aussicht auf langwierige und erbitterte Verwickelungen gab.

Als Heinrich IV. zuerst von dem Hinscheiden des Herzogs hörte, hielt er es für angemessen, gegen jeden auszusprechen, daß er wünsche, die Prätendenten möchten den friedlichen Weg richterlicher Entscheidung innehalten. Das war formell am korrektesten, und zugleich konnte bei gerechtem richterlichen Verfahren der Heimfall der Erbschaft an eines der beiden protestantischen Häuser Brandenburg oder Neuburg nicht zweifelhaft sein. Indes so friedlich jene Aeußerungen des französischen Königs klangen, das betonte er doch sofort auf das bestimmteste, daß der König von Spanien sich unter keiner Bedingung in diese Angelegenheit mischen dürfe.¹⁾ Es entsprach dies ja der Haltung, die er schon längst

¹⁾ MS. Dep. Don Zaigo de Cardenas v. 27. April 1609; Papiere v. Simancas (Paris K. 1461 B). — MS. Dep. Berquins v. 12. Mai 1609 (Bien).

in der jülicher Angelegenheit einzuwirken, im Jahre 1609 erklärt hatte: „Das es keinem in aus vorhergeh (König) sich dessen annehmen mehr der erste sein, so ihm zu widerstehen und sich der zu machen verweigert.“ Hierin hatte er wohl in dem Rathe beigestanden, sich ihm selbst die Freiheit zu sichern, damit Kaiser nicht im Falle der spanischen Erbfolge gezwungen. Auf Wunsch Heinrich's den habsburgischen Kandidaten erhalten. In einer Instruction des Königs an Kays, seine Gesandten bei dem holländischen Gesandten am 2. April 1609, also sofort nach der Nachricht von dem Tode des Herzogs, wird ihm jeder willkürlichen Einmischung selbst der Kaiser gezeihen als eine gerechte Verpflichtung für die Nennenden bezeichnet, seine Verbündeten mit Rath schüßen. Kannin verfehlte nicht, unverzüglich nach dieser Weisung sie dem Präsidenten Richart auf auszudrücken. Der Wunsch des Königs, die fried der jülicher Frage in den holländisch-französischen genommen zu sehen, scheiterte freilich an dem zu weit Stadium der Vertragsunterhandlungen.

Ueberhaupt hatte Heinrich wohl von Beginn, daß eine so wichtige politische Frage auf dem erledigt werden würde. Und da nahm er begreift einem durch die Dringlichkeit gesteigerten Nachdruck wieder auf, die protestantischen Prätendenten kräftigern Widerstande gegen etwaige habsburgischen zu vereinigen. Er ersuchte unverzüglich von Vaden, die Vermittelung des Streites unter tischen Bewerbern zu unternehmen und zu diesem Zweck Interessenten eine Tagung zu vereinbaren, auf auch ein französischer Gesandter erscheinen werde

Laubecourt, der die jüddentschen Prätendenten der Erbschafts-ermittlungsversuche des Markgrafen von Baden günstig zu beauftragt war, für den Fall einer habsburgischen Eingangs den protestantischen Fürsten französischen Beistand an und Truppen anzubieten.¹⁾

So hatte Heinrich IV. bereits unzweideutig und ausdrücklich auf die soeben eröffneten Frage genommen: Heimfall der protestantischen Erbberedtigten, Verhinderung jeder österreichisch-spanischen Einmischung, das war sein Programm. Gleichdagegen war ihm der Umstand, wer unter jenen evangelischen Fürsten schließlich der Bevorzugte sein solle. Im Anfang meinte man zu wissen, er begünstige den Herzog von Zweibrücken, dessen Bruder der Schwiegersohn seines Ministers Sully²⁾ Dann sprach er wieder zu Gunsten Neuburg's und Brandenburg's, deren Verbindung untereinander er schon Ende April dringend wünschte;³⁾ in der That gab eine solche Kombination die beste Aussicht auf Erfolg. — Der Herzog v. Nevers und der junge Graf La Marck meldeten sofort ihre Ansprüche bei dem Kaiser und so bei den jülich'schen Ständen⁴⁾ an und wandten sich zugleich an den König mit der Bitte, dieselben durch seinen Einfluß zu unterstützen; allein Heinrich entmuthigte diese aussichtslosen und unbequemen Kandidaten, die nur größere Verwirrung in die ohnehin verwickelte Angelegenheit bringen konnten, von Beginn an.

¹⁾ Vgl. Br. u. N. I 434, II. 111. 223. — Nég. de Jeannin, XV. 329. 347. 350 ff. 386. 398. 435.

²⁾ MS. Dep. Pecquins' v. 8. April (Wien): Il semble que le Roy tresien incline au Ducq de Deux-ponts; il n'y a aucune apparence de pretendre pour le Ducq de Nevers. Neantmoins autres me disent qu'il a parlé favorablement du Palatin de Neubourg. — Zweibrücken als den Candidaten Frankreich's nennt auch Cardenas in seiner MS. Depeche vom 27. April, doch schöpfte er wohl mit Pecquins aus einer und derselben Quelle.

³⁾ Br. u. N. II 274 f. — Billeroy an Jeannin, 26. April, p. 399.

⁴⁾ Casp. Ens. Annales Gallo — Belgici, t. VI l. III. p. 381. 384 (En, 1611).

Den Herzog von Nevers, welcher zuerst den Baron von an ihn abgesandt hatte und dann selbst zu ihm nach Brüssel eilte, fertigte er mit unbestimmten Worten ab; dem Marck unterlagte er ausdrücklich, nach Deutschland zu sich hier persönlich bei dem Kaiser zu bewerben.¹⁾ Anstellung des belgischen Geschäftsträgers Pecquius, man sorgen, daß ein Katholik Herr der streitigen Lande werde er sich wieder zu antworten: am besten thue man, der freien Lauf zu lassen.²⁾

Bald wurden die Absichten des Königs in Belgischen Zustände in so weit realisirt, daß ihm eine Parteinahme ermöglicht wurde. Der Kaiser hatte Prätendenten die gewaltsame Besitzergreifung des Gebietes untersagt und sie an seinen oberstrichterlichen verwiesen, zu dem sie sich binnen vier Monaten zu dem Kurfürst Christian II. von Sachsen war einerseits genug, andererseits der Freundschaft des Kaisers hinreichend um es auf den Rechtsweg ankommen zu lassen;³⁾ Brabant und Neuburg dagegen griffen trotz des kaiserlichen Verbotes zu, nachdem sie von dem Tode des Herzogs Kenntniss hatten, und sandten Bevollmächtigte und Truppen nach Kleve. Um zwischen ihnen selbst einen Streit zu vermeiden hatte der charakterlose Volksgang Wilhelm v. Mark abermals an den katholischen Erzherzog in Flandern gewandt⁴⁾ — brachte Moriz von Hessen den Intendanten von Dortmund zu Bege (10. Juni n. St.), nach welcher Einwilligung der Landstände, die streitigen Territorien Entscheidung der Sache gemeinschaftlich zu verwalten und

¹⁾ MS. Dep. Pecquius v. 12. 19. Mai, 1. Juni (Wien).

²⁾ Instr. an Seammir u. Ruffo, 18. Mai; XV. 437.

³⁾ Vgl. M. Ritter, Sachsen und der sächsische Erbfolgestreit, aus d. Abh. der Bair. Akad., München 1873, S. 26.

⁴⁾ MS. Erzß. Albert an Rudolf II., 12. Mai; München, I.

einander mit vereinigten Kräften in dem Besitze derselben zu vertheidigen sich gegenseitig versprochen. Sie erhielten daher den Namen der possidirenden Fürsten. Zu erwähnen ist übrigens, daß man nach wie vor allseitig die brandenburgischen Ansprüche für bestberechtigt hielt.¹⁾

Noch in den letzten Tagen des Mai hatte Heinrich Herrn Bongars zu einem neuen Vermittelungsversuche bei den Agenten nach Deutschland geschickt; der war nun freilich unthunlich geworden, zum Theil sogar vereitelt: aber im großen und ganzen waren doch durch den Dortmunder Vertrag die Absichten des Königs erfüllt, wie dieser selbst schon bei der vorläufigen Erklärung des abzuschließenden Vertrages durch den Agenten Neuzig's gern anerkannt hatte. Die wichtigsten eifrig protestantischen Werber hatten sich geeint und die Hülfe der gesammten Union ihnen sicher; es war durch die Uebereinkunft ein Banner gesetzt, um das sich alle Gegner der habsburgischen Absichten die jülicher Erbschaft zu schaaren vermochten. Freilich hielt der Kaiser gerade, weil nun die Entscheidung in einem ihm günstigen Sinne ohne sein Zuthun zu nahen schien, es an der Zeit, mit seinen politischen Anschauungen und Entwürfen vor den Gegnern zurückzutreten, bis die Ereignisse sich noch mehr geklärt hätten. Er äußerte sich, nur denjenigen unterstützen zu wollen, der das Beste zu thun habe. Er sprach davon, seinen dritten Sohn mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen und ihn dann mit Frankreich's

Spanien's vereinten Kräften zum Herzoge von Jülich-Kleve-Berg zu machen. Wie sehr wünsche er überhaupt eine Allianz mit Spanien, wenn nur nicht die spanischen Gesandten sich so feindselig und feindselig zeigten!²⁾ In Wahrheit gingen alle seine

¹⁾ MS. Dep. Pecquins' v. 12. Juni (Wien). — Barneveldt an Fr. v. Arssen, April; Deventer, Gedenkst. III, 309. — Instr. Heinrich's IV. an Bongars, Mai; Br. u. N. II, 274 ff.

²⁾ MS. Die Erzherzoge an Pecquins, 26. Juni (Wien, H. H. u. St.-M. C. 190). — MS. Dep. Pecquins' vom 12. Juni, 1. Juli (bas. P. C. 191, 190).

Den Herzog von Nevers, welcher zuerst den Baron von La El an ihn abgesandt hatte und dann selbst zu ihm nach Fontainebleau eilte, fertigte er mit unbestimmten Worten ab; dem Grafen Mark unterlagte er ausdrücklich, nach Deutschland zu gehen, sich hier persönlich bei dem Kaiser zu bewerben.¹⁾ Auf eine Stellung des belgischen Geschäftsträgers Pecquius, man möge sorgen, daß ein Katholik Herr der streitigen Lande werde, begnügte er sich wieder zu antworten: am besten thue man, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.²⁾

Bald wurden die Absichten des Königs in Bezug auf die deutschen Zustände in so weit realisiert, daß ihm eine entschiedene Parteinahme ermöglicht wurde. Der Kaiser hatte sämtlichen Prätendenten die gewaltsame Besitzergreifung des streitigen Gebietes untersagt und sie an seinen oberstrichterlichen Ausspruch verwiesen, zu dem sie sich binnen vier Monaten zu stellen hätten. Kurfürst Christian II. von Sachsen war einerseits friedliebend genug, andererseits der Freundschaft des Kaisers hinreichend ergeben, um es auf den Rechtsweg ankommen zu lassen;³⁾ Brandenburg und Neuburg dagegen griffen trotz des kaiserlichen Verbots zu, nachdem sie von dem Tode des Herzogs Kenntniß erhalten hatten, und sandten Bevollmächtigte und Truppen nach Flandern. Um zwischen ihnen selbst einen Streit zu vermeiden, schon hatte der charakterlose Volksgang Wilhelm v. Neuburg abermals an den katholischen Erzherzog in Flandern um Hülfe gewandt⁴⁾ — brachte Moritz von Hessen den Interimsvorbehalt von Dortmund zu Wege (10. Juni n. St.), nach welchem sie, mit Einwilligung der Landstände, die streitigen Territorien bis zur Entscheidung der Sache gemeinschaftlich zu verwalten und bis d

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 12. 19. Mai, 1. Juni (Wien).

²⁾ Instr. an Seannin u. Ruffin, 18. Mai; XV. 437.

³⁾ Vgl. M. Ritter, Sachsen und der sächsische Erbfolgestreit; Separatdruck d. Abh. der Bair. Akad., München 1873, S. 26.

⁴⁾ MS. Erzherzog Albert an Rudolf II., 12. Mai; München, Reichsarchiv.

einander mit vereinigten Kräften in dem Besitze derselben zu vertheidigen sich gegenseitig versprochen. Sie erhielten daher den Namen der possidirenden Fürsten. Zu erwähnen ist übrigens, daß man nach wie vor allseitig die brandenburgischen Ansprüche für die bestberechtigten hielt.¹⁾

Noch in den letzten Tagen des Mai hatte Heinrich Herrn von Bongars zu einem neuen Vermittelungsversuche bei den Prätendenten nach Deutschland geschickt; der war nun freilich unnöthig geworden, zum Theil sogar vereitelt: aber im großen und ganzen waren doch durch den Dortmunder Vertrag die Absichten des Königs erfüllt, wie dieser selbst schon bei der vorläufigen Erwähnung des abzuschließenden Vertrages durch den Agenten Neuburg's gern anerkannt hatte. Die wichtigsten eifrig protestantischen Bewerber hatten sich geeint und die Hülfe der gesamten Union war ihnen sicher; es war durch die Uebereinkunft ein Banner errichtet, um das sich alle Gegner der habsburgischen Absichten auf die jülicher Erbschaft zu schaaren vermochten. Freilich hielt der König gerade, weil nun die Entscheidung in einem ihm günstigen Sinne ohne sein Zuthun zu nahen schien, es an der Zeit, mit seinen wirklichen Anschauungen und Entwürfen vor den Gegnern zurückzuhalten, bis die Ereignisse sich noch mehr geklärt hätten. Er äußerte wiederholt, nur denjenigen unterstützen zu wollen, der das beste Recht habe. Er sprach davon, seinen dritten Sohn mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen und ihn dann mit Frankreich's und Spanien's vereinten Kräften zum Herzoge von Sülisch-Nieverborg zu machen. Wie sehr wünsche er überhaupt eine Allianz mit Spanien, wenn nur nicht die spanischen Gesandten sich so herrisch und feindselig zeigten!²⁾ In Wahrheit gingen alle seine

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 12. Juni (Wien). — Barnevelt an Fr. v. Arssen, 9. April; Deventer, Gedenkst. III. 309. — Instr. Heinrich's IV. an Bongars, 30. Mai; Br. u. A. II. 274 ff.

²⁾ MS. Die Erzherzoge an Pecquius, 26. Juni (Wien, S. H. u. St. A. P. C. 190). — MS. Dep. Pecquius' vom 12. Juni, I. Juli (das. P. C. 191. 190).

Schritte nach der entgegengesetzten Richtung. In einem Schreiben lud er die Stände der Herzogthümer Süllich-Kleve ein, sich beiden possidirenden Fürsten zu unterwerfen (24. Juni).¹⁾ empfing den Hauptmann Widemarke, den gewöhnlichen Agenten des Landgrafen Moritz von Hessen, welchen dieser ihm mit offiziellem Kunde des Dortmunder Vertrages zugesandt hatte; bei der Rücksendung beauftragte Heinrich den Kapitän, Markgrafen Ernst von Brandenburg und dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg — den Statthaltern der Possidirenden in den Herzogthümern — nach Düsseldorf Briefe überbringen, in welchen der König ihnen Glück wünschte und seinen Beistand versprach. Den Vereinigten Provinzen und selbst Erzherzog Albert theilte er seinen Wunsch mit, sie möchten Possidirenden begünstigen; und in demselben Sinne wandte sich auch an den Kurfürsten von Köln und dessen Roadjutor, von ihm Pensionen empfangen. Die possidirenden Fürsten ermahnte er, sich rechtzeitig stark zu rüsten, um sich jedes Angriffs seitens des Kaisers oder der Spanier erwehren zu können; wenn sie selbst thatkräftig austräten, würde er ihnen seine Hilfe zu Theil werden lassen. Zugleich schrieb er an den Herzog von Zweibrücken und den Markgrafen von Burgau, um diese klein Prätendenten von jeder Feindschaft gegen die Possidirenden abzumahnem.²⁾

Diese Maßregeln waren zu konsequent und zu auffallend

¹⁾ MS. Nationalarchiv in Paris, K. 1461 B. d. d. Fontainebleau, 24. Juni. Dieses Schreiben fehlt sowohl in den Lettres missives als auch im 2. Theile der Briefe und Akten z. Gesch. des dreißigj. Kr.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 25. Juni (Paris). — Instr. G.'s IV. für Widemarke; Winwood Memorials, III, 60 ff. Das hier gegebene Datum 25. Juni ist jedenfalls unrichtig, da Cardenas unter dem 25. Juni bereits von der Rücksendung Widemarke's berichtet, auch bei der Abfassung der Instruktion offenbar die Besitzergreifung der Stadt Süllich durch Erzherzog Leopold noch unbekannt war. Wahrscheinlich fällt die Expedition der Instruktion in die Nacht v. 20.—25. Juni 1609. Vgl. übrigens Br. n. II, 294 Anm. 2.

als daß der König das Geheimniß noch lange hätte aufrecht erhalten können. In einer Audienz, die er am 17. Juli dem Geschäftsträger des Erzherzogs Albert, Pecquius, gab, sprach er sich schon offen zu Gunsten Brandenburg's und Neuburg's aus, die mit voller Zustimmung der Landstände von Jülich-Kleve diese Länder in Besitz genommen hätten; wolle man sie in diesem Besitze stören, so verpflichteten ihn die Gerechtigkeit sowie die alten Bündnisse und Freundschaft mit Brandenburg, dem letzteren mit aller Macht zu Hülfe zu kommen. Von dem Kaiser redete er mit vieler Verachtung und von der französisch-spanischen Heirath in Hinsicht auf Jülich mit Lachen, als einem thörichten und gewaltsamen Auskunftsmittel. Ueberhaupt äußerte der König oft, daß er beabsichtige, jede Gewaltthätigkeit in der jülicher Angelegenheit zu verhindern; und für den Fall, daß Spanien oder Erzherzog Albert sich in dieselbe mischten, drohten er und seine Minister mit sofortigem Kriege. Besonders besorgt zeigte er sich um die Gunst Neuburg's, da man dieses, und nicht mit Unrecht, für den spanischen Verlobrungen sehr zugänglich hielt.¹⁾

Der Kaiser nahm es auf sich, dem französischen Könige den

¹⁾ Merkwürdige Depesche des Pecquius v. 18. Juli 1609 (MS. Wien): . . . Puis-apres le Roy s'estendit a parler amplement du peu de pouvoir et reputation de Sa Maj. Imperiale, disant, entre autres choses, n'estre de merueille, que lesd. Princes luy perdoient le respect, attendu que le peuple de sa ville propre de Prague se sousleuoit, et bandoit si audacieusement contre elle, et qu'il ne voyoit aucune apparence qu'elle peust maintenir son droict contre lesd. Princes, ores qu'elle en eust aucun. Von der französ.-span. Heirath in Bezug auf Kleve sprach er lachend wie von einem jener terribles expediens, die man in Rom schmiede comme si sous pretexte de religion lon pouuoit despouiller un chacun de son bien . . . Bref il me dit, que si lon auoit entrepris, ou vouloit entreprendre quelque chose par force contre led. Marquis de Brandenbourg, il ne pourroit delaisser de l'assister suyuant leurs anciennes alliances et confederations, veu mesmes que de sa part led. Marquis a este compris au traité de la paix de Veruin, et qu'il trouve sa pretension accompagnée de justice, ayant aussy receu de luy ou de son pere de grands et importants secours en ses necessitez. — MS. Dep. Pecquius' v. 21. 30. 31. Juli. — Vgl. Geur. IV. an Bengars, 23. Juli; Br. u. M. II. 300.

Vorwand zu gewaltfamer Intervention zu geben, auf wel-
 dieser offenbar mit Sehnsucht wartete. Auf Ansuchen des
 seinen Ansprüchen verlegten Kurfürsten von Sachsen befahl
 Kaiser den Possidirenden, die jülich-kleveischen Länder sofort her-
 zugeben; und als sie dieses Mandates nicht achteten, be-
 befahl Rudolf II. jene Erbschaften einstweilen in kaiserliches Sequester
 nehmen. Kein Zweifel, daß er bisher, dem gewaltthätigen
 treten der Possidirenden gegenüber, vollständig korrekt gehan-
 delt hatte.¹⁾ Aber nun verlor er seine eigene Stellung durch
 einen Streich, der seine wahren Absichten zu früh offenbarte. Er
 auftragte mit der Ausführung des Sequesters seinen eigenen
 Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, einen
 eifrigen Katholiken und unbedingten Anhänger der habsburgi-
 schen Gesamtpolitik bekannten und deshalb von allen Protestanten
 das bitterste gehaßten Fürsten. Verkleidet sich Leopold
 den Unterrhein und erhielt die starke Festung Jülich durch
 schon vorher gewonnenen Kommandanten derselben, Rauschen-
 berg, der bereits seit Jahren eine Pension des Königs von Spa-
 nien bezog, ausgeliefert, (23. Juli, Nachmittags ein Uhr).²⁾ Er
 bemühte er sich, wenn auch vergeblich, in den jülich-kleve-
 ischen Ländern eine weitere Anerkennung des kaiserlichen Sequesters
 beizuführen.

Die Tragweite dieses Gewaltschrittes wurde in ganz Eu-
 ropa auf den ersten Blick erkannt. Die streitigen Länder waren
 überwiegend von Protestanten bewohnt, die hauptsächlich
 Bewerber waren Protestanten: die Wahl eines
 Mitgliedes des Kaiserhauses, und zwar des am entschiedensten kathe-

¹⁾ Dies war schon im voraus anerkannt worden durch ein am 3. 8.
 1608 von Marquard Freher für Kurpfalz angefertigtes Gutachten über
 Administration der jülicher Erbschaft; Br. u. N. II. 91 f.

²⁾ Dep. Jeannin's u. Ruffy's v. 8. April 1609; Petitot II, XV. 350
 Chronik des Beer von Jahr p. 83 (in „Original-Denkwürdigkeiten eines
 genossen am Hofe Joh. Wilhelm's III. v. S.-C.-B.“, Düsseldorf 1834).

und spanisch gesinnten, zur Vollstreckung des Sequesters erwies, daß der Kaiser dasselbe benutzen wollte, um diese wichtigen nieder-rheinischen Lande für die Religion und besonders für das „erlauchte Haus Oesterreich“ zu gewinnen! Eine solche Zuversicht von Seiten des Kaisers und seiner Rätthe war um so erklärlicher, je größere und leichtere Fortschritte in den letzten Jahrzehnten die katholische Gegenreformation in Deutschland gemacht, je entscheidender sie in allen reichsrechtlichen Streitfragen den Sieg über die Protestanten davon getragen hatte.

Indeß dieses Mal änderte sich das Verhältniß durch die Einmischung Frankreich's, das nunmehr die abwartende Politik aufzugeben entschlossen war. Offenbar hatte der Kaiser sich in's Unrecht gesetzt — wenn auch nicht formell, so doch der Sache nach — und Heinrich IV. ergriff gern diesen Vorwand, um den längst vorbereiteten und schließlich für Frankreich unvermeidlichen Kampf mit dem Hause Habsburg unter anscheinend so günstigen Umständen zu beginnen. Er zeigte sich über das Vorgehen des Erzherzog Leopold höchlichst aufgeregt — zumal man weitere Gewaltschritte der habsburgischen Partei erwartete — und gewillt, eine Vergrößerung Oesterreich's nach dieser Seite hin nicht zuzugeben.¹⁾ Er meinte — oder gab doch vor zu meinen — daß der spanische Gesandte in Prag Leopold mit Geld unterstützt, Erzherzog Albert dessen Unternehmen mindestens gebilligt habe. In der Audienz, welche er Pecquius am 3. August ertheilte, sagte er gleich im Beginne: er müsse die possidirenden Fürsten gegen den ungerechten Angriff des Erzherzogs Leopold vertheidigen. Die Staatsraison zwingt ihn, nicht zu dulden, daß das Haus Oesterreich seine Herrschaft über die jülich-kleveischen Länder erstrecke. Doch leugnete er, deshalb zu einem offenen Kriege mit Spanien schreiten zu wollen; selbst wenn Philipp III. und Albert den Erzherzog Leopold unter-

¹⁾ Herffen an Barnevelt, 29. Juli, u. Dep. Albaldini's v. 24. Aug.; Br. u. A. II, 309. 327.

stützen würden, werde er ihnen darum noch nicht gerade den Rath erklären. Unter dem Vorwande der Religion, setzte er hinzu, habe das Haus Oesterreich schon viele Staaten sich einverleibt.¹⁾

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 3. Aug. (Wien): . . . (Der König sagt:) raison d'état il ne pouvoit ny deuoit souffrir, que lad. maison d'Austr. estendist sa domination sur lesd. pays de Cleues et Juilliers, en quo persista, faisant la sourde oreille a mes allegations contraires. — Dep. I. dini's v. 4. Aug. u. Dep. Cardenas' v. 5. Aug.; Br. u. A. II, 328 f. 333. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich nur im Vorübergehen der Nachrichten, uns Sully von einem großen Plane Heinrich's IV. überliefert hat, gesammte christliche Europa in eine Bundesrepublik von funfzehn gleichberechtigten Staaten zu verwandeln, einem Plane, welchem die kriegerischen Mächte Heinrich's IV. in seinem letzten Lebensjahre gegolten haben sollen. Bis in neueste Zeit sind diese Angaben gläubig angenommen worden. II. A. entwarf z. v. Naumer (Gesch. Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh., II. 396. Henri Martin (X 491 ff.), der Herausgeber der Lettres missives de Henri Berger de Xivrey (Tradition française d'une Confédération de l'Europe Paris 1860, p. 45 ff.) und Bolowéski (Académie des sciences morales, t. LIV) ausführlich den „großen Plan“. Indes derselbe fand doch schon frühzeitig bei einsichtigen und nüchternen Historikern lebhaften Zweifel. Bei im 17. Jahrhundert bezeichnete Vittorio Siri in seinem *Memorie recon* Sully's Darstellung als „prächtige Chimären“, als „lächerliche Fabeln (vaneggiamenti)“. Voltaire spricht sich zu verschiedenen Malen sehr gegen die Möglichkeit des „großen Planes“ aus. Glassan (in seiner *Histoire de la Diplomatie française*, 1. Aufl. II, 233 f.) meint, Heinrich IV. habe daran denken können, solche Entwürfe zu verwirklichen. Auch Guizot (*Re Contemporaine*, VII, 10) verwirft sie durchaus. Bazin, der bekannte Biograph Ludwig's XIII u. Mazarin's, sucht die Absicht aufzudecken, aus welcher her Sully zu solchen Erfindungen gekommen ist (Mich. et Pouj., *Mémoires*, II. Notice p. XV.) Leo p. v. Ranke sagt mit Recht (Sämmtl. Werke IX, II „Ernstlich kann nicht einmal Sully, geschweige denn Heinrich daran gedacht haben, eine so ganz chimärische Politik durchzuführen.“ Trotzdem hat Poir (3. Aufl. IV, 85 ff.) den „großen Plan“, wenn auch in etwas beschränkter Maße, wieder aufgenommen und weitläufig entwickelt; und ihm folgt, wie über blindlings Herr v. Lescuré (Henri IV., Paris 1874), dessen flüchtige Notiz von der Pariser Akademie den zweiten Theil Gobert erhalten hat. (Ebv Jules Gourdaunt, *Sully et son temps*, Tours 1873 p. 186 ff., ein Buch das auch nicht die mindeste neue Belehrung bringt). — Endlich aber Moriz Ritter in einer Abh. der Münchener Akademie v. J. 1871 die Unmöglichkeit, daß der „große Plan“ von Heinrich IV. wirklich gehegt worden sei, so schlag nachgewiesen, daß nur noch Schriftsteller, die — wie einige neueste französische Historiker — mit kindlicher Kritikalosigkeit und in glücklicher Unkenntniß deutschen Forschungen schreiben, weiterhin von demselben sprechen dürfen.

Bereits wurden die ersten militärischen Maßregeln getroffen. Heinrich sandte den Herrn von Bethune an die Generalstaaten mit der Erklärung, der König werde die Possidirenden gegen Erzherzog Leopold unterstützen, und mit der Aufforderung, die beiden französischen Regimenter in ihrem Solde — es waren die Regimenter Chastillon und Bethune, zusammen nicht weniger als 8000 Mann zu Fuß nebst 300 Pferden — an die jülich-kleveische Grenze zu verlegen; und die Generalstaaten beschloßen in ihrer Sitzung vom 6. August, auf Anrathen Barnevelt's, den Wünschen des französischen Herrschers nachzukommen. Die beiden Regimenter wurden nach Schenkenschanz und einigen benachbarten Grenzzorten gegen Deutschland verlegt. Auch schickte Heinrich den Holländern von neuem 100,000 Thaler, damit sie nicht nach dem nun bereits lange erfolgten Abschlusse des Waffenstillstandes ihr Heer etwa beträchtlich verminderten.¹⁾ Inzwischen begann der König selbst Truppen auszuheben; die gesamte Gensdarmierie Frankreich's erhielt Befehl, sich zum Abmarsche bereit zu machen; einige Heeresabtheilungen wurden wirklich an der flandrischen Grenze zusammengezogen, obwohl man diese Bewegung für einen bloßen gewöhnlichen Garnisonswechsel ausgab. In Paris hielten die politischen Kammegießer schon Ende Juli den Krieg mit Spanien für unvermeidlich. Wie richtig übrigens die Ansicht des Königs über die eigentlichen Pläne des Hauses Oesterreich waren, mochte man aus einem aufgefundenen Briefe des Erzherzogs Leopold an seinen Neffen den Erzherzog Ferdinand ersehen, in welchem jener es geradezu als seine Aufgabe bezeichnete, die jülicher Lande den Regern — also

Nachdem diese negative Arbeit so gründlich gethan ist, versuche ich hier die wahre Politik Frankreich's in jenem Jahre 1609 auf 1610 und zumal die wirklichen Pläne Heinrich's IV. während derselben zur Darstellung zu bringen. Freilich muß ich dabei gegen eine Menge der bis jetzt allgemein verbreiteten Ansichten verstoßen.

¹⁾ MS. Dep. Ruffy's v. 8. Aug.; Paris, Nat.-Bibl. 15955. — MS. Dep. Cardenas' v. 8. Juli, 30. Sept.

auch Sachsen — aus dem Rachen zu reißen.¹⁾ Waren doch kaiserlichen Mandate in dieser Angelegenheit von demselben kaiserlichen Vizekanzler Leopold v. Strahlendorff gegengezeichnet, der Beginn des Streites in einer Denkschrift erklärt hatte: freilich Brandenburg der einzig berechnigte Erbe, allein der Kaiser eine solche Stärkung jenes, allen Kegnern Zuversicht und Hoffn gewährenden Hauses nicht dulden.²⁾ Auch diplomatisch si Frankreich gegen solche Willkür aufzutreten. Herr v. Baubecourt l Leopold mit dem Angriffe des französischen Herrschers zu bebr und die Possidirenden französischer Hülfe zu vergewissern, si die Stände der betreffenden Herzogthümer zu ermahnen, ohne i sicht auf die kaiserlichen Mandate und Achtankündigungen Possidirenden treu zu bleiben. Endlich zeigte Heinrich durch Bon (31. Juli) den Unirten seine feste Absicht an, die Habsburger einem mächtigen Heere — nicht bloß mit einem Hülfskorps aus Süllich zu vertreiben, wenn er nur erst der Mitwirkung deutscher Seite sicher sei.³⁾

So enthüllte der französische König allmählich seine M Vereinzelt hatte er nie gegen das Haus Oesterreich loszshk wollen; jetzt hoffte er an den deutschen Protestanten starke Bun genossen zu finden, um zunächst den habsburgischen Einflus Deutschland gründlich zu brechen. Sollte daraus aber ein allgeme Krieg entstehen, so meinte er noch weiterer Allirter sicher zu

Und nun zeigte sich, wie Heinrich's IV. seit zwölf J folgerichtig betriebene, fluge und bedächtg vorschreitende litif bereits Frankreich zur ersten Großmacht Europa's erh

¹⁾ Ritter, Sachsen und der Süllicher Erbfolgestreit 33. — Ueber die zöfischen Rüstungen jener Wochen: MS. Dep. Jacob's v. 3. Juli (Turin); nin an Richardot, 27. Juli, p. 518 f.; Lettr. miss. VIII 964. — Uebe Stimmungen in Paris: L'Estoile bei Mich, et. Pouj. II, I, II, 522.

²⁾ E. v. Schaumburg, Die Begründung der brandenburg-preußischen schaft am Niederrhein (Wesel, 1859) S. 92 ff.

³⁾ Br. u. A. II, 311. 315 f.

hatte, wie schon damals die Entscheidung der europäischen Geschichte in Paris gesucht werden mußte. Der Erzherzog Albert, welchem die Spanier überhaupt allzu große Friedensliebe und Mangel an Eifer für die Sache der Religion und des Erzhauses Oesterreich vorwarfen, schien nichts anzustreben, als ängstlich die Unzufriedenheit des mächtigen Nachbarn zu vermeiden. Allerdings waren auch seine Streitkräfte gering, da nach dem Frieden die belgische Armee etatsmäßig nur 14—15000 Mann stark sein sollte, in Wirklichkeit aber wegen Geldmangels bald weit geringer war; und das reichte um so weniger aus, als der Erzherzog bei jedem kriegerischen Zusammenstoße mit Frankreich auch den sofortigen Angriff der Holländer von Norden her zu besorgen hatte. Deshalb hatte er auf die erste Nachricht von der Eröffnung der jülicher Erbschaft als sein Programm in dieser Angelegenheit aufgestellt: so vorzugehen, daß dieselbe, mit möglichster Wahrung der kaiserlichen Rechte, doch auf friedliche Weise, so gut wie es eben gehe, entschieden werde — gerade kein sehr heroischer Entschluß! Als er eine Gesandtschaft an die jülicher Stände abschickte, vermied er ängstlich, Spanier oder bekannte Anhänger der Kriegspartei an derselben zu betheiligen, nur damit er nach keiner Seite hin etwa Verdacht erwecke. Erst der lebhaften Einwirkung der ihm beigegebenen spanischen Rätke und von Madrid her gelang es, ihn (Mitte Mai) zu etwas kräftigerem Auftreten zu veranlassen. Da forderte er den französischen König auf, den Kurfürsten von Brandenburg an der Absendung von Kriegsvolk nach Sülich zu verhindern, denn damit werde derselbe einen Brand entzünden, der nur schwer wieder zu löschen sei; am besten werde es sein, einen katholischen Fürsten — natürlich einen den Habsburgern verwandten oder befreundeten — zum Herrn der streitigen Länder zu erklären. Zugleich ermahnte Albert die jülich-bergischen Stände zu strengster Neutralität, also zur Abweisung Brandenburg's und Neuburg's, indem er ihnen das verfängliche Anerbieten stellte, sie zur Bewahrung ihrer Unparteilichkeit in seinen Schutz zu nehmen. Das

war allerdings von Seiten des Erzherzogs ein unerwartet fester Schritt, indeß da dieser gar keinen Erfolg hatte, sank er bald wieder in seine gewöhnliche Thätenschen zurück. Bei sich auch noch zu ernster Mißbilligung des Verfahrens der römischen Curie und mit seinem Vetter Leopold in Sülich i sandtschaftlichen Verkehr trat, stand es doch sonst recht über seine Entschlossenheit und Energie. Vergebens suchte ihr spanische Agent in Brüssel, der Marques v. Guadaleste, zu derklärung zu bewegen, daß er im Bunde mit Spanien jedem suchte des französischen Königs, sich zum Herrn der sülicher schaft zu machen, mit den Waffen entgegentreten werde. Ob es doch Guadaleste nicht einmal, ihn zu veranlassen, daß er Truppen zusammenhalte, bis man sehe, wie der Streit verl Albert entließ das Heer dennoch, um die Kosten desselbe ersparen! ¹⁾

Da noch mehr. Um nur die Sache Leopold's recht an fällig von der seinigen zu trennen, wies Albert seinen Agenten Paris an, sich sorgfältig von dem dort anwesenden Abgesandten Leopold's fern zu halten, keinerlei öffentlich sichtbare Gemein mit demselben zu pflegen. Pecquius versicherte dem Könige in von neuem, sein Herr sei an dem Verfahren Leopolds unschuldig und erhielt dafür von Heinrich das beruhigende Lob: er gelte das wohl, Erzherzog Albert sei der beste Prinz seines Hauses. ²⁾ Trug Erzherzog Albert kein Bedenken, der Furcht Frankreich die Interessen seiner Familie zu opfern, so ist das

¹⁾ Cabrera, 4. Juli 1609 p. 375. — Erz. Albert an Verma, 3. 1609; Doc. ined. XLIII. 158. — Dep. Jeannin u. Ruffy's v. 7. Apr. Heinrich IV. an Jean. u. R. v. 18. Mai; XV., 351. 437. — Dislau Kirchbrandenbug ^{14.} Mai, Erz. Albert an Philipp III., 28. Juli, u. Guadaleste an Philipp III., 30. Juli; Br. u. R. II. 243. 306 f. 313 f.

²⁾ MS. Instruktion an Pecquius v. 1. Aug. (Wien P. C. 190): *ma vous mectez a assister en publique ny accompagner ced. gentilhomme (d. i. Ronnet), car il ne conuient pour maintenant.* — MS. Dep. Pecquius v. 3. Aug.

fahren Brandenburg's und Neuburg's noch minder ehrenvoll, die, angeblich eng Verbündete, sich durch einen Agenten Heinrich's, Badouere, mit wechselweisen Verdächtigungen um die Gunst des Königs bewarben, welchem sie sich gänzlich zu ergeben versprachen; Brandenburg verhiess sogar auf die Wahl des Dauphin zum römischen Könige hinzuwirken, ohne daß Heinrich ein solches Anerbieten irgend provoziert hätte.¹⁾

Von allen Seiten kamen Gesandte bei dem französischen Könige an, Frankreich trat hier wahrhaft in den Mittelpunkt der europäischen Politik. „In den Händen des Königs von Frankreich liegt Frieden und Krieg“, äuferte sich um jene Zeit der Kardinalnepot Vorigheze in einem offiziellen Aktenstücke.²⁾ Das entschiedene Auftreten Heinrich's IV. erregte allgemeines Aufsehen in Europa. Daß derselbe sich so offen an die Spitze der Protestanten stellte und mit ihnen gegen die Interessen des Katholizismus und gegen die von dem Papste begünstigte Sache aufzutreten wagte, brachte die, wie wir gesehen haben, nicht unbegründete Meinung hervor, er verbinde weit umfassende Absichten mit dieser Angelegenheit. Man sprach wieder einmal davon, daß er sich von den Kurfürsten — nicht nur von den protestantischen, sondern auch, durch Vermittelung des angeblich im Geheimen gewonnenen Papstes, den geistlichen — zum römischen Könige wählen lassen wolle.³⁾ Nur um so angelegentlicher suchten die verschiedenen Mächte die Gunst dieses gefährlichen und starken Monarchen zu gewinnen. Der jüngere Bruder des Herzogs von Neuburg weilte schon seit Mitte Juli in Paris. Im nächsten Monat langten dort Christian von Bellin und der Burggraf Christoph von Dohna als kurburgische Gesandte an, beauftragt, bei dem französischen Könige das Recht ihres Herrn

¹⁾ Dep. Badouere's v. 19. Aug; Br. u. A. II., 344 ff.

²⁾ Lämmer, zur Kirchengeschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts (Freib. i. Br. 1863), S. 76.

³⁾ Jeannin an Billeroy 21. Juni; XV, 493. — Winwood an Salisbury, 2. Nov.; Winw. Mem. III, 83.

auch gegen das mitpossidirende Neuburg auf das schärfste wahren.¹⁾ Andererseits kam Anfang August ein Edelmann Erzherzogs Leopold, der Oberst Ronneck, nach Paris, um das nehmen desselben zu rechtfertigen; er fand aber eine sehr tadelhafte Aufnahme.²⁾ Mit studirter Höflichkeit empfing man dagegen Präsidenten von Flandern, den ersten Minister des Erzherzogs Albert, Richardot, welcher am 14. August in Paris eintraf. In im Grunde war seine Gesandtschaft nicht erfolgreicher, als Ronneck's. Freilich die Friedensversicherungen des Erzherzogs u. Heinrich gern an und bezahlte sie mit gleicher Bethuerung u. Friedensliebe, die allerdings bei weitem nicht so aufrichtig wie die versöhnliche Gesinnung Richardot's und seines H. Aber wenn Richardot den König mit dem bereits seit acht Jahren angewandten Köder von spanisch-französischen Heirathsplänen zu locken suchte, während er nicht einmal eine Ermächtigung Kabinetts von Madrid dafür mitbrachte: so ging Heinrich IV. keiner Weise auf dergleichen vage Anerbietungen ein. So of

¹⁾ Br. u. A. II. 279. — F. S(panheim), *Commentaire sur la vie vicomte Christophe de Dhona* (1639) p. 74.

²⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 7. Aug. (Wien). — MS. Dep. Jacob's v. 18. Aug. (Turin). In der letztern dieser Depeschen erzählt Jacob charakteristische Scene, die hier mit seinen eigenen Worten wiederzugeben mir nicht versagen kann. Der Oberst Ronneck ist von dem Staatssekretär v. Puyfieur zu einem Diner eingeladen und sagt nun bei Tafel: „que l'interdud. Roy [H. IV.] avoit este asses recongneue tendente principallement brouiller les Allemans entreux et dalterer l'autorite de l'empereur de la que inmediatamente despendoit la cognaisance dud. disferent [de Clèves] en sequence de la quelle il avoit aussy my promptement la main pour accomoder par toutes voies debues d'un tres equitable et juste Psaullerain le quel il asseuroit (par forme de reproche) dauoir tousiour ce particullier respect aud. Roy que de sestre oppose en plusieurs oecas à toutes pratiques que bien souuent se sont faittes en Allemagne et le repos de ce sien Roiaume adioustant avec de grandes blaphemes langue françoise quil a asses intelligible que si led. Roy ne desistait d'emesler et entremettre des affaires desd. Allemans et de les embrouiller ce il fesoit qu'eux mesmes le uiendroint embrouiller si auant dans sond. Rois et luy donneroit daffaires quil ne treuveroit iamais le chemin pour en quauuec sa touttiale ruine. Ce nest point le uin qui le fait parler de ceste fac

auch dem Präsidenten immer wieder seine Sorge um die Ruhe Europa's betonte — durchaus wünsche er ein kriegerisches Zusammen-
treffen mit Spanien zu vermeiden —: wiederholte er doch, daß
er seine Freunde, die Possidirenden, nicht verlassen, dieselben schließlich
auf alle Fälle unterstützen werde. Die Versuche Richardot's, Frank-
reich wenigstens zur Bildung einer „dritten Partei“ im Vereine
mit Spanien zu bewegen, welche mit Ausschluß des Kaisers die
Entscheidung in dem ganzen jülicher Handel treffen sollte, hatte
keinen Erfolg: denn nicht mit, sondern gegen Spanien gedachte
Heinrich zu verfahren.¹⁾ Auf das bestimmteste untersagte er dem
Erzherzog Albert, Leopold in Jülich mit Offizieren und Soldaten
zu unterstützen; der französische Gesandte in Brüssel, Berny, sollte
das dem Erzherzog in aller Form ankündigen und für den Fall
widersprechenden Verfahrens Krieg androhen.²⁾

Von einem Einverständnisse mit dem Papste war einstweilen
keineswegs die Rede. Aber so sehr auch Heinrich stets bemüht
gewesen war, sich in der Gunst des Papstes zu erhalten, diese
Angelegenheit war ihm zu wichtig, als daß er den Mahnungen
des heil. Vaters gewichen wäre. Paul V., dessen Nuntius in
Köln unverhohlen für die Sache des katholischen deutschen Präsen-
denten, des Markgrafen von Burgau, wirkte,³⁾ beschwerte sich bitter
durch seinen pariser Nuntius Ubal dini, welcher noch viel spanischer
gesinnt war als der Papst selbst, daß der König die Beschüzung
von Auführern und Regern gegen die Katholiken und gegen den
rechtmäßigen Herrn des Landes, den Kaiser, unternehme; einst
werde ihn Gott dafür durch ein rebellisches Bündniß der Hugenotten
mit den Regern der Nachbarländer strafen. Aehnlich sprach er sich
gegen Breves, den französischen Gesandten in Rom, aus. Ubal dini,

¹⁾ MS. Dep. Jacob's v. 25. Aug. (Turin). — MS. Dep. Ubal dini's v. 1. Sept; Rationalbibl. in Paris, Manusc. Ital. 1264. — MS. Dep. Sardenas' v. 1. Sept.

²⁾ Instr. an Berny v. 19. Okt; Lettr. miss. VIII, 965.

³⁾ Dep. Jeannin's und Ruffy's v. 9. Juni; XV. 456. — Dep. Breves' v. 12. Juli; Br. u. A. II, 573.

der eben von Herzen den Spaniern ergeben war, gab sich nur erdenkliche Mühe, um, sei es durch Einsetzung einer neuen Regierung in Sülich, sei es durch die unsterblichen spanisch-französischen Heirathsprojekte dem drohenden Friedensbruche zuvorzukommen; aber diese Bestrebungen blieben ohne jeden Erfolg.¹⁾ Im Geheiß erklärte der verstockte Heinrich in Rom rund heraus, daß seine Freunde durchaus nicht den Spaniern und überhaupt dem Hause Oesterreich überlassen werde; indem er freilich die im Grunde nichts bedeutende Bitte hinzufügte, der Papst möge doch mit aller Eifer an der Erhaltung des Friedens arbeiten! Er ließ im Wieder den Papst durch Breves wissen, daß es seine feste Absicht sei, seine Verbündeten zu schützen und zu verhindern, daß, unter welchem Vorwande es auch sei, Sülich-Kleve in die Gewalt des Hauses Oesterreich gerathe. Der Papst möge doch wohl erwägen, ob es vernünftig sei, daß die Spanier unter ihrem gewöhnlichen Mantel der Religion, mit dem sie sich so gern bedecken, sich bemühen, die Erbschaft anderer einzunehmen und zu überziehen.

Natürlich war der Papst wenig geneigt, auf diesen Gesichtspunkt einzugehen; Paul dem Fünften lag vor allem daran, die reichen und wohlbevölkerten niederrheinischen Lande dem Katholismus zurückzugewinnen, und das konnte ohne Zweifel am besten unter habsburgischer Herrschaft geschehen. Er erklärte sich bei der katholischen, d. h. der österreichischen Partei in dem sülichen Streite mit einer namhaften Geldsumme beizuspringen, wenn sich nur einigermaßen fest unter einem zuverlässigen Ha-

¹⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 1. Aug. (Brüssel, Kgl. Archiv, Négociat de Rome, 8); Sa S^{te} . . . disoit . . . qu'elle escriueroit au Nunce Apostolique reprocher au Roy, qu'il entreprendroit la Protection des Rebelles et Heretiques contre les Catholiques, au prejudice de l'Empereur cecy Seigneur du fief de ce pays là; luy pronostiquant que Dieu par les Huguenots, uniz avecq Hereticques voisins, ung jour en feroient [sic] la vengeance. — MS. Dep. Pecquius' v. 11. Aug. (Wien).

²⁾ MS. Ortemberg an Praet, 12. Aug. (Brüssel). — Instr. au Breve 31. Aug.; L. m. VII 760 f. — Dep. Cardenas' v. 1. Sept.; Br. u. H. II,

organisiren wollte. Sein Nepot Borghese ließ durch den Mund des Nuntius in Paris den König erfahren, wie ungünstig der Papst sein Verfahren aufnehme, das er als eine Schädigung der Religion und der Gerechtigkeit zugleich betrachte. Zur Begleichung der Schwierigkeiten wußte freilich der Kardinalnepot auch nichts Besseres vorzuschlagen, als das abgenutzte Auskunftsmittel der spanisch-französischen Vermählungen. Das aber wies Heinrich durch Herrn von Breves entschieden zurück; zu oft schon hätten die Spanier ihn damit zu fördern versucht, um dann, wenn sie seiner Hülfe nicht mehr bedürften, plötzlich abzubrechen.¹⁾

Ohne sich von diesen Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, waren die päpstlichen Nuntien überall in Thätigkeit, um den drohenden Bruch zwischen den beiden katholischen Großmächten zu verhüten. „Der Nuntius läßt Niemanden in Ruhe wegen der fleveschen Angelegenheit“, klagte am 12. September der savoyische Gesandte in Paris. Indes allmählich machte sich ein gewisser Umschwung in der Richtung und dem Tone der päpstlichen Bemühungen geltend. Der Erzherzog Albert wurde dringend angegangen, dem Papste ein besseres Mittel als die Vermählungen zur Erhaltung des Friedens vorzuschlagen. Die Spanier wurden von ihm ermahnt, sich sorgfältig vor bewaffneter Einnischung in die jülicher Angelegenheit zu hüten, da dann der Krieg unzweifelhaft ausbrechen würde. So begann Paul V., je nachdrücklicher und herausfordernder Frankreich auftrat, mehr und mehr seine Friedensmahnungen an Spanien zu richten und sich in vorsichtige Neutralität zurückzuziehen. Indem die Aussichten sich für die österreichische Partei zu verdunkeln anfangen, nahm der Papst sein früheres Angebot einer Geldunterstützung für dieselbe zurück (Anf. Okt.).²⁾

¹⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 22. Aug. (Brüssel). — Instruktion Borghese's an den Nuntius in Paris; Kämmer a. a. D., S. 76 f. — Dep. Breves' v. 11. Sept.; Br. u. A. II. 576 f.

²⁾ MS. Dep. Ortemberg's v. 26. Sept. 3. Okt. (Brüssel). — Dep. Breves' v. 28. Okt., 29. Nov.; Br. u. A. II, 592, 595 ff.

Daneben hörte er freilich nicht auf, auch Heinrich IV. zu gütlichen Vergleichen aufzufordern. Indeß im ganzen war es klar, daß u den für die französischen Interessen sich immer günstiger gestalteten Verhältnissen Paul V. von seiner ursprünglichen Idee, den K in Füllich zu unterstützen, mehr und mehr zurückkam. Dazu ohne Zweifel der Umstand vieles bei, daß der Cardinal Borghese sich eigentlich Frankreich zuneigte, weil sein Gegner, der Kardinal Aldobrandini, sich auf die spanische Partei stützte. Borghese ist sogar davon, mit französischer Hülfe das Königreich Neapel das Herzogthum Mailand für die Familie des Papstes zu gewinnen — eine Chimäre, die indeß von französischer Seite keine gehende Beachtung fand, wo man dagegen bereit war, den Borghese die Belehnung mit dem Herzogthum Ferrara, also einem Gebiete Kirchenstaates selbst, zu verschaffen.¹⁾ Die spanischen Diplomaten täuschten sich über die Haltung des Papstes keineswegs; bitter schwerten sie sich über dessen Dulgenza dem französischen Monarchen gegenüber, während nach ihrer Meinung ein entschiedeneres Auftreten Sr. Heiligkeit in der jülicher Angelegenheit ein Zurückweichen jenes zur sichern Folge haben würde.²⁾ So konnte Heinrich IV.

¹⁾ Dep. Breves v. 29. Nov. Br. u. A. II, 596. — Auf ein solches langes Borghese's selbst wird zurückzuführen sein, was Gindely (Rudolf II. II, S. 76) berichtet: „Selbst bei der römischen Kurie fanden die französischen Einflüsterungen mehr Gehör, als die unparteiische Klugheit des Papstes erzwang, allerdings hatte Heinrich als Preis des Kampfes gegen Spanien die Aussicht über Neapel in Aussicht gestellt“. Diese Notiz will Gindely „aus Papieren in Simancas“ haben. Schon die Allgemeinheit dieser Angabe der Vermuthung eines Mißverständnisses von Seiten Gindely's selbst. Möglich auch, daß irgend einer der zahlreichen spanischen Spione, die auf Sensationsnachrichten fahndeten, um sich ihr Brod zu sichern, die Neuigkeit falsch verstanden oder um des größern Effectes willen, absichtlich falsch erzählt hat. Möglich endlich, daß selbst ein Gesandter sich geirrt hat, indem er Verlangen Borghese's für ein Anerbieten Frankreichs hielt. In dem umgänglichen Materiale, soweit es auf Authentizität Anspruch machen kann, findet sich durchaus keine Andeutung von französischen Eroberungsplänen auf Neapel — sondern nur in den phantastischen Erzählungen Sully's und Aubigné's Instr. an Breves v. 22. Dez.; Lettr. miss. VII, 941.

²⁾ MS. Dep. Cardenas v. 31. Okt.

Neutralität des heiligen Vaters ziemlich sicher sein, wenigstens so lange, wie er selbst keine entscheidenden Niederlagen erlitten haben würde. Er trug deshalb kein Bedenken, dem neu ernannten Kardinal von La Rochefoucault, der Mitte Oktober zur Empfangnahme seines Hutes nach Rom abreiste, energische Instruktionen in Betreff der jülischer Angelegenheit mitzugeben. Der Papst wurde darin aufgefordert, sich nicht an den spanischen Plänen auf Jülich zu betheiligen, indem seine Parteinahme den König „und andere katholische Fürsten“ (nämlich, wie wir sogleich sehen werden, den Herzog von Savoyen) nicht abhalten würde, das Interesse der Possidirenden zu vertheidigen. Wenn der Papst von dem Nachtheile sprechen würde, der daraus dem Katholizismus erwachsen möchte, so sollte der Kardinal hervorheben, daß der Kurfürst von Sachsen, für dessen Ansprüche der Kaiser eintrete, nicht weniger Keger sei. Handle es sich ja nicht um die Religion, sondern um einen Versuch, minder Berechtigten über die besser Berechtigten den Sieg zu verschaffen. Der König sei friedlichen Mitteln durchaus nicht abgeneigt; aber wenn „man versucht, diese rein weltlichen Streitigkeiten in einen Religionskrieg zu verwandeln, so wird Sr. Majestät gezwungen sein, den Sprung zu wagen in Gemeinschaft ihrer Freunde, und das wird sie mit ebenso vieler Hochherzigkeit und Entschlossenheit thun, als sie jemals bei andern Gelegenheiten gezeigt hat.“ Mit einem höhnischen Hinweis auf die Vortheile, welche der Kaiser an vielen Orten des Reiches den Kegern bewilligt habe — als ob der arme Rudolf II. dies je anders denn gezwungen gethan! — wurde der Papst aufgefordert, sich auf seine Rolle als unparteiischer und gemeinsamer Vater aller Gläubigen zu beschränken.¹⁾

¹⁾ MS. Instruction pour le Cardl. de La Rochefoucault allant a Rome pour les affaires de Cleves; Kopie Brüssel, Bibl. de Bourgogne, No. 10450: . . . Il ne s'agit de la Religion. Mais bien d'enuelopper tellement les differendz que ceux qui y ont moins de droit sen puissent emparer et profiter au dommage des aultres. Chose que sa Ma^{te} a declare ingenuement au conte

Mehr Rücksicht als auf Erzherzog Albert und den Papst n. Heinrich IV. auf die Reklamationen einiger deutscher Fürsten, er nicht gern dem Hause Oesterreich in die Arme getrieben h. Es erschien ein kursächsischer Gesandter, Helse rich, in Paris, die Ansprüche seines Herrn auf die jülicher Lande bei dem Kö zu wahren. Sachsen gegenüber befand Heinrich IV. sich in ganz andern und schwierigeren Lage, als den übrigen Fürsten, ihm bisher Vorstellungen gegen seine Haltung in der jülicher S gethan hatten. Mit Sachsen war Frankreich nicht minder als Brandenburg und Neuburg durch alte Freundschaft verknü. Sachsen war ein mächtiger protestantischer Staat, den Hei ungern der gemeinsamen Sache gegen das Haus Oesterreich entz sah. Mit größter Geschicklichkeit lavirte die französische Regier um Sachsen zu gewinnen, ohne darum die bisher inne gehal Richtung verändern zu müssen. Wenn Kurachsen in die französ Allianz eintreten wollte, so machte der König sich anheischig, von Brandenburg und Neuburg ein angemessenes Aequivalent seine jülicher Ansprüche zu verschaffen. Zugleich wurde Sach vor dem Kaiser gewarnt; daß derselbe nicht jenes, sondern sei eigenen Vetter mit dem Sequester in Süllich beauftragt habe, das beste Zeichen dafür, daß er die sächsischen Ansprüche nur Gunsten des österreichischen Hauses mißbrauchen wolle. Auch bedenklichen Mitteln, trügerischen Enthüllungen über angeb verrätherische Anerbietungen des Kaisers an die Possibiten schreckte die französische Regierung nicht zurück.¹⁾ Dadurch gel es in der That, Christian's II. Vertrauen in die Reinheit kaiserlichen Absichten zeitweise zu erschüttern.

de Holonzoleren . . . Si l'on aspire conuertir en guerre de Relligion debatz qui sont purement temporels Sadicte Ma^{te} sera contraincte de frai le sault avec ses Amys ce quelle fera avec autant de Magnanimité e Resolution quelle a jamais faicte en aultre occasion . . . Faict a Font bleau le seiziesme jour d'Octobre Mil six cens neuf.

¹⁾ Bericht Helse rich's v. 6. Nov.; Ritter, Sachsen und der Süllicher folgestreit 73 ff.

Auch Vorstellungen seitens der drei geistlichen Kurfürsten gaben dem Könige ernstlich zu denken, weniger wegen deren im Grunde nicht viel bedeutenden Macht, als wegen des geistlichen Charakters dieser drei Würdenträger, deren den Spaniern freundliche Haltung von üblem Einflusse auf die Anschauungen der eifrig katholischen unter den Franzosen sein konnte. Diese Kurfürsten ersuchten den König in einer gemeinsamen Note vom 20. August, nicht Fürsten unterstützen zu wollen, welche in offenkundiger Verletzung der Reichsgesetze den Frieden des Reiches in Tülich gebrochen hätten. Heinrich antwortete ihnen erst spät (15. Okt.) in der Form nach milder, aber dem Inhalte nach fester Sprache. Nicht er beabsichtige einen ungerechten Krieg zu entzünden, sondern die ganze Verantwortung falle auf diejenigen, welche sich ohne Schatten eines Rechtes die Länder anderer zueignen wollten; gegen solche Gewalt seine Freunde und Verbündeten zu schützen, die ihn darum ersucht hätten, vermöge Niemand ihm zum Vorwurf zu machen.¹⁾ Er wußte, daß auch diese weltlich-geistlichen Herren nicht wagen würden, sich gegen den Stärkern zu erklären!

Endlich, Mitte September 1609, kam auch ein Gesandter Kaiser Rudolf's II. in Paris an, Graf Johann Georg von Hohenzollern, ein noch sehr junger unerfahrener Diplomat. Er verlangte, daß der König sich nicht durch Einmischung in die jülicher Angelegenheit einer Verletzung der richterlichen Befugnisse des Kaisers in Deutschland schuldig mache. Für diesen Fall, der Neutralität Heinrich's, wolle der Kaiser die Vermählung des Dauphin mit der ältesten spanischen Prinzessin, Doña Ana, betreiben,

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 24. Sept. (Wien). — Dep. Cardenas' v. 30. Sept.; Br. u. N. II, 430. — Heinr. IV. an die drei Kurf.; Lettr. miss. VII, 784 f. — Die Note der Kurfürsten bei Londorp Acta publica I, I, 85. Sie wurde dem Könige durch den kaiserlichen Gesandten Grafen Hohenzollern überreicht, (Lettre miss. VII, 784); danach ist die Angabe in Gindely's Rudolf II. (II, 38), daß auch die geistlichen Kurfürsten besondere Gesandte nach Paris geschickt hätten, zu berichtigen.

und ferner nebst den Fürsten der katholischen Liga Deutsch ein Bündniß mit Frankreich zur Vertheidigung der Nachfol-
 Dauphin — dessen Legitimität ja vielfach angezweifelt wur-
 schließen. So wenig nun Heinrich IV. gewillt war, sich von
 unbestimmten Versprechungen eines Monarchen ködern zu-
 der von seinen eigenen Verwandten und Verbündeten herzlich
 achtet wurde, und den er selbst wegen seiner „Destillations-
 Quintessenzen“ zu verspotten pflegte:¹⁾ hielt er es doch für
 nöthiger, des Scheines halber höflich gegen den Kaiser aufzu-
 als formell dessen Standpunkt ein völlig berechtigter war.
 König und sein Staatssekretär Villeroi versicherten dem C-
 daß Frankreich Brandenburg und Neuburg im Stiche lassen
 wenn er die Ungerechtigkeit ihrer Ansprüche darlegen könne. H-
 zollern hatte eine so geringe Einsicht in die Lage der Dinge
 er sich von dergleichen nichtsagenden Vertröstungen völlig auf-
 stellen ließ. Mit allem Eifer begab er sich an die Arbeit
 überreichte Villeroi ein ausführliches aus 50 Artikeln bestel-
 Memorandum, in welchem das Unrecht der Possidirenden und
 unbestreitbare Gerechtigkeit des kaiserlichen Verfahrens dar-
 wurde.²⁾ Als ob es sich bei dieser Angelegenheit um einen ge-
 lichen Prozeß und nicht um politische Erwägungen von allgem-
 europäischen Interesse gehandelt hätte! Heinrich behielt die
 bei, diese staatsrechtliche Komödie ernst zu nehmen. Nachd-

¹⁾ Vgl. MS. Instruktion an Cardenas, d. d. San Lorenzo, 3. Nov.
 N. A. K. 1452); sowie Dep. Cardenas' v. 27. Jan. 1610; Br. u. A. I.

²⁾ Man findet eine Kopie dieser Denkschrift als Anhang in der MS.
 Pecquius' v. 8. Okt. (Wien, H. H. u. St.-A. P. C. 191). — Son-
 über Hohenzollern's Sendung in den MS. Dep. Pecquius' v. 19.
 8. 24. Okt.; in der Dep. Ubal dini's v. 28. Sept. und Cardenas' v. 30.
 (Br. u. A. II. 428 ff. 430); und in der Dep. Hohenzollern's v. 2. Nov. (I.
 539). Die Berichte des Pecquius sind bei seiner genauen Verbindung mit
 kaiserlichen Botschafter sehr zuverlässig und werden z. Th. durch die Dep.
 Cardenas' und Ubal dini's bestätigt. Kerssen ist in dieser Angelegenheit
 im Grunde natürlich, weniger gut unterrichtet (Br. u. A. II. 444 ff.).
 erste Audienz hatte Hohenzollern am 13. September; L'Estoile s. d.

die Denkschrift Hohenzollern's gelesen, beauftragte er die Gesandten der Possidirenden, eine Widerlegung derselben zu entwerfen; dann wurden die beiderseitigen Gründe in einer Konferenz zwischen dem Kanzler, Sully, Jeannin und Hohenzollern erörtert. Der letztere hielt diese Maßnahmen noch immer für günstige Zeichen der beginnenden Sinnesänderung des Königs; vergebens warnten ihn der Muntius und Don Mingo, die das Terrain besser kannten, er möge nicht weiter in Heinrich dringen, sondern sich mit den ihm bisher gegebenen, wenigstens nur ausweichenden Antworten zufrieden stellen. Hohenzollern glaubte vielmehr seinen vermeintlichen Vortheil weiter verfolgen zu müssen. Allein eine Unterredung zwischen dem belgischen Geschäftsträger und dem Kanzler Sillery riß ihn bald aus allen seinen Himmeln: der letztere machte alle juristischen Deduktionen des Grafen werthlos durch die Bemerkung, es handle sich nicht um das öffentliche Recht des Kaisers, sondern um dessen geheime Pläne; und erklärte ferner, das Höchste, wozu der König sich verstehen könne, sei, die Possidirenden einstweilen in der Defensive festzuhalten. Der König selbst führte das persönlich dem Grafen gegenüber aus (17. Okt.); er sagte: wenn man die Possidirenden im status quo belasse, bis der kaiserliche Hofrath sein Urtheil abgegeben habe, so gebe er sein Wort, später dieses Urtheil ausführen zu lassen; und zweitens wolle er die Possidirenden ermahnen, auf der Defensive zu bleiben, um diesem Auswege größere Aussicht auf Erfolg zu verleihen. Diese Versprechungen schienen auf den ersten Blick dem Kaiser nicht ungünstig zu sein. Aber einmal mußte der Entscheid des Hofrathes in dieser überaus verwickelten Angelegenheit noch Jahre hindurch ausstehen, während deren die Possidirenden ruhig im Besitze des bei weitem größten Theiles der Erbschaft geblieben wären, und mannichfache Zwischenfälle eintreten konnten; und zweitens war vorauszusehen, daß der Friede zwischen dem Erzherzoge Leopold und den Possidirenden sich doch nicht werde aufrecht erhalten lassen. Trotzdem hätte Hohenzollern sich mit einem Bescheide begnügen müssen, der

immerhin den französischen König einigermaßen auf der friedl Seite engagierte und der, geschickt verwerthet, in Deutschland deutenden Eindruck hervorbringen mußte. Daraufhin mußte die eigentliche Absicht des Kaisers führen — der es im G ja wenig aufrichtig mit seiner oberrichterlichen Autorität n — wie eine vertrauliche Aeußerung Hohenzollern's beweist Kaiser werde den von Heinrich vorgeschlagenen Weg nicht bil man müsse sich aber möglichst lange den Schein geben, selben anzunehmen, um den Winter zu gewinnen, d. h. diese Weise einstweilen das Auftreten eines französischen k unmöglich zu machen! Indeß Hohenzollern meinte noch in den König zu einer bestimmten und günstigeren Antwort anlassen zu können; die Folge seines Drängens war nun noch allgemeiner und deshalb schon wieder bedrohlicherer Bef wenn der Kaiser *cum ragione* procediren werde, wolle er — König — sich nicht hineinmischen. Hohenzollern hatte die e welche Heinrich offenbar vor einem schroffen Verfahren gegen rechtmäßige Oberhaupt des Reiches hegte, zu hoch angesch und durch seine Hartnäckigkeit nur bewirkt, daß der König seiner Verlegenheit herauskam und ihn schließlich mit ganz n sagenden Worten abspießte. — Er suchte wenigstens nachtr seinen Fehler so weit wie möglich wieder gut zu machen, i er die unbestimmten Aeußerungen Heinrich's IV. benutzte, u Deutschland zu verbreiten: die Unirten hätten alle Welt in I auf die Haltung des französischen Königs getäuscht; dieser vielmehr in der jülicher Angelegenheit ganz unthätig bleiben.

Inzwischen war auch von Seiten des Erzherzogs Le dessen vertrauter Rath, Franz v. Tennagel, nach Paris gekom um den französischen Monarchen um Neutralität zu bitten. dem Abgesandten Leopold's gegenüber beobachtete man nicht ei den Schein der Höflichkeit. Kurz und geringschäßig erklärte

¹⁾ Bongars an Billeroy, 24. Dez.; Br. u. A. II. 525.

Villeroy — bei dem Könige hatte er nur eine einzige und zwar rein formelle Audienz — Frankreich werde Brandenburg und Neuburg in keinem Falle im Stich lassen.¹⁾

Am 28. Oktober reiste der Graf v. Hohenzollern von Paris ab, über seine, wie es sich bald herausstellte, völlig ergebnislose Gesandtschaft nur wenig durch ein Geschenk von 4000 Thlr. Werth getröstet.²⁾ Er nahm drei Schreiben des Königs mit, sämmtlich vom 15. Oktober datirt. Das erste war an den Kaiser gerichtet und enthielt die Versicherung von der Freundschaft des französischen Monarchen und seiner Absicht, der kaiserlichen Autorität durchaus nicht zu nahe zu treten. Allein seine alten Bündnisse nöthigten ihn, einigen Fürsten in ihrer gerechten Sache beizustehen; dieselben würden übrigens allen gebührenden Respekt für den Kaiser beobachten. Klang dieser Nachsaz nicht wie unverkleideter Hohn! Ebenso bestimmt lautete der Entschluß des Königs in dem zweiten jener Schreiben, das für den Erzherzog Leopold bestimmt war; nur sprach Heinrich noch seine Hoffnung aus, daß die Weisheit des Erzherzoges jeden gewaltsamen Konflikt vermeiden werde. Der dritte Brief, an die geistlichen Kurfürsten gerichtet, ist schon erwähnt worden.³⁾

Während die Gesandten des Hauses Habsburg und seiner Freunde in Paris nur mehr oder weniger verhüllte Zurückweisung fanden, hatte sich doch auch das Verhältniß zwischen Frankreich und den deutschen Protestanten keineswegs sehr freundlich gestaltet. Heinrich's IV. Absicht war, sich nur unter einer doppelten Bedingung in die deutschen Angelegenheiten zu mischen: wenn einerseits die protestantischen Fürsten sich derart dem Kaiser gegenüber kompromittirt hätten, daß sie unwiderruflich auf Frankreich angewiesen wären; und wenn sie andererseits ihm von vornherein den Beistand eines

¹⁾ Gindely, Rudolf II., II, 38 f. — MS. Dep. Cardenas' v. 1. Sept.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 31. Okt.

³⁾ MS. Paris, Nat.-Arch. K. 1461 B. Nur das dritte dieser Schreiben ist in den Lettr. miss. (VII, 784 f.) gedruckt.

starken Heeres in Aussicht stellten. Er wollte dann mit mächtigen Armee in Deutschland auftreten und mit derselben, nicht Ländernerwerb davontragen, so doch den bleibenden Einfluß Frankreich's daselbst mit möglichster Verdrängung des habsburgischen begründen. Beides scheuten die deutschen Fürsten im höchsten Grade, und deshalb wünschten sie von dem französischen Monarchen nur mit Geld, aber nicht mit Truppen, unterstützt zu werden. Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg verlor von Frankreich stets und wiederholt nur eine Geldhülfe und Soldaten höchstens 1000 Reiter; durchaus aber wollte er nicht von einer persönlichen Anwesenheit des Königs auf dem Reichsschauplatz wissen. Diese Verschiedenheit des Gesichtspunktes zerbrach die ganze französisch-unionistische Allianz aus einander zu sprengen. Der König war auf das äußerste entrüstet über das Mißtrauen, welches man ihm zeigte, die Schwierigkeiten, die man seinen Plänen entgegenstellte, die Unterlassung eines jeden ernstlichen Versuchsversuches von Seiten der Unionisten und Possidirenden.¹⁾ Der König hatte gemeint, man müsse schnell und kräftig handeln, Spanien Zeit finden, sich in die jülicher Sache zu mischen, bis dahin lägen die Dinge sehr günstig; jetzt aber ging Alles auf Woche ohne Entscheidung hin. Was half es, daß von der Pfalz drei Botschafter in Paris waren — Hippolyt von Colli, die Grafen von Solms und Dohna — daß von Brandenburg nach einander zwei Gesandtschaften anlangten: da sie keine befriedigende Mittheilungen zu machen hatten. Gereizt for-

¹⁾ Uebereinstimmende Berichte in den MS. Dep. Cardenas' v. 1. u. 30. (diese Theile sind in den Br. u. A. nicht abgedruckt), in den Dep. Aerssen v. 2. u. 6. Sept. (Br. u. A. II, 363), u. in der Dep. Albaldini's v. 16. (dass. 381). — Es war besonders das Beispiel von Mex., welches die deutschen Fürsten schreckte; Aerssen an Duplessis-Mornay, 18. u. 21. Oct. 1609, geführt bei Motley, *Life and death of Barneveld* (London 1874), I. 89. will bei dieser Gelegenheit zugleich erwähnen, daß ich Motley's Bekanntheit, die sich ausschließlich auf so nicht allein einseitige, sondern auch zuverlässige Gewährsmänner, wie Aerssen u. Sully stützt, nur sehr wenig nutzen konnte.

Heinrich die Possidirenden auf, es nun endlich mit langen Berathungen und gütlichen Mitteln genug sein zu lassen und mit Gewalt gegen den Erzherzog Leopold in Jülich vorzugehen; dann würde ihnen die französische Hülfe nicht fehlen. Sehr unzufrieden war der König, daß die gemeinschaftliche Gesandtschaft der possidirenden Fürsten, die am 11. September anlangte, nur eine Anleihe von 400,000 Thalern in Anspruch nahm und damit das äußerste Mißtrauen ihrer Fürsten gegen Frankreich sehr deutlich erwies. Dadurch erkaltete der Eifer des französischen Monarchen für die Sache derselben mehr und mehr. Nichts konnte ihm unbequemer sein, als daß noch in der Mitte des October die Possidirenden nur eine Geldhülfe, sonst ein kleines Truppenkorps, dessen Führer sie sogar selbst zu wählen hätten, forderten. Darauf wollte er unter keiner Bedingung eingehen, denn nicht die Sache seiner deutschen Verbündeten, sondern Frankreich's Großmachtsstellung zu fördern war seine Absicht, und dazu war sein eigenes Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz an der Spitze einer großen Armee unbedingt erforderlich. So reisten die Gesandten völlig unbefriedigt ab, da der König ihnen eine sehr kühle, fast abweisende Antwort gegeben hatte. Er hatte ihnen unter anderm — in Uebereinstimmung mit seinem Versprechen an Hohenzollern — gerathen, sich vorerst nicht allein auf der Defensiv zu halten, sondern auch die Wege für die Verproviantirung des Erzherzogs Leopold in Jülich offen zu lassen. So vollständig war einstweilen sein Kriegseifer erkaltet! Natürlich war es nicht seine Absicht, daß die Possidirenden und Anirten überhaupt sich nun völlig entmuthigt dem Kaiser unterwerfen sollten, sondern nur, sie seinen eigenen Plänen gefügiger zu machen. Um beide Zwecke zu fördern, sandte er im November Bongars, den alten Freund und Vertrauten der deutschen Protestanten, an dieselben ab. Er sollte ihnen, besonders dem Kurfürsten v. Brandenburg, versichern, daß ihnen des Königs Hülfe nicht fehlen würde, aber zuvor müßten sie sich einigen, eine starke Partei bilden, einen Kriegsplan aufstellen und dann mit

Frankreich ein zuverlässiges gegenseitiges Vertheidigungsbündniß schließen.¹⁾ Wie im Herbst 1609 die Dinge lagen — wir w darauf noch einmal zurückkommen — wollte Heinrich ent seiner Verbündeten für die Erreichung seiner eigenen umfass Zwecke sich versichern, oder überhaupt die kriegerischen Pläne tagen und nur einstweilen die jülicher Sache im Gange erhalten eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Für dieses Jahr w das kriegerische Auftreten Frankreich's noch vermieden worden nicht durch die habsburgische Diplomatie, sondern durch die entschlossenheit und das Mißtrauen der Possidirenden und An Für alle Fälle hielt Heinrich es für gut, durch energische prahlerisches Benehmen die Gegner zu schrecken. Seinen Gesandten in Rom, Breves, beauftragte er, wenn der Papst ihn an jülicher Frage bringe, demselben deutlich die königliche Meinung zu übermitteln; „wenn ich entdecke“ — so hieß es Instruktion vom 29. November — „daß man mir gegenüber mit Aufrichtigkeit verfährt, und daß man mich zu täuschen so werde ich zu Gunsten meiner Freunde und Verbündeten der Vertheidigung ihrer gerechten Sache ebenso kräftig (verteidern) auftreten, als ich je gethan, da ich, Gott sei Dank, den Muth die Kraft mitsammt den nöthigen Mitteln besitze, um jene Würde aufrecht zu erhalten.“²⁾ Einer solchen Sprache ließ Zweideutigkeit nicht vorwerfen.

Nun behaupteten freilich die Gegner Heinrich's zu — und sie hatten, wie es scheint, nicht ganz Unrecht — daß Politik keineswegs bei allen seinen Råthen volle Zustimmung Während die Protestanten Sully und Lesdiguières den Kön kräftiger Unterstützung der brandenburgisch-neuburgischen

¹⁾ Dep. Aerssen's v. 6. 14. 28. Sept. 18. 27. Okt.; Dep. Ubaldini's v. 23. Instr. an Bongars, 10. Nov.: Br. u. N. II, 385 f. 426 ff. 445. 450 f. 469 ff. — Spanheim, Commentaire historique sur le Vic. Chr. de Dh. 74 f. — Colli's Berichte sind bei weitem zu optimistisch gefärbt.

²⁾ Instr. an Breves, 24. Nov.; Lettr. miss. VII. 798 ff.

ermahnten, neigten Billeroy, Jeannin, der Kanzler Sillery — sämtlich frühere Liguisten — und vor allen die Königin Marie von Medici, deren Mutter ja eine Oesterreicherin gewesen und die selbst in spanischem Sinne erzogen war, mehr nach der katholisch-habsburgischen Seite hin. Indes wenn die Spaltung in dem Conseil Heinrich's IV. wirklich in der angegebenen Stärke bestanden hat, so war sie auf den Gang der Angelegenheiten ohne jeden Einfluß, da die Minister dieses Königs gewohnt waren, sich stets dem Willen desselben unterzuordnen, indem er sich zumal in den äußeren Angelegenheiten immer das entscheidende Wort gewahrt hatte. Und war es nicht ein Beweis dafür, daß Heinrich sich im ganzen der von Sully vertheidigten protestantenfreundlichen, anti-spanischen Politik zuneigte, wenn er gerade jetzt einen Schwager Sully's, freilich einen Katholiken, aber doch vollständig von dem hugenottischen Minister abhängig — Baucelas — als seinen Votschafter nach Spanien sandte? ¹⁾

Auch diese Macht hatte sich im Beginne der jülicher Verwickelungen durchaus nicht nachgiebig gezeigt; zumal nachdem der Versuch, den französischen König durch allerhand abermalige Heirathsverhandlungen hier in das spanisch-kaiserliche Interesse zu ziehen, gänzlich gescheitert war. Frankreich weitere Opfer zu bringen, war man in Madrid keineswegs geneigt. Der Abschluß und Inhalt des niederländischen Vertrages schmerzte dort schon zur Genüge und brachte große Mißstimmung gegen Frankreich zu Wege, das allerorten als der eigentliche Urheber jenes betrachtet wurde. ²⁾ Ueberall waren die spanischen Diplomaten gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen, gegen die protestantische Erbfolge in Jülich thätig; selbst in dem entfernten Polen wandte Spanien seinen Einfluß an, um dem brandenburger Kurfürsten nicht nur die Belehnung mit Preußen, sondern auch — durch Vermählung der

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 30. Sept.

²⁾ Dep. Cornwallis' v. $\frac{10}{20}$ Mai; Winw. Mem. III. 36.

Schwester des polnischen Königs mit Albrecht Friedrich — die Krone über den letztern zu entziehen, damit Brandenburg im Hinreichend beschäftigt sei, um an die rheinischen Dinge nicht denken zu können.¹⁾ Aber den Hauptgegner, der am meisten zu fürchten und zu bekämpfen sei, erkannte die spanische Diplomatie mit richtigem Instincte in Frankreich. Der Vertreter des Katholischen Königs in Paris, Cardenas, war durch die eifrige Behandlung, die er seiner Anfunft von Heinrich IV. erfahren hatte, von seinen Vorurtheilen für die Franzosen vollkommen geheilt worden und glaubte vielmehr das Schlimmste für sein Vaterland von jenem Heinde fürchten zu müssen. Von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt, rieth er seinem Hofe eifrig, sofort Rüstungen für solchen anzustellen. In der That beauftragte Philipp III. seinen Gesandten, von Heinrich Aufklärungen über die französischen Kriegsvorbereitungen zu fordern, welche die spanische Regierung erbeunruhigten (Mitte August²⁾); und zugleich wurden an den Herzog Albert zur Verstärkung des flandrischen Heeres 400,000 Thaler gesandt.³⁾

So gespannt waren bereits wieder die Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich im Sommer 1609 geworden. Uebrigens war für Heinrich IV. ein Doppelpasses nothwendig: er mußte eine schnelle Rüstung; dann die Bildung einer starken und zuverlässigen Bundesgenossen.

Tausend Rekruten wurden in Dieppe eingeschifft für die beiden französischen Regimenter in Holland, die bekanntlich an der flandrischen Grenze verlegt worden waren. Der König ernannte die Befehlshaber für einen Heerhaufen von 6000 Schwabern deren Aushebung vorbereitet wurde, und die mit 20 Kanonen

¹⁾ Instr. an Bongars, 30. Mai; Br. u. N. II. 277.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 25. Juni. — MS. Instr. an Cardenas, Segovia 16. Aug.

³⁾ Buvfieur an La Boderie, 11. Juli; Lettr. à L. B. II. 72.

gerüstet werden sollten. In der That bewilligten die Schweizerkantone im September auf Ansuchen des französischen Gesandten Refuge dem Könige sogar eine Aushebung von 10,000 Mann und zeigten sich so bereitwillig, daß offenbar Heinrich von dieser Seite so viel Rekruten ziehen konnte, wie er nur wollte.¹⁾

Noch bei weitem wichtiger war der zweite Punkt: der Abschluß zuverlässiger Allianzen. Freilich, das stand von vornherein fest, die Habsburger hatten, außer einigen kleinen italienischen Fürsten und der neugegründeten Liga der katholischen Reichsfürsten, nirgends auf Beistand zu rechnen. Und selbst die Liga war unzuverlässig: nahm doch z. B. der Kurfürst von Köln eine jährliche Pension von 4000 Thalern von dem französischen Monarchen an, und konnte seinem Roadjutor gleichfalls eine solche in Aussicht gestellt werden. Vielmehr hatten die politischen Fehler der spanischen Regierung und das kluge planmäßige und vorsichtige Verfahren Heinrich's IV. es dahin gebracht, daß sämtliche Staaten West-Europa's mit ihm in freundschaftlichem Verhältnisse standen. Aber dies konnte dem Könige nicht genügen. Seine eigenen Kräfte waren ohne Zweifel nicht hinreichend, um es mit dem Gesamthause Oesterreich aufzunehmen. Er bedurfte also von Seiten der übrigen antihabsburgischen Staaten nicht allein wohlwollender Neutralität, sondern kräftiger thätiger Beihülfe. Ueberschlagen wir, auf was er ohne Weiteres mit Sicherheit zählen konnte, so waren es zunächst die Streitkräfte der evangelischen Fürsten Deutschland's und dann ein gewisser Beistand an Geld oder Mannschaften, den ohne Zweifel England und Holland den possidirenden Fürsten, also indirekt auch ihm, gewähren würden. Hatten die Holländer doch, wie bereits angedeutet, sich schon im Jahre 1605 in einem Vertrage mit Brandenburg und Kurpfalz verpflichtet, nach dem Hinscheiden des Herzogs von Jülich „eine nothwendige Anzahl Kriegsvolks“ zu

¹⁾ Br. u. A. II, 360. 428. 431 f. 579 ff. — MS. Instr. an Cardenas, Segovia 16. Aug., und San Lorenzo 3. Nov.

stellen, um die Rechte und Ansprüche der beiden Kurfürsten die Erbschaft zur Geltung zu bringen.¹⁾

Indeß auch eine solche Unterstützung genügte dem Könige nicht, da er es für den nun so wahrscheinlichen Fall eines Abbruchs auf die gänzliche Demüthigung des habsburgischen Hauses abgesehen hatte. Es handelte sich also für ihn darum, die freundlichen Beziehungen, die er in Italien, mit Holland, England, Dänemark hatte, in möglichst ausgedehntem Maße in offensive Bürgen gegen Spanien und den Kaiser zu verwandeln. Hierbei aber hatte Heinrich IV. auf größere Hindernisse, als er wohl selbst geglaubt hatte. Theils fehlte das rechte Vertrauen, sei es auf die Italiener, sei es auf die Zuverlässigkeit Frankreichs, theils auch die Reue demselben an Stelle Spaniens zur ersten Macht in Europa zu verhelfen.

Nur Herzog Karl Emanuel war mehr denn je entschlossen sein Schicksal mit dem Frankreich's zu verbinden. In Gefolge eines französischen Ingenieurs sandte er jetzt einen seiner vertrautesten Diener nach dem Herzogthume Mailand, um dort die Festungen auf das eingehendste auszufundschaffen. Bei seiner Rückkunft nach Paris hatte der Ingenieur eine lange geheime Audienz bei dem Könige, der sich von ihm den Zustand jeder Festung ausgenauetste beschreiben ließ.²⁾ Inzwischen hatte Trolliou, endlich wieder von Turin in Paris angelangt war, dem Könige die Bereitschaft des Herzogs zur Allianz und zur Heirathsverbindung seiner Familie mit Frankreich aus einander gesetzt, zugleich noch einmal den Versuch gemacht, von jenem eine Landabtheilung an Rhone und Ain zu erlangen.³⁾ Das wiesen Heinrich und

¹⁾ Dep. Cardenas' v. 30. Sept. — MS. Consulta des span. Staatsarchivs, 29. Oct., Paris, Nat.-Arch. K. 1426 — Deventer, Gedenkst. III, 38.

²⁾ Dep. Foscarini's v. 2. Juni 1609, p. 309. — Siri, Mem. rec. 573 f. II, 18.

³⁾ Das Folgende ist geschildert auf Grund der MS. Akten des Turin. Staatsarchivs (Kategorien: Negoiazioni Francia, Lettere Ministri F.

Minister, die Savoyen's nun unter allen Umständen sicher zu sein glaubten, nach wie vor unbedingt ab: es dürfe während der Heirathsverhandlung von nichts anderm als dieser selbst die Rede sein — die Vermählung galt den Franzosen als nothwendige Bürgschaft für des Herzogs Treue und als Vorbedingung jeder weitem Negotiation — und wenn die savoyischen Absichten weiter gingen, so möge man den Fuß darauf setzen, um so jedes Gedächtniß hieran zu ersticken. Auch darin zeigte die französische Regierung einiges Mißtrauen gegen die Savoyer, daß sie denselben die weitere Unterhandlung nicht allein überließ, sondern plötzlich und unerwartet den grenobler Parlamentsrath Klaudius v. Bullion nach Turin zur unmittelbaren Verhandlung mit dem Herzoge sandte; was demselben um so weniger genehm war, als ihm durch seine Spione Bullion als ein Gegner Savoyen's geschildert worden. Aber so sehr auch zunächst der Herzog sich gegen die Weise der Franzosen, ihm ihr Belieben auferlegen zu wollen, sträubte; er hatte doch schon zu bestimmt für die französische Partei seine Wahl getroffen, als daß er sich nicht schließlich unterworfen hätte.

Die Instruktion Bullion's geht von eben diesem Standpunkte der Ueberlegenheit aus, auf welchem sich Frankreich dem Savoyer gegenüber zu befinden glaubte. Er solle sich keineswegs allzu eifrig um die savoyische Allianz bewerben, auch von neuem dem Herzoge jeden Gedanken an territoriale Vortheile auf Kosten Frankreich's benehmen. Aber dies vorausgesetzt, hatte er Karl Emanuel der vollen Geneigtheit des Königs zu versichern, die von demselben

Lett. Min. Spagna, Matrimoni reali), und zwar: Dep. Jacob's vom Mai, 7. 25. Juli, 10. Aug.; Instruktionen des Herzogs an Jacob vom 5. 11. Juni, sowie an Trollieu und an Berna; des turiner Konferenzprotokolls v. 29. Mai; der Procuration an comte de St. Maurice v. 2. Juni; der Relation Trollieu's vom Juli; der eigenhändigen Schrift des Herzogs Karl Emanuel *Se qui est necesere pour la bone issue de l'entreprise*, 18. Aug.; und der *Memoires particuliers a vous Sr. de Jacob sur le fait des entreprises*. — Dagegen ist die Instruktion H.'s IV. an Bullion v. 4. Mai in den Br. u. A. II, 570 ff. abgedruckt; die Inhaltsangabe derselben bei Perrens, *Mariages esp.*, p. 225 ist falsch.

gewünschte Vermählung in's Werk zu setzen und ihm in den namhafte Vortheile zu gewähren. Bullion sollte alles an dem Herzoge das französische Bündniß genehm zu machen ganz besonders ihn zu verhindern, daß er sich „mit Leib und in die spanische Partei werfe.“ — Wirklich bethenurte der Rath dem Herzoge, daß sein König durchaus zu kriegerisch beide Staaten ausichtsreichen Unternehmungen entschlossen sei forderte zum besten Beweise, wie ernstlich es Frankreich me dringend auf, den wieder in Turin eingetroffenen Trollionz so den nöthigen Vollmachten an Herrn von Jacob zur Unterze der Heirathstipulationen nach Paris zurückzusenden. In wieder Konferenzen, die Bullion mit den Vertrauten Karl Emanuel's Marquis v. Lullin, Porporati und Trollionz — sowie dem v. Remours hatte, sagte er ferner zu (29. Mai): daß der nicht Savoyen zum Bruche mit Spanien veranlassen werde selbst den Krieg zu beginnen; und daß für den unwahrscheinlichen Fall, wenn es nicht zum Kriege käme, der König mindestens Herzoge und seinen Kindern die gleichen Vortheile geben wie bisher Spanien. Die von Karl Emanuel aufgestellte macht für den Heirathsvertrag wurde als richtig und gültig erkannt. Sie enthielt die unbedingte Ermächtigung an den v. St. Maurice (Herrn v. Jacob) zum Abschlusse der Heirath, indem der Herzog alle von demselben eingegangenen Verpflichtungen getreulich zu erfüllen versprach. So war der entscheidende Schritt gethan, Karl Emanuel hatte sich fest und unzerreißbar an Frankreich gebunden. Wohl konnte der französische Herrscher in der Friedigung auf diesen Abschluß seiner fünfjährigen Verhandlung mit dem listigsten unter allen Politikern jener Zeit zurück er hatte genau das erreicht, was er von Beginn angestrebt Savoyen so an Frankreich zu ketten, daß das letztere nicht seine territorialen Opfer zu bringen brauchte, sondern an Bestimmung, wann und in welcher Weise es den Savoyer Spanien loslassen möge, völlig in der Hand behielt.

Es schien, als ob Karl Emanuel jetzt ganz und gar auf die Absichten des französischen Monarchen eingegangen sei. — Indem Trolivuz (5. Juni) mit jener Vollmacht nach Paris gesandt war, erhielten er und Jacob vor allem den Auftrag zu erkunden, ob Bullion's Versicherung, der König wolle selbst, und zwar im nächsten Frühjahr, den Krieg beginnen, begründet, und welche Vorbereitungen dazu getroffen seien. Sie hatten von Seiten des Herzogs zwanzig Geschüge mit allem Zubehör, 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde zu versprechen — ein Anerbieten, das gewiß noch nicht das letzte Wort Karl Emanuel's war. Es war nur gerecht, wenn derselbe noch einmal betonte, daß man seine Söhne für den Verlust der spanischen Verheißungen einigermaßen entschädigen müsse. Um die Dinge zu beschleunigen, stellte er sich, als ob er wegen seiner französischen Verbindung von den Spaniern angegriffen zu werden fürchtete, und bat um sofortige Rücksendung des in Paris weilenden Lesdiguières in dessen Gouvernement Dauphiné mit dem Befehle, Savoyen in allen Nöthen zu unterstützen. Schon unbescheidener war es, obwohl immer noch auf der von Frankreich aufgestellten Grundlage beruhend, wenn er für den Verzicht auf die ehemals savoyischen Rhodprovinzen alle gemeinsam zu machenden Eroberungen beanspruchte, wenn er verlangte, daß, da der König bei Beginn der gemeinschaftlichen Unternehmungen einen savoyischen Prinzen als Geißel für Savoyen's Treue in Paris zu haben wünsche, auch gleichzeitig Madame Elisabeth zur Erziehung nach Turin gesandt werde. Solche Forderungen brauchten übrigens dem französischen Könige nicht allzu viel Sorge zu machen, da er wußte, daß der Savoyer gern mit sich handeln lasse.

Um so mehr war derselbe hiezu gezwungen, als er nunmehr seinen Abjagebrief nach Spanien sandte, in Form einer Instruktion an den Grafen Berrua. Bisher — schrieb er demselben — haben wir den Abschluß der Unterhandlung mit Frankreich aufgeschoben, um erst Eure Ergebnisse abzuwarten; aber jetzt muß in wenigen Tagen der Herzog v. Nemours mit dem endgültigen Entscheid nach

Paris abreißen. Da nun die vortheilhafte Vermählung des Pr. v. Piemont die wichtigste Sache ist, Ihr aber die Verheirath in Spanien nicht klar habt ausmachen können; auch die den Pr. Philibert und Moriz versprochenen Beförderungen und selbst Unternehmungen auf die Levante nur zeitweilige Vortheile halten, die lediglich den Haß der Nachbarn gegen uns vermehrt werden, ohne daß Spanien dauernd den Schutz und die Erbherrschaft Savoyen's übernehmen will; und da endlich Spanien dem le die ihm rechtmäßig gebührenden Besitzungen Monaco und Nizza nicht zurückgibt — so kann der Katholische König es uns verargen, wenn wir unsern Vortheil auf einem andern suchen, „ohne deshalb die Liebe und Ehrfurcht für den Katholischen König außer Augen zu setzen.“ Diese letztere Phrase war sehr verständlich nicht minder heuchlerisch, als wenn Karl Em. hinzufügte: er habe Trolliouz nur nach Frankreich geschickt, dort die Ungeduld zu beruhigen und auf die nahe Ankunft Piemont mit den endgültigen Entscheidungen zu trösten, wolle aber durch den Grafen Dñate, den spanischen Gesandten in Turin, noch einen Versuch machen, ob nicht doch die älteste Infantin denn mit der zweiten könne er sich nicht begnügen — dem Pr. v. Piemont wenigstens in Aussicht werde gestellt werden. In Wirklichkeit war ja mit der Uebersendung der Vollmacht Trolliouz die Entscheidung getroffen, und konnte also der angekündigte Versuch des Grafen Dñate, dessen Erfolglosigkeit Herzog sicher vorausah, nur die Täuschung der spanischen Regie und die Milderung ihres zweifellosen Grimmes gegen den Sa beabsichtigen. Berrua brach nun endlich seinen nutzlosen Aufenthalt am spanischen Hofe ab und kehrte nach Turin zurück, so völlig für Spanien gewonnen.

Der Herzog aber wollte aus Berrua's Sendung doch wenigstens einen mittelbaren Nutzen ziehen, und ebenso geringes Bedenken wie eine Täuschung Spanien's, verursachte ihm die feste Hoffnung gegen Frankreich. Während nur die Furcht, den Groll des

zösischen Herrschers auf sich zu laden, ihn bewogen hatte, zum Abschlusse der Verhandlungen mit demselben vor der Rückkunft Berrua's zu schreiten, hatte jetzt Jacob die Sache so darzustellen, als ob Karl Emanuel um Frankreich's willen die vortheilhaftesten Anerbietungen Spanien's ausgeschlagen habe! „Es scheint uns nicht unangemessen“, trägt der Herzog seinem Gesandten auf, „daß vor Abschluß des Handels Ihr Ex. Majestät oder deren Ministern zu wissen thut, was Graf Berrua uns in gültigen Schriften mitbringt: nämlich die spanische Heirath und zwar außer mit der gewöhnlichen Mitgift auch noch mit dem Geschenk von Monaco, Mentone und Noccabruna und andern Staaten in der Lombardei zu dem von uns gewünschten Tausche mit dem Herzog v. Mantua, der uns so sehr nützlich wäre; und dazu Pensionen für den Cardinal und den Generalat des Meeres für Philibert“. Mit Ausnahme des letztern Punktes war alles hier Gesagte das Gegentheil der Wahrheit! und darauf gründete nun der Herzog einen neuen Versuch, dem französischen Herrscher eine Landabtretung abzulisten, natürlich nur „damit wir den Spaniern und allen andern und selbst meinen Kindern zeigen können, daß wir durch den Gehorsam gegen des Königs Anordnungen nicht so schöner Anerbietungen, wie diese, verlustig gegangen sind.“ „Ich glaube“, setzte der Herzog mit fast naiver Kühnheit hinzu, „daß er wohl einsehen wird, wie das keine List, sondern die bloße und reine Wahrheit ist!“

Indeß Heinrich war viel zu gut über die Lage der Dinge unterrichtet, als daß ihn die Verstellungen und Zudringlichkeiten des Herzogs auch nur im mindesten berührt hätten. Vielmehr blieb er fest bei dem schon früher oft geäußerten Sage: zuerst müsse der Herzog sich ihm bedingungslos und vertrauend anschließen und dies durch die Vermählung seines ältesten Sohnes mit der ältesten Prinzessin von Frankreich darthun, dann solle er später schon genügende Beweise der französischen Freundschaft erhalten. So gütig sich die Minister, der König, ja seine Gemahlin den beiden savoyischen Gesandten zeigten, zumal nachdem auch Bullion

Anfang Juli wieder nach Paris gekommen war: sie beharrte darauf, lieber alle Unterhandlungen mit dem Herzoge abzulassen, als dessen Bündniß von vorn herein mit Opfern zu erkaufen. Das sprachen sie, gewissermaßen um sich selbst desto fester zu setzen, auch dem venetianischen Gesandten gegenüber aus. Mit Entschlüssen lehrte Trossionz am ersten August zum dritten nach Turin zurück.

Der König hatte um so weniger Veranlassung, auf die in dem Tone immer wiederholten Wünsche Karl Emanuel zugehen, als sich derselbe auch ohnedies durchaus für den Krieg an der Seite Frankreichs eingenommen zeigte. Schon dem Ende des Juni veranstaltete er Truppenaushebungen, dem Vorwande, daß die französischen Rüstungen wider ihn gefährlich seien, aber offenbar um mit denselben zu gemeinsamer Aktion einen Schritt zu halten. Der unermüdliche Geist des Herzogs ließ sich auch in unaufhörlichen Entwürfen für den nächstjährigen Krieg, die er durch Jacob dem Könige unterbreitete. Vor allem dieser auf der flandrischen Seite offen loszuschlagen, dann wenigstens ein Scheinunternehmen gegen Spanien selbst bezwecken, um dessen Streitkräfte zu theilen; die Venetianer müssen ihrer Seite Cremona erobern, das sie mit seinem Gebiete und Lande jenseits der Adda behalten können. Während sie von der Franco-Piemontesen von Westen angreifen, sollen im Nord des Mailändischen die Bündner mit möglichst großen Kräften das Fort Fuentes belagern. Damit dieser wohlersonnene Feldplan — dessen Gelingen man übrigens durch eine Vereinigung Genua's, des Hafens der Spanier in Oberitalien, wesentlich leichtern würde — nicht gestört werde, müssen die mit Spanien verbündeten katholischen Schweizerkantone durch Versprechen Antheiles an der Beute wenigstens in Neutralität erhalten werden. Dringend rieth der Herzog einen schnellen Beginn des Kampfes an, da das Mailändische augenblicklich von Truppen entblößt. Als erste Angriffsobjekte schlug er, als Schlüssel Mailand's, &

Novara und Alessandria vor, deren Befestigungen überdies noch nicht wieder ausgebessert seien; um die Ueberraschung gelingen zu machen, müsse man sie alle zugleich anfallen, wozu mindestens 35,000 Mann und 40 Kanonen mit 40—50,000 Schuß nöthig seien. —

So bewegte Karl Emanuel sich wieder in Extremen, die weit über die Wirklichkeit hinausgingen, denn einstweilen war von der Möglichkeit venetianischer Mitwirkung nicht die Rede. Die schönsten Bilder gefahrloser Vergrößerung ihres Staates ließ Heinrich vor den Augen der bedächtigen Erzellenzen von Venedig erschimmern. Vergebens. Auch Genua suchte er, anstatt durch einen Angriff, vielmehr auf dem sichern Wege friedlicher Verhandlungen zu gewinnen. Aber diese Republik war zu innig durch politische und Geldinteressen mit Spanien verbunden, als daß seine Bestrebungen in dieser Beziehung irgend einen Erfolg hätten haben können.¹⁾

Dagegen erhielt Heinrich von ganz unvermutheter Stelle, von Rom, aus eine Aufmunterung, die Heirathsverhandlungen mit Savoyen zu einem günstigen Abschlusse zu führen.²⁾ Um diese Förderung eines so direkt gegen die habsburgischen Interessen gerichteten Planes von Seiten des heil. Stuhles zu verstehen, müssen wir drei Umstände in Betracht ziehen. Erstens wußte man in Rom nichts von den kriegerischen Entwürfen, die sich an jene Vermählungsprojekte knüpften. In der That verfuhrn die französischen und savoyischen Diplomaten mit großer Geschicklichkeit. Ganz verheimlichen ließen sich ja jene Verhandlungen nicht, und so theilten sie dieselben in anscheinender Offenheit dem spanischen und dem päpstlichen Gesandten in Paris, sowie Seiner Heiligkeit selbst mit, aber unter dem Vorgeben, daß es sich dabei nur um Mitgifts- und Geldfragen handele. Herr v. Jacob ging hierbei dem Don Illigo de Cardenas gegenüber in eine Unmasse von

¹⁾ Dep. Foscarini's v. 2. 12. Aug. p. 311 ff. — Vgl. Siri, Mem. rec. II.

²⁾ Dep. Breves' v. 19. Aug.; Perrens a. a. D. 227.

wahren und falschen Details ein, so daß dieser gewandt mißtranische Diplomat sich völlig täuschen ließ. Behauptete doch: der Herzog habe verlangt, die Einwilligung „seines“ des Königs von Spanien, zu der Vermählung einzuholen. Heinrich IV. habe dem zugestimmt. Karl Emanuel ging in Verstellung so weit, im Juli 1609 einen Gesandten an den Fuentes in Mailand mit der Bitte zu schicken, derselbe in dem drohenden Stande der jülicher Angelegenheit Savoyen Hilfe gegen Frankreich versichern, und ebenso den Kön Spanien selbst um Beistand gegen den von Frankreich zu tendenden Angriff anzugehen. Auf der anderen Seite gab Jac Don Inigo zu wissen: gern würde sein Herzog die Verm der ältesten Infantin mit dem Prinzen von Piemont sehen Philipp III. dem letztern den Besitz von Flandern nach der des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin und sogleich d Finaie und Monaco, sowie die Bezahlung der ihm noch von S gebührenden Summen zusichern wollte. Dem päpstlichen I Ubal dini gegenüber lag wiederum Jacob: Frankreich dränge Herzog, sich von Spanien zu trennen und vielmehr durchaus Hände des Allerchristlichsten Königs zu geben; indeß Karl E wolle mit beiden Mächten möglichst befreundet und vertraut

Kein Wunder, daß der Papst und seine Diplomaten in zwischen Karl Emanuel und Philipp III. bestehe noch d verwandtschaftliche Freundschaft, und der Herzog werde, w erst mit Frankreich eben so verschwägert sei, wie schon mit S der beste Vermittler zwischen den beiden großen katholischen sein. Zweitens aber hofften sie, nach der Verbindung der jave und bourbonischen Familie werde Karl Emanuel von S die längst begehrte und stets verweigerte Erlaubniß erhalte

1) Dep. Cardenas' v. 1. 30. Sept.; Br. n. A. II. 575 f. 578 ff. Dep. Ubal dini's v. 28. Aug. 16. Sept; Rat. Bibl. in Paris, Manuscr. 1264. — Siri, Mem. recond. II, 35. — Dep. Breves' v. 14. Okt.; 234 f.

des verruchten Ketzerneſtes Genf — *quella peste di Ginevra* — zu bemächtigen, und es zugleich zur ſavoyiſchen Unterthanenſchaft und zur alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen. Drittens endlich hatte der Papſt doch über ſeine kirchlichen Aufgaben nicht ſo ſehr die politiſchen eines zugleich weltlichen Fürſten vergeſſen, daß er nicht durch die franzöſiſch-ſavoyiſche Verbindung den Franzoſen ſtetes Eintritt in die Halbinſel möglich zu machen und damit der ſpaniſchen Herrſchaft in Italien ein Gegengewicht zu ſchaffen gewünscht hätte. War dieſes ja das beſtändige Streben der Päpſte ſeit Klemens VII. geweſen!

Heinrich bedurfte dieſer Aufforderung von Seiten des heil. Vaters kaum. Hr. v. Jacob ſah ſich von dem Könige und deſſen Gemahlin mit der größten Auszeichnung behandelt. In wöchentlich mehrfach wiederholten Audienzen, denen zum Theil auch der Marſchall von Lesdiguières, der erbittertſte Feind der Spanier in ganz Frankreich, bewohnte, wurden alle Modalitäten des weitem Verfahrens feſtgeſetzt, auch beſchloſſen, die Heirath offiziell in Madrid anzuzeigen — immer um den Schein zu wahren. Im Auguſt unternahm dann der Herzog eine abermalige beträchtliche Verſtärkung ſeines Heeres unter dem Vorwande, daß er damit den Prinzen Philibert gegen die Türken in Macedonien ſenden wolle; er erbat ſich zugleich von dem franzöſiſchen Herrſcher einen vertrauten Rathgeber, um die militäriſchen Maßregeln weiterhin gemeinſam feſtzulegen. Freilich zum Abſchlusse der Heirathsverhandlungen kam es wegen der vom Herzoge ſofort gewünschten, vom Könige aber einſtweilen verſhobenen Feſtſetzung der Vortheile für den erſtern noch nicht.

Der Gewinn Savoyen's für die franzöſiſche Allianz war allerdings einſtweilen das einzige und deſhalb einigermaßen entmuthigende Ergebniß der Negoziationen Heinrich's IV. Wenig günſtig ſtanden die Unterhandlungen mit Venedig. Auf eine direkte Frage Willeroi's erklärte Roſcarini offen, daß von einem Angriffsbündniß gegen Spanien in Venedig nie die Rede geweſen

sei, sondern nur von einer Defensivallianz, und auch von solchen nur unter der Bedingung, daß die meisten italie Staaten an derselben theilnahmen. — Alle Versuche, zu Festsetzungen mit Venedig zu gelangen, lehnte die Republik wenn nicht zuvor die Zustimmung eines guten Theils der italie Fürsten erwirkt sei. Heinrich war damals so ergrimmt fühlen und übervorsichtigen Haltung der Venetianer, daß bei ihren erneuten Streitigkeiten mit dem Papste auf dessen neigte; während der neue spanische Gesandte in Rom, der an päpstlich-venetianischen Irrungen bekannte Don Francisco de von seinem Hofe den bestimmten und ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, die Interessen der Republik bei der Kurie zu vertreten.¹⁾ Dieser geschickte Schachzug der spanischen Politik wirklich nicht wenig Erfolg.

Auch England betrachtete jeden Schritt Heinrich's IV größtem Mißtrauen, so daß derselbe es noch gar nicht wagte diesem Stande der Angelegenheit eingehende Verhandlungen demselben zu beginnen. Mit Holland dagegen hatte Heinrich sich sehr früh in Einverständniß über die jülicher Angelegenheit zu gesucht. Auf die erste Kunde von dem Hinscheiden des k. Johann Wilhelm fragte Billeroy durch Jeannin bei den Staaten an, welche Rolle sie bei dem bevorstehenden Streite und welche Hülfe sie für den Fall, daß Frankreich mit den für seine Bundesgenossen werde eintreten müssen, diesen gewürden? Die französischen Staatsmänner hielten dafür, daß Stillstand vom 9. April die Generalstaaten nicht verhindern ihre Freunde in deren jülicher Ansprüchen zu unterstützen. von den vorsichtigen Holländern, die sich des kaum erst Friedens freuten, war keine bestimmte Erwiderung zu erwarten. Auf erneute Anfragen des Königs an die Generalstaaten, w

¹⁾ MS. Instr. an Jacob, 19. Aug. — Dep. Foscarini's v. 14., 2. p. 313 ff. — MS. Dep. Cardenas' v. 31. Oct. — Vgl. Affelineau an Du 23. Juni; Mém. et Corresp. de Duplessis-Mornay, X, 337.

selben im Vereine mit Frankreich, selbst ohne Dänemark und England, deren Mitwirkung immer unwahrscheinlicher werde, für die possidirenden Fürsten zu thun gedächten, erhielt er gleichfalls nur unbestimmte und ausweichende Antworten.¹⁾

Ebenso wenig glückte es Heinrich, die Allianz des kleinen, aber durch seine Lage überaus wichtigen Herzogthums Lothringen zu gewinnen. Auch hier sollte eine Heirath helfen, die noch anderweite große Vortheile für Frankreich geboten haben würde. Die einzige Tochter des Herzogs sollte den Dauphin heirathen, dieser dann, mit Verletzung der Rechte der Seitenverwandten des Hauses Lothringen, das Land erben. Die Herzogin, durchaus französisch gesinnt, begünstigte diesen Plan. Heinrich bot alles auf, sich für den Augenblick eine immerhin schätzenswerthe Beihülfe, für die Zukunft seinem Staate eine so wichtige Vergrößerung und Abrundung zu sichern. Zehntausend Goldthaler sandte er an die Minister des Herzogs, dessen Agenten in Paris bestach er mit 4000 Thalern. Aber wenn der Herzog es auch nicht für klug hielt, dem Könige mit einer absoluten Zurückweisung zu begegnen, so hatte doch die Sache um so weniger Fortgang, als Spanien, dessen Besitzungen im Norden und Süden Lothringen berührten, rechtzeitig von derselben Kenntniß erhielt und begreiflicher Weise sich kräftigst bemühte, hier die französischen Pläne scheitern zu machen. Der spanische Gesandte in Paris, Cardenas, sandte einen zuverlässigen italienischen Priester nach Lothringen, welcher dem dortigen Herzoge die französischen Intriguen auf das eingehendste schilderte und ihm gegen dieselben die Hülfe Spaniens in sichere Aussicht stellte. Mit diesen Gegenzügen glückte es den Spaniern im großen und ganzen vollständig. In den Tagen, wo Heinrich IV. zu seiner Armee in der Champagne aufbrechen wollte (Mitte Mai 1610), bereitete der Herzog v. Lothringen alles vor, um seine

¹⁾ Billeroy an Jeannin, 6. April; Jean. an Bil., 11. April; Dep. Jean. u. Ruffy's v. 9. Juni; Petitot, II, XV, 347. 386. 456 f. — Dep. Ruffy's v. 5. Dez.; Br. u. H. II, 499 f.

Tochter nach Baiern zu schicken: aus Furcht, der König sich zunächst gegen ihn wenden, um ihn wirklich zur Vermählung seiner Tochter mit dem Dauphin zu zwingen. Vielmehr beabsichtigte Herzog dieselbe seinem Neffen und natürlichen Erben, dem von Vaudemont, bestimmt.¹⁾

Das war also die Lage im Herbst 1609: Heinrich's Unterstützung ziemlich sicher von Seiten der evangelischen in Deutschland und der Herzoge von Savoyen und Mantua; lieferte nur Holland einen geringen Beistand. Das Haus Burgund dagegen hatte außer über seine eigenen immerhin beträchtlichen Machtmitteln und über die katholische Liga in Frankreich auch über eine Anzahl italienischer Fürsten zu verfügen.

Die Spanier gaben sich unausgesetzt die größte Mühe, den Savoyer wieder auf ihre Seite zu ziehen. Sie hatten in turiner Hofe einen geschickten und einflußreichen Agenten, Kardinal Aldobrandini, der eine hohe spanische Pension angenommen hatte und trotz aller Versuche Heinrich's, ihn durch noch größere Vortheile zu gewinnen, unentwegt auf der spanischen Seite harrte, zu der er auch mit beständiger Mühewaltung Karl's hinüberzuziehen suchte. Da die Unterhandlungen mit dem Herzog von Mantua nicht zum Ziele geführt hatten, so hielten die Spanier dem Herzoge eine neue Lockspeise vor: für seinen dritten Sohn den Kardinal, das soeben erledigte Erzbisthum Monreale in Spanien, dessen Einkünfte auf jährliche 40,000 Goldthaler veran-

¹⁾ Dep. Cardenas' v. 30. Sept., 29. Nov. 1609, Br. u. N. II, 489 f. — MS. Dep. Cardenas' v. 27. April 1610. — MS. Conf. span. Staatsr. v. 27. Oct. 1609, 5. Jan., 27. April 1610; Paris, N. K. 1426, 1427. — MS. Philipp IV. an Cardenas, Madrid, 5. Nov. d. J. K. 1452. — MS. Dep. Ubaldini's v. 12. Sept. 1610. — Die von Bassompierre's in seinen Memoiren (Mich. et Pouj. II, VI, 58 ff.) für unzuverlässig, werden so durchaus von keinem andern Berichterstatter bestätigt, den endlich durch die Behauptung, alles sei nur mündlich abgeschlossen, täuscht, daß wir sie dem Widerspruche der oben bezeichneten Quellen gegenüber aufgeben müssen. Schon Vittorio Siri verwirft sie (Mem. recond. II,

wurden. Allein diese Gunst war nicht bedeutend genug, um Karl Emanuel zur Theilnahme für Spanien zu bestimmen; und überdies stellte sich bald heraus, daß sie ebenso nichtig war wie alles, was man bisher von Madrid aus dem Herzoge verheißen hatte: der Kardinal-Nepot Borghese wünschte dieses reiche Erzbisthum für sich, und während sowohl er wie der Papst sich die Miene gaben, es dem Kardinal von Savoyen überlassen zu wollen, schob doch Paul V. beständig die Ertheilung des für den Legtern nothwendigen Altersdispenses hinaus — kurz dasselbe Spiel, wie es neun Monate früher mit dem Erzbisthum Sevilla getrieben war. Außerdem beschränkten die Spanier sich auf Vorwürfe gegen den Herzog wegen seiner Unbeständigkeit und Undankbarkeit, indem sie ihre sehr zweifelhaften Dienste für ihn in das hellste Licht zu setzen suchten, und auf Vorstellungen, welchen Gefahren er sich preisgebe, wenn er das Mißfallen des katholischen Königs erzeuge.¹⁾ Mit solchen Allgemeinheiten war der praktische Savoyer nicht zu gewinnen.

Um so sicherer war Spanien der mittelitalienischen Fürsten. Der seit dem 7. Februar dieses Jahres (1609) in Toskana regierende Großherzog Cosimo II., ein hochmüthiger, steifer, förmlicher Herr, war von Neigung und Ansichten vollkommen spanisch, und wurde in dieser Theilnahme noch bestärkt durch seine tyroler Gemahlin Maria Magdalena, eine ehrgeizige und herrschsüchtige Frau, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Regierung des kleinen aber reichen und wohlorganisirten Landes an sich zog; sie war durchaus dem habsburgischen Interesse ergeben. Heinrich IV. und seine Gemahlin, die Base des Großherzogs, sahen sich veranlaßt, bei dem toskanischen Residenten über die durchaus spanische Haltung Cosimo's II. lebhaftest Beschwerden zu führen. In der That verbarg der Großherzog dieselbe keineswegs vor der Deffent-

¹⁾ Dep. Foscarini's vom 16. Juni, p. 310 f. — MS. Dep. Breves' vom 22. Juli, 28. Okt. — Videl, Lesdiguières p. 241 f.

lichkeit. Besonders kränkte es den französischen Monarchen die toskanischen Gesandten an fremden Höfen, gegen den Jahrhunderte geheiligten Brauch und gegen die durch die wandtschaft erforderten Rücksichten, zuerst den spanischen und erst den französischen Botschafter zu besuchen pflegten; in Zeiten einer alles beherrschenden Etikette ein deutliches Zeichen spanisch gesinnt Cosimo II. war! — Die Herzoge von Urbino und Modena standen in spanischem Solde, indem von ihnen 12,000 Goldthaler jährlich zugesichert waren. Da ihnen diese Renten seit vielen Jahren schuldig geblieben war, sie nur um so fester an Spanien, welches das Recht hat nicht unbeträchtlichen Milizen dieser kleinen Staaten in Sold zu nehmen. Genua war durch seine Geldinteressen löslich an seinen einträglichen Schuldner, den Katholischen gebunden, während die Republik Pucca nur durch spanischen ihre Unabhängigkeit gegen die annexionistischen Absichten Tos zu behaupten im Stande war.¹⁾

So vermochte Spanien dem französisch-savoyischen Völk eine immerhin nicht unbedeutende italienische Klientel einzusetzen. Uebrigens war auch militärisch die madridener Regierung den französischen Drohungen und Rüstungen gegenüber nicht thätig geblieben. Der mangelhaften Kühnheit und Entschlossenheit des Erzherzogs Albert war sie durch kräftige Weisungen zur gekommen. Der König befahl demselben (Mitte September) Entlassung des belgischen Heeres so lange vollkommen einzubis der kaiserliche Reichshofrath sich über den rechtmäßigen der jülicher Erbschaft ausgesprochen und dieser sie auch wirklich getreten habe. Uebrigens hatte der Erzherzog schon vorher eigenem Entschluß mit der Auflösung seiner Armee innegel

¹⁾ Relazione di Girolamo Soranzo (1608–1611); Bar. e Berch 481 ff. — Dep. Roberto Vio's (venetian. Gesandten in Florenz) vom 1609, 18. Febr. 1610; Mutinelli, Storia arcana d'Italia, III, 398 f.

sobald er von den Rüstungen des französischen Königs benachrichtigt worden war, und hatte sogar die bereits abgelohnten Soldaten zum großen Theile heimlich auf verschiedenen Wegen, um Aufsehen zu vermeiden, seinem Vetter Leopold in Jülich zugesandt. Sein königlicher Schwager befahl ihm jetzt, sofort einen Gesandten an den Kaiser zu schicken, um diesen zur energischen Weiterführung der jülicher Angelegenheit zu ermahnen, und an die Generalstaaten, um diese von dem festen Entschlusse des Katholischen Königs zur Vertheidigung der richterlichen Gewalt des Kaisers zu benachrichtigen und sie zugleich aufzufordern, daß sie in Gemäßheit des soeben abgeschlossenen Friedens keinem Gewaltschritte des französischen Herrschers oder irgend eines andern in Betreff der jülich-bergischen Länder ihre Zustimmung geben möchten. Der Erzherzog selbst sollte sich zur kräftigen Vertheidigung rüsten und Leopold zum entschlossenen Ausharren in der Festung Jülich ermuthigen. — Diese Maßregeln, die zumeist den von Guadaleste im Juli gegebenen Rathschlägen entsprachen, zeugten von großer Festigkeit der spanischen Regierung. Der madrider Staatsrath saß täglich und fast immer bis tief in die Nacht hinein; und was noch deutlicher auf Beratungen von großer Wichtigkeit schließen ließ, König Philipp wohnte gegen seine Gewohnheit persönlich diesen Vereinigungen bei. Soldaten wurden ausgehoben, die nördlichen Grenzen in Vertheidigungszustand gesetzt, unter dem Vorwande eines Unternehmens gegen die nordafrikanische Küste eine starke Flotte gesammelt.¹⁾

Die Ermahnungen und Befehle des Königs bestimmten in der That den Erzherzog zu energischem Auftreten. Er sandte Philipp von Merode an die Possidirenden, welche Jülich von ferne blockirten, und forderte sie auf, die Sperrung der dorthin führenden Straßen aufzuheben, durch welche nicht allein den belgischen Unter-

¹⁾ Badouere an Billeroy, 19. Aug., und Philipp III. an Erzherzog Albert, 12. Sept.; Br. u. A. II, 346, 378 f. — Dep. Winwood's u. Dep. Cornwallis' vom $\frac{11.}{21.}$ Sept.; Winw. Mem. III, 65, 69.

thanan Abbruch geschehe, sondern auch der kaiserliche Kommissar Leopold — gleichsam belagert werde; widrigenfalls werde er solche Verletzung des Reichsfriedens zu den reichsverfassungsmäßigen Gegenmitteln greifen. Zugleich sperrte er bei der von den spanischen Truppen schon seit drei Jahren besetzten kurkölnischen Rheinberg den Possidirenden die Zufuhr auf dem Rheine von land aus. Er ließ sich durch keine gegentheiligen Vorstell- und Zusicherungen der Possidirenden in dieser ihnen sehr emlichen Maßregel stören, ja drohte ihnen, den Weg von Euren nach Tülich mit Gewalt frei zu machen, falls sie denselben freiwillig räumten; wie denn auch seine Agenten an auswärtigen Höfen nicht verhehlten, daß ihr Herr in Anbetracht seiner Verwandtschaft mit Leopold nicht werde umhin können, den zu unterstützen, wenn die Possidirenden fortführen, ihn zu schließen und thätlich anzugreifen (Oktober¹⁾). Man sieht, von prinzipieller Nachgiebigkeit der Spanier in der lichen Angelegenheit — wie man gewöhnlich behauptet nicht die Rede sein kann.

Vergeblich bedrohte König Heinrich den Erzherzog mit gerischer Ahndung, wenn er die Wasserstraße nach dem Tülich nicht freigebe. Vielmehr errichtete Albert sogar auf flävischen Boden, Rheinberg gegenüber, eine Schanze, so daß der Rhein hermetisch abgesperrt war. Es geschah dies, wie um den spanischen Herrscher recht zu verhöhnen, der stets eine materielle Unterstützung Leopold's durch die Spanier oder Flandrer als Krieg bezeichnet hatte und nun doch, da es an genügenden Bundesgenossen ihm noch mangelte, ruhig zuschaute, wie Albert kühner Verletzung seiner frühern Versprechungen nicht nur seinem Vetter Leopold mit Räthen, Offizieren und Soldaten verjagte, sondern auch seine eigenen Truppen offen für denselben aufstreten ließ. Für den Winter beabsichtigte Albert 10,000 Mann bei Herz

¹⁾ Altensprüche in Br. u. N. II, 432, 436, 445.

busch zusammenzuziehen, um die Generalstaaten von jeder Unterstützung der Possidirenden abzuschrecken. Nur die Geldhülfe, die Leopold verlangte, schlug Albert ab — jedoch nicht aus Mangel an gutem Willen oder Muth, sondern weil seine eigenen beschränkten Mittel ihm eine solche Freigebigkeit nicht gestatteten.¹⁾

Sicherlich wäre der Erzherzog nicht mit einer bei ihm so ungewöhnlichen Kühnheit aufgetreten, wenn er nicht auf alle Fälle des Beistandes der gesammten spanischen Macht sicher und überdies von der heimischen Regierung geschoben und vorwärts getrieben worden wäre. Zu dieser Zeit bewilligte Philipp III. der jungen katholischen Liga in Deutschland, welche den Kapuziner Lorenzo di Brindisi an ihn gesandt hatte, eine jährliche Unterstützung von 360,000 Dukaten, aber nur unter der Bedingung, daß sie die deutschen Habsburger in ihren Bund aufnehme, das heißt, sich denselben für alle ihre Sonderzwecke — zunächst für den jülicherischen — zur Verfügung stelle. Ausdrücklich wurde gesagt: der erste Zweck der Liga müsse die Förderung der katholischen Religion, der zweite aber die Erhöhung des Hauses Oesterreich sein!²⁾ Diesem durchaus habsburgischen Programme blieb der Katholische König auch in Zukunft, wie wir sehen werden, der Liga gegenüber stets treu. Der spanischen Politik waren ja die religiösen Interessen nur insofern ehrwürdig, als sie mit den weltlichen der Habsburger Hand in Hand gingen! —

Der französische König fand also die Spanier und den Erzherzog Albert viel energischer und entschlossener, seine eigenen Freunde viel lauer und faumseliger, als er gedacht hatte. Seine Erwartungen hatten sich nach den meisten Richtungen hin einstweilen

¹⁾ Herffen an Barneveldt, 27. Okt.; Instr. an Bongars, 10. Nov.; Hartefeld an Burwinkhausen, 26. Nov.: Br. u. A. II, 457, 470, 486. — Dep. Winwood's v. $\frac{2}{12}$ Nov.; W. M. III. 84. — MS. Dep. Pecquius' v. 18. Novbr. (Wien).

²⁾ MS. Instruktion an D. Baltasar de Zuniga v. 5. Nov. 1609; Paris, R. A. K. 1464, Nr. 8.

nicht verwirklicht, und ist in Folge dieser Enttäuschung seit der Mitte des September 1609 ein Zurückweichen Heinrich's von seinen umfassenden Angriffsplänen bemerken. Diese zögernde Vorsicht äußerte sich zunächst dem Herzoge von Savoyen gegenüber, der theils aus natürlicher Geduld, theils aus Mißbehagen an seiner allerdings peinlich zweideutigen Lage alles that, um den König mit sich fortzuführen. Der savoyische Gesandte drang in Heinrich, sofort den Kampf mit den Spaniern aufzunehmen und sie aus Italien zu vertreiben; sei die beste Zeit dazu, da Spanien Mangel an Geld litte und Truppen auf der Halbinsel nur gering an Zahl seien. Wollte der König noch weiter zögern, dann möge er erlauben, daß seine Verabredungen und erneuten spanischen Aufforderungen gemäß der zweite Sohn des Herzogs, Philibert, nach Spanien gehe, damit der katholische König nicht Verdacht schöpfe, noch den savoyischen Prinzen die reichen Pensionen, die er ihnen zahlte, entzöge. Diese letztere Eventualität — die Reise Philibert's nach Spanien — sollte nur eine Drohung sein, um Heinrich IV. geschmeicheln zu machen: hätte sie doch ein Aufgeben jedes Angriffsgedankens gegen Spanien von Seite Savoyen's bedeutet! Allein der König ließ sich nicht beirren. Er nahm die pekuniäre Entschädigung der savoyischen Prinzen auf sich, verbat sich aber auf das Entschiedenste die Reise Philibert's nach Spanien, da man denselben als Geißel für die Treue des Herzogs benutzen würde. Er blieb bei der festen Absicht habe, allerorten mit den Spaniern zu brechen; indeß es sei dazu zweierlei nothwendig, Vorwands und Sicherheit. Jenen werde die jülicher Angelegenheit geben, ja gar nicht anders als in einem Kriege endigen könne; die Sicherheit müsse man in Bündnissen suchen, die freilich auf dem Wege, aber doch noch nicht faktisch abgeschlossen seien. — In diesen Umständen hielten es auch andererseits der Herzog und der Gesandte Jacob für gut, die Heirathsverhandlungen nicht zu beeilen, sondern sich zurückhaltend zu benehmen, um die Fra-

etwas bereitwilliger für die savoyischen Wünsche zu stimmen. So wurde nichts Sicheres abgeschlossen. Endlich kehrte am 1. Oktober auf den Wunsch Heinrich's, um die Einigung zu beschleunigen, der Herr von Jacob, bis zum letzten Augenblicke mit Freundschafts- und Ehrenbezeugungen überhäuft, selbst nach Turin zurück.¹⁾

Indessen setzte Lesdiguières, der wieder in sein Gouvernement Dauphiné zurückgekehrt war, von hier aus die Verhandlungen mit seinem Nachbarn, dem Herzoge von Savoyen, fort. Karl Emanuel verlangte für seine drei jüngeren Söhne als Entschädigung für die ihnen bisher von Spanien gewährten Vortheile eine französische Pension von 100,000 Thalern. Zugleich berieth er mit dem Marschall den eventuellen Angriffsplan auf das Herzogthum Mailand. Abermals ging ein französischer Ingenieur Brunet, unter dem Vorwande, Luxuswaffen für den Dauphin einzukaufen, zum Spioniren nach Mailand; und bald folgten ihm ein Offizier Lesdiguières' und ein anderer Karl Emanuel's, beide als Kapuziner verkleidet, die unter diesem frommen Neußern sogar in die Citadelle von Mailand Eintritt erhielten.²⁾

Nach langen Berathungen beschloß man in dem Conseil Heinrich's IV., den Krieg jedenfalls bis zum nächsten Frühjahr aufzuschieben, inzwischen dem Herzoge von Savoyen die besten Versicherungen in Betreff der Heirath zwischen seinem ältesten Sohne und der ältesten Prinzessin von Frankreich zu geben und ihm die geforderten 100,000 Goldthaler und sonstige Entschädigungen für seine Söhne zu bewilligen, unter der Bedingung, daß mindestens einer der savoyischen Prinzen an den französischen Hof komme, und daß keiner von ihnen sich nach Spanien begeben. Alle Eroberungen in Italien sollten an den Herzog fallen, der König dagegen durch andere Territorien, zumal das eigentliche

¹⁾ MS. Dep. Jacob's v. 7. Sept., 2. Okt. — Dep. Foscarini's v. 7. Okt. p. 316 ff — Vgl. MS. Dep. Albalini's v. 16. Sept., 13. Okt.

²⁾ Videt, Vie de Lesdiguières (Paris, 1638), p. 240 f. — MS. Dep. Cardenas' v. 31. Okt.

Savoyen, entschädigt werden. Um diesen Entschluß des nach Turin zu überbringen und zugleich die Unterhandlungen zu führen, ward der Staatsrath v. Bullion, der nach kurzem mit dem Herzoge dessen Vertrauen vollständig gewonnen hatte, der an denselben geschickt (Nov. 1609¹⁾).

Daß wirklich diese Zögerungen aus einem Mißtrauen rich's IV. in seine eigenen Kräfte hervorgingen, ersieht man dem Umstande, daß er sich in derselben Zeit auf die Erneuerung der spanisch-französischen Heirathspläne durch den Nuntius einließ.

Im Ganzen war ja der jülicher Streit in eine für das Oesterreich sehr ungünstige Zeit gefallen, da dasselbe durch den Zwiespalt zwischen Kaiser Rudolf II. und seinem Bruder Matthias getrennt, in Deutschland wenigstens in seiner Machtentfaltung behindert war. Deshalb hatten die Spanier, ohne sich zu und nachgiebig zu zeigen, doch versucht, ob man nicht durch die Anknüpfung des alten spanisch-französischen Heirathsplanes zwischen dem französischen Herrscher zu einem veröhnlichen Verhalten jülicher Angelegenheit bewegen könne. Da Cardenas zunächst glaubte, bei den französischen Staatslenkern einige Aussicht für dieses Projekt zu finden, so wurde ihm von Madrid Zwiesicht und Zurückhaltung angerathen nach den Erfahrungen, die mit der Sendung Don Pedro's gemacht, aber immerhin auf die Sache einzugehen, und dieselbe nach seinem Ermessen zu fördern. Dies war um so bezeichnender, als noch kurz vor Eintreffen der Nachricht von der Eröffnung der jülicher Sache der spanische Staatsrath eine mittelbare Wiederanknüpfung der Heirathsverhandlungen von französischer Seite her mit dem jülichen Hofe „Hierauf ist nichts zu erwidern“, zurückgewiesen hatte. Be-

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 3. 12. Nov. — Dep. Foscarini's v. p. 320 f. — MS. Dep. Albaldini's v. 22. Nov. — Instruction an v. 27. Okt.; Br. n. N. II. 587 ff. (Anstatt 100,000 Livres muß es 300,000, wie die Kopie Dupuy hat.)

lebhast erfaßte abermals Erzherzog Albert diesen Gedanken; nicht nur bei dem Papste brachte er denselben wieder vor — zur großen Freude Paul's V. — sondern auch unmittelbar in Paris. Aber wie irrte sich doch Cardenas, wenn er damals die leitenden französischen Minister diesem Auswege günstig glaubte! Von kriegerischer Gesinnung erfüllt, hielten sie denselben vielmehr nur für einen spanischen Kunstgriff, bestimmt, Frankreich einzuschläfern und Zeit zu gewinnen, bis ein für Madrid günstiger Umschwung der Verhältnisse eintrete. So sagte der König selbst dem Runtius (Juni 1609), als dieser ihm von den spanisch-französischen Vermählungen sprach: er habe wohl Lust zu denselben, müsse aber erst den Ausgang der jülicher Verhandlungen abwarten — selbstverständlich nur eine mildere Form der Ablehnung! Andererseits wurde man auch in Madrid bald darüber enttäuscht, daß Heinrich in der jülicher Frage zu einer den habsburgischen Interessen und Wünschen günstigeren Haltung werde bewogen werden können, und sofort ließ man auch hier die Heirathsprojekte fallen, die ja immer nur den augenblicklichen Zielen spanischer Politik zu dienen bestimmt waren. Der Staatsrath beschloß (August 1609), diese Entwürfe ganz aufzugeben „wegen der Unziemlichkeit, mit welcher der König von Frankreich darin gegen Don Pedro de Toledo verfuhr.“ Demgemäß gab Philipp III. an Cardenas die Weisung: er solle eine Audienz bei Heinrich IV. nur nachsuchen, wenn dieser es verlange oder es sonst unumgänglich nothwendig sei; und in Sachen der Heirathen, wenn man ihn auf dieselben brächte, sich nur innerhalb ganz allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke halten. Auch zu der Depesche Cardenas' vom 1. September wurde im königlichen Kabinette die Apostille gemacht: daß ohne besondern Befehl des Königs durchaus nichts über die Heirathsfrage verhandelt werden dürfe.

Diese konnte als beseitigt gelten, als nun plötzlich im November sich Heinrich's vertrauter Minister Villeroy geneigter zeigte, die Vermählung des Don Carlos mit Christine vorzunehmen. Die Schwierigkeit, daß Frankreich für dieses Paar Blandern als eigenes

Reich verlangte, Spanien aber hierauf nur eingehen wollte Frankreich auch die Holländer zum Anschlusse an jene nöthigte — schlug der Runtius vor, dadurch zu beseitigen, französische König einen an Belgien grenzenden Theil der Erbschaft den Prätendenten ablaufe und seiner Tochter a gift übertrage; damit würden die Spanier sich zufrieden Dieser ingeniose Gedanke des unermüdblichen Ubal dini schien That dem französischen Minister wohl der Ueberlegung werth der französische Gesandte in Madrid, Vauelas, wurde be wenn man ihm dort von den Zwischenheirathen rede, die v neigtheit seines Königs zur Herstellung und Befestigung ein kommenen und treuen Freundschaft und bester Beziehungen ihm und der Katholischen Majestät auszudrücken. Seinerse sicherte Heinrich dem spanischen Gesandten (22. Nov.), nicht er höher schätzen, als eine Verwandtschaft mit dessen Herr den Fall einer solchen Kombination sollte — so war der Plan Billeroys — der jülicher Streit friedlich erledigt werd zwar durch einen Kongreß, welcher Gesandte des Kaisers, reich's, Spanien's, Belgien's und aller Prätendenten i jülicher Stadt vereinigen würde. Auch in Madrid jar Eventualität Beifall. Der ganze spanische Hof zeigte sich einer solchen Verbindung freundlich und ebenso den weiter mählungen, die sich daran knüpfen könnten. Die spanische ließ sich von Vauelas die Porträts des Dauphin und de zessin Elisabeth ausbitten. Andererseits antwortete Heinr selbst dem englischen Botschafter, als dieser ihn fragte, ob neuen Gerüchte von Heirathsverhandlungen mit Spanien be seien, bejahend, nur sei noch nichts abgeschlossen. Ein sold geständniß war jedenfalls ein Zeichen von Geneigtheit des für diese Entwürfe. Wirklich war die bleibende Trennun gien's von der spanischen Monarchie einer der hauptsäch Wünsche Heinrich's IV., sie wäre ein Erfolg gewesen, k wenigstens zum Aufschube des großen Angriffskrieges gegen E

bewogen haben würde. Nur forderte er, daß man sich um seine Tochter bewerbe; nicht er müsse sie anbieten, sondern Spanien die ersten officiellen Schritte zur Vermählung Christinens mit Don Carlos thun.¹⁾

Von dem spanischen Stolze dieses Zugeständniß zu erlangen, war nun allerdings die große Schwierigkeit. Indeß da im Grunde Spanien trotz aller hochtönenden Redensarten, an die sich der kastilische Stolz einmal gewöhnt hatte, den Krieg scheute; da ferner Heinrich, wie wir gesehen, durch die geringe Ermuthigung von Seiten der übrigen europäischen Mächte wieder zweifelhaft geworden war: hätte sich doch vielleicht durch die aufrichtige Vermittelung des Papstes, welcher die Eintracht der beiden katholischen Großmächte natürlich dringend wünschte, eine Einigung herbeiführen lassen, wenn nicht eine neue Verwicklung hinzugekommen wäre. Der politische Gegensatz des französischen Monarchen wider Spanien wurde verschärft durch ein Ereigniß, welches die persönlichen Interessen des Königs auf das tiefste berührte.

Heinrich hat seine Neigung zu den Frauen niemals beherrschen können. Während er sonst den Leichtsinn und die Oberflächlichkeit seiner Jugendjahre unter der harten Zucht von Gefahren und Leiden besiegte, blieb ihm doch die Lust zu den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen. Auch neben seiner zweiten Gemahlin hatte er stets eine große Anzahl von Maitressen, die sich durchgängig wohl durch ihre Schönheit aber keineswegs durch ihren Charakter em-

¹⁾ Conf. des span. Staatsrathes v. 17. April, 8. Aug., sowie Dep. Breves' v. 26. Mai, 24. Dez. und Dep. Bancelas' v. 15. Dez.; Perrens 209, 211, 255 f. 261. — MS. Dep. Cardenas' v. 27. April (nebst Apostille) 30. Mai, sowie MS. Consulten des sp. Staates v. 16. Mai, 17. Dez., und MS. Instr. an Cardenas, d. d. Segovia 16. Aug.; Paris, Nat.-Archiv. — MS. Dep. Pecquins' vom 12. Juni, 19. Sept., 26. Nov. — Billeroy an Scannin, 18. Mai p. 441. — Instruktion an Bancelas, August (Bancelas reiste 25. August nach Spanien ab, nicht im Nov., wie Prof. Ritter meint, MS. Dep. Jacob's v. 25. Aug. [Turin]); Br. u. A. II, 526. — Dep. Ubaldini's v. 20. 24. Nov. und Dep. Cardenas' v. 29. Nov.; Br. u. A. II, 482 ff. — MS. Dep. Ubaldini's v. 24. Dez.; Paris, Nat.-Bibl.

pfahlen. Seit dem Beginne des Jahres 1608 wurde der Fünfundfünfzigjährige von der heftigsten Neigung zu einem ganz jungen, eben erblühenden Mädchen erfüllt, der Et Margarethe von Montmorency (geboren 11. Mai 1594), des Connetable von Frankreich. In der That wird sie von Beobachtern als eine der schönsten Frauen Frankreichs bezeichnet, die trotz ihrer großen Tugend schon zahlreiche Verehrer hatte. Eine hochgeborne Dame ließ sich nun nicht so ohne weit die Reihe der schönen Gabriele, der Entragues, Des Essars stellen; um also seiner Leidenschaft unter ehrenvollem Deck nachgehen zu können, nöthigte Heinrich seinen schwachen und kleinlichen Charakter bekannten Vetter, den Prinzen von Condé das Fräulein zu ehelichen, nachdem er ihm die beruhigenden Versicherungen gegeben und überdies dem bisher sehr Armen Jahrgeld von 100,000 Livres nebst einigen weiteren Bewilligt hatte. Aber kaum war (17. Mai 1609) die Hochzeit gefeiert, als der König sich abermals der Dame näherte und allen Mitteln nach deren Gunst trachtete — eine Bewerbung sofort allgemeines und zwar das reinlichste Aufsehen hervorrief. Der König wurde bereits Gegenstand höhnischer Bemerkung seitens der fremden Gesandten, die dabei von Beginn an die Intrigue einen üblen Ausgang prophezeiten.¹⁾ Er fand übrigens dem Prinzen von Condé einen viel eifersüchtigeren und selbsthässlicheren Gatten, als er gedacht. Derselbe war keineswegs damit zufrieden, von dem Könige die Ehre seines Hauses beslecken zu lassen. Die Feindschaft wurde so bitter, daß der König in Gegenwart des Prinzen stets ostensibel seinen Degen umhing; daß einzelne

¹⁾ MS. Dep. Cardena's v. 30. Mai 1609: todos juzgan, si el rey ha de causar novedad de consideracion. — Man vergleiche dessen Memoiren Bassompierre's, der selbst die gegründetste Hoffnung auf die Heirat des Frä. v. Montmorency gehabt zu haben behauptet. — MS. Chiffri Pecquius' v. 13. Juni: L'on croyt que amoureux est encore aulla que jamais.

notten daran dachten, Condé zu dem reformirten Glauben, in welchem er geboren war, wieder hinüber zu ziehen und ihn wie seinen Vater und Großvater zu ihrem Führer zu machen.¹⁾ Als der König die Vermählung des ältesten seiner natürlichen Söhne, Cäsar v. Vendôme's, aufschob, um unter diesem Vorwande die Prinzessin und ihren Gemahl länger am Hofe zurückzuhalten, drohte der Prinz in höchster Eifersucht, jeden zu durchbohren, der es wagen würde, von Seiten des Königs seiner Gemahlin zu nahen. Trotzdem ließ der König in seinen Bemühungen nicht nach, dem Prinzen „das Schicksal Atäon's" zu bereiten.²⁾ Kein Mittel ließ er unversucht, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Hofdichter Malherbe, dessen Feder gegen gebührende Bezahlung jedes Gefühl auszudrücken verstand, mußte ihm, dem „großen Alcandre“, die glühendsten Liebesstrophen für die schöne „Oranthe“ liefern. Er streute das Gerücht aus, der Prinz habe von Spanien 100,000 Goldthaler erhalten, um Unruhen in Frankreich zu erregen. Er verfolgte die Prinzessin mit solcher Aufdringlichkeit, daß Condé sich endlich in die Picardie, in die Nähe der belgischen Grenze, zurückzog. Hier nun unternahm Heinrich ein Abenteuer, das eines großen Königs ganz und gar unwürdig war. Auf die Nachricht, daß der Prinz zur Jagd gegangen, verkleidete er sich mit mehreren Gefährten als spanische Pilger und brach nächtlicher Weile von Saint-Germain nach dem Norden auf, um die Prinzessin in der Nähe von Amiens zu überraschen und mit sich fortzunehmen. Aber der Prinz hatte Kunde von dem Unternehmen erhalten und

¹⁾ MS. Chiffre. Dep. Pecquius' v. 25. Juni.

²⁾ MS. Jehan Simon (belgischer Gesandtschaftssekretär) an Braeck, 3. Juli (Wien, H. H. u. St.-M. P. C. 190): der König verschiebt jene Hochzeit *eperdument affolé et coiffé de la Princesse de Condé*, . . . pour icelle retenir plus longtemps en la Cour, avecq le Prince son mary lequel alarmé de jalousie . . . ne laisse sa femme de loeil, jurant que si le Comte de Cremail, ou qui que ce soit s'aduanee d'accoster sad^e femme de la part du Roy, que son espée luy en fera la raison, dont la Royne est fort en peine. — MS. Dep. Pecquius' v. 7. Juli.

eilte zu seiner Frau zurück; und da der König dies merkte, er unverrichteter Sache um.¹⁾ Nach Vorgängen dieser Art sich Condé mit Recht nicht mehr für sicher in Frankreich und mit seiner Gemahlin nach dem nahen Gebiete der spanischen Lande (29. November). Die Marechaussée des Königreiches aufgeboden, um die Flüchtigen zu verfolgen. Aber der Prinz ihr durch die Schnelligkeit seiner Pferde glücklich über die nach Landrecies, sich rühmend, „er stehe Gott sei Dank zu um jemals ein Bild all' dieser Leute zu werden.“

Heinrich IV. wurde von der Flucht Condé's auf das betroffen. Zunächst entzündete sich an der Trennung v. Prinzessin die greisenhafte Leidenschaft des Königs in ver- Maße, so daß er von peinigender Unruhe und unbezw. Sehnucht nach dem Gegenstande seiner Neigung erfaßt. Das zweite war die Beschämung, welche die von Condé nicht verschwiegenen Motive zu dessen Flucht dem Könige i Europa bereiten mußten. Drittens kam dazu eine nicht politische Sorge. Man bestritt aus verschiedenen Grönd Legitimität der Söhne des Königs von Marien von Medici nicht Condé, nach deren Beseitigung der nächste Throner seiner Erbitterung gegen Heinrich sein vorgebliches Anrecht Krone mit Hilfe der Spanier geltend machen und, gesti die zahlreichen Elemente der Unzufriedenheit in Frankreich einen neuen Bürgerkrieg in dem kaum befriedeten und ver Lande hervorrufen?

Von Sorge und Kummer gepeinigt, von dem Bew daß er an der ganzen Verwicklung selbst Schuld sei, u mehr gereizt, vermochte der König einstweilen keinen and danken zu fassen, als so schnell wie möglich durch alle Gebote stehenden Mittel Condé und dessen Gemahlin wi seine Gewalt zu bringen. Nachdem er von deren Ent

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 8. Juli, 29. Nov.

nach Landrecies gehört, schickte er sofort den Gardecapitän Praslin an den Erzherzog Albert mit Briefen, die dringend die Auslieferung jener verlangten. Ebenso wurde Pecquius ersucht, einen Expressen an seinen Herrn zu senden, um denselben im Namen des Königs auf das ernstlichste im gleichen Sinne anzugehen. Der ängstliche Diplomat verfehlte nicht, auch seinerseits Vorstellungen und Warnungen hinzuzufügen. Die Generalstaaten wurden durch Vermittelung ihres Gesandten in Paris, Herffen, aufgefordert, den Flüchtlingen kein Asyl in ihrem Staate zu gewähren, sie vielmehr zu verhaften und an den König auszuliefern. Den Nuntius in Paris, Albaldini, forderte der letztere auf, seinen Kollegen in Brüssel, Bentivoglio, um seine guten Dienste in dieser Angelegenheit zu ersuchen, und er verhehlte ihm nicht, daß er den Erzherzog, wenn dieser ihm den Prinzen nicht zurückgebe, weder für einen guten Freund noch guten Nachbarn halten, und daß er kein Mittel unversucht lassen werde, um zu seinem Ziele zu gelangen.¹⁾ An seinen Gesandten in Madrid, Baucelas, schickte er über Conde's Flucht einen äußerst gewandt abgefaßten Bericht (5. Dez.), in welchem die wahren Motive des Prinzen verschwiegen und aus Klagen über dessen Charakter und den oben angedeuteten möglichen politischen Gründen ein anscheinend wohl zusammenhängendes Truggewebe zur Erklärung jener Flucht hergestellt wird. Der spanische Botschafter in Paris wurde, dem entsprechend, ganz offen der Mitschuld an jener Flucht angeklagt. So suchte Heinrich IV. vor aller Welt sein eigenes Vergehen zu bemänteln, sich als den Gefränkten darzustellen und sich eine Basis für sein Auslieferungsverlangen zu schaffen.

Der Erzherzog Albert wurde durch die Ankunft Conde's und der Gemahlin desselben in Belgien sehr peinlich berührt. Dieser Fürst war, wie erwähnt, sehr friedliebenden Charakters; er wünschte

¹⁾ Heinrich IV. an Albert und Isabella, 30 Nov.; Lettr. miss. VII, 805 i. — Dep. Herffen's v. 30. Nov.; Br. u. A. II, 495. — MS. Dep. Pecquius' v. 3. Dez. — MS. Dep. Albaldini's v. 4. Dez.

vor allem die Interessen seines eigenen Landes, ohne Rücksicht auf Spanien oder die allgemeinen Ziele des habsburgischen Hauses zu fördern. Indem er aber doch durchaus abhängig war von der spanischen Regierung, kam er dadurch häufig in sehr verwickelte Weiterungen und zweideutige Situationen. Einige Große seines Hofes hatten ihn noch neulich in Spanien wegen seiner Friedfertigkeit und wegen seiner Gleichgültigkeit gegen das Vorthell Spaniens denuncirt. In der That hatte er alles gethan, um sein durch die Spanier ihm jüngst aufgenöthigtes energisches Verfahren betreffs der jülicher Angelegenheit durch friedliche demüthige Versicherungen bei dem französischen Herrscher zu mänteln und zu entschuldigen.¹⁾ Allein er hätte ein völlig vergessener Fürst sein müssen, um einen Flüchtling aus königlichem Geblüte, der sich zu ihm gerettet hatte, um seiner Gemahlin damit seine eigene Ehre in Sicherheit zu bringen, dem mächtigen Verfolger auszuliefern. Des Erzherzogs Antwort an den König — vom 3. Dezember — war milde und schmeichelhaft gehalten, aber ablehnend,²⁾ und ebenso waren die Erklärungen, die er mündlich dem Herrn von Praslin gab, und die er Pecquius in Paris dem Könige selbst zu machen befohlen hatte. Prinz habe nur freien Durchgang durch sein Land begehrt, um nach Breda zu seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien zu gehen. Ein so bescheidenes Verlangen von Seiten eines Prinzen aus dem königlichen Geblüte von Frankreich habe der Erzherzog nicht abschlagen können; doch werde er nicht dulden, daß der längere Aufenthalt auf flandrischem Gebiete nehme.

Das mußte nun die Leidenschaft Heinrich's auf das Neue reizen. Schon wie die Antwort des Erzherzogs sich einige Tage verzögerte, waren der König und seine Minister in große

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 25. April. — MS. Instr. an Pecquius v. 25. April. — MS. Dep. Cardenas' v. 31. Okt. 29. Nov.

²⁾ MS. Aus Mariemont, Wien, H. H. u. St.-A. P. C. 191.

regung gewesen. Man hatte gegen Pecquius und den Runtius die unverblümtesten Drohungen ausgesprochen; der König werde diese Angelegenheit zu einem *casus belli* machen. An der Spitze der Kriegspartei stand wieder Sully, während die alten Eiguisten Sillery, Billeroy und Jeannin sich fortdauernd friedlicher bezeigten. ¹⁾ Noch schlimmer wurde es, als die, freilich nach Möglichkeit in der Form gemilderte, Ablehnung Seitens des Erzherzogs eintraf. Nun kannte die Wuth des Königs keine Grenzen. Er bereitete dem armen Pecquius eine furchtbare Scene (7. Dezember). Ohne Umschweife beschuldigte er denselben, von dem Vorhaben Condé's seit zwei Monaten gewußt und es gebilligt zu haben. Er wolle von der Freundschaft des Erzherzogs nichts mehr wissen, sondern demselben zeigen, was es heiße, seine Feinde zu begünstigen und zu unterstützen; schon früher hätten es andere Fürsten zu bereuen gehabt, Aehnliches unternommen zu haben. Keine Vorstellung des Gesandten vermochte ihn zu besänftigen; und als Pecquius ihn wegen der Drohungen zur Rede stellte, die er gegen den Erzherzog ausgestoßen haben sollte, rief er aus: er sei gewohnt seine Feinde zu besiegen, und nicht ihnen mit Worten zu trosten, und wenn er wolle, könne er ein Herr nicht von 50,000, sondern von 100,000 Mann aufstellen. ²⁾

Der Zorn des Königs wurde erhöht, als Condé nicht, wie er angekündigt hatte, durch die spanischen Niederlande nach Holland reiste, sondern in jenen blieb. Die Ursache war sehr einfach; sie lag an Heinrich IV. selbst. Auf seinen Befehl war Praslin von Belgien sofort nach dem Haag gereist, und seinem Ersuchen gemäß

¹⁾ MS. Geßirrite Dep. Pecquius' v. 5. Dez.

²⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 7. Dez.: En somme le Roy m'a declaré en bon François, qu'il ne fait plus d'estat de l'amitié de V. Alt^e que lon scaura que c'est de soutenir et fomenter ses ennemys, et que parcydeuant autres princes se sont mal trouuez d'auoir fait le semblable . . . Il a repliqué qu'il auoit a coustume de vaincre ses ennemys, et non de les brauer de paroles, et que quand il voudroit, il ne troueroit pas seulement 50 m. mais 100 m. homes pour son seruice.

beschlossen die Generalstaaten, daß die Gouverneure der Provinzen und Städte den Prinzen von Condé aufgreifen sollten, wo sie zu finden. So mußte der Prinz nothgedrungen in den spanischen Niederlanden bleiben, wo er, nach einigen Zögerungen und Ausflügen zum Erzherzog Leopold nach Tülich, seinen Wohnsitz in Brüssel selbst nahm. Seitdem wurden in Frankreich alle Provinzen von und nach Belgien polizeilich untersucht. Der Herzog Albert gab sich in seiner Friedensliebe die größte Mühe, eine Verständigung zwischen dem Prinzen und dem Könige herzustellen, und insofern kam er den Wünschen des letztern entgegen; aber was sie beständig schied, war, daß der Erzherzog den wahrscheinlichen und dann wirklich eintretenden Fall, daß der Prinz unannehmbare Bedingungen für seine Rückkehr nach Frankreich stellte, weder diesen selbst aus Flandern ausweisen noch die Prinzessin gegen ihres Mannes und ihren eigenen Willen an ihn ausliefern wollte.¹⁾

Unter dem tiefen Eindrucke, welchen diese Ereignisse auf Heinrich IV. ausübten, belebten sich plötzlich die Unterhändler wegen eines Offensivbündnisses, die in den letzten Monaten in völliger Inaction geschlummert hatten, von neuem.

Es war in diesem Augenblicke für den König doppelt ersichtlich, daß der Herzog v. Savoyen trotz aller entgegen gesetzten Bemühungen seines den Spaniern ergebenen Staatsrathes, trotz aller aus Spanien an ihn gelangenden Lockungen fester als je sich mit Frankreich bündete, das ihm bessere Bürgschaften für seine ehrgeizigen Pläne zu bieten schien, als das stets schwankende und an Kräften höchst erschöpfte Spanien. Und doch hatte dieses sich sehr leicht zu Karl Emanuel auf seine Seite zu ziehen; und nicht nur in Italien, auch in ganz Italien war die Meinung verbreitet gewesen, daß der katholische König dem Herzoge hinreichende Vortheile

¹⁾ Dep. Herffen's vom 22. Dez.; Br. u. A. II, 520 f. — M. Ruffo's v. 11. Dez.; Bibl. Nat. in Paris, MS. fr. 15954. — P. Trumbull, 30 Jan. (9. Febr.) 1610; Winwood Mem. III, 169.

könne, um die französisch-savoyische Heirath zum Scheitern zu bringen. Man schmeichelte dem Savoyer beständig mit der Aussicht, seinem Sohne eine Infantin mit bedeutender Ausstattung zu geben — freilich hüteten die spanischen Staatsmänner sich sorgfältig, irgendwie darüber auf bestimmtere Einzelheiten einzugehen. Es waren aber viel greifbarere Dinge, die nach wie vor Karl Emanuel forderte: die älteste Infantin für den Prinzen v. Piemont mit Monaco und Nivelle als Mitgift sowie der Aussicht, daß dieses Paar nach dem Tode Albert's und Isabellen's die Regierung in den Niederlanden erhalte. Solchen bestimmten und weitreichenden Forderungen des Herzogs gegenüber war es kindisch, wenn die spanischen Diplomaten ihn damit trösteten, daß er oder sein Sohn Philibert an der Spitze eines spanischen Schiffsgehwaders und Meeres zur Eroberung des Königreichs Sypern oder Mazedonien ausziehen sollte. Auch die beständig wiederholte Drohung, bei fortgesetztem Liebaugeln mit Frankreich den savoyischen Prinzen die spanischen Jahrgelder zu entziehen, sowie die Verdächtigungen, die man gegen den guten Willen Frankreich's austreute, konnten auf Karl Emanuel keinen großen Eindruck machen, da er die festen Zusagen des französischen Herrschers in Händen hatte und sowohl auf die Zuverlässigkeit wie die wirkliche Macht Frankreich's mehr Vertrauen setzte, als auf die Spanien's.¹⁾ Mußte er doch erleben, daß die Spanier auch die Uebertragung des Erzbisthums Monreale auf den Kardinal Meris sehr lau betrieben, so daß ihr Uebelwollen deutlich sichtbar wurde und Paul V. in der That erklärte: „er könne in seinem Gewissen dem Herrn Kardinal v. Savoyen nicht den Dispens für jenes Erzbisthum ertheilen, da er allzu jung sei, und zumal da unter jener geistlichen Pflege etwa 25,000 Seelen sich befänden.“ Eifriger war der spanische Gesandte in Rom, Don Francisco de Castro, in der Erwirkung eines andern päpstlichen

¹⁾ MS. Dep. Gardenas' v. 30. Sept., 2. Dez. — Gardenas an Dñate, 1. Nov.; Br. u. M. II, 594 f. — Dep. Preves' v. 11. Nov., 24. Dez.; Perrens 241. — MS. Dep. Ubal dini's v. 24. Nov.

Dispenses, nämlich für den Prinzen v. Piemont zur Vermit der ältesten Tochter Jakob's v. England, um die Bewerbung des erstern um die Hand der Infantin Ana Weise zu entledigen, Savoyen zufrieden zu stellen und zu großes spanisch-savoyisch-englisches Bündniß gegen Frankreich die Vereinigten Provinzen zu bewirken.¹⁾ Schade nur, Emanuel durchaus keine Neigung fühlte, auf diesen den freilich sehr bequemen und annehmlichen, für ihn aber und ausichtslosen Weg einzugehen! Vielmehr trieb jenes und zugleich anmaßende Benehmen den Herzog gänzlich von Frankreich's. Jeden Gedanken an die Niederlande alten savoyischen Provinzen zwischen Ain und Rhone gab um vielmehr den Preis seines Bündnisses in einem Kampfe gegen Spanien an der Seite Frankreich's zu. Damit war der endgültigen Verständigung zwischen den Nachbarstaaten nichts mehr im Wege. Ende November 1600 Heinrich IV. es als feststehend betrachten, daß der Herzog seine Wünsche vollständig unterordnete. Wiederholte Kuriere nach Paris die Erklärung, daß der Herzog sich ganz in die Hand des Königs gebe, daß keiner seiner Söhne nach Spanien werde; und nach Turin die Antwort, daß die Heirath für das Jahrgeld von 100,000 Goldthalern gesichert sei, daß man das Kriegsunternehmen gegen Mailand zurüsten und ausführen sollte. Im Frühling sollte der jüngste der savoyischen Thomas, nach Paris kommen und dort eine große Apanage eine vertraute Stellung bei dem Dauphin erhalten. Freilich der Herzog v. Mantua wieder einigermaßen unsicher, den denselben durch Ehrenbezeugungen und Verheißungen all gewinnen suchte; aber auf ihn hatte Heinrich nie viel gelte seine Macht war auch nur eine geringfügige. Am 26.

¹⁾ MS. Dep. Polonghera's v. 10. 17. Okt., 20. Nov.; Turin, S. Min. Roma M. 23.

kam Bullion aus Turin in Paris an, die am 13. November vom Herzoge unterschriebenen Heirathspräliminarien in der Tasche, und zugleich um im Namen Karl Emanuel's von dem Könige die Erlaubniß zu erbitten — die katholischen Schweizer durch einen Angriff auf Genf in savoyischem Solde zu beschäftigen! Von letzterm konnte nun bei Heinrich IV. nicht die Rede sein. Lachend rief er aus: „Der Herzog unternimmt wahrlich zu viel auf einmal!“ Aber die Heirathspräliminarien unterzeichnete er bereits am 28. Dezember.¹⁾

Heinrich befand sich in seltsamer Aufregung, für die es in seinem früheren Leben kein Beispiel giebt. Seine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Prinzessin von Condé auf der einen Seite, das Nahen einer großen, über den ganzen Erfolg seines Lebens entscheidenden Krise auf der andern, versetzten ihn in eine Verwirrung und Veränderlichkeit, wie sie sonst diesem nüchternen, praktischen Staatsmanne unbekannt waren. Er erging sich den Gesandten seiner Feinde gegenüber in Drohungen und Prahlereien, welche die letzteren warnen und zu rechtzeitigen Gegenrüstungen veranlassen mußten. Auch vor ganz fernstehenden Personen machte er durchaus kein Hehl aus seiner Absicht, Spanien anzugreifen, und gab dadurch vorzeitig die Ziele seiner Politik bekannt. Es war, als ob er sich durch solche Erklärungen selbst binden und seine Entschlüsse befestigen wollte; denn bald trat wieder ein Umschlag der Stimmung, eine plötzliche Entmuthigung und Niedergeschlagenheit ein. Dann rief er in Betreff des wenig zuverlässigen Herzogs von Savoyen aus: „Ich muß diesen Herzog stets an den Ohren festhalten, wie ein Wolfsjäger!“²⁾ Und wenn Villeroi und der Kanzler

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 2. 30. Dez. — MS. Dep. Albaldini's v. 8. Dez. — MS. Ratification Heinn. IV. für den französ.-sav. Heirathsvertrag, 28. Dez.; Turin, St.-M. Matrimoni reali, M. 25, No. 5. — Videl, Lesdignières, p. 245. — Dep. Breves' v. 11. Nov., p. 245. — Dep. Foscarini's v. 1. 16. Dez., p. 321 f.

²⁾ Cazador de lobo; MS. Dep. Cardenas' v. 30. Dez. Vgl. den von dieser Dep. in den Br. u. M. II, 533 mitgetheilten Abschnitt, sowie Dep. Foscarini's v. 31. Dez., p. 324.

ihm Vorstellungen machten, wie er seine Kriegspläne auf die sichern Savoyer gründe, und wie er dann die innere Rege seiner wenig erfahrenen und spanisch gesinnten Gemahlin lassen müßte: so seufzte er und schlug die Augen zum Auf. Auch den erblichen Ehrgeiz des Hauses Guise fürchtete.

Indessen durch alle diese Schwankungen behielt doch die kaiserliche Richtung, genährt durch Sully, der es durch Kämpfe mit Spanien bringen wollte, die Oberhand bei. Einer seiner vertrautesten Freunde, der Marquis de La Moignon kündigte seiner Gemahlin um diese Zeit an, es werde vorläufig binnen Kurzem zu starken Unruhen kommen. Nicht weit von dieser entschieden kriegerischen Wendung in der Mitte des Decembers 1609 trug die erfreuliche Erklärung der Generalstaaten an Frankreich in der jülicher Angelegenheit unter allen Umständen unterstügen.¹⁾ Am 17. Dezember²⁾ langte Christian von Anhalt, dieser thätigste und begabteste unter den evangelischen Fürsten Deutschlands, als pfälzischer Gesandter wieder in Paris an. Er blieb nur wenige Tage in der französischen Hauptstadt, wo er den bevorstehenden Zusammentritt der protestantischen

¹⁾ Dep. Herffen's v. 16. 25. Dez.; Br. n. A. II, 515. 526 ff. *moires de la Force* ed. la Grange, Bd. II. *Correspondance*: Br. 15. Jan. 1610.

²⁾ Nach Gindely, Rudolf II. (II. 77) wäre Anhalt erst am 10. Jan. nach Paris abgereist. Dies ist jedoch durchaus unrichtig. Herffen meldet in seiner Depesche v. 22. Dez. 1609 (Br. n. A. II, 517) *arriva mr. le prince d'Anhalt*. Ebenso berichtet der Engländer in seinem Briefe an Trumbull v. ^{13.}/_{23.} Dez. (Winw. Mem. III, 97): *Here four or five days since the Prince of Anhalt*. Daß Anhalt am 22. Dec. reits mehrere Tage in Paris war, bestätigt auch Foscarini in seiner Dep. v. 31. Dez. (p. 322 ff.). — In der MS. Dep. Gardenas' v. 30. Dez. von der Wiederabreise Anhalt's die Rede; vielmehr erwähnt Winwrod in seiner Dep. v. 30. Dez. (III. 101) bereits die Ankunft Anhalt's in Paris. Am 31. Dez. reist Anhalt schon wieder ab, am 1. Januar alten Stils, also am 11. Januar, langt er wieder in Berlin an; Spanheim, *Comment. hist. sur Chr. de Dhona*, p. 80, in Ruffy's v. 5. Jan. 1610; Br. n. A. III, 14.

versammlung zu Schwäbisch-Hall ankündigte und den König um Beistandung derselben, sowie um kräftige Unterstützung der Possidirenden anging. Er erreichte seinen Zweck vollkommen, indem er das anfängliche Mißtrauen der französischen Staatsmänner beseitigte und in jenen beiden Punkten bestimmte Zusagen erhielt. Einerseits versprach er, daß die deutschen Protestanten ein Heer von 8000 Fußgängern und 2000 Reitern mit 20 bis 25 Kanonen aufstellen würden.¹⁾

Schon vor Anhalt war als außerordentlicher Gesandter Sachsen's der Graf von Mansfeld, von mehreren Räten begleitet, in Paris eingetroffen; aber zunächst verfiel er in eine mehrwöchentliche Krankheit, die ihn verhinderte, den Bemühungen Anhalt's entgegen zu arbeiten. Freilich würde ihm dies auch wenig genützt haben, da gegen Ende des Jahres der König fest entschlossen zum Kampfe war. Trotz aller Gegengründe des Nuntius erklärte er diesem gerade heraus: er werde die Possidirenden durch die angedrohte kaiserliche Acht nicht unterdrücken lassen. Während Anhalt nach dem Haag ging, um auch hier seine Werbung vorzubringen und zugleich Kunde von der festen Gesinnung des französischen Monarchen zu geben: sandte Heinrich den Anton von La Boderie, der schon mehrere Jahre Botschafter in England gewesen war, nach diesem Lande, um König Jakob, der sich durchaus schwankend zeigte, zu einem bestimmten Entschlusse zu Gunsten der Possidirenden und der französischen Pläne mit fortzureißen; und zugleich nach Deutschland an Stelle Bongar's, der zu einseitig für das Interesse seiner protestantischen Glaubensverwandten eingenommen schien, den Jean de Thumery de Beiffie. Beiffie gehörte zu den einflußreichsten Räten des Königs und war zugleich bei den deutschen Protestanten, mit denen er schon öfter verhandelt hatte, bekannt und beliebt.

¹⁾ Herffen an Du Pleissie, 2. Jan. 1610; Mém. et Corresp. de Duplessis-M. N. 493. — Bericht Anhalt's über seine französische Gesandtschaft, 17. Jan.; Pr. u. H. III. 46 ff.

Vom Könige hatte er ihnen zu sagen: „derselbe wollte doch so ihn für einen *tainéant* hielten, ehe sie es vermeinten, doch theil erweisen.“ Er erhielt die Instruktion, an der Versammlung zu Hall, sowie an der Berathung über das wegen der jülicher sache abzuschließende besondere Bündniß theilzunehmen; so er die deutschen Fürsten auf die Gefahr aufmerksam machte ihnen und zumal den rechtmäßigen Erben der jülicher lange drohe, als Spanien überhaupt einen Fuß am Rhein d. h. Belgien besitze. In dieser letzten Hinweisung lag Heinrich's wegen der Aufnahme, die Condé mit seiner Gemahlin in den spanischen Niederlanden gefunden hat. Heinrich IV. ging noch weiter. Nicht mindere Gefahr Boissise vorzustellen, laufe die Freiheit der Fürsten, so das Haus Oesterreich die Kaiserkrone behaupte; es wurde einmal auf den Herzog von Baiern als den wünschenswerthen Thronkandidaten hingewiesen. Als Hauptaufgabe aber war bezeichnet, unter allen Umständen einen gütlichen Ausgleich jülicher Frage zu verhindern, die Dinge zum Kriege zu bringen. Ein Schreiben des Königs an die „unirten Kurfürsten, Stände und Städte des Reiches“ versprach denselben den samsten Schutz Frankreich's für alle Nothfälle. Wenige Tage im Beginne des neuen Jahres, ging Herr von Bethune nach Haag ab, um die Generalstaaten zu einem schlennigen Beschlusse wider die gemeinsamen Gegner zu veranlassen, „sich mit aller Hast vorbereiteten, unsern Plänen zur Begünstigung der Erben der Herzogthümer Jülich und Kleve sich zu wider-

Aber nicht nur mit diplomatischen, auch mit militärischen Mitteln schickte der König sich zum Kriege an. Die

¹⁾ Dep. Ubal dini's v. 22. Dez. 1609; Br. u. A. II. 519. — Cardenas' u. Pecquius' v. 30. Dez. — Instr. an Boissise, 30. Dec. bei Gindely a. a. O. II, 78 f. — Heinrich IV. an die Kurfürsten s. d.; Lettr. miss. VII, 821. — Heinrich IV. an Barneveldt; ebend. Br. u. A. III, 82.

wurden eiligst gefördert. Alle auf Urlaub befindlichen Soldaten wurden bis zum nächsten 25. Februar zu ihren Regimentern und Garnisonen zurückberufen. Die Fabrication von Zelten und von Geschützen wurde mit großem Eifer betrieben.¹⁾

Daß die madrider Regierung in der Condé'schen Angelegenheit ein anderes Verfahren einschlagen werde, als Erzherzog Albert, darüber hat sich Heinrich wohl nie Illusionen gemacht. In der That war es für den König von Spanien noch weniger möglich, als für den Erzherzog, den Prinzen und dessen Gemahlin an Frankreich auszuliefern. In Madrid hatten die Kunde von dem Aufenthalte Condé's in Flandern und das Auslieferungsverlangen des französischen Königs einen gleich reinlichen Eindruck hervorgerufen. Man wollte durchaus diesem Könige gegenüber nicht als Beleidiger erscheinen, um das Odium des wahrscheinlich ausbrechenden Krieges ihm selbst aufwälzen zu können; und am liebsten hätte man diesen Krieg ganz vermieden! Man kannte in Madrid auf das Genaueste die Verabredungen Heinrich's und des Herzogs von Savoyen; und hierzu hätte die spanische Regierung kaum des gut unterrichteten Spions bedurft, den Cardenas schon im September zu gewinnen gewußt hatte,²⁾ da der französische Monarch seine Ansichten und Pläne so in alle Welt hinausrief. Die spanische Regierung sah also das Verbleiben Condé's in Belgien wirklich höchst ungern. Sie wies die Anschuldigung, der Erzherzog, sein Minister Guadaleste und Don Inigo seien mit Condé und den Aufständischen in Poitou in Verbindung, mit Entrüstung zurück — die allerdings nur insofern begründet war, als Cardenas' Aufforderung an den Staatsrath, sich mit dem unzufriedenen Condé in nähere Beziehungen zu setzen, überhaupt zu spät gekommen war; den guten Willen hatte wenigstens Cardenas wohl gehabt.³⁾ Dagegen war es vollkommen

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 30. Dez. — Heinr. IV. an den Seneschall von Begiers, 14. Dez.; L. m. VII, 829.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 30. Sept. 1609.

³⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 29. Nov.

gerecht, wenn die madrider Staatsmänner die Ausl. Prinzen als unmöglich verwarfen. In diesem Sinne Spanien aus der Erzherzog und Cardenas instruit. & dem französischen Monarchen erklären: „Philipp II. den Prinzen, weil er weiß, daß derselbe von des All. Königs Geblüt und er selbst so im Stande ist, zu beiden als Vermittler zu dienen, indem der spanische K. des französischen Ruhe und Annehmlichkeit zu beförd. zu handeln schiene ihm gegen die Freundschaft und V. streiten, in der er mit dem französischen Herrscher steh. halb freut er sich, daß der Prinz gerade in seine kommen ist.“ Das waren freilich nur leere, fast iron. aber auch die wirklichen Gründe für sein Verfahren, spanische K. seinem Gesandten in Paris angab, durchaus nicht tadeln: „Da der Prinz v. Condé me nachgesucht hat nicht wegen eines Frevels oder einer gegen seinen K. sonderu um seine schwer bedro. retten, so kann ich nicht umhin, ihm bei dieser Sachl. und Günst. zu gewähren; und in diesem Sinne schreibe. Dheim — dem Erzherzog Albert — er solle ihn schütz. dulden, daß man jenem in irgend etwas Gewalt anth.

Nur Verblendung oder böser Wille konnten diese Philipp's III. als Beweis vorbedachter feindseliger Absü. Indessen dem K. von Frankreich gefiel es, dassell. legen, damit er einen Anlaß finde, der Prinzessin sich mit Gewalt zu bemächtigen oder doch für seine Hoffnungen Rache zu nehmen. Condé, ein eifler H. von 22 Jahren, gab dem K. einen gewissen Vorma. Deklamationen. Schon Condé's kurze Reise zu Erzhe.

¹⁾ MS. Genf. des span. Staatfr. v. 17. Dez., u. MS. S. Cardenas, Madrid, 26. Dez. 1609, sowie Aranjuez, 27. Jan. v. Simancas (Paris, Nat. Arch. K. 1426, 1452.) Ein April i. strukt. ist Br. u. A. III. 25 f. mitgetheilt.

: von Heinrich in diesem Sinne ausgenutzt worden. Mit finstlicher Unbedachtsamkeit sprach der Prinz dann in Brüssel, wo er in spanischer Kleidung auftrat und nach spanischer Sitte lebte, seinen zahlreichen Freunden unter den Großen und unter den Genossen von Frankreich, mit deren und der Spanier Hülfe er jetzt den illegitimen Dauphin beseitigen und sich selbst zum Könige machen könne.¹⁾ Im Grunde legte Heinrich IV. diesen leeren Deklamationen Condé's keinen größeren Werth bei, als sie werteten. Er bezeichnet den Prinzen in einem offiziellen Rundreiben an die Provinzialgouverneure als einen schwachen und eswegs zu fürchtenden Menschen; in einer Instruktion an Boderie schildert er ihn als „ein Werkzeug, schwächer und wider in allen Beziehungen, als man sich irgend vorstellen kann.“²⁾ Aber es war natürlich dem Könige sehr angenehm, auf die Prahlereien des Prinzen als Beweise von dessen gefährlichen Verstandnissen mit den Spaniern hinweisen zu können, die doch oft keine große Meinung von demselben hatten. Es wurde erst, daß Condé eine Pension von 5000 Dukaten monatlich seitens Spanier angeboten sei.³⁾ Um dem Papste die ganze Undankbarkeit der letztern zu schildern, berief Heinrich sich sogar auf die Dienste, die er denselben bei Abschluß des Waffenstillstandes mit den Holländern geleistet habe. Es hieß das in der That bei dem jungen Vater starke Leichtgläubigkeit und Vergesslichkeit voraussetzen! Schon viele Beleidigungen der Spanier habe er um des Namens der Christenheit willen ruhig ertragen — seine eigenen Intricken mit den Merisken und seine fortwährende Unterstützung

¹⁾ Dep. Pentivoglio's v. 12. Febr. 1610; Siri, Mem. rec. II. 106. ff. — hier an Trumbull, ⁷/₁₇. Febr. 1610; Winw. Mem. III. 110.

²⁾ Lettr. miss. VII, 818. 842.

³⁾ Dep. Winwood's v. ¹⁰/₂₀. Febr. 1610. W. M. III. 116. — Vgl. Dep. Denas' v. 14. März, Br. u. N. III, 143; el principe de Condé . . . no le dio por muy secreto . . . y en Flandes se ha descuydado; en lo que alla ha entendido, ay señales de no ser muy constante, antes lo contrario.

der aufständischen Niederländer erwähnte er begreiflicher dabei nicht —: allein den verderblichen Absichten Spanier sie sich in der jülicher und der Condé'schen Angelegenheit könne er nicht ruhig zusehen. Nur das Einschreiten des vermöge noch zu friedlichem Ausgleich zu führen. Aehnlich der König sich dem Runtius gegenüber aus. Er wolle mühen, den Frieden aufrecht zu erhalten; jedenfalls aber jülicher durchaus keine religiöse Angelegenheit, da ja der von Sachsen ebenso gut Ketzer sei, wie die possidirenden. Ueberdies verpfände er dem Papste sein Wort, daß er für beischädigte Aufrechterhaltung der katholischen Religion in den Landen Sorge tragen werde. Freilich überging er dabei in schweigen, daß, wenn dem Kaiser seine eigentlichen Pläne Besignahme der ganzen Erbschaft oder eines beträchtlichen derselben — gelängen, der katholische Glaube dort der herrschende werden würde. Alle Ausöhnungsversuche mit und dem Erzherzoge wies er zurück, wenn nicht zuvor der sich nach Frankreich oder doch wenigstens zur Verfügung ligen Vaters nach Rom begeben habe.¹⁾

Der Erzherzog, der jetzt um des lieben Friedens willen Better in Sülich jede, auch die geringste Unterstützung und seine Gemahlin hatten sich inzwischen alle erdenklich gegeben, um Condé zu einer Ausöhnung mit dem König Unterwerfung unter dessen Wünsche zu bewegen. Allein Prinz sehr wohl wußte, daß seine Rückkehr nach Frankreich anderes bedeuten würde, als die Preisgabe seiner Gemahlin die Wüßlingslaunen Heinrich's IV., so wies er alle Bemühungen standhaft zurück. Inzwischen wurde der König Sehnsucht nach der Prinzessin unaufhörlich gepeinigt. 20. Januar 1610 sandte er Franz Hannibal von Estrées

¹⁾ Instr. an Breves vom 21. Jan. 1610; Lettr. miss. VII, 8 Dep. Ubaldini's v. 5. Jan. 10. Febr.; Siri, Mem. rec. II, 59, 142

von Coeuvres — den Bruder der „schönen Gabriele“, aus einem durch seine Sittenlosigkeit hinreichend verrufenen Hause — nach Brüssel zu nochmaligem Versuche, die Auslieferung des Prinzen von Condé zu erlangen. Der höfliche Wortlaut der bei dieser Gelegenheit an Albert und Isabella gerichteten Briefe des Königs entsprach aber nicht sowohl dessen wahrer Stimmung, als vielmehr den geheimen Absichten höchst zweideutiger Natur, welche Heinrich mit der Sendung Coeuvres' verband. Derselbe sollte sich unter der Hand bestreben, die Prinzessin ihrem Gemahl zu entfremden, mit allen Mitteln bei ihr den Ehrgeiz, die Eitelkeit, Herrschbegier und Vergnügungslust zu erwecken, damit sie auf die Absichten des Königs einging und sich zu einer Flucht aus Brüssel entschlosse, zu welcher der Marquis im größten Geheimnisse alle Vorbereitungen zu treffen hatte. Um die Prinzessin hierzu desto eher zu bewegen, zwang Heinrich gleichzeitig den alten Connetable und dessen Schwägerin, die Herzogin von Angoulême, durch einen Secretär des erstern Briefe an ihre Tochter und Nichte zu übersenden, welche diese zur Trennung von ihrem Gatten und zur Unterwerfung unter den Willen des Königs — also zu Entehrung und Schande — aufforderten. Im Geheimen führte freilich der Connetable dem Pecquius gegenüber eine ganz andere Sprache und war mit dem Aufenthalte seiner Tochter in Brüssel wohl zufrieden.¹⁾

Dieser Plan hatte insoweit Erfolg, als die Prinzessin, eine leichtsinnige coquette junge Frau, die noch dazu ihren unbedeutenden Gemahl gering schätzte, sich wirklich durch die glänzenden Ausichten, die Coeuvres ihr vorspiegelte, gewinnen ließ, zumal ihre vertraute Umgebung von demselben bestochen war. Sie stimmte dem Entwürfe einer Entführung zu, der aber kläglich mißglückte, ein allgemeines Aufsehen hervorrief und dabei jede Illusion über

¹⁾ MS. Dep. Pecquius' v. 23. Dez. u. MS. Instr. an Pecquius v. 31. Dez. 1609 (Wien). — Dep. Pecquius' v. 1. Febr. 1610; Aumale, Histoire des Princes de Condé, II. (Paris, 1864) 448 ff. Ueberhaupt viele Depeschen des Pecquius und Jehan Simon bei Aumale u. Henrard. — Lettr. miss. VII, 826 f.

die eigentlichen Gründe von Heinrich's Zorn gegen de gerstörte sowie in hohem Grade Lächerlichkeit über des R verbreitete. Coeuvres mußte Brüssel verlassen (Febr.) lich stellte er nun fest in Abrede, an ein solches Unte dacht zu haben. Vielmehr benutzte die französische Neg Gelegenheit, um die von dem Erzherzoge getroffene maßregeln als absichtliche Beleidigung und Beschimpfung zösischen Monarchen darzustellen und leidenschaftlich thnung zu dringen.¹⁾ Inzwischen hatte Heinrich schon neuen Zwischenträger gesorgt in der Person des Parla von Préaux, welcher ostensibel mit einem neuen Versuch selbst beauftragt war. Durch seine Vermittlung wechsel zeßin mit ihrem königlichen Liebhaber Briefe. Nichts Seelenzustand Heinrich's zu dieser Zeit besser, als die in seinem Briefe an Préaux vom 20. Februar 1610: so sehr ein durch meinen Kummer, daß ich nur noch Knochen bin. Alles mißfällt mir; ich fliehe die G und wenn ich, um das Völkerrecht zu beobachten, n Gesellschaft führen lasse, so tödten sie mich vollends, i zu ergözen. Adieu.²⁾ In der That bemerkte man, Gesundheit beträchtlich litt.

Coeuvres hatte sogleich nach seiner Ankunft in : Prinzen aufgefodert, nach Frankreich zurückzukehren; w ohne Verzug nachkäme, solle ihm völlige Verzeihung zu den; verharre er aber in seinem Ungehorsam, so werd als Majestätsverbrecher den Prozeß machen. Dem K Königs gemäß hatte der Erzherzog das Anliegen Coe geeignete Vorstellungen unterstützt. Der Prinz aber

¹⁾ Dep. Bentivoglio's v. 10. Febr.; Siri II, 120. — Dep. 18. Febr. u. Instr. an Pecquius v. 28. Febr.; Henrard, Hen Princesse de Condé, p. 227, 249.

²⁾ Vom 20. Febr.; L. m. VII, 838. — Vgl. Dep. Cardena Br. u. II, 111, 26.

mit einer entschiedenen Weigerung: so lange Heinrich IV. lebe, werde er nicht nach Frankreich zurückkehren, da der König es auf seine Gemahlin abgesehen habe.¹⁾ Inzwischen gelang es den geheimen Hefereien der französischen Abgesandten und der besonders damit beauftragten Frau des ordentlichen französischen Residenten in Brüssel, de Berny, die Prinzessin gänzlich gegen ihren Gatten aufzubringen. Sie bat in Gegenwart desselben den Erzherzog und die Erzherzogin flehentlich, sie in Schutz zu nehmen; nie wolle sie wieder mit jenem zusammenleben, der sie grausam mißhandle. An Heinrich schickte sie inzwischen Briefe, die ihn als ihren „Mitter“ aufforderten, zu ihrer Befreiung herbeizueilen. Des Königs Leidenschaft wurde durch diese Schreiben noch bedeutend gesteigert. —²⁾

Heinrich's übermäßige und hitzige Anforderungen, seine neuen diplomatischen und kriegerischen Veranstaltungen übten auch in Madrid eine schlimme Wirkung. Die Wiederaufnahme der französisch-spanischen Heirathsverabredungen auf der einen, Heinrich's friedlicheres und dilatorisches Verhalten während der Herbstmonate auf der andern Seite hatte auch die spanische Regierung ruhiger und versöhnlicher gestimmt. Wir wissen, daß bei dem Herzoge v. Lerma stets die friedliche Gesinnung zu überwiegen pflegte; selbst seine kriegerischen Drohungen und Anstalten waren meist nur Demonstrationen, darauf berechnet — nach dem bezeichnenden Ausdruck des englischen Gesandten Cornwallis — einen Trommelwirbel mit dem andern zu beantworten. Im November 1609 hatte die Meinung Lerma's in dem madrider Kabinette um so mehr die Oberhand gewonnen, als in den letzten Wochen Heinrich allerdings nichts gethan hatte, was zu thatsächlich begründeten Klagen Anlaß

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 11. Mär.; Paris, N.-A. K. 1427. — La Force an seine Gemahlin, 20. 22. Febr.; Mém. de la Force II, 254 ff.

²⁾ Dep. Cardenas' v. 27. April (gedruckt Documentos inéditos p. I, hist. de España, V, 152): La Princesa escribe al Rey y le pide, pues es su caballero, la rruaque de aquella prision, y él hace extremos con estos papeles. — Heint. IV. an Berny s. d.; Lettr. miss. VII, 834.

geben konnte. Der Appellrath Tennagel, der von Paris Madrid gegangen war, um für seinen Herrn, den Erzherzog, eine umfassende Geldhülfe für sein jülicher Unternehmen und sonstigen Pläne in habsburgischem Interesse zu fordern, mit leeren Händen zurückgeschickt; der Herzog v. Parma wies ausdrücklich darauf hin, daß man durch ein entgegengesetztes Verfahren den französischen König sicherlich veranlassen würde Possidirenden mit seiner gesammten Macht beizustehen, und „eine Sache sei, welche die spanische Regierung in große Verlegenheit setzen könnte.“ Außerdem wirkte der drückende Geldmangel lähmend auf die Entschlüsse der spanischen Staatsmänner. richtig zeichnet Vauclás die Lage: „Ihre Koffer sind ganz leer und sehr fürchten sie sich, mit Eurer Majestät — Heinrich — in Streit zu gerathen. Außerdem scheint die Stellung an den Frieden geknüpft zu sein, da, wenn dieser aufhöre, großen Kriegsämter Männer in die Höhe bringen würden, vielleicht lauter mitredeten, als er es wünschte. Die spanische Regierung flößt ihnen vielen Kummer ein.“ So begnügte man sich dem Gesandten am kaiserlichen Hofe, Don Baltasar de Zúñiga, 250,000 Dukaten zu senden, um damit für die Wahl eines spanischen Königs zum Römischen Könige zu wirken; zugleich erhielt er Auftrag, die monatlichen Zahlungen von 30,000 Dukaten Liga einzustellen, wenn etwa deren Haupt, der bairische Herzog, den Versuch machen würde, sich über das Haus Oesterreich zu erheben.¹⁾

Indeß so weit ging die spanische Nachgiebigkeit nicht. Durch Auslieferung des Condé'schen Ehepaares den Gelüsten des französischen Königs ein schandvolles Opfer zu bringen. Und unter dem Volke gab Heinrich's IV. Verfahren in

¹⁾ MS. Instr. an Zúñiga v. 24. Dez. 1609; Paris, N. H. K. Conf. des span. Staates. v. 5. und Dep. Vauclás' v. 24. Dez.; Br. 500 ff. 525.

Angelegenheit Stoff zu unendlichem Spott und Gelächter.¹⁾ Er hatte auch in Madrid vergeblich durch ein neues Schreiben die Rücksendung Condé's nach Frankreich zu erwirken gesucht. So freundliche Aufnahme der französische Botschafter Baucelas stets bei den spanischen Mächthabern fand, in so höfliche Form deren Antworten eingekleidet waren, bedeuteten dieselben doch entschiedene Zurückweisung. Der Herzog von Lerma erwiderte Baucelas: man habe dem französischen Könige alle mögliche Genugthuung gegeben und würde sich in seiner fernern Handlungsweise stets nach den von jenem selbst gegebenen Beispielen richten — eine Hinweisung besonders auf den bekannten Fall des Antonio Perez. In der That entschloß sich dann die spanische Regierung zu einer Konzession, die aber Heinrich nicht befriedigen konnte. Um dem letztern den Vorwand zu nehmen, als halte Spanien den Prinzen in Flandern bereit, damit er von diesem benachbarten Lande aus stets bei günstiger Gelegenheit Unruhen in Frankreich erregen könne: befahl Philipp III., daß der Prinz sich nach dem entfernten Mailand zurückzuziehen habe, während die Prinzessin unter dem Schutze der Erzherzogin in deren eigenem Palaste in Brüssel zurückbleiben solle, bis der Prinz ihr Gemahl sie ausdrücklich zu sich fordere, ihr jenen Palast zu verlassen gestatte, oder eine gesegnete Scheidung der beiden Gatten eingetreten sei.²⁾ Am 22. Februar 1610 reiste demgemäß Condé von Brüssel ab, um sich durch Deutschland nach Mailand zu begeben, wo er nach mannichfachen Umwegen am 1. April anlangte. Die Instruktionen an Cardenas ließen keinen Zweifel darüber, daß die spanische Regierung jedes weitergehende Verlangen des französischen Herrschers als eine Beleidigung auffassen würde. Sener sollte dem Könige gegenüber alle geheimen Untriebe zwischen Spanien und Condé in Abrede stellen und versichern, daß sein

¹⁾ Cottington an Drumbull, $\frac{7}{17}$. Jan. 1610; Winw. Mem. III, 104.

²⁾ Conf. des span. Staater. v. 13. Febr; Aumale, Hist. des Princes de Condé, II, 551 ff. — MS. Conf. des sp. Staater. v. 31. März.

Herr die Beilegung des Zwistes wünsche; aber den Prinzen liefern könne er nicht. Vielmehr sollte der Gesandte darauf aufmerksam machen, daß jeder spanische Flüchtling, der ärgste Verräther, stets die freundlichste Aufnahme in Frankreich gefunden und man dort auf jede Bitte um Auslieferung geantwortet habe, daß man seine Freunde nicht benachtheiligen könne. - feindselige Gesinnung, die sich bereits in diesen Worten andeutete beherrschte seit Ende Februar 1610 mehr und mehr die spanischen Regierungskreise. Dieselben begannen, den Krieg mit Frankreich als unvermeidlich anzusehen, und je mehr sie ihn fürchteten eifriger suchten sie nach Bundesgenossen. So begannen sie That das auszuführen, wessen Heinrich IV. sie bisher beschuldigt hatte: sich Condé's gegen die innere Ruhe Frankreichs zu bedienen. Wenn Heinrich außerhalb der Grenzen Frankreichs würde, sollte Condé in jenes Land gesendet werden und Spitze aller Unzufriedenen, der Hugenotten sowohl wie der Ultramontanen, treten. Würde der König sterben, so müßte seine vermeintlichen Ansprüche auf den Thron erheben, um er dem neuen französischen Monarchen ernste Schwierigkeiten bereiten oder doch denselben zur Unterwerfung unter die spanische Politik zu schrecken. Deshalb wurde Cardenas angewiesen, öffentlich seine Wünsche für Beilegung des Zwistes zwischen Frankreich und Condé auszusprechen, im Geheimen aber mit allen möglichen Mitteln die Feindschaft zwischen beiden Männern zu steigern; mit den Hugenotten und dem Connetable v. Montmorency, wahre Gesinnungen man in Madrid wohl kannte, Verbindungen anzuknüpfen. Wie schon zu Viron's Zeiten hinderte also die Kirchlichkeit der spanischen Regierung dieselbe nicht, sich der deren Vernichtung sie doch als das eigentliche Ziel ihrer Politik hinstellte, zu ihren eigenen weltlichen Zwecken zu bedienen!

Diesen Absichten entsprach auch die Behandlung Condé's in Mailand. Auf ausdrücklichen Befehl der spanischen Regierung wurde er von Fuentes mit großer Pracht aufgenommen, im d

königlichen Schlosse selbst untergebracht und mit zahlreicher Dienerschaft versehen; zwanzig Hellebardiere und ebenso viele Musketiere wurden zu seiner Ehrenwache bestimmt, zumal man absichtlich das Gerücht verbreitete, der König habe auf seinen Kopf einen Preis von 200,000 Thalern gesetzt. Graf Fuentes ließ ihm stets ehrerbietig den Vortritt. Für so viele Freundschaftsheweise hatte der Prinz nur das Versprechen zu geben, nicht ohne Einwilligung der Spanier mit Heinrich IV. zu verhandeln; und für die Innehaltung dieser Zusage bürgte die enge Ueberwachung, welche die Spanier über ihn ausübten. So befand sich der französische Prinz bei den Spaniern in vergoldeter Knechtschaft, und zwar in der Gewalt der spanischen Kriegspartei, deren entschiedenster und hervorragendster Vertreter ja Fuentes war! Herr v. Breves versuchte von Rom aus den Prinzen durch einen demselben befreundeten Geistlichen, den Abbé v. Numale, der unter einem Verwande nach Mailand ging, auf bessere Gedanken zu bringen; indessen die Verhandlung blieb ohne jeden Erfolg. Vielmehr mußte Numale vor den Nachstellungen des Grafen Fuentes heimlich Mailand verlassen.¹⁾

Zugleich trat die spanische Regierung mit größerer Entschiedenheit in den deutschen Angelegenheiten auf. Erzherzog Leopold, dem man im Herbst jede Hülfe abgeschlagen, wurde jetzt von Spanien zuerst mit 30,000, dann mit ungefähr 150,000 Geldthalern unterstützt.²⁾ Das geschah durchaus im Interesse der besondern habsburgischen Politik, als deren vom Kaiser bestellter Vorkämpfer Leopold nicht nur gegen die Protestanten, sondern auch in gewissem Sinne gegen die Liga galt. Auch wurde Zúñiga beauftragt zu

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatör. v. 13. 18. Febr. — Instr. an Cardenas, San Lorenzo 21. Febr.; Numale II 559 f. — Instr. an Perquius v. 22. Febr; das. 471 f. — MS. Dep. Francesco della Torre's (sav. Agenten in Mailand) v. 2. 3. 20. April; Turin, St.-M. Memoire de ce que j'ay traité avec M. le Prince de Condé (April 1610); Recueil de plusieurs pieces etc. (Köln 1663, 12°) p. 10 ff. — Dep. Winwood's v. ^{22. April}_{2. Mai}; p. 149.

²⁾ Gindely, Rudolf II, II, 60 ff.

bewirken, daß neben dem Herzoge von Baiern ein Erzherzog dessen Koadjutor, zum zweiten Haupte der Liga ernannt, jedoch aber der ebenso eifrig spanisch wie kirchlich gesinnte Erzherzog Ferdinand v. Steier in dieselbe aufgenommen werde. Da die Liga besser in der Gewalt zu haben, weigerte sich Philipp nach ihrem Verlangen auf neun Jahre in dieselbe einzutreten, sondern schloß sich ihr nur auf drei Jahre an, und auch da Vorbehalt.¹⁾ Sie sollte eben an jeder Sonderpolitik verwehrt, zur gehorsamen Dienerin der eigensüchtigen habsburgischen Gemacht werden. — Wenn die französischen Diplomaten, scheinlich um die Auslieferung Condé's zu erlangen, unter friedlichen Phrasen abermals von der Heirathsverbindung zwischen den beiden Königshäusern zu reden begannen, so legte man in Madrid mit Recht durchaus keine Wichtigkeit bei und sich völlig ablehnend; es sei dies nur ein Kunstgriff Heinrich's bemerkt eigenhändig der spanische Herrscher.²⁾

Zugleich begann Spanien auf alle Fälle hin Rüstung anzustellen. Die Schweizerregimenter des Grafen Fuentes verstärkte, die Befestigungen der mailändischen Plätze verbesserte. Mit Schrecken nahm man wahr, daß des Erzherzogs Albert's Armee völlig ungenügend, der Kern seiner Armee — die Spanier — 4000 Mann stark war. Während man diese zu vermehren begann, wurden an den kommandirenden General in Sizilien, Don de Leyva, die verlangten Geldmittel zur Verstärkung der Insel und der Galeeren jener Insel gesandt, die natürlich zum Krieg in Oberitalien bestimmt waren. Der unermüdliche Fuentes bereite seine Artillerie nach Westen, gegen die Grenze Frankreichs, froh der Aussicht auf einen Krieg zu Ehren Kastiliens und der Kirche. Hatte er doch kurz vorher ausgerufen: „Ich würde

¹⁾ MS. Instr. an D. Balt. de Zuñiga v. 19. Jan. 25. Febr. 7. Apr. Paris, N. N. K. 1464 Nr. 8.

²⁾ Dep. Cardenas' v. 27. Jan.; Br. u. N. III 28. — MS. Conf. Staatsr. v. 13. Febr., 18. 28. März.

das größte Glück halten, das mir jemals begegnen könnte, mich und Lesdiguières jeden an der Spitze eines Heeres zu sehen, um einander zu bekämpfen.“ Mit dem Savoyer aber führte Fuentes bereits einen förmlichen Krieg der Bestechungen, Auskündungen und anderer Treulosigkeiten und Verräthereien, die freilich meist entdeckt wurden und zahlreiche Einkerkierungen, ja Hinrichtungen im Mailändischen und Piemontesischen zur Folge hatten.¹⁾

Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarländern wurde immer gespannter. Mit der Exilierung Condé's nach Mailand und der Trennung desselben von seiner Gemahlin war Heinrich IV. seinerseits durchaus nicht zufrieden, da weder die Prinzessin ihm preisgegeben noch der Prinz zur Unterwerfung unter die königliche Autorität gezwungen war. Im Gegentheil zeigte er sich höchst aufgebracht, daß Philipp III. den Prinzen nicht gebeten habe, sich nach einem neutralen Orte, z. B. nach Rom zu begeben, sondern nach Mailand, dessen Gouverneur — Graf Fuentes — für den schlimmsten und rücksichtslosesten Feind Frankreichs galt.²⁾ Heinrich bedachte nicht oder wollte nicht bedenken, daß Philipp III. ehrenhafter Weise durchaus nicht vor den Drohungen Frankreich's die Ausweisung Condé's aus seinen Staaten vornehmen konnte. In Wirklichkeit aber fühlte der französische König sich ermuthigt durch die Fortschritte, die inzwischen seine Bündnißverhandlungen wenigstens auf zwei Punkten gemacht hatten.

Einmal in Deutschland. — Freilich Sachjen zu gewinnen war ihm nicht geglückt, obwohl Heinrich auch insofern Werth auf dasselbe legte, als er dessen Hülfe für unbedingt nothwendig hielt, um die Kaiserkrone dem Hause Oesterreich zu entziehen. Er hatte an den Kurfürsten Christian II. einen Brief gerichtet, in welchem

¹⁾ MS. Conf. des span. Staater. v. 5. Jan., 6. März (letztere mit Apostille); Paris', M. A. K. 1428. — MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan. daf. 1462. — Dep. Fovearini's v. 23. Febr. p. 329. — Videl, Lesdiguières p. 241. — Ricotti III, 405.

²⁾ Dep. Pecquius' v. 18. Febr.; Aumale II, 466.

er denselben in den freundschaftlichsten und dringendsten Aufforderte, sich der Partei der possidirenden Fürsten anzuschließen. Als der König endlich den wieder genesenen Grafen empfing, richtete er dasselbe Verlangen an ihn; aber der Kurfürst noch sein Gesandter ließen sich — allerdings zum Schaden jenes — von der kaiserlichen Partei abziehen. Mansfeld erwiderte sofort, sein Herr werde dem Kaiser und der Habsburg treu bleiben. Ohne eine Annäherung zwischen Frankreich herbeigeführt zu haben, ja ohne nur über die Absichten des französischen Königs aufgeklärt zu sein, ließ Mansfeld seine Reise fort, zunächst nach den spanischen, dann den freien Niederlanden. Sachsen wurde von Spanien gelobt, welches von nun an alles that, um jenes bei der burgischen Sache festzuhalten. — Ebenso unfruchtbar waren Rich's Bemühungen, seine in der Instruktion an Voß gesprochene Absicht, dem Hause Oesterreich die Kaiserkrone zu verwicklichen. Seine Verhandlungen darüber mit den Herzogen von Baiern und den Kurfürsten von Köln waren völlig fruchtlos, obwohl er dem erstern sogar seine Waffenhilfe zum Zwecke seiner Erhebung zum römischen Kaiser in Aussicht stellte.¹⁾ Das Haupt der Liga weigerte sich, aus der Hand der deutschen Regent und ihrer Vertreter die Krone des heil. Reiches zu empfangen.

Indessen bessere, wenn auch nicht ganz genügende Unterstützung hatte Voß in Hall. Es gelang ihm mit unsäglicher Mühe Städte und Grafen, welche der Union angehörten und die von der jülicher Angelegenheit nichts wissen wollten, zu

¹⁾ MS. Heinrich IV. an den Herzog v. Sachsen, 18. Jan.; Vgl. Arch. K. 1462. — Dieser Brief fehlt in den Lettr. miss., ist aber bei Sachsen und der jülicher Erbfolgestr., S. 79, Anm. 1, auszüglich eingezeichnet. Vgl. Dep. Voß's v. 2. Febr., Br. u. N. III, 113.

²⁾ Dep. Cardenas' v. 30. Dez., 27. Jan. mit Apostille; Br. u. N. — Bericht Mansfeld's bei Ritter, Sachsen II., S. 78 ff.

schlusse zu bewegen, daß dieselbe als eine gemeinsame Sache der ganzen Union betrachtet werden solle. Wichtiger noch war eine andere Schwierigkeit, die hier nicht zum ersten Male hervortrat. Die deutschen Fürsten wollten sich der französischen Hülfe nur zu ihren Zwecken bedienen, aber um jeden Preis verhüten, daß der König selbst sich in Deutschland festsetze. In dieser Beziehung hatten sie ja seit Stiftung der Union das größte Mißtrauen gegen Frankreich gehegt und immer wieder beschlossen, der „Verein solle ihm *secretiora* nicht eröffnen“. Allmählich mußte man freilich weitergehen; aber immerhin wünschte man durchaus keine militärische, sondern nur Geldhülfe von Seiten Frankreich's. Noch Fürst Christian von Anhalt hatte diese Wünsche der unirten und possidirenden Fürsten bei seinem pariser Aufenthalte im Dezember 1609 vertragen, war indeß damit ebenso abgewiesen worden, wie mit seinem zweiten Verlangen: dann möge der König doch nur hugenottische Führer und national-deutsche Truppen senden.¹⁾ Ein solches Mißtrauen wies Heinrich um so entschiedener zurück, je gerechtfertigter es war, je weniger er sich — nach dem Wunsche der Fürsten — auf die Rolle eines bloß Hülfeleistenden beschränken, sondern selbstthätig und mit eigenen Zwecken in Deutschland auftreten wollte. Nun kamen in Hall die Unirten trotzdem noch einmal mit dem Verlangen nach einer bloßen Geldunterstützung hervor. Allein Boissie lehnte diese Forderung, die Frankreich ganz in die zweite Reihe zu stellen und vollständig ohnmächtig zu machen beabsichtigte, ab; die Fürsten mußten einwilligen, daß Brandenburg und Neuburg von Frankreich so gut wie von der Union so lange mit Truppen unterstützt werden sollten, wie der Krieg dauerte.

Insofern waren die französischen Absichten in einem sehr wichtigen Punkte durchgedrungen; die weitergehenden Wünsche des Königs jedoch trafen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Weber

¹⁾ Vgl. u. A. Pr. u. A. II, 239. III, 2. — Dep. Merjien's v. 25. Dez. 1609; das. II, 527.

die Ausschließung der Habsburger vom Kaiserthume noch treibung der Spanier aus Belgien wagte Boissise offiziell zur Sprache zu bringen. Es fehlte für so weit aussehenden Forderungen den unierten Ständen schon an der erforderlichkeit. Aber sie waren auch nicht dahin zu bringen, den einen bestimmten Vortheil aus dem gemeinsamen Kriege heissen und zu garantiren. Boissise glaubte endlich, das abzuschließen zu müssen, indem er allerdings die Interessen seines Königs vorbehielt. In dem Vertrage, der am 11. 1610 von den Unierten und Boissise in Schwäbisch-Hausen geschlossen wurde, versprach die Union 4000 Mann zu Fuß zu Pferd, Heinrich 8000 Fußgänger und 2000 Kavallerie Possidirenden zu Hülfe zu senden, die ihrerseits 4000 Infanterie und 1200 Reiter zu unterhalten versprochen. Sollte Frankreich von Spanien angegriffen werden, so versprachen die Fürsten jenes mit 4000 Infanteristen und 1000 Reitern zu stützen, sobald der Kampf um Tülich beendet sein würde. Friede sollte nur gemeinschaftlich abgeschlossen, den Katholiken Tülich-Kleve ihre Rechte nicht entzogen werden.¹⁾

Der König schwankte zuerst, ob er diesen Vertrag annehmen sollte, der ihn einstweilen nur Lasten, und zwar unverhältnißmäßig hohe, auferlegte, ohne ihm irgend einen besondern Vortheil zu bringen. Indes er erwog, daß ein mit der Union angegriffen auf Tülich und ein mit Savoyen ausgeführter Angriff auf Mailand höchst wahrscheinlich auf beiden Punkten einen günstigen Erfolg haben und dann, aller Voraussetzung entgegen, ihn einen Zuwachs an Land bringen, jedenfalls aber eine Schwächung der habsburgischen Macht herbeiführen würde. Der Burggraf Christoph von Dohna, der mit dem Ver-

¹⁾ Dumont, Corps diplomatique, V, II, 135 ff. — Gindely a. a. O. nach der diplomatischen Korrespondenz Boissise's. — Andere Einzelnheiten des Unions-Vertrages und den angefügten Aktenstücken u. A. III, 36 ff.

Schwäbisch-Hall nach Paris geeilt war, wo er 20. Februar eintraf, und Christian von Anhalt, der bald nachher anlangte, bewogen den König vollends, seine Zustimmung zu dem Vertrage zu geben (23. Febr.), der immerhin Heinrich's Bemühungen in Deutschland seit 12 Jahren mit Erfolg krönte. Freilich zufrieden war er mit jenem keineswegs; zu Dohna äußerte er: es gäbe in dem Vertrage zu viele „wenn“, auf welche nur Thoren sich verlassen dürften; seinem Gesandten in England verbot er, die Haller Vereinbarungen der dortigen Regierung mitzutheilen, da sie zu unvortheilhaft seien. Heinrich meinte aber mittelbar doch seinen Gewinn zu finden. Anhalt, der in Paris mit den größten Ehren behandelt wurde, überbrachte dem Könige den Vorschlag der Union, nach Vertreibung der Feinde aus den jülicher Gebieten die spanischen Niederlande anzugreifen. Ueber dieses Anerbieten würde Heinrich sich noch mehr gefreut haben, wenn er nur größeres Vertrauen zu den Possidirenden gehegt hätte! — Anhalt, welcher sich auf den Posten eines Oberbefehlshabers in Sülich Hoffnung gemacht hatte, war nicht wenig erstaunt, als der König ihm andeutete: er werde selbst die französischen Truppen nach Sülich führen. Doch sollte Anhalt unter ihm das deutsche und englische Contingent befehligen. Ueberhaupt wurden zur Führung dieses Krieges fast nur Hugennotten ausersehen: Anhalt in Deutschland, Lesdiguières in Italien, La Force in Navarra, der Herzog von Rohan als Generaloberst der Schweizer im französischen Felde, Sully als Großmeister der Artillerie, der Herzog von Bouillon in der unmittelbaren Nähe des Königs. Die im Festungskriege sehr erfahrenen Obersten der französischen Regimenter im holländischen Felde wollte Heinrich als seine Adjutanten zu sich berufen; es waren gleichfalls Hugennotten. Es schien, als ob Heinrich IV. zur Stellung seiner Jugendjahre zurückgekehrt sei.¹⁾

¹⁾ MS. Dep. Gardenas' v. 5. April, vgl. MS. Dep. desj. v. 30. Dez. 1603, sowie Marbault an Du Pleissis, 26. Dez. 1609 (Mém. et Corr. de Dupl.

Während der französische Herrscher sich mit der Union wichtigen Bündniß von Schwäbisch-Hall einigte und gewisser als Führer der Protestanten in Europa erschien, suchte er a katholische Liga in Deutschland, die ihm als Kern einer zukünftigen großen katholisch-habsburgischen Vereinigung viele Sorge verursachte, zu gewinnen oder doch wenigstens zur Neutralität wegen. Er beschloß, den Herrn von Boissise auch an die drei kaiserlichen Kurfürsten und den Herzog von Baiern zu schicken. Er sollte vorstellen, daß der König keineswegs gegen den Katholiken sondern nur für das gute Recht kämpfen wolle; daß der Kurfürst von Brandenburg die Rechte der Katholiken in Süllich-Schwarzburg zu schützen und zu vertheidigen versprochen habe; und daß Heinrich selbst in die Liga einzutreten wünsche — die damals so gut wie brach gelegt worden wäre. Wirklich sollte sich im Geheimen bestreben, die Liga möglichst zu sprengen. Unterstüßung seiner Beredsamkeit wurden ihm 30,000 Goldducaten für Bestechungen mitgegeben.¹⁾ In der That lehnte Maximilian es ab, den von Kaiser Rudolf auf den März berufenen Fürstenkonvent in Prag zu besuchen — ob in Hinsicht auf die französischen Bemühungen, lasse ich allerdings dahingestellt.

Eine ebenso entscheidende Wendung, wie die Verhandlung mit den Unirten, nahmen diejenigen mit dem Herzoge von Savoyen. Noch am 28. Dezember 1609 war, wie erwähnt, der französische Heirathsvertrag, den Bullion nach Paris mitgebracht hatte, von beiden Seiten ratifizirt. Durch denselben wurde die Mitgift der Madame Elisabeth auf eine halbe Million Goldducaten

X. 485). — Villeroi an La Boderie, 22. Febr. 1610; Lettr. à L. B. — F. Spanheim, Comment. hist. sur Christ. de Dhona, p. 82 ff. — an Barneveldt, 2. April, Heinrich's IV. Erklärung an Anhalt, 4. April, Instruktion an Boissise, 5. April; Br. u. N. III, 165 ff. — Fontenelle; Petitot I, L. 36.

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 30. Jan. 21. Febr. (letzte auszugsweise Abschrift N. III, 120). — Instr. an La Boderie v. 20. März; Lettr. miss. N.

festgesetzt, übrigens die Vollziehung der Heirath auf die Zeit der Mannbarkeit der Prinzessin verschoben. Der König, welcher verspricht, das Interesse des Herzogs und der Söhne desselben wie sein eigenes wahrzunehmen, sichert den drei weltlichen Prinzen ein Jahrgehalt von 100,000, dem Prinzen-Kardinal ein solches von 20,000 Thalern zu, letzteres in kirchlichen Pfründen. Prinz Thomas, der jüngste Sohn des Herzogs, soll seinen Aufenthalt in Paris nehmen. — Von diesen Pensionen wurden im Laufe des Januar bereits 32,000 Thaler ausgezahlt. In dem Heirathsvertrage hatte Heinrich IV. seine Zwecke insofern vollständig erreicht, als er den Herzog, den er doch ganz an seine Hand gefesselt hatte, dadurch in der Hand behielt, daß die wirkliche Vollziehung der Vermählung noch auf mehrere Jahre — mindestens sechs bis sieben — hinausgeschoben wurde. Zugleich wurden von neuem Versuche gemacht, den Herzog von Mantua in das französisch-savoyische Bündniß hineinzuziehen.¹⁾ Es war eine feste Lüge, wenn Karl Emanuel noch immer in Madrid versicherte, die Vermählung seines Sohnes mit der ältesten Prinzessin von Frankreich werde nicht stattfinden. Lerma wußte genau, was er davon zu halten hatte; aber nur um so mehr suchte er den Savoyer durch endliches Anerbieten bestimmter Vortheile zu gewinnen: die Hand der Infantin Ana sollte jetzt dem Prinzen von Piemont mit einer Mitgift von einer halben Million Geldthaler gewährt werden; viele unter den savoyischen Räten forderten den Herzog auf, diese früher so eifrig angestrebte Verbindung nicht von der Hand zu weisen, sich auf den starken Arm des Katholischen Königs zu stützen. Vergebens. Nicht

¹⁾ Besonders MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan. 1610; daneben Dep. Foscarini's v. 2. 12. Jan. p. 325 f. — Was Cardenas von sonstigen Verhandlungen zwischen Frankreich und Savoyen zu berichten mußte, war durchaus nicht so unwahr, wie der spanische Staatsrath, der die Lage zu resig ansah, anzunehmen geneigt war (MS. Consulta v. 13. Febr. 1610), freilich noch erst im Stande des Projectes. Cardenas ist durch seinen Spion vorzüglich unterrichtet. — Vgl. Heinrich IV. an Neumeurs 31. Dec. 1609, Jan. 1610; Lettr. miss. VII, 820, 832 f.

Geld wollte der Herzog, sondern Landerwerb, und der war nur auf Seiten Frankreich's. Um ihre Niederlage zu rächen wußten schließlich die Spanier nichts Besseres zu thun, als Gerüchte vom Abbruche der französisch-savoyischen Handlungen auszustreuen.¹⁾

Schmerzlich empfand der feurige ungeduldige Karl nur die Verzögerung der französischen Heirath für den Viktor Amadeus, und ohne Unterlaß kam er auf diese zurück. Hier fand er allerdings den König unerschütterlich; dies verhinderte nicht, daß man nach Abmachung des Geschäftes mit allem Eifer auf den sich daran knüpfenden Plan gegen Mailand einging. Den Spaniern blieb freilich von diesen Untrieben verborgen. In einer Audienz bei dem besagten D. Inigo de Cardenas sich über dieselben und wenn Se. Allerschristlichste Majestät den Krieg beginne, sein König ihn endigen. Worauf Heinrich erwiderte: er könne den Krieg noch nicht begonnen; aber wenn er ihn anfange, könne diesen Krieg ebenso gut zu beenden wissen, wie alle früh der That drängte der Herzog durch beständig wiederholte zum endgültigen Entschlusse; er erbot sich sogar, dem Könige größerer Sicherheit Nizza und Montmelian, letzteres Hauptfestung des eigentlichen Savoyen, einzuräumen. verlangte Karl Emanuel von Frankreich, eine Hülfssar mit 20,000 Fußgängern und 4000 Reitern vollständig zu unterhalten, mit 20 Kanonen und 30—40,000 Schuß Geschütze, während er sich verpflichtete, die Hälfte dieser Macht zu stellen (Jan. 1610). Heinrich IV. wollte weder einem so starken Truppenkorps verpflichten, da er bei dem stehenden allgemeinen Kriege gegen Spanien seine Kräfte weitig verwenden zu müssen glaubte; noch sofort die von

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 5. Jan. 1610. — Dep. v. 27. Jan. u. Breves' v. 3. Febr. 20. März; Perrens, 243 f. 24

gebotenen Sicherheiten annehmen, um nicht seine übrigen Verbündeten, die ohnehin schon mißtrauisch genug gegen Frankreich waren, vorzeitig zu verstimmen. Man beschloß vielmehr in seinem Cabinet, nur 12,000 Mann Infanterie und 1800 Pferde, und zwar auf ein Jahr, zu stellen, während das Contingent des Herzogs auf 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde fixirt wurde. Außerdem verbieth Heinrich, zu dem italienischen Kriege die verlangten 20 Geschütze zu liefern, die schon zum größten Theile fertig ausgerüstet und bespannt waren. Eine spezialisirte Liste dieser Truppentheile wurde am 22. Februar dem Herzoge überliefert.¹⁾ Dieser hatte gebeten, sich über alle Einzelheiten des Planes mit dem ihm jetzt eng befreundeten Marshall Lesdiguières auszusprechen und mit ihm das definitive Angriffsbündniß abzuschließen zu dürfen. Diese Forderung wurde bereitwilligst angenommen; und am 26. Februar reiste Lesdiguières, mit weitgehenden Vollmachten versehen, von Paris ab, um der Verabredung gemäß den Herzog in Chambéry zu treffen oder, wenn er ihn hier nicht finden sollte, in Turin aufzusuchen.²⁾ Es handelte sich offenbar nur darum, die letzte Hand an's Werk zu legen, um Ende Mai oder Anfang Juni mit vereinten Kräften in's Feld rücken zu können. — Auch der Herzog von Mantua zeigte sich jetzt wieder bereit, in das französisch-savoyische Bündniß einzutreten.

Da so in Deutschland und Italien die Würfel gefallen waren, nahmen seit Beginn des Jahres 1610 die Kriegsrüstungen in Frankreich ein beschleunigtes Tempo an. Die spanische Grenzfestung am Biscayischen Golfe, Fuenterrabia, wurde durch verkleidete Offiziere rekognoszirt, die von dem verfallenen Zustande derselben Tröstliches zu berichten wußten. Von den wichtigsten

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 21. Febr. — Dep. Foscarini's v. 14. 23. Febr., p. 328 ff. — Beide Quellen stimmen in allen irgend wesentlichen Einzelheiten genau überein. — Siri II, 138 f.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 27. Febr. — Dep. Foscarini's v. 4. März, p. 330. — Pecquius giebt den 27. Febr. als Datum der Abreise Lesdiguières' an; Dep. v. 1 März, Henrard 255.

Plätzen in Artois und Flandern wurden durch Spione Pläne aufgenommen und die Stellen bezeichnet, die sich zum Angriff eigneten. Die Hugonotten, höchst glücklich Aussicht, daß Frankreich wieder einmal gegen den Erbfeind Religion, das Haus Habsburg, in den Kampf gehen würde, noch dazu als Alliirter protestantischer Fürsten, schossen Geldmittel zusammen, um den König in seinen Rüstungen zu unterstützen. Alles war voll Kriegslärm. Am 10. Febr. den in einer großen Rathsversammlung die entscheidenden Beschlüsse über die anzustellenden Rüstungen gefaßt. Heinrich erließ am 10. Februar im Arsenal, waffnete sich von Kopf zu Fuß und ließ sich nach seiner Weise in vielen Bravaden. Die Zahl der auszuhebenden Leute wurde auf 30,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Kavallerie bestimmt, für welche die Cadres der Ausbildung der Offiziere gebildet und alle Ausrüstungsgegenstände bereit gelegt waren. Die Aushebung der 6000 Schweizer wurde nun wirklich vorgenommen. Fünfundzwanzig Stück Geschütz stand bereit und harreten nur des Befehls, um an die Grenzen geführt zu werden. Die Kosten des für Italien bestimmten Heeres wurden dings mit Inbegriff der 6000 Schweizer, auf 100,000 Gld. den Monat berechnet, so daß man die Unterhaltungskosten des französischen Heeres, nach damaligem Plane zusammen 70,000 Mann, auf etwa 4 Millionen Goldthaler (dem Werthe nach $8\frac{2}{3}$ Mill. preuß. Thaler, dem relativen Geldwerthe etwa 26 Mill. Thaler) jährlich zu veranschlagen hatte, abgesehen von den Kosten der ersten Ausrüstung. Auch der Feldzugsplan war bereits, wenn auch nur in seinen allgemeinsten Umrissen, fest. Während Lesdiguières und der Herzog von Savoyen die spanische Länder angriffen, sollte der Marquis de La Force, dem der Marschallstab zugeordnet war, an der Spitze von 10,000 Mann in Navarra einfallen, geleitet und unterstützt von den rathlosen Morisken, die um diese Zeit zum Theil, aber bei weitem nicht vollständig, aus Spanien vertrieben worden waren,

den Navarresen selbst, die mit der kastilischen Herrschaft durchaus unzufrieden waren. Die Hauptarmee, etwa 30,000 Mann stark, sollte sich bis zum 20. Mai bei Chalons an der Marne sammeln und dann unter dem eigenen Oberbefehle des Königs gegen Sülich, zunächst aber gegen das zu den spanischen Niederlanden gehörige Herzogthum Luxemburg vorrücken, wo Epernon bereits Diederhofen refognuszirt hatte.¹⁾

Das war ein umfassender und wohlausgeplanter Feldzugsplan, der, von 55,000 Mann französischer Truppen mit Unterstützung von 10,000 Deutschen und 8000 Holländern im Sülich'schen, mindestens 10,000 Savoyern in Oberitalien ausgeführt, viele Aussicht auf glänzenden Erfolg gewährten. An 85,000 Mann — eine für die damalige Zeit außergewöhnlich große Streitmacht — hätte das antihabsburgische Bündniß für die ersten gleichzeitigen Schläge zu freier Verfügung gehabt. Ein so einsichtiger und erfahrener Mann, wie der französische Botschafter in Rom — Breves — hielt die Eroberung Mailand's, ja einen allgemeinen Aufstand in Italien gegen die spanische Tyrannei für sicher. Der Krieg schien denn

¹⁾ Dep. Herffen's v. 24. Jan.; Br. u. N. III, 18 ff. — Dep. Cardenas' v. 27. Jan., 21. Febr., 14. März, ebendas. 117 ff., 143 f. — Dep. Gescarrini's v. 9. Febr., p. 327. — *Mercure françois*, I, 297. — *Mém. de La Force*, I, 215 ff. — La Force an seine Gemahlin, 16. 22. Febr.; das. II. *Corresp.* — Boissijie an Meris v. Hessen, 8. Mai; Rommel, 406. — *Mém. de du Plessis*, X. 452. — Herffen an Barnevelt, 10. Februar; Br. u. N. III, 118. — Fontenay-Mareuil (ed. Petitot), p. 32. 39. 46. Fontenay-Mareuil stellt die Morosen zu niedrig, wenn er meint, der König habe sich auf diese unfriedlichen Leute nicht verlassen können; allein, was er von der Unzufriedenheit der Navarresen mit der kastilischen Herrschaft erzählt, wird auch von andern Seiten bestätigt und gilt im Grunde bis auf den heutigen Tag (vgl. Th. I, S. 301 f.). Ueberhaupt aber ist F.-M. zwar in den militärischen Dingen dieser Zeit gut unterrichtet, dagegen recht schlecht in den politischen, wie er denn erzählt, daß Heinrich IV. habe deutscher Kaiser werden wollen, daß die Venediger ein kriegerisches Bündniß mit demselben geschlossen hätten u. dgl. m. Das ist auch sehr erklärlich, da F.-M. im Jahre 1610 erst in seinem 15. Lebensjahre und zwar Ehrenpage (enfant d'honneur) bei dem Dauphin war, wo er von den offenbaren militärischen Vorgängen gewiß manches hörte und sah, aber von den geheimen politischen Verwicklungen nicht viel wahrnehmen konnte.

auch in Paris fest beschlossen. Villeroi äußerte in Schreiben: „Jedermann rüstet sich zum Kampfe. Man wird von allen Seiten immer hitziger betrieben, und man sieht aus, daß wir in denselben sehr tief werden verwickelt werden. Vielleicht früher, als wir gehörig daran werden gedacht. Spricht sich in diesen Worten Villeroi's seine Abneigung gegen einen solchen Kampf zu Gunsten der hugenottischen Sache genug aus, so mußte letzterer doch um so unvermeidlicher als der französische Monarch gerade jetzt einen Vorschlag zur Waffenruhe im Jülicher von Seiten des Erzherzogs abgelehnt. Vielmehr scheute sich Heinrich nicht, das Gegentheil offen zu erklären: „Mögen Spanien und Erzherzog Albrecht die jülicher Angelegenheit mischen oder nicht, ich werde lassen, mich in dieselbe zu mischen.“¹⁾

Indessen im Grunde war Heinrich IV. in seinen Entschlüssen doch nicht so ganz sicher, wie er gern andern und sich selbst zeigen wollte; schwere Bedenken stiegen immer wieder auf. Zunächst machte ihn die Laune einiger seiner Freunde, auf die zählen zu können er früher gehofft hatte.

Die kühnsten von allen waren die Venetianer, obwohl sie sich neuerdings bemüht hatte, durch erfolgreiche Vermittelungen ihren Gunsten bei dem Papste sie enger an sich zu ziehen. Ihrem Gesandten Foscarini hatte er im Beginne des Jahres eine Unterredung, in der er alles aufbot, um die Republik in das österreichisch-jarowische Bündniß zu ziehen. Die augenblicklich in Spanien fordernde dazu auf, sie gerade jetzt aus Italien zu treiben. Würden die venetianischen Kräfte mit den französischen vereint, so sei keine Rettung für die Republik möglich. Er versprach der Republik von den zu machenden Eroberungen Cremona und Chiavari. Um der Befür-

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 4. Febr.; Henrard 206. — Villeroi an den Papst 22. 27. Febr., und Heinrich IV. an dens., 27. Febr.; Lettr. à l'Espagne 97. 104. — Dep. Breves' v. 4. März, p. 347.

beugen, daß an Stelle Spanien's Frankreich sich in Italien festsetzen werde, bezeugte der König, dort nichts zu begehren, vielmehr die spanischen Besitzungen unter seine italienischen Bundesgenossen vertheilen, sich selbst nach der flandrischen Seite ausdehnen wollen.

Seiner Gewohnheit nach bezeugte der venetianische Senat zunächst seine Unzugänglichkeit diesen Forderungen und Anerbietungen gegenüber durch hartnäckiges Schweigen. Verlangte der französische Gesandte in Venedig selbst, Jean Bochar d von Champigny, eine ausdrückliche Erklärung von dem Senate, so half dieser sich mit Allgemeinen Reden von der Nothwendigkeit der Erhaltung des öffentlichen Friedens, von der Gefahr eines Angriffes der Türken auf Italien, wenn diese die Halbinsel in einem innern Kriege befallen sähen. Allen schönen Worten Champigny's antwortete der Doge (12. März) nur, daß er nicht zweifle, des Königs so hohe Klugheit werde auch diese Wirren beizulegen wissen. Die Republik ließ vielfach den Papst ermahnen, im Einverständnisse mit ihr eine vollständige Neutralität zu wahren. Sie verwandte sich auch bei Heinrich IV., freilich vergeblich, für den Prinzen von Condé und sprach damit unzweideutig ihre Mißbilligung über des Königs Verfahren in dieser Angelegenheit aus.¹⁾ Der spanische Gesandte in Venedig, Don Alonso de Cueva, schilderte die Stimmung des Senates als so ungünstig für die französischen Anträge, ja er behauptete so stark, der Doge neige sich vielmehr zu Spanien: daß der spanische Staatsrath sogar den Gedanken faßte, es ließe sich vielleicht mit Venedig ein Bündniß zum Schutze des Mailändischen

¹⁾ Diese Einzelheiten sind meist aus den venetianischen Senatsprotokollen entnommen, die G. Höfler auszüglich mittheilt in seiner Schrift: Heinrich's IV. Plan, dem Hause Habsburg Italien zu entreißen (Prag, 1859). Dieselbe ist nicht allein parteilich und einseitig, sondern auch voll der größten Verhüner und Unrichtigkeiten und zeugt von gänzlicher Unkenntniß der damaligen Verhältnisse und Persönlichkeiten. — Dep. Foscarini's v. 9. Febr., 326 f. — MS. Dep. Cardenas' v. 27. April. — H. Læmmer, Meletematum Romanorum tantissa (Regensburg 1876), p. 270: Borgheze an Ubaldini, 5. Jan.

gegen fremden Angriff schließen.¹⁾ Allein das war de Illusion. Insofern zeigten im Gegentheil die Venetian französischen Könige freundlich, als sie (30. April) d Erlaubniß des freien Durchzuges für deutsches Kriegsvölschem Solde, das für Mailand bestimmt war, dem Gra verweigerten.

Simmerhin war nicht einmal mehr von dem Plane zösisch-venetianischen Vertheidigungsbündnisses die Rede. lich ist, daß der schlechte Eindruck, den überall die unwün affaire des Königs mit der Prinzessin von Condé Ursache der zunehmenden Kälte der Republik für den Herrscher war. Auch der Papst zeigte sich unter d jenes romantischen Handels dem französischen Herrscher als seit lange. Noch Mitte März hatte der letztere sich d gegenüber zu beklagen, daß Paul V. völlig für den König und das Haus Oesterreich Partei nehme und f selben erkläre!²⁾

Für England ist diese ungünstige Einwirkung der Angelegenheit erwiesen. Hier war man einstimmig in über des Königs Betragen. Auch Jakob I. und seine Anna von Dänemark hielten mit ihrer abfälligen Mei des französischen Königs unziemliche Anträge an eine sein Blute verwandte Dame nicht zurück. Jakob soll sogar zösischen Gesandten, als dieser seinen Herrn mit der Prinzessin entschuldigen wollte, gesagt haben: das sei

¹⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 8. Mai; Paris, M.-M. I.

²⁾ Dep. Cardenas' v. 18. März (Aumale II, 563): Dice me lo [sc. el rey de Francia] halló muy alterado de las cosas de dándole muchas quejas del papa que acudia y se mostrava m por V. M^a y la casa de Austria. — So wenig war von einer des Papstes für die „großen Pläne“ Heinrich's IV. die Rede!! Sinne spricht sich Heinrich auch über den Papst in seiner Instr. v. 22. Febr. aus.

iondern Niedertracht, die Frau eines andern verführen zu wollen.¹⁾ Dieser üble Eindruck wirkte um so schlimmer, als man schon im allgemeinen in England großes Mißtrauen gegen Heinrich IV. hegte. Man hielt ihn für einen der geschicktesten und gefährlichsten Politiker, der nie um einen angemessenen Vorwand für seine Handlungsweise verlegen sei, obwohl er seine Interessen oft auf moralisch sehr hohlen Grundlagen aufbaue. Bereits im Oktober 1609 hatte England den Plan eines allgemeinen Bündnisses zu Gunsten der Possidirenden gerade mit Hinweis auf die Pläne und Verfahrungsweise des französischen Königs abgelehnt²⁾: ein Beweis, für wie gefährlich die englische Regierung dessen politische Zwecke hielt. Auch glaubte dieselbe nach der Flucht Condé's um so weniger Veranlassung zu einem Kriege für die protestantische Sache gegen die Habsburger zu haben, als Heinrich IV. durch jenes Ereigniß ohnehin genöthigt werde, seine ganze Macht wider das Haus Oesterreich in das Feld zu führen. Mit jener kleinlichen Schlaueit, die den Großschatzmeister Grafen Salisbury charakterisirt, rechnete derselbe darauf, daß während des spanisch-französischen Kampfes England

¹⁾ MS. Dep. Louis de Groete's (flandrischen Geschäftsträgers in London) v. 24. Dec. 1609: On parle icy avecq beaucoup de liberte de la cause qui a force le Prince de Conde a abandonner sa patrie, et tous blament fort la conduite du Roy de France. [Chiffriert:] Celluy de la Grande Bretagne et la Royne sen mocquent et n'ont pas ignore cette mence, car il y a pres d'un an quelle dit a Don Pedro de Cüniga la vehemente passion, dont le Roy de France poursuyuoit cette parente sienne si proche. (Brüssel, Arch. du Royaume, Négociations d'Angleterre 9). — MS. Dep. de Groete's vom 11. März 1610 (ebendas.) chiffriert: Je scay, que La Boderie a dit a Sa Ma^{te} que le Prince de Conde s'estoit oublié si auant que de parler mal publiquement à Bruxelles du Roy son mre. disant que ses enfans sont illegitimes et que luy seul estoit le juste heritier de sa Couronne Et a led^e. La Boderie voulu excuser aussy la passion que sond^e. Mre. monstre pour la Princesse disant que cela luy procedoit d'amour, mais le Roy luy repartist, que ce n'estoit pas amour, ains villennie de vouloir desbaucher la femme d'aultruy.

²⁾ Instruction to S. Ralph Winwood. 4. Oct. 1609 (Winw. Mem. III 77): Concerning the generall Union, we assure ourselves you will judge it very incompatible with the Profession and Condition of the French King. — Vgl. Salisbury an Winwood, 14. August 1609; Winwood Mem. III, 57.

seine Kräfte werde schonen und, wenn beide Ringer als Schiedsrichter zum eigenen Vortheile auftreten könnten.

Nur dazu hatte sich Jakob im Beginne des Jahres entschlossen, den possidirenden Fürsten eine Hülfe von oder eine entsprechende Geldsumme zu gewähren. Aber Stützung, die indirekt ja auch Frankreich zu gute kam. Heinrich IV. keineswegs.¹⁾ Vielmehr beauftragte er eine Defensivallianz zwischen Frankreich und England zu bringen, die einerseits den moralischen Einfluß Frankreichs erhöhen mußte, andererseits dasselbe im Falle eines Angriffes wenigstens vor Verlusten sich zu schützen. Aber er fand die Engländer so wenig geneigt, auf seine einzugehen, daß sie vielmehr von ihm in dieser kritischen Rückzahlung der ihm einst von Elisabeth geliehenen verlangten: so daß Heinrich, in ärgerlichster Stimmung überhaupt mit irgend welchen Forderungen an die englische herangetreten zu sein, während er doch die begrenzten Forderungen fortzusetzen sich gezwungen sah, damit der allbekannte Sendung La Boderie's nicht sobald ein Denker. Er befahl dem Botschafter, dem Könige Jakob die kühnen und gefährlichen Absichten der Spanier, ihr Unrecht in der Schützung des Prinzen von Condé, ihre eigennützigen Betreff der jülich'schen Länder nachdrücklich zu schildern, demgemäß aufzufordern, daß er sich mit Frankreich zur Unterstützung dieser Bestrebungen auf das engste verbinde. Es lag dem französischen Könige ferner daran, für den Fall seines plötzlichen Todes die Nachfolge des Dauphin, den offen ausgesprochenen Absichten Condé's gegenüber, zu sichern; er verlangte in dem Defensivvertrage die Verpflichtung zu gegenseitiger Verteidigung nicht nur wider äußere, sondern auch wider

¹⁾ MS. Dep. Cassin's v. 26. Febr.; Nat. Bibl. Paris, MS.
— Instruktion an Winwood, ⁸/₁₈ Febr.; Winw. Mem. III, 112 f.

27 Gegner ausgesprochen werde. Einen Augenblick lang — Anfang
 4 März — schien die Stimmung in England dem Wunsche Heinrich's
 11 ziemlich günstig. Indeß derselbe wurde bald gänzlich enttäuscht
 2 (Anf. April). Obwohl er die Bezahlung der an England geschuldeten
 3 Gelder innerhalb dreier Jahre nach Beendigung der gegenwärtigen
 4 Wirren versprochen hatte, nahmen doch die Engländer diese Ver-
 5 schiebung der Entrichtung einer im Grunde nur kleinen Summe
 6 zum Vorwande, um den schon entworfenen Bündnißvertrag abzu-
 7 lehnen; als Heinrich auch hierin nachgegeben hatte, kamen sie wieder
 8 mit dem Anspruche, Frankreich solle ihre Schuldforderungen an die
 9 Vereinigten Provinzen übernehmen: so daß es klar wurde, wie sie
 10 nur dem Bündnisse mit Frankreich sich entziehen wollten — zum
 11 heftigsten Verdrusse des französischen Königs. Endlich erklärte
 12 Jakob dem Herrn von La Boderie ganz einfach: er habe durchaus
 13 keine Ursache zum Bruche mit Spanien und dem Erzherzog
 14 Albert. Es schien, als werde Heinrich sich statt aller andern
 15 englischen Hülfe mit den zahlreichen englischen Edelleuten begnügen
 16 müssen, die sich vorbereiteten, unter seiner Führung den Krieg zu
 17 lernen.¹⁾

Von Seiten des englischen Königs, der ja überhaupt sehr
 friedliebend und den Spaniern zugethan war, hätte sich am Ende
 ein solches Ergebniß voraussehen lassen; aber auffallend und kein
 gutes Zeichen für das Vertrauen Europa's auf Heinrich's est be-
 theuerte Uneigennützigkeit war der Umstand, daß auch bei den
 Holländern, den entschiedensten Feinden Spanien's, Heinrich IV.
 keinen Beifall für seine offensiven Pläne fand.

Auf die Hülfe der Holländer hatte Heinrich mit Zuversicht
 gerechnet. In der That durfte er Anspruch auf ihre Dankbarkeit

1) Instruktionen an La Boderie v. 22. Febr., 20. März, 28. April, an
 Ruffy, 13. April; Lettr. miss. VII, 839 ff., 864 ff., 882, 892 ff. — Villeroi
 an La Boderie, 9. Mai; Lettr. à La Bod. II, 153. — Dep. Pecquius' rem
 30. April; Aumale 545. — Chamberlain an Winwood, ²/₁₂ Mai, Winwood
 Mem. III, 154.

machen, da er sie, selbst im Widerspruche gegen seine eingegangenen Verpflichtungen, kräftigst in ihrem Freie unterstüzt und auch bei den Friedensverhandlungen in möglichem Beistand geleistet hatte. Ihr Interesse schien derselben Richtung zu liegen. Erst kürzlich hatte er als unabhängige Macht anerkannt, während die Spanier immer als die „Rebellen Sr. Katholischen Majestät“ betrachtet wurden. Allerdings hatten nun die Generalstaaten sich, wie er im Dezember 1609 zur Unterstützung des Königs in den Niederlande, ja im Januar zu noch weitergehenden Unternehmungen bereit erklärt — aber über die Art dieser letztern hatten sie nie näher auslassen wollen. Vergebens drangen der Königs seine Minister darauf, man solle sich nicht mit der Unterstützung des Erzherzog Leopold's aus Tülich begnügen, wozu ja die Hoherzöge von Vossidirenden 8000 Mann versprochen hatten — sondern einen größeren Krieg unternehmen, „um die Vossidirenden gegen spätere Angriffe dauernd zu sichern,“ deshalb ein förmliches Bündniß gegen Spanien schließen. Die Holländer hatten zu dieser Antwort verzögert. Jetzt, Ende Januar, verlangten sie von neuem, die Generalstaaten sollten wegen einiger unentschiedener Streitigkeiten mit dem Erzherzog Albert brechen und die Niederlande, zumal an der Maaslinie, von Norden her während der Königs dieselben von Frankreich aus bekämpfen. 12,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde sollten die Holländer stellen. Allein die Generalstaaten gaben gleich Anfangs keine bestimmte Zusagen: sie würden ihr Wort halten und den Königs im geheimen unterstützen, ob sie aber offen mit ihm brechen würden, hinge von der Ordnung ihrer eigenen zertrümmerten Angelegenheiten ab. Vielmehr beschloßen sie diesem Augenblicke, der Ersparniß halber ihr Heer zu vermindern. Mit allerlei Ausflüchten suchten sie sich den immer wachsenden Anforderungen Heinrich's IV. zu entziehen, so dringend auch von dem stets französisch gesinnten Barneveldt unterstüzt

12 Wirklich mahnte die finanzielle Erschöpfung und tiefe Verschuldung
13 des Landes nach vierzigjährigem Kampfe zum Frieden; in Utrecht
14 und Friesland fanden schon Aufstände gegen die hohen Steuern
15 statt: und dann begannen wahrscheinlich die Holländer einzusehen,
16 daß das aufstrebende Frankreich im Grunde gefährlicher sei, als
17 das absterbende Spanien. Selbst der französischen Minister wieder-
18 holte, aber kaum ernstlich gemeinte Versicherung, nur von ihnen
19 hänge es ab, ob Frankreich einen Krieg wider den gemeinschaftlichen
20 Gegner Spanien beginnen werde, machte auf sie keinen Eindruck.
21 Immer nur zu geheimer Unterstützung wollten sie sich verpflichten.
22 Vergebens führte der König ihnen zu Gemüthe, daß der Friede
23 ihnen Uneinigkeit und Schwäche bringen müsse; daß das beste
24 Mittel, ihre Einheit und Freiheit zu bewahren, sei, die Waffen
25 wieder zu ergreifen, mit denen sie sich glorreich diese Freiheit erobert
26 hätten. Russy, der französische Gesandte im Haag, und Barnevelt
27 konnten den Entschluß der Generalstaaten nicht ändern. Freilich
28 willigten die Ieptern ein, drei Kommissare zu ernennen, um mit
29 Heinrich über die zu ergreifenden Maßregeln zu konferiren; aber
30 sie statteten jene mit Instruktionen aus, die von vorn herein einen
31 Erfolg als höchst zweifelhaft erscheinen ließen. Nämlich erstens
32 sollten die beiden Könige von England und Frankreich darüber
33 entscheiden, ob Erzherzog Albert durch angebliche Nichterfüllung
34 einiger untergeordneter Punkte des Waffenstillstandsvertrages Anlaß
35 gegeben habe, denselben für gebrochen zu erklären, und zweitens
36 sollte Heinrich IV. gebeten werden, eine enge Allianz mit dem
37 Könige von England, den freien Niederlanden und den protestantischen
38 Fürsten Deutschland's zu schließen. Vergebens stellte Russy vor,
39 daß Jakob I. niemals um je unbeträchtlicher Streitpunkte willen
40 den Stillstand für gebrochen erklären, daß auch die holländisch-
41 französische Allianz nur zu Stande kommen werde, wenn man von
42 dem absolut friedfertigen englischen Könige absche: die Holländer
43 wollten sich einmal nicht zu Dienern der ehrgeizigen französischen
44 Politik machen lassen, und selbst Barnevelt meinte, daß eben

andere Bedingungen von den Generalstaaten nicht zu sein.¹⁾

Am 20. April kamen die holländischen Kommiss v. Brederode, Vandermyle (der Schwiegersohn Barne Malbergen, in Paris an, wo sie mit so großen Ehren eingeholt und einquartiert wurden, wie nie eine Gesandtschaft eine spanische oder englische. Indessen was der König ausrichtete, entsprach sehr wenig dem besonderen Gewicht er auf diese Gesandtschaft legte. Sie überbrachten h drückliche Dankesbezeugungen für die Unterstützung, die ihnen während des Krieges und der Friedensverhandlung hatte. Aber als Heinrich sie anging, ihm zu verspre Holland den Stillstand mit Spanien brechen werde, w reich — was in der That unvermeidlich sei — dieser Krieg erkläre: verschanzten sie sich hinter der Mang ihrer Instruktionen, die ihnen nicht erlaube, auf diesen zugehen. Und trotz aller Versuche der französischen Min sie aus dieser Reserve nicht herauszubringen, die ihnen, t Heinrich's gegenüber, wenn nicht dem Wortlaute, so Geiste ihrer Instruktionen zu entsprechen schien. Noch holländischen Gesandten statteten dem Vertreter des Albert in Paris einen unter diesen Umständen sehr dem Besuch ab und versicherten dabei Pecquius, daß die Ger aufrichtig die Erhaltung des mit Belgien und Spanien abg zwölfjährigen Stillstandes wünschten und beehrten.²⁾

Noch einen letzten Versuch unternahm der König, dennoch den Sinn der Holländer in einer für ihn günst

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan., 14., 27. März. — Just 23. März; Lettr. miss. VII, 942. — Dep. Mussy's v. 16., 27. Febr Br. u. A. III, 116, 124 f., 160 f. — Dep. Merßen's v. 5. April

²⁾ Dep. Pecquius' v. 22. 30. April; Henrard 372, Aumale 2 Winwood's v. ^{16.}_{26.} März; Winw. Mem. III, 135. — Dep. Ca 27. April; Documentos ined. V, 145 ff.

ändern könne. Als er sah, daß er mit den drei Kommissaren nicht vorwärts komme, verlangte er eine Zusammenkunft und persönliche Besprechung vor Jülich selbst mit den angesehensten Häuptern des Gemeinwesens der Vereinigten Provinzen: Barnevelt, dem Prinzen Moriz und dessen Vetter, dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, Statthalter von Friesland. Moriz und Wilhelm erklärten sich sofort dazu bereit, Barnevelt aber war genöthigt, von den Ständen der Provinz Holland, deren Advokat d. h. Landyndikus er war, Urlaub zu erbitten. Und die ganze Absicht schien an dem Widerstande der Generalstaaten scheitern zu müssen. Indem sie sich darauf beriefen, in so wichtigen Angelegenheiten auf die Zustimmung der Stände der einzelnen Provinzen angewiesen zu sein, lehnten sie jede Beschlußfassung über ein Offensivbündniß mit Frankreich ab. Da sie weigerten sich sogar, die Kosten für die beiden französischen Regimenter in Holland von dem Tage an ferner zu tragen, wo diese zum Einmarsch in Jülich aufbrechen würden.¹⁾

Diese Abweisung von Seiten Venedig's, England's und der Vereinigten Provinzen mußte Heinrich IV. um so tiefer kränken, als er wenigstens einiger Unterstützung von ihrer Seite stets sicher zu sein glaubte. Zum mindesten hatte er sich in dieser Weise über jede der genannten Mächte zu dem Gesandten der andern und selbst gegenüber seinen politischen Widersachern ausgesprochen. Theils war es der üble Eindruck, welchen die Condé'sche Angelegenheit hervorrief, theils aber auch — und wohl in noch höhern Grade — das Mißtrauen, welches man in Betreff der Absichten Frankreich's empfand, was den König überall nur Kälte und Zurückhaltung finden ließ. Glaubte doch auch Venedig, die „gewaltigen Pläne“ des Königs Heinrich ernstlich fürchten zu müssen. Selbst bei seinen neuerlichen Bundesgenossen, den deutschen Unierten, traf er auf eine Gleichgültigkeit, wie er sie wohl kaum

¹⁾ MS. Dep. Ruffy's v. 13. Mai; vgl. Heinr. IV. an Barnevelt, 8. Mai (Lettr. miss. VIII, 973).

vermuthet hatte. Die Unirten waren offenbar überzeugt, des Königs eigenes Interesse, nicht aber das ihre, Heil ihre Seite geführt hatte: und so waren sie auch nicht geringsten Gegenopfer für die französischen Wünsche bereit. Der König gab Boissise einen strengen Verweis, daß dieser nicht gesorgt habe, in den Vertrag von Schwäbisch-Hall eine zu bringen, durch welchen sich die Unirten zur Unterstützung Königs und — nach dessen Tode — des Dauphins gegen etwaigen Aufstand der Hugenotten verpflichteten. Bekanntlich man ja von einer Verbindung zwischen den Hugenotten-Prinzen von Condé wider die Nachfolge des Dauphin. Es sollte nun Boissise die königliche Ratifikation des Vertrags Schwäbisch-Hall den Unirten überliefern, als bis diese die „Affekuration“ in bindender Form abgegeben hätten. Da sie weigerten auf einer Zusammenkunft in Heidelberg die sich die Unirten sich entschieden: „lieber wollten sie die Klevische Seel liegen lassen, als eine solche Versicherung geben“; obwohl ihnen, der König werde sich über ihr Betragen nicht beschweren haben (März 1610). Es ist klar, daß sie sich dem Dauphin gegenüber die Hände binden wollten, da sie sich über dessen künftige Gesinnung gegen die Hugenotten Evangelischen überhaupt kein Urtheil haben konnten. Heinrich zuerst über diese „alberne und boshafte“ Zurückweisung höchste aufgebracht; allein schließlich, da die Zeit drängte begieriger war loszuschlagen, als die Unirten selbst, mußte er mit einer Erklärung auf Ehrenwort zufrieden geben, wo Kurfürst von der Pfalz im Namen der Union schriftlich, daß der König nie Grund zur Beschwerde über sie haben deshalb einer solchen vertragsmäßigen Verpflichtung nicht — Aber auch nach Beilegung dieses Streites zeigten die Unirten und die Unirten eine solche Langsamkeit und Unentschiedenheit in ihren militärischen Maßnahmen, daß Heinrich seiner Unwillen darüber aussprach und Anhalt bei dessen letztem

halte in Paris ermahnte, die verbündeten Fürsten zu lebhafterer und kräftigerer Verfechtung ihrer eigenen Interessen zu veranlassen. Das durch seine Lage wichtige Lothringen zeigte sich vollkommen neutral, verbot seinen Unterthanen jeden Eintritt in fremde Kriegsdienste und ermahnte vielmehr stets zum gütlichen Ausgleich der jülicher Handel — der für Heinrich das unangenehmste gewesen wäre.¹⁾

Die Abneigung, welche sich überall gegen die französischen Pläne kundgab, versetzte den größten Theil der Rätke Heinrich's IV. in nicht geringe Bestürzung. Die Königin, die stets zur spanischen Partei hingeneigt hatte, sagte ihrem Gemahl: „Unsere Kinder sind noch so jung; wäre es nicht besser, im Frieden zu leben, bis sie zum reifern Alter gelangt sind, als Krieg zu führen?“ worauf Heinrich antwortete: „Nein, mein Schatz, es ist beschlossen, es muß sein.“ Bei anderer Gelegenheit wies Marie auf die Ausführung ihres Lieblingswunsches, der spanisch-französischen Doppelheirath, als mögliches Auskunfts Mittel hin, aber der König erwiderte mit Anklagen gegen Philipp III. und dessen Rätke und Beamten. Er hatte seine Gemahlin überreden wollen, daß die spanische Regierung den Prinzen nach den Niederlanden gelockt hätte, um ihn als Thronerben gegen die Kinder Marien's aufzustellen: indeß die letztere ließ sich auf die Länge durch diese grobe List nicht täuschen und erkannte nur zu klar die wahren Gründe für Condé's Flucht zu ihrem tiefen Kummer.²⁾ Fast alle französischen Minister waren gegen den Krieg und besonders gegen die persönliche Führung desselben durch den König, weil sie in dessen Abwesenheit innere Unruhen fürchteten — und ebenso ein großer Theil des Adels und

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 14. März. — Instr. an La Boderie v. 20. März, 28. April; Lettr. miss. VII, 867. 890. — Puyfieur an La Boderie, 21. März; Lettr. à L. B. II, 118. — Gindely a. a. O. 84 f. — Ueber Lothringen Br. u. A. III 121; über die Heidelberger Zusammenkunft das. 133 ff.

²⁾ Dep. Pecquius' v. 1. März; Henrard 255. — Dep. Cardenas' v. 23. Febr. 14. März; Br. u. A. III, 119. 144.

des Volkes. Der Herzog von Sperron, freilich auch der Ultramontanen und Spanier, ging so weit, zu sagen: „Wir sind alle verloren, wenn es zum Krieg zwischen französischen Minister drangen in Cardenas mit offenerlichkeit: man möge doch die Prinzessin von Condé dann werde alles in Ordnung kommen.“) Sehr des Königs glaubten sich rechtzeitig gegen das drohende zu müssen. Unter andern erbot die Marquise die bei einem etwaigen Tode des Königs im 8. Wittwe das Schlimmste befürchtete, sich dem spanischen beliebigen Diensten. Ihr Stiefbruder, der Graf der noch immer in der Bastille saß, meinte aus ihr können und ersuchte um Aufnahme in Glandern. Gegen dieser nichtswürdigen und unzuverlässigen Marquise freilich in Spanien so kühl aufgenommen, wie sie der Marquise solle man — so bestimmte der königlichen Allgemeinheiten antworten; den Grafen von nöthigenfalls in den spanischen Staaten aufnehmen, in dieselben einladen oder ihm Beistand versprechen Giovanni von Medici, der von Heinrich IV. aus Frankreich verbannte Vetter der Königin, den Spanier an, besonders als Spion, da er viele Freunde in Selbst Sully, der bis dahin am eifrigsten mit La Bouillon zum Kriege getrieben hatte, wurde bedachte es nicht für recht, eine bedeutende Truppenzahl zu werfen, das schon so oft das Grab der Franzosen zumal sie dort gewissermaßen der Discretion des

1) Dep. Pecquius' v. 16. 19. April; Henrard 343. 35 Cardenas' v. 7. April (Docum ined. V. 144) u. MS. v. 7. M. in diesem Punkte Cardenas nur mit Vorsicht zu benutzen; Le Roy an La Boderie, 20. März; Lettres à L. B. II. 124.

2) Apostille zur Dep. Cardenas' v. 27. März; Br. u. MS. Conf. des span. Staatär. v. 24. April.

unverlässigen und wankelmüthigen Savoyers preisgegeben waren. Je mehr der Fortgang der Unterhandlungen zeigte, daß Heinrich in seinen eigentlichen Offensivplänen nur auf die Unterstützung Savoyen's zu rechnen habe, um so entschiedener erklärte Sully sich gegen den Krieg. Und da der König es dennoch auf denselben kommen lassen wollte, so waren die Minister wieder über die Art, ihn zu führen, getheilter Meinung. Villeroi betrieb zumeist die savoyischen Pläne und wünschte das Hauptgewicht auf den Kampf in Italien zu legen, während Sully die Hauptaktion in den Niederlanden stattfinden lassen wollte.¹⁾ Die Motive, welche hierbei die beiden Minister leiteten, sind unschwer zu erkennen. Sully wollte hauptsächlich den deutschen und holländischen Protestanten Vortheile zuwenden, Villeroi dagegen wenigstens einen katholischen Fürsten, den Savoyer, besonders unterstützt sehen und die Keger sich selbst verlassen. Je mehr nun das savoyische Project an Wichtigkeit und Zuverlässigkeit zunahm, desto weniger wurde Sully, desto mehr wurde Villeroi in das königliche Vertrauen gezogen. Sully war in dieser Frage auch von seinem Glaubensgenossen Lesdiguières getrennt, der einmal überhaupt kein sehr eifriger Hugenott, dann aber auch seit einiger Zeit ein besonderer Freund Karl Emanuel's und endlich begierig war, in einem großen italienischen Kriege für sich selbst Ruhm einzuernten. — Die ganze energisch katholische Partei in Frankreich verabscheute den Krieg, welcher im Bunde mit Kegnern gegen die orthodoxen Habsburger und gegen die orthodoxen Interessen am Niederrhein geführt werden sollte. Die Seignen scheuten sich nicht, im ganzen Reiche und vor dem Hofe Abst gegen den beabsichtigten Kampf zu predigen. Besonders

¹⁾ Dep. Aerssen's v. 19. Jan. u. Anf. Febr.; sowie Aerssen an Du Pleßis, 3. Febr. (Mém. et Corr. de Dupl. X. 544). Aerssen, der sonst sowohl aus objektiven Gründen als wegen seines geflissentlichen Anschmiegens an die n- und Absichten Barneveld's sehr unzuverlässig ist, wird hier durch Josurini (Dep. v. 9. Febr., p. 328), Pecquius (Dep. v. 2. April, Henrard 315) und selbst Albaldini (Dep. v. 15. April) bestätigt. — Vgl. MS. Dep. Cardenas' v. 21. März, nebst Apostille.

des Volkes. Der Herzog von Epemon, freilich auch ein Anhänger der Ultramontanen und Spanier, ging so weit, zum Muntiu sagen: „Wir sind alle verloren, wenn es zum Kriege kommt.“ französischen Minister drangen in Cardenas mit offenkundiger Altruismus: man möge doch die Prinzessin von Condé herausgeben dann werde alles in Ordnung kommen.¹⁾ Sehr intime Freunde des Königs glaubten sich rechtzeitig gegen das drohende Unheil schützen zu müssen. Unter andern erbot die Marquise von Verdie bei einem etwaigen Tode des Königs im Felde von der Wittve das Schlimmste befürchtete, sich dem spanischen Könige beliebigen Diensten. Ihr Stiefbruder, der Graf von Auvergne der noch immer in der Bastille saß, meinte aus ihr entweichen können und ersuchte um Aufnahme in Flandern. Die Anerkennung dieser nichtswürdigen und unzuverlässigen Menschen war freilich in Spanien so kühl aufgenommen, wie sie es verdiente. Der Marquise sollte man — so bestimmte der König — mit freundschaftlichen Allgemeinheiten antworten; den Grafen von Auvergne nöthigenfalls in den spanischen Staaten aufnehmen, nicht aber in dieselben einladen oder ihm Beistand versprechen. Zugleich Giovanni von Medici, der von Heinrich IV. aus Eifersucht Frankreich verbannte Vetter der Königin, den Spaniern seine Dienste an, besonders als Spion, da er viele Freunde in Paris besaß. Selbst Sully, der bis dahin am eifrigsten mit Lesdiguières und Bouillon zum Kriege getrieben hatte, wurde bedenklich. Er war es nicht für recht, eine bedeutende Truppenzahl nach Italien zu versetzen, das schon so oft das Grab der Franzosen gewesen — zumal sie dort gewissermaßen der Discretion des durchaus

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 16. 19. April; Henrard 343. 354. — Dep. Cardenas' v. 7. April (Docum. ined. V. 144) u. MS. v. 7. Mai. Allerdings in diesem Punkte Cardenas nur mit Vorsicht zu benutzen; indessen vgl. roy an La Boberie, 20. März; Lettres à L. B. II. 124.

²⁾ Apostille zur Dep. Cardenas' v. 27. März; Br. n. A. III, 15 MS. Conf. des span. Staat. v. 24. April.

zuverlässigen und wankelmüthigen Savoyers preisgegeben waren. Je mehr der Fortgang der Unterhandlungen zeigte, daß Heinrich bei seinen eigentlichen Offensivplänen nur auf die Unterstützung Savoyen's zu rechnen habe, um so entschiedener erklärte Sully sich gegen den Krieg. Und da der König es dennoch auf denselben ankommen lassen wollte, so waren die Minister wieder über die Art, ihn zu führen, getheilter Meinung. Villeroi betrieb zumeist die savoyischen Pläne und wünschte das Hauptgewicht auf den Kampf in Italien zu legen, während Sully die Hauptaktion in den Niederlanden stattfinden lassen wollte.¹⁾ Die Motive, welche hierbei die beiden Minister leiteten, sind unschwer zu erkennen. Sully wollte hauptsächlich den deutschen und holländischen Protestanten Vortheile zuwenden, Villeroi dagegen wenigstens einen katholischen Fürsten, den Savoyer, besonders unterstützt sehen und die Aeger sich selbst überlassen. Je mehr nun das savoyische Project an Wichtigkeit und Zuverlässigkeit zunahm, desto weniger wurde Sully, desto mehr wurde Villeroi in das königliche Vertrauen gezogen. Sully war in dieser Frage auch von seinem Glaubensgenossen Lesdiguières getrennt, der einmal überhaupt kein sehr eifriger Hugenott, dann aber auch seit einiger Zeit ein besonderer Freund Karl Emanuel's und endlich begierig war, in einem großen italienischen Kriege für sich selbst Ruhm einzuernten. — Die ganze energisch katholische Partei in Frankreich verabscheute den Krieg, welcher im Bunde mit Ketzern gegen die orthodoxen Habsburger und gegen die orthodoxen Interessen am Niederrhein geführt werden sollte. Die Jesuiten scheuten sich nicht, im ganzen Reiche und vor dem Hofe selbst gegen den beabsichtigten Kampf zu predigen. Besonders

¹⁾ Dep. Aerssen's v. 19. Jan. u. Anf. Febr.; sowie Aerssen an Du Pleissis, 13. Febr. (Mém. et Corr. de Dupl. X. 544). Aerssen, der sonst sowohl aus subjektiven Gründen als wegen seines gesüßlichen Anschmiegens an die An- und Absichten Barneveldt's sehr unzuverlässig ist, wird hier durch Foscarini (Dep. v. 9. Febr., p. 328), Becquius (Dep. v. 2. April, Henard 315) und selbst Ubaldini (Dep. v. 15. April) bestätigt. — Vgl. MS. Dep. Cardenas' v. 21. März nebst Apostille.

suchten sie die Königin Marie wider denselben und die nottischen Pläne im Allgemeinen einzunehmen, und hier stiele Vorstellungen auf einen günstigen Boden. Vergebens lie unermüdlische, stets wachsame Du Plessis-Mornay Marien die protestantische Herzogin von La Tremoille Bethenerungen der sten Königstreue seitens der Hugenotten und Denkschriften mitteln, in welchen die Interessen der Reformirten als völlen der Königin und des Dauphins übereinstimmend dar wurden — Marie von Medici fuhr fort, in dem von ihrem beabsichtigten Kampfe einen unheilvollen Strebel zu sehen.¹⁾

Trotz seiner häufig wiederholten Bravaden ließ es deshalb nicht an Versuchen fehlen, auf indirektem Wege zu Ausgleich mit Spanien zu gelangen. Nur darf man nicht geffen, daß die Auslieferung des Prinzen und der Pri von Condé oder doch wenigstens der letztern eine unumgä Bedingung des Königs war. Die Spanier haben später beh Herr von Breves habe damals von dem Papste die Wiederauf der Heirathsverhandlungen durch seine Vermittlung geforde das einzige Mittel gegen den drohenden Krieg. Zugleich soll rich diesen offziösen Schritt seines Botschafters durch einen händigen Brief an den heiligen Vater unterstützt haben, darin sehr dringend ersucht worden wäre, der Christenhe Frieden zu erhalten. Unaufhörlich setzte er seine friedliche träge bei dem Papste fort — was man freilich in Madrid aus der Absicht erklärte, den Papst und die Welt täusch wollen. Ueberhaupt verhielt sich nach wie vor die spanisch gierung diesen Heirathsplänen gegenüber durchaus ablehnend. denas wurde angewiesen, zwar dem Nuntius für dessen gute zu danken, sich aber in keiner Weise in dessen Intriguen in

¹⁾ Histoire de Mornay du Plessis (Leyden, 1647), p. 339. — D schrift Du Plessis in den Mém. et Corr. de Dupl. X, 439 ff. — Vgl. Aufsatz „Heinr. IV. u. die kath. Kirche“; Hist. Zeitschr. XXXI, p. 132

französischen Könige zu mischen, wenigstens nicht bis auf weiteren Befehl.¹⁾ Wie ernst man bei dieser Zurückweisung in Madrid die Sachlage immerhin nahm, beweist u. A. der Umstand, daß man dem Grafen Fuentes ein dringendes Verlangen um Urlaub von seinem schon zwölf Jahre hindurch verwalteten Statthalterposten in Mailand rundweg abschlug.²⁾

Wirklich hatten alle jene Heirathsverhandlungen trotz der eifrigen Unterstützung, welche sie von Seiten der Königin Marie, des Papstes und des Großherzogs von Toskana (Vetter der Königin) fanden, nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg, so lange Heinrich's Kardinalforderung nach Auslieferung des Condé'schen Ehepaares nicht erfüllt war. Hier lag der Schwerpunkt der Frage, ob es zum Kriege im großen Umfange kommen werde oder nicht. In diese Verhandlungen müssen wir deshalb, so unwürdig ihr Gegenstand an sich ist, eingehen, mit alleiniger Hervorhebung der wichtigen Momente. Die Uebersiedlung der Prinzessin in das erzherzogliche Palais nach dem mißlungenen Entführungsversuche gab den Ministern Heinrich's IV. eine erwünschte Gelegenheit, über die Gefangenschaft der Prinzessin sich zu beschweren und daran die Forderung zu knüpfen, daß dieselbe ihrer Tante, der Herzogin von Angoulême, bei deren demnächstiger Reise nach Brüssel, übergeben werden solle. Der König drohte jetzt im Falle der Verweigerung offen mit Bruch des Friedens. Der Connetable und dessen Schwägerin von Angoulême wurden von dem Könige gezwungen — er selbst sagt in einem Briefe an Préaux: „Der Vater und die Tante machen mir viele Mühe, denn sie sind kälter als die Jahreszeit (Februar), aber mein Feuer thaut sie auf, sobald ich ihnen näher komme“ — an den Erzherzog und seine Gemahlin zu schreiben: da der Prinz durch die unwürdige Behandlung seiner Gemahlin sich derselben

¹⁾ MS. Geheime Instruktion a. d. Herzog v. Feria, Aranda, 8. Aug. 1610; Paris, N. A. K. 1452. — MS. Dep. Cardenas' v. 27. Febr. 27. März. — MS. Instr. an Cardenas, Lerma 22. Mai.

²⁾ Cabrera, 13. Febr., p. 398.

unwerth gezeigt habe, so möchten sie dieselbe zum Troste Alters zu ihnen kommen lassen (18. März). Der König stützte dieses Verlangen durch neue Drohungen. In der Frage nahm er selbst dem Nuntius gegenüber eine völlig freie Haltung an. Vom Erzherzog Albert sagte er dem Nuntius selbst verlege seine (des Königs) Ehre empfindlich, da er die zessin in schmähhchem Gefängniß halte. Er werde dem Gebeistehen, daß er seine Tochter aus demselben befreie. In schönigung seiner wahren, so durchsichtigen Absichten fügte hinzu, freilich sei die Hauptsache das so verdächtige Benehmen Spanier dem Prinzen Condé gegenüber. Und nun ergoß Schale seines Zornes über Philipp III., den er sogar möglichen Anschläge gegen seine und seiner Kinder Person beschuldigt würde, denen allerdings Ubal dini kräftig widersprach. Seinister Villero y und Seannin wiederholten diese Dinge auch bei ihr König werde sich nicht enthalten können, mit seinen gesammelten Kräften das gerechte Verlangen des Connetable zu unterstützen. Die thörichte Prinzessin steigerte fortwährend die Leidenschaftlichkeit's durch ihre Briefe, in denen sie ihn bat, in Betracht zu nehmen, daß sie nur leide wegen ihrer Liebe zu ihm, daß er Mittel müsse, sie bald zu befreien. Heinrich übersendete ihr das dichte Malherbe's, in denen er ihr versprach, „Feuer, Erdstiere, alle Arten neuer Schrecknisse, alle Zaubereien zu winden und bis in die tiefste Hölle zu gehen, um der gesammelten Schönen Ketten und Fesseln mit den Waffen zu zerstören.“ gute Erzherzogin Isabella, die zu der lieblichen Prinzessin schwärmerische Zuneigung gefaßt hatte, bot vergebens alles, dieselbe auf bessere Gedanken zu bringen. „Ich beklage sie“, schreibt Isabella an ihren Bruder König Philipp III., „daß sie die reizendste Person von der Welt und sehr lieblich in besten Charakter; aber die schlechten Rathschläge, die man ihr gegeben hat, und andererseits die Geschenke und Briefe, die sie so blind, daß ich ihren Untergang für gewiß halte.“

mir das Aeußere ihres Galans vorstelle, kann ich nicht umhin zu lachen trotz aller Kriege, die er uns androht; und doch, so sehr wir uns anstrengen sie zu gewinnen und zu regaliren — und wir thun darin alles mögliche! — verschwenden wir, glaube ich, damit nur unjere Zeit. Wir können sie nicht allein lassen, ohne daß sie mit denen spricht, die ihr Briefe und Botschaften bringen. Es sind wahrlich Kuppler genug da, und die hauptächlichsten sind die Frau des Botschafters ihres Königs und eine alte Dienerin, die wir zwar von ihr entfernt haben, die aber nun im Hause der Botschafterin wohnt und jener jeden Tag schreibt, was sie zu thun und was sie an den König zu schreiben hat.“ Aus diesem Briefe der trefflichen und milden Erzherzogin erkennt man nur zu deutlich die wahrhaft unwürdigen Intriquen, die zum Verderben einer jungen unerfahrenen Frau, eines sechzehnjährigen Kindes gesponnen wurden!

So weit ging Heinrich in seiner leidenschaftlichen Verblendung, daß er seine Gemahlin aufforderte, selbst durch eigenes Schreiben von der Erzherzogin Isabella die Rückkunft der Prinzessin zu verlangen, damit dieselbe der bevorstehenden Krönung und Weihe der Königin beizuhole: ein Ansinnen, daß die beklagenswerthe Marie mit gerechter Entrüstung entschieden von sich abwies. Ebenso wenig scheute er vor Verbreitung der widersinnigsten Gerüchte zurück, um seine Umgebung und das Volk zu seiner Partei in der Condé'schen Angelegenheit hinüberzuziehen. So ließ er erzählen, König Philipp habe, um die vielgepriesene Schönheit der Prinzessin selbst in Augenschein zu nehmen, die Uebersführung derselben nach Spanien anbefohlen! ¹⁾ Der Prinz von Condé selbst aber wurde auf Heinrich's Veranlassung von dem Pariser Parlamente als des Hochverraths

¹⁾ Henrard 280 ff. — Dep. Pecquius' v. 1. 16. 19. 27. 31. März; das. 253. 279. 287 ff. 295 ff. 305. — Heinrich IV. an Bréaux; Lettr. miss. VII. 837. — Erzherzogin Isabella an Philipp III., 22. April; p. 182 f. — MS. Depesche Cardenas' v. 27. März. — MS. Cens. des spanischen Staates. v. 10. April.

schuldig erklärt und seine Bestrafung völlig in Königs gestellt.

Von dieser rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit gerathen war, gab eine Autienz deutliches Zeugniß. Am ersten Tage des April dem spanischen Botschafter flüchtiger Besprechung der jülicher Frage ging wieder auf die Angelegenheit des Prinzen von O sei das Maß voll, äußerte er; nach dem Intrig mit Biron, Auvergne und Merargues seien diese Umtriebe mit Condé nicht zu ertragen. Von der Verlegenheit, die Verräthereien der Spanier mit selbst gegebenen Beispielen zu entschuldigen, und er möge ihm ersparen, von den wahren Ursachen nicht zu sprechen, da er dieselben auf allen könne. So erhitzen sich beide, der König und der mehr, bis der erstere ausrief: „Bewacht den Prinzen gut, bewacht ihn gut, er wird nach Mailand dann nach Spanien. Bewahrt ihn auf gegen die Zeit nach meinem Tode.“ Als Cardenas die Entschuldigung protestirte, sprang der König wie ein die Prinzessin von Condé, wie haltet Ihr sie da wie eine Gefangene!“ Sei doch die Prinzessin von Spanien, sondern von Frankreich! Worauf sie sei die Unterthanin ihres Gemahles. Ueber gegengesetzten Behauptungen drehte sich nun die beiderseitig wachsender Erbitterung. „Guer König“, will Herr der ganzen Welt sein. Nun, ich habe an der Seite, der ebenso groß ist, wie irgend ein Don Inigo erwiderte: „Ich habe nichts mit der Majestät zu schaffen, doch weiß ich, daß meines Wasser und zu Lande gilt, und wer ihn herausfühlen.“ Es entstand ein lauter Wortwechsel, der noch über das Verhältniß zum Herzog von S

Mit der wiederholten Erklärung, er rüste zur Unterstützung seiner Freunde in Sülich, entließ endlich Heinrich den Botschafter auf dessen mehrmaliges Ersuchen.¹⁾

Solche Auftritte mußten den baldigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien ankündigen. In der That wurde während dieser Wochen in Frankreich wie zu einem großen Kriege gerüstet. Man war beschäftigt, die Armee binnen kurzem auf 46,000 Mann zu bringen. Im Laufe des April wurden alle neuen Aushebungen ziemlich durchgeführt; indem dieselben, die zuerst ziemlich langsam und ungenügend von Statuten gegangen waren, durch neue Befehle des Königs und scharfe Drohungen gegen die damit beauftragten Obersten beschleunigt wurden. Sollte doch am 20. Mai das ganze Heer in Chalons zum Abmarsche bereit versammelt stehen. Die Nachrichten, die von diesen Rüstungen auf uns gekommen sind, geben ein ziemlich getreues Bild von der Zusammensetzung einer Armee jener Tage. 22 Geschütze mit 30,000 Schuß — also 1364 auf jedes Stück — wurden von Paris aus auf der Marne nach Chalons geschafft, während aus der Provinz 18 weitere Geschütze dorthin dirigirt wurden; auf 3000 Mann kamen demnach nur vier Geschütze. Außerdem sollte das Heer freilich noch eine beträchtliche Menge von Petarden zur Sprengung der Stadthore mit sich führen. 3000 Pioniere mit einem zahlreichen Brückentrain waren auf dem Marsche nach Chalons. Neue weittragende Arten von Gewehren wurden erfunden und ihre Fabrikation mit großem Eifer betrieben. Fortwährend konnten die Pariser die Salven der sich im Schießen sorgfältig übenden Rekruten hören. Während man erprobte Artilleristen aus Holland berief; wo sie zumal in der Belagerung der festen Plätze trefflich geübt waren, wurden die Pferde für die

¹⁾ Ueber diese Zusammenkunft, die damals großes Aufsehen erregte, liefen viele Versionen um; vgl. Henrard, S. 113, Note. Die richtigste Version ist sicher diejenige in der Depesche des Betheiligten — Cardenas — v. 5. April; Docum. ined. V, 137 ff.

Artillerie — sie bedurfte zu ihrer vollkommenen Aus-
 noch 4000 — in Deutschland aufgekauft. Zur Beför-
 Rüstungen wurden im März 300,000, im April 7
 thaler aus dem in der Bastille niedergelegten Schatz
 jeder Soldat erhielt acht, jeder Corporal zehn Sous.
 Bis zum Ende des März wurden die Lieferungen
 versteigert, im Gesamtbetrage von 40,000 Livres
 so daß die Jahresausgabe für den Unterhalt der
 ihrer jetzt beabsichtigten Stärke 14,600,000 Livres oder,
 werthe nach, etwas über 10½ Mill. preussische Th-
 relativen Geldwerthe nach etwa 32 Mill. Thaler —
 also beträchtlich mehr, als man noch im Januar
 hatte. Freilich warb man noch 3000 Schweizer für
 'Lesdiguières' an, und befrug Anfang Mai die Armee
 allein bereits 20,000 französische und 8000 schweizer
 sowie 4000 Reiter. Die strategisch überaus wichtige
 Grez in Ober-Savoyen, über die den Spaniern ein
 Paß von der Freigrafschaft nach Italien verstattet war,
 besetzt. Französische Gesandte wurden an die Fürst-
 Gebiete geschickt, durch welche das Heer von Chalons
 um die Vereithaltung der nöthigen Lebensmittel zu er-
 gleich ließ Heinrich IV. selbst sich zwei Kürasse, die ge-
 und Musketenugeln schußfest waren, fertigen: ein
 sich persönlich an die Spitze seiner Truppen stellen w-

Diese Rüstungen waren um so bezeichnender, als
 in der Condé'schen Sache sich nur mehr und mehr ver-
 Gesuch des Connetable und der Herzogin von Angoulé

¹) MS. Cardenas an Erz h. Albert, 14. März (Paris). —
 v. 14. 27. März, 5. April (dieser Theil ist in den Doc. ined. v.
 7. April, 7. Mai, theils in Br. u. N. III, abgedruckt, theils in
 Conf. des span. Staatsr. v. 28. März. — MS. Pecquius an P.
 26. April. — Dep. Pecquius' v. 27. 31. März, 4. 16. 22. 1
 293 f. 304. 318. 344. 372. — Dep. Winwood's v. 3. Mai; W. 3

sendung ihrer Tochter wurde, wie vorauszusehen gewesen, ablehnend beantwortet. Da der Prinz von Condé, führte Erzherzog Albert aus, seine Gemahlin ihm nur gegen das Versprechen zurückgelassen habe, sie ohne seine Einwilligung niemandem auszuliefern, sehe er sich außer Stande, dem Gesuche zu willfahren. Nur wenn eine gesetzliche Scheidung eingetreten, wolle er ihren Wünschen gern entsprechen. Diese Zurückweisung wurde nur wenig durch das Anerbieten gemildert, welches Pecquius zu übermitteln hatte, daß der Erzherzog sich alle Mühe zur Herbeiführung der Scheidung geben wolle. Es ist zu bemerken, daß diese Antwort des Erzherzogs völlig mit einer Entscheidung des spanischen Staatsrathes übereinstimmte, die aber erst am 31. März getroffen wurde, am 4. April also, wo Albert seine Erwiderung festsetzte, diesem noch nicht bekannt sein konnte.

Zu dieser Ablehnung kam noch der glänzende und sympathische Empfang, welchen Condé bei dem Statthalter von Mailand, dem grimmigen Feind des „Bearners“, dem Grafen Fuentes, fand, und der in der That wenigstens nachträglich die üble Deutung rechtfertigte, die Heinrich dem Benehmen der belgischen und spanischen Machthaber dem Prinzen gegenüber gab. Und doch, wie hatten die Spanier mit ihren auf Condé, die Hugenotten, Montmorency, die eifrigen Katholiken gegründeten Hoffnungen und Plänen auf revolutionäre Bewegungen in Frankreich sich durchweg geirrt! Cardenas mußte sie bald über die Möglichkeit, mit jenen Faktoren etwas für die spanischen Zwecke zu erreichen, gründlich enttäuschen. Die Hugenotten sind unentschlossen, schreibt er am 5. April — in Wirklichkeit standen sie in ihrer ungeheuren Mehrheit auf Seiten des Königs, der Holländer, der Possidirenden — der Connetable ist ein unzuverlässiger Greis ohne Geist und Energie. Dazu kam, daß die fanatischen Prediger bald genug zum Schweigen gebracht, Adel und Volk aber, die über die hohen Steuern gemurrt, durch einige Erleichterungen völlig wieder gewonnen wurden. Vielmehr erwachte, als der Krieg nun nahe bevorstand, der alte Kampfes-

eifer in dem französischen Adel, so daß sich seine vornehmsten Glieder wetteifernd selbst zu den geringern Offiziersstellen in der Heere drängten. So gab das Verfahren der Grafen von Condé nur den französischen Staatsmännern einen Vorwand, die Condé'sche Angelegenheit auf das politische Spielbrett hinüberzuspielen. Billeroy erklärte dem spanischen König, sein Herr, halte die dem Prinzen in Mailand benommene Freiheit für eine der größten Beleidigungen, die man ihm antun könnte, und es sei schwer zu vermeiden, daß es über die Sache zum Kriege komme. Es war für den Augenblick dem Könige an dem Prinzen anstatt der Prinzessin in den Vordergrund zu kommen.

Er beabsichtigte aber bereits eine neue Wendung, die Angelegenheit wieder auf die Prinzessin zurückzuführen. Zwar mit Hilfe des Connetable und seiner Schwägerin Margarete de Valois, die er nach Belieben auf der Bühne erscheinen lassen konnte, hatten sich zuerst mit den Erklärungen, die Pecquius in Mailand gegeben hatte, die spanischen Staatsmänner zufrieden gelassen, daß die Prinzessin nie gezwungen werden sollte, dem Prinzen zu folgen, und daß der Erzherzog seine Trennung ihrer Ehe bemühen wolle — höchlichst zufrieden, daß sie hatten ohne den König geredet. Dieser zwang den Connetable, sich mit dem Bescheide des Erzherzogs zufrieden zu erklären und ihn, den König, um Hilfe zu bitten. Man sieht, wohin das Manöver zielte. Auf diese Weise gab Heinrich einen moralisch zu rechtfertigenden Grund, auf die Lieferung nicht sowohl des Prinzen als der Prinzessin zu bestehen. Indem er sich zum Verfechter der in seinem höchsten Rechte gekränkten Vaterrechte machte, hatte er den besten Vorwand, die Rücksendung Margarethens von Condé nach Frankreich zu verlangen und nöthigen Falls zu erzwingen. Mit vollem Bewußtsein er auf diesen neuen, ihm so vortheilhaften Standpunkt, Runtius sagte er in einer Audienz am 15. April mit besonderer Betonung, daß der Erzherzog mit großem Unrechte dem

und der Herzogin von Angouleme die Rücksendung der Prinzessin verweigert habe. Noch einmal werde der Connetable seine Bitte wiederholen, und im Falle einer zweiten Weigerung werde er, der König, einem so hohen Würdenträger nicht die nöthige Unterstützung verweigern, um ihm Genugthuung zu verschaffen; der Erzherzog werde noch sein Verfahren bereuen. Frankreich werde nicht zulassen, daß Spanien die Sache bis zum Tode des Connetable in die Länge ziehe; sondern es werde dem guten Greise zu seinem Rechte verhelfen.

So war die Auslieferung der Prinzessin — woran Heinrich in der That am meisten gelegen war — glücklich zum eigentlichen Knotenpunkte der französisch-spanischen Verwicklung gemacht. Alle französischen Minister, welchen an der Aufrechterhaltung des Friedens gelegen war — und das waren sie fast sämmtlich — bestürmten Pecquius mit der stets wiederholten Vorstellung, der Erzherzog möge doch um so geringfügiger Ursache willen sein Land nicht den größten Gefahren aussetzen. Sie gestanden ein, daß hier des Königs Leidenschaft mitspreche, daß, wenn man die Angelegenheit der Prinzessin in's Reine bringe, es für alle andern Streitpunkte Mittel und Wege zur Ausgleichung und Beilegung gebe. Der Kanzler, Villeroi, Jeannin, alle waren einstimmig in dieser Ansicht, welche der erstere auch dem Nuntius ausdrückte, mit dem Hinzufügen, daß es sonst unzweifelhaft um der Prinzessin willen zum Bruche kommen müsse.¹⁾ Freilich sollte dieß zum Theil nur ein Druck auf die Entschlüsse des Erzherzogs sein; das jülicher Unternehmen hätte der König unter keiner Bedingung aufgegeben. Zu einem Versprechen über den letzten Punkt waren trotz aller Versuche des Nuntius und Pecquius, die wieder einmal von einer — im Grunde unmöglichen — gütlichen Vereinbarung zwischen dem Kaiser und den Königen von Frank-

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 14. 16. 19. April; Henrard 336 f. 341 f. 349. 353.
— Fontenay-Marcueil ed. Petitot, p. 36 f.

reich und Spanien über die jülicher Angelegenheit redet französischen Minister nicht zu bewegen. Wohl aber hat Heinrich durch die Auslieferung der Prinzessin zur Beisch der jülicher Hülfe auf den vertragsmäßigen Umfang können.

Am 20. April gingen in der That die abermaligen Bitten des Comnetable und seiner Schwägerin nach Brüssel ab; und dieses Mal nur an die Infantin, die Gemahlin Albert's. Dieser Schritt wurde zu einer Thatfache von internationaler Bedeutung gestempelt durch die Begleitschreiben an Albert und Isabella der König selbst (vom 19. datirt) mitsandte, und in denen dringenden Bitten, aber ohne Drohungen, das Anliegen jener Greise unterstützte, das freilich er erst hervorgerufen hatte. Waren diese Brieffschaften in Brüssel angelangt, als die vorher davon unterrichtete Prinzessin offiziell ihre Bitten und sendung nach Paris mit denjenigen ihrer Angehörigen des Königs vereinigte.

Indessen weder Vorstellungen noch Drohungen konnten Herzog Albert in dem Entschlusse wankend machen, welche Ehre und das Ansehen seines eigenen Namens und seines Hauses, sowie der Wille seines Schwagers von Spanien ihm schrieben. Er beauftragte (25. April) Pecquius, zu erklären die Prinzessin nach Frankreich nur zurückgesendet werden wenn entweder die Auflösung der ehelichen Gemeinschaft in welcher Weise ausgesprochen worden sei oder ihr Gemahl ihrer Rückkehr in das väterliche Haus einverstanden erklärt der Comnetable den Scheidungsproceß für zu langwierig weshalb versuche er es nicht auf dem zweiten Wege bei dem selbst, der doch, nach der eigenen Erklärung des Comnetable wenig Zuneigung zu seiner Frau besitze und deshalb die ge Erlaubniß gern geben werde? Uebrigens wenn trotz alledem der Erzherzog fort, „der König von Frankreich sich entschloß, uns anzugreifen und mit Krieg zu überziehen, so

wir versuchen ihm zu widerstehen, zu welchem Zweck wir die nöthigen Aushebungen veranstaltet haben und noch veranstalten, welche, wie wir hoffen, ebenso bald bereit sein werden, wie die seinigen, und die Gott, der Beschützer des Rechtes, mit seiner Gnade unterstützen wird.“¹⁾

Diese feste und entschlossene Sprache des Erzherzogs ließ die friedlichen Ausichten völlig verschwinden, vielmehr war die Gefahr eines großen und allgemeinen Krieges nun ganz nahe gerückt. Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß Spanien und Belgien durchaus nicht so ungerüstet dastanden, wie allgemein angenommen wird, daß sie vielmehr Streitkräfte aufgebieten hatten, welche den Armeen Heinrich's an Zahl wenig nachstanden.²⁾ Bereits Mitte März hatte der Erzherzog die dringende Aufforderung, die nöthigen Mittel zur Anstellung umfassender Rüstungen ihm zu gewähren, nach Spanien gerichtet, wohin er zur schnellignern Vetreibung dieser Angelegenheit den Don Fernando Giron sandte. Damals zählte das belgische Heer nur 10,000 Mann zu Fuß und 1,500 zu Pferde, freilich alles Veteranen, die besten Leute aus den letzten Kriegen. Ende März ließ Albert dann 6000 Deutsche und ebenso viele Wallonen ausheben, die hauptsächlich zu Besatzungszwecken dienen sollten, damit die alten Truppen im Felde verwendbar blieben; dazu kamen 600 Arkebusiere zu Pferde. Die Festungen wurden verstärkt und verproviantirt, die unwichtigen Plätze an der Küste aber entfestigt, um ihre Besatzungen verfügbar zu erhalten. (Ende April). Am 15. Mai sollte die flandrische Feldarmee sich bei Bastogne im Luxemburgischen zusammenfinden; da man selbst

¹⁾ Aktenstücke bei Henrard, p. 356, 363, 378 f.

²⁾ Die umfassenden spanischen Rüstungen entkräften am besten die Ansicht der zahlreichen Schriftsteller, die, wie H. Martin, Michelet, Loiseleur, gerade aus dem Umstande, daß Spanien nichts zu seiner Vertheidigung gegen den drohenden Angriff Heinrich's IV. gethan habe, das Argument ziehen, daß sich die spanische Regierung an einem auf die Ermordung Heinrich's abzielenden Komplotte theilhaftig haben müsse. In der That bin ich, meines Wissens, der erste, welcher diese Kriegsrüstungen Spanien's nachweist.

die nördlichen Festungen entblößte, gedachte man hier unter nominellen Oberbefehl des Erzherzogs selbst 3000 Reiter 15,000 Infanteristen zu versammeln. Diese Infanterie war die beste und kriegserfahrenste der Welt, die unter einem Feldherrn wie Spinola, gestützt auf eine große Anzahl starker, für damalige Zeit musterzüglich angelegter Festungen, ziemlich ruhig Angriffe von Heinrich's IV. freilich doppelt so zahlreichen meist aus Rekruten bestehenden Heere entgegensehen durfte.

Auch Spanien selbst, wo dem provozirenden Auftreten französischen Herrschers gegenüber in den leitenden Kreisen kriegerische Stimmung schnell zunahm, blieb nicht müßig. Rüstungen wurden im weitesten Umfange betrieben. Zur Verteidigung des Mailändischen wurden 12,000 Deutsche und Schweizer angeworben, wozu noch mehrere lombardische und spanische Regimenter kamen, so daß man mit den etwa 10,000 Mann, die Fuentes jederzeit unterhielt, das mailändische Corps auf mindestens 30,000 Mann berechnen muß. Abstanden damals in Neapel 13,500, in Sizilien 7,900 Mann, von denen mindestens die Hälfte — 11 bis 12,000 Soldaten — Oberitalien abrücker konnte. Die Ankunft aller dieser Verstärkungen, welche das spanische Armeecorps im Mailändischen auf 40,000 Mann bringen mußten, wurde am 20. Mai erwartet. Die Herzöge von Parma, Modena und Urbino wurden aufgefordert, je nach den Verträgen gemäß 2000 Mann zu dem oberitalienischen Heere Spaniens zu stellen, das in Folge dessen an 48,000 Mann angewachsen wäre, von denen etwa 40,000 Mann im freien Felde zu verwenden; der Großherzog v. Toskana mußte etwa 400,000 L. vorschießen. Fuentes selbst setzte die Festungswerke der bedrohten Grenzplätze Mortara, Alessandria und Novara in einen Stand, machte sie sturmfrei und verstärkte ihre Besatzungen.

¹⁾ Erzhh. Albert an Parma, 12. März, p. 178. — Dep. Winwo-
22. April 3. Mai, p. 149, 156. — Henrard p. 114.
2. Mai 13.

trächtlich. Der König erlaubte ihm, für seine Rüstungen im beliebigen Betrage königliche Renten, Einkünfte und Lehen im Mailändischen zu verpfänden und zu verkaufen.¹⁾ Man sieht, die spanische Regierung war sich der vitalen Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung wohl bewußt. In Spanien selbst herrschte unter den Edelleuten lebhafter Enthusiasmus für den italienischen Krieg, indem sich viele erbieten, als Freiwillige nach Mailand zu gehen, während das Volk im Allgemeinen pessimistischer Auffassung huldigte und das schöne oberitalienische Herzogthum bereits verloren gab. Ende März wurden in Spanien die beurlaubten Soldaten unter die Fahnen berufen und 50 Hauptleute zur Bildung neuer Kompagnien ernannt. Berathungen über die Vertheidigung von Flandern wurden angesetzt. Auch wurden die weltlichen und geistlichen Lehnsräger der Krone wiederholt aufgefordert, die Hälfte der Lanzen, zu deren Gestellung sie verpflichtet waren, bereit zu halten. Der Herzog v. Verma hielt es für zeitgemäß, seinen werththätigen Patriotismus zu erweisen und gab von der ungeheuren Beute, die er dem spanischen Staatsfackel abgenommen hatte, 800,000 Dukaten für die augenblicklichen Kriegsnöthe heraus. Für 12,000 Dukaten wurden neue Meisterschaften an Finanzleute verkauft, die sie dann wieder im Einzelnen an Handwerker abließen. So trieb man auf alle Weise die zu den Rüstungen nöthigen Gelder zusammen. In der That war Anfangs Mai 1610 das Heer auf der pyrenäischen Halbinsel selbst bereits auf mehr als 25,000 Mann gebracht, und eine weitere Vermehrung stand noch in Aussicht. Spanien vermochte also inßgesamt binnen Kurzem an Feldtruppen über 70,000 Mann zu stellen, während mindestens weitere 30,000 zu Besatzungszwecken verfügbar blieben.

¹⁾ MS. Depeschen Francesco della Torre's (savoy. Geschäftsträger in Mailand) v. 14. Febr., 9. März, 3. 6. 23. April, 8. 20. Mai (Turin, Staats-Archiv Lettr. Min. Milano M. XII). — Cottington an Trumbull, 7. März, p. 128. — Dep. Foscarini's v. 20. April, p. 330. — Siri II, 181. — Henrard 114.

Freilich war bei dem nahe bevorstehenden Ausbruche der Kriegerthätigkeiten ein Theil dieser Armee noch in Werbung oder nicht ausgerüstet und geübt. Diese ganzen spanischen Rekruten waren etwas tumultuarischer Art, und mit der Kriegstüchtigkeit der neuen Regimenter mochte es ziemlich übel aussehen. Es erregten diese Vorbereitungen großes Aufsehen und machten bei Hofe auf den pariser Hof einen tiefen Eindruck.¹⁾

Dazu kam, daß auch die deutschen Habsburger nicht müßig blieben. Am 9. Januar 1610 ermächtigte der Kaiser Kommissar in Sülich, also den Erzherzog Leopold, gegen gehorsamen Reichsstände Knechte und Reiter anzuwerben. am 20. Januar ernannte demgemäß Leopold den „K. K. Rath und Leibguardi-Hauptmann“ Adam v. Trautmannsdorff-Obersten über ein Regiment hochdeutschen Kriegsvolkes von 1200 Mann, das in Oberösterreich gebildet werden sollte. In Sülich ließ Leopold durch den Freiherrn von Kriechingen ebenfalls ein Regiment von 1000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter ausheben. Wenn in Sülich unter dem Oberbefehl des Grafen Adolf v. Althann noch 12,000 Mann bewaffnet wurden, so waren diese freilich in Sülich, im Grunde aber für Böhmen bestimmt. Dagegen rüstete auch die Liga, besonders Herzog Maximilian von Baiern. Die Werbung Voissise's bei den Kurfürsten hatte durchaus keinen Erfolg.²⁾ —

Um so mehr eilte der französische König, mit dem

¹⁾ Dep. Bancelas' v. 24. März; Perrens 250. — Dep. Gardes v. 27. März mit Apostille; Br. u. A. III, 56. — MS. Conf. des span. v. 31. März. — MS. Relazione della Corte di Spagna (Berlin, & MS. Ital. fol. 10) p. 339 B. ff. — Villeroi an La Boderie, 6. Apr. à L. B. II, 135. — Cabrera, 10. April, 8. Mai, p. 403, 405.

²⁾ Kurz, Beiträge zur Gesch. des Landes Oesterreich ob d. Enns, — Hurter, Ferdinand II., Bd. VI, 348 ff. — Gindely, Rudolf II., 104 f. 165. — Straßburg an Baden, 15. März, und an Kurpfalz, 1. Kurpfalz, an Anhalt, 25. März; Baiern an Ansbach, 16. März; Dep. v. 21. März; Br. u. A. III, 145 f. 152 f.

von Savoyen abzuschließen. Karl Emanuel hatte mit seiner gewöhnlichen Schlaueit erkannt, daß in der jetzigen Lage der Dinge der König mehr seiner bedürfe, als er des Königs. Er zog also nunmehr die Verhandlungen in die Länge und erhob mannichfache Schwierigkeiten, um bessere Bedingungen von Frankreich zu erhalten (Ende Febr., März); ein Verfahren, welches Heinrich IV. sehr unwillig stimmte, so daß er sich des Ausrufes nicht erwehren konnte, der Herzog sei ein Verräther und Betrüger. Trotzdem sah er sich gezwungen, zu schleuniger Zufriedenstellung des Herzogs sich zu entscheiden. So hatten die beiden Fürsten ihre frühern Rollen vertauscht! Hörte man doch, daß der spanische Geschäftsträger in Genua, Juan Vives, sich längere Zeit in Turin aufhielt und dort eifrig unterhandelte; und daß wirklich Karl Emanuel laut davon sprach, den Philibert Milliet, Bischof von Maurienne, nach Spanien zu schicken, damit dieser ihn wegen der von Frankreich ausgestreuten Gerüchte rechtfertige, darthue, wie der Herzog nie etwas anderes verhandelt habe als eine einfache Vermählung, die noch gar nicht abgeschlossen sei — allerdings eine leckere Lüge — und endlich von dem Katholischen Könige die älteste Infantin verlange: gäbe man ihm die, so werde er mit Frankreich jede Verhandlung abbrechen, ja mit Fuentes' Hülfe dasselbe bekämpfen.¹⁾ Waren auch solche Ankündigungen und Behauptungen des Herzogs augenblicklich kaum ernsthaft gemeint, so mußten sie doch Frankreich veranlassen, baldmöglichst jedem Zweifel ein Ende zu machen.

Deshalb schrieb Villeroi an den Herzog einen ganz Liebe und Vertrauen athmenden Brief, in dem er ihm versicherte, daß keine spanische List, Lüge und Erfindung das Vertrauen des Königs zu seinen Verbündeten erschüttern vermöge, wie der König demselben gern persönlich erklären möchte, „indem er ihm als seinem guten Bruder und vollkommenen Freunde das Herz öffnete.“ Villeroi bezeichnete es wiederholt als dringend, die Unternehmungen gegen Mailand zu

¹⁾ MS. Dep. Albaldini's v. 12. Mai.

beschleunigen," und kündigte dem Herzoge an, daß Bull der Dauphiné gesandt werden solle, um Lesdiguières abzuholen dann mit dem Herzoge in Gemeinschaft den endgültigen Plan festzustellen. Im Beginne des nächsten Monats — werde auch der König bereit sein, an der deutschen Feindseligkeiten zu eröffnen. — Wirklich trat Bullion zu später seine Reise nach der Dauphiné und Piemont an. Instruktion ist für die Absichten der beiden Herrscher außer belehrend. Bullion und Lesdiguières sollten sich ohne zu dem Herzoge begeben und als nothwendige Vorbedingung jedes besondere Unternehmen einen allgemeinen und Bündnißvertrag abschließen, der sich auch auf die Kinder der Fürsten erstrecken und in dem ganz genau festgesetzt werde welche Hülfe man sich gegenseitig bei jedem Vertheidigungskriege zu leisten habe. Der endgültige Heirath selbst soll sofort nach dem Beginne der Feindseligkeiten werden. Man sieht, wie ängstlich Heinrich darauf bedacht den unzuverlässigen Savoyer dauernd und unwiderruflich zu fesseln! Uebrigens beharrte er darauf, daß der Krieg diesem Frühjahr begonnen werde: er schloß zwar die Möglichkeit eines weitem Aufschubs nicht ganz aus, fügte aber hinzu: Seine Majestät die Absicht habe, sich der Fleve'schen Angelegenheit zu bedienen, um gegen den König von Spanien und die Anhänger in diesem Jahre den Krieg zu beginnen." Die Provinzen hätten versprochen, ihre Waffen zur Vollführung des Planes zu Gebote zu stellen; ihre Gesandten sowie Fürst von Anhalt, der erwählte Obergeneral der unierten Strassen wurden stündlich in Paris erwartet. Die Venetianer blieben einstweilen bei allgemeinen, wenn auch freundschaftlichen Versicherungen, jedoch dürfe man bei ihrer tödtlichen Verfeindlichkeit den Spaniern nicht daran zweifeln, daß sie bei längere und zumal günstiger Gestaltung des Krieges an demselben Spanien theilnehmen würden. Die Graubündner hätten den

10,000 Mann zur Verfügung gestellt, wenn er sie befolgen wollte. Die katholischen Schweizer seien freilich geneigt, für Geld beiden Parteien zu dienen, doch werde der König alles thun, um ihr Kontingent für Spanien so geringfügig wie möglich zu machen. Der Herrscher von Großbritannien werde die possidirenden Fürsten mit 4000 Fußsoldaten auf eigene Kosten unterstützen und verhandle jetzt mit Frankreich über ein allgemeines Vertheidigungsbündniß. — Diese authentische, gewiß nicht pessimistische Darstellung vom Stande der französischen Negotiationen unmittelbar vor dem beabsichtigten Ausbruche des Krieges straft freilich die phantastischen Angaben Sully's über das große Bündniß, welche fast alle französischen und italienischen Schriftsteller gläubig angenommen haben, vollständig Lügen!

Der König wiederholte dann, er theile gänzlich die früher öfters ausgedrückte Ansicht des Herzogs: daß man den Angriff auf das Mailändische sofort beginnen müsse. Bullion solle deshalb, nachdem er den Marschall gesprochen, die Zusammenkunft mit dem Herzoge unverweilt herbeiführen, nöthigenfalls auch ohne den Marschall, wenn etwa dieser augenblicklich nicht abkommen könne. Zumal da die Spanier den lebhaftesten Verdacht und Grimm gegen die Verbündeten gefaßt haben, „ist es nützlicher, sogleich den Zufall zu versuchen, als die Unternehmungen auf eine andere Zeit zu verschieben.“ In jedem Falle wird der König den Herzog, wenn dieser wegen seines französischen Bündnisses von den Spaniern oder deren Freunden angegriffen wird, mit gesammter Macht vertheidigen, wozu er sich gern schriftlich und förmlich verpflichten will. Er ist völlig damit einverstanden, daß man dem vom Herzoge aufgestellten Plane gemäß die drei großen westlichen Festungen des Mailändischen: Pavia, Alessandria und Novara, gleichzeitig durch Ueberfall zu nehmen suche, und verspricht für einen solchen Angriff dem Herzoge eine weitere außerordentliche Unterstützung. Zu diesem Behufe übersendet er Lesdiguières eine Anweisung von

300,000 Livres. Kanonen kann er zwar dem Herzoge nicht wohl aber eine Unterstützung in Kugeln. — Hier haben den Beweis, daß Heinrich den Ausbruch des großen Kan Mai 1610 für nöthig hielt, und zugleich merkwürdige Ande über den beabsichtigten Feldzugsplan.

Nun geht die Instruktion auf den schwierigsten Punct den Nutzen, welchen beide Theile aus dem bevorstehenden samen Kriege zu ziehen gedachten. Karl Emanuel hatte seinen Herzenswunsch, von Frankreich die verlorenen Rhone zurückzuerhalten, aufgegeben; aber dafür wollte er die in zu machenden Eroberungen allein besitzen, während der K mit der Beute in Flandern befriedigen müsse. Heinrich gegen war der Ansicht, daß er für die ausgiebige Unter Savoyen's durch ein französisches Heer auch einen greifba theil zu erhalten habe. Er überließ also in der Instru Bullion dem Herzoge alle Eroberungen „jenseits der Eroberungen, von denen jener den Venetianern und italienischen Verbündeten lediglich nach Belieben mittheile Dagegen verlangte Heinrich zum einstweiligen Stützpunkt Sicherheit seiner Truppen jenseits der Alpen die Gintäum Stadt und Zitadelle Pinerolo, und zwar ehe das Gros d zösischen Hülfskorps das Gebirge überschritten habe. Ueberlassung Pinerolo's nur eine zeitweilige, nur eine vorüber aus dem steten Mißtrauen des Königs gegen Karl Emanuel standene Vorsichtsmaßregel; so verlangte Heinrich für daß der Herzog wesentliche Fortschritte und Eroberungen ländlichen mache, „zum Danke für seine großen Erfolge“ tretung wenn nicht des ganzen eigentlichen Savoyen Montmelian's, der Hauptfestung dieser Provinz, welche dadurch militärisch in vollkommene Abhängigkeit von g gerathen wäre.

Nicht minder zart war ein anderer Gegenstand. Heinrich hatte, wie erwähnt, die Uebersiedelung des jüngeren französischen

Thomas, nach Paris gewissermaßen als Geißel für die Treue des Herzogs gefordert. Karl Emanuel, der von den Königen auf dem Fuße der Gleichheit behandelt zu werden liebte, hatte dafür als Bürgschaft von Seiten Frankreich's die sofortige Entsendung Madame Elisabeth's, der bestimmten Braut seines ältesten Sohnes, nach Turin verlangt. Allein der französische Herrscher hatte keine Neigung, sich durch einen solchen Schritt dem Savoyer gleichzustellen, noch wollte er sein sechsjähriges Kind demselben anvertrauen. Bullion hatte also die Uebersiedelung der Prinzessin unter dem allerdings wenig stichhaltigen Grunde abzulehnen, daß „Madame noch zu jung und zart sei, um eine solche Veränderung in Klima und Lebensweise mit ihr vorzunehmen.“

Um das etwaige Widerstreben des Herzogs in Betreff dieser beiden Punkte zu beseitigen, war Heinrich sonst zu allen möglichen Zugeständnissen bereit. Da der kirchlich sehr fromme Karl Emanuel Besorgnisse wegen Lesdiguières' reformirten Bekenntnisses geäußert hatte, so wurde ihm zugesichert, daß der Marschall so viel Katholiken wie möglich unter seine Offiziere und Soldaten aufnehmen, übrigens mit seiner protestantischen Umgebung sich aller Beeinträchtigung des katholischen Glaubens sorgfältig enthalten werde. Dem Prinzen Philibert sollen das Herzogthum Chartres und anderweitige Aemter und Vortheile verliehen werden. Schließlich wurde der Savoyer ermahnt, den Herzog von Nemours, den Marquis von Lullin und die andern bestimmten Heirathsbotschafter so bald wie möglich nach Paris zu senden, um an den Vermählungsvertrag die letzte Hand zu legen. —

Bullion beeilte sich, dem Auftrage des Königs gemäß, zuerst Lesdiguières, dann den savoyischen Herzog aufzusuchen, mit dem er zunächst allein verhandelt zu haben scheint. Karl Emanuel erklärte sich mit allen Bedingungen des Königs zufrieden — sie waren in der That sehr günstig für ihn — auch mit dem Verbleiben Madame's in Paris. Nur in einem Punkte sträubte er sich gegen jede Konzeßion: nämlich gegen irgend eine sei es vorüber-

gehende sei es bleibende Landabtretung. Frankreich war von der ursprünglichen Forderung der ganzen Provinz als Entgelt für des Herzogs Erwerbungen im Mailändischen Stadt und Zitadelle Montmelian zurückgegangen — ab diese wollte Karl Emanuel nicht gewähren, vielmehr ebenf wie Frankreich bei dem beabsichtigten Eroberungskriege ein seinem ererbten Gebiete einbüßen. Er meinte, daß für den Beistand Savoyen's gegen die Spanier so viel werth durch unentgeltliche Ueberlassung aller in Italien zu gewinnenden Vortheile nicht zu theuer erkauft zu werden. Der Herzog schrieb an den König: „Se. Hoheit bittet Se. Majestät, aller Belohnung den sehr demüthigen Dienst anzunehmen, er und seine Kinder Sr. Majestät und dem Herrn Kaiser allen Gelegenheiten zu leisten wünschen. Se. Hoheit ist in der Lage, Staaten jenseits der Berge (d. h. westlich der Alpen) abzutreten, da er dort nur das Herzogthum besitzt, dessen er trägt, und das ihm den Vorrang vor allen italienischen Staaten gewährt.“ Als sicherstes Mittel, Heinrich IV. von seinen Erwerbungen abzubringen, holte der schlaue Savoyer die längst bei ihm vorhandenen Tauschgedanken wieder hervor: „Wenn es nichtsdestoweniger Se. Majestät gefällt, an der Eroberung theilzunehmen, so ist Se. Hoheit genehm, daß das Herzogthum Mailand dem Könige unter der Bedingung, daß Se. Majestät ihm die Länder Bugey, Valromey und Gex zurückerstatte.“ Daß dieser vorgeschlagene Tausch von Heinrich jetzt angenommen werde, der Herzog keinen Augenblick voraussetzen; derselbe sollte ihm nur die Unmöglichkeit darthun, auf andere Weise territoriale Zugeständnisse von Savoyen zu erlangen. Aber nicht einmal vorgehend wollte dieser seine Festung Pinerolo den Franzosen geben. Er hegte offenbar die Besorgniß, daß dieselben durch den weilsigen Besitz in einen endgültigen verwandelt werden könnte. Stelle dieser thatsächlichen Sicherheit erbot er sich dem Könige nicht gemeine Bürgschaft einen oder zwei von den Prinzen,

Söhne, zu geben und sein Wort mündlich und schriftlich zu verpfänden." ¹⁾ Ein Vierteljahr früher hatte er dem Könige sogar Montmelian und Nizza zur Sicherheit einräumen wollen; aber jetzt glaubte er, daß die Franzosen seiner mehr bedürften als er ihrer!

Hier war noch ein dunkler Punkt; aber da sonst volle Uebereinstimmung zwischen dem Herzoge und dem französischen Bevollmächtigten herrschte, so eilte auch Lesdiguières nach dem piemontesischen Grenzstädtchen Brofolo im Thale von Susa, wo Karl Emanuel und Bullion sich befanden. Er wurde (21. April) auf das glänzendste und liebenswürdigste von dem schlauen Herzoge aufgenommen, und dieser wußte in der That den ehemaligen Gegner so für sich einzunehmen, daß nach einer Verhandlung von wenigen Tagen Lesdiguières auch in der einzigen für Savoyen unangenehmen Forderung zurücktrat. Am 25. April kamen in Brofolo die Bündnißpräliminarien zwischen Karl Emanuel auf der einen, dem Marschall und Bullion auf der andern Seite zu Stande.

Dem Auftrage des Königs gemäß wurde ein doppelter Vertrag entworfen. Der erste war mehr allgemeiner Natur und enthielt ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zwischen beiden Herrschern, das für diese, ihre Söhne und vier Jahre nach dem Tode des letzten dieser Söhne gültig bleiben sollte. Allen Mächten, „welchen die Freiheit der Kirche, der ganzen Christenheit und besonders Italiens am Herzen liege“, wurde der Eintritt in dieses Bündniß offen gelassen. Die Zahl der Truppen, mit welchen beide Theile einander sei es in Angriffs-, sei es in Vertheidigungskriegen zu unterstützen hätten, wurde festgesetzt. Der zweite Vertrag war für die besonderen gegenwärtigen Umstände entworfen; er setzte den Beginn der Feindseligkeiten in Italien wie in Deutsch-

¹⁾ MS. Villeroi an Karl Emanuel, 18. März; Turin, St.-A. Genève, Paquet 19, Nr. 12 (Original). — MS. Instruction du Sr. de Bullion allant en Savoye, 28. mars 1610; ebendas. Negoz. Francia, Mazzo VII Nr. 35 (Kopie). Wörtliche italienische Uebersetzung bei Siri, Mem. recond. II, 150 ff. — MS. Négociations entre le Duc et M. de Bullion (Turin); undatirt, aber dem Inhalte nach hierher gehörend.

land endgültig auf den kommenden Mai fest und die Billigung der von dem Herzoge beabsichtigten Unternehmung auf die drei mailändischen Festungen. Karl Emanuel verpflichtete sich zur Stellung von 16,000, der König von 15,600 Mann. Der erstere sollte dreißig, der letztere zehn Stück Geschütz liefern zum 25. Juni sollten die savoyischen Heirathsbevollmächtigte in Paris erscheinen sein, um dort den definitiven Vermählungsvertrag abzuschließen. An Stelle der von Heinrich noch im vorigen Herbst geforderten Abtretung ganz Savoyen's begnügte sich der Kaiser mit dem Versprechen, nach der völligen Eroberung des Herzogthums Mailand zu Gunsten Karl Emanuel's alle Festungswerke von Montmelian geschleift werden. Nicht unvortheilhaft war der Entscheid über die Sicherheitsplätze der französischen Truppen in Italien. Anstatt Pinerolos soll derselben Balenza und Alessandria oder zwei andere noch zu erwerbende mailändische Festungen eingeräumt werden, natürlich unter der savoyischen Herrschaft über diese Städte.¹⁾

Der Vertrag von Brofalo ist so vollständig zu Gunsten Savoyen's, daß nur das dringende Bedürfnis der Franzosen mit einem zuverlässigen und thatkräftigen Bundesgenossen den Krieg einzutreten, die Fassung desselben erklären kann. Die Schleifung der Festungswerke von Montmelian konnte dem Kaiser um so weniger für seine gänzliche Ausschließung von den Besitzungen des italienischen Feldzugs entschädigen, als dadurch nicht die militärische Ueberlieferung Savoyen's an Frankreich wurde; denn was hinderte den Herzog, sich an einem strategisch wichtigen Punkte Savoyen's, z. B. in Gossas eine neue Zitadelle zu errichten? Und selbst von der Einräumung savoyischer Sicherheitsplätze an Frankreich sollte nicht mehr die Rede sein! An Stelle Pinerolos, der piemontesischen Festung an der französischen Grenze, wurden dem Könige zur Bürgschaft

¹⁾ Du Mont, Corps diplomatique V, II, 137 f.

Treue des Herzogs nur zwei mailändische Plätze verheißen, die einerseits erst noch zu erobern waren, andererseits dem Könige wenig helfen konnten, da, sobald Karl Emanuel etwa die Partei wechselte und zu Spanien überging, jene entlegenen Vesten nicht mehr zu halten waren. Auch die Aufstellung eines dem französischen gleichen savoyischen Truppencorps war nach dem Wunsche des Herzogs, der einmal als Gleichberechtigter erscheinen und zweitens sich die Freiheit der Bewegung sichern wollte. Kurz, Karl Emanuel hatte alle Vortheile des Vertrages, welcher Frankreich nur die interessirte Bundesgenossenschaft Savoyen's einbrachte. — Zu beachten ist allerdings, daß der Vertrag von Brosolo und die in demselben von Lesdiguières und Bullion an Savoyen gemachten Zugeständnisse erst noch von Heinrich IV. zu ratifiziren waren. Eine sichere Antwort, ob der König dies gethan haben würde, läßt sich nicht geben, da er zur Entscheidung über diese Präliminarien nicht mehr gekommen ist. Allein bei dem weit vorgeschrittenen Stande der savoyisch-französischen Unterhandlungen und Rüstungen, bei der Unentbehrlichkeit des savoyischen Beistandes für Frankreich und bei den zahlreichen Konzessionen, zu welchen sich in der letzten Zeit der König dem Herzoge gegenüber herbeigelassen hatte, ist an der endlichen Ratifizirung des Vertrages durch ihn keineswegs zu zweifeln — wenn er auch vielleicht nachträglich Versuche gemacht haben würde, diesen oder jenen Vortheil seinem zähen und eigenwilligen Bundesgenossen abzurufen. Da Heinrich Ende Mai sich auf das Luxemburgische in Bewegung setzen wollte, da in seinen eignen Instruktionen stets der Angriff auf Mailand als mit dem Beginne der Operationen in Deutschland gleichzeitig gesetzt wurde: so muß er beabsichtigt haben, noch vor seiner Abreise zum Heere Bullion und Crequy, die am 7. oder 8. Mai mit dem Vertragsentwurfe nach Paris gekommen waren,¹⁾

¹⁾ Am 4. Mai 1610 schreibt Villeroi an Champigny, daß man Crequy und Bullion in wenigen Tagen am Hofe erwarte (Siri II, 246). Da Bullion 26. oder 27. April von Brosolo fortgereist sein mußte und die Angelegenheit sehr eilig war, konnte er kaum länger ausbleiben.

mit der Ratifikation desselben nach Piemont zurückzusenden, doch auch Karl Emanuel sofort nach dem Abschlusse der Varien in Brosolo Vorbereitungen, um persönlich die Bund gegen das Mailändische zu führen. Es wird von glau Seite ¹⁾ förmlich berichtet, daß der Herzog und der Marschall übereingekommen seien, beiderseitig Mitte Mai den Feld beginnen; außerdem solle es dem Könige freistehen, einen Streich auf Genua unternehmen zu lassen mit Hülfe der ständnisse, die er in dieser Stadt besaß, sowie der Fahrzeug englischen Korsaren, dem er in Marseille Aufnahme gewährt. Einen Angriff auf Genua hatte ja Karl Emanuel selbst im des vorigen Jahres beantragt; und daß er nun die wichtige li Hafenstadt dem französischen Herrscher überließ, sollte denselbe scheinlich über des Herzogs Weigerung in Betreff savoyse tretungen trösten.

Eine besondere Genugthuung für Heinrich mochte e daß zu derselben Zeit auch der Herzog von Mantua, der der letzten Zeit Frankreich und Savoyen wieder etwas g und an welchen auf Anrathen Karl Emanuel's Lesdiguier Brosolo aus den Baron Marcioux gesandt hatte, nun sel Wunsch aussprach, in das französisch-savoyische Bündniß u genommen zu werden.²⁾

So war alles zum Beginne des Kampfes bereit; es l sich nur darum, den Vorwand zum Bruche zu suchen. Ein mußte sich jedoch leicht finden lassen. Zunächst beabsichtigt rich, seinen Marsch auf Sülich von der Champagne aus nich Lothringen, sondern auf dem allerdings etwas kürzern Weg das Herzogthum Luxemburg, also durch flandrisches Gebiet, zu Er hoffte, daß Erzherzog Albert den Durchmarsch durch sei verweigern und damit einen mehr oder weniger gerechten

¹⁾ Morosini, p. 431.

²⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 27. April.

zu Feindseligkeiten gewähren werde. Sollte wider Erwarten der Erzherzog die Strafe doch freigeben, so würde man immer noch andere Gründe zum Kriege finden können. Dabei wurde im Staatsrathe beschlossen, daß öffentlich der König stets erklären solle, durchaus nicht einen Krieg mit Spanien und dem Erzherzoge, sondern nur Befriedigung der Wünsche des Connetable zu beabsichtigen. Aehnlich äußerte Heinrich sich gegen den Nuntius: doch wolle er auch Sülich von dem Erzherzoge Leopold befreien, an Albert aber nur den Krieg erklären, wenn dieser ihm den Weg durch Luxemburg verstoppe.

Der Entwurf des französischen Königs war offenbar der: vor oder nach der Einnahme Sülich's die Dinge zum Bruche mit Spanien und Albert zu treiben, um dann selbst in die spanischen Niederlande einzufallen, während gleichzeitig der Krieg in das Mailändische und nach Navarra getragen würde.

Denn im Vordergrund des Interesses stand ihm immer die Angelegenheit der Prinzessin, wenn auch mit politischen Rücksichten verknüpft. Das gestand er schließlich auch dem Nuntius ein: man möge ihm nur einen Freundschaftsdienst leisten, indem man die Prinzessin dem Connetable, ihrem Vater, zurücksende, dann würden selbst die jülicher Angelegenheiten sich beilegen lassen und für den Fall, daß sie dennoch streitig blieben, er seinerseits nur 4000 Mann hinsenden. Aehnliche Versicherungen gab Heinrich seinem eigenen Beichtvater, dem Jesuiten Cotton, während die französischen Minister nicht aufhörten, in diesem Sinne in Pecquius und Don Illigo zu dringen: sei nur die Prinzessin ihrem Vater ausgeliefert, so würden die übrigen Sachen in ruhigster Weise einen Ausgleich finden. Ganz wörtlich waren solche Zusagen freilich nicht zu nehmen, da auf bestimmte Vergleichsvorschläge einzugehen die Franzosen sich fortwährend weigerten.

Von der in Brüssel vorgeschlagenen Ehescheidung wollte der König nichts hören, da das Verfahren zu lange dauern würde, und ebenso wenig von der Ungültigkeitserklärung der ganzen Ehe,

welche der Prinz selbst mit der Angabe, daß dieselbe noch vollzogen sei, anstrebte — weil Heinrich fürchtete, daß Condé eine spanische Heirath eingehen könne. Er bestand vielmehr auf der sofortigen Auslieferung der Dame.

Unter diesen Umständen hatten die vom Papste als unternommenen Vermittelungsversuche wenig Aussicht auf Erfolg. Ein Breve Paul's V., das in scharfen Worten den Königen von Frankreich und England die Begünstigung der Reher in der jülicher Angelegenheit abmahnte, hatte schon deshalb keine Wirkung, weil der Zeitpunkt der Angelegenheit nicht mehr in dem jülicher Streit sondern in der Condé'schen Verwicklung lag. Uebrigens gedachte sich der Papst durch die Sendung des sehr gewandten und in Rom höchlichst beliebten Kardinals von Joyeuse zu besäugen und mindestens neutral zu erhalten. Mehr um seine Pflicht zu thun als mit irgend einer Hoffnung auf Erfolg sandte der Papst noch am 31. April den Mgr. Rivarola, Erzbischof von Neapel, als außerordentlichen Nuntius nach Paris, welcher dort seine Vermittelung anbieten sollte. Jedenfalls kam er zu spät, um irgend einer Einwirkung zu sein. Denn der König stellte sich auf die häufigen Bedingungen jeder Unterhandlung, daß erstens der Prinz von Condé ausgeliefert werde und dann Erzherzog Maximilian räume: zwei zunächst unerfüllbare Forderungen. — Wenig führten die Unterhandlungen zum Ziele, welche der Herzog von Toskana zur Wiederaufnahme der französisch-spanischen Heirathspläne durch offizielle und offiziöse Agenten in Paris und Madrid unternehmen ließ.¹⁾ Die Königin Marie wäre gerne auf dieselben eingegangen; allein Heinrich IV. wäre nur durch Erfüllung aller seiner gegenwärtigen Forderungen und das Ver-

¹⁾ Dep. Pecquius' v. 26. 28. April; Henrard 380. 384 ff. 388. Pecquius an Prag, 30. April, u. Dep. Ortenberg's v. 1. Mai; ebenf. 398. — Dep. Cardenas' v. 27. April; Docum. ined. V, 145—152. Albaldini's v. 28. April, und Instr. für den Erzbisch. v. Nazareth; Sierecond. II, 193 f. 228 ff. — Vgl. Siri ebendas. 163 ff. — MS. Cardenas' v. 7. Mai.

weiterer großer Vortheile zu einer so vollständigen Umwandlung seiner seit zwölf Jahren in entgegengesetzter Richtung engagirten Politik zu bewegen gewesen.

Wie die Entscheidung, durch welche über Heinrich's ganzes Lebenswerk, sein Ansehen bei der Mitwelt und seine Beurtheilung in der Geschichte die Würfel fallen mußten, sich unaufhaltsam näherte, wurde der König doch bisweilen von banger Sorge bejählichen. Schon seit dem Beginn des Aprilmonats wurde er oft von plötzlicher Entmuthigung und Todesahnungen erfaßt, die freilich mit häufigen Zornesanfällen und Ausbrüchen abwechselten. Er mochte äußere und innere Feinde aller Art fürchten. Oft genug rief er aus, indem er nach seiner gewöhnlichen Weise, wenn er aufgeregt war, an seinem Barte zog: „Dies verwünschte Geschlecht der Ligue ist noch nicht ausgestorben, diese verwünschte Ligue!“ Selbst der Aberglaube gewann Herrschaft über sein ängstlich gespanntes Gemüth; er ließ sich von der Prophezeiung eines Astrologen beeinflussen, daß in Folge dieses Krieges der König und zwei seiner Söhne das Leben verlieren würden.¹⁾ Sogar die höchsten Beamten und Offiziere begannen schon — freilich mit Unrecht — an dem ganzen Unternehmen zu zweifeln. Der Herzog von Exernon, Generaloberst der französischen Infanterie, äußerte: „Wir wollen, und wir wollen nicht.“ Zu dem Marquis von La Force, einem seiner nächsten Vertrauten und Gehülfsen, bemerkte Heinrich in einem Augenblicke der Entmuthigung selbst: er glaube nicht, daß es zum Kriege kommen werde; er müsse wohl sein Versprechen erfüllen und die deutschen protestantischen Fürsten unterstützen, aber weiter werde er nichts unternehmen, wenn man ihn nicht dazu zwingt. Und La Force war geneigt, diesen Versicherungen vollständigen Glauben zu schenken; dieser Anfang zu einem

¹⁾ MS. Dep. Cardenas' v. 30. Sept. 1609, 5. April 1610. Vgl. Dep. desselben v. 27. April 1610; Docum. ined. V, 144. — Andere Vorzeichen Siri II, 246 f.

Kriege, meinte er, werde nicht sehr weit gehen. Die Rüstungen Spaniens verursachten dem Könige neue Befürchtungen. Er, der gewöhnlich heiter und witzig war, konnte jetzt so trübsinnig und ernst nachdenkend auf einer Stelle stehen. In den häufigen Rathsitzen zeigte er sich wider seine Natur unentschlossen, zögernd, bald eine Sache wollend, bald abändernd.¹⁾

Es ist merkwürdig, daß auch der andere Hauptakteur des Drama, der Erzherzog Albert, mehr und mehr den Muth, je näher die Entscheidung rückte. Er that Vorschläge, die schon die Wünsche des Königs erfüllten. Die Prinzessin möge sich während der Dauer der Scheidungsverhandlung in eine neutrale Stadt zurückziehen, welche vom Papste zu bestimmen werde. Wenn aber, wie allerdings wahrscheinlich war, die Zukunft dem französischen Könige noch nicht genüge, so sollte er vorschlagen: der Connetable möge vom Prinzen von Condé verlangen, daß seine Gemahlin sich während der Scheidungsverhandlungen zu ihm, ihrem Vater, zurückziehen dürfe; und der Herzog wolle dieses Anliegen durch ein eigenes Schreiben dem Prinzen befürworten. In der That richtete der Connetable am 12. Mai ein Schreiben in diesem Sinne an den Prinzen. Der Erzherzog durch einen nachdrücklichen eigenhändigen Untersatz im Begriffe war, als der plötzliche Tod Heinrichs die ganze Sachlage veränderte.²⁾ Und in der für den Augenblick entscheidungreichen Frage des Durchmarsches gab der Kaiser auf das überraschendste nach. Am 8. Mai richtete Heinrich sein Gesuch um friedliche Passage durch eine kurze Luxemburgische Gebiets an den Erzherzog; das Schreiben

¹⁾ MS. Dep. Cardenas v. 7. Mai (Paris). — Dep. Pecquius v. Henrard 338. — La Force an seine Gemahlin, 28. April, 2. 12. de L. F. II, 266. 268.

²⁾ Das Schreiben des Connetable bei Aumale II, 573 ff. — Pecquius v. 3. Mai, und Entwurf zu Albert's Schreiben an Condé, 14. Mai; Henrard 400 f. 140 f.

söhnlich und vertrauensvoll gehalten, ohne Zweifel in der Absicht, bei der wahrscheinlichen Zurückweisung dann um so klarer die Schuld dem Erzherzoge beimeffen zu können. Man war eben in Paris fest davon überzeugt, daß der letztere das französische Verlangen zurückweisen werde.¹⁾ Aber die Friedensliebe Albert's täuschte des Königs und seiner Rätthe Voraussicht. Obwohl die bewährtesten unter den flandrischen Generalen — wie der Großmeister der Artillerie Graf Boucquoy, der später im dreißigjährigen Kriege so berühmt wurde, und Spinola selbst — darauf hinwiesen, daß Heinrich unter allen Umständen den Kampf beginnen und es deshalb besser sein werde, sich sofort muthig auf ihn zu werfen, ehe er festen Fuß auf belgischem Gebiet gefaßt und sich etwa mit den Holländern vereinigt habe: gestattete doch nach einigem Schwanken der Erzherzog dem französischen Monarchen den Durchmarsch durch sein Gebiet, unter der Bedingung, daß Zeit und Ort jenes vorher genau fixirt würden. Albert ging also in seiner Opferwilligkeit für den Frieden so weit, daß er Partei gegen seinen eigenen nächsten Angehörigen, den Erzherzog Leopold, Partei gegen das Gesammthaus Oesterreich nahm! Ferner versicherte er nunmehr den Possidirenden, daß er in dem jülicher Streite vollkommen neutral bleiben wolle, und befahl dem Gouverneur von Rheinsberg die bisher dort ausgeübte Sperrung des Rheinstromes aufzuheben.²⁾ Die von den Spaniern künstlich eingeflößte Energie hatte ihn vollständig wieder verlassen, er wich auf der ganzen Linie. Freilich traf er dabei militärische Vorsichtsmaßregeln, um sich gegen jeden Handstreich des französischen Königs sicher zu stellen; aber in der Hauptsache hatte er weiter nachgegeben, als es seiner Stellung und seiner Ehre angemessen war.

Indessen trotz der Furchtanwandlungen, die Heinrich IV. be-

¹⁾ Billeroy an La Boderie, 9. Mai; Lettr. à L. B. II, 152.

²⁾ Der Brief Heinrich's Lettr. miss. VII, 895 f.; die Antwort Albert's Henrard 138 f. — Dep. Winwood's v. ¹⁴/₂₄ Mai; p. 164.

fielen, trotz der gründlichen Ehen des Erzherzogs Albert v. kriegsrischen Zusammentreffen mit seinem mächtigen Nachbarn doch allem Anscheine nach der Kampf nicht mehr vermieden werden können. Die Dinge waren dafür allzu weit gediehen. Heinrich erst den Fuß im Steigbügel gehabt, so würde ihm die alte Kriegslust wieder erfaßt haben, zumal die Leidenschaft Margarethe von Condé ihn unausgesetzt erfüllte. Diese Angelegenheit, die „Vaterrechte“ des Connetable gaben ihm einen genügenden Vorwand zum Kampfe gegen den flammenden Erzherzog, zum Versuche, ihm die schöne Margarethe mit zu entreißen, da Condé's Einwilligung in deren Rückkehr nach Frankreich sehr unwahrscheinlich war. Die Macht seines eigenen Heeres von 36,000 Mann mußte Heinrich zu größern Unternehmungen verleiten, als es die Eroberung einer kleinen armfeligen Festung noch dazu im Vereine mit 22,000 Verbündeten, war. Auch militärischen Dingen wohl unterrichtete Zeitgenossen Fontenay-Meurin meint, Heinrich würde die Holländer haben Füllich belagern selbst aber die belgischen und lütticher Festungen der Maas genommen haben. Uebrigens machte schon der mit Karl V. zu Brüssel abgeschlossene Offensivvertrag den Ausbruch der Feindschaften unvermeidlich. Und auf der andern Seite war die spanische Regierung, obwohl sie ihrer noch unvollendeten Rüstungen halber den offenen Bruch einstweilen hinauszuschieben wollte, weit von der absoluten Friedenssehnsucht des Erzherzogs entfernt. Man rüstete nicht allein wie zu einem großen Kriege, sondern forderte den Großherzog von Toskana und die kleinen italienischen Vasallenfürsten zur vertragsmäßigen Heeresfolge auf und ließ den Papst in den etwaigen Kampf gegen Frankreich zu ziehen: man that auch Schritte, welche offenbar auf die gewaltsame Beseitigung der französischen Annahmen hinzielten. So wurde Don Alvaro de Cardenas wiederholt streng untersagt, sich

1) MS. Conf. des span. Staatsr. v. 27. April.

ferner mit den Bestrebungen des Papstes zur Herbeiführung einer spanisch-französischen Heirath zu befassen.¹⁾ Eine enge Verbindung mit den unzufriedenen Hugenotten in Poitou wurde in Aussicht genommen.²⁾ Ferner sollte an alle diplomatischen Agenten Spaniens im Auslande ein Zirkular gerichtet werden, dessen Entwurf uns noch erhalten ist. In demselben wurde die Lage der Dinge von spanischem Standpunkte aus geschildert. Schon lange und oftmals seien die üblen Absichten Heinrich's gegen die heilige Religion und das Haus Oesterreich, das dieser ganz ergeben ist, zu Tage getreten. König Philipp III. habe allem dem stets die größte Geduld entgegen gesetzt. Aber nur um so unerträglicher werde die Recklosigkeit des französischen Monarchen. Die Klage desselben über die Aufnahme Condé's sei völlig unbegründet; mit viel größerem Rechte könne man sich über die Gunst beklagen, die Heinrich den Feinden des Katholizismus, den Hugenotten und Türken, beweiße.³⁾

Dieses Rundschreiben enthielt so laute und offene Anklagen gegen den König von Frankreich, daß es bei dem gereizten Verhältnisse beider Staaten unvermeidlich zum Ausbruche des Kampfes geführt haben würde. — Wenn auch eine persönliche Angelegenheit in den Kriegsplan eingegriffen, wenn Besorgnisse aller Art denselben in vorübergehenden Augenblicken zu vereiteln gedroht hatten, so war er doch im Grunde der Ausfluß und das Ziel von Heinrich's IV. ganzer Politik gewesen. Das kriegdrohende Zerwürfniß war schon vorhanden, als der Condé'sche Zwischenfall eintrat; indeß man darf nicht verkennen, daß es durch denselben bedeutend verschärft wurde. Die Leidenschaft wies den König noch

¹⁾ So noch in der MS. Instr. an Cardenas, d. d. Verma, 22. Mai, geschrieben, ehe man dort den Tod Heinrich's IV. kannte.

²⁾ MS. Conf. des span. Staatsr. v. 27. April.

³⁾ MS. Minute, Madrid, Mai; Paris, Nat.-Archiv K. 1427. — Dieser Entwurf ist ein neuer Beweis, daß man in Madrid sich nicht auf eine Ermordung Heinrich's IV., sondern auf den Ausbruch eines offenen Krieges gefaßt gemacht hatte.

nachdrücklicher eben den Weg, welchen ihm schon seine Entwürfe vorgezeichnet hatten, und insofern standen die Politik im Einklang. Gewiß aber hätte er den Entscheidung gegen die Habsburg unter günstigeren Umständen — wie zügliche Diplomatie sie vorbereitet hatte — beginnen können er nicht in den letzten Monaten sich von dieser unseligen würdigen Leidenschaft hätte fortreißen lassen, die sein Ansehen seinen Einfluß unendlich verringerten.

Im Beginne mußte sich der Kampf ohne Zweifel gestalten für Frankreich und dessen Verbündete, die zunächst bedeutendere Kräfte — man muß sie auf 100,000 Mann schlagen — in das Feld zu führen vermochten, als das in noch nicht vollständig gerüstete Haus Oesterreich, war der deutscher Zweig durch die offene Zwiethracht, ja den Krieg Rudolf II. und Matthias vollständig gelähmt! Aber würde Längs Heinrich IV. im Stande gewesen sein, dieses Uebergehen die feindliche Macht zu bewahren? Es ist dies sehr zweifelhaft.

Einen sichern Bundesgenossen, der ihm in seinen plänen zu folgen geneigt war, hatte Heinrich IV. nur an sich und selbst auf dieses konnte er sich lediglich im Falle des Scheiterns verlassen; bei ungünstiger Wendung würde Karl Emanuel I. Bedenken getragen haben, in das feindliche Lager überzutreten. Aber selbst mit Savoyen's Hülfe war Heinrich keineswegs Sieges in Italien gewiß. Wir haben gesehen, daß Frankreich 32,000 Franko-Savoyern 42,000 Mann spanischer Soldaten gegenstellen konnte, also eine überlegene Macht, die in den Grafen einen ebenso geschickten wie thatkräftigen Führer befand, wenn das schwache Mantua sich auf französische Seite neigte, waren dafür die mittelitalienischen Fürsten in spanischer Anhänglichkeit, verpflichtet und bereit, ihre Truppen zu dem Heere des Königs zu lassen. Papst Paul V. endlich hatte sich stets größten Entschiedenheit gegen die französische Politik in der Sache erklärt und noch zuletzt gedroht, geistliche und weltliche

wider dieselbe anzuwenden. Es ließ sich also im günstigsten Falle seine Neutralität erhoffen, von einem Eingehen des Papstes auf die auch nur vorübergehenden ehrgeizigen anti-spanischen Gedanken des Kardinals Borghese ist nirgends eine Spur. Nicht viel mehr hatte Frankreich von Venedig zu erwarten. Im Allgemeinen eher zu Frankreich als zu Spanien neigend, aber schon überaus vorsichtig, ja furchtsam in ihrer Politik, hatte zuletzt die Signorie nicht einmal von dem früher durch sie selbst vorgeschlagenen Vertheidigungsbündniß mehr etwas hören wollen.

Günstiger lagen die Dinge für Heinrich an der nordöstlichen Grenze seines Reiches. Hier kamen zu seinen 36,000 Mann 10,000 Deutsche, 8000 Holländer, 4000 Engländer. Diese Streitmacht von 58,000 Mann hätte sicher keinen irgend an Stärke entsprechenden Gegner gefunden und hätte binnen wenigen Wochen die Schaaren Leopold's aus jenen Gegenden vertrieben. Damit hätte zuverlässig Frankreich einen großen moralischen Erfolg erlangt, der auf jeden Fall sein Ansehen und seinen Einfluß bedeutend erhöhen mußte. Aber hiermit wollte ja Heinrich sich nicht begnügen; hatte er nun bei seinen weitergehenden Plänen wirklich viel Aussicht auf dauerndes Gelingen? Ich halte das für sehr unsicher. Die Union, die Generalstaaten, König Jakob hatten sich beharrlich geweigert, dem französischen Herrscher auch nur einen Mann für seine Eroberungspläne gegen Belgien zu Gebote zu stellen. Die deutschen Evangelischen, das naheliegende Beispiel Heinrich's II. vor Augen, zeigten vielmehr das beharrlichste Mißtrauen gegen Frankreich. Den Holländern aber flößte nach den Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1605 bis 1607 von den eigentlichen Absichten Heinrich's in Betreff ihres Landes gemacht hatten, der Gedanke, die spanischen Niederlande mit Frankreich zu theilen und dadurch das letztere zum Nachbarn zu erhalten, nur Unbehagen ein. Bis zum letzten Augenblicke weigerten sie sich hartnäckig, über ihr Vertheidigungsbündniß mit Frankreich vom 23. Jan. 1608 hinauszu-
gehen. Und ebenso wenig war von England mehr als eine mäßige

Unterstützung der Possidirenden zu erwarten. Drei Umständen davon den König Jakob I. ab: einmal seine natürliche entschlossenheit, dann seine Vorliebe für das spanische We endlich sein tiefes Mißtrauen und sein kleinlicher Neid Heinrich IV. Bedenken wir, wie er später im dreißig Kriege, wo es sich nicht nur um den Fortbestand Religion in Deutschland, sondern auch um das Schicksal seiner handelte, theils durch Feigheit, theils aus thörichter Hoffn die spanische Vermählung seines Sohnes die heiligsten I des Protestantismus, England's und seiner eigenen Fan Stiche ließ: so ist sicher nicht anzunehmen, daß er jetzt zu eines ihm in jeder Beziehung verhassten Fürsten zu den gegriffen hätte, selbst wenn ihm einiger materieller Vortheil zugesagt worden wäre.

Heinrich wäre also gegen Belgien auf seine eigenen beschränkt gewesen. Hielt sich die kleine aber vorzügliche spanische Armee unter der vorsichtigen und genialen Führung Spinosa unter dem Schutze ihrer starken Festungsreihe nur einige gegen die französische Uebermacht, so war ihr von Spanien bedeutende Unterstützung sicher. Denn die 10,000 Mann La die einstweilen auch nur erst auf dem Papiere standen, wußten 25,000 spanischen Soldaten, die bereits auf der Pyrenäen unter Waffen waren, und die leicht auf 40—50,000 Mann mehr werden konnten, nicht aufgewogen haben. Mittell unmittelbar wäre binnen kurzem dem Erzherzog Albert von Österreich wirksame Hülfe zu Theil geworden. Die Ergebnisse der 1595 bis 1598, sowie später der ersten Feldzüge unter Richelieu weisen aber, daß zu jener Zeit das spanische Heer noch für Kriegstüchtigkeit wie in der Führung dem französischen überlegen

Treilich sind die Wechselfälle des Krieges unberechenbar. läßt sich nicht sagen, ob bei sofortigen großen und entscheidenden Siegen Heinrich's nicht Holland und Venedig durch Hof auf reichen Gewinn, England gerade durch seine Eifersucht

Frankreich, der Papst durch den Druck der französischen Waffen doch noch in das französische Bündniß hineingezogen worden wären — aber bei dem Ausbruche des Kampfes war zunächst keine bestimmte Aussicht auf solche Eventualitäten. Diese Sachlage rechtfertigt denn auch die schweren Bedenken der französischen Minister, die zweisehlende, durchaus nicht hoffnungsfelrige Stimmung, in der Heinrich IV. selbst sich in den letzten Tagen befand.

Wenn also auch besonnenere Historiker sich in glänzender Schilderung der außerordentlichen Resultate ergeben, die von Heinrich's IV. beabsichtigtem Kriege zu erwarten waren: so beruht das auf einer völligen Unkenntniß der wahren Situation, die, wenn auch im ganzen für Frankreich vorthellhaft, doch eine schnelle und allseitige Entscheidung zu dessen Gunsten keineswegs sicherte.

Der König hatte vor seinem Abgange zum Heere noch für die innere Verwaltung des Reiches in seiner Abwesenheit Sorge zu tragen. Zu diesem Behufe ernannte er seine Gemahlin zur Regentin, setzte ihr aber einen Regentschaftsrath von funfzehn Mitgliedern zur Seite, an dessen Zustimmung sie durchaus gebunden war, und der meist aus eifrigen Katholiken bestand. So gedachte Heinrich einerseits die mangelhafte politische Einsicht seiner Gemahlin zu unterstützen, andererseits die Katholiken zu befriedigen, indem sie die Regierung in Händen hatten, während die Heere fast ausschließlich durch Hugonotten befehligt wurden. Dem Wunsche der Königin gemäß und um ihr ein größeres Ansehen zu geben, ließ er sie am 13. Mai in St. Denis feierlich krönen; am darauf folgenden Sonntage, dem 16., sollte Marie ihren pomphaften Krönungseinzug in Paris halten, am 17. die Vermählung von Heinrich's ältestem natürlichen Sohne, Cäsar von Vendome, stattfinden, und Mittwoch, den 19. wollte der König zum Heere in der Champagne abgehen. Schon hatte Heinrich dem außerordentlichen Nuntius des Papstes, dem Erzbischof von Nazareth, an der Nordostgrenze dieser Provinz in Meuzon eine Zusammenkunft bestimmt.

Am Tage nach der Krönung Marien's — es war den 14. Mai — wünschte Heinrich die Vorbereitungen zutigen, die für den Einzug seiner Gemahlin in die Hauptstadt getroffen wurden. Um 4 Uhr Nachmittags kam er durch Straße de la Ferronnerie, die noch dazu durch Lastwagen war. So wurden die Begleiter des königlichen Wagens gezwungen, eine andere Straße einzuschlagen, und dieser selbst, im Saufahren; der König, der im Grunde des offenen Wagens zu Hand saß, neigte sich zu dem neben ihm sitzenden Herrn d'Espèrenon, um ihm etwas in's Ohr zu sagen. Diesen Anbenutzte ein Mensch von hoher und kräftiger Gestalt, mit lila Haar und Bart, welcher dem Könige schon seit dessen vom Louvre nachgefolgt war, um auf die Achse des linkenrades zu steigen und mit großer Schnelligkeit den König mit einem Messer in die linke Seite zu stoßen. Die Stiche in den linken Lungenlappen und die große Schlagader dicht am Herzen durchbohrten, hatten den augenblicklichen Tod des Königs zur Folge, der kaum noch auszurufen vermochte: „Es ist

Franz Navailles hieß der Glende, welcher durch die Ermordung Heinrich's IV. gerade in dem Augenblicke, wo dessen Ausführung längst gehegter Absichten, zur Vollendung seines politischen Werkes ausziehen wollte, der Entwicklung der französischen Verhältnisse, dem Gange der Weltereignisse eine rechte Richtung gab. Man hat vielfach untersucht, ob Navailles schuldige gehabt, ob er durch fremde Aufreizung zu seiner That vermocht worden. Marien von Medici, den Herrn d'Espèrenon, die Marquise von Verneuil, den spanischen Hof hieß man da genannt; man hat zum Beweise viele angelichliche Warnungen angeführt, die aber offenbar ebenso erst nach den Ereignissen erdichtet worden sind, wie die wunderbaren Vorbedeutungen für den Tod des Monarchen. Navailles selbst hat unter den härtesten Martern stets behauptet, der allein Schuldige zu sein, die bestunterrichteten Zeitgenossen schenken ihm vollen G

Später haben zwei nichtswürdige Personen sich Wichtigkeit und eine Stellung durch alberne, in sich ungereimte und offenbar lügnerische Anklagen verschaffen wollen: eine gemeine Dirne, die d'Escoman, welche die Marquise von Verneuil, und ein abenteuernder Soldat, Dujardin, welcher 1615 Spanien und den Herzog von Eprenon der Urheberchaft des an Heinrich IV. vollzogenen Mordes beschuldigten. Beide folgten lediglich ihrer Einbildungskraft.¹⁾ Vielmehr

¹⁾ S. die vorzügliche Untersuchung Poirson's (3. Aufl. IV, 180 ff.), welche von Poiseleur, Ravallac et ses complices (Paris, 1873) noch weiter ausgeführt und bestätigt wird. In der That konstatirt jede ruhige Prüfung der Thatfachen, daß Ravallac ohne Mitschuldige war, weder mit Spanien noch dem Herzoge von Eprenon, weder mit Marien von Medici noch mit der Marquise von Verneuil etwas zu schaffen hatte. Poiseleur sucht nun allerdings zu erweisen, daß die Spanier und Eprenon in Einverständnis mit der Königin Marie, gleichzeitig mit Ravallac, aber unabhängig von diesem, ein zweites Komplott zur Ermordung Heinrich's IV. geschmiedet hätten. Allein zunächst stützt sich Poiseleur auf völlig irrige Voraussetzungen, wie: 1) die Thatfache, daß Spanien ganz ungerüstet gewesen — gerade das Gegentheil ist wahr; 2) die furchtbaren Krüftungen Heinrich's und seiner Verbündeten, zu 240,000 Mann und 200 Kanonen, während in Wirklichkeit sich die verbündeten Streitkräfte auf wenig mehr als ein Drittheil dieser Zahlen beliefen; 3) die bevorstehende Erhebung des Kurfürsten von Baiern zum Römischen Könige, also den Abfall der katholischen Liga in Deutschland von dem habeburgischen Hause — ein vollkommenes Märchen; 4) vorgelbliche Intriguen Marien's mit Spanien, die nach Sully's Angabe der französische Gesandte in Madrid, Vauclas, entdeckt habe, während sich solche Enthüllungen in der vollständig erhaltenen Depeschensammlung Vauclas' nicht finden (Perrens, S. 266, Note 2); 5) die Bezahlung von Condé's Flucht durch die Spanier, die nie erwiesen worden ist; 6) das Einverständnis des Papstes mit Heinrich IV., das nichts als eine grobe Lüge Sully's ist. Und nicht minder irthümlich sind die effektiven Thatfachen, welche dann Poiseleur zur Begründung seiner Ansicht aufführt. Zunächst benutzte er den Umstand, daß in den Aussagen der Escoman und Dujardin's sich Unrichtigkeiten hauptsächlich in Bezug auf ihr vorgelbliches Verhältniß zu Ravallac nachweisen lassen, um sonst ihre für Eprenon und die Verneuil kompromittirenden Aussagen aufrecht zu erhalten. Aber Dujardin und die Escoman haben nur immer von dem Attentate Ravallac's gesprochen, und da läuft es doch allen Gesetzen einer gesunden historischen Kritik zuwider, mit Abstrahirung von dieser eigentlichen Richtung aller ihrer Behauptungen ein anderes, als solches unerwähntes, Komplott aus ihren Aussagen zurechtmachen zu wollen, zumal sie an sich durchaus unglaubliche Menschen und in ihrem Zeugnisse selbst eben der frechsten Lügen überwiesen waren. Es ist unmöglich, aus ihrem wohl überdachten und zusammenhängenden Lügengewebe willkürlich einige Maschen herauszutrennen und diese

war Navaillac nur ein Fanatiker, der, von den königsmö-
 Lehren einiger jesuitischen Schriftsteller angestekt, erfüllt
 fanatischen Predigten, die gerade damals gegen den Krieg-
 Königs zu Gunsten feyerlicher Fürsten — „wider den Da-
 man sagte — vielfach gehalten wurden, den Entschluß gef-
 die katholische Welt von einem so gefährlichen Herrscher zu
 Das war durchaus nichts Ungewöhnliches: Unzählige hatten
 vor ihm versucht — kaum verging ein Jahr ohne Mordve-
 Heinrich IV. — und Navaillac hatte zufällig damit Erf-

Er glaubte mit seiner That sich hienieden die Zuf-
 aller Guten, für das zukünftige Leben das Paradies sich
 erwerben.

Freilich wurde er in dem erstern Punkte gründlich e-
 und die furchtbaren körperlichen Qualen seiner Hinrichtung;
 noch heftig gesteigert durch den allgemeinen Haß und
 bitterung, die das pariser Volk gegen ihn äußerte. De-
 sischen Hofhistoriographen, wie Matthieu, oder parteiis-
 moirenschreibern, wie Sully, würde man darin nicht so se-
 ben zu schenken brauchen. Aber auch der venetianische
 beschreibt die Wuth des Volkes gegen Navaillac, den sein-
 nur mit Mühe vor den Händen der Menge, die ihn
 wollte, retten konnte, und dessen zerstückelter Leichnam

ohne weitere Beträufung als wahr und zuverlässig zu bezeichnen.
 glaubt, daß die Verstopfung der Rue de la Ferronnerie absichtlich ge-
 um den König aufzuhalten und von seiner Begleitung zu trennen.
 giebt es nun ein sehr einfaches Argument: niemand wagte im Vora-
 der König fahren wollte, und erst inmitten seines Weges, auf der
 Titreir, gab er im Allgemeinen an, daß der Aufseher auf die Kirche
 cente lenken sollte, wohin es noch mancherlei andere Wege gab, als
 Rue de la Ferronnerie. Als letzten Beweis führt Boissieu an, da-
 Personen die Zeit von des Königs Tode vorher oder gleichzeitig richtig
 haben sollen. Solche Propheten finden sich aber immer nachträglich
 großen Ereignisse; entweder wollen sie sich wichtig machen, oder sie
 selbst ein, Ahnungen empfunden zu haben, oder man legt ihnen betr-
 in den Mund. Auf eine solche Thatfache lassen sich offenbar erst
 stimmte Anklagen nicht gründen.

Pöbel geraubt wurde, um in den einzelnen Vierteln von Paris in unzähligen Feuern verbrannt zu werden.¹⁾ Heinrich IV. war ja während seines Lebens bei dem Volke nicht sonderlich beliebt gewesen (vgl. Th. II, S. 427 ff.); aber nun nach seinem Tode begriff auch der Blödeste, was das Land an diesem kräftigen, gerechten, einsichtsvollen und kühnen Monarchen verloren hatte. Dazu kam das Mitleid mit dem jähen Hinscheiden desselben inmitten der weitestreichenden Entwürfe; der Unwille über die Mordthat, die Besorgniß vor der so unsichern Zukunft und endlich der Umstand, daß der Krieg gegen die Spanier, vor dessen Beginn man so dicht gestanden hatte, bei der Masse des französischen Volkes äußerst populär war. Das tragische Ende Heinrich's hat gewissermaßen das Signal gegeben zu dem Wettstreit, mit welchem Geschichtsschreibung und volksthümliche Sage ihn verherrlicht haben. —

Sehr bezeichnend ist die Weise, in welcher die fremden Höfe die Nachricht von dem Ereignisse des 14. Mai aufnahmen; sie zeigt uns deutlich ihre wahren Gesinnungen dem Werke gegenüber, das der König in seinem letzten Lebensjahre übernommen hatte.

Die Protestanten wurden von der Kunde natürlich wie von einem Donnererschlage betroffen, zumal man die hispanisirenden Neigungen der Regentin wohl kannte. Selbst in England, wo sich stets Neid gegen Heinrich's Ansehen, Einfluß und überlegene Größe gezeigt hatte, war nicht nur das Volk, sondern auch die offizielle Welt über sein Hinscheiden so bestürzt und bekümmert, als hätte man einen eigenen verehrten und geliebten Herrscher verloren. Man erkannte wohl, daß Heinrich von Frankreich der unermüdliche, unerschrockene und gewandte Vorkämpfer der antipanischen, also auch der protestantischen Sache gewesen war; man fürchtete, nun Frankreich mit vollen Segeln in das spanische Fahrwasser einlaufen, die beiden großen katholischen Mächte vereint zum Kampfe gegen die protestantische Welt ausziehen zu sehen. „Die traurigen und be-

¹⁾ Dep. Foscarini's v. 1. Juni, p. 335 f.

flaggenwerthen Nachrichten," schreibt an den englischen Träger in Brüssel dessen londoner Korrespondent, „die wir beiden Tagen von der höchst schändlichen und verabscheuungswürdigen Ermordung des armen französischen Königs erhielten, hat ein solches Entsetzen hervorgebracht, daß kein Mensch fast etwas anderes zu denken oder davon zu sprechen vermochte. Der Eindruck hat auf aller Menschen Geist seine Tiefe hervorgebracht, daß viele Leute nicht weniger durch dies bewegt und bekümmert sind, als wenn er ihr geborener gewesen wäre.“ Der Graf Salisbury beklagte in eigens beschlossener Sitzung der beiden Häuser des Parlaments den Tod desselben nach der eigenen Königsfamilie sie alle am nächsten berührenden sehr mächtigen, sehr erhabenen und sehr großmüthigen Königs Frankreich, welcher stets in der Bresche stand, gleichsam ein Wächter aller Entwürfe und Gefahren, die England zu treffen drohten.“ Die Lords des geheimen Rathes sprechen von Heinrich's Ermordung „einem für die gemeine Sache sehr gefährlichen Unglück.“¹⁾ Man hört hier die Stimme des allen gemeinsamen Gefühls, dem ganzen protestantischen und antipapstlichen Theile Europas die That Navailles's hervorgerufen wurde.

Anders der Papst. Freilich dem französischen Gesandten über kannten seine Klagen, denen er auch mit echt italischer Schauspielkunst Thränen beizumischen wußte, keine Grenze es fehlte in Rom nicht an großartigen Trauerfeierlichkeiten zu Andenken Heinrich's IV. Aber die wahre Gesinnung des Papstes war eine andere. Mit wenig angemessenem Frohlocken dem flandrischen Geschäftsträger entgegen: Dominus exerceat hoc et quia erat datus in reprobum sensum. beruhigt, sagte er, über die Ermordung des französischen Königs weil derselbe durch Liebe verblindet und durch die Anreizung

¹⁾ Beaulieu an Trumbull, London $\frac{9.}{19.}$ Mai; Winw. Mem. III, 1. Privy Council an Winwood, $\frac{18.}{28.}$ Mai; ebendaf. 165.

Herzogs von Savoyen verführt die Ruhe Italiens habe stören wollen. Von seinem Tode sei lediglich eine Besserung für die öffentlichen Angelegenheiten zu hoffen.¹⁾ Man sieht, wie weit der Papst davon entfernt war, die Absichten Heinrich's IV. zu billigen, geschweige denn mit ihm ein Bündniß gegen Spanien zu schließen!

In Brüssel athmete man auf, wie von einem schweren Drucke befreit. „Ich danke Gott,“ schrieb drei Tage nach dem verhängnißvollen Ereignisse der Baron Haveskercke an den Erzherzog Albert, „Eure Hoheit von einem so mächtigen Nachbarn befreit zu sehen, welcher die Christenheit beunruhigte und den Staat Eurer Hoheit bedrohte. Hierin erblickt man ganz besonders die Vorsehung Gottes, die zur rechten Zeit Diejenigen zu stürzen weiß, die sich auf ihre Macht und Schätze verlassen“. Gemäßigter drückt sich der Erzherzog selbst aus, der auch in dieser Lage seine milde und leidenschaftslose Gesinnung nicht verleugnete. „Der Vorfall mit dem Tode des Königs von Frankreich“, schreibt er an Lerma (19. Juni), „ist wahrlich seltsam. Gott verzeihe ihm.“²⁾

Viel freier noch und offener sprach sich die Freude über das so plötzliche Hinscheiden des gehaßten und gefürchteten Gegners in Spanien aus. Die Nachricht davon langte in Lerma, wo sich der Hof damals aufhielt, am 26. Mai an, gerade an demselben Tage, als Königin Margaretha eines Töchterchens genesen war; sie wurde durchaus als unverhofftes Glück, als eine Rettung aus schwierigster Lage betrachtet. Freilich legte der Hof sofort Trauer an, wurden kirchliche Lobtenfeierlichkeiten abgehalten und alle Feste wegen der Geburt der Infantin abbestellt — aber das alles war doch nur äußerer trügerischer Schein. Wie besorgt das gesammte spanische Volk über den von Frankreich her drohenden Krieg gewesen war, tritt recht deutlich in seiner Genugthuung über die Beseitigung dieser Gefahr hervor. „Die Kunde über den König von Frankreich,“

¹⁾ Dep. Ortenberg's v. 29. Mai; Henrard 411 f. — Nicht ganz richtig und unter falschem Datum bei Ranke, Französ. Gesch., citirt.

²⁾ Henrard 141 f. — Docum. ineditos XLIII, 187.

schreibt Cabrera am 5. Juni in sein Tagebuch, „wird ein wunderbares und vom Himmel herbeigeführtes Ereigniß geschehen, da dasselbe in einer Zeit eintraf, wo man allseits nur Trauer wahrnahm und harrete, wohin er den Schlag führen würde dem Heere, das er aufgehoben hatte. Ich hoffe, daß die Christenheit langdauernden Frieden bringen möge!“ Hof verhehlte kaum unter erkünstelter Trauer die lebhafteste Friedigung, den innern Jubel. Hof, Große und Volk versetzten sich vielmehr in Freude und Dank für dieses Ereigniß, das ganz offen als eine Belohnung des Himmels für die Frömmigkeit und Güte des katholischen Königs und als einen Beweis besondern Schutzes bezeichnete, welchen die göttliche Allmacht angedeihen ließ.¹⁾ Der Großkommandeur v. Leon sprach Staatsräthe unverhüllt aus. „Gott,“ sagte er, „hat Se. Majestät zum Beherrscher der Welt eingesetzt; der Tod des Königs von Spanien ist eine erste Belohnung Gottes für eine so ruhmvolle That wie die Vertreibung der Morisken.“ — „Se. Majestät,“ Kardinal v. Toledo aus, „befindet sich in derselben Lage, wie der heilige Paulus: Si Deus pro nobis, quis contra nos?“²⁾ Bei all' dieser lebhaften Freude ist auch nicht das mindeste Mißtraß, daß in Spanien ein Einverständnis mit dem Mörder geherrscht hat. Die Kunde von dem Ereignisse brachte vielmehr eine freudvolle Überraschung hervor. Das gegen Frankreich vorbereitete Rundschreiben wurde nun zurückgezogen. —

In der That hatten die Spanier allen Grund, sich über Hinscheiden eines Fürsten zu freuen, der allen ihren Plänen Beherrschung Europa's ein Ende machte, indem er der Beherrschung erneuerten politischen Größe seines Landes, des Uebergangs desselben in unserm Erdtheile geworden war.

¹⁾ Relaz. di Girol. Soranzo, und Depesche dess. v. 30. Mai; 1. Berchet I, I, 475. — Cabrera p. 406 f. — Winw. Mem. III, 176.

²⁾ Sitzungen des span. Staatsr.; Perrons 284 ff.

Trotz aller seiner Mängel war Heinrich IV. ein wahrhaft bedeutender König gewesen, der durch eine Verbindung von Klugheit, praktischer Einsicht und kraftvoller Entschlossenheit sein Reich nicht nur von dem drohenden spanischen Joche befreite, ihm nicht nur den seit 40 Jahren entbehrten innern Frieden zurückgab, sondern auch in demselben einen Wohlstand, eine glückliche und erfolgreiche Entwicklung erzeugte, wie sie dort seit Jahrhunderten, seit dem Ausbruche der großen englischen Kriege unbekannt gewesen waren. Er ordnete Rechtspflege und Polizei von Neuem und schuf für seine friedlichen und fleißigen Unterthanen, unmittelbar nach den Greueln des Bürgerkrieges, die wünschenswertheste Sicherheit der Person und des Eigenthums. Gerechtigkeit und Frieden verbreitete er in seinem Staate und rief damit die schönsten Erfolge hervor in seinem intelligenten, betriebfamen Volke und in seinem fruchtbaren und ergiebigen Lande. Bewegt von jener Menschlichkeit, jenem Mitgefühl für alles menschliche Leid, welche einen der schönsten Charakterzüge dieses Herrschers ausmachen, trug er in eingehenden Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Gesundheit, für die Pflege der Erkrankten, für die Unterstützung der von Unglück Betroffenen Sorge. Die Last der Steuern wurde bedeutend erleichtert und gerechter vertheilt. Der Ackerbau und Gewerbefleiß wurden begünstigt und mit einer ökonomischen Einsicht, die weit über seine Zeit hinausging, von den drückendsten Fesseln befreit. So gestaltete sich Frankreich's Handelsbilanz auf das Vortheilhafteste, und es strömten in dasselbe für seine exportirten Erzeugnisse alljährlich viele Millionen dorthin aus dem Auslande. Das regste Leben entfaltete sich auf den in großartigem Umfange geschaffenen und wieder hergestellten Land- und Wasserwegen. Der französische Seehandel erhob sich aus langjährigem Verfall, und die Begründung ausichtsreicher Kolonien eröffnete demselben neue Bahnen. Frankreich zuerst und allein im damaligen Europa genoß der wichtigsten und fruchtbarsten aller Freiheiten, der Gewissensfreiheit!

Während Heinrich so im Innern die Wohlfahrt seiner Unterthanen

förderte, vergaß er nicht, dieselbe in einsichtiger und so Weise zur Vermehrung der staatlichen Machtmittel zu Zum ersten Male seit Jahrhunderten konnte man unter Hei von einer planmäßigen und wirksamen Reichsregierung i reich reden. Die Staatsfinanzen wurden auf das Treffl regelt, ein bedeutender Staatschatz angelegt; und dabei ve Heinrich sein Land, ohne dasselbe allzu sehr anzustrengen, zu Militärstaate zu erheben, indem er zugleich das Heer fast aus auf nationaler Grundlage organisirte. Vortreffliche Gene Biron, Lesdiguières, Sully, befehligten dieses Heer. A blind gebrauchte er diese schneidige Waffe, sondern wo er mochte, hat dieser kriegerische Monarch die friedlichen M militärischen vorgezogen. Niemals hatte man ein so folge bis in alle Einzelheiten durchdacht und wohlzusammenh System der Politik gesehen, wie Heinrich IV. es begrün durchführte. Man darf ihn als den Schöpfer der neuern fran Staatskunst bezeichnen; und wenn die ersten Jahrzeh Ludwig's XIV. Regierung das goldene Zeitalter der fran Diplomatie heißen, so ist die Regierung Heinrich's IV. sich silbernes. Selten wohl hat ein Staatslenker eine Reihe sichtiger, gewandter und glänzender Diplomaten um sich wie unter Heinrich es D'Effat, Bellievre, Seannin, Billero Und was die Politik Heinrich's IV. vor der Ludwig's XI zeichnet: das ist die Mäßigung und Selbstbeherrschung, von kleinlicher Ländergier und von dem Uebermuthe des sich mitten im Erfolge weise beschränkt, und, anstatt den Sd zu zermalmen, ihn vielmehr als Bundesgenossen und Fr sich kettet; welche nicht gegen, sondern mit Europa ihr Ziele zu erreichen sucht. Das späte Urtheil ist ja meist angewiesen, den Werth politischer Unternehmungen na Erfolge zu messen, und dieser letzte Erfolg fehlt dem H Heinrich's IV., weil derselbe dem Messer des Mörders g dem Augenblicke unterlag, wo er die Ergebnisse seiner lang

Bemühungen einsammeln wollte. Aber verschiedene Umstände gestatten uns doch, Heinrich's politisches Vorgehen einigermaßen abzuschätzen. Bei seinem Tode gehörte nicht mehr der bisherigen Hauptmacht, Spanien, das stolze Recht der Initiative und der Leitung der europäischen Verhältnisse, sondern Paris war der Mittelpunkt des Erdtheils geworden, und von hier erwarteten alle Völker und Kabinette hangend oder hoffnungsvoll das entscheidende Wort. Von Heinrich IV. hing das Schicksal Europa's ab; er hatte zu bestimmen, ob in Italien, den Niederlanden, Deutschland, an der Pyrenäengrenze Krieg oder Frieden herrschen sollte. Kurz: Heinrich IV. hatte das Uebergewicht in Europa von Spanien auf Frankreich übertragen. In der innern materiellen und geistigen Kraftentfaltung wie in der Entwicklung der äußern Machtmittel war Frankreich dem spanischen Reiche überlegen geworden. Nicht deutlicher, nicht unumwundener konnte dies anerkannt werden, als durch den ungeheimten Jubel, mit welchem in Spanien König, Staatsmänner und Volk die Kunde begrüßten, daß sie durch den Tod Heinrich's von dem drohenden französischen Angriffe befreit seien.

Und haben nicht Richelieu und Ludwig XIV. gerade an demselben Punkte wieder anknüpfen müssen, wo die vielfachen und doch so einheitlich zusammengefaßten politischen Fäden der erkaltenden Hand Heinrich's IV. entsanken? Er ist der Begründer jenes von den bourbonischen Königen so beharrlich verfolgten Grundsatzes gewesen: unter den Nachbarvölkern die innere Zwietracht zu fördern und sich zum edelmüthigen Beschützer der Schwachen gegen die Stärkern aufzuwerfen, das heißt im Grunde vermittelt des umfassenden Bündnisses der kleinen Staaten die großen zu bekämpfen und zu demüthigen, die allein die Nebenbuhler von Frankreich's Macht sein konnten. Die Vertheidigung der Schwachen war der schimmernde Vorwand; der wahre Zweck, Frankreich zu dem allein mächtigen Staatswesen in Europa zu erheben. Aber selbst bis in alle Einzelheiten läßt sich diese Nachahmung Heinrich's durch Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. verfolgen. Sie suchten wie er

Italien dem spanischen Einflusse zu entreißen; wie er die lande mit Güte oder Gewalt, mittelbar oder direkt, an sich zu fesseln; wie er die nördlichen Provinzen Spanien's zu stande zu bringen; wie er zugleich die protestantischen Fürstenlands gegen das Kaiserthum zu unterstützen, immer unter den schönen Vorgeben, „die germanische Freiheit“ wider die „Despoten des Hauses Oesterreich“ vertheidigen zu wollen.

Kann es ein besseres Zeugniß für das von Heinrich gegeben, als daß seine unfähigen und schwächlichen Nachfolger dasselbe nicht zu erschüttern vermochten? konnten die beiden Kardinäle und der „große König“ ohne auf dieser festen Grundlage und ganz nach diesem Plane wirken? Sie sind gewissermaßen die späten Vollstrecker von Heinrich's politischem Testamente, und gut wäre es für Europa und am wenigsten für Frankreich selbst gewesen, wenn sie Kühnheit, Großartigkeit und Festigkeit ihrer Absichten auch in Ruhe, Selbstbeschränkung und menschliches Wohlwollen hätten.

Beilage.

Einige Bemerkungen über Sully's Memoiren.

Der große Reichthum an Memoiren, an Aufzeichnungen hervorragender Theilnehmer oder auch aufmerkfamer Beobachter der politischen und literarischen Ereignisse ist stets als ein Vorzug der französischen Historik gepriesen worden. Indes möchte es die Frage sein, ob diese Memoirenliteratur die Geschichte Frankreich's mehr aufgeklärt oder mehr verwirrt und verdunkelt hat. Je umfassender man die in den Memoiren gebrachten Angaben an der Hand unwiderleglicher Aktenstücke kontrolirt, desto überraschender stellt sich meist ihre Unzuverlässigkeit heraus. Die Memoiren haben für alle Zeiträume der neueren französischen Geschichte eine Fülle falscher Daten und Anschauungen verbreitet; aber geradezu verhängnißvoll sind für die Geschichte Heinrich's IV. die Memoiren Sully's, die *Oeconomies d'Estat* geworden. Es ist natürlich, daß dieselben bei der Stellung ihres Verfassers allseitigen Glauben fanden, so lange es kein Mittel gab, dieselben zu kontroliren; bezeichnend aber ist es für die gedanken- und kritiklose Routine, in der sich leider noch immer ein großer Theil der französischen Geschichtschreiber ergeht, daß keiner der unzähligen Autoren, welche das Leben Heinrich's IV. und Sully's dargestellt haben, auch nur versuchten, die *Oeconomies d'Estat* mit den diplomatischen Aktenstücken zu vergleichen, von denen eine so große Fülle ihnen unmittelbar in den Archiven und der großen Bibliothek in Paris zur Hand war.

Ich durfte dagegen die Darstellung Sully's von den Thatfachen der Jahre 1609 und 1610 gar nicht benutzen. Denn je tiefer ich in die Geschichte der ganzen von Sully behandelten Zeit eindrang, um so deutlicher hat sich mir die völlige Unzuverlässigkeit desselben herausgestellt. An fast allen Orten, wo sich seine Angaben mit Hilfe authentischen Materials prüfen lassen, stellt sich ihre bisweilen unabsichtliche, meist aber absichtliche Unwahrheit heraus. Danach ist auch auf diejenigen Punkte, welche wir einer solchen Prüfung nicht unterziehen können, kein Verlaß, da kein Grund vorliegt, sie für wahrhafter und aufrichtiger zu halten, als das Uebrige: also auch diejenigen Theile von Sully's Bericht, die uns Neues, sonst Unbekanntes liefern würden, müssen durchaus bei Seite gelassen werden. Und nun vollends in Bezug auf die Ereignisse der Jahre

1609 und 1610 widerspricht Sully's Darstellung allen Aktenstücken bedingt, daß man nur zu wählen hat zwischen beiden — und da jeden Besonnenen die Wahl nicht schwer werden.

Es war ursprünglich meine Absicht, in einem ausführlichen Ex das Wesen, die Entstehungsart, den Zweck, die Abfassungszeit der *Oe d'Estat* näher einzugehen. Inzwischen hat dies M. Ritter in seiner wähten Abhandlung „Die Memoiren Sully's und der große Plan Heinrich (Abh. der Baier. Akad. d. Wiss. III. Cl., XI. Bd., III. Abth.) so gründlich daß ich mir nur einige Zusätze und Bemerkungen erlauben werde.

Prof. Ritter hat hauptsächlich die Unwahrheit der auf den „groß bezüglichen Erzählungen, die Erdichtung aller denselben betreffender — und es sind ihrer sehr viele — hervorgehoben und betont, obwohl eine Anzahl anderer erwähnt (a. a. O. Separatabdruck S. 29 ff.). Ich hier noch eine Reihe weiterer Fälschungen anführen, um die gänzliche Verlässigkeit der *Oeconomies d'Estat*, ihre völlige Unbrauchbarkeit als Quelle darzutun; dies wird auch dazu dienen, die wahre Absicht von ganzem Werke deutlicher festzustellen.

Die unschuldigere Art des Betruges, wenn man sich so ausdrücken besteht noch in theils ganz erfundenen, theils verfälschten Berichten. Beispiele aus allen Zeiten von Sully's Thätigkeit werden genügen.

Bei den Kämpfen des Königs von Navarra zuerst mit Heinrich dann mit der Liga will Sully überall zugegen gewesen sein, und doch sich die größten Irrthümer zu Schulden kommen. So will er dem bei Caufe 1576 beigewohnt haben, und doch erzählt er es so durchs (ch. 9, p. 23 f. ed. Michaud et Pouj.), daß er in demselben keines gegen gewesen sein kann. 1585 berichtet er den Anschlag Goudé's auf sehr ungenau und mit vielen Verwechslungen (ch. XIX, p. 47 f., v. l. 82 u. Aubigné, *Histoire Universelle*, I. V. ch. 11, t. II. [ed. Mail p. 440 ff.]). Die Absicht, sich allerorten zu verherrlichen, tritt nun in folgender Erzählung hervor.

Im Beginne des Jahres 1589 — so berichtet Sully ch. XXVI, kam Sully durch Blois, wo damals der König Heinrich III. sich befand derselbe von seiner Anwesenheit hörte, ließ er ihn rufen und schlug ihm Modus der Versöhnung zwischen ihm — dem Könige — und Heinrich Navarra vor; aber alles wurde mündlich abgemacht und so giebt es kein Aktenstück über diese Verhandlung. Sully ging dann nach dem Heinrich's III. schleunigst zu dem Könige von Navarra, der sich bee Frieden ganz nach den Vorschlägen Sully's abzuschließen. — Ganz anders sich die Sache nach den Berichten Thou's und Du Plessis-Mornay's. Er erzählt (I. 95¹), daß Heinrich III., von vielen zur Versöhnung mit dem ermahnt, zuerst durch Diana von Angoulême mit demselben verhandelte wurde Du Plessis auf das heimlichste von Heinrich von Navarra an d

¹) Thou war selbst bei diesen Unterhandlungen theilhaftig (*Mémoires de Thou*, Pouj. I. XI. 336); nun so zuverlässiger ist sein Bericht.

geschickt, mit dem er unter Beihülfe Schomberg's, in nächtlichen Zusammenkünften einen Waffenstillstand verabredete. Diese Verhandlungen fanden nicht, wie Sully will, in Blois, sondern in Tours statt. Aufklärung über Sully's Rolle bei der Angelegenheit giebt uns die *Histoire de Philippe de Mornay du Plessis* (Leyden 1647), p. 128; freilich ist diese Rolle hiernach eine viel weniger glänzende und beschränkt sich auf Folgendes. Rosny (=Sully) hatte von Heinrich III. den Auftrag, den König von Navarra um Erlaubniß anzufragen, daß Herr von Buhi, der ältere Bruder Du Plessis' und Maréchal de camp bei Heinrich III., in das navarrische Lager käme. Buhi, und nicht Sully, überbrachte dem Könige von Navarra die Vorschläge seines Schwagers von Frankreich, und jener sandte hierauf Du Plessis an den letztern ab. Zum Glück besitzen wir noch den Briefwechsel zwischen Du Plessis und Heinrich von Navarra über die Verhandlungen des erstern mit Heinrich III. (*Mémoires et Lettres de du Plessis*, dep. 1572 à 1589 [1624], p. 657 ff.). Es wird in demselben an keiner Stelle irgend welcher vorübergehenden Verhandlungen Sully's mit dem Monarchen Erwähnung gethan. Also eine Erfindung, die Sully ad maiorem suam gloriam gemacht hat.¹⁾

Vollständig falsch ist dann wieder seine Erzählung von dem Tode Heinrich's III. und den sie begleitenden Ereignissen. Er berichtet: Noch an demselben Tage, wo der König verwundet war, suchte Heinrich von Navarra, natürlich wieder in Gesellschaft Sully's, jenen in St. Cloud vor dem Abendessen auf; es ging dem Könige anscheinend gut. Kaum hatte sich aber Sully zum Essen niedergesetzt, als die Nachricht von dem Tode des Königs kam — also noch an dem Tage seiner Verwundung! Nun eilte Heinrich IV., wie sich versteht abermals mit dem unentbehrlichen Sully, nach St. Cloud, wo ihn die vornehmsten katholischen Herren aus der Umgebung Heinrich's III. sofort als König anerkannten. — Anders wird uns wieder bei Thou (l. 96—97), in den *Mémoires du duc d'Angoulesme* (Mich. et Pouj. I, XI. 64), sowie in den von den vornehmsten Anwesenden verfaßten Bericht über den Tod Heinrich's (mitgetheilt bei l'Estoile), die alle trefflich unter einander übereinstimmen, berichtet. Heinrich III. wurde früh am 1. August 1589 verwundet. Zuerst hielt man seine Heilung für wahrscheinlich, die ja auch durch ein an diesem Tage abgefaßtes Rundschreiben den Souveränen Europa's angekündigt wurde. In der Nacht aber ergriff ihn ein Wundfieber, und hieran starb er, am Morgen des 2. August. Heinrich IV. hatte ihn zum ersten Male nach seiner Verwundung schon um 11 Uhr Vermittags am 1. August besucht und kam dann erst wieder am Abend des 2. August nach St. Cloud, nachdem er zuvor in Meudon, wo er sich damals aufhielt, mit seinen Getreuen eine Verathung gepflogen hatte, bei der Sully wenigstens nicht genannt wird. Auch wurde Heinrich in Wahrheit von den katholischen Vornehmen nicht sofort anerkannt, sondern diese hielten zuvor eine lange Verathung im Gendy'schen Palais ab und beschloßen endlich, ihn nur unter bestimmten Bedingungen als König anzunehmen. — Für einen angeblichen Augenzeugen sind solche Widersprüche gegen die Wahrheit,

¹⁾ Man vergl. auch d'Aubigné, *Hist. Universelle* I II. ch. 19, t. III. (Paris 1620), 167.

wie sie in den obigen Angaben Sully's enthalten sind, ganz unvergeßlich mal da er bei diesen Vorgängen eine hervorragende Rolle gespielt hat. In der That stellt sich bei einer Vergleichung mit der Erzählung (I. II. ch. 22, t. III, p. 182) heraus, daß Sully diesen einfach ausgedrückt und nur überall die Erwähnung seiner eigenen Person hinzugefügt hat. Wir diese Thatsache fest: sie wird uns einen Wink in betreff der G des „großen Planes“ geben. — Man wird aber zugestehen, daß bei ein Sachlage man nur annehmen kann, Sully sei zu jener Zeit nicht in gebung Heinrich's IV., geschweige denn in dessen Vertrauen und stellung gewesen!

Eine der letzten Erfindungen Sully's aber ist die angebliche G eines Conseil de raison durch die Generalstände von Neuen (1596) die Staatseinkünfte mit dem Könige zur Hälfte zu theilen und die wiesene Hälfte zur selbständigen Tilgung der Staatsschulden zu haben sollte. Hier von findet sich bei Thou, der uns die, übrigens g Beschlüsse der Stände in weitläufigem Auszuge mittheilt, ebenso wenig irgend einem andern Schriftsteller der Zeit nur ein Wort. Sully hat den Conseil de raison nur erfunden, um an demselben und gegen eigene Ueberlegenheit und unvergleichliche Geschicklichkeit in Finanzsachthum! Er läßt durch seine Schlaueit den Conseil de raison nach monatlichem Bestande ein schmachliches Ende nehmen (chap. LXXII) wird zugestehen, daß diese Dinge — eine so wichtige Einrichtung Schicksal — sorgfältigen und theilweise mit offiziellen Quellen an Schriftstellern, wie Thou, l'Estoile, Matthieu, Palma-Cayet, nicht b gehen können: wenn sie nicht eben in's Fabelreich gehörten.

Hierhin sind denn auch die Erzählungen Sully's zu verbannen, weil M. Mitter (a. a. O. S. 32) als Beweise für dessen Lügenhaftigkeit anführt möge“, sagt dieser Gelehrte, „in den *Oeconomies d'Estat* (nach Richard's I. S. 402) die lombische Erzählung lesen, wie der Baron de Lux, der Biron's, der sich der Gnade des Königs ergeben will, von Rosny empfangen wird, dann aber den Beweis von Rosny's Mißbehagen aus de Heinrich's in den *Lettres missives* V, S. 689, entnehmen. Man müßte mit dem Bericht der *Oeconomies d'Estat* (I. Seite 513 fg.) über die zwischen Rosny und dem Grafen von Soissons den Brief, welchen der 26. August 1603 an den Grafen schrieb, vergleichen (*Lett. miss.* VI, oder die Verathung, die nach der Flucht des Prinzen von Condé gehalten erst nach der aus diplomatischen Berichten geschöpften Darstellung (*Memorie reconquite*, Ausg. von 1676, II, S. 81 fg.) und dann nach der Erzählung in den *Oeconomies d'Estat* (II, S. 308 fg.) studiren.“ —

Aber alles dies ist noch nicht das Schlimmste; viel ärger ist die und vollständige Erfindung von Aktenstücken, die Sully ohne i Bedenken für seine Zwecke vornimmt mit einer Keckheit, die wirklich ihres sucht. Herr Jules Loiseleur hat (*Ravaillac et ses Complices*, Par mit fast übermäßigem Aufwande von Beweisen vollständig dargethan, angebliche Brief La Varenne's an Sully über den Tod der Gabriele wie ihn Sully mittheilt, durchaus erfunden ist, um seinen Gegner z

Vergiftung jener Dame zu beschuldigen; und nicht minder ein Brief der Königin Margarethe an Sully vom 29. Juli 1599 (a. a. D. S. 229. 233). Und doch ist Voiselleur so wenig ein Gegner der Sully'schen Memoiren, daß er — wunderbar genug nach solchen Entdeckungen! — seine ganze Ansicht über die vermeintliche Verschwörung Epemon's gegen das Leben Heinrich's IV. auf die Angaben Sully's begründet (vergl. oben S. 483 Anmerk.). — Erdichtet sind ferner der Brief Elisabeth's an Heinrich IV. im Jahre 1601 und die ganze Erzählung von der Gesandtschaft Sully's an Elisabeth, die sich daran schließt (s. Heinrich IV. u. Philipp III., I, S. 207, Anm. 1 u. Ritter a. a. D., S. 33, Anm. 1); erdichtet oder theilweise verfälscht die Depeschen Sully's von seiner Gesandtschaft bei Jakob I. im Jahre 1603 (Heinrich IV. und Philipp III., I., S. 363 f. u. Ritter, S. 34 ff.); erdichtet das Schreiben Heinrich's IV. an Sully über den Verrath Hoste's im Jahre 1604, das den von Sully arg beneideten Villeroi der Theilnahme an jenem Verrathe beschuldigt (Heinrich IV. und Philipp III., I, S. 325 ff.); erdichtet der Briefwechsel zwischen Sully, dem Könige und einigen Ministern über die Beuillon'sche Verschwörung (1605) und zwar nur, um Sully als den Hauptleiter der Untersuchung darzustellen (vergl. ebendaß. II, 245 f.)! Daß die ganzen unendlichen Ausführungen Sully's über den „großen Plan“ mit zahllosen Aktenstücken rein erdichtet sind, hat Ritter hinreichend nachgewiesen. Wir fügen noch hinzu, daß der Brief des Erzherzogs Albert an den König vom 13. Mai 1610 bei Sully in der lächerlichsten Weise verstümmelt und verfälscht ist (vgl. Henrard 138 f.).

Und nicht anders verhält es sich mit den finanziellen Uebersichten, die Sully aufstellt. Hier sollte man die reichlichste Belehrung erwarten, da Sully als Finanzminister alle staatlichen Urkunden über diesen Gegenstand zu Gebote standen. Aber davon ist nicht die Rede. Sei es Unachtsamkeit, sei es böser Wille, Sully setzt alles derart in Verwirrung, daß auch nicht eine einzige Tabelle zu gebrauchen ist. Zunächst stimmt niemals die Summe mit den einzelnen Faktoren, aus denen sie zusammengesetzt ist. Das komischste Beispiel dieser Art ist vielleicht die Uebersicht über die Einkünfte der französischen Könige (Petitot II, VIII. 467 ff.), wo bei jedem Herrscher erst die Summe im allgemeinen angegeben ist, und dann eine detaillirte Uebersicht folgt, deren Facit aber immer ein anderes ist: z. B. Karl VIII. erst 4,461,619, dann 3,561,719 Livres; Ludwig XII. erst 4,865,617, dann 4,867,020 £.; Franz I. erst 14,044,115, dann 13,897,593 £. und so fort. Dies ist nur ein Beispiel unter mehreren Duzenden. Aber auch die an verschiedenen Orten gemachten Angaben über dieselben Beträge stimmen niemals mit einander überein. So giebt er als Kosten des Fußsoldaten für die Armeen des Jahres 1610 VIII. 346: 18 Livres monatlich, IX. 66 aber 21 Livres monatlich an, für den Reiter VIII. 346: 50 £., IX. 66: 60 £. Nicht minder differiren von einander die verschiedenen Angaben über den Betrag der von dem Staate zurückgekauften Renten und Domänen, der 1605 (VI. 380) schon zu 90 Millionen Livres, 1610 aber nur zu 60 Millionen (VII. 473) und dann wieder (IX. 64) zu 80 Millionen fixirt wird. Ist auf solche Daten auch nur der mindeste Verlaß?!

Wir sehen, daß die finanziellen Angaben Sully's ebenso wenig zu verwerthen sind, wie seine politischen.

Viel zu milde scheint uns noch das Urtheil, welches Mitter (S. die Sully'schen Memoiren fällt: „Sully schrieb sie zu einer Zeit, da von politischen Idealen gehoben, von historischen und politischen Kenntnissen überfüllt, sein Urtheil und Gedächtniß aber von der Schwäche getrübt waren. Indem er versuchte, die Zustände und Begebenheiten vergangener Zeit den Zwecken unterzuordnen, die er selber erfunden hat, ihm das Einzelne und Allgemeine immer wieder auseinander.“ Hierin noch nicht erklärt, weshalb Sully sich von seinen, wahren oder an Sekretären fortwährend mit abgeschmackten und übertriebenen Lobsprüchen häufen läßt, alle ausgezeichneten Schriftsteller und Staatsmänner aber ihm in Verührung gekommen sind, angreift und verhöhnt.

Vielmehr scheint sich uns Folgendes als Veranlassung und Zweck zweifellos zwischen 1633 und 1638 rebigirten, in letzterem Jahre zum Male veröffentlichten Buches zu ergeben.

Sully war seit dem Tode seines großen Gönners, Heinrich's IV. nur in Ungnade bei den regierenden Persönlichkeiten, sondern er war auch ihm sicherlich noch mehr kränkte, allmählich ganz in Vergessenheit gerathen, lebte zurückgezogen auf seinen Schlössern Villebon und Sully, wo er sich über seine Vernachlässigung seitens des Hofes zu trösten, mit tödlicher Pompe, Leibgarden, Schweizern und dergl. umgab; selten kam er einmal nach Paris (Talleyrand des Réaux, Mich. et Pouj. II, III App. p. III). In unfreiwilligen Muße verfaßte er die *Oeconomies royales*, in denen er gemäß sowohl die Bitterkeit seiner Gefühle als auch das Streben nach sein eigenes Werk sowie die Thaten seines königlichen Freundes an der gegenwärtigen Regierung Frankreich's hervorzuheben. Aus dem Empfinden des Schmerzes über die ihm gewordene Zurücksetzung gingen die Nachdenkungen über die Lust an Verläumdung hervor, mit denen er gegen alle wüthete, länger in der Gunst, sei es des Hofes, sei es einer Partei, zu erhalten wie Bazin (Mich. et Pouj. II, II. Notice p. XV) sagt: „Hugenotten und Katholiken und Politiker, Eprenon wie Du Plessis-Mornay, Vespignier der Graf v. Auvergne, Freunde, Feinde, Verwandte, Maitressen, Kollegen, Vorgänger im Ministerium, alles ist schuldig oder verdächtig, alles erfährt eine grausame Censur.“ Ich will hier nur auf die Feindschaft und die Verdächtigungen aufmerksam machen, mit denen er Jeannin, Bouillon, den ehe- maligen Fresnes, Du Plessis und Villeroi unausgesetzt verfolgte. Besonders den er als den Urheber seines Sturzes angesehen haben mag, beschimpft die lügnerischste Weise als einen elenden Schwachkopf und treulosen Verräther nicht nur an der schon oben bemerkten Stelle, sondern auch in den *Observations sur les Mémoires de Villeroi* (Petitot II, IX 117 ff.; IX 263 nennt er ihn und Sillery impertinens et ridicules!) Du Plessis hat schon einen zeitigen lebhaften, ja leidenschaftlichen Vertheidiger in seinem Sekretär Marbais gefunden. — Andererseits sucht Sully sich selbst und Heinrich IV. in vortheilhaftem Lichte darzustellen, im Gegensatz besonders zu der Darstellung Mariens, die seinen Sturz herbeigeführt hatte. Die Sekretäre Sully's haben diese beiden Zwecke selbst ein. Bald sagen sie, sie schrieben unter der Herrschaft du dépit et de la colère; bald, an unzähligen Stellen, heben sie hervor

ihre hauptfächliche Absicht, das von den andern Geschichteschreibern verkündete Andenken „des großen Alciden“ Heinrich zu retten d. h. vorzüglich das Andenken seines angeblich vertrautesten Helfers und Freundes Sully. Wir haben gesehen, wie kühn der letztere in der Verfolgung dieses Zweckes ist, wie er die feststen Unwahrheiten nicht scheut, um sich als den Hauptleiter von Unternehmungen hinzustellen, die theils gar nicht stattgefunden haben, theils nicht oder nur in sehr untergeordneter Weise von ihm betrieben worden sind; und diese Beispiele ließen sich vielfach vermehren. Nun begreifen wir auch, weshalb Sully anstatt seiner eigenen Person die „Sekretäre“ als Erzähler auftreten läßt. Diese entstellende, ja hier und da ganz widersinnige Umtkleidung — wenn z. B. die Sekretäre ihrem Herrn Unterredungen erzählen, wo nur dieser und der König selbst zugegen waren — trägt erstens zu dem vornehm ehrwürdigen Halbdunkel, dem Scheine des Außerordentlichen, noch nie Dagewesenen und Geheimnißvollen bei, womit Sully sein Werk zu umhüllen suchte; wie er denn dasselbe, das auf seinem Schlosse gedruckt war, von der mythischen Daffin des Melchinosgraph von Aleantimele und Graphexeken von Pistoriste herausgeben läßt. Und zweitens konnte er durch den Mund seiner Sekretäre vieles sprechen — an Lob für sich, Tadel für andere und zweifelhaften Behauptungen — was er selbst zu sagen doch einigermaßen Scheu trug.

Aus diesem Gesichtspunkte: der maßlosen Verherrlichung Heinrich's IV. und seiner selbst, ist auch bei Sully der „große Plan“ hervorgegangen, an dessen Entwurf und weitem Spezialisirung er so bedeutenden Antheil gehabt haben will.

Wir vermögen aber auch noch die Quelle zu erkennen, aus welcher er die Idee zum „großen Plane“ geschöpft hat. Es ist Mubigné, dem er ja schon die Erzählung vom Tode Heinrich's III. entlehnte, um sie freilich gleichfalls zu seinen Gunsten aufzuschmücken.

Im Jahre 1620 erschienen „der Appendix oder Korollarien zu der Geschichte des Herrn v. Mubigné,“ von diesem selbst verfaßt. Mubigné befand sich damals in einer ähnlichen Lage wie Sully. Er hatte sich mit dem Hofe entschieden überworfen, er hatte beschloffen Frankreich, wo er sich unsicher fühlte, zu verlassen, und wollte nur noch an der Verschwörung der Prinzen gegen Lunnes theilnehmen, um einen letzten Versuch zum Umsturze des damaligen Regiments zu machen. Auch ihm kam es als Schriftsteller nur darauf an, seinen ehemaligen Herrn — Heinrich IV. — und mit diesem sich selbst in glänzenden Gegensatz zu der gegenwärtigen Regierung zu stellen. Schon in seinen Memoiren (ed. Lalanne, Paris 1854, p. 107 ff.) spricht er von des Königs „großem Plan“, der hier jedoch nichts als den allseitigen Krieg gegen Spanien umfaßt. In dem „Appendix“ aber wird dieser „große Plan“ weiter ausgebeutet. Der Herzog v. Savoyen, der Marschall Lesdiguières und Villeroi hätten dem Könige gerathen, Mailand anzugreifen; Prinz Moriz und Sully hätten ihm vorge-schlagen, mit den Holländern gemeinsam dem Erzhertoge Flandern wegzunehmen. Der König aber beschloß, ohne Vortheil für sich alle von Spanien Unterdrückten zu befreien. Eine Armee unter Lesdiguières sollte in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Savoyen und den Venetianern Italien erobern; der Großherzog von Toskana sollte dann Port-Gracie und Orbitello bekommen,

die Venetianer mit dem Papste und den andern italienischen Königsreichen Neapel theilen. Der Herzog von Bayern sollte Kaiser Frankreich, England und die Niederlande sollten drei Flotten liefern 6000 Mann besetzt, die von sechs zu sechs Monaten Indien angreifen. Der König wollte sich nur bis zum Mont Genis und ein wenig deutschen Seite ausdehnen. „So war im Anfang der große Plan, König sich begnügte, den Spanier auf die Grenzen der Pyrenäen Meeres zurückzuführen. Aber zwei Umstände ließen weiter denken: sogar in einem Vertrage stipulirte Anerbieten des Erzherzogs (conclu) wodurch er dazu beitragen wollte, was er nicht aufschieben konnte mittelst der Bereitwilligkeit seines Beistandes dem Könige das Mittlaiserliche Krone mit einem Zuge auf sein Haupt zu setzen.“ Der Umstand beruhte auf dem Anerbieten Aubignés und einiger reichen von Guvenne, die Armee, die Spanien erobern würde, billig zu. Darauf beschloß der König, „zwei Armeen, jede von 25,000 Mann Spanien zu werfen, die eine um bei St. Sebastian, die andere in pignan zu beginnen.“

Nehmen wir den ganz unsinnigen und dem übrigen Inhalte widersprechenden Satz aus, daß der Erzherzog Albert dem Könige zur Kaiserkrone behülflich zu sein sich verpflichtet habe — so erkennen den abenteuerlichen aber doch verhältnismäßig noch bescheidenen Plan Aubignés über den „großen Plan“ Zug für Zug die Grundlagen, dann die Phantasie Sully's das luftige Gebäude seines noch viel größeren errichtet hat.

Nun verstehen wir auch Sully's Grimm gegen den Geschichtsduplex, den er in einem Kapitel Dissertation sur les historiens de France (Petitot II, IX 248 ff.) in Wahrheit ganz allein mit jenen bitteren Worten, die so bezeichnend für die ganze Schreibweise der Oeconomien sind, verfolgt. Und zwar weil Duplex sich gegen die unwahren Angaben Aubignés über den „großen Plan“ ausspricht und bemerkt, er selbst eifrigen Nachforschens über den letztern nichts erfahren können (p. 1639; die erste erschien seit dem Jahr 1639; die erste erschien seit dem Jahr 1639; die erste erschien seit dem Jahr 1639). Deshalb wird ihm u. a. une grande aversion à la gloire de son Roy et une haine envenimée contre ceux qui lui ont été les plus vorgeworfen. In der That hatte Sully allen Grund, derart sich Aubignés dessen Gegner anzunehmen; denn in Aubignés's Erfindung vertheidigt gleich seine eigenen unendlich wiederholten Erzählungen vom „großen Heinrich's IV.!







